Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 1, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. Berlin und Wien, 1. Januar 1897. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Reue.

Erzählung von Adalbert Meinhardt in Hamburg.

Die Kleine hatte sich an dem Lehnstuhl ihres Vaters emporgerichtet. Da stand sie nun auf ihren dicken, kurzen Beinchen und lachte beide Eltern an vor Freude über das große Kunststück, das ihr so prächtig gelungen war. Die Mutter warf sich zu ihr auf die Erde, nahm sie und drückte das runde, weiche, warme Geschöpfchen an sich und küßte ihr die Hände, die Füße, den weißen Hals, die blauen Augen, die seidenfeinen blonden Löckchen, halb lachend, halb weinend vor Entzücken. Und dann setzte sie das Kind wieder auf den Boden hin, daß es sein neuerworbenes Können gleich noch einmal üben sollte, hockte sich zu ihm und wartete. Es war still im Zimmer. Die Kleine kroch ein wenig näher, patschte mit beiden Händen dem Vater auf den Stiefel und guckte mit ihren ernsthaften Augen zu ihm auf, als ob sie fragen wollte: „Soll ich? Soll ich's nicht?“

„Ist sie nicht himmlisch?“ fragte ganz leise die selbst noch kindlich junge Frau.

Er nickte nur.

Nun hatte das kleine Ding mit den Armen sein Bein umklammert, zog sich daran höher, noch höher, ganz roth vor Anstrengung und Eifer. Da plumpste sie wieder zurück auf die Erde. Aber, ohne sich abschrecken zu lassen, begann sie die große Arbeit gleich wieder. Bis zur Höhe seines Knies hatte sie sich bald hinaufgetastet; nun, — ein Ruck noch, und wahrhaftig! es war ihr zum zweiten Mal gelungen; sie stand aufrecht, so hoch sie war, und drehte den Kopf um, ob man's auch sehe, was sie erreicht.

„Halte sie doch fest, daß sie nicht wieder hinfällt, so nimm sie doch, küsse sie zur Belohnung! Freust Du Dich denn garnicht, daß sie das schon kann, unser Kind, unsere süße kleine Lili?“ rief die Frau.

Er hatte wohl eine unwillkürlich heftigere Bewegung gemacht. Die Kleine purzelte richtig zurück auf die Erde. Diesmal aber unsanft, daß sie laut zu weinen anfing, und die junge Mutter sie rasch wieder aufheben, streicheln und küssen mußte. Dazu gab sie ihr so viel Schmeichelnamen und flüsterte ihr an das kleine, rosenrothe Ohr mit zitternder Stimme so viel Trostesworte, als ob sie nicht nur das unverständige kleine Wesen über irgend eine Enttäuschung zu beruhigen habe.

„Ich will sie zu Bett bringen, sie ist schon müde, und deshalb weint sie, meinst Du nicht auch?“ fragte sie den Gatten.

„Ja,“ murmelte er, „ja, geh' nur, bring' sie fort.“

Sie trug das Kind hinaus. In der Thür kehrte sie sich noch einmal um und hieß die Kleine, ihm eine Kußhand zuzuwerfen. Die lachte schon wieder. Und sie selbst mußte lachen, als sie die ungeschickten Händchen

Am Fenster.

Nach dem Gemälde von H. Koester in Karlsruhe. — Siehe Seite 8.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, A.-G., München.

hin und her bewegte. Beide einander so ähnlichen lieben Gesichter, Wange an Wange gedrückt, winkten ihm ihre Grüße zu. Und dann fiel die Thür ins Schloß, und er blieb allein. Er warf sich mit einem dumpfen Wehlaut über den Arbeitstisch, vor dem er gesessen hatte, und drückte das Gesicht auf die Arme.

Draußen begann es eben zu dunkeln. Vor den zwei Fenstern seines Zimmers tanzten die Flocken, im scharfen Märzwind bewegten sich die noch kahlen Zweige schattenhaft. Drinnen war es warm und behaglich. Von der Kirche gegenüber schlug die Uhr. Die im Zimmer antwortete ihr mit leiseren, silberhellen Schlägen. Alles was es draußen Gutes, was es Schönes in der Welt giebt, dessen war in diesem Raum ein kleiner Theil, gleichsam ein Wiederhall und Abglanz. Ueber den hohen Büchergestellen an der Wand die alten Stiche von Piranesi nach römischen Bauten; auf dem Kaminsims die Marmorbüste der ludovisischen Juno, und darüber eines der schönsten Reliefs von der Gräberstraße zu Athen; auf dem Tisch vor dem Sopha ein Glas mit frischen Weidenkätzchen und gelben duftigen Schlüsselblumen; Zeitungen, neue Bücher, eine Mappe mit Photographien und farbigen Drucken der allermodernsten Schule. Und endlich am Fenster ein Gestell, hoch bepackt mit Noten, und darauf ein Geigenkasten.

Er aber lag und wußte von alledem nichts, und durch das trauliche Zimmer tönte, statt der schönen Musik, wie sie das Instrument dort versprach, nur sein schweres, gequältes, stoßweises Athmen.

Da ging die Thür. Es kam das Beste, was in so einem jungen Heim ist: die Hausfrau. Mit der Lampe in ihrer Hand zögerte sie, denn sie sah ihn nicht gleich und meinte schon, das Zimmer sei leer.

Im nächsten Augenblick entdeckte sie da auf dem Schreibtisch auf den lang ausgestreckten Armen zwischen Papieren und Schreibereien den dunkeln Kopf. Schneeweiß vor Schrecken stand sie und starrte ihn an und suchte sich Muth zu sammeln. Sie gab mit den trockenen Lippen einen Ton von sich, daß er sie bemerken sollte. Denn etwas wie ein Schamgefühl hielt sie zurück. Er, das wußte sie, würde sich scheuen, so vor ihr sich sehen zu lassen. Aber er hörte ihr Hüsteln nicht, so wenig, wie vorhin das Oeffnen der Thür. Da ertrug sie's nicht länger und ging zu ihm, kniete neben ihm nieder und legte ihren Kopf an seine Schulter.

„Leo!"

Das hörte er doch. Er fuhr empor, so hastig, daß er sie beinah zurückstieß. „Verzeih!" murmelte er. Und er bückte sich über die Briefschaften auf seinem Schreibtisch, als ob er nun gleich sich in seine Arbeit vertiefen wolle.

Sie erhob sich von ihren Knieen. Ihre Lippen biß sie zusammen und biß sie fast wund, um die Worte zurückzuhalten. Sie ging hin, die Lampe zu holen, die sie vorhin in ihrem Schrecken rasch nur aus der Hand gestellt hatte, trug sie zu ihm auf den Schreibtisch, drehte den Docht etwas höher und rückte den Schirm so, daß ihm das Licht gerade auf sein Blatt fallen mußte. Dann schob sie für sich einen Stuhl und das Tischchen mit ihrem Nähkorb an die andere Seite, wo sie das Licht zugleich mit ihm benutzen konnte, setzte sich und begann zu nähen, wie sie es jeden Abend that. Aber nach ein paar hastigen Stichen ließ sie die Arbeit sinken, sah auf und spähte zu ihm hinüber. Und da traf ihr Blick seine Augen, die die ihrigen suchten.

„Anna," sagte er, „verzeih mir! Es kam mir so. Wir sind zu glücklich! Und alles gelingt mir, und . . . Du mußt mir verzeihen!"

Sie bückte sich wieder, ohne ein Wort, die Lippen fest aufeinandergeschlossen, über ihre Arbeit.

„Anna!" bat er noch einmal, „meine Anna!"

Da legte sie das seidene Kleidchen für ihre Kleine, an dem sie genäht hatte, glatt zusammen und zurück in den Korb. Ganz ruhig, sehr ordentlich that sie das, als ob sie in das zierliche Fähnchen allerlei reifliche Entschlüsse und festes Wollen hineinfalte und für weiche Zärtlichkeiten nicht Raum lassen dürfe. Sie stand auch nicht auf und ging nicht zu ihm, wie sie's sonst gethan hätte, hob nur den Kopf etwas höher und fragte: „Soll ich sprechen, so, wie ich denke?"

„Ja, gewiß! Nur sage mir erst, ob Du mir verzeihst!"

„Nein," rief sie, „nein und noch einmal nein! Ich verzeihe Dir nicht! Ich finde es nicht männlich und nicht schön, von einem alten Kummer sich so beherrschen zu lassen. Ich achte es nicht, und ich soll Dich doch achten und will es auch. Das aber ist Schwäche. Wenn ich so wäre, daß ich immer wieder bei dem Gedanken an den Tod meiner Mutter zusammenbräche, Du hättest längst die Geduld verloren und nenntest mich weibisch. Und ich leide um ihren Verlust, sage mir, sie könnte noch leben, wenn ich nicht von ihr gegangen wäre, um Deinetwillen. Und ich trauere um sie und weiß jede Stunde, wie viel, wie unendlich viel mir fehlt. Und daß ich ihr mein Kind nicht zeigen, meine Freude nicht durch ihre verdoppeln kann, — meinst Du wohl, es schmerze mich nicht? Aber es muß getragen werden. Und Dein Leid ebenso gut."

„Anna, Du weißt nicht —"

„Nein, ich weiß nichts. Und ich will's auch nicht wissen! Glaube nur nicht, daß es Neugier sei, was mich treibt, zu sprechen. Was ich Dir gesagt habe, damals, als Du mich fragtest, ob ich Deine Frau werden wollte: „Was Dich drückt, will ich mit Dir tragen, Dir erleichtern, nicht erschweren," — das halte ich weiter. Ich bin nicht so kindisch, wie Lohengrin's Elsa. Ich kann ganz gut Dich, Deine Gegenwart und Deine Zukunft lieben, die mir gehören, ohne die Vergangenheit, an die ich keinerlei Rechte habe, auch nur zu kennen. Und wenn Du das Aergste, was Männer ihren Frauen verbergen, mir heute geständest, es würde an meiner Liebe nichts ändern."

„Ich schwöre Dir, es ist nichts dergleichen."

„Du sollst mir nichts schwören. Ich wiederhole es Dir, glaub' mir: das oder anderes, es ist mir gleich. Mir liegt nichts an dem, was war. Und hättest Du einen Mord begangen und die Schuld daran auf dem Gewissen, ich würde Dich bitten: „Wirf es von Dir, werde besser dadurch, mache andere glücklich, so viele, daß der Tod des einen hundertmal aufgewogen wird!" Aber dies ewige Zurückdenken, Zurückgrübeln, das gar nichts bessert —"

„Wenn ich wäre wie Du, das Geschehene hinter mir ruhen lassen könnte! Wenn ich unser hübsches home ansehe, hier auf dem Schreibtisch meine Arbeiten und dann Dich und das Kind erst, — solches Glück mir! Und andere dagegen —"

„Es hat jeder sein Theil. Nennst Du das Glück, wenn eine Frau ins Zimmer tritt und findet ihren Mann, den besten, edelsten, den sie liebt, mehr als sie's selber begreifen kann, der ein Gelehrter ist, der Erfolg hat in jungen Jahren, den alle seine Schüler und Freunde bewundern, beneiden, — und findet ihn so?!" —

Nun war er es, der aufstand und zu ihr hinkam um den Schreibtisch herum. „Bist Du nicht glücklich?" fragte er leise.

Sie ward über und über roth, so schwer fiel es ihr, den Blick in seine Augen, den entzückten, dankbaren, der ihm sonst wortlos geantwortet hätte, von ihm zu wenden.

Er seufzte leise, ging zum Fenster, drückte seine Stirn an die Scheiben und starrte in das wirbelnde Schneetreiben draußen. Als er zurückkam, an ihr vorüber, strich er leise mit der Hand ihr über den glatten, blonden Scheitel. „Arme Anna! Ganz so schwer hattest Du es Dir doch nicht mit mir gedacht?"

Sie bückte sich tiefer über ihr Nähzeug, das sie wieder zur Hand genommen.

In ihrer jungen, ahnungslosen Mädchenfreiheit hatte sie freilich es sich unmöglich vorstellen können, wie bitterschwer es ihr fallen würde, so neben ihm herzugehen mit dem trennenden Schmerz seiner Vergangenheit zwischen ihnen. Aber sie hatte doch auch nicht geahnt, wie schön es sein würde, ach, so schön! Und das ihm zu sagen, gerade jetzt, wo er wieder unter einer der schwarzen Stunden litt, um derenwillen er ihrer bedurft hatte, das konnte sie nicht. Etwas von der alten kindlichen Bescheidenheit gegenüber dem ernsten Gelehrten, war ihr bis auf diesen Tag noch geblieben. Und so war alles, was von ihrem Denken ihm hörbar wurde, der kurze Satz: „Es sind morgen zwei Jahre."

„Ja," sagte er, „ich habe auch schon daran gedacht. Zwei ganze Jahre, in denen Du es mit mir schwachem freudlosem Menschen ausgehalten."

„Laß das, Leo, ich kann es nicht leiden, daß Du so von Dir sprichst! Du thust mir weh damit."

„Das will ich gewiß nicht. Und daß Du siehst, wie sehr ich Dir Freude machen möchte: da, ein Geschenk zum Hochzeitstage."

Sie sah ängstlich auf. Wenn er ihr wieder ein Schmuckstück schenkte, wie er es schon ein paar Mal gethan, jetzt, heute, sie hätte sich schwer überwinden gekonnt, es anzunehmen. Aber er zog aus seiner Brusttasche ein sehr harmlos aussehendes Brief-Couvert, das er ihr über den Tisch hinreichte. Mr. le professeur Leo Wille stand darauf. Sie nahm den Brief heraus, faltete ihn auseinander und las. Also wirklich! Die Pariser Akademie der Wissenschaften ernannte ihn, als Anerkennung für seine mathematische Arbeit, zu ihrem correspondirenden Mitglied! Mancherlei Ehren hatten Deutsche ihm schon, jung wie er war, erwiesen. Diese, vom Ausland kommend, schien ihr entscheidender und schmeichelhafter, als alle bisher.

„Leo," sagte sie, „so groß bist Du und wirst so berühmt. Und ich, daß ich's nicht einmal verstehen kann, was Du arbeitest und schreibst, es noch immer nicht begreife, was für einen Nutzen alle Deine Zahlenreihen für die Menschheit stiften."

„Vielleicht nur Schaden," murmelte er.

Und da sie aufsah, saß er schon wieder mit demselben trostlosen Blick vor sich hinstarrend, wie sie ihn vorhin gefunden, und es lag wieder zwischen ihnen, das Geheimniß, daran sie nicht zu rühren versprochen. Sie hatte es gelobt, und sie hielt ihr Wort. Nicht einmal in Gedanken grübelte sie, mühte sich auch nicht, auf Schleichwegen dahinter zu kommen, wie es andere Frauen versucht haben würden. Sie fühlte, das hätte ihm doch nicht geholfen. Wenn sie auch jung war, nicht einmal ganz zwanzig, die zwei Jahre an seiner Seite hatten sie gelehrt, mit ihm zu empfinden, für ihn zu denken. Das, was er trug, es würde mit der Zeit nicht leichter, es würde ihm Tag für Tag nur schwerer seinen Lebensmuth niederdrücken. Und alle äußeren sogenannten Glückszufälle würden den Schmerz, die Reue, den Vorwurf, die er einmal sich auf sein Gewissen geladen, nur immer verschärfen, würden den bohrenden einen Gedanken, der ihn beherrschte, doch nicht vergessen machen. Der Arzt hatte es ihr eingestanden, als sie ihm einmal über ihres Mannes schlechtes Aussehen und seine Schlaflosigkeit geklagt, daß er ihm nicht zu helfen wisse. Kein Trost, kein Mittel als nur eines: daß er freiwillig sich entschlösse, ihr zu beichten. Aber nicht mit einer Silbe durfte sie ihn dahin führen. Das Aussprechen, sollte es ihn wirklich befreien, mußte ohne jeden Anstoß, allein nur aus seinem Wunsche geschehen. Mit anderen Worten: sprach er, so war schon das Aergste vorüber, die Genesung war da. Bis solches Wunder sich begäbe, war sie machtlos, die Hände blieben ihr gebunden, sie konnte nicht handeln, ihn nicht schützen und mußte zusehen, wie er sich in sich selber verzehrte, mehr und mehr seinem düsteren Grame sich hingab.

Das Zimmer war so still wie vorher. Er schrieb jetzt emsig, die Stirn gerunzelt, in sein Studium vertieft, das, wie er oft sagte, ihn zu sehr einnehme, um für ein anderes Bewußtsein, als das seiner Zahlen, ihm Raum zu lassen. Und sie, an der anderen Seite des Schreibtisches, nähte und sann, wie Frauen thun, denen so leicht keine Art von Arbeit das Gefühl für ihre Lieben, ihre Sorgen ganz aus dem Bewußtsein tilgt.

Als es Zeit war, stand sie auf und machte den Thee auf einem Tischchen neben der Thür. Das Dienstmädchen hatte ihr durch die lautlos geöffnete Spalte eine Platte mit Brod gebracht, sie röstete ihm die Scheiben, strich Butter darauf und setzte ihm sein Nachtmahl zurecht, daß er, ohne sich im Schreiben zu unterbrechen, danach greifen konnte. Sie selbst trank ihren Thee im Stehen, die Augen auf ihn geheftet, und wartete, ob er aufblicken, zu ihr sprechen würde. Manchmal, wenn er wußte, er würde lange zu arbeiten haben, redete er ihr zu, zu Bett zu gehen. Manchmal, wenn sie ihn so vertieft sah, ging sie, ohne daß er es bemerkte. Heute konnte sie sich nicht entschließen, ihn zu verlassen. Sie hatte sich hinausgeschlichen, nach ihrem Kinde zu sehen, auf eine Secunde sich das Herz an dem lieben Anblick zu erfrischen, und kam wieder und setzte sich zu ihm. Hätte er sie gefragt, sie hätte ihm zur Antwort gegeben, daß sie bleibe, weil sie Lili's Kleidchen für morgen fertig machen wolle. Er fragte nicht, und so konnte sie die Ausrede sparen. Sie hätte sich dessen freuen sollen, daß er den Beruf hatte, das einzige, was ihn auf Stunden sein eigenes Selbst vergessen ließ. Aber sie blickte zu ihm hin und sah auf seiner Stirn die Falte und sah um seinen Mund die Züge, die ihm nicht die Arbeit, sondern der Gram gegraben hatte. Und wieder dachte sie: was nun weiter? Seine Frau war sie geworden mit dem vollen Bewußtsein, daß sie eine ernste Aufgabe auf sich nehme. Aber sie hatte doch gehofft, ihm nützen zu können. Nun mußte sie mehr und mehr erkennen, daß sie darin gescheitert war. Ihr selber schwand mit dem Hoffen der Muth. Selbst das Kind, so leidenschaftlich sie ihr Herz in den dreizehn Monaten, seit sie es besaß, an das kleine Geschöpf gehängt hatte, es war ihr kein ungetrübtes Glück, weil es ihm keins war. Und sie spürte, wie seine Schwermuth auch ihr ins Blut drang, allmählich, allmählich ihr harmloses Freuen, ihr heiteres Selbstbewußtsein zerstörte. Eines Tages, vielleicht war's nicht mehr fern, würde sie ebenso sein wie er, gedrückt, beunruhigt, alles fürchtend, auf nichts vertrauend, nie mit sich und dem Leben im Einklang. — Nein, so durfte sie nicht werden! Ihre kraftvolle Natur bäumte sich auf gegen den niederdrückenden Mißmuth, den ärgsten Lebensfeind, der, vernichtender als Noth und Krankheit, uns das Dasein vergällt. Sie hatte ihn ja, der sie liebte, und liebte ihn wieder und liebte ihr Kind, sie wollte sich nicht niederdrücken lassen von dem unbekannten Etwas, — sie hob ihren Kopf in

trotzigem Stolz, — sie nicht, sie stand fest. Und wenn jetzt das Unglück käme, irgend ein ungeahntes Schreckniß, in dieser Nacht noch, in dieser Secunde, sie wollte sich mit dem Schlimmsten messen und würde und müßte Siegerin bleiben.

Hatte sie das gedacht, — wirklich gedacht und mit deutlichen Worten ausgesprochen? Nun, in dieser selben Secunde war die Prüfung da.

Ein Glockenton. Durch das stille, schlafende Haus klang es zitternd, deutlich hell. Leo sah auf.

„Was war das? Von unten?"

Er ging ans Fenster. Er stieß es auf, daß ihm der Schneesturm ins Gesicht schlug, und beugte sich vor.

„Ist jemand da?"

„Ein Telegramm."

Er schloß das Fenster und sah sich um nach seiner Frau. Die stand mit dem Rücken gegen die Zimmerthür gestemmt, beide Arme weit ausgebreitet, als wolle sie mit ihrem Leibe den Eingang versperren.

„Was soll das heißen? Laß mich hinaus!"

„Wenn sie Dich fassen?" stammelte sie.

„Wer? Der Telegraphen-Bote? Ja, hast Du es denn nicht gehört? Und Du zitterst und fürchtest? Kind, das Du bist! Du denkst, ich hätte etwas auf dem Gewissen, was mich mit Polizei und Gesetzen in Conflict bringen könnte? Sei ruhig! So etwas ist es nicht. Es giebt Verbrechen, die kein menschlicher Richter ahndet. Und nun muß ich hinunter. Wenn Michael mich riefe!.. Rasch, laß mich hinaus!"

Sie schloß ihm die Thür der Etage auf, sie hielt ihm die Lampe weit über das Treppengeländer, ihm zu leuchten, während er vom dritten Stock bis hinunter lief. Ein Telegramm! Sie sagte sich, daß es sehr harmlos sein würde. Was konnte denn so Schlimmes geschehen? Ihr mindestens nichts; Baby schlief, und Leo war hier. Und sonst schien ihr in dieser Minute kein Mensch so sehr wichtig. Sie war schlecht. Ihre eigenen Brüder vergaß sie dabei. Aber die waren alle beide hier in Berlin, wo sie nicht zu telegraphiren brauchten, und waren von ihrem gesunden Schlage. Leo's Halbbruder, den Grafen Michael Branizky, und dessen Mutter, die ihres Mannes Stiefmutter war, hatte sie nie gesehen. Was denen zustieß, kümmerte sie wenig. Als Braut hatte sie auf Leo's Wunsch an beide geschrieben, aber außer einer frostigen Karte von der Mutter niemals eine Antwort erhalten, kein Liebeszeichen zu ihrer Hochzeit. Und wenn es Leo auch sicher kleinlich von ihr finden würde und weibisch, sie zürnte ihnen ob dieser Unterlassungssünde. Wenn die jetzt etwas von ihm begehrten, sie wollte ihn hindern, so gut sie es konnte, ihnen zu liebe ein Opfer zu bringen. Das dachte sie alles und dann noch hundert unwahrscheinliche Möglichkeiten, indessen sie ihn unten seinen Schlüssel ins Schloß stecken und aufschließen hörte. Es dauerte lang. Weshalb so lang? Wenn nun die Petroleum-Lampe ihr zu schwer ward und hinfiel und zerplatzte, und das ganze Haus stände in Flammen? Ob der da unten gelogen hatte, kein Telegraphen-Bote war, sondern ein Räuber, ein Mörder, ein Feind, der an Leo für ein altes Unrecht jetzt Rache nahm? Noch eine Secunde, und sie würde schreien, sie fühlte, sie würde nicht anders können, schreien, daß das Haus zusammenlief: „Hülfe, Hülfe!" Nein, sie hatte noch nicht so geschrieen, nur im halben Traumzustande, bewußtlos vor Angst, es gedacht.

Und da ging die Hausthür. Das Schloß ward geschlossen. Die Windfangthür mit den knarrenden Angeln fiel schwerfällig zu. Und langsamen, schweren Trittes kam Leo, — sie erkannte ihn auch im Dunkeln, — Leo selber die Treppen herauf. Er war unversehrt. War er es wirklich? Er ging gar so langsam, kam noch immer nicht näher. —

Zuletzt ertrug sie das Warten nicht länger. Sie lief ihm entgegen: „Leo, was ist es?"

Er sah so entstellt aus, bleich bis in die Lippen. Er strich ihr mit der Hand über die Haare nach seiner Weise: „Arme Anna! Du hast Dich aufgeregt? Es dauerte lang, ja. Ich mußte die Antwort gleich aufsetzen. Michael stirbt, und ich fahre zu ihm."

Dann waren sie wieder oben im Zimmer, der Raum so traulich, warm, hell, wie vorher.

Vorher war sie unglücklich gewesen, um nichts und wieder nichts, schien es ihr jetzt. Denn jetzt! Wie er aussah, wie er dastand, als habe der tödtliche Streich ihn selber mit getroffen. Was war dieser Michael denn in seinem Leben? Er nannte ihn nie, er schrieb ihm nicht einmal. Hätte sie nur fragen dürfen! Aber sie wagte es nicht. Wie versteinert stand er da. Und sie fühlte es wie eine eisig kalte, undurchdringliche, trennende Wand zwischen sich und ihm.

Er hatte ein altes Exemplar des „Hendschel", noch von ihrer Hochzeitsreise her, von einem der Bücherbörte genommen und suchte darin und gab es ihr dann: „Sieh Du nach, ich kann nicht!"

„Was," fragte sie zagend, „ich weiß ja garnicht, — wohin willst Du?"

„Ja so, Du weißt nicht!" Er schob ihr das Telegramm vor die Augen.

Es war aus Monte Carlo. „Michael bei einem Streit verwundet. Willst Du ihn noch am Leben finden, so komme rasch! Mutter." — Das war alles, was dastand.

Anna schlug das Buch auf und suchte die kürzeste Route an die Riviera. „Der Nachtzug ist fort, schon vor 10 Uhr", sagte sie.

„Und der nächste?"

„Geht um 1 Uhr, erst morgen Mittag."

„Das fand ich auch. Aber ist denn keiner dazwischen? Suche Du, ob Du nichts findest, irgend eine Möglichkeit!"

Sie schüttelte den Kopf: „Es giebt Züge genug, über Frankfurt und den Gotthard. Aber alle sind langsamer. Du würdest unnöthigen Aufenthalt haben und kämst zwei Stunden später hin, als wenn Du erst mittags und über Paris fährst."

Er nickte nur: „Also heißt's eben warten."

Damit ging er wieder durchs Zimmer und auf und ab und auf und ab, als ob er hier auf dem Bahn-Perron wäre. „Will er so auf und ab gehen bis morgen?" dachte sie.

„Leo, so machst Du Dich krank! Morgen für die Reise und dann erst, wenn Du dort bist, brauchst Du Deine Kräfte. Lege Dich hin! Schläfst Du auch nicht, so erquickt es Deine Glieder. Du mußt es, thu' es mir zu liebe! Ich packe Dir unterdessen Deine Sachen."

„Gut," sagte er. Und er ging zur Thür mit demselben starren, versteinten Gesicht, ohne einen Blick für sie. In der Thür blieb er stehen.

„Nein, ich kann nicht!"

„Aber Leo, ich bitte Dich, nur auf ein paar Stunden!"

Er schüttelte den Kopf, kam zurück, setzte sich an seinen Schreibtisch und nahm seine Arbeit zur Hand, als ob er fortfahren wolle, wo das Klingeln ihn unterbrochen. Aber in derselben Minute warf er auch schon die beschriebenen Blätter wieder von sich. „Nein, ich kann nicht!" sagte er noch einmal.

Ihr stand das Herz fast still vor Entsetzen. Nun kam das lang Gefürchtete wirklich. Daß sein Bruder auf so schmähliche Weise sterben mußte, — denn was so ein Streit auf Monte Carlo mit Spielern oder mit Gendarmen zu bedeuten hatte, das konnte sie sich ungefähr sagen, — daß er selbst von ihr gehen wollte ohne Erklärung, kalt, wie ein Fremder, das war das ärgste Unglück noch nicht. Sie schlug die Hände vor ihre Augen, sie ertrug es nicht, daneben zu sitzen und zuzusehen, wie er seinen Verstand verlor.

„Anna!" hörte sie ihn rufen.

Sie flog zu ihm hin.

„Weißt Du noch," sagte er leise, „damals, als ich zuerst Dich kennen lernte, wie Du mir sagtest, Du würdest nie Dich mit Reue plagen?"

„Ja, ich weiß noch."

„Und ich, ich weiß noch Deine Worte. So jung warst Du. Um eine zerbrochene chinesische Vase hatte Dich die Mutter gescholten. Deine Brüder lachten Dich aus. Du standst mit heißgerötheten Backen: „Ich hab's gethan," riefst Du, „ich nahm sie vom Schrank, sie dem Herrn Professor zu zeigen. Ich stieß mich am Arm, und da ist sie gefallen. Ich wollte es nicht, doch nun ist's geschehen. Es thut mir sehr leid." — „Grämen Sie Sich nicht," sagte ich, um Dich zu trösten, „im Vertrauen, sie war nicht alt und nicht so kostbar, wie ich gedacht." Du aber schütteltest den Kopf. „Es ist dasselbe, ob altes echtes Porzellan, ob neues, — zerbrochen bleibt sie. Und wenn ich mich auch noch so viel quäle, das kann nur mich unglücklich machen, es macht sie nicht wieder ganz. Ich will versuchen, nicht daran zu denken, denn es ist alles klüger als Reue." — So sagtest Du."

„Du hast's mir oft erzählt. Es ist möglich. Ich muß ein schrecklich eingebildetes Ding gewesen sein, damals mit meinen sechzehn Jahren, um so unausstehlich weise zu reden."

„Anna, wenn Du wüßtest, wie nutzlos Reue ist, wie nutzlos, wie nutzlos!"

„So bereu' nicht! So sage wie ich: „Ich that's, obwohl ich es nicht wollte. Nun muß ich vorwärts, kann ich es doch mit aller Gewissensqual und Pein nicht ungeschehen machen." Leo, sieh, Du hast es mich so oft versichert, daß Du mich lieb hattest seit jener Stunde, daß Du mich zur Frau genommen, weil Du hofftest, ich könnte durch meine Art Dir wohlthun, Dich beruhigen. Und nun —"

„Nun," murmelte er, „bin ich auf dem besten Wege, auch Dich mit mir elend zu machen, daß Dir die Nerven, bedrückt von den Sorgen, die mich quälen, zerrütten werden, Du angstvoll wie ich wirst, verzweifelt und krank. Ist es nicht so?"

Sie schwieg.

Er stand auf, stieß den Stuhl zurück, schritt durch das Zimmer, die Hände auf dem Rücken, die Stirn zu Boden gesenkt. „So geht es nicht weiter," sprach er zu sich. Er ging noch ein paar Mal auf und nieder. Dann blieb er plötzlich vor ihr stehen.

„Ich will Dir es sagen."

„Was?" rief sie erschrocken. „Nein, Leo, bitte, thu' das nicht! Vielleicht bereust Du es schon morgen. Ich habe Dich nicht gebeten, gewiß nicht. Ich will nichts wissen. Ich wurde Deine Frau mit der Bedingung, daß ich mich in Deine Vergangenheit nicht mischen würde. Ich habe Dich lieb, und was gewesen ist, was Du gethan hast, bevor wir uns kannten, Leo, mein Leo, laß es ruhen. Wenn Du versuchen willst, es zu vergessen, ich vergesse es sicher, ich weiß es ja nicht."

Er schüttelte seinen Kopf. „Es giebt ein Maß dessen, was ein Mensch mit sich allein zu tragen vermag. Meins ist voll. Ich hatte mir freilich geschworen, zu schweigen, und ich thue Unrecht, wenn ich Dir, mein armes Lieb, auf Deine lieben Schultern lade, was mir zu viel wird. Aber aus Deinen tapferen Augen siehst Du mich an, als ob Du mir zu helfen vermöchtest. Vielleicht wendest Du sie nachher von mir; und doch, — ich bin ja kein Verbrecher, — vielleicht auch nicht. Komm her, hör' mich an! Die Nacht ist so lang noch. Wir würden beide nicht schlafen können. Morgen giebt's noch zu thun vor der Reise. Und was nachher sein wird, nachher, wenn Michael mich wieder gesehen hat, — oder gar, wenn er mich nicht sah, wenn ich zu spät kam!" Er zog sie zu sich nieder aufs Sopha, nah' zu sich, und lehnte sich an sie, von der jungen, zitternden Frau sich den Muth erst zu borgen, um weiterzureden.

„Ich habe meinen Freund verrathen," sagte er.

Sie rückte unwillkürlich von ihm: „Du!"

„Ja, ich selbst. Starr' mich nur an, als ob Du es nicht glauben könntest. Es ist unglaublich und doch wahr. Bei Dante werden Verräther, wie Judas, in die tiefste Tiefe der Hölle verbannt. Dahin gehöre ich. Von Rechts wegen müßte auch ich, den Kopf zu unterst, im Eisen stecken. Sieh mich nur immer an! Ich, Leo Wille, Dein Mann, ich bin es! Ich habe meinen Freund und Bruder angegeben, ich bin schuld daran, daß er krank ist, ich bin schuld, wenn er stirbt."

Sie starrte ihn wirklich an, wie ein Gespenst, das man durchdringen möchte mit den Blicken, es verschwinden zu machen. Jede Linie seines schönen, traurigen, strengen, ihr so wohlbekannten Gesichtes musterte sie, jedes Fältchen um die herb geschlossenen Lippen. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter, als wolle sie sich versichern, daß er es selbst sei, in Fleisch und Blut. Und da er aufsah, die Augen voll Schmerz, bohrte sie ihren Blick, wie beschwörend, in den seinen. Er hielt ihr stand, senkte nicht die Lider.

„Es ist wahr," wiederholte er.

„Ich glaube Dir doch nicht," rief sie mit ihrer hellen Stimme, „ich glaube Dir's nicht, und wenn Du's mir schwörst mit noch so viel Eiden. Es ist ganz anders, gerade umgekehrt, das weiß ich. Er, dieser Graf Michael Branizky, der Dein Freund war, und es nicht mehr ist, hat Dich gekränkt, Dich leiden lassen und gepeinigt. Und nachdem Du alles, alles, was Du konntest, für ihn gethan hast, und nachdem Du ihm Dein Vermögen hingegeben, — Du sagtest es nie, ich weiß es aber, — da hast Du endlich nicht mehr gekonnt und hast ihm zuletzt wohl „Nein" sagen müssen? Es ist seine Schuld nur, seine, seine, was Du leidest!"

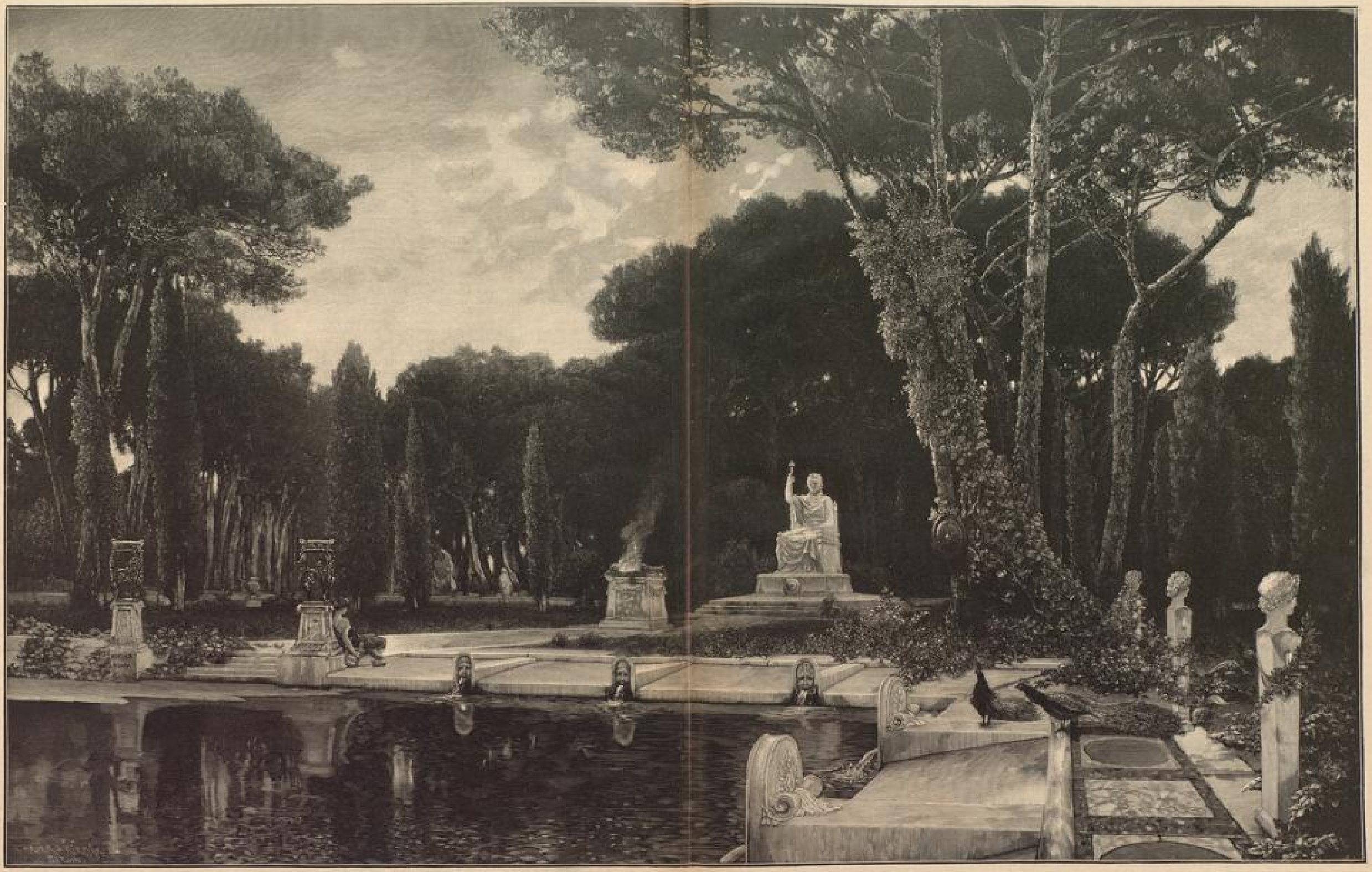
„Warum willst Du das glauben?" fragte er.

„Weil es so ist, weil ich es weiß. Warum hättest Du's mir verheimlicht, wenn es sich um Dein Verbrechen allein handelte? Dich anzuklagen, bist Du nicht zu feige. Aber einen anderen beschuldigen, das fällt Dir schwer, das hast Du nicht gewollt. Nun thatst Du's freilich doch. Ich glaube an seine Schuld. An Deine? — Nie und nie und nimmermehr!"

„Anna, mein Weib!"

Sie warf sich auf ihn, sie umhalste ihn mit ihren Armen und preßte ihn an sich und küßte ihn auf Augen und Haar und Mund und Wangen, wie vorher ihr Kind, und doch so viel anders. Sie nahm seine Hände und grub ihre weichen, vollen Lippen, ihre Zähne ihm ins Fleisch. Es war eine Leidenschaft in dem zitternden jungen Geschöpf, wie er sie ihr nie zugetraut hätte. Eine Löwin, die ihr Liebstes vertheidigt. Sie aber schützte ihn mit ihren Küssen nicht gegen einen Feind von draußen. Nur gegen ihn selber, gegen die Schmach, die er mit seinen eigenen Worten sich angethan, wollte sie ihn also seien, vertheidigen.

(Fortsetzung folgt.)



Der heilige Hain der Hera.

Nach dem Gemälde von Max Klinger in Rom. — Siehe Seite 8

Nachdruck verboten.

Keine Zeit.

Skizze von E. Roland in Altenburg.

Er hatte im politischen Leben eine hervorragende Rolle gespielt.

Als er starb, waren hundert Journalisten-Finger geschäftig, die Einzelheiten seines Daseins in die Zeitungsspalten zu bringen, aber es war mühevolle Arbeit, denn die wenigsten wußten etwas von den intimen Angelegenheiten seiner Persönlichkeit, ja, viele meinten sogar, er habe überhaupt keine Privat-Interessen gehabt, seine politische Rolle hätte ihm dazu niemals Zeit gelassen.

Nur wenige Daten waren bekannt: daß er sich im dreißigsten Jahre verheirathete, im siebenunddreißigsten wieder scheiden ließ, — die Ehe hatte also das Kriterium der bewußten sieben Jahre nicht überdauert! — daß er einen Sohn besaß, der, — zwar erst am Beginn seiner Laufbahn, — doch schon ganz in die Spuren des Vaters trat, daß er im fünfzigsten Jahr eine lebensgefährliche Krankheit überwand und, — den Sechzigern nahe, — bei einem wilden Wirbelsturm der Politik mitten aus der Rennbahn in den Frieden des „a. D." geschleudert wurde.

Damit hatte sich das Nekrolog-gierige Lese-Publicum zu begnügen.

Seine Stellung war bald genug nach seinem Abgang von andern ausgefüllt, die jetzt das angestammte Schicksal des arbeitsreichen Postens auf sich nahmen: „bewundert viel und viel gescholten" zu sein, — eines Postens, der nur solchen Naturen begehrenswerth erschien, die ihren höchsten Daseinsgenuß darin sahen, den Lebenswagen ungebremst auf den Schienen des Ehrgeizes zu einem möglichst schwer erreichbaren Ziele sausen zu lassen.

Manchem aber, der nun die neuen Gesichter auf der Redner-Tribüne oder im Parlament sah, tauchten immer wieder die blassen, vornehmen Züge der Ex-Berühmtheit auf, die vom Schauplatz weggelöscht war, mit jener erschütternden Geschwindigkeit, in der unser Jahrhundert über viele gestürzte Größen zur Tagesordnung übergeht. Der sich Erinnernde dachte dann an das scharfgeschnittene, bleiche Profil, an die grauen, tiefliegenden Augen, in denen es wie eine müde Geschichte von durchwachten Nächten gestanden, — ihm war, als höre er die tiefe, gleichmäßige Stimme, mit der der Mann des Tages seine gewichtigen Reden hielt, das Organ, das nur bei einer unerwarteten Wendung plötzlich in schnelleres Tempo überging, — und er sagte sich, daß solche Männer immer seltener werden, und daß es doch ein psychologisches Vergnügen ist, das Bild einer solchen Persönlichkeit, die man auf ihrer einsamen, schwer erkämpften Höhe sah, dauernd im Gedächtniß zu fesseln. —

Der Verstorbene hatte nur ein Mal in seinem Leben Aufzeichnungen gemacht, — in jenen Wochen, die er nach schwerer Krankheit in einem Badeort arbeitslos zu verbringen hatte. Sie waren mit den anderen Papieren in den Besitz seines Sohnes übergegangen. Dieser legte sie ungelesen in einen feuerfesten Schrank, da ihm die Zeit fehlte, sie mit Muße zu studiren, — und in der Eile, — so in der großen Hetze von heut zu morgen! — mochte er es doch nicht. Er stand vor dem Examen, — dann das Dienstjahr, die Anstellung, — es ging alles so fieberhaft schnell in dieser Zeit, wo kein Mensch bei der großen Konkurrenz auch nur ein Vierteljahr verlieren darf.

In jenen Blättern hatte sein Vater das Facit seines Lebens und Handelns gezogen; es war das einzige Document, das Aufschluß über sein innerstes Fühlen und Denken gab, — Gefühle, die meist im Keim erstickt waren, weil die Pflichten jedes neuen Tages mit eiserner Hand auch die letzte Minute in Beschlag nahmen, — Gedanken, die außerhalb des Bannkreises politischer Spitzfindigkeiten standen, schattenhaft und ein wenig melancholisch, daß man ihnen kein Gehör hatte schenken wollen!

In diesen Blättern zeigte sich der Mensch, wie er eigentlich gewesen war, wie er hätte werden können und doch nicht wurde, ein Sclave jenes Verhängnisses, das heute auf so vielen lastet und ihnen verpfuschend das Zauberreich der Möglichkeiten zerstört, — des Verhängnisses: niemals Zeit zu haben für das innerste Ich, keine Minute, die so recht eigentlich unser eigen ist, — immer jemand mit der Hetzpeitsche hinterher: „Weiter! weiter!" — und so Jahrzehntelang in toller Flucht, — ein Leben, das doch nicht recht ausgelebt ist.

* * *

Lugano.

Heute den Weg nach Melide hinuntergegangen. Regentag, aber es entwölkte sich gegen Abend. Und welcher Duft! — Maiengrün, Flieder, Narcissen, feuchtes Gras und feuchte Erde. Wie liebe ich dies Parfüm! — Die Erde kann es doch besser, als alle Droguisten auf ihr!

Vor mir her ein Lastwagen. Ich fragte den Fuhrknecht, wohin? „Hinüber," sagte er und deutete auf zwei Berghäupter jenseits des Sees. Es sind Berge Italiens, der Mann ist glücklicher als ich, — und wieviel Zeit er hat! Er trinkt aus jeder Quelle, und wo ein Echo ist, läßt er sein Gefährt halten und weckt jenes zehn, zwölf Mal.

Ich hätte jetzt zwar auch die Zeit dazu, aber es hapert an der Lunge. Ich kann mir keine Anstrengung leisten. Schade um die fünf Wochen! Wenn ich sie doch für Italien hätte; ich reiste am liebsten den ganzen Stiefel hinunter und herauf. Das ist mir das Schicksal ja auch schuldig, — ich glaube, seit drei Jahrzehnten schon.

Wenn ich denke, wie mich das Leben immer gehetzt hat! Unsre Zeit rühmt sich so oft, daß sie mit barbarischen Einrichtungen von früher aufgeräumt habe, mit den fürstlichen Schnellläufern zum Beispiel, die neben den goldstrotzenden Carossen über das schlechte Residenz-Pflaster herzustürmen hatten, athemlos, unaufhörlich, bis sie eines Tages die Schwindsucht bekamen vor lauter Laufen und — dienstuntauglich wurden.

Unsereins ist schließlich nicht besser daran, — im Gegentheil! Alle Künste, die geistig betrieben werden, sind noch schlimmer, gehen noch mehr auf die Nerven.

Der Geist ist wirklich eine fragwürdige Mitgabe. Wenn ich darüber nachdenke, fällt mir immer jener berühmte Marmor aus dem Vatican ein, der Mann mit dem Schabeisen. Bei dem wurde es mir schon vor dreißig Jahren klar, — damals, als ich in zwei Wochen durch Italien hetzte, — jenes einzige Mal! — Gedankenlosigkeit muß Wohlthat sein. Wie er so gelassen dasteht, der Jüngling, bei dem es nur auf die Gelenkigkeit der Glieder ankommt, von dem niemand etwas anderes verlangt, und der doch unbewußt die Vollendung ist in seiner schlanken Grazie, mit dem träumerischen, ins Leere gerichteten Blick.

Ich hätte auch lieber zeitlebens als Apoxyomenos im Vatican gestanden, als es so zu machen, wie ich's gemacht habe!

* * *

Da fing's an, — — auf der Universität! . . .

Doch nein, vorher schon! Die ganzen Schuljahre auf die knappste Zeit zusammengedrängt, weil ein Bruder auf das Stipendium wartete, mit dem man meine Pension in der Stadt bestritt.

Auf dem Lande geboren, auf einer kleinen Domäne, aus der niemals herauszuverdienen war, was jährlich hineingesteckt werden mußte. Viel zu viel Menschen im Haus, eine Großmutter, eine Schwiegermutter und eine Menge Kinder. Der älteste hatte den zweiten zu erziehen und so weiter, die ganze Kette. Man hatte oft nicht einmal Zeit, abends ein Kapitel im Robinson zu lesen. Ach, und man schwärmte damals doch für die Indianer! Die Passion blieb unausgenossen, und die Zeit ging darüber hin.

Dann die Gymnasiums Jahre, gelernt, gestrebt und nebenbei Unterricht gegeben, fürs Taschengeld. Zwei leuchtende Punkte nur in dem Nebel jener Periode: ein alter Hagestolz, der ein römisches Bilderbuch besaß, und eine Schülerliebe, die obligate!

Das Bilderbuch zeigte jene altmodischen Holzschnitte, auf denen der schlechten Perspective wegen alles, was Straße ist, ganz steil in die Höhe geht, — die Leute wanderten in verschollenen, altmodischen Trachten auf dieser unmöglichen, römischen Straße spazieren, und man begriff nicht, daß sie nicht irgendwo hinabfielen. Es wäre gar nicht einmal schlimm für sie gewesen, denn sie hätten ja nur auf Trümmer von Rom fallen können, — oder auf eine Tempelschwelle von dort, vielleicht San Apostoli, wo der römische Adler, der älteste von allen, seine steinernen Schwingen so prächtig entfaltet.

Ein Bild gefiel mir immer besonders: die Treppe, die zum Capitol hinaufführt. Es wehte wie tausend Sagen über sie hin, wie Schauer der Geschichte, wie Athem der Vorzeit.

Und der alte Hagestolz lächelte dann immer befriedigt, wenn er meine Verzückung sah, und deutete auf die beiden Denkmale und sagte: „Der große ist Marc Aurel und der kleine Cola Rienzi; sie sind im richtigen Größenverhältniß zu einander." Er selbst war nie in Rom gewesen; er hatte alle seine Weisheit nur aus Büchern.

Damals begriff ich, daß es die höchste Lebenssehnsucht sein kann, einmal über jenen Boden zu gehen.

In der Zeit bildete sich auch meine Ansicht über Liebe, — an dem „Besuch" des Pastoren-Paares, einer blonden, bleichsüchtigen, immer traurigen Gestalt, die, um irgend jemanden in der Heimat zu vergessen, zu auswärtigen Verwandten verschickt war.

Sie trug Hängelocken, — der Geschmack in den Schülerjahren ist oft greulich! Ich habe später solche Korkenzieher absolut nicht mehr leiden können. In jenen Tagen lehrten sie mich aber, daß es noch eine zweite Hauptsehnsucht im Menschenleben gäbe, und daß dies eine glückliche Liebe sei.

Beide Formen der Sehnsucht sind mir erfüllt, aber beide verkürzt, geschmälert; sie schwanden vorüber, wie jene bezaubernden Seitenthäler im Gebirge, an denen wir viel zu rasch mit dem Courir-Zug vorbeisausen, und die wir niemals auskosten können.

Es kam auch daher, weil bald darauf die dritte Sehnsucht in mein Leben trat. —

* * *

Ich habe lange, lange Jahre nicht mehr daran gedacht, aber heute sehe ich es wieder, das Giebelfenster über dem grünen Garten, wo ich als Student gehaust, — dahinter die Bäume des Walls, die schweren Wipfelkronen, die ihr rauschendes Lied jeden Abend, wie melodisch abgetönt, in das Uhrenschlagen der Kirchthürme hinein sangen. Und die Thürme sehe ich wieder, der eine schlank und spitz, der andere zwiebelförmig aufragend über den grauen Dächern der Stadt.

Es war kein großartiges Leben, das über diese Straßen ging, an den Fachwerkhäusern vorbei, die sich mit mittelalterlichen Blicken ansahen, mit kleinen Scheiben, hinter denen Mädchen Rosen zogen, und spitzen Giebeln, wo die Schwalbe nistete. Aber es wehte doch ein Hauch von Gelehrsamkeit über die Stadt; etwas Geistiges lag in der Luft. Können rang mit Können, und am Katheder der Aula stand ein Mann, von dem der Nimbus des Berühmtseins fascinirend ausging.

Ich beneidete ihn, weil er etwas zu leisten vermochte. Ich wollte auch etwas leisten, das stand mir fest; über all die täglichen Sorgen hinweg wollte ich tapfer und erhobnen Hauptes meiner Wege gehen; ich wurde ehrgeizig; in jenem kleinen Giebelzimmer wuchs der Mann in mir zum Knaben heraus.

Da ereignete sich, — ich stand gerade mitten im Examen, — der erste Glücksfall meines Lebens.

Der alte Hagestolz, dem das römische Buch gehörte, starb; er war ein reicher Rentier gewesen, der nun sein großes Vermögen in lauter wunderliche, kleine Legate zersplitterte; ich bekam das römische Buch und eine Summe für eine Reise nach Italien, aber nur unter der Bedingung, daß ich auch wirklich hinging.

Was thun? Ich hatte ja eigentlich keine Zeit! Es war in meinem Leben so eingerichtet, daß alles ineinandergriff, nach meinem Examen sofort die Thätigkeit, — jeder Tag eine Ziffer, mit der zu rechnen war.

Man beneidete mich; man rieth mir, doch ein Vierteljahr daran zu wenden. Ich hatte brennende Lust in das Sirenenland. Schließlich reiste ich ab, — für vierzehn Tage „Italien mit Dampf," wie meine Collegen mir lachend nachriefen.

Und da ist es denn ein einziges Mal an mir vorübergerauscht, das blaue Meer des Südens.

Es ging alles so schnell, in einer Hast sonder gleichen; ich machte die Nächte zum Tag, stürzte von Eindruck zu Eindruck, und ehe ich recht das Glück empfand, das mir geworden, war es schon vorbei; — und ich saß wieder zwischen Akten und Folianten im Giebelzimmer der kleinen Stadt, vor mir das Meer von Grün, deutschem Buchengrün, der satten Farbe, von der mein Auge anfangs nichts mehr wissen wollte, weil sie ihm immer noch vorschwebten, der zarte Silberschimmer der Olive, das tiefe Dunkel italienischer Cypressen. —

Ich hatte das Unmögliche zusammen gesehen, — aber es verwirrte sich bald in meinem Gedächtniß, das nicht die Muße gehabt, die einzelnen Bilder zu ordnen. Es war ein Gedränge in meiner Erinnerung von Städten, leuchtenden Gestaden, Pinienkronen und Marmorgöttern. Italien rächte sich an mir, weil ich ihm nicht Zeit genug geopfert.

Es war Thorheit, daß ich es nicht gethan, — aber wie sollte ich anders, — ich, ein junger Streber, ein ambitieux de race?

Und es hat drei Jahrzehnte gedauert, bis ich diese Thorheit einsah!

Zuweilen bildete ich mir ein, mein Leben sei mir noch ein Italien schuldig, — aber ich bin nie wieder hingekommen; — der kurze Urlaub, — und dann die Bäder für die Nerven!

Jetzt zehrt es an mir, das ungenossene Italien, das unbegriffene Rom.

Ich kam damals in kein Verhältniß zu der Stadt, aber, wenn ich länger da wäre, — gewiß! Man braucht sich garnicht darum zu bemühen, das weiß ich schon, — es kommt ganz von selbst — mit einem Mal versteht man, und wie eine große Wohlthat sinkt dann dies Gefühl über alle Schatten, alle Lücken und Schmerzen.

In Rom könnte jene große Beruhigung über mich kommen, deren ich doch einmal bedarf. Hinwandern, wie damals, durch die Mondennacht über die breite Treppe des Capitols, wo der Wind leise in den Bäumen flüstert, und die historischen Wölfe ihre langen, klagenden Schreie dazwischenrufen; die römischen Brunnen gurgeln in die steinernen Becken nieder; breite Mondschatten lagern über dem breiten Platz, dunkel und geheimnißreicher Hintergrund für den hellen Marc Aurel, den das Licht begießt. Und das Licht gleitet weiter, über die ernste Mauer von Ara Cöli, und dann hinunter mit einem mitleidigen Strahl über das Haupt des armen Rienzi.

Und ich steige zum Forum hinab, — durch die Trümmer der Jahrtausende gehe ich, — an gebrochenen Säulentempeln gestürzter Götter vorbei, — sie stehen so todtenhaft da, die Riesen-Torsos, — aber in der Nacht lebt alles auf im alten Rom. Es ist, als hörte man Heldenlippen athmen und Seufzer stöhnen; dazwischen schweben rührende Gestalten der Legende, gemarterte Heilige, die gequälten Heldinnen des ersten Christenthums. Durch den Titus-Bogen reitet der Schatten des Imperators, siegreich lächelnd, dahinter, gramgebeugt, endlose Scharen, Sclaven, Besiegte, Juden, — eine lange Kette des Elends.

Und die Cypressen rauschen auf dem Palatin über den zerstörten Bogen der Paläste; die Glocke von Bonaventura läutet; ich schreite immer weiter, — dem Colosseum zu. —

Aber nein, nicht da hinein, wo die Fremden-Colonie aus tausend Augen die höhersteigende Scheibe anstarrt, nicht in jenen banalen Wirrwarr, der die alten Quadern überschwemmt, nicht unter die Gemeinplätze, die sich der gedankenlose Durchschnitt selbst im Vollmondschein aus dem Reisehandbuch holt. —

Weiter, die leere Straße entlang zum Lateran. — da ist kein Mensch; — der Schritt hallt einsam wieder. Der Mond, der über diesem Bilde liegt, leuchtet nur für Dich; die großen Steinfiguren auf dem Palast sehen nicht gespenstisch aus, — nein, triumphirend ragen sie in die Luft, als wollten sie ein nächtliches Loblied anstimmen auf die ewige Schönheit Roms, — und Dir zu Füßen liegt hingebreitet die Campagna, bis zu den fernen Bergen, die über dem dunkeln Firmament die andächtige Linie ziehen.

Römische Mondnacht!

Ja, mein Leben ist mir doch noch ein Italien schuldig!

* * *

Es wird allerhand Gestorbenes lebendig in mir, in dieser Zeit der Muße. Der grüne See lockt mit seinem einförmigen Plätschern so viel Halbvergessenes hervor.

Ich denke an jenen Vormittag in Florenz, wo ich vor den ersten Botticelli gerieth. Diese süße Weichheit, — nein, es sind keine Menschen, wie wir, keine von Fleisch und Blut, — Fabelgestalten sind es, mit kindlichen, glückbedürftigen Seelen und einem leisen Hauch der Schwermuth, einer süßen Melancholie, die rührend ist und zugleich ansteckend. Und diese Mädchen mit den gesenkten Stirnen und den Blüthenstengeln in der Hand!

Gott, wozu leitet mich das über?

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Zum neuen Jahr.

Von Johannes Trojan in Berlin.

Immer, wenn ein neues Jahr
Wieder will beginnen,
Wie so schlecht das alte war,
Liegt uns in den Sinnen.
Scharf gerichtet wird beim Becher
Es im Kreise kluger Zecher,
Schöner Zecherinnen.

Manches, sagt ihm das Gericht,
Was es that, bereu' es!
Manch Versprechen hielt es nicht,
Als ein wenig treues.
Doch dagegen ist zu halten,
Was man selbst gelobt dem alten,
Als es war ein neues.

Gut sein wird das neue Jahr
Auch gewiß nicht allen;
Manchem, — das ist heut schon klar, —
Wird es sehr mißfallen.
Aber sicher allenthalben
Bringt es uns zurück die Schwalben
Und die Nachtigallen.

Wenig ist vielleicht es hold
Selbst dem Anspruchslosen,
Glück vertheilend oder Gold
In zu kleinen Dosen.
Aber sicher wird im neuen
Frühling es die Veilchen streuen
Und darauf die Rosen.

Ach, der Mensch, auf gar zu viel
Richtet er die Blicke!
Wenn er nicht gelangt ans Ziel,
Ist es Schicksals Tücke.
Dem entgegen ist zu stellen:
Glück versagt in vielen Fällen
Einzig uns zum Glücke.

Aber alles wird uns auch
Nicht das Glück versagen;
Wieder wird in Baum und Strauch
Munt'rer Vogel schlagen;
Sicher wird es wieder geben
Neues Brot, und auch die Reben
Werden wieder tragen.

Wenn auch wieder dies und das
Unerfüllt uns bliebe,
Und auch Mißgunst wohl und Haß
Manches hintertriebe:
Ehr' und Treu' wird nicht verschwinden,
Im Gedräng' wird wieder finden
Ihren Weg die Liebe.

Laßt darum mit frohem Muth
Uns Vertrauen hegen!
Manches, was ein Jahr macht gut,
Ist an uns gelegen.
Und ob Schnee auch weithin glänze,
Geht es doch dem neuen Lenze
Und dem Licht entgegen.

Nachdruck verboten.

Die Kinder in Paris.

Von Dr. K. Schirmacher in Paris.

Man kann die Kinder in Paris eigentlich nicht ohne Bedauern sehen, denn das große Babel, der große Hochofen (la grande fournaise), wie man es nennt, ist wirklich kein Ort, wo sie sich gedeihlich entwickeln können. Eine große Stadt, in der Luft, Licht und Milch Goldes werth sind und mit Gold aufgewogen werden müssen, ist all den Kindern bedrohlich oder verhängnißvoll, die über dieses Gold nicht verfügen. — Wie aber liegen die Verhältnisse in Paris? Bei dem kostbaren Grund und Boden sind die Miethen hoch, wird jeder Fußbreit ausgenützt. Ich habe in den ärmsten Stadtvierteln Wohnungen gesehen, die, aus einem einzigen Zimmer bestehend, das auf dumpfe Gassen oder stickige Höfe hinausging, die Woche doch noch mit zwei Franken bezahlt wurden. Dort ist von Luft und Licht überhaupt keine Rede mehr; aber auch in den besseren Stadtvierteln sind diese Artikel rar. Das alte Paris auf dem linken, das industrielle Paris auf dem rechten Seine-Ufer, sind nun einmal eng, luft- und baumlos. Daran ist nichts zu ändern, und wer sich später rühmen will, geborener Pariser und in der Rue Saint Martin oder der Rue Vieille du Temple zur Welt gekommen zu sein, der muß sich vom ersten Tage an auf einen harten Kampf gegen Mikroben, Bacillen, Spaltpilze und Blutarmuth gefaßt machen.

Die Nahrung, die man dem kleinen Kämpfer verabreicht, ist leider oft sein größter Feind. Die gute Milch gilt in Paris im Durchschnitt 0,50 der Liter, die Milch aus dem Jardin d'Acclimatation kostet sogar pro Liter einen Franken. Man bekommt natürlich auch den Liter Milch bereits zu dreißig und vierzig Centimes, aber man ersteht damit auch zugleich häufig die schlimmsten Krankheitskeime oder ein ungebührliches Quantum Wasser. Daher ist die Milchfrage in Paris fast ebenso brennend, wie die Wasserfrage. Die Milchversorgung der Stadt geschieht von den Meiereien der nächsten Umgebung aus, und die Milchwagen, mit gemalten Kühen, pomphaften Inschriften, blanken Kannen oder gläsernen Flaschen, rasseln zu allen Tages- und Nachtstunden durch die lärmenden Straßen. Um den Käufer, der Angst vor Mikroben hat, zu beruhigen, ist auch ein ganzes System von Kannen- und Flaschenverschlüssen erfunden: Siegel und Pfropfen und darüber geklebte Etiquettes. Ich betrachte sie nie ohne gelinde Zweifel, und die Milchhändler scheinen mir in einem Punkte den Poeten zu gleichen, von denen man gesagt hat: Sie lügen zu viel.

Ganz zu verwerfen sind jedenfalls die „landwirthschaftlichen Erzeugnisse" der sogenannten Pariser „Vacheries". Die armen Kühe, die in einem dumpfen Pariser Stall Milch produciren sollen, erklären sich in kurzer Zeit bankrott und produciren nur noch Schwindsuchtskeime, bis sie ihr elendes Dasein in völliger Auszehrung beschließen.

Unter solchen Verhältnissen ist es ein Wunder, daß in Paris noch so viele Kinder heranwachsen. Sie sehen freilich auch meist blaß, schmal und blutarm genug aus. Nehmen wir selbst die reichsten und günstigst gestellten: Sie wohnen im Westend, in hohen, luftigen Räumen, sie haben ihre englische Nurse, sie werden an kaltes Wasser und Abreiben gewöhnt, sie nehmen Privatunterricht in genügend gelüfteten Räumen, sie gehen oder fahren täglich im Bois de Boulogne spazieren, wo man, von ganz Paris, am besten athmet. Trotzdem sind es Stadtkinder, Kinder, die sich vom Morgen bis Abend beobachten müssen, die in der Sphäre einer raffinirten Geselligkeit aufwachsen, die schon sehr früh anfangen, die kleine Dame oder den jungen Herrn zu spielen, die nie, fast nie, sich auslaufen und austoben können, die nicht singen, jauchzen und schreien, sondern nur lächeln, sprechen und hüpfen dürfen. Sie sind ganz erschreckend wohlerzogen, aber eine kecke, überschäumende Jugend, in der man auf Bäume klettert und über Gräben springt, kennen sie nicht, und das Gefühl einer kraftvollen Individualität, einer strotzenden Gesundheit ist bei ihnen sehr selten.

Noch schlimmer sind die Kinder aus den mittleren Bürgerkreisen daran. Sie besuchen die öffentlichen Schulen, deren Luftversorgung in den inneren Stadttheilen eine sehr schwierige ist; sie wohnen in engen Etagen, in den berüchtigt kleinen Pariser Zimmern; sie haben meist einen ererbten Abscheu vor kaltem Wasser. In ihrer Nähe befindet sich auch nicht einmal das Bois de Boulogne, wo der frische Hauch vom Lande doch noch hinweht, sondern zu ihrer Verfügung stehen nur die in der Stadt selbst gelegenen öffentlichen Gärten. Und so schön diese Gärten sind, so viel man dafür thut, es bleibt stets Stadtluft, die man dort athmet, bleibt Staub, bleibt Hitze; mögen sich darein auch tausendmal, wie in dem Tuilerien-Garten, historische Erinnerung oder, wie im Luxembourg, poetisches Gedenken mischen. — Da ist eben nirgends ein Fleck grüner Rasen zum Hinlegen: man sitzt im Kies auf kleinen Stühlen und sammelt seinen Ball, statt von der blühenden Wiese, aus dem grauen Sandmehl.

Aber auch diese Kinder sind noch zu beneiden im Vergleich zu denen des Volks. Gewiß, es ist seit hundert Jahren unendlich viel für gerade diese Kinder geschehen, die die Masse und Zukunft der Nation bilden und dabei oft so besonders großen Gefahren ausgesetzt sind. Gewiß, man kann heute nicht mehr, wie zur Zeit des heiligen Vincent de Paul, der, um dem Kinderelend zu steuern, zuerst, im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts, Findelhäuser gründete, am Flußhafen von Saint Landry in Paris für einen Franken ein armes, verlassenes Kind kaufen. Diesem Scandal ist ein Ende gemacht. Aber genug zu thun ist immer noch geblieben. Die Kinder der Portiers-Familien und der kleinen Händler in Paris leben z. B. unter sehr ungünstigen, hygienischen Verhältnissen: der Portier hat oft nur ein einziges Wohngelaß, in dem gegessen und geschlafen werden muß; die Kinder verbringen dort die Nacht bei geschlossenen Fenstern, in kleinen, eisernen Betten, die abends aufgestellt und morgens bei Seite geschoben werden. Sie gehen fast nie aus, nur zur Schule; denn der Vater ist auf Arbeit, und die Mutter muß die Thür bewachen, oder beide sind im Geschäft thätig. Da lassen denn die schmalen Wangen und müden Rücken nicht lange auf sich warten.

Immerhin wird in dem Pariser Kleinbürgerstand wenigstens gut gegessen und so den zerstörenden Einflüssen der großen Stadt ein Gegengewicht geboten. Das Gleiche ist auch in denjenigen Arbeiter-Familien der Fall, wo der Mann seine fünf bis zehn Franken täglich verdient, und die Frau eine gute Haushälterin ist. Wer einmal die Nahrungsmittel in den Pariser Arbeitervierteln beschaut, kann sich sagen, daß dort kaufkräftige Bevölkerung wohnt, aber daneben auch so viel jammervolle, die von der Hand in den Mund lebt, und durch augenblicklichen Arbeitsmangel sofort in Noth geräth.

Hier haben denn die zum Theil socialistischen Stadtgemeinden von Paris eingegriffen, die sich alle selbst verwalten. Da der Schulunterricht in Frankreich seit 1882 obligatorisch ist (zugleich auch unentgeltlich), haben sich die Stadtväter gesagt, daß auch die nöthige Ernährung obligatorisch sei; denn Kinder mit leerem Magen können nicht lernen. So sind in verschiedenen Pariser Gemeinden mit den Volksschulen auch Schul-Cantinen verbunden, in denen die Bemittelten gegen bar, die Armen unentgeltlich gespeist werden. Da beide Kategorien der Schüler in Marken bezahlen, die der Lehrer vorher austheilt, können die Kinder selbst nicht wissen, zu welcher der beiden Klassen sie gehören; wer arm, wer bemittelt ist, bleibt Geheimniß des Lehrers, und kein Selbstgefühl wird verletzt.

In Belleville, dem einen großen Arbeiterviertel von Paris, hat sich auch ein Haus aufgethan, das Kinder aufnimmt, deren Eltern vorübergehend in Geldnoth sind. Dort wimmeln meist fünfzig kleine Wesen in rothcarrirten Röckchen durcheinander, sind ewig zu waschen, zu kämmen, niemals ganz rein und doch sehr vergnügt. Am Sonntag kommen Vater oder Mutter, wenn es geht, sie zu holen, und bringen womöglich für einen Sou Süßigkeiten mit. Aber das geschieht nicht immer, sind Vater und Mutter doch in Noth und auf der Suche nach Arbeit.

Die meisten aber hängen an ihren Kindern, obgleich die Kleinen oft eine ganze gedrängte Uebersicht der Sünden ihrer Erzeuger sind, obgleich Skropheln, Bleichsucht, Augenkrankheiten und Schlimmeres unter ihnen wüthen. Man braucht nur einige Male die Runde im Kinder-Hospital der Rue de Sèvres zu machen, um mit Schrecken die erbliche Belastung zu erkennen, die so vielen kleinen Proletariern von Geburt an aufliegt. Das vermindert aber die elterliche Liebe glücklicherweise nur sehr selten. Ueberhaupt ist man in Paris sehr kinderlieb; die Frauen zeigen sich gern mit ihren Kleinen auf der Schwelle der Hausthür, des Ladens; die Väter tragen mit Stolz die Sprößlinge auf dem Arm, behängen sie, schon von klein an, mit Armbändern, Kettchen und Ringen, sodaß sich die altklugen Gesichtchen der Pariser Kinder noch altklüger ausnehmen als sonst. Die Väter schieben hier auch, unbeschadet ihrer Männerwürde, den Kinderwagen, und auf zehn Vorübergehende giebt es sicher drei, vier, die dem Kind zunicken, der Mutter ein Compliment machen, dem Vater ein Wort sagen.

Denn Paris, ja ganz Frankreich, beängstigt von dem Gespenst drohender Entvölkerung, wünscht Kinder. Dann aber kommt dem patriotischen Wunsch das Budget mit der Rechentafel nachgeschritten, oder wie mein Portier auf mein Compliment: „Il est gentil votre petit monde," die Sachlage treffend zusammenfaßte: „Oui, mais cela coûte cher à Paris, Madame."

Nachdruck verboten.

Emerich Robert.

Biographische Skizze von Leo Gerhard in Wien.

Siehe das Bild auf Seite 8.

Er ist jetzt der erste in seinem Fache, durch wohlgeformtes Aeußeres, durch sorgsam gegliederten und im Affect fortstürmenden Vortrag und, was die Hauptsache ist, durch die Glaubwürdigkeit seiner Leistungen. Diese Autorität für das, was er will, und was er ausspricht, — sie ist der Stempel eines echten Schauspielers. Er hat diese Autorität erlangt durch redliches Studium."

Diese Worte schmeichelhafter Anerkennung widmet Heinrich Laube in seiner „Geschichte des Wiener Stadt-Theaters" dem einstmaligen Darsteller jugendlicher Helden und Liebhaber an dieser Bühne: Emerich Robert. Seither hat dieser Künstler Jahr um Jahr den Umfang seines Könnens erweitert und vertieft, auch seine starke Begabung hat sich einen Wirkungskreis geschaffen, weit über denjenigen hinausreichend, der durch einen Fachausdruck erschöpfend bezeichnet werden kann.

Emerich Robert ist im Jahre 1847 in Budapest geboren. Im Alter von achtzehn Jahren ging er zur Bühne. Er war zuerst in Zürich engagirt, kam zwei Jahre später nach Stuttgart und dann nach Berlin ans Königl. Hof-Theater. Als Laube im Jahre 1872 das Wiener Stadttheater gründete, folgte er dem Rufe dieses bewährten Bühnenfeldherrn. Er führte sich gleich in der Eröffnungs-Vorstellung als „Demetrius" sehr vortheilhaft ein, spielte sodann den „Mortimer", den Laube als eine seiner besten Rollen bezeichnet, später den „Posa", den „Fiesco", den „Uriel Acosta", sowie die Liebhaber-Rollen in den modernen Salon-Stücken. Er war bald ein ausgesprochener Liebling des Publicums und insbesondere der Theater-Besucherinnen, die dem schönen jungen Manne ebenso viel Interesse entgegen brachten, wie dem feurigen, Herz und Geist bezwingenden Schauspieler.

Gar manche Berufsgenossen unseres jungen Künstlers hätten an einer solchen reichen Ernte von Bühnen-Erfolgen Genüge gefunden, und hätten aufgehört, weiter zu streben. Nicht so Robert. Er blieb unablässig bemüht, seine ursprüngliche Begabung zu entwickeln und zu vervollkommnen. So erlangte er eine Entfaltung seiner Eigenart, die ihn über die meisten seiner Kunstgenossen emporhob. Solche künstlerische Werde-Processe sind allerdings, auch einem großen Talent, nur an einer gut geleiteten Bühne möglich. Nur eine solche gestattet das volle Ausreifen der Individualität, das die schlecht geleitete unterdrückt. Der große Mangel an werthvollem schauspielerischem Nachwuchs an unseren Theatern hat in der unkünstlerischen Leitung derselben seinen hauptsächlichsten Grund.

Robert's Talent nahm hier seinen eigentlichen, bleibenden Charakter an. Das Zurückhaltende, in sich Gekehrte seiner Darstellungsweise, das ihm längst schon die Bezeichnung eines interessanten Schauspielers eingebracht hatte, wurde immer mehr der Grundzug seines künstlerischen Schaffens. Diese träumerische Art, wirksam unterstützt durch ein sprühendes Auge, sowie durch den eindringlichen Klang eines wohltönenden Organs, rührte an der Phantasie der Zuschauer. Seine Schöpfungen bekamen einen Zug ins Mystische, ins Dämonische. Rollen, wie die des Königs „Sigmund" im Calderon'schen Drama, „Der Traum ein Leben", wie Byron's „Manfred" und ähnliche Gestalten, wurden von ihm mit solch visionärer Kraft dargestellt, daß sich der Zuhörer aus der irdischen Sphäre in eine unfaßbare überweltliche Region entrückt fand.

Im Jahre 1878, nach dem Rücktritte Laube's von der Direction des Stadt-Theaters, kam Robert ans Hofburg-Theater, dem er seither angehört. Im Burg-Theater erweiterte er sein Repertoire durch Darstellung Shakespeare'scher, sowie Grillparzer'scher Gestalten. Den Höhepunkt seines Künstlerthums erreichte er jedoch mit der Wiedergabe des „Oedipus" in den Sophokles'schen Dramen „König Oedipus" und „Oedipus auf Kolonos", mit welchen Rollen er die stärksten Wirkungen, die je von der Bühne ausgingen, grauses Entsetzen mit tiefstem Mitgefühl gemischt, zu erzielen vermochte. — Nach der Aufführung des „Oedipus" erfolgte die Ernennung Robert's zum Regisseur des Hof-Theaters.

Eine ganz besondere Richtung von Robert's Kunst bildet die Wiedergabe solcher Gestalten, in denen gekränkter Stolz, sich auflehnender Trotz zum Ausdruck gebracht werden. Durch das Wesen des Künstlers geht ein düsterer Zug, der die von ihm verkörperten Gebilde mit einem Schimmer von Melancholie überhaucht. Daß auch der Stolz und der Trotz nicht lediglich Bühnen-Requisit sind, sondern im Charakter Robert's wurzeln, das beweist ein kleines, an sich unbedeutendes Erlebniß, das aber den Menschen Robert in dem angedeuteten Sinne charakterisirt. Robert gastirte einst in Graz, — wie immer und überall, auch da mit großem Erfolge. Während eines Zwischenaktes steckt er sich in seiner Garderobe eine Cigarette an. Nun war eben kurz vorher seitens der Behörde ein strenges Rauchverbot für die Bühnenmitglieder erlassen, bezw. das bestehende erneuert worden. Die Nüstern des inspicirenden Polizei-Beamten hoben sich bedeutsam, als der süße Duft einer Gianaclis Sultana sie streifte. Der Missethäter war bald entdeckt, und die Folge war eine Vorladung aufs Commissariat. Trotz der Einwendung des Künstlers, das Verbot sei ihm unbekannt gewesen, und er fühle sich umso weniger schuldig, als auf dem Boden, auf dem er heimisch sei, das Rauchen in der Garderobe, wenn auch nicht gern gesehen sei, so doch kein Delict bilde, — wurde er zu einer Geldstrafe von fünf Gulden verurtheilt, die binnen vierundzwanzig Stunden zu bezahlen wären. Hochgradig erregt verläßt der sieggewohnte Held den Schauplatz seiner moralischen Niederlage. Man hatte ihm Unrecht gethan, davon ist er überzeugt, — und der Groll darüber läßt ihn nicht ruhen. Ehe er in seinem Hotel angelangt ist, hat er einen Entschluß gefaßt. Er hatte vertragsmäßig noch einmal, am nächsten Tage, zu spielen. Das Haus war bereits ausverkauft, was für ihn, — da er „auf Theilung" spielte, einen Ertrag von mehreren hundert Gulden bedeutete. Aber ehe er die ihm unrechtmäßig auferlegten fünf Gulden bezahlte, — nein, — lieber auf das Ganze verzichten! Und gedacht, gethan. Schleunigst packt er seine Koffer, zahlt seine Rechnung, fährt zum Bahnhof — und mit dem nächsten Zuge davon. Von einer Station aus zeigt er dem bestürzten Director telegraphisch seine Abreise an und theilt ihm den Grund mit, der ihn zu so schleuniger Flucht veranlaßt hat. — Es wird zweifellos Leute geben, die dieses Vorgehen als pathologisch oder, um einen deutschen Ausdruck zu gebrauchen, als verrückt bezeichnen werden. Sicher aber ist, daß der Künstler, der diesen Streich heute noch mit großem Vergnügen erzählt, sich des besten körperlichen und geistigen Wohlbefindens erfreut.

Robert ist ein Künstler, der sich in den Geist der von ihm dargestellten Werke versenkt, sich in sie einlebt und mit den von ihm verkörperten Gestalten fühlt und empfindet. Er „recreirt", wie der technische Ausdruck lautet. Und darum kann einem dramatischen Autor auch nichts erwünschter sein, als für seine Schöpfungen einen Interpreten zu finden, der, wie Robert, der dichterischen Intention zu Hülfe kommt, sie ausgestaltet und ergänzt und solcher Art das von ihm dargestellte Werk zur höchsten Höhe der Bühnenwirkung erhebt.

Nachdruck verboten.

Die russischen Frauen unter dem neuen Kurs.

Von Eliza Ichenhaeuser in Berlin.

Das feierliche Glockengeläute im Kreml ist verklungen, die Festesfreude verrauscht, aber in Millionen Herzen lebt noch ein Widerhall derselben, die Hoffnung, daß die Morgenröthe einer schönen Zeit für das russische Volk angebrochen ist; diese Hoffnung, die sich seit dem Regierungsantritt des jungen Zaren der Russen bemächtigt hat, ist durch die Erlasse und Gnadenakte, die die Krönungs-Feierlichkeiten im Gefolge hatten, befestigt worden.

In wie weit die Zarin an diesen Aenderungen Theil hat, wie weit ihr Einfluß reicht, läßt sich zur Zeit noch nicht feststellen, aber schon wird er im Volke als weitreichend bezeichnet.

Und daß dem so ist, macht sich bereits seit dem Regierungsantritt des jungen Kaiserpaares bemerkbar. Die Gerüchte, die verbreitet wurden über den Ernst und die hohe Bildung der Kaiserin Alexandra, fanden sehr rasch eine Bestätigung durch ihr Interesse und ihr Verständniß, das sie für die Bedürfnisse ihres Volkes verrieth. Vor allem interessirte sie sich für den stets vernachlässigteren Theil des Volkes, für ihr eigenes Geschlecht. Einer der ersten Regierungsakte des Kaisers war die Ertheilung der Erlaubniß, die medicinische Universität, resp. Facultät für Frauen wieder zu eröffnen. Diese Facultät, die bis zum Jahre 1882 bestanden und dem Lande ca. achthundert weibliche Aerzte geschenkt hat, wurde nach dem entsetzlichen Tode Kaiser Alexanders II. in Folge der reactionären Strömung, die Platz griff, geschlossen.

Trotzdem besitzt Rußland in Petersburg, Moskau und Odessa eine ganze Anzahl von Mädchen-Gymnasien, und zwar zum größten Theile staatliche Gymnasien, nur einige wenige sind privater Natur. Es werden dreierlei Mädchen-Gymnasien in Rußland unterschieden, und zwar 1) solche, in denen weder Griechisch noch Latein gelehrt wird, 2) solche, in denen auch Latein und 3) solche, in denen sowohl Griechisch als auch Latein gelehrt wird.

Den Russinnen stehen ferner staatliche Kurse offen, die hinter denen der Universität nicht zurückstehen. Sie können nach Absolvirung des Gymnasiums besucht werden und dauern eben so lange wie das Universitätsstudium, drei bis vier Jahre. Es unterrichten an ihnen meist Universitätsprofessoren und nach bestandenem Examen wird ein Diplom verliehen. Es giebt pädagogische Kurse, historische Kurse und mathematische Kurse. Die daselbst ertheilten Diplome berechtigen zum Unterricht sowohl an den Mädchen-Gymnasien, als auch an den Kursen. Die Candidatinnen bekommen die Professur vom Staate, und sind staatlich angestellte Beamte mit Gehältern bis zu dreitausend Rubel, gleich sechstausend Mark, mit Pensions-Berechtigung.

Die Wiedereröffnung der unendlich segensreichen medicinischen Frauen-Facultät ist jetzt für das nächste Jahr festgesetzt.

Aber auch den in Rußland bereits prakticirenden Aerztinnen sind auf eine Bittschrift, die gelegentlich der Krönung überreicht wurde, weitere Rechte in Aussicht gestellt worden.

Von den vielleicht siebenhundert Aerztinnen, die Rußland heute besitzt, verfügen diejenigen, die Privat-Praxis ausüben, über unbeschränkte Rechte; es giebt welche, die so gesucht sind, daß sie bis zu dreißigtausend Rubel jährlich verdienen, andere haben als Chirurginnen einen guten Namen erlangt. Anders war dies jedoch bei Aerztinnen, die eine staatliche Anstellung begehrten, sie erhielten sie wohl, — eine ganze Anzahl von Aerztinnen sind an staatlichen Hospitälern angestellt, — sie avancirten auch bis zur Staatsärztin, aber sie waren gegen ihre Collegen im Nachtheil: Sie hatten kein Recht auf Pension, und sie konnten an Instituten, an denen auch männliche Aerzte angestellt waren, nicht zum Chefarzt avanciren.

Auf eine Bittschrift der Aerztinnen, gelegentlich der Krönung, hat der Zar nun angeordnet, daß die weiblichen Aerztinnen an staatlichen Instituten dieselben Rechte wie die männlichen Aerzte zu genießen haben, daß sie pensionsberechtigt sind und nicht allein an Hospitälern, an denen nur weibliche, sondern auch an solchen, an denen männliche Aerzte angestellt sind, zum Chefarzt avanciren können. Ferner ist den Semstowos die Erlaubniß gegeben worden, weibliche Aerzte anzustellen.

Die moderne, aufgeklärte Denkungsweise, die sich in all diesen Erlassen documentirt, zeigt sich auch noch in anderen Fällen. Seit Jahren schon beabsichtigten Petersburger Damen einen Club zu gründen, der nichts weiter bezwecken sollte, als den engeren Zusammenschluß der Frauen Petersburgs. Die Erlaubniß zur Gründung dieses Clubs war trotz wiederholter Petitionen nicht zu erlangen. Kurz nach dem Regierungsantritt Kaiser Nicolaus wurde dieserhalb eine neue Bittschrift eingereicht, und innerhalb weniger Tage war die Erlaubniß da, das Lokal gemiethet, und gegenwärtig zählt der Club bereits tausend Mitglieder, die sich in den sehr gemüthlichen Räumen am Puschkin-Platze fleißig einfinden, aber durchaus nicht um politische Complotte zu schmieden, wie seiner Zeit allem Anschein nach vermuthet wurde, sondern um literarische und sociale Fragen zu discutiren.

Annette von Droste-Hülshoff.
Portrait-Büste von Anton Rüller in Münster.
Nach einer Photographie von Herm. Hülswitt, Münster.

Nach einer Photographie von Dr. Székely in Wien.
Siehe Seite 7.

Nachdruck verboten.

Am Fenster.

Zu dem Bilde von H. Koester in Karlsruhe.
Siehe Seite 1.

Die fleißigen Mädchenhände ruhen, die Arbeit am Stickrahmen ist für kurze Zeit unterbrochen. So eilig hat man's nicht, daß man nicht eine halbe Stunde mit einer Freundin verplaudern dürfte. Der Platz am Fenster, durch das so helles Licht fällt, ist zum Plaudern nicht weniger behaglich als günstig für die Arbeit. Wenn der Blick hinausschweift, umfaßt er die Herrlichkeit des Schwarzwaldes, lichte Höhen, dunkle Gründe, grüne Wiesen und plätschernde Wasser. Es lohnt sich schon, den Vorhang zurückzuziehen und der Freundin die Herrlichkeit draußen zu zeigen. Wenn die nur nicht bei sich zu Haus ganz dieselbe schöne Aussicht hätte! Da wird's wohl etwas anderes sein, was die beiden Mädchen den Fenstervorhang zurückzuziehen veranlaßt, während sie selbst sich vorsichtig im Hintergrunde halten. Was — ist nicht schwer zu rathen. Ein junger Bursche natürlich, der nicht ahnen darf, daß man ihm mit Wohlgefallen nachschaut. O. P.

Nachdruck verboten.

Der heilige Hain der Hera.

Zu dem Bilde von Max Roeder in Rom.
Siehe Seite 4 und 5.

Auf dem Altar vor dem Standbild der Göttin lodert das Opferfeuer. In schneeigem Marmor hebt sich die Statue der Hera scharf von dem dunkeln Hintergrunde der Pinien und Cypressen ab. Ein Diadem krönt die Stirne der Göttin, ihr Haupt umwallt der Schleier, das hochgeschlossene Gewand läßt nur die Arme unbekleidet. Das Murmeln der Wasser, die plätschernd aus Marmormasken in den Teich stürzen, läßt die tiefe Stille, die im Hain der Göttin herrscht, noch feierlicher wirken. Nur der Schrei der Pfauen, die ihr farbenschimmerndes und metallisch funkelndes Gefieder im Glanz des Marmors spiegeln, unterbricht von Zeit zu Zeit grell und mißtönig die feierliche Stille. So ließ der Künstler ein Stück antiker Welt vor unseren Augen im Bilde wiedererstehen, das von dem Geist der Antike durchdrungen ist. F. Z.

Nachdruck verboten.

Das Denkmal der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff.

Von Anton Rüller in Münster. — Siehe das nebenstehende Bild.

Am 10. Januar 1797 wurde Annette Freiin von Droste-Hülshoff auf dem Gute Hülshoff bei Münster geboren. Die hundertste Wiederkehr ihres Geburtstages sieht endlich vollendet, wozu sich die Verehrer der Dichterin schon im Jahre 1878 vereinigt hatten, — am 9. November konnte auf einem der schönsten Plätze der alten Bischofsstadt Münster das Denkmal enthüllt werden, das die Züge der „deutschen Dichter-Königin, der Tochter der Westfalen", wie ein bei der Enthüllungsfeier verlesenes Gedicht von Emil Rittershaus Annette von Droste nennt, kommenden Geschlechtern übermitteln soll. Der junge Bildhauer Anton Rüller in Münster, dem die schwierige Aufgabe zugefallen war, nach den Portraits der Dichterin eine Idealbüste zu formen, hat seine Aufgabe glänzend gelöst. Das leicht geneigte Antlitz mit den sinnend in die Ferne gerichteten Augen giebt die edlen, durchgeistigten Züge der Dichterin in sprechender Aehnlichkeit wieder und charakterisirt zugleich die schlichte Güte ihres Wesens. Die aus weißem laaser Marmor gefertigte Büste erhebt sich auf einem Sockel von braunem, schwedischem Marmor, der die einfache Inschrift trägt: „Annette Freiin von Droste-Hülshoff, geb. 10. Jan. 1797, gest. 24. Mai 1848." Fr.

Redactions-Post.

Antworten.

Frau v. K., Hannover. Sie haben Recht; nicht die Palastdame Gräfin Hacke, sondern die Palastdame Gräfin Oriola war unter den Theilnehmern des zu Ehren des siebenzigsten Geburtstages von Fräulein Marie von Olfers veranstalteten Festes. Es war uns natürlich bekannt, daß die Palastdame Gräfin Hacke schon vor einigen Jahren verstorben ist; wir bedauern den Schreibfehler, den wohl viele Leserinnen sich selbst bereits berichtigt haben.

A. L. in O. — Serbien hat drei Orden zu vergeben: Den von Fürst Michael III. gestifteten Takowo-Orden, den Weißen Adler-Orden und den Sankt Sava-Orden, beide von König Milan gestiftet. Alle drei Orden werden in fünf Klassen verliehen.

Provinzialin. — Die Berliner Theater beginnen ihre Vorstellungen um ½8 Uhr, in Ausnahmefällen auch um 8 Uhr. Große Toilette ist nur an Galatagen der Königlichen Oper üblich.

Blumenfreundin. — Die Knolle der Herbstzeitlose ist allerdings von der ihr nachgerühmten Anspruchslosigkeit. Sie treibt, einfach auf das Fensterbrett gelegt, ihre Blüthen, ohne daß sie der Sonne, des Wassers oder der Erde bedarf.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 2, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. Januar 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. — XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Reue.

Erzählung von Adalbert Meinhardt in Hamburg.

(1. Fortsetzung.)

Erst als der Sturm von Zärtlichkeiten, mit dem sie ihn überschüttete und jedes seiner Worte erstickte, ihre Kräfte erschöpft hatte, ließ sie von ihm ab. Sie lehnte sich schwer athmend zurück an das Sopha: „Jetzt sprich!“ sagte sie. „Jetzt will ich es hören. Alles, verstehst Du? Du sollst mir kein Tittelchen, kein Haarbreit, kein Nichts verschweigen. Es ist mein Recht jetzt, es zu wissen. — Dieser Michael also? . . . .“

„Warum willst Du mir nicht glauben, was doch die Wahrheit ist? Wir waren Freunde schon als Knaben. Als mein guter Vater dann seine Mutter, die verarmte Gräfin, zur Frau genommen, sind wir auch noch Brüder geworden, das weißt Du ja. Es konnte aber diese Verwandtschaft uns einander nicht näher bringen, als wir schon waren. Wir gehörten unauflöslich zu einander, theilten alles, was wir hatten. Er glaubte an mich und ich an ihn, trotz all seiner Schwächen. Er gab mir von seinem Uebermuth, seiner Laune, seinem Geist. Ich gab ihm mein solideres Wissen, wo es ihm etwas nützen konnte. Natürlich habe ich ihm auch Geld gegeben. Ist denn Geld heiliger als Freundschaft und Treue, daß man es mit seinem Bruder nicht theilen sollte, so lang man es besitzt, und es ihm mangelt? Verheimlichte er mir seine Schulden, suchte er mit seiner gewohnten Redegewandtheit mich zu täuschen und irre zu führen, ich durchschaute ihn immer, wußte ganz genau, wo er seiner Phantasie, seiner Zunge frei die Zügel ließ, und wo er mit mir ehrlich war. Und so half ich ihm, so lang ich es konnte. Wie gern hätte ich ihm mein Letztes geschenkt, hätte er es noch nehmen wollen. Nur nahm er nichts mehr und wollte nichts mehr hören und sah mich nicht mehr an, weil ich ihn in jener Stunde, auf die es ihm ankam, jener höchsten, einen Stunde, die einmal in jedes Menschen Leben eintritt und entscheidet, — nun ja, weil ich ihn verleugnet hatte.“

„Das kannst Du mir noch zehn Mal wiederholen, ich verstehe es doch nicht. Wann war das? Wie kam es?“

„Wie es kam?“ Er deckte sich die Hand über die Augen, sie zu schützen vor dem Licht, das, so entfernt die verhängte Lampe dort auf dem Schreibtisch stand, ihm doch weh that. „Wie es kam? Es kam überhaupt nicht, es war da und war geschehen, eh' ich es gewollt. Wir standen, wir drei, auf dem flachen Wege, der eingeschnitten von dem einen zum anderen See hinüberführt. Es war schwül und grau, ein Sonnabend. — Ich weiß nicht, am Sonnabend, dünkt mich, ist immer solche Luft, Scirocco-Luft; man thut gedankenlos und toll, was man nicht sollte. Die Glycinen blühten, die ganze Mauer war blau von ihren vollen Trauben, ihr Duft um uns her. Wenn ich seitdem Glycinen rieche, so fühle ich es wieder: die Luft vom See, die Schwüle, die Stille, diese südlich laue, betäubende, viel zu süße Stille. Und wie sie neben mir im Gehen inne hält und zögert und stehen bleibt, ihn und mich mit den Augen mustert, den Stengel der Glycinen-Dolde, die er eben ihr gepflückt hat, an den Mund hebt und mit ihren scharfen Zähnen ein wenig zerbeißt. Dann läßt sie die Hand mit der Blume sinken und sieht nun mich allein an: „Darf man Ihrem Freund immer glauben?“

Auf dem schmalen Halbinsel-Rücken steht er mir gegenüber. Sie zwischen uns beiden. Denke es Dir doch. Und er und ich, wir hören ihre zögernde Frage: „Darf man ihm denn alles glauben, was er spricht? Jedes Wort von Ihrem Freunde? —“

„Du hast ihr darauf ‚Nein‘ sagen müssen?“

„Anna, das denkst Du? Dann, wahrhaftig, dann lebte ich nicht! Ich habe geschwiegen.“

„Und das war alles?“ rief die Frau. „Dein ganzes Verbrechen? Darum all Dein Unglück, Deine Schmerzen, die Dir und mir das Leben verderben, darum Deine Reue, weil Du schwiegst, um nicht lügen zu müssen?“

Er schüttelte den Kopf: „Du willst es nur nicht verstehen, daß Schweigen ebenso schlimm ist, wie Reden, nein, schlimmer fast. Denn ein hastig gesprochenes Wort kann durch das nächste vergessen werden. Aber ein Schweigen, intangibel, nichts, und doch greifbar und unvergeßbar. — Man erwartet den Ton der Stimme, freudige Worte, unzweifelhafte, des Lobes, der Liebe. Statt dessen nichts, gar nichts! Eine Kälte, Leere, Oede, wie die Wüste. Und alles ist auf einmal verwüstet und todt und zu Ende. Eine Secunde! Vorher hatte ich einen Freund. Und mein Freund war glücklich. Nun hat sie mit erschrockenen Augen sich abgewendet. Und wenn ich so viele Worte spräche, wie Halme im Gras sind, wie Blüthen an den Glycinen-Dolden, wie Tropfen im See, ich könnte doch mein secundenlanges, unwillkürliches Schweigen nicht ungeschehen machen, ihr nicht das Zutrauen, ihm das Glück und mir den Freund nicht wiederschaffen! — Nun schweigst Du auch,“ sagte er leise nach einer Pause.

Die junge Frau mußte sich erst räuspern. Es ging ihr doch näher, als sie vorher für denkbar gehalten. Daß er anderen weh gethan, sie bitter geschädigt, das war eine Möglichkeit, die sie sich bis heute nicht vorgestellt hatte, da sie immer nur an ihn und an das Leid dachte, das er sich selber zugefügt.

„Und dann?“ fragte sie. „Wer war die Frau denn oder das Mädchen? Weshalb war damit alles zu Ende? Und wo geschah es? Auf der Reise? Erzähle ordentlich, der Reihe nach! Ich begreife sonst nichts. Du sagst, daß wir Zeit haben. Wenn Du in Dir alles ordnest, wirst Du's Dir selber klarer machen, wie Du dazu kamst, und daß Du eben nicht anders konntest, und daß es so recht war.“

Er nickte vor sich hin. „Daß es recht war, — wenn ich mir das klar machen könnte. Er war mein Freund. Und sie war die Frau, die er liebte. Er hatte mich mit auf die Reise genommen als Bürgen bei ihr. Denn er wußte ganz gut, daß sie allerhand Zweifel hegte. Hatte sie doch in ihrer ersten sehr kurzen Ehe genug Bitteres erlebt. Der Mann war ein Trinker, ein Spieler gewesen. Als er sich das Leben genommen, — vor ihren Augen, wie man sich erzählte, — da erst hatte sie mit starker Hand die

Fürstin Mathilde Radziwill, geb. Gräfin von Clary und Aldringen.
Nach einer Aquarell-Skizze aus dem Jahre 1832. — Siehe Seite 14.

Fürstin Mathilde Radziwill und ihr ältester Sohn, Fürst Anton Radziwill.
Nach einer Photographie von Carl Pietzner, K. K. Hof- und Kammer-Photograph, Teplitz. — Siehe Seite 14.

Leitung seiner großen, zerfahrenen Geschäfte ergriffen, und da erst hatte sie den Reichthum gewonnen, der Michael jetzt ebenso anzog, wie ihre kluge Ruhe mich. Sie war nicht wirklich schön. Ein kleines Figürchen, feingliederig, blaß, mit schwarzen Haaren und großen Augen, die immer etwas zu suchen schienen. Man hätte es ihr nicht zugetraut, daß sie so energisch zu handeln verstand. Michael hatte gemeint, jeden Tag, er müsse sich ihr Jawort erringen. Daß sie ihm gut sei, merkte er wohl. Es wäre auch anders nicht möglich gewesen. Ein Mensch wie der, dem alle Frauen sich ergaben, bedingungslos, wenn er sie nur ansah, ein so schöner, sonniger, stolzer, kerngesunder junger Kerl! Nur diese also widerstand ihm und reizte ihn darum um so mehr. Als er damals hier in Berlin zum ersten Mal mir von ihr sprach, da stimmte er mich nicht sehr günstig für sie: eine Frau, die mißtrauisch ihren Reichthum behütet und sich besinnt mit dem, der sie liebt, ihr Gut zu theilen. Er aber wollte nichts gegen sie hören. Er war ganz erfüllt von der Aussicht, sie zu erringen, der Aussicht auf ein eigenes Heim. Er machte mir gleich eine Schilderung, wie sein zukünftiges Haus werden sollte, die Bibliothek, das Zimmer für mich hart neben dem seinen, der Garten, die Pflanzen und Pferde und Hunde, — er plante das alles sich so schön, der Sybarit. Und dann sein altes Lied, bei dem die ganze Wärme seines Herzens wohlthuend mir entgegentrat, — die Sehnsucht nach einem Kinde, nach seinem Kinde! Seine weiblich-liebenswürdige Art zeigte sich so recht darin, wie er in ein solches kleines Geschöpfchen, wo er es auch sah, sich verliebte, wie er es sich greifbar lebhaft vorstellte, so ein süßes weiches Ding selber einmal besitzen zu können. Wenn ich unser Kind jetzt sehe, ich, der, bis ich's hatte, diese kleinen zerbrechlichen Wesen immer nur mit einem gewissen Unbehagen betrachtete, — und er, der es leidenschaftlich sich wünschte...."

„Du wolltest mir von der Frau erzählen."

„Ja, also ich kannte sie damals noch nicht, hatte sie nur von Weitem gesehen, bei öffentlichen Vorträgen, die ich im Winter gehalten. Sie saß immer in der ersten Reihe, und ich hatte das Gefühl, daß sie verstand, was ich erklärte. Sonst wußte ich nichts von ihr. Und nun kommt Michael und erzählt mir, wie er mit ihr steht, und daß sie nach dem Süden gereist ist, ohne ihm rechten Bescheid zu geben. Es müßte jemand für ihn bei ihr sprechen. Nicht seine Mutter, die viel zu sehr Partei ist. Sondern ich, ein Mann, Gelehrter, glaubwürdig und unparteiisch. ‚Ja, aber das Reden und das Verschönern verstehst Du doch besser', entgegne ich, ‚ich habe auch so wenig Gutes von Dir zu sagen.' Und dann lachen wir beide. Denn soviel ich ihn mein Lebtag abgekanzelt, gescholten habe, so oft wir im Zorn von einander gingen, das wissen wir doch, daß einer dem Anderen ein Freund ist, wie's keinen treueren auf der Welt giebt. Und also packe ich meine Sachen und seine auch, — denn Ordnung kannte er einmal nicht, — und wir reisen. Es war gegen Ostern, wie jetzt, ich konnte also ohne Urlaub ganz gut augenblicklich fort. Wir waren lustig genug alle beide, obwohl er Sorgen die Menge hatte, und ich darum wußte. ‚Damit wird alles gut,' wiederholte er immer. ‚Aber wenn Du sie nur willst, um mit ihrem Geld Deine Schulden zu zahlen, Deine politische Stellung zu befestigen, eine Zeitung zu gründen und dergleichen schöne Dinge mehr,' warnte ich, ‚ist das auch das Rechte? Sie wird es durchschauen, wenn sie so klug ist, wie Du sie mir schilderst, daß sie Dir nur eben ein Mittel zum Zweck ist.' — Er aber beruhigt mich. Er liebt sie ja. Was will denn irgend ein Weib mehr als Liebe? Daß sie neben allem anderen, ihrer Anmuth, ihrem Geist, auch den Reichthum besitzt, das ist ein Zufall. Freilich ein Zufall, wie er nur solchen Sonntagskindern, wie er eines ist, in ihren Weg kommt. Und er erzählt mir auf der ganzen Fahrt bis Luzern und durch den Gotthardt und dann längs der Seen so viel von dieser seiner Liebe, daß mir selbst dabei ganz warm ward. Ueberhaupt, — ich bin als Kind in Italien gewesen, damals mit meiner todtkranken Mutter, seitdem nicht mehr. Die Erinnerungen an dort, die Bilder, die Bronzen haben mein ganzes Leben lang mir vor Augen gestanden. Nun komme ich wieder über die Alpen, ein anderer Mensch, ein erwachsener Mann. Aber mir wird so eigen zu Muthe, heimatlich und frühlingsmäßig, sehnsüchtig und jung ...

‚Michael', sagte ich, — es war auf dem Dampfboot, das uns über den Luganersee nach Porlezza führte, an den Ufern stand schon alles in Blüthe, rosa junge Zweige streckten sich lustig an die sonnige Luft, — ‚Michael, alter Junge, weißt Du, zum ersten Mal seit wir uns kennen, beneide ich Dich! Wer jetzt auch auf die Brautschau ginge!'

Und er lacht: ‚Geduldе Dich nur! Hast Du mir geholfen, sie zu gewinnen, so suchen wir beide Dir dann eine Frau aus, wie Du sie brauchst.'

So schwatzen wir mit einander und bauen uns allerhand künftiges Glück in Gedanken. Und so kommen wir nach Bellaggio. Da war ich früher nie. Ein lustiges Nest auf einer Halbinsel, die den See in zwei Arme theilt. Bogengänge, Verkäufer, Geschrei, blühende Rosen und blaue Luft. Ganz vorn an der Spitze liegt das Hotel, das aus einer einstigen Villa umgebaut ist, in seinem Garten. Und in einem Laubengang am Wasser finden wir richtig sie, die wir suchten. Sie wundert sich nicht sehr, ihn zu sehen, obwohl sie roth wird, da er auf sie zutritt. Mich empfängt sie wie einen alten Bekannten, so viel hat er ihr schon von mir erzählt. Und sobald wir allein sind, so oft wir es sind, sprechen wir zusammen von ihm. — ‚Sie sind ihm ein guter Freund,' sagt sie dann. Michael, der es einmal hörte, lacht dazu. ‚Mit Recht ist er es! Fragen Sie ihn nur, ob ich ihm nicht auch sehr viel schon nützte. Wie wäre er denn Professor geworden, so jung wie er ist, hätte ich nicht ein wenig Reclame für ihn und für seine Arbeit gemacht?!'

‚Das hättest Du nicht sagen sollen,' warnte ich ihn nachher. ‚Wahr ist's und gewiß, und ich selbst habe es ihr ja bestätigt. Ich wäre so weit nicht, wenn Du nicht wärst. Aber Du weißt doch, daß es mir peinlich sein muß, wenn ich meine Stellung Deiner „Reclame" und nicht meinem Verdienst verdanke. Und sie, feinfühlig wie sie ist, sie sah es als Prahlerei von Dir an. Nimm Dich in Acht. So sicher, wie wir vorher meinten, bist Du ihrer doch noch nicht.' — Und ich rieth ihm, sie nicht zu drängen, erst allmählig mehr und mehr sie für sich zu gewinnen, bis ihm von selber die reife Frucht dieses Glückes zufallen würde. Er richtete sich nach meinem Rath. Wir verbrachten die Tage neben ihr am See, auf dem See, er ruderte uns, er sang uns vor, er arrangirte für den Abend eine Beleuchtung des Gartens. Sie lächelte dazu und freute sich an den schönen sonnigen Tagen, an dem Zauber des Orts, der Luft und an seiner sprudelnden Grazie. Ja, es waren schöne Tage. Und dann kam der letzte. Ich meinte ihn genug gelobt zu haben. Eine Arbeit wartete auf mich zu Hause. Ich mußte nun fort. Gerade an diesem letzten Tag nun, dem Sonnabend, den ich noch bei ihnen bleiben sollte, bis zum Abend, da regnete es. ‚Es macht nichts,' sagte sie, ‚wir gehen doch spazieren!' Sie hatte einen grauen Ueberrock an von Herrenschnitt, einen kleinen Hut dazu aus demselben Stoff und hohe feste Stiefeln. Sie sah jung aus in der einfachen, knappen Kleidung, beinahe kindlich. Ein paarmal war mir's, als ob sie mich bei Seite ziehen, mir allein etwas sagen wollte. Aber was? War doch alles durchgesprochen und wiederholt. Es blieb nichts zu seinem Lob mehr, was sie nicht schon wußte. So vermied ich solches Alleinsein, hielt Schritt mit Michael und rief ihn, als er einmal schneller gehen wollte, zu uns zurück. Er hat mir nachher das zum Vorwurf gemacht. Er machte mir eben alles zum Vorwurf. Wir hielten uns unter den Läden auf. Sie kaufte verschiedenes. Mir schenkte sie zur Erinnerung an Bellaggio, weil ich nun heute doch reisen wollte, ein Paar hölzerne kleine Schuhe, Puppen-Pantoffeln mit hohen Hacken. Ich sollte daran sehen, wie Frauen überall sich dem Erdreich anpassen, über das sie zu gehen haben, weil ich doch gezweifelt hätte, daß sie für den heutigen Spaziergang sicher genug versehen und beschuht sein würde.

Aus dem Schutz der Bogengänge treten wir hinaus in den strömenden Regen; sie lacht und will sich nichts anhaben lassen vom schlechten Wetter. Tapfer stapft sie zwischen uns beiden unter den alten Platanen hin, die noch ganz kahl stehen. Michael hält ihr den Schirm, daß sie besser ihr Kleid aufraffen kann. Ohne zu wissen, wie es geschieht, ob die zwei etwas langsamer gehen, ob ich rascher, — auf dem schmalen Weg, der zwischen Villen-Mauern hinführt, merke ich, wie der Abstand weiter und weiter geworden. Und da ich wieder die Aussicht zum See frei vor mir habe, finde ich mich ganz allein. Ich steige die Treppe zur Höhe hinauf. — Wie langsam die beiden vorwärts kommen! Ich hätte sie doch nicht allein lassen sollen, denn wenn Michael so neben ihr hergeht, und wenn sie ihn auch so ansieht, wie mich vorhin, er hat mir gelobt, daß er noch nicht sprechen wolle, — aber er wird nicht anders können! Und wenn er spricht, — das weiß ich plötzlich ganz bestimmt, daß es zu früh ist und daß sie heute, hier, ihm schwerlich ‚ja' sagen wird. Und so stehe ich da oben auf dem flachen Weg zwischen den dunkeln Cypressen und warte, und das Herz klopft mir ängstlich. Da kommen sie. Es hört gerade auf zu regnen. Er spannt den Schirm zu. Sie ersteigt die alten Steinstufen und bleibt auf dem breiten Grasabsatz halbwegs stehen und wendet sich, den See anzusehen. Er springt die Treppe herauf, geradeaus bis zu mir und sieht nichts anderes und faßt meine Hand: ‚Jetzt! Sie ist beinah gewonnen! Nur Eines will sie Dich noch fragen. Gieb ihr gute Antwort, Leo, mein Bruder.'

Nun kommt sie auch, ein bißchen athemlos, etwas blasser. ‚Wie schön das hier ist,' sagt sie leise, ‚dieser See uns zu Füßen ... Und dort drüben der Duft von dem anderen, den man nur ahnt ..., man weiß nicht, in welchem man enden möchte.'

‚Wer denkt denn hier ans Enden?!' ruft er. ‚Das Leben soll uns nun erst beginnen und soll uns ein Fest sein! Du, Geliebte, sage, habe ich nun Dein „Ja"?'

Sie sieht zu Boden: ‚Herr Professor, ich weiß, Sie rathen mir dazu. Sie haben mir schon soviel von ihm gesagt, um mich zu bereden. Gut, warmherzig, edel, aufopferungsfähig, geistreich und trotzdem bescheiden, das ist er ja. Aber, — wenn Sie mir es sagen, will ich auch selbst das noch glauben: kann man sich auf seine Worte fest verlassen? Ist er auch immer ganz ehrlich, Ihr Freund? —'

„Und dann?" fragt Frau Anna.

„Dann! Was weiter? Was willst Du noch wissen? Wie ich nach jener Secunde des Schweigens in vielen Worten mich erschöpfte, die sie nicht mehr hörte, und die nichts mehr sagten? Wie wir heimgingen, ein erneuter Regenausbruch über unseren gesenkten Köpfen, und naß und müde und verzweifelt nach Hause kamen? Und dann das Briefchen, das sie ihm schickte, und das er mir vor die Augen hielt. Und mein Besuch auf ihrem Zimmer, wie ich in sie gedrungen bin, und wie sie weinend sich von mir wandte: ‚Ich kann nicht, ich kann nicht!' — Und dann sein Zorn, die geballten Fäuste, mit denen er auf mich eindringen wollte. Und er hatte ja recht, ich habe ihn verrathen! Er ist abgereist mit dem Gelöbniß, mich nie wiederzusehen. Ich fuhr ihm nach. In Mailand noch eine letzte, böse Scene an der Bahn, daß die Leute uns von einander rissen. Darauf ich nach Haus, hierher, an die Arbeit. Seine Mutter kam zu mir ein paar Wochen später und klagte mich an und wollte wissen, wo er sei. Was wußte ich? Seine Handschrift habe ich nicht wiedergesehen, so wenig wie sein Gesicht. Und alles, was ich versuchte, alles, alles, ihn zu versöhnen, ist mir mißglückt. Wie sehr die Aussicht, mit ihrer Hand auch ihr Vermögen zu erringen, seine letzte Hoffnung gewesen, das hatte ich doch nicht geahnt. Vielleicht wußte er's selbst nicht, leichtgemuth, wie er war, in welche häßlichen Geschichten er sich verstrickt hatte. Böse Dinge kamen zu Tage, die mein bißchen Geld nicht vertuschen konnte. Er mußte sich scheuen, wieder nach Deutschland zurückzukehren. So blieb er da unten im schönen gelobten Lande Italien, in das er seine Hochzeitsreise machen gewollt. Seine Mutter, die zu ihm gereist war, schrieb mir Briefe voll von Anklagen und von flehentlichen Bitten, noch auszulöschen, gut zu machen, was ich gethan. Wie hätte ich das nach dem allem noch können? Es war geschehen. Mir blieb nur die Reue!"

„Und .... sie?" fragte Anna.

„Sie hielt eine Zeit lang sich gleichfalls in Italien auf. Dann ist sie zum Sommer zurückgekommen und lebte hier. Sie schrieb mir einmal, bat mich, sie aufzusuchen, wir könnten zusammen vielleicht etwas finden, seine Lage zu verbessern, daß ihm die Rückkehr in die Heimath ermöglicht würde. Ich dankte ihr. Was es zu thun gab, hatte ich gethan. Von den Gerichten hatte er längst nichts mehr zu befürchten, daß aber sein Name einen Flecken erhalten hatte, der nicht so leicht zu tilgen war, dagegen ließ sich nichts mehr machen. Ich ging nicht zu ihr. Später hörte ich, daß sie sich verheirathen würde, dann wieder, es sei nichts damit. Das ist jetzt sieben Jahre her. Ich weiß nicht, wo sie lebt, noch wie es ihr geht."

„Du hast sie geliebt?"

„Anna!" Er sprang auf und stürmte durch das Zimmer und kehrte zurück und stand vor ihr. „Du auch, Du sagst das! Ja, weißt Du denn nicht, daß es der bitterste Vorwurf war, den er mir machte, ich hätte geschwiegen, weil ich sie ihm nicht gönnen konnte. Und Du glaubst das, Du?"

„Nein," sagte sie leise, „so nicht. Wenn Du's gewußt hättest, daß Du für die kluge Frau etwas mehr fühltest, dann hättest Du gesprochen, auch gegen Dein Gewissen. Aber Du wußtest es noch nicht, empfandst nur unbewußt so einen leisen Zug zu ihr hin. Denn sie, — sie liebte Dich, mein Leo. Oder sie war doch im Begriff, da oben an der Scheide zwischen den zwei Seen, Dich zu wählen statt seiner. Das ahntest Du und wolltest es nicht und hast gerade gezögert, weil Du das rechte Wort gesucht hast für sie wie für ihn. Du fühltest Dich ihr in dem Augenblick verpflichtet wie dem Freunde und mußtest ehrlich sein, weil — nun eben weil Du ehrlich bist."

Er kam und küßte sie auf die Stirn; er dankte es ihr, daß sie ihn verstand.

Durch die Fenstervorhänge stahl sich ein blasses Licht. Die Lampe zuckte auf und blakte.

„Laß mich einen Augenblick," bat Anna, „ich muß die Lampe ausdrehen." Sie that es und zog die Vorhänge auf und lehnte die Stirn an die grauen Scheiben. Draußen war schon der neue Tag. Die Brodfrau, ihren Korb auf dem Rücken, ging über die Straße und kam auf das Haus zu. Frau Anna wandte sich nach ihrem Mann um. Der hatte sich gleichfalls erhoben, ordnete seine Bücher am Schreibtisch, und schloß die begonnene Schrift in das Fach. —

Es ist doch ganz gut, daß aus aller Erregung alltägliche, banale Dinge, — und wäre es auch nur die Petroleum-Lampe, die auszugehen droht, — uns zu den Pflichten, zu den Forderungen des Daseins nervenberuhigend zurückrufen.

„Willst Du mir den kleinen Handkoffer bringen lassen, den ich als Junggeselle hatte? Ich muß doch meine paar Sachen packen," sagte er.

Sie nahm ihr Schlüsselkörbchen zur Hand und ging aus dem Zimmer. Im dunkeln Flur traf sie die Köchin, die halbverschlafen das Brod an der Thür in Empfang nehmen wollte und ihre Herrin zu so früher Stunde erschrocken erkannte. Sie hätte ihr gleich sagen müssen, den kleinen Koffer vom Boden zu holen. Aber bis ein Uhr war ja so viel Zeit noch. Sie sagte nichts, ging rasch vorüber und zu ihrem Kind. Die alte Kindersfrau wachte nicht auf hinter ihrem Vorhang. Anna kniete neben dem kleinen Bettchen nieder, legte ihre beiden Arme um das schlafende warme Geschöpf und ihr Gesicht auf das weiße Kissen zu dem der Kleinen. Das Kind bewegte sich im Schlaf und saugte am Finger. Anna zog ihm die Hand vom Mund fort, küßte es leise, stand noch und sah es an, die Hände über ihrer Brust gefaltet. Denn das Herz klopfte ihr. Sie nickte dem Kinde zu, als habe das ihr klugen Rath gegeben, ging dann zu dem Bett der Alten hin und weckte sie. —

Als der Professor in ihr gemeinsames Schlafzimmer kam, seine Sachen zur Reise zu ordnen, fand er seine junge Frau am Boden knieend, beschäftigt, eben ein Kleid zu packen.

„Was machst Du da?" fragte er, „was heißt das, der Koffer da? Der ist ja zu groß für" . . .

„Nein," entgegnete sie, ohne zu ihm aufzublicken. „Ich brauche doch ein Kleid zum Wechseln, und so ist er gerade recht."

„Anna, Du! Du willst mit? Und das Kind? Du kannst ja nicht fort!"

„Ich habe mit Margreth gesprochen. Sie ist eigentlich doch erfahrener als ich. Und lieb hat sie's auch. Sie wird schon Acht geben, daß nichts geschieht. Auf alle Fälle wollte ich meinen Brüdern schreiben, sie sollten hier wohnen, so lange wir fort sind, daß die beiden Frauenzimmer nachts nicht so allein in der Wohnung bleiben. Wenigstens mir scheint das vernünftig. Dir nicht auch?"

Er bückte sich und zog die Knieende zu sich in die Höhe: „Anna, warum willst Du mir solch ein Opfer bringen? Es ist Dir eines, sage nicht nein! Ich weiß es doch. Warum willst Du von dem Kind gehen? Das hältst Du nicht aus."

Sie sah ihn nicht an, drehte nur die Knöpfe an seinem Rockaufschlag hin und her: „Sie ist noch so klein. Ob ich da bin oder nicht, das weiß sie nicht einmal. Und ich dachte, Du . . . Dir wär's vielleicht lieber."

„Ich will nicht, daß Du so viel für mich thust!"

„Nimmst Du mich nicht gern mit?" fragte sie leise.

„Gern! Anna, Du weißt, wie es ist und was mir bevorsteht. Gern! Und doch, es thut mir bitterweh, daß Du für Deines Mannes Verbrechen nun auch leiden willst, Dein Behagen hingiebst, damit die Strafe ihn nicht zu hart trifft."

„Nein," sagte sie, „ich kann ja nichts thun. Nur was Dir nah geht, geht mich auch an, weil ich doch eben ein Stück von Dir bin. Und da möchte ich lieber dabei sein, in dem Augenblick, wo der Schlag fällt. Wäre es Dir nicht auch so?"

Nun hatte sie doch, als sie zu ihm aufsah, Thränen in den braunen Augen.

Während er dastand und zusah, wie sie mit flinken Händen Wäsche und Kleidungsstücke zusammenfaltete, mußte er immer denken, ob er denn wirklich so bereit gewesen wäre, für sie zu thun, was sie für ihn that, seine Arbeit, sein Liebstes für sie zu verlassen, um in einer schweren Stunde ihr nahe zu sein. Er wußte es selbst nicht. Können überhaupt Männer so lieben wie eine Frau, hingebend, alles verzeihend, bescheiden und dabei beschützend, so stetig und still? Sie sind vielleicht heißerer Leidenschaft fähig, aber nicht dieser nie wankenden Güte. — Und zu der alten Reue gesellte sich jetzt ihm eine neue. Nun war nicht er allein es mehr, der unter jenem Schweigen vom See litt. Er hatte die ganze Last von Jahren, die ihm so lange die Brust bedrückt, seinem Weib auf die junge Seele geladen. Aber die eigene Bürde erschien ihm darum nicht leichter.

* * *

Als sie mittags an die Eisenbahn kamen, waren Frau Anna's Brüder da, die sie brieflich sich hinbestellt hatte. Die beiden Studenten, der Jurist wie der Mediciner, waren nur um sehr wenig älter als die verheirathete Schwester. Aber sie fühlten sich von jeher viel weiser und hielten sich deshalb für höchst geeignet, dem kleinen Nichtchen das Haus zu hüten. Eine Musterehe versprachen sie im Schlafgemach des Ehepaares führen zu wollen und gelobten, täglich die ausführlichsten beruhigendsten Briefe über das Befinden des Fräuleins vom Stapel zu lassen. Den raschen Entschluß zu einem Ausflug nach Monte Carlo, jetzt im beginnenden Frühling, fanden sie beide beneidenswerth, obwohl die Schwester ihnen gesagt, daß es zu einem Sterbenden ginge. Und einmal über das andere riefen sie den Fortfahrenden „Glückliche Reise!" und „Viel Vergnügen!" ins Coupé nach und schwenkten dazu ihre Taschentücher.

Anna drückte sich in ihre Ecke, als der Zug abging; Leo, der den Platz gegenüber inne hatte, beugte sich vor zu ihr: „Bereust Du's? Willst Du noch zurück?"

„Ich bin ganz bequem da und sitze sehr gut so," sagte sie laut, denn es waren andere Leute noch im Coupé.

Und so fuhren sie, sie hier, er drüben, in die Fremde hinein und dem Traurigsten entgegen. Am Abend, als sie in Köln ankamen, erhielt er am Bahnhof eine Depesche, die er sich dorthin bestellt hatte: „Noch am Leben." Das war alles, was die steifen gedruckten Lettern besagten. Dann kam die Nachtfahrt, während der sie hätten schlafen sollen. Sie waren in ihrem engen Schlaf-Coupé zum ersten Mal wieder allein, seit sie sich unterwegs befanden. Und so stand er die halbe Nacht an ihrem Lager, — sie hatte sich auf das obere Bett ausgestreckt um etwas mehr Luft zum Athmen zu haben, — und sprach und sprach. Nicht viel anderes, als was er ihr gestern schon erzählt, nicht viel mehr als: „Wird er noch leben? wird er mich sehen wollen? und was wird nachher sein?" Aber sie fühlte, daß das Sprechen ihm Bedürfniß war, und ihr selber war in der eingeschlossenen Dumpfheit, in diesem gepolsterten Gefängniß ängstlich zu Muth, daß sie lieber sein Gesicht sah und seine Stimme neben sich hörte, als so still in dem rollenden Bett zu liegen und immer nur daran zu denken, wann sie ihr Kind wohl wiedersehen werde. Denn im Augenblick, wo er aufhörte zu sprechen, kam ihr ihr eigenes Ich zum Bewußtsein. Sie vergaß beinah sein Leid. Sie fühlte nur eine Unruhe, ein Sehnen, fast einen körperlichen Schmerz. Jetzt schreit das Kind. Ob Margreth gleich aufwacht? Sie ist alt und müde. Es geht ihr doch nicht ans Herz, wie der Mutter. Und die Kleine schreit länger. So ein dünner, wimmernder Ton. Sie hat einmal, bevor der erste Vorderzahn kam, so einen Ton gehört. Da lag das Kind, als sie nach ihm sehen wollte, todtenbleich, wie leblos, die Augen weit offen, die Pupillen nach oben gedreht, daß fast nur das Weiße sichtbar blieb. Sie sieht es noch so. Damals riß sie es aus dem Bett, bespritzte ihm das Gesicht mit Wasser, rieb ihm die Brust, die kleinen Füße. Das Mädchen rannte zum Arzt. Margreth lief hin und her und brachte heiße Tücher für den Leib, kalte für den Kopf und Eis und Milch. Als der Doctor kam, war alles vorüber. Baby Lili lag in ihrem Bettchen seelenvergnügt und lutschte an ihrem kleinen Finger. Und sie kniete daneben, zitternd von der überstandenen Angst, aber so stolz, weil alle beide, das Kind und sie, gut daraus hervorgegangen. Jetzt, wenn sie nicht da war! . . . So ein Anfall habe garnichts zu sagen, hatte ihr der Arzt erklärt, wenn man gut Acht giebt und rechtzeitig richtige Mittel anwendet. Sonst? — Was eintritt, wenn man nicht Acht giebt, nicht das Kind aufhebt, nicht Wasser zur Hand hat und Compressen . . . Das hatte der Doctor nicht ausgesprochen.

Leo hatte sich endlich doch hingelegt und schien zu schlafen. Und wenn er auch wach gewesen wäre, das hätte sie ihm nicht gesagt, was sie fortwährend dachte.

Es ward Morgen und mit der Helle kehrte ihr der Muth zurück. Das Kind war ja gesund. Und Margreth war erfahren und tüchtig. Es würde sicher alles gut gehen. Wenn nur dies gut ging, daß sie den Kranken am Leben trafen, und daß er durch ein versöhnliches Wort ihrem armen Leo die Bitterkeit seiner Reue minderte. Ihre eigenen Aengste verflüchtigten sich, dagegen traten Leo's Sorgen mit dem ersten Wort, das er sprach, ihr größer, quälender vor das Bewußtsein. Eine neue Befürchtung kam noch hinzu. Der Zug hatte Verspätung. Während sie sich Haar und Kleidung, so gut es in dem engen Raum ging, herrichtete, sah ihr Mann immer hinaus und sah auf die Uhr und zählte wieder die Stationen, Wärterhäuser, Telegraphen-Stangen und rechnete, wann sie ankommen würden. In Paris von einem zum anderen Bahnhof zu fahren und die Auslieferung des Gepäcks, das Neu-Aufliefern, Billet-Nehmen, alles erfordert Zeit.

„Wir hätten doch nur Handgepäck mitnehmen sollen. Deinen Koffer herauszubekommen, das kann uns den Zug versäumen machen. Du weißt nicht, wie umständlich und langsam die Franzosen in all solchen amtlichen Handlungen sind," sagte Leo, als er zum hundertsten Mal seine Uhr zog.

Sie hatte Thränen in den Augen. Also ihretwegen käme er vielleicht zu spät! Besser dann, sie wäre nicht mit ihm gegangen.

Endlich langten sie dann doch in Paris an. Es galt nun rasch einen Wagen zu finden. Der Kutscher fährt, so gut er kann. Leo sieht nach der Uhr. Sie haßt diese Uhr und haßt die Bewegung des Rockaufknöpfens, des Herausziehens. Sie blickt zum Wagenfenster hinaus. Diese schnurgeraden langen Straßen, in denen jetzt gegen neun Uhr morgens erst die Läden geöffnet werden, machen ihr nur wenig Eindruck. Sie liest die Namen auf den Schildern, die ihr in der fremden Sprache, — (sie war nie außerhalb Deutschlands gewesen), — fremd und doch bekannt erscheinen: Dubois, marchand tailleur; Madame Mathilde, Modes. Das klingt ihr nicht so sehr französisch. An der nächsten Ecke sieht's etwas lebhafter aus: Omnibusse kreuzen den Weg, die Fußgänger stehen am Rand des Trottoirs und warten, bis sie hinüber können, es ist ein Bau hier, die Maurer steigen hinauf und hinunter, das Gerüst und die Leitern reichen bis auf den Fahrweg und verengen ihn, da ihr Wagen in die breitere mit Bäumen besetzte Straße einbiegt. Das Bild von Menzel fiel ihr ein, die Pariser Straßenecke, mit dem Schlächterladen, dem Kaffee, den Kellnern, die an kleinen Marmortischen die Gäste bedienen, den Maurern auf dem Gerüst und der Dame auf dem Balcon.

Unwillkürlich wandte sie sich zu Leo, ihm zu sagen, wie sie es sonst that, was ihr gerade durch den Sinn fuhr. Der sah auf die Uhr. — Er hatte oft davon gesprochen, ihr Paris einmal zeigen zu wollen. Daß sie es so nun zuerst sehen mußte. Sie mochte ihn nicht fragen, ob das hier die Boulevards wären. Sie blickte hinaus und ihn nicht an. Da hörte sie ihn aufathmen.

„Es ist doch möglich, daß wir zurechtkommen!" sagte er leise.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Keine Zeit.

Skizze von E. Roland in Altenburg.

(Schluß.)

Ich hätte nicht heirathen sollen, — ich nicht! Es ist kein Wunder, wenn es schlecht auslief. Liebe ist eine zeitraubende Sache, und die Zeit war es ja, die mir immer gemangelt hat.

An das Weitere denke ich nicht gern, — das heißt, warum eigentlich nicht? Wer mit den Illusionen aufgeräumt hat, kann ruhig an alles denken.

Und hier bedaure ich nichts.

Der Anfang war aber doch schön!

Wie das Botticelli-Gesicht zuerst vor mir auftauchte, über einen Magnolien-Strauß gebeugt, — ich das Portefeuille in der Hand, etwas unsicher durch die Thüre tretend, denn der magere, abgearbeitete, mürrisch blickende Mann am Schreibtisch dort hatte meine Zukunft in der Hand.

Man sagte nachher, ich hätte es nur des Schwiegervaters wegen gethan. Wahrhaftig, nein, ich that es mehr wegen Botticelli!

Sie war ganz mein Geschmack.

Ich weiß noch, wie ich den Abend nach meiner Verlobung nach Hause ging.

Feuchte Herbstnacht auf den Straßen Berlins; ich machte weite Umwege, denn ein junges Glück unter den Sternen spazieren zu tragen, ist ein Genuß, der Charme hat.

Da begegnete mir ein College, ging mit, schwatzte von Politik, erzählte etwas Spannendes. Anfangs hörte ich kaum zu, dann interessirte es mich, und ich war plötzlich mit allen Sinnen mitten in dem Thema.

Erst, als ich an der Glocke meines Hauses zog, fiel mir meine Braut wieder ein.

Und so ging es immer. Wenn ich endlich meine Arbeit bei Seite schob und mich nun ausruhen, erholen wollte bei dem neuen Gefühl, dann kam ein Brief, eine Ordre, eine Frage. Es lag eine Rastlosigkeit in der Luft, in der ich lebte. Jenes Milieu war es, wo die bedeutenden Köpfe die Politik machten, wo einer dem anderen vorbeiwollte und jedem ein Dämon im Herzen saß, der ein gewisses Feuer schürte, — ein Dämon, auf dessen Visiten-Karten, — hätte er welche geführt, — das Wort „Ehrgeiz" gestanden haben würde.

Wir planten eine Hochzeitsreise nach Italien.

Ich hatte mich durch fieberhafte Thätigkeit für vier Wochen im voraus losgekauft.

Sonnenuntergang.

Nach dem Gemälde von A. Windmaier in München. — Siehe Seite 16.

Am Brunnen.

Nach dem Gemälde von A. Napier in Paris. — Siehe Seite 16.

Da kam ein plötzlicher Todesfall, — eine freigewordene Chance, — Rivalen, die auch ihre Hände danach ausstreckten. Es war das reine Preisausschreiben, und wer den klarsten Kopf besaß und die größte Zähigkeit im Arbeiten, der gewann.

Ich konnte nicht anders, bei dem Wettbewerb mußte ich mit!

Die Reise wurde verschoben. Ich gewann den Preis und fühlte mich zum ersten Mal aufathmend als bevorzugtes Kind des Glücks.

Und das kleinere Glück trat hinter dem größeren zurück. Damals verstand ich, daß ein Männerherz nicht bloß mit Liebe zu füllen ist, sondern mehr verlangt, daß „Glück", der sogenannte Fabelbegriff, in erfolgreicher Bethätigung der Kraft liegt.

Es war das freudigste Jahr meines Lebens.

Nur heirathen hätte ich nicht sollen, — aber es war zu spät.

Die Jahre, die nun begannen, brausten mit einer Schnelligkeit dahin, daß es mir oft fast unheimlich war, die entfliehenden so wenig halten zu können.

Aber ein jedes brachte mich dem Ziel näher. Dies Aufwärtssteigen von Staffel zu Staffel hat etwas Berauschendes an sich!

Ich begreife nicht, daß Frauen das so wenig verstehen!

Aber freilich, sie denken, wo sie nicht die Hauptsache sind, schmälert man ihre Rechte.

Ob alle so urtheilen? Ich glaube fast, — oder sollten es nur die à la Botticelli sein? Ich habe nachher bemerkt, daß die Mädchen auf den Bildern dieses Meisters alle keine hohen Stirnen haben. So liegt es vielleicht im Genre.

Nach sieben Jahren kamen wir freundschaftlich überein, daß es nicht mehr ging.

Sie warf mir Gleichgültigkeit vor, Mangel an Rücksicht, — „ich hätte nie Zeit gehabt für sie".

Mein Hauptgrund war: sie störte mich im Arbeiten.

Dann kam eine gute Zeit.

Es war so nervenberuhigend still in meiner Wohnung. Kein Geknister von seidenen Kleidern mehr auf dem Corridor, keine geschwätzigen Freundinnen, mit Stimmen, so hoch wie Vogelgezwitscher, — und wenn ich abends denk- und redemüde von irgend einem Kampfplatz zurückkam, — Gottlob! keine Scene mehr!

Wie ich sie haßte, diese Scenen, die sich mit klagendem Organ, — eine unerbittliche Cascade, — über den Armen ergossen, der aus dem wilden Lärm des Tages heimkehrte, um Ruhe zu suchen, — nur Ruhe!

Und der Mann, der sich eben noch wie ein halber Heros vorkam, wenn gespannte Hörer seinen Worten lauschten, und er seinem Willen Geltung verschaffte, zehnmal sicherer als alle andern, — derselbe Mann zitterte wie vor einem körperlichen Schmerz, wenn das alte Lied immer wieder in seine Ohren klang.

Oder der Sohn war von der Mutter nicht mehr zu bändigen, und er sollte es thun! Mit einem Sechsjährigen sich herumzanken, der schon früher wußte, daß er nur recht markzerreißend zu schreien brauchte, damit der Vater entfloh.

Nun die stillen Abende, — nicht einmal das Rasseln einer Pferdebahn; Thiergartengrün gegenüber, Ruhe, Schlummer. — Oder ein wacher Traum von jenem sonnigen Gestade, das mir noch immer in der Erinnerung blaute, Küsten, wo Italiens weiße Städte an schneebekrönten Bergen emporstiegen, Wellen, die Homer's alte Lieder nachmurmelten, das weite, stille Märchen der Campagna, darüber hinausragend der Sorakte, die einzelne losgerissene Welle, die unvergeßbare —.

* * *

Es ist etwas Wunderbares um die Linienschönheit der italischen Bergzüge.

Man sagt, diese Schönheit erreiche ihre höchste Vollendung in dem Monte Pellegrino. „O, wären die Linien meines Lebens so, wie diese, o, senkte es sich so schön herab, in so reiner Curve, wie dieser Berg sich herniedersenkt zum Meere! Und wäre die Farbe meines Lebens so rein blau wie das Meer, das ihn wiederspiegelt!"

Gestern fand ich diesen Satz in einem Buche.

Leider nur: um diesen Wunsch erfüllt zu bekommen, hätte ich mein Leben von Anfang an anders gestalten müssen, — vor allem mehr Zeit nehmen für die lyrische Seite darin!

Gleichviel! Den Berg muß ich sehen, — aber lange, ungehetzt, in Ruhe. Italien ist zu gut zum Durchsausstwerden!

Wie anders die Schweizer Berge sind! Man sollte keine Parallelen ziehen, — aber wenn man's thäte —.

Diese Alpengipfel, starr, schroff, wild zerrissen, stiernackig und ein Element der Empörung in diesen kühnen Formationen, gerade als wären sie mitten in einem Revolutions-Sturm also erstarrt, in einem Kriege um ihre Freiheit, um jene Freiheit die das eigentliche Urelement dieser gletscherkühlen Gebirgsthäler ist, gerade wie die Schönheit bei den Bergen Italiens, die sanft hinfließende Melodie der Linien.

Vielleicht dauert es nicht lange, und ich steige südwärts nieder. Heraus aus all den Widerwärtigkeiten; ich habe die Tretmühle so satt! Früher war dies erreichte Ziel das Luftschloß meiner Träume; jetzt, bei Nähe betrachtet, schaut's anders aus, freudlos und galeerenhaft. — Aber ich weiß ja: Fahnenflucht gilt nicht.

Warum liegt die Sehnsucht im Menschen? Weil er sonst in Nüchternheit umkäme!

* * *

Ein Brief von meinem Sohn! Er kann nicht kommen, da er keine Zeit hat. Zu dienstlicher Uebung eingezogen, Reserve-Lieutenants-Ehrgeiz, möglichst bald Anstellung. Nur zu, Sohn Deines Vaters!

Neulich klagte er mir, daß es so unbequem wäre, Sohn eines bekannten Vaters zu sein. Es klang wie ein Vorwurf, — eigentlich originell.

„Weißt Du," sagte ich, „Aenderungsversuche am Unabänderlichen sind nicht mein Fall."

Dann bat er mich, seine letzten Universitäts-Schulden zu bezahlen.

Er ist trotz allem ein netter Junge, — aber es ist jetzt zu spät für mich, in ein rechtes Verhältniß zu ihm zu kommen.

Seine hübschen Jahre habe ich doch auch verpaßt.

Das wurde mir einmal im Bade klar. Ein alter Hotel-Nachbar hatte seinen kleinen Enkel bei sich. Ich hörte ihn oft nebenan lachen und plaudern, und zuweilen kam er auch zu mir. Er war so hübsch in Formen, — die Kinderbacken und die Grübchen in den Fingern; sein Herumtollen machte nicht einmal nervös.

Heimgekehrt, betrachtete ich mir meinen Sohn mit gespanntem Interesse.

Er war aber bereits in der poesielosen Magerkeit des Zehnjährigen, hatte den herausfordernden Blick, mit dem der bewunderte „Frechste in der Klasse" seine Pupillen herumzuwerfen pflegt. Als ich ihn freundlich an die Schulter nahm, machte er sich mit ungnädigem Ruck los und erzählte eine Schulgeschichte, mit rüden Hintertreppen-Ausdrücken vollgepfropft, wie das Stadium sie liebt.

Da wurde mir klar, daß ich viele Freuden versäumt hatte, — aus Zeitmangel!

Er wird es noch zu etwas bringen, — trotz seines bekannten Vaters. Den Augenaufschlag hat er von seiner Mutter, den Ehrgeiz von mir. Zuletzt wird auch er bereuen, daß er, so gehetzt, zum Rasten an einer Oase nie Zeit gehabt hat; — aber wenn ich ihn warnen wollte, — vergebene Müh'! Die Jugend glaubt schließlich doch nur den Erfahrungen, die sie an sich selbst gemacht.

Der Augenblick der Einsicht hat die Eigenthümlichkeit, daß er immer zu spät kommt.

* * *

Gestern suchte mich X. auf und nahm mir eine halbe Stunde weg. Auch eine Form von Diebstahl! Man sollte schwere Strafe darauf legen.

Wenn mich doch die Menschen in Ruhe lassen wollten! Ich habe sie nie gebraucht; sie langweilen mich.

* * *

Morgen Abreise, — in den Hexenkessel zurück. Ich habe meine Körperkräfte wieder, um mit Nachdruck in die Arena zu sprengen — nur die Lust fehlt!

Noch einmal am See entlang gegangen. Ich habe mich doch fest gesehen am Monte Salvatore, werde ihn entbehren, wenn ich wieder die Straßen-Perspective hinunter starren muß.

Er steht so gewichtig am Ufer. „Da bin ich!" scheint er zu sagen — ‚Achtung.' Wenn nur das Ungeheuer von Draht-

seilbahn nicht immer an ihm herumkröche; sieht wie ein großer, plumper Maikäfer aus.

Lugano ist so hübsch, schön und langweilig; hat italienischen Anstrich, sagt man. Jawohl, die Loggien, die offene Kirche, aus der der Luini vom Lettner leuchtet, die in der Sonne blendend helle Weiße der Häuserreihen!

Aber gerade vor meinem Fenster steht der Tell. Man ist ja doch in der freien Schweiz! Wann wohl mein Italien-Traum erfüllt wird?

* * *

K. fiel mir beim Spaziergang in den Rücken. Ob ich schon begonnen hätte, meine Biographie zu schreiben? Meine vielen Verehrer würden doch —

Zum Teufel mit den Verehrern! Ich habe nur Gegner und Parteigenossen. Punctum! Und Biographien giebt's genug in der Welt. Meine Thätigkeit können sie in den Zeitungen nachschlagen, wenn's nicht zu unerquickliche Arbeit ist, — und im übrigen habe ich nichts besonderes erlebt.

Das fehlte noch!

Aufzeichnungen kann der Mensch für sich machen, aber ein Autodafé vor dem Lebensschluß wäre für alles derartige gut. Schließlich posirt auch der Aufrichtigste, wenn er über sich schreibt. Daher sind Tagebücher so unsinnig, Documente, denen man doch nicht glauben kann. Der Mensch hat schließlich vor dem geliebten Ich doch eine Art Hochachtung, sagt ihm unangenehme Wahrheiten zu ungern ins Gesicht. Tagebücher sind voller Complimente, die man sich selbst macht, — verblümte und unverblümte. Mein Gott, man hängt ja doch schließlich so an dem eigenen Idol! Und wenn andere es nicht anbeten —.

Anders, wenn man alt ist und über seine Jugend schreibt! Die Entfernung von der Sache macht objectiv. Da bricht man gelassen den Stab über die Verirrungen von einst, die man früher mit allem Feuer als Recht vertheidigt.

Diese Blätter haben auch keinen Zweck, — beweisen nur, daß körperliche Ermattung ein wenig sentimental macht, daß, wer nach langer Hetze einmal zur Besinnung kommt, über sich selbst sich zu wundern hat, — vielleicht auch, daß man durch das Alter geschwätzig wird.

Wäre die Hetze doch aus! Ich sehne mich nach stillen, ruhigen Jahren. All das Unerquickliche, was da oben wartet! Ein Kämpfen wie für jemand, der in einen Wasserfall geschleudert, mit dem Strudel ringt; Ehrensache, sich zu behaupten, sich nicht bei Seite treiben zu lassen.

Doch gut, wenn man etwas zum Freuen hat für das „Später". Ich freue mich auf stille, einsame Jahre in Rom, habe mein Luftschloß dort hingebaut auf die Trümmer.

Heut mit dem Nacht-Courir nordwärts.

Das beste an unserer Zeit sind unstreitig die schnellen Bahnzüge.

* * *

Hier brechen die Aufzeichnungen ab.

Jede Fortsetzung blieb ungeschrieben, — aus Mangel an Zeit.

Kein deutliches Menschenangesicht sieht uns aus diesen Blättern entgegen, — nur wie ein blasses, schattenhaftes Profil zieht das Bild des Mannes an uns vorüber, der niemals Zeit gehabt hatte für sein eigentliches Ich, den die Hetzjagd einer ungestümen Gegenwart mit sich fortriß, erbarmungslos an jeder friedlichen Rast vorüber. —

Seine letzte Sehnsucht blieb unerfüllt.

Als er nach mehreren Jahren von der politischen Schaubühne abtrat, zog er gen Rom, aber mit abgebrauchten Kräften und müdem Blick.

Nach wenigen Wochen schon raffte ihn eine Krankheit dahin.

Als er endlich geglaubt hatte, Zeit zu finden für sein eigenes Selbst, war seine Zeit auf Erden plötzlich abgelaufen.

Nachdruck verboten.

Mathilde Fürstin Radziwill.

Von Marie von Olfers in Berlin.

Mit zwei Portraits. — Siehe Seite 9.

Am 4. November entschlief sanft in der Morgenfrühe Mathilde Fürstin Radziwill, geborene Gräfin Clary und Aldringen, so sanft, daß die nebenan Wachenden es erst erfuhren, als sie herein traten. Sie mußte doch ein Gefühl des herannahenden Todes gehabt haben, denn sie hatte sich das Crucifix, welches immer neben ihrem Bette lag, auf die Brust gelegt. Nur wenige Tage des Unwohlseins waren vorhergegangen.

In so hohem Alter, — sie war 1806 geboren, — ist es ja, als lebte man an der Thür des Todes, bald muß sie sich öffnen. Welch ein Glück, wenn sie es so leise thut, und die Seele, der sie sich erschließt, wie die dieser edeln Fürstin, immer mit dem Ausblick auf das Reich Gottes, welches sich ihr nun zeigt, gelebt hat!

„Vor allem," sagte sie, „sollte man um einen sanften seligen Tod bitten."

Wenn ich an Fürstin Mathilde denke, steht immer neben ihr ihre jüngere Schwester Leontine und mit beiden Fürst Wilhelm und Fürst Boguslaw, — das Brüder- und das Schwestern-Paar. Wie zwei edle Stämme, die ihre segenbringenden Wipfel ineinander weben, ein köstliches Dach bildend für alle, die darunter wohnen, breiteten sich beide Familien aus. Das Palais Radziwill in der Wilhelmstraße mit seinem großen Garten gab den Hintergrund.

Selten ist ein Haus, ein Garten mehr geliebt worden. Welch schöne Feste gab es dort zu allen Jahreszeiten! Im Sommer wurde schon um neun im Freien gefrühstückt. Auf dem Rasen sproßten Narcissen, Tulpen, Hyacinthen, die einzeln eingesteckt, wild emporgeschossen schienen. Veilchen und Schneeglöckchen, Maiblumen in Massen unter den hohen alten Bäumen. Der mächtige Gartensaal bot Schutz, wenn das Wetter ungünstig war. Eine wundervolle „Faust"-Aufführung, mit der Musik des Ahnherrn hörte ich dort, Gräfin Rossi (Sonntag) sang das Gretchen. Der ebenso große Saal im ersten Stock, getheilt durch prächtige chinesische Schirme, trennte die Familien.

Zur einen Seite ging es in die Gemächer des Fürsten Wilhelm und der Fürstin Mathilde, zur anderen in die Räume des Fürsten Boguslaw und der Fürstin Leontine.

Dazwischen spielte eine wahre Elfenschar von Kindern. Eine Zeitlang waren es sechzehn. Jede Fürstin hatte acht und an einem Weihnachten gab es sechzehn Weihnachtsbäume im großen Saal.

Die Geburtstage der Eltern feierte die Jugend meist mit theatralischen Vorstellungen. Fürstin Leontine war die Unternehmendere, aber zu trennen war der Schwestern Thätigkeit fast nie; sie ergänzten sich und halfen sich.

Das Jugendbild der Fürstin Mathilde ist einem Zeichenbuch entnommen, das Prinzeß Elisa für ihre Schwester, Fürstin Wanda, bestimmte.

Ein grünes Büchlein mit Amethysten verziert, voll der interessantesten Portraits jener Zeit, von Prinzeß Elisa oder dem Vater, Fürst Anton, in feiner Bleistift-Manier gezeichnet, offenbar am Theetisch, während vorgelesen wurde; es sind auch Illustrationen darin zu Uhland, Zschokke, Kugler.

Ich weiß keine Fürstin, die fürstlicher aussah und einfacher war als Fürstin Mathilde. Niemand kleidete Schleppe und Glanz besser, niemand trug so würdig echte Vornehmheit im Hauskleid. Bei den kleinen Thee-Abenden reichten Prinzchen und Prinzeßchen selbst den Gästen Trank und Kuchen, sich unter einander verspottend, wenn die Pagen nicht so geschickt waren wie die Dämchen. An die größten Meister wagte man sich zu den Festspielen, nicht ohne Abwechselung; auf Shakespeare folgte Kotzebue, auch Tieck.

Eine der reizenden Vorstellungen der „gestiefelte Kater". Prinzeß Felicie, Tochter der Fürstin Leontine, etwa siebenjährig, der gestiefelte Kater in weißem Pelzchen.

Aber nicht nur die Kinder spielten. Ernste Staatsmänner wurden herangezogen. Männer, die, während sie die Geschicke der Länder unter den Händen hatten, abenteuerliche Rollen lernen und die wunderlichsten Gestalten annehmen mußten. Jeder that es gern, denn wer hätte dort widerstehen können? Das Publicum ein Parterre von Prinzen, Fürsten, Königen, — wie gern waren auch sie dabei!

Durch vier Generationen hat das Verhältniß der höchsten Herrschaften mit diesem Haus immer in alter und neuer Liebe gehalten, Treue auf beiden Seiten.

Treue überhaupt das Kennzeichen dieser Menschen.

Auch das unbedeutendste Wesen, das zu ihnen gehört, sei's vornehm oder gering, behält seinen Platz.

Alles echt; nicht ein Eckchen Falsch oder Ramsch oder Flittergold, wie man es jetzt so oft trifft in der Welt!

Eine zarte vornehme Schönheit ihr Erbtheil. Ein großer Schmuck für Hohe und Niedere, hier wie ein Edelstein in glänzender Fassung.

Hochgehalten von allen lebt Herr von Podlewsky, Erzieher der Kinder des Fürsten Anton, mit ihnen, — blind, alt. Man begegnet ihm oft, geführt von seinem Hund, der ihn auf die Bekannten aufmerksam macht. Fürstin Mathilde klagte, sie wäre manchmal eifersüchtig auf ihn, weil Fürst Anton ihn früher begrüße als sie. Noch am letzten Tage schickte sie ihm ein Bildchen, um wieder gut zu machen, weil sie vielleicht nicht liebevoll genug seiner gedacht. Ihre Ehe ein Ideal. Fürst Wilhelm wiederholte, er liebe sie wie am ersten Tage, nein, weit mehr, wenn das möglich wäre. Er starb im Jahre siebzig.

Das geliebte Palais in der Wilhelmstraße wurde verkauft. Ein schwerer Entschluß, das Aufgeben einer Heimat! Aber es galt die Wohlfahrt der jüngeren Geschwister, namentlich der jungen Prinzessinnen.

Fürst Anton, jetzt das Haupt der Familie, übernahm die zärtliche Fürsorge des Vaters treulich für jeden einzelnen. Vor allem die Sorge für die theuere geliebte Mutter. Nicht nur wie ein Sohn, wie die sorgsamste Tochter stand er neben ihr, alles ihr gebend, was ihr Herz verlangte, darin seine schönste Freude findend.

Man mußte sehen, wie ihr Antlitz sich verklärte, wenn es hieß: „Antosch ist wieder da."

Als sie erblindete, las er ihr Abend für Abend vor, ganz dicke Bände, Geschichte, Memoiren, — für alles hatte sie Interesse. Mit großem Vergnügen sprach sie von den Aufzeichnungen ihres Vaters, des Fürsten Clary. Er hatte mit den vier jungen Töchtern eine Reise nach Italien unternommen. Sie genoß sie wieder mit dem Gefühl wonniger Sehnsucht. „Meine ganze Jugend steht vor mir," sagte sie. Fürst Anton hatte sich 1857 mit der sechzehnjährigen Tochter des Marquis von Castellane vermählt; neununddreißig Jahre hat die junge Frau mit Fürstin Mathilde gelebt, lange Jahre ohne eigene Wirthschaft.

Als das Palais verkauft war, wurde dagegen die Mutter Gast bei Sohn und Schwiegertochter. Statt der Kinder kamen Enkel an die Reihe bei den Festlichkeiten.

Ich besinne mich besonders auf ein entzückendes Pärchen, damals wohl drei- und vierjährig, das jetzt längst selbst Kinder hat. Es sang die drolligsten französischen Couplets. Außer Fürst Anton leben noch zwei Söhne glücklich verheirathet.

Wie schön war Prinzeß Mathilde, die älteste Tochter, jetzt Fürstin Windisch-Graetz! Wer sie im weißen Kleid gesehen, drei Sterne im schlichten dunkeln Haar, wird es nie vergessen. Etwas Heiliges umgab sie und doch auch wieder so viel menschliche Lieblichkeit und Freundlichkeit.

Ihre ebenso schöne blonde Schwester, Leontine, starb in blühendster Jugend, Elise im Kloster, Luise auf einer Reise in Kairo, der Fürstin Mathilde jüngste Tochter Euphemie bei dem vierten Kindchen. Welch eine Fülle von Jammer für die Mutter. Viel Leid ist über dies Herz gegangen, das Bitterste wurde ihr nicht erspart, aber nie hat es sich in ihrer Seele zu einem Schatten verfinstert, der sie von Gott trennte.

In echt christlichem Sinn sind ihre Thränen emporgestiegen, bis sie den Glanz aus der Höhe auffingen, der sie verklärte, und der jedem von droben gesandt wird, der ihn sucht. Wenn man zu ihr eintrat und sie manches Mal aus dem dunkeln Alcoven hervorkam, in dem sie gelegen, war sie nie lebensmüde oder verstimmt.

Ihr erschien das Dasein unter denen, die sie liebte, immer als das schönste Geschenk Gottes, und für jeden neuen Tag war sie dankbar.

Wenige wissen das Leben zu schätzen wie diese edle Fürstin, der doch so viele Blüthen welkten, so viele Freuden verwehet waren.

Die letzte Zeit kam sie eigentlich nie mehr aus dem Haus. „Wozu?" sagte sie, „ich sehe ja doch nichts!"

Ergreifend war's, wenn sie einen vor das schöne Bild ihrer Tochter Euphemie führte mit den Worten: „Früher hatte ich sie doch noch so! Aber jetzt . . ."

Sieht sie es auch nicht mehr, ihr Stamm grünt und blüht und treibt überall frische junge Zweige, und der Segen einer solchen Ahne ruht auf ihnen.

Nachdruck verboten.

Radfahrer.

Von Clotilde von Schwartzkoppen in Berlin.

Ja, das nenne ich fliegen
In die Weite mit Lust,
Raum und Zeit besiegen,
Frischer Kraft sich bewußt!

Fort aus dem engen Stüblein,
Aus morscher Gepflogenheit fort!
Männlein, Weiblein und Büblein
Huld'gen dem fröhlichen Sport.

Keck durch die Adern des Lebens
Stürmt die buntscheckige Fluth,
Clärchen wünscht nicht mehr vergebens
Sich „Wämslein, Hosen und Hut".

Steht da ein Alter verdrossen,
Dem das Ding nicht gefällt,
Sieht aus der Erde geschossen
Schier eine neue Welt;

Murmelt zwischen den Lippen:
„Dünkt Euch, wie Vögel, nur frei, —
An der Menschheit uralten Klippen
Radelt Ihr doch nicht vorbei!"

Nachdruck verboten.

Zur Psychologie der Frauenbewegung.

Von Richard Wulckow in Darmstadt.

„Seiner Frau den Verstand ausbilden, ihr Ideen und Geist geben, das heißt ein Messer in die Hand eines Kindes legen." Diese Worte spricht Taine in einem seiner geistvollen Essais gelassen aus. Man stelle sich die Wirkung vor, wenn jemand heutzutage in einer Frauenversammlung sie sich zu eigen machen und zitiren wollte, — sie würde überwältigend sein, besonders dann, wenn gerade die Frage des Frauenstudiums zur Discussion gestellt wäre. Nun hat der herbe und einseitige Satz des geistreichen Franzosen eigentlich niemals eine ernstliche Geltung beanspruchen können, da es zu allen Zeiten geschiedte und geisteskräftige Frauen gegeben hat, die mit ihrem Verstande ganz vortrefflich und nutzbringend umzugehen wußten; heutzutage klingt er uns brutal und völlig anachronistisch. Denn der Anspruch der Frauen auf eine gründliche und umfassende Geistesbildung wird heute nicht mehr ernstlich beanstandet; was Widerspruch und Unwillen erregt, das ist ihr keckes Vordrängen in die Oeffentlichkeit und ihr Anspruch auf die unbedingte Concurrenz mit dem Mann auf allen beruflichen Gebieten. Von ihrer oft allzu selbstbewußten, unvorsichtigen und offensiven Art des Vorgehens wollen wir hier nicht sprechen, — die maßvollen und nachdenklichen Frauen, die innerhalb der Bewegung stehen, sind selbst weit entfernt davon, solche schroffen Vorstöße zu billigen; sie wissen wohl, daß sie der ganzen Bewegung schaden und auch diejenigen verstimmen, die den begründeten Forderungen der Frauen wohlwollend gegenüberstehen.

Und doch geben diese leidenschaftlichen und heftigen Kundgebungen, wie sie auf jedem Frauen-Congreß zu Tage treten, dem ruhigen Beobachter zu denken; es wäre ungerecht, sie nur auf augenblickliche Laune und Verstimmung zurückzuführen, und die tieferen psychischen Motive völlig außer Acht zu lassen. Eine solche Bewegung tritt nicht plötzlich in die Erscheinung, sie bereitet sich in den Gemüthern des reizbaren empfänglichen Geschlechts langsam vor durch die uns umgebenden unerfreulichen und trüben Verhältnisse, für die auch die Frauen, wenn nicht den scharfen Blick des kritischen Beobachters, so doch den feinen empfindlichen Instinct haben. Man geht gewiß nicht fehl, wenn man das heftige Verlangen der Frauen nach Bethätigung in der Oeffentlichkeit auf diese Verhältnisse zurückführt. Fast jeder Tag zeitigt neue unerquickliche oder bedrohliche Erscheinungen in unserem öffentlichen und socialen Leben, und immer drängt sich die Frage auf, ob die geistigen Führer der Nation, ob die leitenden Männer in der Staatsverwaltung und im Parlament, ob das gebildete Bürgerthum seine ganze Pflicht thut, um aus jenen Symptomen ungesunder Verhältnisse die Erkrankung sicher zu erkennen und die geeigneten Mittel zu ergreifen, um sie zu heilen. Immer mehr setzt sich der Zweifel fest, ob diese geistige Leitung des Volkes eine sichere und zielbewußte ist und sich nach bestimmten und bewährten Grundsätzen vollzieht, ob überall die Stimme des Gewissens im Rathe den Ausschlag giebt. Viele Frauen, die sich ein wenig um die Oeffentlichkeit kümmern, beobachten das Schauspiel sehr sorgfältig und kommen nach ihren vielleicht ein wenig von Mißtrauen und Pessimismus getrübten Beobachtungen zu dem Resultat: Das können wir auch, und wir können es vielleicht besser! Wäre in unserem politischen Leben ein großer einheitlicher Zug erkennbar, so würden die Frauen kaum an eine Theilnahme und Bethätigung am öffentlichen Leben denken; nur unsere unsicheren, ungeregelten und verworrenen Partei-Verhältnisse legen ihnen die Aspiration auf dieselbe nahe.

Der feine Beobachter Riehl schreibt in seinem Buche über die Familie: „In den Tagen der Abspannung des öffentlichen Lebens, der erschlafften Sitte des Hauses, in üppigen Friedenstagen bemerken wir in den verschiedensten Zeitläufen ein Vordrängen der Frauen auf den offenen Markt, ein Hereinpfuschen, — namentlich in die geistigen Berufe der Männer. — Wo aber das öffentliche Leben einen neuen kräftigen Aufschwung nimmt, da sind allezeit die Frauen in den Frieden des Hauses zurückgetreten."

Nun ist aber noch ein zweiter, wesentlicher Punkt zu beachten, der die Frauen mit Unbefriedigung erfüllt, und aus ihrer ursprünglichen Sphäre heraustreibt.

Unserer nüchternen Zeit ist die Romantik völlig abhanden gekommen; die Frauen können ihrer aber nicht entbehren und suchen nach ihr mit heißer Sehnsucht, wie Heinrich von Ofterdingen nach der „blauen Blume“. Das Frauenherz ist auf das Mystische, Ahnungsvolle, auf tiefes und reiches Empfindungsleben, auf Wärme und Liebe angewiesen. Wo aber findet es so etwas in unserer von ganz praktischen, realen Zielen beherrschten Zeit? Wo sind heute die jungen Leute, die „der Geliebten Spuren erröthend folgen und von ihrem Gruß beglückt sind?“ Die Frauen werden nicht mehr so tief und ernst geliebt, wie sonst, nicht mehr so, wie H. v. Kleist seinen Hermann zu Thusnelda sagen läßt: „Mit Ehrfurcht und mit Sehnsucht, wie ich Dich!“ Ich habe stets eine gewisse Rührung empfunden, wenn ich diese Verse las, in denen der leichtfertige Flirt des blasirten intriguanten Römers Ventidius zu der ehrensesten deutschen Liebe Hermanns in Gegensatz gebracht ist.

Ueberall tritt heute in den Beziehungen zur Frau, ja selbst im Liebesleben und im Liebeswerben, eine gewisse kühle Nüchternheit und Stumpfheit hervor, die keine rechte Freude an dem Zauber aufkommen läßt, den die Frauen auf die Männerwelt auszuüben berufen sind, jenem Zauber echter edler Weiblichkeit, der seine reinigende und veredelnde Wirkung zu allen Zeiten auf die größten und besten Männer erwiesen hat. Man darf nicht glauben, daß dies den Frauen entgeht oder ohne Einfluß auf sie bleibt, auch wenn sie aus Stolz diese Lücke in ihrem Empfindungsleben nicht zeigen; sie fühlen sich aber nicht glücklich und suchen Ablenkung und Ersatz für den ihnen versagten Zoll der Verehrung in der Betheiligung am öffentlichen Leben. Selbstverständlich kommt hier nicht die große Zahl von Frauen in Betracht, die aus ganz praktischen Gründen Haus und Familie verlassen, um außerhalb derselben für ihre Subsistenz zu sorgen, wir haben hier nur diejenigen im Auge, die nicht die zwingende Nothwendigkeit des Erwerbes, sondern das Unbefriedigende ihres leeren Lebens aus dem Hause treibt, in manchen Fällen auch wohl Ehrgeiz, Neigung sich geltend zu machen, und Eitelkeit.

Seit längerer Zeit hat sich der Sport in seinen mannigfachen Erscheinungen weite Kreise der Männerwelt erobert. Die Herren der Schöpfung turnen, schwimmen, rudern, radeln und kommen vor allen diesen angenehmen und nützlichen Dingen nicht mehr dazu, die Gesellschaft der Frauen zu suchen und sich mit ihnen durch Unterhaltung, Lectüre oder Musik zu beschäftigen, was früher für jeden gebildeten und feinfühligen Mann ein hoher und eifrig gesuchter Genuß war. Und wo heutzutage noch ernstere Annäherungen des Mannes an die Frauen vorkommen, da tragen sie einen kühlen geschäftsmäßigen Charakter, dem jene Tiefe, jenes innere Interesse und die Herzenswärme fehlen, mit der wir Aelteren in der Jugend den Gegenstand unserer Neigung umfaßten. Nur aus solchen mehr oder weniger klaren Empfindungen tiefer Unbefriedigung erscheint es erklärlich, daß eine vornehme hochgebildete Dame, Frau Gräfin Butler-Heimhausen, auf dem Berliner Internationalen Frauen-Congreß jenen geharnischten Fehdegruß verkünden ließ, der, von dem volltönenden Organ des Fräulein Augspurg dargebracht, wie rollender Donner daherbrauste. Es hieß da: „Mein eigenes Auge überblickt nur vier Generationen, aber an der Hand der Geschichte, der Sittengeschichte gehe ich zurück bis in die entferntesten Zeiten, und je mehr ich eindringe in die Geschichte der Menschheit, je mehr ich den Blick richte auf die Stellung der beiden Geschlechter zu einander, desto tiefer empört stehe ich vor den Bildern da, die an mir vorüberziehen. Ein ewiger Kampf zwischen Mann und Frau! Erst seit kurzer Zeit beginnt die Schwächere das Unrecht einzusehen, das man ihr anthut, und sie fängt an, sich dagegen aufzulehnen. Es ist zwar nicht edel und klug, aber doch natürlich, daß der Stärkere, der Mann, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, mit Gewalt und List, mit offenem Hohn und versteckterm Spotte diese Auflehnungsversuche seiner, — wie er meint, — untergebenen Lebensgefährtin zu ersticken strebt . . . Strebet vor allem nach geistiger Aufklärung und nach rechtlich-bürgerlicher Selbständigkeit! Das sind die Füße, die Euch in das Land der Freiheit tragen werden. Meine alten Augen sehen seinen Strand von ferne leuchten.“

Trotz des minutenlangen Beifalls, der den Worten folgte, können wir nicht zugeben, daß ein „ewiger Kampf zwischen Mann und Frau“ das Charakteristische der bisherigen Weltentwickelung gewesen, wir erkennen aber mit Freuden an, daß die Phantasie der Dame trotz ihres hohen Alters noch eine recht lebhafte geblieben ist.

Wenn die Männer sich auch mit dem Bewußtsein trösten können, daß sie doch „weit bessere Menschen“ sind, als sie in den gereizten Angriffen mancher Führerinnen der Frauenbewegung erscheinen, so haben wir doch aus Gründen der Gerechtigkeit alle Veranlassung, dafür zu sorgen, daß die Gründe des Mißvergnügens, soweit es in unserer Macht steht, schleunigst hinweggeräumt werden. Das aber thut vor allem noth bei der geistigen Arbeit, bei dem Studium der Frauen. Es muß die geistig Tüchtigen und Arbeitskräftigen unter den Frauen aufs Tiefste verstimmen, wenn ihnen der Weg zum Studium in solcher Weise mit Dornen besät wird, wie es an der Universität der Reichs-Hauptstadt geschieht. Man lese nur die Bestimmungen durch, und man wird staunen über die Fülle von Erschwernissen und Schranken, die dem Eindringen der „gelehrten Frauen“ wehren sollen. Und obenein sind die Bestimmungen in ihrer Totalität völlig illusorisch, so lange noch der folgende Passus derselben aufrecht erhalten wird:

„Nach Prüfungen der Zeugnisse (denen auch Mittheilungen über die Vorbildung und die persönlichen Verhältnisse (!) hinzuzufügen sind), und Ausstellung des Erlaubnißscheines durch den Herren Rector ist die Einwilligung der Herren Professoren und Docenten, deren Vorlesungen zu hören gewünscht wird, einzuholen.“ Man sollte nun glauben, daß die Einwilligung der Herren nach der Genehmigung der oberen Instanzen eine selbstverständliche, und die Einholung dieser Einwilligung nur ein formaler Akt der Höflichkeit sei. Das ist aber keineswegs der Fall. Nicht nur die Hörsäle der Anatomie sind den studirenden Damen verschlossen und ihnen dadurch das Studium der Medicin an der Berliner Universität unmöglich gemacht, sondern auch völlig harmlose, dem Interesse jeder gebildeten Frau naheliegende Gegenstände bleiben ihnen unzugänglich. Der mit Recht geschätzte und gesuchte Kunsthistoriker und Goethe-Kenner, Hermann Grimm, hat zu Beginn dieses Semesters einfach erklärt, daß er keine Hörerinnen zu seinen Vorträgen zulasse. So kann es nicht bleiben.

Entweder man verbietet den Frauen summarisch das Studium an unseren Universitäten, oder man räumt die erwähnten schweren Hindernisse hinweg und giebt den Frauen das Studium an deutschen Hochschulen frei. Das erstere wäre eine offene Barbarei, das letztere die einzige eines Kulturstaates ersten Ranges würdige Lösung. Wer in seiner amtlichen Thätigkeit das Durchschnitts-Maß geistiger Leistungsfähigkeit an einem großen Kreise erwachsener Mädchen kennen gelernt hat, der weiß auch, daß die Zahl der nach ernster Geistesarbeit strebenden keineswegs klein ist, und daß das Bedürfniß nach Zulassung der Frauen zu den akademischen Studien nicht wegzuleugnen ist. Ich habe deshalb s. Z. auch die Begründung von Gymnasial-Cursen für Frauen lebhaft befürwortet und begrüßt; sie werden stets eine unleugbare Lücke in unserem bisherigen Unterrichts-Organismus ausfüllen und daher dauernden Bestand haben. Aber die sicherste Stütze ihrer Existenz ist die Zulassung der Abiturientinnen zu den heimischen Universitäten. Es ist kein ganz würdiger Zustand, wenn unsere deutschen Mädchen auf ausländische Universitäten getrieben werden, denn das Frauen-Material, das bei der Zulassung zum Studium in Betracht kommt, darf den stillschweigenden Anspruch auf jede Rücksicht und auf Erleichterung seines Strebens erheben. Ehe diese Damen den endgültigen Entschluß zu einem der Wissenschaft geweihten Leben faßten, haben sie sich sorgfältig geprüft und sich klar gemacht, daß ihr Beruf von dem Wege der Weltfreude und des Lebensgenusses abführt und nicht nur ein hohes Maß geistiger und sittlicher Kraft, sondern auch eine gewisse Resignation erlangt, die sich mit dem Gedanken vertraut machen muß, ihr Streben verkannt zu sehen und mit den hergebrachten Anschauungen der Menge über das wahre Wesen der Weiblichkeit in einen gewissen Gegensatz zu treten. Wenn ich hinzufüge, daß diese Anschauungen über Weiblichkeit einen realen Grund haben, so bin ich dafür eine Erklärung schuldig.

Wir haben uns gegenwärtig eine gewisse Ueberschätzung geistiger Arbeit angewöhnt und darüber die gerechte Anerkennung der mühevollen Arbeit des Handwerkers und der ihr täglich Brod in Ehren verdienenden Arbeiterfrau verloren. Eine unausbleibliche Reaction hiergegen steht bevor, und diese wird aufs neue die Ueberzeugung befestigen, daß eine gründliche Kenntniß des Hauswesens und dessen sorgsame Leitung für jede, auch die gebildetste Frau eine Ehre ist, daß Sinn für Haus und Familie und fleißige Arbeit im Haushalt keineswegs die Vornehmheit einer Frau ausschließt oder auch nur beeinträchtigt. Mögen die heißspornigen Vorkämpferinnen für Frauenrechte auch gelegentlich über Hausfrauen-Pflichten spotten und den beliebten Vorwurf erheben, daß der deutsche Ehemann meistens seine Gattin zur Sklavin erniedrige, wie es z. B. auf dem erwähnten Berliner Congreß Frau Highton aus Amsterdam mit großem Pathos that: im deutschen Volksbewußtsein werden die erwähnten Hausfrau-Tugenden stets zu den Kennzeichen echter Weiblichkeit gezählt werden, und eine junge Dame, die auf diese im deutschen Hause geübten Pflichten verzichtet und sich gelehrten Studien widmet, wird naturgemäß immer etwas von dem Zauber echter Weiblichkeit einbüßen. Diesen Umstand kann keine Logik der Emancipations-Eiferer aus der Welt schaffen, er darf uns aber auch unter keinen Umständen dazu veranlassen, den begabten energischen Frauen, die sich vertiefter Geistesarbeit zuwenden, den ohnehin schon dornigen Weg durch Schranken und Hemmnisse zu erschweren. Darin muß in einem modernen Kulturstaate die Frau dem Manne gleichstehen, daß sie sich in allem bilden und fördern darf, wohin ihre individuelle Neigung und Begabung treiben. Man darf doch nie außer Acht lassen, daß jene Frauen, die sich aus wahrer Neigung dem Studium widmen, und sich dadurch von Herkommen und Gewohnheit loslösen, thatsächlich mehr Anerkennung zu beanspruchen haben, als jene ungezählten Tausende, die in trägem Hindämmern und Träumen ihre Tage hinbringen oder nur an Zerstreuungen und Vergnügen denken, ohne das Bewußtsein einer Pflicht, ohne den Gedanken an eine ernste nutzbringende Thätigkeit.

Wenn die Universitäts-Behörden, wie man meint, nur deshalb die Pforten der alma mater den Frauen verschließen, weil sie einen zu großen Andrang zur akademischen Lernfreiheit fürchten, so beruht das nach meiner Ueberzeugung auf mangelhafter Kenntniß des deutschen Volks- und Frauen-Charakters. Das deutsche Mädchen fühlt sich fest an Haus und Familie gefesselt, und nur die Existenz-Frage oder ein ernster Trieb nach geistiger Arbeit vermögen diese Bande zu lösen. Andere Motive, wie ich sie oben erwähnt, äußern ihre Kraft nur selten und nur auf einige Frauen, sie kommen für uns nicht in Betracht. Dieser den Deutschen eingeborene Familiensinn im Verein mit dem zähen Festhalten an Gewohnheiten und Hergebrachtem wird den Kreis der studirenden Frauen nie groß werden lassen, und so ist Aussicht vorhanden, daß nur der ernste kräftige Wille und die zweifellose Begabung an das Studium herantreten werden. Den mit solchen Eigenschaften versehenen Frauen aber müssen die Männer schon aus Gerechtigkeitsgefühl Achtung und Sympathie entgegenbringen und diese dadurch bethätigen, daß sie behülflich sind, die erwähnten schweren Beschränkungen zu beseitigen. Dann wird wenigstens ein wesentlicher und berechtigter Grund des Mißvergnügens bei unseren strebenden Frauen in Wegfall kommen, und sie werden sich gewöhnen, die „bösen“ Männer mit mehr Ruhe und Objectivität zu beurtheilen. Den anderen erwähnten Mißständen, die sich allmählich entwickelt und den geistigen Impuls zur Frauenbewegung gegeben haben, werden sie für jetzt nicht steuern können. Sie müssen sich darauf beschränken, in jeder die Bewegung betreffenden Frage weises Maß und Gerechtigkeit in der Discussion walten zu lassen; dann wird die Verstimmung wenigstens nicht vermehrt, und den Frauen wird die Veranlassung zu Vorstößen und Uebertreibungen beschränkt.

Die Stellung und Bestimmung der Frauen im Welt-Haushalt ist klar bezeichnet. Alle Bestrebungen, die Abhängigen und Alleinstehenden zu fördern und ihnen zur Selbständigkeit zu verhelfen, können ehrlich unterstützt werden, ohne daß die Grundbestimmung der Frau und ihr Lebenskreis wesentlich verschoben wird. Das Streben nach voller Gleichberechtigung mit dem Manne halten wir für eine vorübergehende Erscheinung, die in Deutschland keine Zukunft hat.

Nachdruck verboten.

Gerhart Hauptmann's „Versunkene Glocke.“

Von Paul von Szczepański in Berlin.

Die erste Aufführung von Gerhart Hauptmann's deutschem Märchen-Drama „Die versunkene Glocke“ im Berliner Deutschen Theater war zu Ende. Das übervolle Haus hatte dem Dichter begeistert zugejubelt und ihm zugleich durch an ganz ungeeigneter Stelle plötzlich hervorbrechenden stürmischen Jubel zu erkennen gegeben, daß es ihn gar nicht verstanden hatte. Nun gingen die Leute nach Hause, die einen entzückt von der Sorma, die viel mädchenhaft inniger gewesen war als ihr die Natur des „elbischen Wesens,“ das sie dargestellt hatte, eigentlich zu sein erlaubte, die anderen hingerissen von Josef Kainz, der dem Meister Heinrich viel zu stürmisches Jünglingsfeuer in die Adern gegossen hatte, noch andere von Herrn Müller oder Herrn Rittner, die einen Elementargeist und einen Waldgeist mit großer schauspielerischer Kunst zur Darstellung gebracht hatten; die meisten, hoffe ich, begeistert von Gerhart Hauptmann's Dichtung, trotzdem sie ihnen nicht ganz klar geworden war. Zu den letzteren, zu den Entzückten und den nicht ganz Verstehenden, habe ich gehört, aber ich kann mich glücklicherweise von der Herde aussondern, die ganz deplacirt mit ihrem Beifall losbrach und den Dichter hinter der Coulisse zu einem Kopfschütteln über die Thorheit der Menge gezwungen haben muß. Dem nicht ganz gelösten Räthsel der Dichtung folgten die Commentare derjenigen, die mit Gerhart Hauptmann persönlich bekannt oder wenigstens mit persönlichen Bekannten des Dichters bekannt sind. Eines solchen Commentars bin auch ich theilhaftig geworden, trotzdem ich für Gerhart Hauptmann's Erlebnisse gar kein, für seine Dichtungen ein sehr großes Interesse habe: ein Commentar, der mir die Dichtung nicht näher gebracht hat. Daß Gerhart Hauptmann in den Glockengießer Meister Heinrich viel von seiner eigenen Persönlichkeit hineingelegt habe, konnte sich jeder ohne Commentar sagen. Daß man in der versunkenen Glocke Gerhart Hauptmann's „Florian Geyer,“ der das Interesse eines großen Kreises beim ersten Läuten, das heißt, bei der Erstaufführung im Deutschen Theater leider nicht zu wecken vermochte, zu sehen habe, liegt auch nahe. Daß Gerhart Hauptmann verheirathet und Familienvater ist, war mir zufällig bekannt. Und daß auch Rautendelein nicht nur ein „elbisches“, sondern ein Wesen von Fleisch und Blut sein soll, war mir sehr gleichgültig, da der Dichter die Menge nicht ins Theater ruft, um über Irrungen und Wirrungen seines Lebens zu Gericht zu sitzen, sondern um ihr Zeugniß abzulegen von dem, was er geschaffen hat.

Daß Gerhart Hauptmann's „Versunkene Glocke“ nicht ganz verstanden wurde, nicht ganz klar wirken konnte, ist zum Theil Schuld des Dichters, der, ganz wie ein Maler, der nicht im rechten Augenblick sein Bild für fertig erklärt und durch neue Pinselstriche die Klarheit und einheitliche Wirkung desselben nur beeinträchtigt, durch den Epilog des fünften Aktes halb und halb über den Haufen wirft, was er in den ersten vier Akten geschaffen hat. Zum Theil waren die Künstler schuld, die vielleicht durch die Unklarheit des letzten Aktes verführt, sich in der Charakteristik ihrer Rollen von vornherein vergriffen, — Frau Sorma und die Herren Kainz und Reicher.

Meister Heinrich ist ein Glockengießer, weit und breit berühmt, ein erster seines Faches, dem manches Werk gelang. Die letzte seiner Glocken, von allen als sein Meisterwerk gepriesen, stürzt ein tückischer Waldgeist über die Berglehne in einen tiefen See, als sie auf die Höhe hinaufgeschafft werden soll, um in dem Thurm einer Bergkirche ihren Platz zu finden. Auch Meister Heinrich kommt zu Fall und stürzt der Glocke nach; ein aus der Felswand sprossendes Stämmchen rettet ihm das Leben. Aber er ist arg zugerichtet; Pfarrer, Schulmeister und Barbier, die ausgezogen sind, um ihn zu suchen, finden ihn schwer verletzt auf einem verrufenen Fleck hoch oben im Gebirge, auf dem allerlei Waldgeister ihr Wesen treiben. Unter den letzteren auch die Else Rautendelein, die sich mit einem Zauberspruch den Gestürzten zu eigen gewinnt.

Meister Heinrich wird ins Dorf hinunter zu den Seinigen geschafft. Er ist ein Schwerkranker; das schlimmste, ihm fehlt der Wille zu genesen. Denn da oben, während er auf der Berghalde lag, der Else ins Auge schaute und ihre Stimme hörte, da ist ihm die Erkenntniß gekommen, diese Stimme

„In Glockenerz zu bannen, mit dem Golde
Des Sonnenfeiertags sie zu vermählen:
Dies Meisterstück zu thun, mißlang mir immer.“

Er sagt sich, daß allen seinen Glocken, so viel er ihrer auch geschaffen, jener Ton fehlt, den er dort oben im Gebirge von Rautendelein gehört, sagt sich, daß er doch nichts besseres schaffen kann, als er bisher geschaffen, und weil er sich selbst nicht mehr genügen kann, will er sterben:

„— — — — — — Der Dienst der Thäler
Lockt mich nicht mehr, ihr Frieden sänftigt nicht,
Wie sonst mein drängend Blut. Was in mir ist,
Seit ich dort oben stand, will bergwärts steigen,
Im Klaren über Nebelmeere wandeln
Und Werke wirken aus der Kraft der Höhen!
Und weil ich dies nicht kann, siech wie ich bin,
Und weil ich wieder, quält' ich mich empor,
Nur fallen könnte, will ich lieber sterben.“

Da erscheint Rautendelein am Bett des Kranken und flößt ihm mit einem Zaubertrank, den sie aus Maienkräutern gebraut hat, neue Lebenskraft und neue Schaffenslust ein. Er verläßt Frau und Kinder, um der Else in die stärkere Luft der Gebirgshöhen zu folgen, und in dem Rausch der Liebe zu dem Elfenkinde vermißt er sich, ein Werk zu schaffen, wie noch kein Mensch vor ihm. Vergebens steigt der Pfarrer zu ihm empor und mahnt ihn an die Pflicht gegen die Seinigen, vergebens hält er ihm die Sünde vor, deren er sich schuldig macht. Soll Sünde sein, meint Meister Heinrich, was ihn sich stark genug fühlen läßt, um an einem übermenschlichen Werke zu arbeiten, das alle Menschen glücklich machen wird, an einem Glockenspiel, das in einem Marmortempel auf lichter Bergeshöhe erklingend, alle Völker zu einem Fest der Liebe und des Friedens laden wird:

„O Pfarrer, dieses Fest! — ihr kennt das Gleichniß
Von dem verlornen Sohn —: die Mutter Sonne
Ist's, die es den verirrten Kindern schenkt.
Von seidnen Fahnen flüsternd überhauscht,
So ziehn die Scharen meinem Tempel zu.
Und neu erklingt mein Wunderglockenspiel
In süßen, brünstig süßen Lockelauten,
Daß jede Brust erschluchzt vor weher Lust:
Es singt ein Lied, verloren und vergessen,
Ein Heimatlied, ein Kinderliebeslied,
Aus Märchenbrunnentiefen aufgeschöpft,
Gekannt von jedem, dennoch unerhört.
Und wie es anhebt, heimlich, zehrend-bang,
Bald Nachtigallenschmerz, bald Taubenlachen —
Da bricht das Eis in jeder Menschenbrust,
Und Haß und Groll und Wuth und Qual und Pein
Zerschmilzt in heißen, heißen, heißen Thränen.

So aber treten alle wir ans Kreuz
Und, noch in Thränen, jubeln wir hinan,
Wo endlich, durch der Sonne Kraft erlöst,
Der todte Heiland seine Glieder regt,
Und strahlend, lachend, ew'ger Jugend voll,
Ein Jüngling, in den Maien niedersteigt."

An dieser Stelle war's, wo ein demonstrativer, rauschender, minutenlanger Beifall mitten in die Scene platzte, ein Beifall, der ganz offenbar bewies, daß die Hauptmann-Gemeinde den Dichter auch bis hierher gar nicht verstanden hatte. Denn entweder klatschten die Leute der Redekunst des Herrn Kainz zu, was sie sich aus Respekt vor dem Werk des Dichters hätten versagen müssen, oder sie klatschten dem Inhalt der Rede zu in einem Gefühl von Nietzsche'scher Uebermenschlichkeit, das sich auf den Gesichtern eines Berliner Premièren-Parketts ganz besonders gut, nämlich wie eine Carricatur aus den „Fliegenden Blättern", ausnimmt. Meine Ueberzeugung, daß die Hauptmann-Gemeinde dem Dichter bisher viel mehr geschadet als genützt hat, da sie mit ebenso großem Eifer wie Ungeschick Tendenzen in seine Dichtungen hineinlegt, deren Kleinlichkeit schon Hauptmann davor bewahren würde, sich in ihren Dienst zu stellen, oder seine Tendenzen fälscht, ist durch diesen unangebrachten Beifallssturm nur befestigt worden. Uebrigens trugen die beiden Darsteller der Scene, Herr Kainz und Herr Reicher, nicht wenig zu dem Mißverständniß bei, das die Hauptmann-Gemeinde keineswegs hinderte, weiter zu klatschen, als ihr endlich klar geworden war, daß sie des Dichters Rede mißverstanden hatte. Herr Kainz hat so viel Jugendliches in dem Klange seiner Stimme, daß ihm Gestalten von reifer Männlichkeit zu verkörpern kaum gegeben ist. So sah man zuerst in ihm nicht den Meister Heinrich, der an seinem Lebenswerk verzweifelt, weil ihm die schöne Selbstzufriedenheit verloren gegangen und dafür zum ersten Mal klar geworden ist, daß alles Menschenwerk Stückwerk bleibt, sondern einen Jüngling, dem im Aufstreben die Nerven versagen. Und in dieser Scene, in der der reife Mann mit dem Zaubertrank im Leibe in maßloser Selbstüberschätzung das Unmögliche möglich machen zu können glaubt, erschien Kainz wieder wie ein begeisterter Jüngling, der von ihm selbst nicht ganz klaren Idealen schwärmt. Herr Reicher aber glaubte, ein Pfarrer, den Gerhart Hauptmann geschaffen, müsse im besten Falle immer noch ein philiströser Herr sein, dessen Rede nur im Ton der Salbaderei dahinfließen dürfe. Nun bin ich weit davon entfernt, zu behaupten, daß der Pfarrer in der „Versunkenen Glocke" alle Ethik des Christenthums ausschöpfe. Nichts aber auch läßt darauf schließen, daß Gerhart Hauptmann ihn nicht durchaus als den würdigen und ehrwürdigen Vertreter des Priesterstandes dargestellt sehen wolle. Dem Pfarrer des Herrn Reicher fehlte durchaus die Größe, die der Begeisterung des Herrn Kainz das Gleichgewicht hätte halten müssen. Ich glaube, die Hauptmann-Gemeinde war selbst am Schluß des dritten Aktes immer noch nicht darüber im Klaren, ob Reicher oder Kainz Recht behalten würde, als die Rede zwischen beiden in folgendem ausklang:

Pfarrer.

So fahrt denn hin! lebt wohl, ich bin zu Ende.
Das Tollkraut eurer Sünden auszurotten
Vermag kein Mensch: erbarme Gott sich Deiner!
Eins aber laßt euch sagen: 's ist ein Wort,
Das Reue heißt, und eines Tages, Mann,
Wird Dich — inmitten Deiner Traumgeburten —
Ein Pfeil durchbohren, unterm Herzen dicht —:
Du wirst nicht leben, und Du wirst nicht sterben,
Und Dich und Welt und Gott, Dein Werk und alles
Wirst Du verfluchen! Dann . . . dann denk' an mich.

Heinrich.

Wollt' ich mir, Pfarrer, Schreckgespenste malen,
Mir sollt' es trefflicher als euch gelingen.
Was ihr da faselt, das wird nie geschehen.
Gen euren Pfeil bin ich vollauf bewährt.
So wenig schürft er mir auch nur die Haut,
Als jene Glocke, wißt ihr, jene alte,
Die Abgrunddurst'ge, die hinunterfiel
Und unten liegt im See, je wieder klingt!

Pfarrer.

Sie klingt euch wieder, Meister! denkt an mich!"

Wenn die in den Akt Hineinklatschenden nach diesem Schluß des dritten Aktes vielleicht immer noch glaubten, Hauptmann habe ein Mittel gefunden, um das Wiedertönen der Glocke, das Mahnen des Gewissens zu verhindern, und Schuld, Reue, Sühne zu überlebten Begriffen zu stempeln, so hatte sie sich geirrt. In das angespannteste Schaffen des Meisters hinein klingt plötzlich ihr Ton, ein Ton, den weder Arbeit noch Genuß überhören lassen können. Was die Glocke tönen läßt, erzählt der Nickelmann, eine Art Froschkönig, die originellste, von Herrn Müller bewunderungswürdig nicht gespielte, sondern verkörperte Figur des Märchen-Dramas:

„Ich weiß noch mehr, weiß wie die Glocke klang,
Weiß, wer der Glocke todten Klöppel schwang.
Hätt'st du gesehn, was ich da unten sah,
Als tief im See geschah, was nie geschah:
Als eines todten Weibes starre Hand
Die Glocke suchte und die Glocke fand;
Und wie die Glocke, kaum berührt, begann
Ein Donnerläuten, brausend himmelan,
Und rastlos brüllend, einer Löwin gleich,
Nach ihrem Meister schrie durchs Bergbereich.
Ich sah das Weib, ertrunken: breit und licht
Umschwamm ihr Haar das Dulderangesicht;
Und streiften ihre Knöchel das Metall,
So toste doppelt laut der Droheschall.
Mir — ich bin alt, und manches sah ich schon —
Mir sträubte sich das Haar, wir alle flohn."

Meister Heinrich flucht der Else Rautendelein, als er den Klang der Glocke hört, reißt sich von ihr los und stürzt seinem todten Weibe nach. Bis zu dieser Scene, der letzten des vierten Aktes, geht mein Verständniß für Hauptmann's „Versunkene Glocke." Was noch folgt, ist mir ganz unklar. In einer Scene, die übrigens in der Buchausgabe des Werkes (Berlin, S. Fischer, Verlag) gar nicht angedeutet ist, steigt die Else Rautendelein zu dem Froschkönig Nickelmann in den Brunnen hinab, um seine Gemahlin zu werden. Frau Sorma machte das, als ob sie nicht eine Else sei, die da unten weiterzuleben beabsichtige, sondern ein junges Mädchen, das sich aus Gram über den Verrath des Geliebten den Tod geben will. Wie denn überhaupt Frau Sorma ihre Rolle mit einer mädchenhaften Innigkeit und Gemüthstiefe ausstattete, die an sich entzückend waren, aber auch dazu beitrugen, das Verständniß für die Dichtung zu erschweren. Und dann erscheint Meister Heinrich, den die Zuschauer bereits todt geglaubt hatten, wieder auf der Scene, noch einmal von dem Wahn befangen, daß er sein Werk zu Ende führen könne und von Sehnsucht getrieben, Rautendelein noch einmal wiederzusehen. Rautendelein endlich kredenzt ihm den Trank, der ihn allem Irdischen entrückt. Vielleicht hat Gerhart Hauptmann geglaubt, diesen Akt der menschlichen Schwachheit schuldig zu sein, die auch den Weg der Buße nicht ohne Seitensprünge zu gehen pflegt. Aber das Drama verlangt energischeren Abschluß: der Dichter kann alle Wahrheit zur Dichtung machen, aber nicht alle Wirklichkeit ist an sich Dichtung. Möglich, daß sich aus dem fünften Akt auf Grund von allerhand Commentaren noch ein anderer und tieferer Sinn herausdeuten ließe. Aber selbst dann und trotz seiner wundervollen Einzelheiten, wie z. B. der oben citirten Erzählung des Nickelmanns, würde ich ihn gerne missen. Denn Märchendichtungen müssen ohne Commentare verständlich sein, sonst sind sie nicht mehr Märchen, sondern geistvolle Spielereien. Und ein Märchenzauber ohne Gleichen, Frische, Wärme, Sonne, Anmuth, Mondlicht, Nacht und Dunkel, ruht über Gerhart Hauptmann's Dichtung, die ohne das Räthsel des letzten Aktes dem Dichter sichern würde, was ihm noch fehlt und was er verdient, — nicht den kritiklosen Beifall einer Gemeinde, sondern die Volksthümlichkeit.

Im Januar.
Vignette von O. Dinger in Düsseldorf.

Nachdruck verboten.

Sonnenuntergang.

Zu dem Bilde von A. Windmaier in München. — Siehe S. 12.

Wer einen langen, kalten Wintertag hindurch die verschneiten Wege gegangen ist, dem erscheint selbst die elendeste Hütte als ein sehnlich herbeigewünschtes Ziel, wenn der Abend hereinbricht und die Schatten der Dämmerung herniedersinken. Sieht er aber gar einen spitzen Kirchthurm, um den sich die Häuser eines Dörfchens herumdrängen, am Horizont auftauchen, so sind ihm alle seine Wünsche erfüllt. Der aus den Schornsteinen aufsteigende Rauch kündet ihm, daß er ein Nachtmahl und in der langen, kalten Winternacht ein warmes Lager finden wird. Der Sonnenuntergang hat keine Schrecken mehr für ihn. Er sieht nur noch die Pracht der Farben, in die die Sonne noch einmal Himmel und Erde kleidet, das glühende Goldroth am Horizont, die rosa Wölkchen, die am Himmel still zu stehen scheinen, den Rosenschimmer, mit dem die scheidende Sonne sogar die Schneedecke überhaucht. Das Dorf selbst liegt bereits in tiefem Schatten. Nur in ihren Umrissen sind die Häuser noch kenntlich. Und bereits ist es still geworden rings umher. Es giebt an solchen Wintertagen nicht viel zu thun auf dem Lande. Nur ein paar Dorfkinder schlittern noch auf dem Eise des Dorfteichs umher, die Hände in den Taschen, und in dem Glauben, sie dürften nicht eher nach Hause kommen, als bis sie einige Mal vergeblich von den Ihrigen gerufen worden sind. Dann wird es ganz still im Dorfe. Bald verlöschen auch die Lichter in den Häusern. Wohl dem Wanderer, der rechtzeitig in solcher Winternacht vor Sonnenuntergang ans Ziel gelangt ist. A. N.

Nachdruck verboten.

Am Brunnen.

Zu dem Bilde von A. Napier in Paris. — Siehe Seite 13.

Die arme Kleine! So jung schon muß sie sich mit schwerer Arbeit plagen. Gewiß denkt das mancher, der dies kleine Mädchen am Brunnen sieht, mit beiden Armen den gefüllten Wassereimer hebend. Aber es sieht gar nicht so aus, als ob sie selbst sich bedauernswerth vorkäme. Bloße Füßchen und ein zerrissenes Röckchen, — das ist wohl wahr. Aber in dem zerrissenen Röckchen stecken kräftige, gesunde Glieder, — die Arbeit mag schwer sein, aber nicht zu schwer. Krank, vergrämt oder auch nur übermüdet sieht die Kleine nicht aus. Ein wenig verschüchtert vielleicht. Sie schämt sich sicher nicht der Arbeit, nicht ihres zerrissenen Röckchens, auch nicht der ungeglätteten Mähne, die ihr um den Kopf flattert. Wahrscheinlich ist es nur die räthselhafte Situation, in der sie sich befindet und aus der sie nicht recht etwas zu machen weiß. Warum holt der Stadtherr schnell ein Buch hervor, als er sie so am Brunnen sieht, und strichelt darin herum, und schaut immer wieder nach ihr herüber, um dann weiter zu stricheln? Das macht sie verschämt. Und daß der Künstler diesen Ausdruck, den er selbst unabsichtlich hervorgerufen, festzuhalten wußte, das macht sein Bild so anziehend und lebenswahr. F. Z.

Nachdruck verboten.

Im Januar.

Zu der nebenstehenden Vignette von O. Dinger in Düsseldorf.

Ein echtes Januarbildchen, das der Künstler dem Leben abgelauscht und mit wenigen Strichen festgehalten hat. Eine Schneedecke liegt über der Erde, — schlechte Zeit für Freund Lampe. Seine Nahrung muß er sich mühsam suchen, unter der Kälte hat er bitter zu leiden, und kaum ist ein Versteck zu finden, in das er sich vor dem herumstreichenden Raubzeug ducken kann. Dazu erwacht auch noch gerade in diesen schon an und für sich schwer zu tragenden Tagen in dem Menschen die Jagdpassion. Er zieht hinaus und stöbert mit Hülfe seines Hundes den armen Hasen aus dem Versteck, schießt hinter ihm her und trifft ihn trotz aller Sonntagsjäger immer noch häufiger als dem Gejagten lieb sein kann. Und das nennt der Mensch ein Wintervergnügen! Es kommt eben immer darauf an, von welchem Standpunkt man sich eine Sache betrachtet. O. P.

Redactions-Post.

Antworten.

V. G. in Magdeburg. — Eine Sammlung sämmtlicher auf dem letzten Internationalen Frauen-Congreß gehaltener Vorträge, Reden und Ansprachen erschien im Verlage von Hermann Walther (Friedrich Bechly), Berlin, unter dem Titel: „Der Internationale Congreß für Frauenwerke und Frauenbestrebungen, Berlin 1896." Das Buch ist von einer aus dem Comité des Congresses erwählten Kommission herausgegeben, der Preis des dreißig Bogen starken Bandes beträgt 4 Mk.

Theaterfreundin. — Sie verwechseln die „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger" mit dem „Deutschen Bühnenverein." Der letztere wurde 1846 von dem Berliner General-Intendanten v. Küstner zur Wahrung der Interessen der deutschen Bühnenleiter, nicht der Bühnenangehörigen gegründet. Wenn der „Bühnenverein" und die „Genossenschaft" vielfach Hand in Hand gehen, so ist das der beste Beweis, daß die Interessen der Theater-Directoren und der Bühnenkünstler sich in vielen Punkten berühren, so weit sie auch in einzelnen auseinander gehen. Präsident des „Deutschen Bühnenvereins" ist seit 1886 Graf von Hochberg. Ob Barnay wirklich Ursache hat, der „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger" zu grollen, deren Mitbegründer er ist, oder ob er dem Jubiläum derselben nur fern blieb, weil ihn contractliche Verpflichtungen zu einem Gastspiel nach Rußland riefen, können wir Ihnen nicht sagen.

v. St. — Das in den Koblenzer Rheinanlagen der verewigten Kaiserin Augusta von der Stadt Koblenz errichtete Denkmal ist eine Schöpfung des Bildhauers Professor Moest in Karlsruhe und des Architekten Bruno Schmitz in Berlin.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 3, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. Berlin und Wien, 1. Februar 1897. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Reue.

Erzählung von Adalbert Meinhardt in Hamburg.

(2. Fortsetzung.)

Andere Wagen mit Koffern fahren den gleichen Weg. Also ist's nicht so weit mehr zum Bahnhof, also ist es auch für den Haupt-Morgenzug nach dem Süden noch nicht zu spät. Sie nimmt ihre Reisetasche und die Plaid-Rolle mit den Schirmen im voraus zur Hand. Leo hat mit Bezahlen, Geldwechseln immer mehr als genug zu thun. Und gleich können sie da sein, gleich!

Aber was ist denn das? Wieder ein Aufenthalt! Die Straße wird neu gepflastert, ist nur bis zur Hälfte zu befahren. Und auf der anderen Hälfte kommt schnaubend, prustend eine schwere Straßenmaschine, um den Macadam zu glätten, ihnen entgegengestampft, aus zwei glühenden Kohlenaugen heißen Dampf vor sich hersendend. Das Droschkenpferd bäumt entsetzt in die Höhe, springt auf die Seite, überschlägt sich und fällt. Da stehen sie auf dem Straßendamm beide, mit ihrem Gepäck. Die Straße ist gesperrt von dem zerrenden Pferd, dem halbumgestürzten Wagen, dem schreienden Kutscher, den helfenden Leuten. Selbst wenn eine andere Droschke da wäre, sie könnte nicht vorbei. Aber da kommt aus der entgegengesetzten Richtung ein kleiner Wagen herangesaust, und als er anhält, beugen sich zwei junge Offiziere neugierig vor, um zu sehen, was es giebt.

Frau Anna läuft zu ihnen hin:

„Messieurs," sagt sie, „wir sind fremd hier, wir wollen zu einem Sterbenden reisen und versäumen den Zug, wenn Sie uns Ihren Wagen nicht lassen! In fünf Minuten ist das Pferd da wieder auf den Beinen, und Sie fahren mit unserem weiter."

Woher sie den Muth nahm, wie sie in der fremden Sprache, die sie mehr vom Lesen kennt als vom Sprechen, die rechten Worte fand, weiß sie selbst nicht. Die beiden jungen Leute sind herausgesprungen, sie helfen mit, den Koffer drüben abzuladen und hier rasch zum Kutscher hinauf. Ueberhaupt in dem Gedränge, wie viele hülfreiche Hände giebt's da! Leo hat beinah wortlos, oder sie wenigstens hörte seine Stimme kaum, dem Kutscher seine Fahrt bezahlt, den Herren gedankt, die militärisch chevaleresk grüßend sich empfehlen, und ist eingestiegen. Sie kann ihn nicht ansehen, sie fürchtet sich. Sie weiß es, ohne hinzublicken, — er zieht seine Uhr.

Und dann sitzen sie im Coupé. Wie sie da hineingekommen, wie es zuging auf dem Bahnhof, Billet-Nehmen, Kofferaufgeben, den Weg durch den Wartesaal auf den Perron, alle die hundert Schritte, die noch zu thun waren, die sie erlebt hat, sie weiß nichts davon! Sie sitzt im Coupé, und der Zug fährt ab.

Leo zieht seine Uhr. —

Und da bricht sie in Thränen aus.

* * *

Am nächsten Morgen kamen sie nach Monte Carlo. Sie hatten aus purer Erschöpfung fest geschlafen. Aber mit dem ersten Tagesgrauen wachten sie auf. An ihrer Seite war das Meer. Es fluthete mit stillen Wellen zum Ufer hin. Der Himmel darüber lag schwer und farblos, einzelne Regentropfen fielen und schlugen an die Wagenfenster. Und bei aller Schwüle spürte man etwas wie ein Fröstеln, sodaß Anna ihren Reisemantel fester zuknöpfte. Sie sah Leo an. Er hob die Augen.

„Ist's nicht Sonnabend heute?" fragte er.

Die junge Frau nickte vor sich hin. Nicht ihm zur Antwort, sondern sich selbst. Also war er wirklich noch in der gleichen Stimmung, genau noch auf dem gleichen Punkte, wie da, als er ihr seine Geschichte erzählte. In ihr aber hatte ihr eigenstes, einfaches, frisches Naturell längst sein Recht wieder gefordert. Daß Leo's Freund im Sterben lag, daß Leo's Halbbruder seine Heimat meiden gemußt, daß er ein Spieler geworden war, daß er durch einen Zwist mit Spielern umkam, — das war's, was ihr traurig schien und beschämend obendrein. Aber das andere, — was vor mehr als sieben Jahren an einem Sonnabend geschehen, — ob Leo da geschwiegen hatte oder gesprochen, den Freund schweigend getadelt oder ihn mit tausend Worten bis zu den Sternen hinauf gelobt, — was hatte denn das jetzt zu bedeuten, was hatte denn das für einen Zusammenhang mit des Grafen Michael Leben, mit des Grafen Michael Tode!? — Sie sprang auf und ging in dem schmalen Coupé hin und her. Sie trat zu ihrem Mann hin und wollte

Der Guitarrenspieler.

Nach dem Gemälde von M. Texidor in Barcelona. — Siehe Seite 24.

sprechen. Und sie sprach dann doch nicht. Was half's, wenn sie es ihm auch wiederholte. Da die Falte zwischen den Brauen, die tief gezogene, bezeugte, wie eigensinnig fest sein selbstquälerisches Denken sich ihm in seinen Kopf gegraben. Und ob sie ihm die Falte küßte, wie sie es so oft und oft gethan, und ob sie es ihm sagte, wie sie dachte, noch so eindringlich, noch so deutlich, flehentlich, — sie küßte ihm die Falte nicht fort und sprach sie ihm nicht fort. Mitten in allem anderen Denken überfiel sie ein Schmerz, ein Zorn, daß er nicht wie sie war, daß sie nicht in ihn hineindringen konnte, ihn fühlen machen, so wie sie fühlte, daß sie zwei blieben, sie hier, er dort, ewig zwei, und daß keine Liebe, kein Mitempfinden, kein noch so sehnsüchtiges Wollen zwei Menschenseelen zu einer verschmilzt.

Das Halten des Zuges unterbrach ihre Gedankenreihe. Leo hatte an das Hotel, das Michael bewohnte, telegraphirt, daß er kommen würde. Doch war niemand da, sie zu erwarten. Sie stiegen die breite Marmortreppe, die zum Casino führt, hinauf. Der Träger, der ihnen das Handgepäck trug, ging voran. Das Garten-Parterre oben prangte in südlicher Blumenpracht, Palmen standen da und Cakteen und Aloen; Anna hatte nie dergleichen gesehen. Aber der Regen rieselte lautlos. Sie hatte sich den Süden immer im Sonnenschein strahlend vorgestellt, hier erschien alles so öde, so grau. Als sie zu dem großen Hotel kamen, sah's auch dort nicht sehr einladend aus. Der Portier, den Leo fragte, schlief beinah noch. Ein Hausknecht, in einem schmutzigen blauen Kittel, führte sie die Treppe hinauf.

„Madame Ville?" wiederholte er. Und Anna hörte halb erstaunt ihren eigenen Namen so fremd ausgesprochen. Sie mußte sich erst darauf besinnen, daß ihres Mannes Stiefmutter das Recht besaß, sich auch so zu nennen. Im dritten Stock war's, wo der Mann an eine Thür geklopft hatte. Eine große alte Frau mit tief gesunkenen, brennenden Augen in dem einst schön gewesenen Antlitz sah angstvoll heraus.

„Du?" sagte sie.

„Er lebt, ich muß zu ihm!" rief Leo.

„Aber er wird Dich nicht erkennen, und wenn er Dich kennt, Dich nicht sehen wollen!"

„Ich muß, ich will zu ihm!"

Dann schloß die Thür sich, und er war drinnen.

Anna stand allein mit dem Hausknecht im dunkeln Flur. Daß er sie vergessen hatte, war ganz natürlich, sagte sie sich. Und doch mußte sie die Zähne fest zusammenbeißen, ehe sie das würgende Etwas in ihrem Halse so weit bemeistert hatte, um ruhig ohne Zittern der Stimme sprechen zu können. Sie verlangte, daß man ihr ein Zimmer anweise. Der Mann schloß eines nebenan auf. Sie wäre fast zurückgeschreckt, solch ein schwüler, süßlich dumpfer Patschuli-Geruch schlug ihr entgegen; sie sagte sich aber, daß es ihr nicht zukäme, jetzt, hier, ihre weiblichen Empfindsamkeiten mitreden zu lassen, und daß Leo vor allem nahe bei dem Kranken wohnen müsse. Also trat sie ein, befahl, man solle den Koffer heraufbringen und lief nur, als der Hausknecht fort war, zum Fenster, um es rasch zu öffnen. Es ging auf einen Hof hinaus, von dem nicht viel frische Luft kommen konnte. Einen Augenblick stand sie und blickte auf die feuchten Mauern im rieselnden Regen und dachte nach Hause .... Dann ging sie daran, das Zimmer etwas wohnlicher herzurichten. Sie schob den Tisch anders und die Stühle. Das Mädchen, eine hübsche Südfranzösin, kam, und fragte, ob Madame garnichts zu bestellen wünsche? Sie ordnete an, was ihr nöthig schien, als wäre sie gewohnt gewesen, allein in fremden Hotels, auf Reisen, für sich zu sorgen. Im Grunde ist jeder Mensch allein, und jeder muß für sich handeln können. Und wenn er sie vergaß, wieviel, — fragte sie sich, — wieviel dachte sie an ihn denn bei all diesem hausmütterlichen, alltagsmäßigen Thun? Durfte sie ihm einen Vorwurf daraus machen, wenn er in Gedanken nicht bei ihr war, da ihre Gedanken, ohne seinen Schmerz recht zu fühlen, sich in gewohnten Wegen ergingen? Wenn ihr einmal etwas ins Herz schneiden würde, so tief ins Herz hinein, — ob er dann wohl auch den Kaffee bestellen und die Wäsche auspacken könnte? Doch sie erschrak vor der bloßen Möglichkeit, daß ihr ein Unglück je so nah kommen könnte, und bückte sich rasch wieder zu ihrem Koffer, um nur nicht so etwas zu denken.

Als Leo dann eintrat, — im Hotel war längst Leben und Bewegung, von draußen irgend woher aus der Ferne klang Musik, und die Sonne war hervorgekommen, — da stand sie an dem gedeckten Frühstücks-Tischchen, umgekleidet, die blonden Haare glatt geordnet und stellte eben die kleine Photographie ihres Kindes vor sich auf.

„Wie wohnlich Du's hier hast, wie rein!" sagte er. Er ließ sich schwer neben ihr auf den Sessel fallen.

„Er lebt," fuhr er fort, als Antwort auf die Frage in ihren Augen, „ja, er lebt noch! Das ist auch alles. Ich habe den Doctor eben gesprochen. Der meint, es könne drei, vier Tage wohl dauern, länger kaum. Er athmet und sieht und scheint bei Bewußtsein. Aber er spricht nicht. Mich starrte er an, wie einen Fremden."

„Darf ich zu ihm?" fragte Anna.

„Du? Wozu? Er hat nichts davon. Spare Dir den trostlosen Anblick! Es sieht nicht gut dort aus. Die Mama war nie eine Krankenpflegerin und ist außerdem auch mit ihren Kräften gänzlich zu Ende. Ich habe schon nach einer Wärterin geschickt. Sie hatte vorher keine annehmen wollen, aus Scheu vor der Ausgabe."

„Laß mich zu ihm gehen! Ich bin nicht so ungeübt im Pflegen, das weißt Du. Bis eine Wärterin kommt, vergehen Stunden. Und ich bin da und sitze müßig, mit leeren Händen und habe nichts auf der Welt hier zu thun."

Ihr Mann sah sie an. Das Herzklopfen vor Angst, das ihr bis in den Hals hinauf drang, das konnte er zum Glück nicht sehen. Er blickte nur in ihre Augen, die ihm so muthspendend entgegen lächelten. Und er lächelte unwillkürlich: „Ja, Du Kind, Du mußt ihm wohlthun. Geh Du zu ihm!"

Es war doch gut, daß sie mitgereist war. Und dies war der Lohn, und mehr brauchte sie nicht.

Als Leo seine Frau zu der alten Stiefmutter brachte, — Anna hatte sich von dem Stubenmädchen eine große weiße Schürze ausgeborgt, die sie über ihr Kleid gebunden, — sah diese sie mit nicht sehr günstigen Augen an.

„Liebes Kind," sagte sie, „die Tracht steht Ihnen ja ganz allerliebst, — aber zum Krankenpflegen gehört auch sonst noch so manches."

Der jungen Frau that ihr unfreundlicher Ton weh. Aber sie hatte sich vorgenommen, tapfer zu sein.

„Sie sollen sehen," sagte sie mit ihrer hellen Stimme, „ich mache es ganz gut, trotzdem!" — Sie ging durch das Zimmer, und wo sie vorüberkam, da rückte sie unwillkürlich die Möbel gerade, hob einen umgefallenen Stuhl auf und band die gebrauchte Krankenwäsche, die an der Erde in einem Haufen noch zusammengeworfen lag, in ein Tuch, das sie hinaustrug. Dann kam sie wieder und folgte nun Leo, der ihr zu dem Nebengemach die Thür geöffnet hatte. Die alte Frau hatte ihrem Thun zugesehen. Als Anna hinausgegangen war, machte sie selbst hinter dem Wandschirm, der ihr Bett verbarg, sich daran, ihr graues Haar zu bürsten und den viel getragenen alten Schlafrock, den sie die drei Tage nicht abgelegt hatte, mit einem kleidsameren zu vertauschen.

Drinnen herrschte ein dumpfer Medicin-Geruch. Auch hier schaffte Anna bald Wandel, und wie sie lautlos hin und her ging, schien sich der kahle trostlose Raum mit einem gewissen Frieden zu erfüllen. Erst als sie alles aufgeräumt hatte, trat sie zu dem Kranken selber. Leo hatte sich hinter den Bettvorhang gestellt, daß Michael ihn nicht sehen sollte. Sie wechselte diesem die Eisumschläge auf Stirn und Brust. Er blickte einmal auf, ihr ins Gesicht und schloß die Augen. Ueber seine hageren Züge legte sich ein Schein von Ruhe, er athmete gleichmäßiger und lag nun, von beiden bewacht, unbeweglich, fast wie schlafend. —

Als der Arzt gegen Abend kam, sah er sich in den beiden kleinen Hofzimmern um: „Ja, wie ist denn das? Ich wollte gerade über die Wärterin berichten, daß sie erst morgen hier sein kann. Und nun scheint's, sie ist schon da!"

„Nein," sagte Leo, „nur hier meine Frau hat ein wenig Ordnung geschaffen."

„Ach, Ihre Frau!" Der junge Doctor verbeugte sich so respectvoll und förmlich, als habe die Vorstellung im Salon und nicht am Bette eines Todtkranken stattgefunden. Die Mutter war ihm nachgekommen. Eifersüchtig auf jede Handreichung, die man ihrem Sohn that, drängte sie sich heran und wollte helfen, ihn aufzurichten, als der Arzt ihn zu untersuchen begann. Aber sie hatte nicht die Kräfte, sie faßte ihn so an, daß er stöhnte. Der Doctor schob sie sehr ungenirt auf die Seite und winkte Anna.

„Sie ist doch die Mutter!" sagte sie leise.

„Bei einem Kranken kommt's darauf an, wer ihn besser pflegt," versetzte jener, „die Blutsverwandtschaft nützt ihm nicht."

Und er ordnete an, daß für die Nacht die alte Frau sich ins Bett legen und schlafen sollte, während Madame sa fille hier Wache halte. Leo hatte Mühe, die Mutter zu beruhigen, so gekränkt war sie über den strengen Befehl. Er ging noch schnell dem Doctor nach, um zu hören, wieviel sich dieser von einer besseren Pflege verspreche. „Vielleicht ein minder schmerzvolles Ende, vielleicht noch ein Aufwachen zum Bewußtsein," gestand der Arzt ehrlich. „Aber Rettung? Nein, Rettung nicht!" —

Als Leo zurückkam, saß Anna still neben dem Bett. Sie fragte nicht, ob ihm der Doctor etwas Tröstliches gesagt. Wie alle, die mit Herzenshingebung pflegen, war sie ganz mit Leib und Seele nur bei ihrem Kranken; bewegte er sich, so war sie zur Hand, ihn aufzurichten oder ihm den Kopf tiefer zu betten, wie es ihm noth that. Wenn er seine trockenen Lippen lechzend öffnete, reichte sie ihm zu trinken. Und da er einmal den gesunden Arm, — der andere lag in der Binde, — aufheben wollte, nahm sie seine Hand, und seine feuchten knochigen Finger klammerten sich um ihre warmen. Sie hielt sich regungslos, halb stehend, halb knieend über sein Bett gebeugt, in einer Stellung, die sie sonst nicht für eine Minute hätte aushalten können. Sie wußte es nicht, daß ihr eigener Arm ihr steif dabei ward. Einmal sah er eine Secunde lang zu ihr auf, als wollte er ihr danken, mit einem weichen, beinah glücklichen Lächeln. Und sie war auch glücklich. Von nebenan hörte man das beruhigte Athmen der Mutter, die endlich eingeschlafen war. Hier lag der Kranke mit diesem friedlichen, besseren Ausdruck auf seinen Zügen im reinen, gut geordneten Bett, und in der heimlichen Stille des halb verdunkelten Zimmers saß sie und hielt Wache bei Leo's Bruder.

„Morgen früh kommt die Wärterin, dann mußt Du Dich hinlegen," flüsterte ihr Mann ihr zu, da sie einmal dicht an ihm vorbei ging. Sie schüttelte den Kopf. Daß es ein ‚morgen' gab, daß sie des Schlafs bedürfen könne, sie wußte es nicht mehr. So sitzen und wachen, daß dies arme Menschenleben, von dem sie bis vor wenig Stunden kaum gehört, erhalten bliebe, das schien ihr für jetzt der Inbegriff alles dessen, was sie wünschte. Sie fühlte nichts anderes, sie dachte nichts anderes in dieser langen, stillen Nacht.

Am nächsten Morgen, als dann doch die bestellte barmherzige Schwester anlangte, brachte Leo seine Frau fort, daß sie sich auch ins Bett legen sollte. Fast taumelnd ging sie die wenigen Schritte über den Flur. Er half ihr, aus den Kleidern zu kommen, deckte sie zu und ließ die Vorhänge herunter, daß die strahlende Sonne von draußen sie nicht störte. Sie hob die Hand und strich ihm über seine Stirn. Die tiefe Falte, wenn sie die ihm glätten könnte! Er beugte sich zu ihr und küßte sie leise. Sie that ihm wohl. Aber was er selbst verschuldet, war ihm in Fleisch und Blut gegangen, das tilgte auch ihre Liebe nicht.

So übermüde war sie gewesen und konnte nun, als er sie allein gelassen hatte, doch nicht schlafen! Sie horchte hinüber, nicht nach ihm, sondern ob ein Laut ihr verriethe, wie es um ihren Kranken stände. Durch unsere Sorgen machen wir die, um die wir leiden, uns zu eigen. Sie sah das schöne Gesicht wieder vor sich mit dem schmerzlichen Zug um die zuckenden Lippen. Was hatte sie denn soviel Böses von ihm gedacht, da sie ihn nicht kannte? Unwahr sollte er gewesen sein, Verschwender, Spieler! Trug er daran Schuld? Jetzt kannte sie ihn. Eine ganze Nacht lang hatte sie auf sein Athmen gehorcht, auf seine Augenlider geblickt, wie sie schwer von den dunkeln Pupillen sich hoben, und solch ein hülflos flehender Blick unter den langen Wimpern hervordrang. Und sie bat ihm ab, was sie gegen ihn auf dem Herzen gehabt. Sie, in ihrem guten Bett hier, — ihr Mann hatte ihr den Thee gebracht, sie gefragt, was sie sonst noch wünsche, und da auf dem Tisch ihr zur Hand lag der Brief von Bruder Fritz, der eben angekommen und der ihr Grüße von Baby Lili brachte, — o, was wußte sie denn in ihrem behüteten Frauenleben, das durch Pflichten und durch Freuden ausgefüllt und eingeschränkt war, was wußte sie von Noth, von Entbehren, von Verführung durch böses Beispiel, von all den tausend Fährlichkeiten, die solch einen weichen, biegsamen Menschen aus der glatten Bahn fortlocken?! Wenn sie, statt ihrer lieben einfachen Mutter, diese verblühte arme Schönheit zur Seite gehabt hätte ... und einen verbummelten Grafen zum Vater! .. Und dann den gutmüthigen alten Herrn, Chef eines großen Kaufmannshauses, der die Mutter aus Mitleid ehelicht und den Knaben wie seinen Sohn liebt, ausstattet, fördert, wie seinen Sohn, und doch ihm niemals Sohnesgefühle, Sohnesgesinnung geben kann! Alle aber, der eigene Vater, später der fremde, am meisten die Mutter, sie bewundern ihn, sie wetteifern, seine Wünsche zu erfüllen. Dennoch beengen sie ihm das Leben mit ihren Vorurtheilen, Gesetzen, adeligen bald, und bald bürgerlichen, mit der chevaleresken Moral und der kaufmännischen. Und der Freund erst, der Bruder, dem es gut geht, weil er einer Welt angehört, nicht zweien zugleich, weil er fest steht in seinem Leben, er läßt bei aller vertrauenden Liebe häufig ein Hinabblicken spüren. Und sein Tadel verletzt am meisten. Und ihm Liebe

wie Liebesdienste vergelten zu können, ihm einmal sich gleich zu fühlen, nicht untergeben, auch nicht dankbar, — darum möchte man das Aeußerste wagen. O, sie versteht es nur zu gut, wie man auf die tollsten, auf die gewagtesten Dinge verfällt, um sich endlich frei zu fühlen, nicht belehrt, nicht beurtheilt werden, sein eigener Herr sein und thun zu können, was einem gut dünkt. Sie an seiner Stelle ... Nein, das ist undenkbar, sie kann in solche Lage nie kommen! Aber doch, wenn sie das alles erfahren hätte, am eigenen Leibe, und müßte sich stoßen und müßte sich drängen, — was sie dann fühlen, was sie wohl thun würde, sich vorwärts zu kämpfen zwischen den Menschen, die sie lieben, die sie beengen? .... Die alte Frau mit ihren von so viel vergossenen Thränen gerötheten, brennend schwarzen Augen, vertritt ihr den Weg. Und da ... steht da nicht Leo? Er hat ein Blatt mit Zahlenreihen in der Hand. Zahlen, nur Zahlen, die eine große Wissenschaft bilden, von der sie nicht ein Wort versteht. Und er hindert sie, weiter zu kommen, sie greift nach den Zahlen, er hält das Blatt höher, daß sie ihm nicht die Reihen störe. Sie will ihn zur Seite schieben, sie muß ja, muß vorüber zu Michael hin, der sterbend röchelt ... Und sie packt ihn und zerrt, und er stößt sie und trifft und trifft ...

„Leo!“ schreit sie und schreckt in die Höhe.

Sie ist in ihrem Bett wohl geborgen, ist nicht an Michaels Stelle gewesen, nicht in Kämpfen gegen die Ihren und nie, zum Glück niemals im Streit mit Leo, — sie hat das alles nur wachend geträumt! Da an ihrem Bett liegt der Brief, den ihr süßes Kind mit den Händchen berührt hat. Das Zimmer ist zu gut verdunkelt, als daß sie die Worte jetzt lesen könnte. Aber sie nimmt das Blatt und hält es und drückt's an die Lippen. Mit den Gedanken bei ihrem Kinde, mit dem Briefblatt auf ihrem Herzen versinkt sie jetzt in tiefen, in traumlosen Schlaf. —

* * *

Sie haben die Pflege gut eingerichtet. Die Mutter geht ab und zu, fragt und weint und sitzt dann ganz gemächlich, über ihrem Roman nickend, am Fenster, bis man sie aufstört, daß es Zeit sei, sich schlafen zu legen. Die Wärterin, eine sanfte, stille Person, thut, was sie soll. Sie hat so viele Kranke verbunden, gebettet, hat so vielen Sterbenden schon die Augen geschlossen, sie fühlt kaum mehr Schmerz dabei. Und Leo und Anna, die auf jeden Augenaufschlag, jeden Ton von dem blassen Munde horchen und hoffen, ertragen es nicht, sie allein bei ihm zu lassen. Der junge Doctor schrieb Madame Anne die Stunden vor, die sie schlafen soll und die Stunden, die sie sich zu bewegen, frische Luft zu athmen hat. Für Leo machte er keine Gesetze. Vielleicht hält er ihn für so kräftig, daß er des Ausruhens nicht bedarf. Vielleicht liest er ihm auch vom Gesicht, er würde den Vorschriften doch nicht folgen, nicht folgen können. Ob er überhaupt schläft? Anna wagt es nicht, ihn zu fragen. Einmal hatten sie beide gemeint, etwas wie Erkennen in Michaels nur für kurze Blicke geöffneten Augen zu entdecken. Das war am Tage gleich nach jener ersten Nacht, als Anna, von ihrem Schlaf erquickt, wieder in das Krankenzimmer zurückgekommen war, und die Wärterin bei Seite trat und sie zu ihm ließ. Da sah er auf zu ihr mit seinem blassen Lächeln, als ob er eine Freundin begrüße.

„Wer?“ seine Lippen formten die Frage, die kaum laut ward, „wie heißt Du doch?“ —

Aber als sie geantwortet hatte: „Anna Wille,“ da legte es sich wie ein Nebel wieder ihm vor die Augen. Er wandte den Kopf ab mit leisem Stöhnen. Leo kam auch heran, wollte versuchen, den lichten Augenblick zu nützen. Aber der Augenblick war schon vorüber, der Leidende kannte ihn nicht mehr und sah nicht wieder auf.

Die Tage gingen so vorüber, leise, gleichmäßig wie ein Uhrwerk, voll von nagender Angst und voll doch auch von einem seltsamen, tiefen Frieden. Wie viele schon? Zwei oder drei? Vielleicht auch mehr noch .... sie wußte es nicht. —

Wenn es Zeit war, daß Anna ins Freie gehen sollte, brachte Leo sie bis an die Treppe, um dann zu seinem Platz hinter dem dichten Bettvorhang zurückzukehren, wo er den Kranken, doch dieser ihn nicht sehen konnte. Wenn sie dann allein hinaus auf das Plateau trat, das umrahmt ist von all den neuen, schönen Gebäuden, auf dem zwischen den leuchtenden Blumen die Damen hin und her wandelten, in hellen Kleidern, mit bunten, lustigen Sonnenschirmen und der Springbrunnen plätscherte und die Musik spielte ihre Tanzweisen dazu, so schien es ihr eine fremde Welt, eine Welt, in der es nicht Schmerzen gab und nicht Sterben. Sie gehörte dahin nicht. Im vollen, blendenden Sonnenschein konnte sie etwas wie Frösteln verspüren. Denn es war ihr, als ob echtes Glück auch nicht dahin gehöre, wo man Thränen nicht kennen will.

Und sie wandte sich abseits und ging ihres Weges. Das erste Mal hatte der Portier ihr gezeigt, nach welcher Seite man am schnellsten zu einem schönen Aussichtspunkt gelange. Jetzt fragte sie nicht mehr, ging in der Richtung, die sie nun schon kannte und stand dann vorn an der Steinbrüstung, hinunterblickend auf das Meer, das weiß aufglitzerte in der Sonne, und auf die Bucht und die Schiffe und auf das Fürstenschloß von Monaco auf seinem Felsen mit der Stadt, die es umgiebt. Neben ihr stand eine andere schlanke Fremde in einem grauen Reisekleide. Sie mußte sich besinnen, wie oft sie schon die Erscheinung hier gesehen. So oft sie selbst an dieser Stelle gewesen war. Und als sie damals am ersten Tag den Portier nach dem Wege gefragt, war dieselbe kleine elegante Gestalt in das Dunkel des Hotel-Flurs zurückgetreten, wo auch sie eben mit dem Mann gesprochen hatte. Heute fiel es ihr auf. Ihre Augen waren denen der Fremden begegnet, grauen suchenden Augen ... Was wollte jene? Daß sie nicht zufällig hier an der Brüstung lehnte, nicht aus Zufall gestern vom Hotel her ihr gefolgt war, Anna wußte es plötzlich. Die Fremde, die wohl ihr Erstaunen bemerken mochte, näherte sich ihr: „Auch Sie bewundern hier die Aussicht?“ fragte sie auf deutsch.

Anna wäre am liebsten, ohne zu antworten, weitergegangen. Es war ihr weder um eine gleichgültige Conversation noch um Bekanntschaften zu thun. Aber die Frau konnte ja irgend ein Anliegen an sie haben. Sie zögerte. „Ich kann mich leider nicht besinnen,“ sagte sie befangen, „nein, ich weiß wirklich nicht, daß ich Sie kenne. Wie ist doch Ihr Name?“

Auf eine so directe Frage war jene wohl nicht gefaßt gewesen. Auch sie ward befangen. „Ich hatte gedacht, allmählich erst Sie kennen zu lernen,“ sagte sie. „Ich bin nämlich, ich heiße ... Juliane von Kramer.“

Anna schüttelte den Kopf. Der Name sagte ihr so wenig wie das blasse Gesicht. „Ich heiße Anna Wille, mein Mann ist Professor der Mathematik. Kennen Sie mich? Oder ist es ein Irrthum?“

„Nein,“ murmelte jene, „nein, das nicht. Ich wußte, ich erfuhr ... Wenn Sie erlauben?!“ — Und sie ging ein paar Schritte bis zu einer Bank. „Also Sie hörten nie meinen Namen?“ fragte sie in einem Ton, als wäre das für sie ein Schmerz.

Anna verneinte. Sie stand und sah zu dem Hause hinüber, dem großen, mächtigen dort zur Linken, das hier die ganze Landschaft beherrscht, zu dem sämmtliche Wege führen, von dem die Blumenbeete und Palmen und all der fürstlich reiche Schmuck dieses schönen Erdenfleckes stammen, — dem Casino. Ihr war hier eigentlich alles verdächtig. So ein Gefühl, wie wenn man mit reinen Fingern schlüpfrige Dinge berühren muß, ward sie nicht los. Michaels Verwundung und der bunte, zerrissene Schlafrock der Mutter und der Patschuli-Duft im Hotel ... Das alles gehörte zu dem Leben, das mit dem Spielhaus im Zusammenhang stand, das ihr Leben nicht war. Und die kleine Gestalt da in ihrem grauen, schlichten Wollkleid, das doch rauschte wie von schwerer Seide, — so vornehm das feine Gesicht erschien, Anna zögerte unwillkürlich, sich zu ihr auf die Bank zu setzen.

Die andere mit ihren klugen Augen verstand dies Zögern. „Sie irren Sich,“ sagte sie etwas spöttisch, „Sie dürfen sich ruhig hier zu mir setzen, Ihrer Ehrbarkeit wird das nichts schaden! Zu den französischen Damen vom Spieltisch gehöre ich nicht, bin hier ebenso fremd wie Sie selbst. Ich wohne nur für den Winter in Nervi. Irgendwo muß man schließlich doch bleiben, und irgend ein Leiden, für das die Aerzte zu einem südlichen Aufenthalt rathen, kann jeder sich einreden, wenn er nur will. — Also in Nervi, an der Table d'hôte erzählte man, es sollte in Monte Carlo ein Spieler bei einem Versuch, zu betrügen, entlarvt worden sein ...“

„Ja,“ sagte Anna. „Aber Sie? Sie kannten ihn?“

Die kleine Dame sah wieder mit ihrem traurigen Blick, der zu der kühlen Stimme nicht paßte, in Anna's Gesicht: „Also gar nichts? Sie wissen wirklich gar nichts von mir? Freilich, er hatte sich nie was aus mir gemacht, also auch niemals von mir gesprochen!“

„Er?“ fragte Anna, „Graf Michael Branizky? Ich kenne ihn selbst erst, seit er krank und bewußtlos ist. Mein Mann kam her, um ihn zu pflegen, ich kam mit ihm. Vorher sah ich ihn nie.“

„Das weiß ich ja, das weiß ich alles,“ sagte die Fremde. „Auch daß die zwei in den vielen langen Jahren getrennt blieben, wie Feinde. Ich habe sie nicht wiedergesehen, einen so wenig wie den andern, obwohl ich sie beide einmal gut kannte. Auch Ihren Mann. Daß er jetzt Ihr Mann ist, das, — ja, es freut mich. Menschen, die man einmal gut kannte, von denen hört man, wie fern man ihnen auch gerückt ist, lieber Frohes als Schlimmes. Darum hat es mich so ergriffen, als ich erfuhr, daß Graf Michael in einem so häßlichen Streite verwundet und in Gefahr, daß er hier in meiner Nähe sei. Ich machte sofort mich auf, womöglich ihn zu pflegen, wenn er dessen bedürfen sollte. Aber als ich herkam, waren Sie und der Professor schon da. Ich wußte nicht, wie der mich aufnehmen würde. Ich sagte Ihnen schon, ich sah ihn nicht wieder, seit wir damals alle von einander gingen, vor sieben Jahren, in Bellaggio ...“

„Die sind Sie?!“

„So hat er doch von mir gesprochen!“ versetzte die Fremde rasch, als Antwort auf Anna's Ausruf. „Nun müssen Sie mir aber erzählen, genau, genau, was er gesagt hat, und wann und wie oft.“

„Ich bin seine Frau.“

„Ja. Und Sie lieben ihn wie er Sie, und sind sehr glücklich. Man sieht's Ihnen an. Sie haben das Recht dazu. Sie besitzen, was es Bestes giebt im Leben: einen Menschen, der zu Ihnen gehört. ‚Es ist Deine Schuld‘, werden Sie sagen, ‚daß Du so allein bist. Warum nahmst Du nicht den schönen, warmherzigen Jüngling, der doch verstand, sich Dir ins Herz hinein zu stehlen mit seinem Lächeln, seinen Liedern?‘ Ich war ihm sehr gut. Er brauchte mein Geld, das wußte ich wohl, aber mehr noch bedurfte er meiner Hülfe, meiner Sorgfalt. Warum gab ich ihm die nicht? Ja, warum? Ich habe allein gestanden so lange, so lange schon. ‚Wenn ich einen fände, für den ich nicht zu sorgen hätte, sondern der mich behüten könnte!‘ dachte ich immer. Und so kam ich ins Schwanken und so ... Sie wissen nun alles! Und, nicht wahr, Sie verstehen mich? Nun seien Sie auch so wie Ihr Wesen, Ihr Gesicht mich's hoffen lassen: seien Sie gut!“

„Was kann ich denn für Sie thun?“ fragte Anna.

„Mir Verzeihung schaffen!“

„Von ihm? Er liegt bewußtlos, nun schon seit Tagen. Vielleicht, sagt der Doctor, kann er noch einmal, für Minuten, aufwachen. Aber dann wäre das auch das Ende.“

„Nein, nicht von ihm allein. Von Ihrem Mann, von Ihnen selbst, und am meisten von mir. Ich kann's nicht mehr ertragen, so fern zu stehen, nur immer zu grübeln, wie's damals war, und wie anders ich hätte handeln sollen. Lassen Sie mich theil nehmen an seiner Pflege, lassen Sie mich dazu gehören! Vielleicht ist's dann nachher mir nicht ganz so bitter, vielleicht, wenn diese Zeit vorbei ist, — ich weiß noch nicht wie, — kann ich ohne den Druck wieder athmen!“

Anna saß gesenkten Kopfes auf der Bank und hörte zu. Sie hörte die Stimme der Frau und Leo's Stimme zu gleicher Zeit. Und in ihr selbst rief es: ‚Das ist alles ja nutzlos. Was wollt Ihr beide denn mit Eurer Reue, Eurer Sehnsucht nach Verzeihung? Gethan bleibt gethan. Und nur vergessen, vorwärts sehen, hilft gegen Verzweifeln!‘ — Aber sie war nicht mehr so jung, wie damals, als sie um eine zerbrochene chinesische Vase solche Reden laut geführt. Und sie fühlte, hätte sie dergleichen einmal sich selber vorzuwerfen, sie würde es auch wohl so leicht nicht verwinden. — So stand sie auf, gab jener ihre Hand und sagte nur: „Kommen Sie!“

Die beiden Frauen gingen zusammen über das Plateau des Casino an den bunten Menschen, den Blumen, der schmetternden Musik vorüber.

Anna führte die neue Bekannte auf ihr Zimmer und ging, Leo zu sagen, wen sie zu dem Kranken bringen wollte. In der Thür kam ihr Mann ihr entgegen.

„Bist Du endlich da?! Der Doctor ist hier. Es geht heute zu Ende.“

„Armer Leo!“ sagte sie.

„Ich, ich! Wie kannst Du jetzt an mich denken,“ stöhnte er. — Und ohne ihr die Zeit zu lassen, ihm etwas zu sagen, zog er sie mit sich zu dem Sterbenden.

Um das Bett waren alle versammelt. Die Mama und die Pflegerin knieten mit ihren Rosenkränzen, und ein Geistlicher betete laut. Der junge Arzt hatte einen zweiten, nicht viel älteren Genossen mitgebracht. Leo ging ihnen zur Hand, er mußte bald dies, bald jenes holen, was sie begehrten. Still war es trotzdem. Neben dem Murmeln der Gebete, dem Aufschluchzen der Mutter, warteten alle, ängstlich horchend, auf einen anderen Ton, den letzten. Anna fühlte den eigenen Herzschlag manchmal fast stocken vor Angst, daß es schon aufgehört habe, ohne daß sie das Ende bemerkt. Sie war ihm am nächsten, saß auf seinem Bettrand, hielt seinen Kopf in ihren Armen. Hatte es ihr jemand geboten? Sie wußte es nicht. Sie saß und hielt ihn, und ihr Blick hing an seinen blutlosen Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Unser Canapé.

Von Jakob Stockbauer †.

Mit elf Abbildungen.
Siehe Seite 21 und 24.

Canapé, — Divan, — Chaiselongue, — Sopha, — lauter fremde Namen für ein Möbel, das uns unentbehrlich erscheint, in dessen Ausstattung Schreiner und Tapezierer wetteifern, und das, in der einfachsten Form sowohl als in der complicirtesten, es doch nicht dahin bringen kann, dem Zimmer einen gemüthlichen Eindruck zu geben! Diesen Satz wird jeder bestätigen, der noch alte originelle, echt deutsche Bauernstuben gesehen hat. Das Canapé nimmt sich unter den bäuerlichen Möbeln wie ein unsympathischer Fremdling aus und hat, wie alles Fremde, es nicht verstanden, sich in den autochthonen Hausrath harmonisch einzufügen.

Sehen wir uns ein specifisch altdeutsches Zimmer an, so treffen wir auch nicht auf ein Möbel, das mit dem Canapé die geringste Aehnlichkeit hätte. Der schöne Dürer'sche Kupferstich, „der heilige Hieronymus im Gehäuse", zeigt uns ein solch einfaches Zimmer, in dem alles gemüthlich, herz- und seelerfreuend aussieht. Unter den breiten Bogenfenstern zieht sich eine lange Sitzbank hin, die theilweise mit Büchern belegt und theilweise mit losen Kissen ausgestattet ist. Der Heilige selbst sitzt auf einer mit Kissen belegten Bank, an einem Tisch mit weit ausgreifenden schrägen Beinen, und zur Seite steht eine Bank mit schräger Rücklehne, gleichfalls mit Kissen belegt. — Wollte man die Ausstattung etwas reicher machen, so wurde die Bank mit Teppichen und darauf mit losen Kissen belegt. Derartige Abbildungen führt uns Hans Holbein in seinen Illustrationen zum alten Testament mehrfach vor. Noch reicher wird die Ausstattung, wenn die Wand über der Bank mit aufgehängten Teppichen verziert wird. Das schönste, geradezu classische Beispiel einer solchen Decoration führt uns Hans Burgkmair in seinem „Weißkunig" vor, in dem Zimmer, in welchem Karl der Kühne von Burgund, auf dem Throne

Esther Maria Gräfin Schlitz Ehrenfels Gräfin zu Görz und Tirol.

Siehe Seite 22.

sitzend, mit seiner Tochter und Erbin Maria spricht.

Im Gegensatz zu diesen deutschen Zimmern erscheinen die italienischen, nach den Abbildungen, — z. B. in der Hypernotomachia des Poliphilo, — kalt und einförmig. Wir sehen an den Wänden nur Truhen und diese vielfach ohne jede weitere Ausschmückung mit Kissen und Teppichen. Auch die gleichzeitigen Schriftsteller erwähnen diese Truhen als hervorragende Ausstattung der Zimmer. In Venedig werden die zierlichen Bettstellen und Truhen mit Vergoldung und Bemalung, die Buffets mit Geschirr aus Silber, Zinn, Bronze und Majolika als auffallend bezeichnet, „und selbst die Geringsten", heißt es, „beschaffen Truhen und Bettstellen aus Nußbaumholz".

So wenig wie von Italien wissen die Schriftsteller auch von Deutschland etwas über Möbel zu berichten, die dem Canapé ähnlich waren. Als Hans Sachs 1544 den ganzen Hausrath eines Bürgerhauses bis zu dreihundert Stück beschrieb, begann er natürlich mit den Möbeln:

> Erstlich in die Stuben, gedenk,
> Must haben Tisch, Stuhl, Sessel und Bänk,
> Bankpolster, Kiß und ein Faulbett,
> Gießbehalter und ein Kandelbrett ꝛc.

Die Urform unserer modernen Canapés finden wir in italienischen Sitzbänken des 16. Jahrhunderts, nur sind diese Sitzbänke mit Seiten- und Rücklehnen ganz aus Holz und mit zierlichen Schnitzereien versehen. Auch diese Sitzbänke waren auf die losen Kissen angewiesen, wenn sie besonders festlichen Eindruck machen sollten.

Historisch und genetisch genommen, konnte die Idee zu unserm Canapé erst gefaßt werden, als man die losen Kissen aufgab und Bänke und Stühle mit fester, angenagelter Polsterung versah. Daß dieses kein ästhetischer Fortschritt war, liegt auf der Hand: es ist nicht der unangenehme Eindruck allein, den solche Polstermöbel auf uns machen, wenn sie durch Benützung an den Kanten und Ecken abgestoßen und abgenützt erscheinen, es ist ganz besonders der innere Widerspruch zwischen dem schwellenden Kissen und der harten Annagelung auf Holz, der uns die natürliche Freude an denselben verdirbt. Im großen und ganzen genommen sind des-

Theehaus in Kyoto.
Nach dem Gemälde von F. Hohenberger in Berlin. — Siehe Seite 24.

halb die gepolsterten Lehnsessel eine culturelle Ausschweifung, gerade so wie die Reifröcke und die steifen Trachten, welche das Zeitalter Ludwig XIV. auszeichnen, und Frankreich war es ja auch, das zuerst die feste Polsterung ausführte.

War die Mode einmal eingerissen, die Sitzmöbel mit fester Polsterung zu versehen, so konnte man auch einen Schritt weiter gehen und zwei und mehrere

Altdeutsche Sitzbank.

Italienische Sitzbank aus dem XVI. Jahrhundert.

gepolsterte Sessel zu einem vereinen, um die Grundform unseres Canapé zu schaffen.

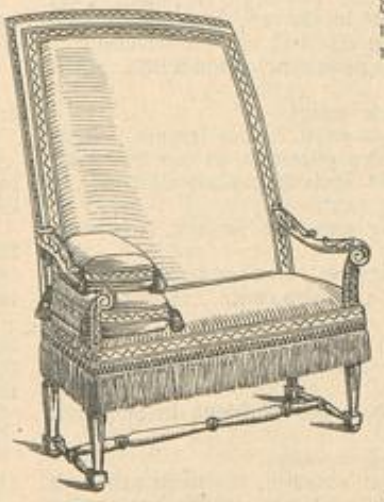
Einzelne Kostümbilder, in Kupferstich ausgeführt, von A. Trouvain gestochen, stellen nur fürstliche Persönlichkeiten auf dem Canapé vor, so z. B die Königin von Portugal, die Herzogin von Bouillon u. a. Es wird wohl niemand behaupten, daß die Form dieser Möbel besonders geschmackvoll oder graziös war, und doch fand sie Aufnahme und Verbreitung. Es ist, abgesehen davon, daß die Mode überhaupt nie darnach fragt, ob etwas schön und geschmackvoll sei, wesentlich dadurch zu erklären, daß diese Möbel mit einem fremden, picanten Namen sich einführten, und daß gerade unter Ludwig XIV. die Vorliebe für ausländische Trachten und Einrichtungen sehr allgemein in den höheren Kreisen war. Die Namen Canapé, Divan, Sopha hatten einen fremden, orientalischen Anklang, und unter dem großen König galt ja bekanntlich der Orient viel.

Das Wort Canapé bedeutete ursprünglich das egyptische Mückennetz, in welches man sich gegen die Belästigung der Mosquitos hüllte; später wurde dieser Name, — konopeion im Griechischen und canapeum latinisirt, — auf das mit solchem Mückennetz versehene Ruhebett übertragen und endlich auf das Ruhebett oder Sitzbett überhaupt. — Das Wort Divan bezeichnete ursprünglich den geheimen Staatsrath des Sultans, später die Kissen, auf welche die Würdenträger sich setzten und endlich den Polstersitz überhaupt. — Sopha stammt von dem arabischen saffa oder suffa und bedeutet im allgemeinen einen Sitzpolster ohne nähere Beziehung zu einem Möbelgestell.

Die unförmlichen Canapé aus der Regierungszeit Ludwigs XIV. nahmen von da ab an allen den Stil-Abänderungen theil, die der Barock-Stil überhaupt in der Folge erfuhr. Vor allem wurde die hohe Rücklehne eingeschränkt und niedriger, die Seitenlehnen mannigfaltiger und zierlicher, die Füße ein- und ausgebogen, mit Bronze montirt und cannellirt, kurz, jedes Jahrzehnt beinahe modelte an dem Möbel nach seiner Weise.

Während aber alle diese Umwandlungen nur in den Zimmern der Reichen sich geltend machen konnten, bildete sich für das Canapé der gewöhnlichen Leute und des Mittelstandes allmählich ein Canon aus, der heute noch gilt, und der eine frappante, allerdings zufällige Aehnlichkeit mit der vorhin genannten italienischen Sitzbank des sechzehnten Jahrhunderts hat.

Beide Entwicklungen aber sind, im ganzen betrachtet, ohne besonderen ästhetischen Werth, und man empfand dieses auch,



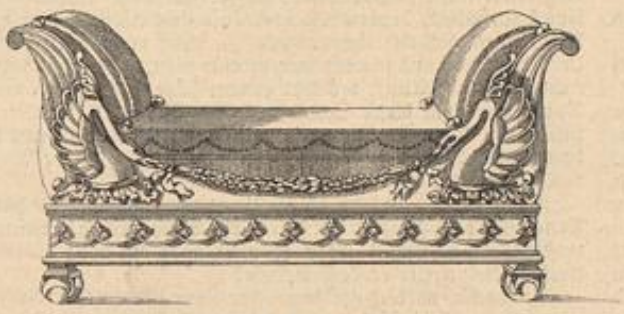
Canapé im Stil Ludwig XIV.

denn fortwährend suchte man nach neuen Lösungen, nach neuen Formen. Während man

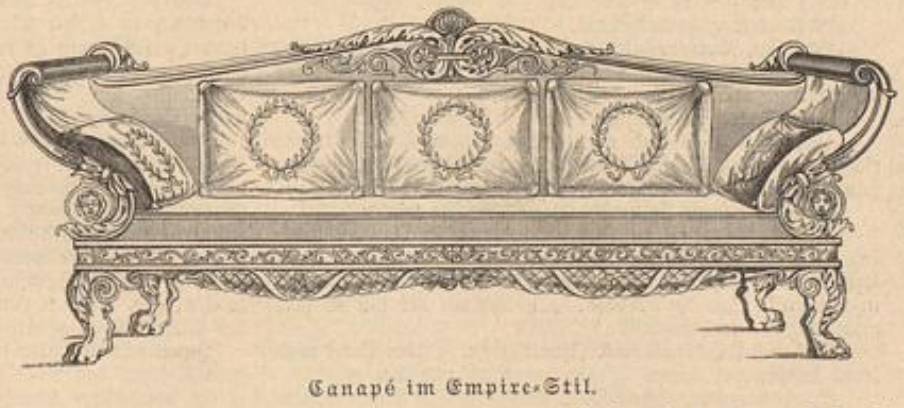
Canapé im Stil Louis XIV.

aber in Frankreich nur die Formen vermehrte, statt sie weiterzubilden, und, wie die Musterblätter aus dem Anfang dieses Jahrhunderts zeigen, in Formen wie: **Divan à accotoirs, Divan à coffre, Confident à deux places, Causeuse Pouff, Canapé lambrequin, Ottomane etc.**, schwelgte, suchte man in Deutschland, nach der Wiederaufnahme der Renaissance, classische Formen vorzuziehen und fand hier geeignetes Material an den Kirchenstühlen mit architektonisch gegliederter Rückenwand. In rein formeller Beziehung war dieses Motiv sehr fruchtbar: es bildete den Ausgangspunkt für ganz neue Combinationen, die der schaffenden Phantasie des Künstlers die weitesten Ausblicke gewährten. In ästhetischer Beziehung ward aber damit kein Erfolg erreicht. Die festgenagelte schwellende Polsterung steht mit der strengen Architektur der Rückenwand in schreiendem, unlöslichem Widerspruch, und man war mit dieser Schöpfung nach langem Irrwege wieder glücklich da angelangt, von wo die Entwicklung unserer Möbel den Ausgangspunkt genommen hatte: beim späten Mittelalter, welches den schweren, unbeweglichen Thron- und Ehrenstuhl als Dominante der ganzen Zimmerausstattung auf den vorzüglichsten Platz gestellt hatte.

Will man vom Canapé sich überhaupt nicht trennen, so dürfte es doch am einfachsten sein, gleich seine ganze orientalische Form mit herüberzunehmen. Das türkische Ruhebett hat so viele Vorzüge vor unserem modernen Canapé, daß wir dieses demselben unbedenklich opfern können. — Wie sehr aber jenes Ruhebett besonders für Familien sich empfiehlt, die auf Miethswohnungen angewiesen sind, das dürfte wohl keiner weiteren

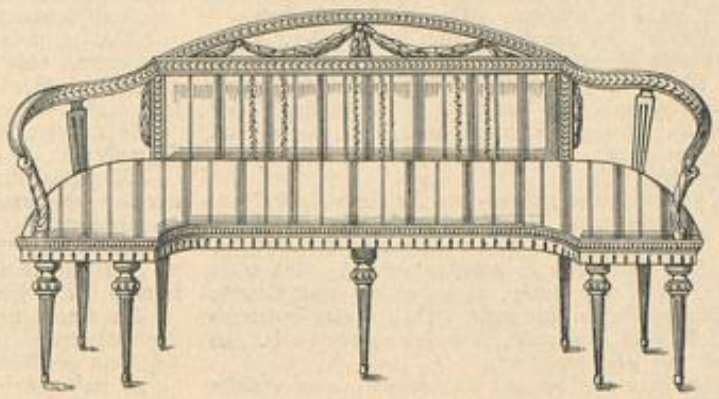


Canapé im Empire-Stil.



Canapé im Empire-Stil.

Ausführung bedürfen. Gerade dieses Ruhebett fügt sich zwanglos in unsere deutschen Zimmer ein, hat Aehnlichkeit mit historischen, altdeutschen Sitzen, wie die Burgkmair'schen Abbildungen zeigen,



Sopha aus dem Ende des XVIII. Jahrhunderts.

und zerstört vor allem das nicht, was das Specifische des deutschen Zimmers ist und war: die gemüthliche, einfach herzliche Stimmung des Ganzen.

Nachdruck verboten.

Die schlaue Petronella.

Novellette von Carl Busse in Berlin.

Frau von Rutkowska, die Gnädige von Schloß Liepin, schüttelte resignirt den Kopf.

„O Napoleon!“ stöhnte sie verzweifelt, — und ihre Haarfrisur kam bedenklich ins Schwanken, — „es ist nicht zum Aushalten mehr! Zu unserer Zeit —“

„War alles besser, bei Gott, das war es!“ fiel der Gatte mit dem historischen Namen ein. „Du hast ganz recht, meine Taube. Aber was fehlt Dir?“

„Die Mädchen!“ seufzte die alte Dame kläglich. „Kaum hat man eine, die anstellig ist, was macht sie? Sie heirathet! Früher kamen die Leute zu Dir, zu mir und sagten — laß mich aussprechen, Napoleon! Du mußt mich immer unterbrechen! Es ist Deine Untugend, die größte, die Du hast. Ich meine natürlich, neben dem Wein. O Napoleon, Du wirst Dich ruiniren!“

„Was sagten die Leute, Melania?“ fragte der Gutsbesitzer trocken und rauchte seine Cigarrette weiter.

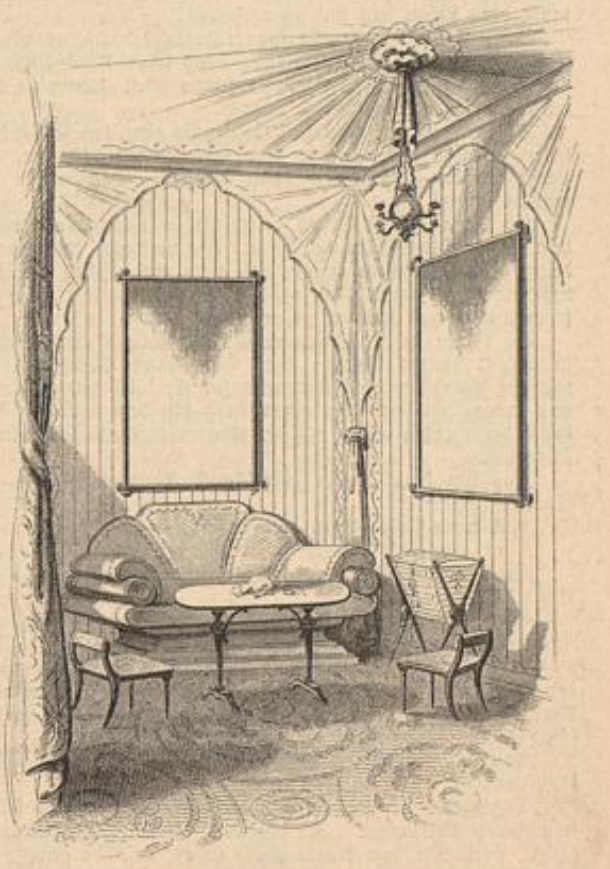
Pani Rutkowska faltete die Hände und seufzte.

„Warum fragst Du noch lange, Napoleon? Sie kamen doch auch zu Dir und baten: ‚Gnädiger Herr, Euer Hochwohlgeboren, die Kascha und ich möchten heirathen, wenn der gnädige Herr, Euer Hochwohlgeboren nichts dagegen haben.‘ Und hatte man etwas dagegen, so wurde die Kascha eben nicht geheirathet. Aber heut? Daß es die heilige Jungfrau zuläßt! Heute heißt es: ‚Ich heirathe, und ich heirathe doch, ob es Dir nun paßt oder nicht.‘ Was ist es für eine Zeit, Napoleon!“

Es blieb einen Augenblick still. Der Cigarretten-Rauch stieg zur niedrigen Decke empor, und ein paar Fliegen schwärmten um das Sobieski-Bild, das in goldenem Rahmen über dem Sopha hing.

„Wer will heirathen?“ fragte dann der praktischer angelegte Herr Napoleon, ohne sich auf die pessimistischen Zeitbetrachtungen seiner besseren Hälfte weiter einzulassen.

„Die Petronella,“ seufzte die Gnädige, „denke Dir, die Petronella. Hat man sich zwei Jahre, — was sagst Du? es waren schon im vergangenen Monat zwei Jahre, mein Lieber!



Canapé aus den dreißiger Jahren des XIX. Jahrhunderts.

Unser Canapé. — Siehe Seite 20.

Also rede nicht! — Zwei volle Jahre hat man sich mit ihr gequält, und nun weiß sie endlich, wie ich es haben will, — da läuft sie fort, läuft sie fort, ganz einfach, Napoleon. Wie findest Du das?"

Der Gatte hatte seine Cigarette aus dem Munde genommen.

„Fort?" fragte er erstaunt. „Aber ich habe sie doch —"

„O Napoleon, Du unterbrichst mich schon wieder," klagte Pani Rutkowska ergebungsvoll. „Und die Worte drehst Du einem im Munde um. Das ist mit Deine größte Untugend! Hab' ich denn gesagt: ‚Die Petronella ist fortgelaufen?' He? Ich habe gesagt: ‚Paß auf, es dauert nicht lange und sie läuft fort.' Sie hat es mir selber gestanden!"

Der Gutsherr nickte.

„Wird sie den Bartek nehmen oder den Stanislaus?"

„Ob sie nehmen wird! Jeden nimmt sie! Sie weiß selber noch nicht. ‚Gnädige Frau,' kommt sie heute, ‚ich möchte der gnädigen Frau sagen, daß ich heirathen möchte!' Und weißt Du, wann? Ja, mein Lieber, schon um den ersten October herum. Wieviel Wochen sind das? He? Und wen sie kriegen wird, weiß sie selber noch nicht. Aber heirathen muß sie. ‚Ich werde schon klug sein,' sagt sie."

Die Gnädige mußte sich erst verschnaufen, dann erzählte sie weiter.

„Nun, mein Lieber, ich bin gut zu den Mädchen, das wirst Du mir zugeben. ‚Petronella', sag' ich, ‚sei nicht eine Dumme. Was hast Du, wenn Du verheirathet bist? Schlecht zu essen, keine bunten Tücher, kein Geld, nur Prügel von Deinem Mann.' He, was meinst Du, Napoleon, hatt' ich Recht? Nun also. ‚Siehst Du, Petronella', sag' ich, ‚hier bei uns hast Du es vorzüglich, brauchst Dich nicht herumzuschleppen um nichts. Ich rathe Dir, sei keine Dumme!' Und was antwortet sie mir?"

Pan Rutkowski sah sie erwartungsvoll mit zwinkernden Augen an.

„Garnichts antwortet sie mir, Napoleon! Was meinst Du nun?"

„Bei Gott, Melania, das ist wenig, aber ich —"

„Napoleon!"

„He?"

„Du sollst doch nicht immer dazwischenreden! Ich war ja noch garnicht fertig! Nämlich zuerst sagte sie nichts, das ist richtig, nachher jedoch stellte sie sich hin und sagte beinahe trotzig, — denk' Dir, mein Lieber, direct trotzig: ‚Aeh, gnädige Frau; wenn der Wolf satt ist, weiß er nicht, wie dem Hungrigen zu Muthe ist!' Jawohl, das sagte sie!"

* * *

Petronella stand derweilen im Garten, der an das Schloß grenzte, und band die Wäscheleine an den Seitenast eines Kirschbaumes. Dann nahm sie den Strick über die Schulter und trollte gemüthlich einem anderen Baume zu.

Dabei dachte sie so mancherlei, was ihr die letzten Tage schon durch den Kopf gegangen war. Vor einer Woche ungefähr hatte sie Geburtstag gefeiert, ihren dreiundzwanzigsten. Die Gnädige hatte sehr geschimpft und gestöhnt, ihr dann ein schönes Geschenk gegeben und einen blanken Thaler obendrein. Der Thaler war in den Strumpf gewandert zu den übrigen. Es war schon eine ganz stattliche Anzahl, und sie hatte die einzelnen gegen einander klingen lassen, was ihr viel Freude machte. Damals fiel es ihr zuerst ein. ‚Petronella', dachte sie, ‚Du bist dreiundzwanzig Jahr. Die heilige Jungfrau weiß es. Schön bist Du nicht, aber hübsch bist Du, hübscher als die Pellascha oder die Aniela noch alle Tage, von der Stascha garnicht zu reden. Geld hast Du auch, — also was willst Du? Willst Du eine alte Jungfer werden, daß die Knechte Dich ausschimpfen? Nein, das willst Du nicht. Sondern heirathen willst Du. Aber wer nimmt Dich? Der Antek hat Dich ja gern gehabt, ehe er zu den Soldaten kam. Aber in Gnesen, — heilige Jungfrau, wieviel schöne Mädchen giebt es da! Wenn er zurückkommt, sieht er Dich nicht mehr an, das ist ganz sicher. Und im October kommt er zurück. Und dann ist der Bartek, aber das ist schon der Richtige! Lieben möchte er, aber heirathen nicht. Wer also bleibt? Der Stanislaus bleibt. Zwar, er hat wohl ein Auge auf Dich, doch, ob er Lust hat, sich mit Dir trauen zu lassen? Das ist auch so eine Geschichte! Du mußt eben schlau sein und es versuchen!'

Das hatte die Petronella sich an ihrem Geburtstage gedacht, und was in den folgenden Tagen durch ihren Kopf ging, lief auf dasselbe hinaus. Sie mußte schlau sein! Wenn sie nur wüßte, wie das anfangen!

Die Leine war gezogen, und Petronella ging, den Wäschekorb holen. Dabei kam es wie eine Erleuchtung über sie. O, sie wollte den Stanislaus schon kriegen. Das würde sich machen lassen!

Am Abend dieses Tages kniete sie in ihrer Kammer vor dem Muttergottes-Bilde und betete. Sie versprach der Gebenedeiten alles Menschenmögliche und noch ein bißchen darüber, und erhob sich dann sehr gestärkt und ermuthigt, um mit frommem Herzen schlafen zu gehen.

Die Hände in den Hosentaschen, mit freundlichem Lächeln in seinem breiten Gesicht, kam Stanislaus Walczinski am nächsten Vormittag auf Petronella zu. Er blieb vor ihr stehen und lachte. Sie gab ihm einen Stoß mit dem Ellbogen und steckte dann ruhig weiter mit den Klammern die nassen Leinenstücke fest.

„Bist Du krank, mein Vögelchen? Warum hast Du die Sprache verloren?"

„Ach, mein lieber Gott, ach Staschu, — Staschu!"

„Nun, was ist?" fragte der Knecht erstaunt.

„Was ich von Dir hören muß! Ach, Du lieber Gott! So reden die Leute von Dir!"

„Wer redet von mir, he? Der Gnädige? Er soll gleich —"

Petronella zuckte die Achseln.

„Was sprichst Du von dem Gnädigen? Habe ich gesagt, der Gnädige hat eine schlechte Meinung von Dir? Nun also! Aber der Antek, — er hat an mich einen großen Brief geschrieben."

„Von den Soldaten," meinte Stanislaus verächtlich. „Der auch noch!"

„Durchgeprügelt hat er Dich doch, — was kann da sein," triumphirte Petronella. „Er schreibt, — damals, als Du lahm gingst, weißt Du, von einem Pferd ist es, hast Du gesagt, der Braune hat Dich mit dem Huf geschlagen, — aber Antek sagt, es ist garnicht wahr, sondern er ist es gewesen, der Dir die Rippen braun und blau geprügelt hat. He, was willst Du nun?"

Das Gesicht des Burschen war immer röther geworden.

„Psa krew!" fluchte er wild und ballte die Fäuste. „Der Hund der, die Ohren schneid' ich ihm ab, dem Schuft! Wie es in der Zeitung steht, lügt er! Laß ihn nur kommen!"

„Wozu soll er lügen?" fragte Petronella gleichmüthig. „Stark ist er doch!"

„Du!" drohte der Bursche gereizt.

„Nun ja, mein Lieber, — willst Du das leugnen? Sonst wär' er doch nicht nach Gnesen gekommen, zu den Soldaten."

„Und es ist nicht wahr!" schrie Stanislaus wüthend, „ich sage Dir" —

Er umfaßte ihre Hände und hielt sie wie in eisernen Schrauben:

„Ich schlag' ihm den Kopf ein, wenn er kommt! Er soll nur kommen, dann wirst Du ja seh'n, mein Täubchen!"

„Staschu!"

„He?"

„Du sollst es nicht thun, denn dann, wenn er kommt, wird er mein Mann sein."

Der Knecht ließ die Hände des Mädchens in plötzlichem Staunen frei.

„Dein — Mann?" fragte er blöde.

„O ja," nickte sie, „er hat mich lieb, Du weißt nicht, wie lieb er mich hat. Er schreibt es mir auch in dem großen Brief. ‚Mein weißes Vögelchen,' schreibt er, ‚bald komme ich nach Hause und heirathe Dich. — Laß Dich nur mit keinem andern ein, besonders nicht mit dem Hund, dem Stanislaus.'"

„Petronella," drohte der Bursche, und schüttelte sie wie ein Kind hin und her.

„He," kreischte sie, „was willst Du? Kann ich dafür, daß Antek so schreibt? Laß mich los, sag' ich!"

Der Knecht knirschte mit den Zähnen und gab sie frei. „Wenn ich den Hund kriege!" stieß er hervor.

Das Mädchen zuckte die Achseln, stemmte die Arme in die Hüfte, und ging, ohne sich nach Stanislaus noch einmal umzusehen, ins Haus hinein. Aus dem Fenster beobachtete sie, wie er mit geballten Fäusten dastand und endlich mit verbissener Miene hinter den Bäumen verschwand.

Da lächelte Petronella. Und sie betete am Abend wieder und versprach der heiligen Jungfrau so viel, daß sie unmöglich alles halten konnte.

„Zeig' mir den Brief," herrschte Stanislaus Walczinski sie an, als er sie zwei Tage darauf traf. Er war ihr offenbar nachgeschlichen.

„Welchen Brief?" fragte sie scheinbar harmlos.

„Den von Antek."

„Aeh, Du glaubst also, ich hab' ihn noch? Ja, wenn die Gnädige grade dazu kommt, und man am Herde steht, — da, sieh' in der Asche nach, vielleicht kannst Du ihn noch lesen!"

Der Knecht schwieg.

„Ich tödte ihn," schrie er dann auf, und die Stirnadern trieben mächtig empor, während seine Fäuste sich ballten. „Und Du willst ihn heirathen, he?"

Petronella trat einen Schritt zurück und lehnte sich an einen Baumstamm.

„Warum nicht?" gab sie zur Antwort. Ein Schweigen entstand. Stanislaus schritt leise fluchend auf und ab.

„Und für mich hast Du keine Liebe?" fuhr es dann mit einem Male heraus aus ihm, während er dicht vor ihr stehen blieb.

„Warum fragst Du? Ich kann doch dem guten Antek nicht den Schmerz machen, — das kann ich doch nicht! Du mußt es einsehen."

„He?"

„Ja, das ist doch sicher. ‚Mein weißes Vögelchen,' schreibt er, ‚laß Dich mit keinem andern ein, besonders nicht mit dem Hund von Stanislaus, ich komme bald zurück und will Dich heirathen.' Nun, da siehst Du doch, er würde ja vor Wuth sterben, wenn ich mit Dir ginge!"

In die Augen des Burschen kam ein unsicherer Ausdruck.

„Was sagst Du da?" fragte er.

„Bist Du schwerhörig, Staschu? Ich sagte, Antek möchte vor Wuth sterben, wenn ich mit Dir ginge. Begreifst Du das? Aber ich muß jetzt laufen, sonst schimpft die Gnädige."

Sie nickte ihm zu und eilte davon. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und den Kopf geneigt. Manchmal murmelte er auch etwas vor sich hin.

„Willst Du ein neues Pulver erfinden, Stanislaus, oder suchst Du jetzt noch Kiebitzeier?" fragte ihn der Gastwirth, der vor der Thür stand, als er durchs Dorf schritt. Aber Stanislaus antwortete nicht. Rachebrütend lief er alle Tage umher. Bis Antek zurückkam, dauerte es noch eine gute Weile. Ihn zur Rede stellen, sich mit ihm prügeln, — nun, er war kein Feigling, bewahre! und schwach war er auch nicht, aber man konnte nicht wissen, ob Antek, der jetzt gedient hatte, nicht stärker war. Dazu nahm ihm dieser Schuft noch das Mädel ab, die Petronella. Er hatte sie sehr gern gehabt schon immer, denn sie hatte rothe Backen und war rund und kräftig. Aber Antek wollte sie heirathen.

Wenn er sie ihm nun abspenstig machte, — he? Wie hatte Petronella doch gesagt? Er würde vor Wuth sterben! Warum versuchte er es nicht? War er nicht auch ein ganz hübscher Kerl? Das wollte er doch meinen!

Petronella wiederholte inzwischen ihre abendlichen Gebete mit gesteigerter Heftigkeit und strengte ihre Phantasie immer gewaltsamer an, um der Himmelskönigin mit herrlichen Versprechungen das Herz zu rühren. Sie wußte: Die heilige Jungfrau konnte ihren Bitten nicht widerstehen. Und so wartete sie ruhig ihre Zeit ab.

Sie wartete nicht vergebens.

„He, Du, Petronella!" rief es eines Tages hinter ihr, „warum so eilig, mein Täubchen? Ich habe mit Dir zu sprechen."

„Du bist es, Stanislaus?"

„Ja, ich bin es und möchte Dich fragen —" Er kraute sich verlegen den Kopf. Dann flog ein zärtliches Grinsen über sein Gesicht, und er knuffte sie liebevoll mit den Ellbogen.

„Ach Du," sagte sie verschämt und knuffte wieder.

„Nun ja," sprudelte er hervor, „warum gehst Du eigentlich nicht mit mir, Petronella? Weil der Antek da ist? Der? Erstens ist er doch in Gnesen, und was nützt Dir ein Bräutigam in Gnesen? Und dann, hehe, so hübsch wie der bin ich doch auch noch, — was sagst Du?"

„Das bist Du," gab sie bereitwillig zu. „Aber Antek wird krank werden vor lauter Aerger, wenn ich mit Dir gehe!"

„Sterben soll er," schrie Stanislaus, und die Augen blitzten unter den dichten Brauen.

„Nein, Stanislaus, ich kann nicht," erwiderte das Mädchen dann.

„Aber wenn ich Dich heirathe?"

Petronella that einen tiefen Athemzug.

„Wann? Noch bevor er zurückkommt von Gnesen? Dann ärgert er sich doppelt."

„Noch bevor er zurückkommt!"

„Und Du wirst mir bei der heiligen Jungfrau schwören, daß Du ihm nie etwas sagst von dem Briefe und von seinen Lügen?"

Stanislaus überlegte, daß Antek doch über nicht geringe Körperkräfte verfügen könnte und schwor.

„Ja, warum hast Du das nicht gleich gesagt?" nickte Petronella strahlend und knuffte ihn von neuem.

Pani Rutkowska aber behielt Recht: Um den ersten October herum lief Petronella wirklich fort, und als Antek zurückkam, hieß sie schon Pani Petronella Walczinska, ohne daß Napoleon und Melania etwas dagegen thun konnten.

Nachdruck verboten.

Angedenken.

Von Ernst Muellenbach (E. Lenbach) in Bonn.

Im Bibelbuch, beim Hohenlied,
Ein Edelröslein, blaß, verdorrt, —
Weiß nicht, wie oft der Sommer schied,
Seit ich es barg am heil'gen Ort.

Weiß nicht, ob Liebe mir's gepflückt,
Ob ich es selbst vom Strauch entwandt;
Erinnerung, die mich einst beglückt,
Sie ist verblaßt gleich ihrem Pfand.

Doch sagt es mir: Es war einmal
Ein Junitag, voll Duft und Klang,
Ein Lichtmeer über Berg und Thal,
Der Kuckuck rief, die Drossel sang;

Und Blumen prangten allerwärts;
In Blüthen stand ein Rosenhag;
In Blüthen stand des Menschen Herz,
Der dieser Rosen eine brach.

Am Wintertag, nach manchem Jahr,
Grüß ich sie neu als werth' Geschenk:
Unwissend, wann und wo es war,
Und doch des Glückes eingedenk.

Nachdruck verboten.

Die Ahnfrau einer Kaiserin.

Historische Skizze von Eufemia von Adlersfeld, geb. Gräfin Ballestrem in Karlsruhe.

Mit Portrait. — Siehe Seite 20.

Es sind in den Annalen der Weltgeschichte immer noch Namen genug verzeichnet, welche dem Sammler historischer Curiositäten theils entgangen, theils unbekannt sind, theils aber auch nicht der Mühe werth schienen, ihren Spuren nachzugehen und zwischen den trockenen Daten Dramen-, Tragödien-, oder Comödienstoffe zu suchen. Und doch findet man gerade unter der Unmenge dieser ruhig schlummernden Namen viele, an welche sich genug knüpft, den zu interessiren, welcher sich das menschliche Herz zum Studium gemacht; und wäre auch nur ein zartes Liebesgedicht, eine süß anschwellende und verklingende Sonate die Ausbeute dieses Forschens in Staub und Asche, — nun, es giebt Viele, denen auch das des Reizes genug ist.

Die Pfalzgräfin Esther Maria zu Birkenfeld, deren Bild diese Nummer schmückt, ist auch niemals die Heldin einer Tragödie voll Blut und Entsetzen gewesen, ihren Namen nennt „kein Lied, kein Heldenbuch," und dennoch hat sie dereinst mit seltenem Muth und Charakterstärke die Rechte ihrer Kinder zu wahren gewußt, ist sie den Ränken vieler Mächtigen dieser Erde, die sie zermalmen konnten, furchtlos gegenüber getreten und hat es durchgesetzt, daß das untadlige Sparrenschild, unter dem sie geboren, sich ebenbürtig dem Wittelsbacher Schilde als Alliance-Wappen anreihen durfte, und dadurch hat sie ihren Enkelinnen den Weg auf Kaiser- und Königsthrone gebahnt.

Denn wie die Großmutter unserer regierenden holden Kaiserin Auguste Victoria dem Adel Dänemarks entsprossen war, so entstammt die Urgroßmutter der Kaiserin von Oesterreich, die Pfalzgräfin Esther Maria zu Birkenfeld, thüringischem Uradel, und zwar dem berühmten Geschlechte derer von Witzleben, welches von Alters her unter dem roth-silbernen Sparrenschilde ruhmvoll gekämpft und zu hohen Aemtern und Ehren gestiegen ist.

Von der Jugend und über die erste Ehe der schönen und hochgebildeten Esther Maria von Witzleben weiß die Chronik ihres Hauses wenig zu berichten, leider, — denn es fehlt dadurch der innerliche Zusammenhang für ihre spätere Lebenszeit. Wir wissen nur, daß sie am 28. Juli 1665 als Tochter des herzoglich sächsisch-Römhild'schen Oberforstmeisters Georg Friedrich von Witzleben auf Elgersburg ꝛc. und dessen Gemahlin Maria Magdalena, geb. von Hanstein zu Römhild geboren wurde und sich sehr jung mit Johann Friedrich von Bromsee (Brömbsen) vermählte. Sie hatte aus dieser Ehe mehrere Kinder, deren Spur 1709 noch nachweisbar ist, und scheint im Jahre 1690 Witwe geworden zu sein. Danach kam sie als Hofdame der Pfalzgräfin Sophie Amalie zu Birkenfeld-Gelnhausen, geb. Prinzeß von der Pfalz-Zweibrücken, an den Hof des Pfalzgrafen Johann Carl.

Inwieweit die schöne und liebenswürdige Frau von Bromsee damals schon das Auge des Pfalzgrafen auf sich gezogen, ob er ihr von seiner Liebe gesprochen, und sie dieselbe erwidert habe, davon sagt die Chronik nichts; da aber ihre Klugheit und

Thatkraft, ihre Bildung und tief religiöses Gemüth ganz besonders betont, und namentlich auch ihre liebevolle Fürsorge für des Pfalzgrafen einzige Tochter, die Prinzeß Magdalene Juliane gerühmt werden, welche ihr auch später als Herzogin von Holstein-Harburg-Plön eine töchterliche Zuneigung bewahrte, so ist wohl als untrüglich zu schließen, daß ein Wort von Liebe zwischen dem Pfalzgrafen und der Hofdame seiner Gemahlin zu deren Lebzeiten nicht gesprochen wurde, und kein Mißklang den reinen Accord dieses Lebensabschnittes von Esther Maria von Witzleben entweiht.

Wenn wir trotzdem glauben, daß die glänzende Erscheinung der schönen Frau an dem Pfalzgrafen in jenen Tagen nicht unbeachtet vorüber gegangen ist, so soll darin kein Widerspruch mit dem eben Gesagten liegen. Jedenfalls vertrat Esther Maria, als die Pfalzgräfin am 20. November 1695 starb, an deren neunjähriger Tochter mit soviel Hingebung die Stelle der verblichenen Mutter, daß der Pfalzgraf wahrscheinlich erst in diesen Tagen die tiefe Neigung zu ihr faßte, welche in ihm den Entschluß reifte, ihr die Hand zu bieten, ohne die er das Herz der reinen Frau nie errungen hätte. Die Affaire mußte aber des Pfalzgrafen Christian II. zu Birkenfeld wegen sehr geheim gehalten werden, denn dieser Bruder Johann Carls, der denselben bei jeder Gelegenheit zu übervortheilen suchte, hatte ein Interesse daran, daß der Pfalzgraf von Gelnhausen ohne Erben starb und seine Einkünfte und sein Erbe an Birkenfeld fielen. Am 25. Juli 1696 schrieb Johann Carl seinem Bruder u. A.: „ . . . . car pour moy je vous puis assurer, que si je me remarie, il sera un mariage de conscience, n'étant point en état d'entretenier une femme de condition, je ne trouve aussy, que je puisse vivre solitaire, comme je suis, il faut songer au salut de l'âme, si je le fais" — —

Drei Tage später führte er Esther Maria von Witzleben an den Traualtar. Pfalzgraf Christian II. gerieth über diese Mesalliance in großen Zorn und beruhigte sich erst, als sein Bruder in einem Vertrage mit ihm seine etwaigen Nachkommen von der Erbfolge ausschloß. Als Esther Maria ihrem Gemahl aber drei Söhne und zwei Töchter geschenkt hatte, bereute der Pfalzgraf diesen Vertrag bitter, und er that alles, um ihn zu annulliren. Kaiser Leopold war dem Gedanken, Esther Maria in den Reichsgrafenstand zu erheben und ihre Kinder dadurch erbberechtigt zu machen, ganz geneigt und verwies die Angelegenheit vor den Hofreichsrath; zugleich aber steckte sich Pfalzgraf Christian II. hinter die Kaiserin Eleonore, welche, selbst eine pfälzische Prinzeß, gegen Esther Maria sehr eingenommen war, und diese intriguirte wirklich so geschickt bei den Reichshofräthen, daß Johann Carls Project vereitelt wurde. Einen nochmaligen Versuch erstickte der spanische Erbfolgekrieg, und Esther Maria sah sich plötzlich jeder Stütze beraubt und allein, da Pfalzgraf Johann Carl am 21. Februar 1704 starb und sie als schutzlose Witwe zurück ließ.

Pfalzgraf Christian II. nutzte dies auch sogleich aus, indem er seiner Schwägerin zwar eine jährliche Einkunft von 6000 Gulden versprach, diese aber nach ihrem Tode einziehen, mithin ihre Kinder mittellos in die Welt stoßen wollte. Da aber nahm Esther Maria muthig den Kampf für das Recht ihrer Kinder auf, — doch erst, als Kaiser Leopold 1705 starb und seine ihr so feindlich gesinnte Gemahlin ihren Einfluß verlor, vermochte sie einen schwachen Hoffnungsschimmer zu erblicken, besonders da, was sehr zu ihren Gunsten spricht, drei fürstliche Frauen ihren mächtigen Einfluß für sie geltend machten. Es waren dies die Markgräfin Hedwig von Baden, die Fürstin von Ottweiler und die Fürstin Dorothea Catharina von Nassau-Saarbrücken, die Schwester des Pfalzgrafen Johann Carl.

Esther Maria nahm jetzt officiell den Titel einer Pfalzgräfin-Witwe bei Rhein an und ließ ihre Rechte zu Wien durch den Rechtsconsulenten Dr. Burger aus Frankfurt a. M. vertreten, der sich der Sache seiner Clientin auch mit vollstem Eifer annahm, was freilich Christian II. nicht hinderte, seine Schwägerin durch seine Beamten als „Frau von Witzleben" behandeln und bezeichnen zu lassen. Mehr noch, er suchte den Churfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, König Carl XII. von Schweden und alle anderen Wittelsbacher Linien gegen die Witwe seines Bruders aufzuhetzen und zu einem Protest gegen ihre Ansprüche zu bewegen, was ihm auch schließlich gelang. All diesen Mächtigen der Erde stand Esther Maria unerschüttert, uneingeschüchtert gegenüber, und wer weiß, ob sie gesiegt hätte, wenn die genannten fürstlichen Frauen ihr nicht hold gewesen wären. Aber was die Frau will — — ce que femme veut, Dieu le veut.

Und sie siegte wirklich, denn am 11. April 1715 fällte der Reichs-Hofrath zu Wien ein Urtheil des Inhalts, „daß die zwischen weiland Herrn Johann Carl, Pfalzgrafen bei Rhein und seiner hinterlassenen fürstlichen Frau Witwe Esther Maria, geb. von Witzleben, getroffene Ehe vor ein ordentliches, gültiges und vollständiges fürstliches Matrimonium — aller dagegen Einwendungen ungeachtet — zu achten und um deswillen die darin erzeugten Kinder des pfalzgräflichen Namens, Standes, Würden und der Succession in allen ihrem Vater zuständig gewesenen Stamm- und Fideicommiß-Güter ꝛc. ꝛc. ꝛc. zu erklären seien."

Entgegen allem sonstigen Herkommen wurde Esther Maria also nicht ausdrücklich in den Reichsfürstenstand erhoben; denn sie war nach dem obigen Urtheil in Folge ihrer Vermählung Fürstin — ein Umstand, der dem Ruhm ihres väterlichen Namens einen neuen Glanz gab. Von nun an war der Friede eingekehrt bei ihr, und sie lebte im unbestrittenen Besitz ihrer fürstlichen Rechte auf Schloß Gelnhausen, woselbst sie am 20. Februar 1725 ihr müdes Haupt zur Ruhe legte, — die Ahnfrau der jetzigen herzoglichen Linie von Bayern.

Von ihren Kindern vermählten ihre zwei Töchter sich mit dem Fürsten Friedrich Wilhelm zu Solms, bezw. mit Graf Heinrich XXV. Reuß j. L. zu Gera. Ihr jüngster Sohn war kaiserlicher Feldmarschall und starb unvermählt, während der älteste, Pfalzgraf Friedrich Bernhard, vermählt mit Prinzeß Erneſtine Louise zu Waldeck als königlich französischer Brigadier 1739 ohne männliche Erben starb. Der mittlere Sohn, Pfalzgraf Johannes, vermählt mit Sophie, Wild- und Rheingräfin zu Daun, welcher nebenbei noch die Würde eines churpfälzischen Generals bekleidete, führte das Geschlecht des Pfalzgrafen Johann Carl und der Pfalzgräfin Esther Maria fort, und sein zweiter Sohn Wilhelm (der Aeltere starb unvermählt), führte seit 1799 den Titel eines Herzogs in Bayern mit den Rechten der Succession in der churfürstlichen resp. königlichen Linie des Hauses Bayern. Herzog Wilhelm († 1837), vermählt mit Prinzeß Anna Marie von Zweibrücken, hinterließ nur zwei Kinder, — die Herzogin Elisabeth, vermählt mit dem Fürsten von Wagram, Alexander Berthier, Marschall von Frankreich, und den Herzog Pius, der ihm wenige Monate später schon im Tode nachfolgte. Des Letzteren Sohn und Erbe, der so sehr beliebte Herzog Max, wurde durch seine Gemahlin Louise, Prinzeß von Bayern, Vater von drei Söhnen und fünf Töchtern, von denen der Eine, Herzog Carl Theodor, sein Leben der leidenden Menschheit weihte und als Arzt europäischen Ruf besitzt, während zwei der Töchter auf Throne stiegen. Wer kennt sie nicht, die Heldin von Gaëta, die Königin Marie Sophie von Neapel und die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, die ob ihrer Schönheit so Vielbesungene, die so eigenartig wie das Edelweiß ihrer Berge auf ihrem Throne steht — sie sind Enkelinnen der schönen Esther Marie von Witzleben, welche mit dem Muthe der Mutterliebe ihren Kindern erkämpfte, was die Mächtigen der Erde ihr bestritten. „Gottes Mühlen mahlen langsam," „denn tausend Jahre sind ihm wie ein Tag," — wer möchte nicht denken an diese Stellen der heiligen Schrift, wenn man sie neben einander stellt, die Ahnfrau und die Enkelin. Der Ersteren wehrte eine Kaiserin in erbitterter Feindschaft die Rechte, um welche sie kämpfte, und die Enkelin bestieg denselben Thron, von dem aus die Kaiserin Eleonore das arme Edelfräulein in ihr Nichts zurückschleudern wollte.

Wer kann es wohl da dem alten thüringischen Geschlechte verargen, wenn es stolz ist auf die lieblichste Blume seines uralten Stammes, und wenn es, zu den Höhen eines Kaiserthrones aufblickend, mit Bezug auf die, welche ihn theilt, sagen kann: „In ihren Adern fließt unser Blut, das edle, stolze und reine Blut der Esther Maria von Witzleben!"

Nachdruck verboten.

Hinter den Coulissen.

Von Robert Misch in Berlin.

III.

Premièren.

Was eine Première bedeutet, weiß heutzutage jeder Zeitungsleser, dem das Wort ja alle Augenblicke aufstößt. Es klingt sehr modern und bedeutet doch etwas Uraltes. Schließlich müssen zu allen Zeiten, in denen es eine Bühne gegeben hat, die neuen Stücke irgendwo und irgendwann zum ersten Mal dargestellt worden sein. Was waren jene Aufführungen, in denen die antiken griechischen Tragiker, ein Sophokles, ein Euripides, um den Siegeskranz rangen, was waren sie denn anders als Premièren, von deren Spannungsreiz und deren Bedeutung für ein ganzes Land wir uns heute nur einen schwachen Begriff machen können!

Die Römer waren kein eigentliches Dichter- und Theatervolk: ihre Premièren spielten sich hauptsächlich im Circus ab; sie waren mit Blut geschrieben, erlebte Tragödien. Als dann aus den Wogen der Völkerwanderung langsam eine Kulturinsel nach der anderen emporstieg, fing die Menschheit an, auch dem Drama wieder Beachtung und Pflege zu schenken. Freilich können wir bei den geistlichen Spielen, den Mysterien, den Autos, und wie sie sonst in den verschiedenen Ländern hießen, nicht von „Premièren" in unserem Sinne reden, bei denen es sich nur um reine Kunstzwecke handelt.

Höchstens die Fastnachtsspiele, wie sie in Deutschland Ayrer, Hans Sachs u. A. dichteten, kämen hier in Betracht, wurden aber doch noch nicht von Berufsschauspielern aufgeführt. Erst in Spanien, in England und Frankreich nahm das kunstmäßige Drama wieder einen schnellen und gewaltigen Aufschwung, der unserem Vaterlande durch den unglückseligen 30jährigen Krieg jäh durchschnitten wurde. Von den Premièren Shakespeares und seiner Vorgänger, von den Erstaufführungen Lope de Vegas, Calderons, Alarcons wissen wir einiges, nicht allzuviel. Immerhin waren es wirkliche Premièren, denen kunstsinnige Fürsten und Höfe, eine theilnahmsvolle Menge beiwohnten.

Besser sind wir schon über die Vorgänge in Frankreich am Hofe des Sonnenkönigs unterrichtet, den ein Corneille, ein Racine und ein Molière umkreisten. Bekannt sind ja die Intriguen und Kämpfe, die sich bei und nach der Erstaufführung des „Tartüffe" abspielten und auch andere Werke des französischen Lustspiel-Klassikers begleiteten. Eine berühmte Première war dann später „Figaros Hochzeit", das erste Grollen des heraufziehenden Revolutionsgewitters.

Viel mehr interessiren uns freilich die Premièren unserer eigenen Klassiker; eines Lessing, Schiller, Goethe, die in Berlin, in Hamburg, in Mannheim und vor allem in Weimar sich abspielten. Es würde ein interessantes Buch abgeben, über diese Erstaufführungen zu berichten. Hier sei nur flüchtig der berühmten „Räuber"-Première in Mannheim Erwähnung gethan, der der jugendliche Schiller auf Dalbergs Einladung beiwohnte, und die mit einem Schlage seinen Ruhm durch Deutschland verbreitete — eine Première, wie sie alle jungen Dichter für ihr Erstlingswerk ersehnen. Freilich war es damals noch nicht Sitte, sich mit einigen Knixen vor dem hochverehrten Publico zu bedanken, während man heute ja hauptsächlich in eine Première geht, um den armen Autor anzuklatschen oder „anzublasen", wie der Kunstausdruck lautet.

Nur flüchtig können wir hier noch einiger anderer historischer Premièren gedenken, z. B. Mozart's „Don Juan," der in Prag außerordentlichen, in Wien nur geringen Eindruck machte, während die „Zauberflöte" die Wiener gleich bei der Première entzückte. Berühmt in literargeschichtlicher Beziehung ist die Erstaufführung von Victor Hugo's „Hernani," womit die romantische Periode in Frankreich, das bisher vom „Klassicismus" beherrscht worden, eingeleitet wurde. Es liest sich sehr amüsant, wie die jugendlichen Heißsporne von Romantikern, die Freunde und Anhänger des Dichters, bereits am Nachmittag, viele Stunden vor Beginn das Theater füllten und sich hier nicht gerade schön aufführten, wie sie dann den Kampf gegen die Gegner, also die überwiegende Mehrzahl des Publicums aufnahmen, sodaß die Schauspieler sich minutenlang nicht verständlich machen konnten, wie sich diese lärmenden Kämpfe wochenlang wiederholten, bis sich endlich das Stück durch seine poetische Kraft und seine Neuheit durchsetzte. Es erinnert dies an verschiedene neuere Berliner Premièren. Hier sei nur noch der berühmten Pariser Tannhäuser-Première anfangs der Sechziger Jahre Erwähnung gethan, in der eine Clique des Jockey-Club das Wagner'sche Meisterwerk zu Fall brachte, weil kein Ballet darin vorkam. Daß sich aber ein Meisterwerk auf die Dauer nicht unterdrücken läßt, hat sich auch hier wieder gezeigt. Wagner's Opern feiern jetzt Triumphe in der Großen Oper zu Paris und in ganz Frankreich.

Fast so maßgebend wie Paris es von jeher für die Provinz war, ist seit einer Reihe von Jahren Berlin für Deutschland, das deutsche Oesterreich und die deutsche Schweiz in Theaterdingen geworden. Früher konnte sich ein neues Stück von Wien, München, Leipzig, Dresden oder einem der anderen deutschen Centren aus durchsetzen und, wenn es Erfolg hatte, über alle Bühnen gehen. Heute bedeutet eine Aufführung außerhalb Berlins mit wenigen Ausnahmen nicht viel mehr als eine Probe, von welcher der Autor lernen, nach der er noch manches ändern kann, und die einen oder den anderen der maßgebenden Berliner Bühnenleiter auf das Stück aufmerksam macht. Aber seinen Weg macht es erst von Berlin aus. Ganz unabhängig davon, wie der Erfolg vor Berlin war, hängt das Schicksal des Werkes einzig vom Gefallen oder Nichtgefallen in der Reichs-Metropole ab. Man kann dies aus mancherlei Gründen beklagen, aber man kann es nicht mehr ändern. Ist ein Stück hier durchgefallen, so ist es todt; und nur die allmächtige Zeit bildet bei einem der seltenen Meisterwerke einmal ausnahmsweise die Berufungs-Instanz.

Manches Stück, das ein besseres Schicksal verdient hätte, ist so endgültig eingesargt worden — und umgekehrt auch. Denn wovon hängt die Entscheidung dieses gefürchteten Berliner Tribunals nicht alles ab! Wer bildet diese, fast immer gleiche Menge der üblichen Premièren-Besucher, die das Geschick der deutschen Dramatiker in Händen halten?

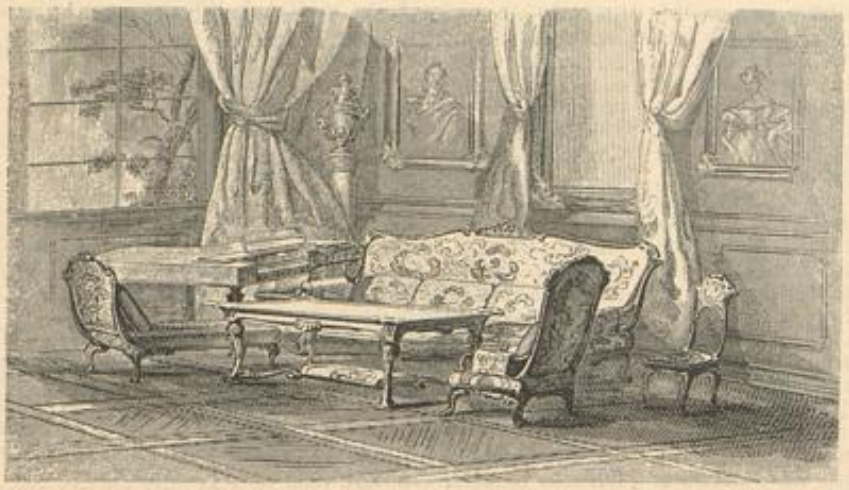
Da haben wir zunächst die berufsmäßigen Kritiker. Jeder Einzelne bemüht sich gewiß, gerecht zu urtheilen; aber jeder von ihnen steht auf einem bestimmten, theoretischen Parteistandpunkt, von dem aus er dieses übermäßig anerkennt, jenes übermäßig verwirft, je nachdem der Autor mehr oder minder realistisch oder idealistisch schafft. Der Eine liebt den Schwank und haßt das Pathos, beim Anderen ist das Umgekehrte der Fall. Aehnlich spaltet sich das Publicum. Dazu kommen persönliche Freunde und Gegner des Autors, neidische Fachkollegen, deren Stücke nicht angenommen worden oder bereits durchgefallen sind. Ein Theil des Publicums sucht nur sein Vergnügen und findet es gegebenen Falls auch darin, wenn er sich über Stück und Autor lustig macht. Das sind die gefürchteten Premièren-Tiger, die in ein neues Stück wie in ein Wettrennen gehen und gern die Gelegenheit zu einem kleinen Ulk oder Scandälchen vom Zaune brechen. Was kümmert es sie, ob dem Autor die Hoffnung und die Arbeit von Jahren in zwei Stunden vernichtet werden!

Dieses Cliquen-Wesen hat sich seit dem Auftreten der neuen Richtung besonders bemerkbar gemacht. In den „freien" Bühnen, später im „Deutschen" und im „Lessingtheater" wurden und werden wahrhafte Schlachten gekämpft. Langsam gleichen sich jetzt die Gegensätze aus, die Bewegung verebbt. Und doch, so befangen und so urtheilslos der Einzelne auch sein mag, es läßt sich nicht leugnen, daß unser Berliner Premièren-Publicum von äußerster Feinfühligkeit ist und im Durchschnitt das Rechte zu treffen weiß.

Aber nicht vom Publicum und vom Werth des Stückes allein hängt der Verlauf einer Première ab. Auch die Wahl der Bühne, ob sie grade für dies Genre geeignet ist oder nicht, die Besetzung der Hauptrollen, die Zeit (Saison), in der man das Stück giebt, und noch tausend andere Dinge sprechen hier bestimmend mit. Wenn sich ein angeklebter Schnurrbart des Liebhabers, ein Zopf der Salondame zur unrechten Zeit löst, so fällt eine stimmungsvolle Scene, mit ihr vielleicht ein ganzer Act ins Wasser. Bedeutungsvoller als solche nicht eben häufigen Zufälle ist die Besetzung. Ein geeigneter oder ungeeigneter Künstler in einer Hauptrolle, und das Stück zeigt ein gänzlich verändertes Gesicht! Leider weiß ein großer Theil des Publicums und auch der Kritik den Darsteller nicht von seiner Rolle zu trennen, natürlich stets zu Ungunsten des Dichters. Die starke Wirkung einer Scene wird dem oder den Schauspielern zu Gute geschrieben. Was wären sie aber ohne den Dichter, in dessen Augen sie vielleicht nicht einmal genügend seine Intentionen zum Ausdruck bringen! Wie weit ab steht der beste Künstler noch immer von dem, was sich der Dichter in seinen Träumen ausgemalt!

Ueberhaupt, der arme Dichter — er ist bei einer, selbst siegreichen Première bedauernswerth; denn bis nicht der Vorhang zum letzten Male gesunken, kann er seines Erfolges nicht sicher sein. Zitternd steht er vor Beginn der Vorstellung am Guckloch des Vorhangs und sieht seine Richter gleichgültig plaudernd und lachend in den Zuschauerraum treten. Wenn er es nicht vorzieht, hinter den Coulissen weiter zu zittern, so pflegt er das im verborgensten Winkel einer Loge zu besorgen. Er möchte die Zuhörer bei jedem Witz kitzeln, bei dem sie nicht lachen; auch scheinen sie ihm auf den Händen zu sitzen, statt diese zum Applaudiren zu gebrauchen, wie es sich doch gehört. Wehe aber, dreimal wehe über sein unglückseelig Haupt, wenn das Stück leise oder laut abfällt! Alles weicht ihm scheu hinter den Coulissen aus, jeder Lampenputzer sieht ihn verächtlich an. Der Herr Direktor aber zuckt die Achseln hoch und immer höher, je größer der Durchfall wird; und jedes Fältchen seines spöttisch verzogenen Gesichtes scheint zu sagen: „Das habe ich mir gleich gedacht!" Die Schauspieler haben den Abfall natürlich immer vorausgesehen und prophezeit.

Lächelt aber die Sonne des Erfolges, steigt der Beifall von Act zu Act, wie sie ihm da alle die Hände drücken, und jeder ihm versichert, er hätte stets viel von ihm und seinem Stück gehalten. Aber der Herr Direktor führt ihn abseits in eine Ecke, gratulirt ihm und sich mit besonderer Wärme, fragt nach seiner neuesten Arbeit und bricht schließlich, wenn alles zum guten Ende gediehen, mit unfehlbarer Sicherheit in die Worte aus: „Na, was habe ich Ihnen gesagt? Das habe ich voraus gewußt . . . Das Stück mußte gefallen!"



Canapé im Stil des zweiten Kaiserreichs.

Doppelsopha (Dos-à-Dos).
Unser Canapé. — Siehe Seite 20.

Nachdruck verboten.

Neue Bücher.

Von Paul von Szczepański in Berlin.

I.

Die fünfundzwanzigste Jährung der großen Ereignisse des deutsch-französischen Krieges hat eine so große Anzahl von Kriegs-Tagebüchern an das Licht gefördert, daß es selbst dem Spezialstudium schwer fallen wird, hier das Werthvolle von dem Minderwerthigen zu sondern. Dazu liegt es in der Natur des Stoffes, daß auch für die Geschichte jener Zeit sehr werthvolle persönliche Erinnerungen nicht unbedingt geeignet sein müssen, das Interesse gebildeter Frauen anzuregen. Aber die Frauen sollten trotzdem nicht ganz achtlos an dieser Lectüre vorübergehen; denn es gehört zu den Aufgaben der Mütter, in ihren Kindern die Ereignisse jener großen Zeit lebendig zu machen, und das geschieht am eindrucksvollsten an der Hand solcher persönlicher Erinnerungen. Wenn ich zwei aus der großen Anzahl der erschienenen Kriegs-Tagebücher herausgreife, so halte ich damit die für Frauen interessanten Bücher dieser Art keineswegs für erschöpft, sondern ich nenne sie, weil sie mir unter den von mir gelesenen, als die interessantesten erscheinen: Es sind die „Kriegs-Tagebücher von 1866 und 1870/71“ von Fred Graf Frankenberg (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) und die „Kriegs-Erinnerungen eines preußischen Offiziers 1870/71“ von Edgar von Ubisch (Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn). Der schlesische Magnat hat beide Kriege in bevorzugten Stellungen mitgemacht, er war Zeuge der historischen Ereignisse aus allernächster Nähe, und er zeigt sich in seinen Erinnerungen als ein Mann von Geist und feiner Beobachtungsgabe, von vornehmer Gesinnung und warmem Herzen. Edgar von Ubisch dagegen hat als junger Artillerie-Lieutenant in der Truppe gegen Frankreich gekämpft, er ist schwer verwundet worden, in einem Kloster von französischen Nonnen mütterlich gepflegt, als Reconvalescent auf dem Transport von Franctireurs überfallen und gegen alles Völkerrecht gefangen, von dem französischen Pöbel insultirt und in einer Küstenfestung, in der ihm jede ärztliche Pflege versagt blieb, internirt worden, bis ihm und seinen unter ähnlichen Umständen in Gefangenschaft gerathenen Leidensgefährten endlich die Stunde der Befreiung schlug. Das sind persönliche Erlebnisse, die für den Verlauf des großen Krieges nicht von wesentlichem Einfluß gewesen sind. Aber sie geben das Detail des großen Krieges, Farbe und Stimmung. Und mit Ausnahme des Verfassers der bekannten Fröschweiler Chronik wüßte ich keinen unter denen, die die Ereignisse des großen Krieges aus eigener Anschauung geschildert haben, der über eine so mächtige Darstellungsgabe verfügt wie Edgar von Ubisch. Trotzdem er seine Erlebnisse ganz schlicht erzählt, sich ganz auf Thatsächliches beschränkt und höchstens durch das Zusammendrängen des Stoffes manchmal die Absicht künstlerischer Wirkung zeigt, sind seine Schilderungen von packendstem Interesse. Ein Künstler von Natur, meistert er den Stoff absichtslos künstlerisch, und von einem Dichter ersten Ranges unterscheidet er sich nur dadurch, daß er Menschen und Geschehnisse nicht aus seiner Phantasie schöpft, sondern der Wirklichkeit nachschildert. Familien, die an langen Winterabenden an gemeinschaftlicher Lectüre Freude haben, seien beide Werke als zum Vorlesen vortrefflich geeignet empfohlen.

Den österreichischen Offizierskreisen gehört der Held einer neuen Erzählung von Hans von Hopfen „Die Siegerin“ (Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek, Stuttgart) an. Er ist Cavallerie-Lieutenant, Cavallerist von ganzer Seele, liebenswürdig, schneidig, keck — dabei nicht vermögend. Sein Herz hängt sich an ein junges Mädchen, das sich in Wien aufhält, um ihre Stimme ausbilden zu lassen, und das fälschlich für wohlhabend gehalten wird. Hätte der Lieutenant die Wahrheit gewußt, so würde er versucht haben, seine Neigung im Keim zu ersticken, denn sein Beruf ist ihm Lebenselement, und als vermögensloser Offizier kann er ein armes Mädchen nicht heirathen. Ueber die Verhältnisse der Geliebten sich täuschend, ringt er um ihre Gegenliebe, bis sie seine Neigung erwiedert. Da kommt ihnen beiden die Erkenntniß, daß sie sich nicht angehören können, ohne daß der Lieutenant seinen Dienst quittirt und sich nach einem Beruf umthut, der ihm eine Familie zu ernähren gestattet. Er ist dazu bereit, da er das Mädchen wirklich liebt. Wie sie sich aber den Geliebten, ihren stolzen Reitersmann, das kecke, leichtlebige Blut, einem bürgerlichen Erwerb nachgehend vorstellt, ihn, der gewohnt ist, in frischer Luft zu athmen, in der staubigen Atmosphäre eines Bureaus, da sieht sie ein, daß er seiner Liebe ein Opfer zu bringen bereit ist, das sie nicht annehmen darf, weil er in der neuen Existenz trotz ihrer Liebe verkümmern würde. Sie nimmt Abschied von dem Geliebten und geht in ihre Heimat zurück, um als Gesangslehrerin ihre Stimme und die auf dem Conservatorium erworbenen Kenntnisse zu verwerthen, denn auch darüber ist sie sich klar geworden, daß sie dem Ehrgeiz, sich als Künstlerin eine Stellung zu machen, entsagen muß, weil ihre künstlerischen Mittel einer solchen nicht gewachsen sind. Die Charaktere sind fein und sympathisch gezeichnet, der ganzen Erzählung ist viel von dem liebenswürdigen Zauber eigen, den die Wiener Luft auszuströmen scheint.

Zwei kleinere Erzählungen von Hans von Hopfen „Hotel Köpf“ und „Uebereilte Verbung“ erschienen in einem von René Reinicke's Meisterhand illustrirten Bändchen im Verlag von Richard Eckstein Nachf., Berlin. Die erste Erzählung behandelt eine tragische Episode aus der Münchener Studentenzeit des Dichters, und ich möchte glauben, daß nur sehr starke Nerven von dieser packend erzählten Liebesgeschichte, hinter welche die Cholera einen grausigen Schlußpunkt setzt, nicht irritirt werden sollten. In der zweiten Novelle ist mir der Held, ein drei jungen Mädchen Litteraturstunden gebender preußischer Landrath, eine so ungewöhnliche Bureaukraten-Erscheinung, daß ich ihrer Lebenswahrheit einige Zweifel entgegenbringe.

„Severin“ ist der Titel einer Erzählung von Anna Gräfin Pongrácz (Leipzig, Verlag von Georg Heinrich Meyer) die der Tendenz Ausdruck giebt, daß das Leben eines Menschen erst in dem Augenblick auch für ihn selbst Werth erhält, indem er es selbstlos in den Dienst seiner Mitmenschen stellt. Die sehr geschickte Darstellung macht manches wahrscheinlich, was der Leser ohne diese als romanhafte Unwahrscheinlichkeit empfinden würde. Der Held ist ein junger Mann aus guter Familie, außergewöhnlich beanlagt, voller Edelmuth, aber ohne besondere Energie. Seine militärische Laufbahn quittirt er, trotzdem er einen Feldzug mit großer Auszeichnung mitgemacht hat, weil ihm die Greuel des Krieges das Handwerk verleidet haben. Dann versucht er ohne viel Eifer, ein litterarisches Talent auszumünzen, bis ihn eine unerwartete große Erbschaft der materiellen Sorgen überhebt. Sie giebt ihm den nöthigen Hintergrund für die Rolle des interessanten Müßiggängers, die er in der Wiener Gesellschaft, ohne sich selbst davon befriedigt zu fühlen, spielt, bis ein Eklat ihn aus dieser Gesellschaft verschwinden läßt, — nicht ihn allein, sondern mit ihm eine schöne Frau der Wiener Gesellschaft, die bis dahin für ein Bild ohne Gnade galt. Dieser Frau opfert er sich und sein Vermögen. Als sie stirbt, geht er mittellos nach Wien zurück, um es mit der Arbeit zu versuchen. Das Leben behagt ihm nicht, und er beschließt, es von sich zu werfen. Während er sich philosophirend noch klar zu machen sucht, daß sein Entschluß sein gutes Recht sei, begegnet ihm ein junges Mädchen, das nicht durch Lebensüberdruß, sondern durch Verzweiflung in den Tod getrieben wird. Er hält sie davon zurück und während er ihr klar macht, daß sie ein großes Unrecht zu begehen im Begriff war, — ein Unrecht, daß er selbst noch vor wenigen Minuten für sein gutes Recht hielt, trotzdem seine Motive leicht wiegen gegen diejenigen, die dieses unglückliche Mädchen den Tod suchen ließen — kommt er zu der Ueberzeugung, daß die Gerettete nur wirklich gerettet werden kann, wenn er dauernd zu ihrem Schutz an ihrer Seite bleibt. Beide kehren in das Leben zurück und schaffen ein Seehospiz für arme Kinder, mit dem sie in glücklicher Vereinigung großen Segen für die Menschheit stiften. Mir ist dieser glückliche Schluß, zu dem eine alte Freundin dem Helden der Erzählung verhilft, indem sie die Gesellschaft veranlaßt, sich wieder für ihn und das von ihm geplante philantropische Werk zu interessiren, zu optimistisch. Das Leben ist anders. Es verlangt von den meisten Menschen, die durch eigene Schuld ihren Platz haben aufgeben müssen, daß sie ihn durch eigene Kraft sich wieder erringen. Und darin liegt eine große Gerechtigkeit. Aber trotz dieses dem Leben wenig entsprechenden optimistischen Schlusses, der die Energielosen noch energieloser machen könnte, liest sich viel Gutes aus dem Buche heraus: viel weibliche Herzensgüte und Menschenliebe. Was verschlägt dagegen ein wenig Unkenntniß des Lebens, und vielleicht daraus entspringend, die Neigung, die Situationen noch krasser zuzuspitzen als die Wirklichkeit?

Nachdruck verboten.

Der Guitarren-Spieler.

Zu dem Bilde von M. Texidor in Barcelona.
Siehe Seite 17.

Durch die Mauren ist die Guitarre in Spanien eingebürgert worden, wo sie noch heute das von fast jedermann gespielte Lieblings-Instrument ist, während sie in anderen Ländern, — leider, kann man wohl sagen, — durch das Clavier fast ganz verdrängt wurde. Als Begleit-Instrument zu einstimmigem Gesange vortrefflich geeignet, wahrt die Guitarre den Charakter anspruchsloser Hausmusik, während das Clavier nur zu häufig anspruchsvoller auftritt, ohne daß die Leistungen der die Tasten meisternden Spieler zu solchen Ansprüchen berechtigen. Der Guitarren-Spieler, dessen charakteristischer Kopf den spanischen Maler zu seinem ansprechenden Bilde inspirirte, ist allerdings ein Virtuose auf seinem Instrument; er spielt nicht zu seinem Vergnügen, sondern für die Oeffentlichkeit, — in den Cafés von Madrid, wo er den Gesang seiner Tochter begleitet. G.

Nachdruck verboten.

Theehaus in Kyoto.

Zu dem Bilde von F. Hohenberger in Berlin.
Siehe Seite 20.

Ueber japanische Sitten ist uns viel vorgefabelt worden, insbesondere über die Einrichtung der Theehäuser in Japan. In Wahrheit darf man sich wohl, — mit Ausnahmen natürlich, — die japanischen Theehäuser nicht anders vorstellen als unsere Restaurants. Daß junge Mädchen in diesen Restaurants die Bedienung machen, sollte uns eigentlich nicht wundern, da in Süddeutschland z. B. auch die Kellnerin in durchaus ehrbarer Weise ihren Obliegenheiten, die Gäste zu bedienen, nachgeht. Zu diesen jedem zahlenden Gaste offenen Erholungsstätten gehört indessen das Theehaus nicht, das uns der Maler F. Hohenberger, der lange auf der Jagd nach Motiven in Japan geweilt hat, im Bilde vorführt. Der Künstler zeigt uns vielmehr ein lauschiges Plätzchen innerhalb der vielen alten Adelssitze, die in Kyoto, der ehemaligen Hauptstadt Japans, den alten kaiserlichen Palast umgeben. Wie dieser sind auch die meisten Adelshäuser in den letzten Jahrzehnten halb verfallen, seitdem die kaiserliche Residenz nach Tokio verlegt wurde. Ein großer Theil des Adels, der Beamten und anderer Bewohner folgte dem Kaiser dorthin, sodaß die Bevölkerung Kyotos um zwei Drittel zurückgegangen ist. Aber unter den in Kyoto zurückgebliebenen Familien des japanischen Hochadels befinden sich gerade diejenigen, die sich mit der Einführung europäischer Civilisation noch nicht befreunden konnten und noch heute an den altjapanischen Sitten festhalten. So findet man in Kyoto noch am leichtesten ein echtes Stück Alt-Japans, wie dieses Theehaus im Garten eines Adelspalastes, dessen Liliputformat uns so sonderbar anmuthet.

O. P.

Modernes Sopha im Stil der Renaissance.
Unser Canapé. — Siehe Seite 20.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft A, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. Februar 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Reue.

Erzählung von Adalbert Meinhardt in Hamburg.

(3. Fortsetzung.)

Vom offenen Fenster her klang langgezogen ein Vogelgezwitscher, in dem Frühlingswinde von draußen bewegte sich der verdunkelnde Vorhang, ein Sonnenstrahl stahl sich goldig herein in das Krankenzimmer, glitt über das gleichmüthig stille Gesicht der betenden Nonne, über das der Mutter, das vom Weinen müde war, streifte Leo's angsterfüllte, erregte Züge und machte dahinten in der Ecke Juliane von Kramer's sehnsüchtige Augen plötzlich aufleuchten. Wie sie hereingekommen war, darauf konnte Anna sich nicht besinnen. Ihr war zu Muth, als träume sie wieder. Sie sah und hörte alle die anderen, wußte deutlich, was jene thaten und fühlte dabei doch mit klarem Bewußtsein nur die Last, die fast wie leblos ihr im Arm lag. Alle die anderen standen dem Sterbenden näher als sie, jedem von ihnen mußte sein Verlust tiefer gehen, als gerade ihr. Da die Mutter, die ihn verzogen, verwöhnt, verdorben, — was mochte sie leiden in dieser Stunde! Und Leo, der an ihm gesündigt, und dort die Frau, die ihre Hand von ihm zurückgezogen hatte, gerade, da er der Stütze bedurfte, — dachten sie alle, die ganze Zeit lang, nie etwas anderes, als an sein Geschick? Sie, Anna, fühlte, wie die Gedanken ihr davon gingen, bald zu dem hin, dann zu jenem, in jeden einzudringen suchten und wieder zurückkehrten in die kleine, ihr eigenste Welt: zu ihrem Mann, zu ihrem Kinde. Was thut wohl Lili jetzt? Wer sitzt bei ihr am Bett und spielt mit ihr und singt sie in Schlaf? Ob sie noch Mama rufen würde, sobald sie die Zimmerthür gehen hörte? ‚Mama!' mit so einem jubelnd hellen, glücklichen Ton, daß die Mutter, als sie es sich vorstellte, lächeln mußte. Und sie erschrak, als sie das fühlte. Hier und jetzt! Sie schämte sich der unwillkürlichen Bewegung ihrer Lippenmuskeln. Hielt sie doch den Sterbenden, der immer schwerer in ihrem Arm lag. Wie lange noch? Und wenn er fort ist ohne Abschied, wird dann ihr armer Leo für immer so trostlos unter der Last seiner Reue leiden? Wird der Schatten bleiben, der sein Leben verdüstert und ihres? Wird Lili, ihre süße Lili, es noch verspüren, vielleicht ihr jubelndes Kinderlachen darum sich abgewöhnen müssen, weil einmal vor sieben Jahren, lange ehe sie geboren wurde, auf jenem Wege zwischen dem Comer-See und dem von Lecco, an einem Sonnabend im Regen . . .

Ob er selbst daran denkt? Jetzt in dieser Minute? Kann man denn noch denken im Sterben? Er hat die Augen plötzlich voll zu ihr aufgeschlagen, so schöne Augen. Er blickt sie an, wie schon ein paar Mal in diesen Tagen, nur klarer, als hüllte der Schleier der Krankheit nicht mehr sein Bewußtsein ein. Die anderen alle sind zu beschäftigt mit Beten, mit Medicin-Herrichten. Nur sie ist so nahe bei ihm und sieht es und beugt sich vor. Er scheint sie zu kennen, scheint sie fragen zu wollen.

„Ich bin Anna," sagt sie leise, „Leo's Frau."

„Leo!" wiederholt er langsam mit deutlicher Stimme, daß sie alle ihn hören, „Leo, lieber alter Bruder, bist Du da? Und Du auch, Juliane? Und Du, Mutter . . . Alle, die ich lieb gehabt habe, alle noch einmal . . . . Wenn ich so weiter leben könnte, mit Euch um mich her . . ."

Die letzten Silben verhallen, ersterben in murmelndem Röcheln.

„Leo!" stöhnt er noch einmal laut auf. Und sein Kopf fällt zurück, sie kann ihn nicht stützen. Er schlägt auf den Bettrand hin und ist tot.

* * *

Auf dem Kirchhof von Monaco haben sie ihn zur Ruhe gebracht. Die Sonne schien dazu, das Meer glitzerte drunten. Und es spielte Trauermusik, und der Geistliche sprach sein Gebet, bevor sie ihm die dunkle Erde auf seinen Sarg geworfen haben. Dann sind sie alle fort gegangen und haben ihn drunten allein liegen lassen.

Jetzt saßen sie in dem Zimmer der Mutter vor der Abreise noch beisammen. Jene bedankte sich bei Leo und Anna, daß sie hergekommen waren, daß sie ihr geholfen hatten, die letzten Tage und Stunden ihres Sohnes schmerzloser zu machen. Auch für das würdige Begräbniß, so schön, wie sie's nie hätte herrichten können, bedankte sich die arme Frau. Aber Juliane, — sie war die zwei Tage dageblieben, als ob es sich von selbst verstände, und alle hatten sie, die Fremde, als zu ihnen gehörig und gleichberechtigt in dieser Trauer, angesehen, — Juliane durchbrach erregt ihre Reden:

„Was danken Sie dafür," sagte sie, „glauben Sie wirklich, Ihrem Sohn, so wie er war, als er noch lebte, wäre es ein Trost gewesen, zu wissen, daß ihn vier Träger statt zwei hinabtragen würden? Daß ein fremder Geistlicher ihm einen lateinischen Segensspruch ins Grab nachrufen würde? Nein, in Ihres Sohnes Namen brauchen Sie für diese äußerliche Ehrung gewiß nicht zu danken. Auch kaum dafür, daß der Professor hierher gereist kam. Er that das, so wie ich, weil er eben nicht anders konnte, weil er ihn wiedersehen mußte, mußte, — einen Blick des Abschieds, der Verzeihung noch für sich zu erlangen suchte. Wenn Sie für etwas ihm danken wollen, so müßten Sie es für ganz etwas anderes: da, für die Frau! Daß sie gerade sie ist, daß sie dem armen Sterbenden durch das Bewußtsein ihrer Nähe wohl thun, ihm die alte Bitterkeit von der Seele fortnehmen konnte, daß er mit seinem letzten Athemzuge seinen einstigen Freund wieder Bruder genannt und mich genannt hat und so uns verzieh, das, das . . . Nein, wir können es ihr nie danken, wie wir es fühlen! Und es ist ja auch nicht ein Bewußtes, was sie für uns gethan hat. Es ist das letzte, Unaussprechliche, Unausgesprochene. Anna," rief sie, und ging auf die junge Frau zu und nahm ihre Hände, „Anna, wissen Sie's denn, was das war für uns, für mich? Nein, Sie wissen es garnicht! Und das ist das Beste. Kommen Sie, Sie haben mir so viel Liebes erwiesen, thun Sie noch eins für mich: küssen Sie mich!"

Mit ihrer nervösen Zärtlichkeit umarmte sie die erschrockene junge Frau. Anna wehrte ihr. Ihr that es weh, sich so loben zu hören, und doch wollte sie die Einsame nicht verletzen. Sie sah zu ihrem Mann hinüber. Der stand abgewandt am Fenster. Ob ihm, wie Juliane,

Volko Graf von Hochberg.
General-Intendant der Königlichen Schauspiele.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hof-Photograph, Berlin.

Georg von Hülsen.
Intendant des Königlichen Hof-Theaters in Wiesbaden.
Nach einer Photographie von H. Wirth, vorm. H. Schröder, Wiesbaden.

Die Leiter der deutschen Hofbühnen. I. — Siehe Seite 32.

Michaels letzte Worte den Schmerz gemildert hatten? Ob ihm auch seit dem Tode des Bruders leichter ums Herz geworden war oder schwerer noch als bis dahin? Ihn zu fragen, hatte sie noch nicht gewagt. Und er sagte ihr nichts.

„Ach ja," sagte die alte Frau, „meine liebe Anna, Sie waren recht gut zu ihm. Der arme Junge! Wer das wohl hätte ahnen können, daß er einmal so enden würde!"

Und dann sprachen sie von Michael. In dem gedämpften, fremden Ton, in dem man in einem Todtenhaus spricht, erzählten die drei einander von ihm, Geschichten von seiner Herzensgüte, von seinen übermüthigen Streichen. Die Mutter berichtete aus seiner Kindheit, der Freund aus den Studentenzeiten, und Juliane schilderte ihn, wie er als der beste Tänzer, der beliebteste Salon-Held, ein gefeierter politischer Redner obendrein, zum ersten Mal in einer Gesellschaft vor sie hingetreten war. Er hatte an dem Abend gleich einen Fußfall vor ihr gethan. Alle Leute mochten glauben, er sei zufällig ausgeglitten. Ihr hatte er mit einem Blick es gesagt, wie er nur ihr habe huldigen wollen. Und sie wetteiferten, seinen stolzen Anstand zu rühmen, seine hinreißende, alle Welt bezaubernde Grazie, seinen raschen Verstand, seine kindlich heitere Art.

Davon aber sprachen sie nicht, wie er in Deutschland von einer Partei sich der andern zugewendet, nur um seinen Namen viel genannt zu machen, wie er sich entfernt hatte und dem Freunde seine Schulden, seine Schande hinterlassen, davon nicht, was für ein Leben er hier geführt, all die letzten Jahre, und was es gewesen war, das den Anlaß zu seinem Tode gegeben hatte. — Milde deckt sich der schöne Schleier des Vergebens über das Böse, das ein Mensch im Leben gethan, und die, die ihn liebten, errichten ihm in ihrem Gedächtniß, zu ihrem eigenen Herzenstroste ein poetisch verklärtes Bild. —

Während sie sprachen, sah Anna immer, statt des glücklichen Knaben, des übermüthigen Jünglings, des sicheren, weltgewandten Mannes, den jene da schilderten, den jammervoll Sterbenden vor ihren Augen. Und wenn sie ihn sich wieder so dachte, kam auch der gleiche Gedankenzug, der ihr in jener letzten Stunde durch den Kopf gegangen war, ihr ebenso wieder: Er, Leo, das Kind! — Würde Lili je darum leiden, daß jener solch ein haltloser Schwächling gewesen war? Warum ist es so, daß des einen Unrecht den andern mit niederdrückt? Warum hat die frische Kraft eines glücklichen Menschen nicht gleiche Macht, um den anderen aufzurichten, warum wirkt alles Böse stärker, als das einfache, gerade Gute? Es giebt kein Grübeln, das auf solche Fragen die Antwort fände. Es ist so und ist einmal Menschenschicksal. Dabei bleibt es. Besser, darüber nicht nachzudenken, sondern vorwärts zu sehen. Vorwärts nach Hause, zu dem Kinde! . . . .

„Ist es nicht Zeit schon?" fragte sie.

Leo sah auf. „Eine gute Stunde noch."

Und mit den gleichen gedämpften Stimmen, wie vorher von dem Verstorbenen, unterhielten sie sich von der Reise, von ihren Plänen. Die Mutter wollte einstweilen noch bleiben, Juliane bis Genua in der Gesellschaft des Ehepaares fahren, um nach Nervi zurückzukehren, sie beide würden nur eine Nacht in Luzern schlafen und von dort nach Berlin gehen.

„Nicht viel mehr als zwei Tage, dann sind wir zu Hause!"

Wie Anna das sagte, vergaß sie es, ihre Stimme zu dämpfen. Der Ton klang anders, als man im Zimmer von Trauernden spricht.

„Sie Glückliche!" sagte Frau Juliane. „Daß man zu Hause etwas zurückließ, das Liebste, Beste, wie schön das sein muß!"

Die Mutter trocknete sich die Augen: „Ach ja, das Kind! Hätte er das doch noch gekannt!"

Anna spähte ängstlich zu Leo hinüber. Wie er an jenem Abend, dem letzten zu Hause, zusammengebrochen war vor dem Liebreiz des Kindes, weil sein Freund solch ein Glück nicht besaß . . . Er aber sah ihren fragenden Blick nicht.

Allmählig ging dann doch der Abend vorüber. Es ward Zeit, sich zur Reise zu bereiten. Man holte das Gepäck. Der junge Doctor kam im letzten Moment noch und brachte Frau Anna Rosen aus seinem Garten, küßte ihr die Hand und dankte ihr.

„Wofür?" fragte sie.

„Ja, wofür?" Sein feines, bartloses, echt französisches Gesicht erröthete ein wenig. Er wußte ersichtlich nicht die Antwort zu finden und blickte zu Frau Juliane hinüber, als ob die ihn verstehen müßte.

Sie kam zu Anna und legte ihr den Arm um die Schultern!

„Vielleicht dafür, daß Sie ihn die Deutschen kennen lehrten, besonders deutsche Frauen. Von denen hat man nämlich sonst hier keine Ahnung. Nun weiß er, wie sie sind. Scheint Ihnen das des Dankes nicht werth?"

Es folgte der Abschied von der Mutter. Wie sie weinte, die Aermste! So, als ob sie sich in Thränen auflösen wollte. So, als ob nun Leo ihr eigener Sohn sei, von dem sie die Trennung nicht ertrüge. Die beiden jungen Frauen mußten mit ihr weinen: Anna, weil ihr davor graute, je es an sich selber erfahren zu können, wie einer Mutter zu Muthe ist, die ihr einziges Kind begraben, Juliane, weil sie nur zu gut wußte, wie es einer ist, die zurückbleibt, allein, allein, und die nie und nirgend jemand mehr hat, der ihr näher steht als allen anderen. —

Sie gingen den Weg über das Plateau zum Bahnhof. Von dem Casino her klang die Musik, und einzelne Raketen stiegen von der Terrasse auf, das Meer drunten weithin erleuchtend.

„Sind Sie garnicht drinnen gewesen?" fragte der Doctor, der vor der Hotel-Thür gewartet hatte, sie noch bis hinab zu begleiten und sich nun neben Anna hielt — „haben Sie das Spiel und die Säle nicht einmal gesehen!"

„O nein!" sagte sie.

Der junge Mann blickte sie von der Seite an: „Nein," sprach er plötzlich rasch und leise, „Ihre Freundin da that Unrecht, Ihnen zu sagen, ich dankte Ihnen, weil Sie mich die deutschen Frauen kennen lehrten. Ich kenne die anderen nicht, nur Sie. So sind auch nicht andere. Andere können garnicht so sein. Sie sind die einzige. Und Sie, — daß ich Sie kennen lernen durfte, — ja dafür danke ich Ihnen und Gott!"

Anna stieg rascher die Stufen hinunter. Das Spielhaus lag hinter ihr. Der französische Doctor mußte hier bleiben. Und da kam der Zug, und der Zug ging zu Lili.

„Der arme Bursche!" sagte neben ihr Juliane mit leisem Lachen, als sie davonfuhren und jener noch barhaupt grüßend dastand, „hatten Sie es wirklich nicht bemerkt bis diese Stunde, wie sehr er in Sie verschossen war? Ist Ihr Mann garnicht eifersüchtig?"

„Nein, o nein!" Anna sah sich um nach den Leuten, die schon im Coupé waren, und, in Mäntel eingehüllt, in den Ecken lagen.

„Ach lassen Sie die nur!" meinte Juliane, „bis da drüben hört man bei dem Rasseln des Zuges, besonders in den vielen Tunnels, doch keine Silbe, und dann verstehen sie gewiß auch nicht deutsch. Wir aber sind nur diese Stunde hier noch beisammen. Sagen Sie mir: Sie glauben also, Ihr Mann sei nicht eifersüchtig? Und Sie, — wären Sie es auch nicht für ihn?"

Es lag in der Frage etwas, was Anna erschreckte. Sie blickte hinüber zu Leo. Er saß zurückgelehnt, blaß und still, so meilenfern von ihr. Sie konnte nicht wissen, was er jetzt dachte. Und neben ihr die zarte Gestalt in den kostbaren Pelzen, aus denen nur das feine Gesichtchen mit den sehnsüchtigen Augen hervorlugte . . . . Noch einmal wanderten ihre Blicke zu ihm und von ihm wieder zu ihr.

Dann schüttelte sie ihren Kopf: „Nein," sagte sie langsam, „dazu habe ich ihn zu lieb!"

„Das verstehe ich nicht! ‚Je größer die Liebe, je stärker die Eifersucht', heißt es gewöhnlich."

„Vielleicht! Ich weiß nicht viel von solchen Gefühlen, weil ich nie darüber spreche und nicht einmal gern daran denke. Ich meine nur, wenn man einen Menschen sehr lieb hat, muß man ihm vertrauen, wie sich selbst. Kommt er aber doch eines Tages und sagt: ‚es ist nun aus und zu Ende' — das kann ja sein, wer weiß was geschehen wird, — dann wird man sich darein auch fügen müssen, eben weil man ihn zu lieb hat, um ihn unglücklich machen zu wollen."

„Und Sie würden ihn gehen lassen, womöglich ihm noch Ihren Segen geben? Wahrhaftig, ja, Sie sehen mir aus, als ob Sie das könnten! Sie sind noch sehr jung, ein halbes Kind. Und ich habe vom Leben schon zehnmal mehr als Sie erfahren, habe mich auch nicht gerade feige dabei benommen, aber doch . . . . Vielleicht liegt's ein bißchen auch an der Statur, daß ich mir neben Ihnen so wunderlich klein und mit aller meiner Lebenskenntniß doch so wenig klug erscheine."

Anna schüttelte den Kopf: „Was wollen Sie nur? Was thue ich denn? Ich bin wie ich bin. Ich kann garnicht anders" — — —.

„Eben deshalb!" Frau Juliane stand auf und küßte sie: „Eben weil Sie so sind, machen Sie auch andere besser, ruhiger, klüger, als, ohne Sie gekannt zu haben, diese je vorher sich fühlten. Ich wenigstens . . . Wahrhaftig ich glaube, ich werde fortan mein Leben nicht ganz so mißmuthig betrachten! So danke ich Ihnen auch, wie der Doctor. Aber ich möchte noch etwas von Ihnen. Wollen Sie mir erlauben, daß ich mich für eine halbe Stunde auf den Sitz da drüben setze?"

„Erlauben? Ich?"

„Ja, da drüben, zu Ihrem Mann. Ich möchte ein bißchen noch mit ihm plaudern.

„Gut," sagte Anna, „so thun Sie es doch! Warum Sie aber mich deshalb fragen, — das verstehe ich nicht!"

Juliane küßte sie noch einmal und setzte sich auf die andere Seite neben Leo. Der rückte ein wenig, ihr Platz zu machen. Er bog den Kopf zu ihr, sie sprach, er hörte. Sein Ausdruck war traurig erst, dann gerührt, dann lächelte er. Anna machte die Augen zu. Bei dem Rasseln verstand man, wie jene gesagt, auch nicht eine Silbe. Und immer hinüber sehen und forschen . . . nein, das wollte sie nicht. Wozu hatte nur Juliane ihr solche Gedanken erwecken wollen? Um sie zu prüfen und kennen zu lernen? Ach, sie kannte sich selbst nicht! Eben hatte sie noch stolz jede Möglichkeit von sich gewiesen. Und nun, — sie fühlte, wie sie roth ward im Dunkeln, sie fühlte, wie eine eisige Kälte lähmend ihr bis in die Fingerspitzen drang, fühlte im Halse ein würgendes Etwas, das ihr den Athem benahm, und drückte fester ihre Augenlider zu. Was die zwei da drüben auch sprechen mochten, ob von Vergangenem, ob von der Zukunft, — wie sehr er jene einmal geliebt, — er hatte sie, Anna, zur Frau genommen. Und ob er nun vollkommen glücklich mit ihr war, oder ob er vielleicht, zu Stunden, beim Wiedersehen jetzt, es empfinden mochte, daß die geistvollere, welterfahrene, die ihm näher stand an Jahren, für ihn besser paßte, — ihres Mannes Weib durfte auch nicht für eine Secunde, für eines Blitzes, Gedankens Zeitspanne nur daran zweifeln, daß er ihre wie seine Ehre stolz und rein bewahren würde! Sie saß mit ineinander gepreßten Händen, mit geschlossenen Augen, sehr still; der Zug rollte, rollte sein einförmig Lied, sie hörte zuweilen die Stimmen der beiden, glaubte ihren eigenen Namen zu hören und sah nicht auf.

In Genua hatten sie auszusteigen. Juliane's Zug war der erste, der abging. Sie brachten sie zum Coupé. Leo hob ihre Sachen hinein, die Kammerjungfer kletterte nach, auf der Fahrt bei der gnädigen Frau zu bleiben. Sie standen draußen noch bei einander.

„Wieder ein Abschied! Wir haben in dieser Nacht so viele schon genommen!" sagte Juliane. „Nun, der von Ihnen ist nicht so trübe. Leben Sie wohl, Sie lieben beiden! Und leben Sie glücklich! Sie werden es bleiben. Solche Menschen wie Sie sind, Frau Anna, denen kann Unglück garnicht nahen, sie tragen ja den Sonnenschein in sich. — Auf Wiedersehen!" rief sie dann noch vom Fenster: „auf Wiedersehen!"

Als der Zug fort war, gingen Leo und Anna auf dem Perron noch auf und nieder. Sie waren ganz allein, es war dunkel. Er zog ihren Arm in den seinen. So gingen sie im gleichen Schritt mit einander. Einmal bückte er sich, sah ihr ins Gesicht und küßte ihr die Augen.

„Warum weinst Du?" fragte er leise.

„Weil ich so glücklich bin, so glücklich!" murmelte sie. —

Alles das, was nun seit Tagen ihr das Herz beschwert und bedrückt, das hatte sie ihm sagen wollen, wenn sie endlich, nur endlich von Monte Carlo fort sein würden. Nun war niemand da, sie zu hindern, kein anderer Passagier, keine halbfremde Freundin. Sie hätte ihn so viel fragen können, er hätte ihr so viel wohl antworten müssen, aber sie brauchten es beide nicht. Anna faltete die Hände um seinen Arm und drückte die Wange an seine Schulter.

„Du!" flüsterte sie in seinen dicken Winterüberrock hinein. Und das war alles.

Er lächelte über ihren kindlichen Ton. Die anderen hatten ihr gedankt. Er sagte garnichts. Er machte den Arm frei von ihren Händen, legte ihn um sie und zog sie noch näher. Und so wanderten sie auf dem öden Bahnhof im Halbdunkeln zwischen Gepäckträgern, Koffern und Karren hin und her, hin und her.

Dann kam die Weiterreise, sie zwei allein im Coupé bei einander. Die Wagenräder klapperten ihre sanftberuhigende Melodie. Kurz vor Mailand ging die Sonne auf, roth und prächtig. Auf dem Bahnhof dort war ein lustiges Getriebe, die Stimmen der italienischen Zeitungsausrufer klangen so wohllautend, der Kaffee und das Brod schmeckten besonders, fast heimatlich gut. Und sie fuhren nach Hause durch das heitere Land, zwischen prächtigen Bergen ganz direct zu ihrem Kinde.

„Weißt Du," sagte Anna einmal, „es gefällt mir alles viel besser und ist so anders, als damals auf der Hochzeitsreise."

„Warst Du damals nicht gern mit mir?"

Sie schüttelte den Kopf: „Doch schon, aber ich kannte Dich nicht so! Und ich fürchtete mich immer, daß ich etwas sagen könnte, was Dir mißfiele. Und ich wußte

nie, was Du dachtest. Ich wollte Dir wohlthun und sah immer drohend all das Fremde, all Deinen Kummer, der zwischen uns lag. Aber jetzt" . . .

Er beugte sich vor: „Jetzt weißt Du, daß Du nicht mehr ein Kind bist und ich ein gar gelehrter Herr, vor dem Du Respect zu haben brauchtest. Sondern Du bist die Kluge, Milde, die dem Armen half, sein Leben...."

„Still! Wir sind gleich, Du und ich, das ist es, ich und Du. Jeder ist in des andern Augen klüger und besser. Du bist es in meinen. Und wenn ich etwas thun konnte, was mich in Deinen nicht mehr als Kind und als fleißiges Hausmütterchen allein erscheinen läßt . . ."

„Nein," rief er, „als meinen Kameraden sehe ich Dich an, den liebsten, besten, den ein Mensch besitzen kann! Wie mir diese Nacht Frau von Kramer gar so viel von Dir erzählte, wie gütig Du seist und wie edel, da dachte ich immer: ‚was redet sie nur! Ich kenne meine Anna viel besser.'"

„Und wirklich von mir hat sie gesprochen, die ganze Zeit? O, Leo, wenn Du wüßtest, was ich . . . Nein, das darfst Du doch nicht wissen, sonst verlierst Du die gute Meinung gleich wieder von mir! Ach, wie die Welt herrlich ist! Wie ich froh bin! Es ist ja Unrecht, wir haben gestern Deinen liebsten Freund begraben, ich kann aber nicht anders! Da sieh doch den See! Auf dem möchte ich einmal mit Dir rudern, und da am Ufer spazieren gehen, wir zwei, Arm in Arm!"

Er bog sich zum Fenster hinaus, als sie das sagte: „Weißt Du, wo wir sind? Der See, an den wir da eben kommen, ist der von Lugano."

Sie bog sich auch vor. Der Zug fuhr gerade über den Damm, der quer die blaugrüne Fluth durchschneidet.

„Das also ist der See von Lugano! Ueber den fuhrst Du damals mit dem Freunde? Und dann kamt Ihr nach Bellaggio? Und das ist auch nicht weit von hier?"

„Da drüben liegt es. Bücke Dich etwas rechts hinüber. Siehst Du die bläulich duftigen Berge? Ihnen zu Füßen eingebettet ruht der Comer-See. Möchtest Du dorthin?"

„Ob ich es möchte! Den Ort sehen, den Weg über die Landzunge mit der Treppe, den Cypressen, den Wänden voll von Glycinen, wo Du mit ihr gingst!"

„Den Weg gehen wir zwei zusammen. Heute noch, wenn Du willst."

„Aber Leo! Es ist doch Dein Ernst nicht? Wir wollen nach Hause!"

„Und kommen nach Hause. Nur um einen halben Tag später. Anstatt in Luzern zu übernachten, thun wir's in Bellaggio. Willst Du? Wir steigen dann hier aus und fahren mit dem Dampfschiff weiter. Entscheide Dich! In zehn Minuten sind wir im Bahnhof von Lugano. Willst Du diese zweite Hochzeitsreise mit mir machen? Kannst Du das Kind um ein paar Stunden länger entbehren, — meinetwegen?"

„O," sagte sie leise, „Du möchtest es also?"

Er sah sie nur an.

Sie wurde roth, wie ein junges Mädchen: „Wenn es vernünftig ist, wenn es recht ist, — Lili ist ja die ganze Zeit so wohl gewesen, einen halben Tag länger, — wenn Du's denn willst . . . ."

Er gab keine Antwort, sprang nur auf und holte Schirme, Reisedecken aus den Netzen, und schnallte sie zu. Wie jung und beweglich er aussah, wie heiter. Daß er ein klein wenig eifersüchtig auf Lili war, daß es ihn freute, sie dem Kinde auf einen Tag noch zu entführen, einen Tag länger sie für sich haben wollte, sie hätte das nie von ihm erwartet, es machte sie stolz. Wie zwei Kinder, die hinter die Schule gehen wollen und fürchten, der Lehrer könnte sie noch erwischen, so rasch stiegen sie in Lugano aus dem Zuge.

Die Geländer vor dem Bahnhof waren mit jungem Grün umrankt. Es sah so festlich aus, so sonnig, für sie beide geschmückt. Der Kutscher, der sie bis zum Dampfboot fuhr, hatte eine Rose zwischen den Zähnen, während er sprach. Und das Pferdchen mit klingenden Schellen galoppirte die blendend weiße Straße hinunter, als wisse es ganz genau, wie glücklich die zwei sich fühlten, die es führte. Auf dem Dampfboot waren noch wenig Passagiere. Sie setzten sich vorn an die Spitze, wo sie allein blieben. Er mit seinem Trauerflor auf dem Hut, und sie mit der breiten, schwarzen Binde, die ihr Juliane umgelegt hatte, — sie haßte das Ding, — um den Aermel der Reisejacke. Trotzdem hielten die Leute, sie sah's ihnen an, sie für zwei Hochzeitsreisende, so ein altes Ehepaar, wie sie schon waren!

Leo zeigte ihr am Ufer jede Ortschaft, die er kannte. In Oria das Haus seines italienischen Lieblingsdichters Fogazzaro, in Osteno, hinter den Obstbäumen und lichtgrünen langherabhängenden Trauerweiden, den Eingang zu der berühmten Grotte. Und dann die langsam bedächtige Fahrt in der kleinen spielzeugartigen Eisenbahn über die Landenge zwischen den Seen. Und dann von der Höhe hinunter in spitzen langen Kehren, wo durch die Blüthen-beladenen Zweige der Fruchtbäume näher und näher das Wasser des Comer-Sees heraufblinkt. Und noch eine Dampfboot-Fahrt, und noch einmal landen. Kaum daß sie sich Zeit ließ, in Bellaggio ihr Gepäck im Hotelzimmer abzulegen, so wollte Anna gleich in den Garten! Er mußte ihr in dem Laubengang am Wasser die grüne Holzbank zeigen, auf der Juliane gesessen hatte, als er sie zuerst sah. Er führte sie bis zum Ende des Ganges, wo eine alte Bade-Anlage, mit wildem Wein und Rosen bewachsen, den Garten abschließt. Da hatte er einmal mit jener am Geländer gestanden, den Wäscherinnen zugesehen, die drunten hantirten, und sie hatte ihm von ihrem Leben erzählt, wie sie dazu gekommen war, an allen zu zweifeln, — nur an ihm nicht. Dann wanderten sie durch die Bogengänge des Ortes, Anna kaufte für Lili Spielzeug, auch solch ein paar winziger Holzschuhlein, wie damals Juliane sie Leo als Abschiedsgeschenk gegeben.

„Eine Art von entsühnender Pilgerfahrt ist es eigentlich," sagte er, als sie den Weg, den er damals gemacht hatte, weitergingen, unter den noch kahlen Platanen am Wasser und auf holperigem Steinpflaster hinter der dunkeln Gartenmauer von Villa Melzi rund herum, „ein Bußgang zu den Stätten, an denen ich einst gesündigt habe, jetzt mit meinem guten Genius, der das alte Unrecht von mir nehmen will!"

Und als sie über die breiten Grasstufen der alterthümlichen Treppenanlage zwischen den dunkeln hohen Cypressen vom See hinaufstiegen, bis zu dem flach eingeschnittenen Wege, der quer über die Halbinsel führt, da blieb er oben auf dem Absatz stehen, sah rechts und links sich um: „Hier ist es gewesen, gerade hier!"

Sie folgte seinen Blicken. Er hatte ihr die Gegend im Regen geschildert. Heute ging der sonnigste, schönste Frühlingstag in rothem Abendschein zur Rüste. Zu ihren Füßen lag der See im Schatten schon, mit seinem Kranz von kleinen Orten, von weißen Villen im dichten Grün. Drüben, jenseits des Sees von Lecco, trugen die grauen Felsenwände, die steil emporragten, auf ihren Spitzen goldig leuchtend noch den letzten Sonnenblick. Nur im Norden die Schneeberge sahen grau, geisterhaft kalt und fern herüber. An den Wänden des Weges aber blühten die Glycinen-Dolden dicht und betäubend duftend, wie damals. —

Sie trat zu ihm hin, sie rührte leise seinen Arm. „Es ist zu schön hier! Ich kann nicht anders, ich kann nicht trauern. Und Du, sag mir's ehrlich, ist es Dir noch so, daß Dir die Reue über das Damals Dein Leben verbittert?

„Nein," sprach er: „es liegt dahinten, im Schnee, in den Wolken, fern, wie die Schweizerberge dort!"

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Täuschungen.

Novelle von Lotte Freda in Berlin.

Eine Wolke schob sich plötzlich vor die Sonne. — Es war seltsam, wie das ganze Bild ringsum sich dadurch veränderte: — wie weggewischt das reizvolle Wechselspiel von Licht und Schatten, das leuchtende Frühlingsgrün unter einem trüben Schleier verschwunden.

Ein leichter Windzug strich durch die blühenden Jasminbüsche und trug ein paar weiße Blüthenblättchen in das dunkle Haar der jungen Frau, die bequem ausgestreckt in einem Gartenstuhl lag und aus halbgeschlossenen Augen auf den goldgrünen Rasenplatz blickte. Der plötzliche Lichtwechsel schien sie unangenehm zu berühren; sie bewegte unruhig den Kopf, seufzte ein wenig und blickte endlich zu ihrem Mann hinüber, der einige Schritte von ihr entfernt saß, seine große elegante Gestalt im dunklen Jacket-Anzug nachlässig gegen den Gartentisch gelehnt, auf dem das silberne Kaffeegeschirr halb zur Seite gerückt war, um einigen Zeitungsblättern Platz zu machen.

Er las; die leichten Wölkchen seiner Cigarrette zogen über den Rand der „Post" hinweg ins Freie.

Jetzt erhob er den Kopf und sah die dunkeln Augen seiner Frau auf sich gerichtet.

„Willst Du auch eine Zeitung, Nina?"

„Danke schön!"

„Aber Kind, ich begreife nicht, wie Du immer so unthätig dasitzen magst; nimm Dir doch wenigstens eine Handarbeit vor, wie andere Frauen!"

Nina hob langsam die schmalen Hände und schob die Ringe an den Fingern hin und her.

„Du weißt doch, daß ich's nicht gern thue, es hat so gar keinen Zweck. In unsere Einrichtung passen solche gehäkelten und gestickten kleinen Ungeheuer nicht, und nur um die Zeit auszufüllen, da ist mir das Nichtsthun noch lieber. Ich mag nichts halbes!"

„Ja, Du, Du bist eben garnicht wie die andern, mußt immer etwas besonderes haben, kleine Prinzeß!" Es sollte scherzhaft klingen, aber ein leiser Tadel lag doch darin. Er schien auf eine Antwort zu warten; als keine erfolgte, erhob er sich und begann auf der kleinen Garten-Terrasse auf und ab zu gehen, wobei er leise vor sich hin pfiff.

Das letztere war Nina's Schrecken; ihre empfindlichen Nerven zuckten förmlich dabei, aber sie schwieg und stieß nur ein paar Mal hastig die Spitze ihres Lackschuhs in den gelben Kies.

Das Wölkchen hatte die Sonne wieder frei gegeben und war in der blauen Luft zerflossen. Zitternde Lichter huschten wieder über die großen rothblühenden Azaleen und Rhododendron-Büsche, die im Halbkreis die Terrasse umstanden. Von den Jasmin-Sträuchern zog der Duft in großen heißen Wellen herüber.

Hinter dem Gartenzimmer rollten einzelne Equipagen fast geräuschlos vorüber; nur das Klappen der Hufe auf dem Asphalt war zu hören und verlor sich allmählich in der Ferne.

Nina erhob sich plötzlich aus ihrer nachlässigen Lage und kam langsamen Schrittes bis an den Tisch heran, auf den sie beide Hände stützte. Ihr helles loses Kleid schleppte in weichen Falten über den Kies.

„Was hast Du heute Nachmittag vor, Paul? Kann ich den Wagen haben?" fragte sie, während ihre Augen über die Breite der Straße fort in die laubschweren Wipfel des Thiergartens blickten.

„Ich? Warte einmal, — ja, ich habe eine Verabredung, komme aber zum Abend wahrscheinlich nach Hause. Ich fahre dann mit der Stadtbahn."

Er zog die Uhr.

„Willst Du einen Besuch machen, Ni?"

„Doch nicht, ich möchte nur frische Luft haben; weil ich, — mir ist" — sie zögerte und wartete heimlich. Sah er denn nicht, daß sie blaß war und ihre Augen matt und traurig blickten? Fragte er denn niemals mit jener besorgten, ritterlichen Zärtlichkeit im Ton, die einem Mann so gut steht? — O es war doch so leicht!

Wie sie sich sehnte nach so ein paar unbedeutenden, kleinen, lieben Worten!

Sie wußte ja, daß er wohl große Opfer für sie bringen, Gefahren bestehen würde, wenn es sein mußte. Ach, das alltägliche Leben fordert eben keine Heldenthaten; es ist eine unabsehbare Kette von tausend kleinen, anscheinend so nichtigen Dingen, aber sie wollen doch auch ihr Recht!

Er hatte keine Ahnung von ihren heimlichen Wünschen. „Aber natürlich, Maus, dann fahre nur", bemerkte er leichthin, raffte die Zeitungsblätter zusammen und entfernte sich mit einem flüchtigen: „Adieu, auf Wiedersehen heut Abend!"

Sie blieb unbeweglich stehen und sah ihm nach.

*

Nina saß in ihrem kleinen, zierlichen Coupé, in die dunkeln Polster geschmiegt und knöpfte gedankenlos an ihrem Handschuh. Die Räder glitten lautlos vorwärts, tactmäßig schlugen die Hufe, klipp, klapp, immer dasselbe eintönige Geräusch.

Durch die geöffneten Wagenfenster strich die warme Juniluft.

Eine seltsame Unruhe war in ihr.

Sie konnte nicht recht herausfinden, was es war. Ein unbestimmtes Wünschen, halb quälend, halb wohlig lockend, und dazu der schwüle süße Duft von draußen herein, es war unerträglich in dem engen Raum.

Luft, — Bewegung!

Ja, das war's. Sie drückte auf die kleine elektrische Klingel und zog den hochgeschobenen braunen Schleier mit einem Griff über ihr schmales Gesicht.

Der Wagen hielt sofort.

„Ich will eine Strecke zu Fuß gehen, Karl; fahren Sie langsam nach Hause und sagen Sie meinem Mann, ich wäre gegen 8 Uhr zurück."

Nina war ausgestiegen, und wandte sich dem breiten Kiesweg zu, der am Canal entlang führte.

Man sollte es nicht glauben, daß die Großstadt so weltverlorene stille Winkel hat. Mitten im Häusergewirr ein stiller Traum friedlich schaffender Natur. Es war einer von Nina's Lieblingswegen; sie hatte volles Verständniß für die herben versteckten Reize der norddeutschen Landschaft, für ihre verschleierten Farben und stimmungsvollen Wechsel, an denen die meisten achtlos vorübergehen.

Feuchte dunkelgrüne Laubmassen ringsum, die Büsche drängen sich dicht an das Wasser heran, das hier breiter wird und fast wie ein blanker, ruhiger kleiner See erscheint, an beiden Seiten eingefaßt von sammetgrünem Rasen.

In der Ferne begrenzt eine Eisenbahnbrücke die Aussicht, ihre drei schmalen Bogen aus rothem Stein setzen sich fest und zierlich von dem hellen Abendhimmel ab; man vergißt ihre prosaische Bestimmung und möchte glauben, sie sei die Zauberbrücke aus dem Märchen, die den Zugang zum verwunschenen Schloß erschließt.

Auch hier überall der betäubende Duft aus den Jasminsträuchern, und in dunklen Blättern die schweren gelblichen Blüthendolden des Hollunders. Dazu die fernen Klänge einer Militär-Kapelle; der Wind trägt die Melodie halbverworren herüber.

Die junge Frau athmete Duft und Töne mit halbgeöffneten Lippen durstig ein. Sie nahm ein paar helle Rosen aus ihrem Gürtel und blickte über die Blumen hinweg gleichgültig auf die wenigen Fußgänger, die an ihr vorüber kamen.

Plötzlich nahmen ihre großen müden Augen einen gespannten Blick an und richteten sich auf die schlanke Gestalt eines Mannes, der ihr in einiger Entfernung hastig entgegen kam.

Er war noch zu weit, um in dem unsicheren Licht seine Züge zu erkennen, aber sie fühlte es, fühlte es an einer großen zitternden Unruhe ihres Herzens, wer es war, — — und plötzlich ward ihr klar, daß all die unklaren peinigenden Gedanken, die quälende Sehnsucht der letzten Stunden ihm gegolten hatten!

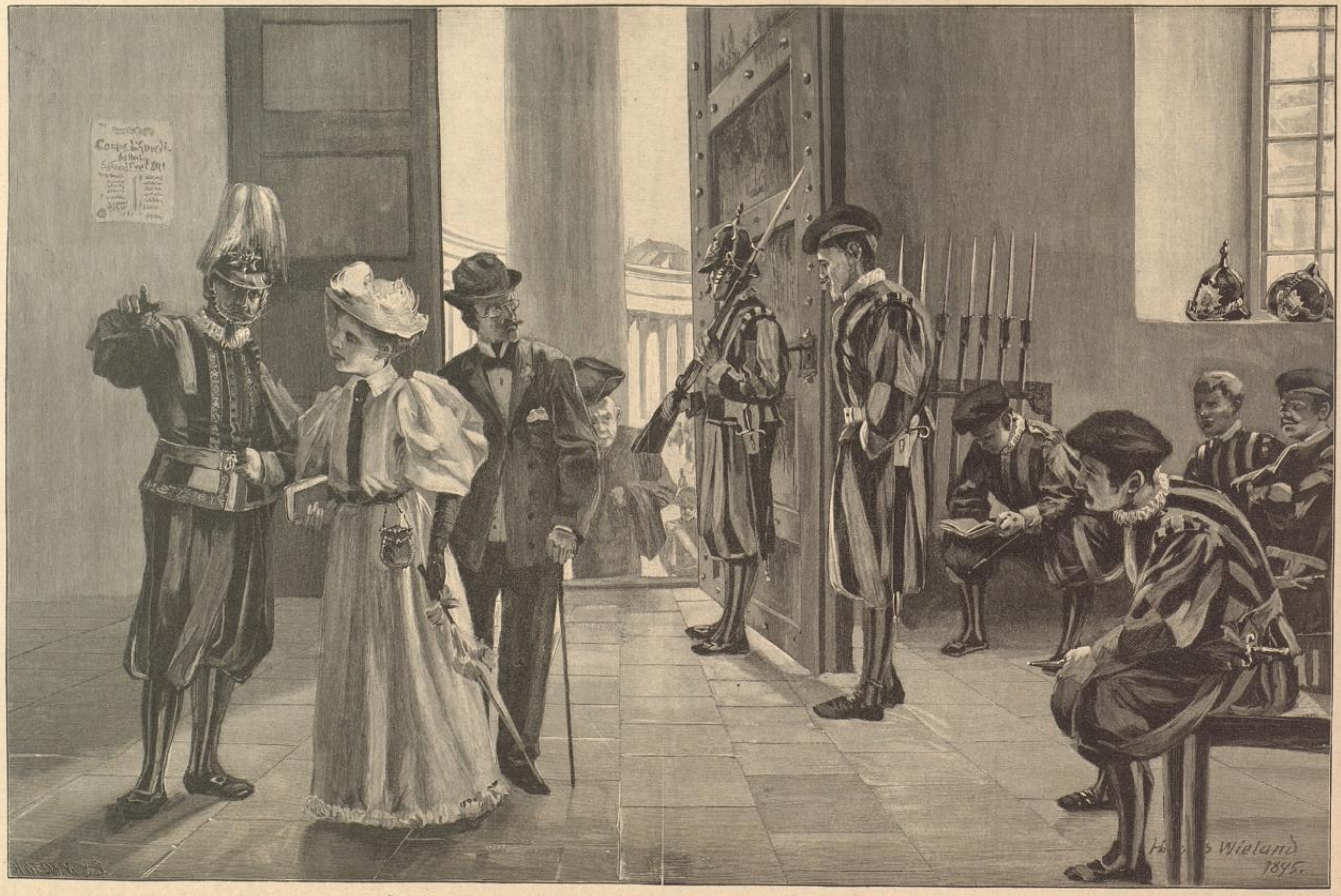
Er kam rasch näher.

Jetzt hatte auch er sie erkannt.

Ob er sie ansprechen, ob er weiter gehen würde? Ob er — ? Sie waren ja so bekannt. Sie war doch eine verheirathete Frau, warum denn nicht? Warum sollte er nicht — —? O, diese hellen, stolz blickenden Augen, wie oft hatte sie hineingeblickt in tausend unruhigen wirren Träumen!

Jetzt, — jetzt war er ganz nah. Es kam plötzlich über sie wie eine trotzige Sehnsucht, ein Verlangen, ihn aufzuhalten, den Augenblick auszunutzen, hier in stiller dämmernder Einsamkeit an seiner Seite zu gehen, ihm zu sagen, zu erzählen, was sie — — ja, was denn?

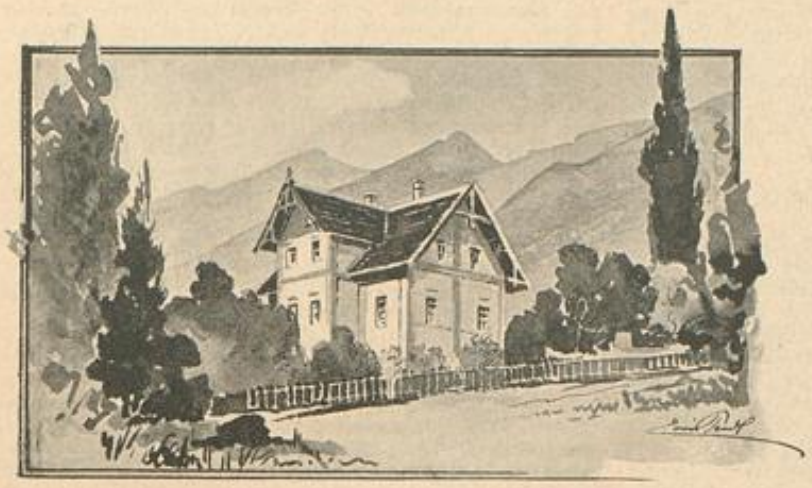
Er grüßte mit leichtem, höflichem Lächeln, ihre Hand zuckte, um ihn aufzuhalten; sie vergaß fast zu danken auf seinen Gruß, nur ihr Blick brannte unter den rasch aufgeschlagenen Lidern zu ihm hinüber.



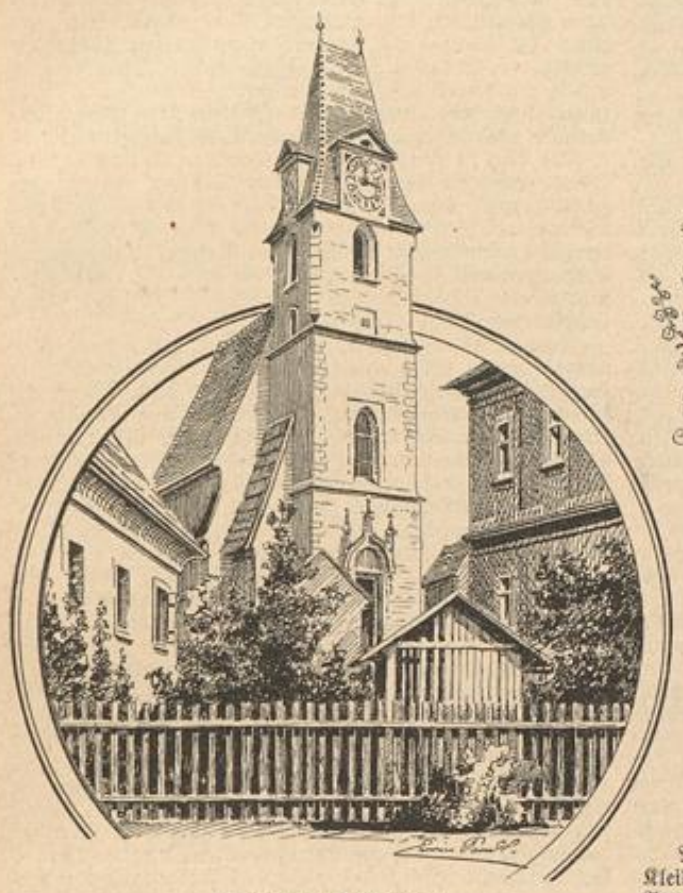
Der Eingang zum Vatikan. — Nach dem Gemälde von Hans Wieland in München. — Siehe Seite 32.

Ihre Füße wurden schwer wie Blei und wollten nicht vorwärts.

Jetzt war er vorüber; sie schleppte sich mühsam noch ein paar Schritte weiter bis zu einer Bank, auf die sie willenlos niederglitt.



P. K. Rosegger's Villa in Krieglach.



Kirche in Krieglach.

Der Abendschein verblaßt allmählich; am hellen silberfarbenen Himmel hängt die Mondsichel wie blankes Gold. Lichter tauchen fern auf und ziehen ein feines Goldgespinst über das dunkle Wasser. Alle festen Umrisse verdämmern langsam in einem fahlen, schattenhaften Blaugrün. Unruhig flattern und huschen die Vögel in den Baumzweigen, und aus dem feuchten Erdboden steigt herber Duft.

Nina rang mit schnellem Athem gegen den Sturm in ihrem Innern.

Ein Grauen war in ihr vor ihrem eigenen Verlangen und doch eine quälende Reue, daß sie ihm nicht gefolgt war.

Es war ja doch aus, vorbei — alles; es war ja Sünde, nur daran zu denken.

Und doch erneute es sich immer wieder, das alte Spiel. Ihr Herz war so müde vom vergeblichen Kampf, so sterbensmüde.

So saß sie lange und starrte über das dunkle Wasser hin mit trockenen, brennenden Augen.

Eine alte, ärmlich gekleidete Frau ging vorüber, streifte mit verwunderten Blicken die elegante Gestalt der einsamen Dame und streckte dann mit ein paar gemurmelten Worten bittend die Hand aus. Nina schreckte empor, als die traurig monotone Stimme an ihr Ohr schlug und suchte hastig aus ihrem kleinen, schmalen Portemonnaie ein Geldstück hervor.

Die Frau schien überrascht von der Größe der Gabe und stammelte einen etwas verwirrten Dank, von dem Nina nur die Worte verstand: „Ich will auch für Sie beten!"

Hastig, ohne sich umzusehen, eilte sie nach Hause.

Es war spät geworden; ihr Mann erwartete sie gegen seine Gewohnheit schon im Vorzimmer. Der farbige Schein der altdeutschen Ampel ließ sein angenehmes Gesicht noch etwas blasser und gleichgültiger als sonst erscheinen; der kleine Schnurrbart schien sich noch melancholischer über den etwas ironischen Mund herabzusenken.

„Wo hast Du denn gesteckt, Ni? Ich habe mich wirklich schon beinahe um Dich geängstigt," rief er und nahm ihr dabei das seidengefütterte Cape ab und die halb verwelkten Rosen, die er achtlos zu Boden fallen ließ.

Sie murmelte mit freundlichem Lächeln etwas von Kopfweh, und daß die Luft ihr wohlgethan hätte, während sie ihm gewohnheitsmäßig die Lippen zum Kuß bot. Er fragte nicht weiter und trat nach ihr in die geöffnete Zimmerthür. Dort ließ sich die junge Frau müde in einen Sessel gleiten und lehnte den dunkeln Kopf zurück, sodaß ihr feines Profil sich weich von dem rothbraunen Tuchpolster abhob.

Ihr Mann setzte sich wieder an den eben verlassenen Schreibtisch, auf dessen Platte zwischen kostbaren Bronze-Geräthen eine große Photographie Nina's stand. Die Feder in seiner Hand flog mit leisem Knistern über das Papier, von der Straße her tönten gedämpft die Schritte der Vorübergehenden. Sonst kein Laut.

Die Gasflammen in der großen Lampenkrone glühten fast unerträglich hell nach dem bläulichen Halblicht draußen. Nina's Augen schmerzten. Der kleine Amor aus dunkler Bronze schien ihr vom Kaminsims her höhnisch ins Gesicht zu starren.

Plötzlich reckte sie sich empor.

„Paul!" rief sie leise, und es war fast wie ein angstvolles Bitten in ihrer Stimme.

„Ja, mein Herz," antwortete er prompt und blieb ruhig sitzen.

Dann nach einer Weile: „Wünschest Du etwas, Maus?"

„Nein, nein, nichts. Es ist nur, — ich wollte lieber schlafen gehen, mein Kopfweh ist so arg."

Schloß Feistriz bei Krieglach.

„So, so. Die dummen Kopfschmerzen! Na, schlaf' Dich nur aus, das wird wohl das Beste sein." Er war schon wieder in seinen Brief vertieft. „Gute Nacht, Ni!" kam es noch etwas undeutlich nach.

Die Thür fiel hinter ihr zu; ihr Fuß glitt unhörbar über die weichen Teppiche. Im Eßzimmer war der Tisch gedeckt; zwischen farbigem Porzellan und Silbergeräth stand ein alterthümlich hohes Krystallglas mit einem ganzen Busch gelber Blüthen.

Nina lehnte sich an das hohe dunkle Eichen-Buffet, dessen Flächen im hellen Licht seidig erglänzten, und schaute sich um.

Mit tiefem Aufathmen, wobei das seidene Futter ihres Kleides leise knisterte, nahm sie alles in sich auf, die ganze Atmosphäre des kunstsinnigen Luxus um sie her.

Ja, es war schön. O, sie war glücklich! —

In ihrem Schlafzimmer brannte nur eine kleine Lampe unter blaßrothem Seidenschirm. Die junge Frau begann hastig das helle Tuchkleid abzustreifen und warf es dann achtlos auf einen Stuhl; auf ihrem schmalen Gesicht lag noch das bittere Lächeln, das die letzten Gedanken darauf hervorgerufen. Sie warf einen leichten Morgenrock über, zog die Nadeln aus dem braunen Haar und schüttelte es erleichtert zurück, dann stieß sie das Fenster auf.

Draußen lag der Himmel grünlichblau über dem stillen Gärtchen und den Dächern der umliegenden Häuser. In der trägen lauen Luft wogte noch immer der süße Hauch, in dem selbst die Bäume und Büsche zu fiebern schienen.

Nina kreuzte die Hände auf dem Fenstersims und starrte fast zornig auf den breiten goldenen Reif an ihrer Rechten.

Sie war erst so kurze Zeit verheirathet, nur wenige Monate, und das Leben war so lang, so endlos lang.

Sollte es denn immer so weiter gehen?

Immer so leben unter dem dumpfen Druck, dem ängstlich vor sich selbst versteckten Kampf mit den alten Erinnerungen?

Es durfte nicht, nein, es durfte nicht so bleiben!

Sich selbst täuschen zu wollen, ist Sünde wider den heiligen Geist der Wahrheit — und rächt sich bitter. Sehr bitter!

Und doch wagte sie nicht hineinzusehen in den großen Irrthum ihres Lebens, den Irrthum, ihr Glück aufbauen zu wollen auf einem Selbstbetrug. Sie hatte es ja selbst gewollt, niemand hatte sie gezwungen, dem Manne da drinnen ihr ganzes Sein und Denken auszuliefern für immer, ihm, der nichts damit anzufangen wußte.

Aber der Reichthum, die lockende Aussicht, ihre verfeinerten Sinne stets von jenem vornehm gedämpften Luxus umschmeicheln zu lassen und dazu die tröstliche Lebensregel, daß Vernunft-Ehen immer die glücklichsten werden, das hatte sie bestimmt.

Und das andere, es durfte ja doch nicht sein! Sie sah noch das liebe, sorgenvolle Gesicht ihrer Mutter vor sich: „Nina, Kind, Du darfst Werlow nicht ermuthigen! Ein armer Offizier, es würde ihm seine Carrière kosten; und Du, Du bist so verwöhnt. Es geht nicht, Liebling!"

Aber wenn es doch gegangen wäre, wenn beide ihre frische Jugendkraft eingesetzt hätten, ihr Glück doch noch zu erringen, wenn — —? — O nein! sie wollte, sie konnte es nicht denken; sie ließ sich matt in einen Sessel gleiten und schloß die Augen Und sie wichen zurück, die Wogen ihrer stürmisch ringenden Gedanken, und langsam stieg vor ihrer Seele das Bild der seligen Insel, der verlorenen Glückseligkeit, empor.

Es war so schön gewesen, damals, in der kurzen, kurzen Zeit ihrer jungen Liebe.

Lieutenant Werlow war ein Kamerad ihrer Brüder und hatte viel in ihrem elterlichen Hause verkehrt.

Er war überall gern gesehen, der junge Offizier mit den hellen, ernsten Augen und dem liebenswürdig beredten Lächeln. Sein schmales Gesicht war nicht eigentlich hübsch, aber energisch geschnitten, und wechselte sehr rasch im Ausdruck. Wie genau hatte sie jeden Zug, jede Linie darin gekannt und zu deuten gewußt! Ein gewisses leichtes Zusammendrücken der Augenlider, wenn er nachdenklich war; die kleine, kaum sichtbare Falte auf der Stirn deutete auf dienstlichen Aerger und das leichte Aufwärtszucken der Mundwinkel auf einen lustigen Einfall! Und seine Stimme! — — Noch die Erinnerung daran ging durch ihr Herz, wie ein warmer Hauch von Glück. Ihre Augen blieben geschlossen; ihre Lippen lächelten leise und geheimnißvoll wie die eines Kindes, das nach verbotenen Süßigkeiten greift.

Und wie gut er sie verstand, wie lieb und rücksichtsvoll er auf alle Stimmungen eingehen konnte.

Auch ihr Mann hatte ihn gern, man traf sich öfter am dritten Ort. Er hatte natürlich keine Ahnung von den alten Geschichten, — natürlich! Was wäre denn auch zu erzählen gewesen? Es war ja niemals ausgesprochen, nur hin und her gestreift war's zwischen ihnen mit weichem Flügelschlag, und sie wußten's beide ohne Worte, daß es die Liebe war. Es war nur das Vorspiel zu einem großen, überwältigenden, schaurig süßen Glück, es mußte ja einmal kommen! Sie glaubten es beide damals.

Im Sommer war's einmal, irgendwo an der Ostsee, er hatte denselben Badeort gewählt, wie Nina's Eltern, um ein paar kurze Urlaubstage dort zuzubringen.

O jene einzigen Stunden in köstlicher Strandeinsamkeit; das Meer zu ihren Füßen rauschend in vollen klingenden Accorden; der Wind fuhr jauchzend über die schimmernde Wasserfläche, und ihre Füße versanken wohlig im feinen weichen Sande.

„Fräulein Nina, werden Sie an mich denken, wenn ich fortgehe, bis wir uns in Berlin wiedersehen?" Und dann ganz leise, wie ein Hauch wehte es an ihr Ohr: „Ich darf doch kommen, Nina?"

Sie hatte nur genickt, unmerklich, aber mit strahlendem Lächeln. Das war's gewesen, das Wort, an das sich beide geklammert hatten in der langen Trennungszeit. Und nun? —

Ein schwermüthiges Volkslied ging ihr durch den Sinn, das alte Lied vom verlassenen Knaben, dem die Liebste die Treue gebrochen, und ein paar müde Thränen stahlen sich langsam durch ihre dichten Wimpern.

Es war einige Tage später, im zoologischen Garten. Reges Leben und Treiben, wie immer, in den Abendstunden; ein bunter Menschenstrom drängte sich in den Hauptwegen. Das weiße Licht der elektrischen Lampen verjagte siegreich die blaue Dunkelheit bis tief in die schattigen Kronen der Bäume hinein, in seinen Strahlen gewannen die hellen Kleider der Damen einen neuen zarteren Farbenton. In silbernen Kettenstreifen lag der Widerschein der Lichter auf der dunklen Fläche des Sees.

Laute lustige Militär-Musik, schwirrendes Lachen. Nina saß

Partie aus Kathrein am Hauenstein.

Rosegger's Heimat. Nach Original-Zeichnungen von Erwin Pendl in Wien.

Siehe den Artikel Seite 30.

in einer kleinen Gesellschaft von Herren und Damen an einem der Tische, in einem sehr einfachen weißen Kleid, einen winzigen Hut aus hellen Blumen auf dem braunen Haar. Die intensive Beleuchtung ließ sie noch blasser als sonst erscheinen. Sie lehnte sich, wie gewöhnlich, gleichgültig und etwas träumerisch zurück und beobachtete ihren Mann, der sich an der anderen Seite des Tisches mit zwei jungen Offizieren lebhaft unterhielt.

„Warum bist Du so still, Ri?“ rief er zu ihr hinüber. „Hast Du etwa wieder — Ach, Karl! Was bringen Sie?“ Der Diener war plötzlich hinter seinen Stuhl getreten und übergab ihm einen Brief, den er hastig aufbrach und überflog. „Die Herrschaften entschuldigen,“ sagte er aufstehend; „ein alter Freund von mir, der nur bis heute Nacht hier ist, wünscht mich zu sprechen. Ich will gleich ins Hotel fahren. Soll ich Dir den Wagen zurückschicken, Ri? Du kannst gehen, meinst Du? Na, vielleicht ist einer der Herren so liebenswürdig und begleitet Dich die paar Schritte, nicht wahr, Werlow? Sie sind ja allein hier!“

„Wenn gnädige Frau gestatten,“ sagte der Angeredete, mit halber Verbeugung und etwas verschleierter Stimme, ohne Nina anzusehen.

„Also, gute Nacht denn!“ Ein Aufspringen und Händeschütteln der Herren, lächelndes Kopfnicken der Damen, und er verschwand in dem buntfarbigen Menschenstrom. Die Musik wogte noch lauter, berauschender; jubelnd stiegen die Töne in die weiche Nachtluft hinauf.

Eine Stunde später brach die Gesellschaft auf; der junge Kamerad Werlow's stieg mit seiner Schwester und deren Freundin in die Pferdebahn, Nina wandte sich an Werlow's Seite nach der entgegengesetzten Richtung. Die beiden waren allein. Es war eine schwüle, stille Sommernacht. In der Luft ein leidenschaftliches Regen und Raunen; kein Stern am schwarzgrauen Himmel.

Es war tiefdunkel im Schatten der blühenden Linden, nur ab und zu rang sich der schwache Lichtstrahl einer Gaslaterne durch die Blätter und beleuchtete die Gestalten der beiden, die wortlos nebeneinander hergingen.

Beide lauschten auf ein schwaches Klingen, das durch die Saiten ihres Innern ging, in der Seele der Frau stärker, bewußter, der Ton ihrer alten süßen, lange bekämpften Liebe. Lauter, leidenschaftlicher ward ihre Stimme und doch daneben ein schwüles Bangen vor ihrem Hervorbrechen, vor dem, was nicht sein durfte.

Endlich brach Nina das Schweigen. Ihre Stimme klang seltsam weich, fast bittend: „Ich weiß, es war Ihnen nicht lieb, mit mir zu gehen. Ich konnte es leider nicht ändern, sonst — —“

Er fiel ihr hastig ins Wort. „Aber gnädige Frau! Sie wissen, welche Ehre —“

„Ach, lassen Sie doch das!“ sagte sie müde. „Wozu immer die Komödie? Ich habe es so satt. Wir kennen uns doch lange genug, um vernünftig mit einander reden zu können.“

Er lachte kurz auf. „Vernünftig? Ganz wie gnädige Frau befehlen! Obgleich ich kaum weiß, daß unsere Unterhaltung in letzter Zeit nicht das Prädikat ‚vernünftig‘ verdient hätte.“

Nina blickte stumm geradeaus; in ihr war wieder jenes seltsame Verlangen, ihm alles auszusprechen, was sie bedrückte, all ihre Schmerzen ihm zu klagen, aber der trotzige Muth dazu wollte nicht kommen. Eine Scheu vor ihm und vor dem Unrecht verschloß ihr die Lippen. Sie wußte es, sie würde wieder schweigen und wieder jene häßliche, dumpfe Reue nachher empfinden, daß sie es nicht gewagt hatte. Wenn er nur fragen wollte, wenn nur — —

Die Linden schüttelten die blühenden Zweige. Werlow's Blicke ruhten verstohlen auf Nina's blassem Profil; der weiße Schleier, den sie bis zur Stirn hochgeschoben hatte, verlieh ihr etwas Nonnenhaftes, das seltsam contrastirte mit den sehnsüchtig geöffneten Lippen.

Plötzlich flatterte aus einem Gebüsch ein Vogel auf, den der Schall ihrer Schritte aufgestört haben mochte, und streifte pfeilschnell dicht an Nina's Kopf vorüber. Sie erschrak, ihr Fuß glitt aus auf dem dunkeln Wege, sie schwankte und wäre gefallen, wenn Werlow sie nicht, rasch zugreifend, gestützt hätte. Einen Augenblick ruhte sie an seiner Schulter, halb betäubt, mit geschlossenen Augen; eine süße Willenlosigkeit kam über ihr müdes Herz. Nur für eines Herzschlags Dauer, dann fühlte sie seinen stützenden Arm langsam zurückweichen, griff halb mechanisch mit der Hand in die Luft, um einen Halt zu suchen und richtete sich auf.

„Sie haben sich hoffentlich nicht weh gethan, gnädige Frau,“ fragte er halblaut mit besorgtem Blick in ihr blasses Gesicht.

Nina athmete schwer; sie konnte nicht gleich antworten. Endlich murmelte sie kaum hörbar in abgerissenen Worten: „O doch! — Es thut weh, — sehr weh! — Nicht nur jetzt, — immer, immer. Es ist die Reue! — O, Sie müssen nicht schlecht von mir denken, ich wußte ja nicht, was ich that! Und ich bin elend — zum Sterben!“ Und dann, plötzlich etwas lauter, mit angstvollem Blick in sein jetzt sehr ernst gewordenes Gesicht: „O, ich glaube, Sie müssen mich verachten — —“

Ein langes Schweigen.

Dann sagte er langsam, und seine Stimme war fest und hart wie Stahl: „Gnädige Frau, ich fürchte, ich verstehe Sie nicht ganz. Ich werde mir nie erlauben, an Ihren Entschlüssen irgend welche Kritik zu üben. Die Vergangenheit liegt hinter uns, und die Zukunft —“ er zögerte und sah mit plötzlichem Mitleid in ihre todtraurigen dunkeln Augen, dann vollendete er weicher: „wird hoffentlich für uns beide noch glücklich werden. Und nun gestatten Sie, daß ich mich verabschiede, wir sind am Ziel.“

Sie standen an dem Gitterthor der Villa. Werlow wartete, daß Nina ihm wie sonst die Hand reichen würde, aber sie stand unbeweglich. In herber Abwehr, fast feindlich brannten ihm ihre Augen entgegen. Sie war tief gedemüthigt, erniedrigt, und fühlte doch noch ein irres Verlangen, ihn festzuhalten, sich an ihn zu schmiegen, noch einmal jene süße Bewußtlosigkeit zu empfinden in seinem Arm.

Sie haßte sich selbst um dieses Wunsches willen, sie haßte ihn, ihn vor allem — —

Er verbeugte sich noch einmal und ging. Die Thür fiel hinter ihr zu.

Wie sie die Treppe hinauf und in ihr Schlafzimmer gekommen war, wußte sie nicht. Sie war vor ihrem Bett in die Knie gesunken und drückte den Kopf in die Kissen, die Arme schlaff über die Decke gebreitet. Zuweilen erschütterte ein trockenes Schluchzen ihre ganze Gestalt. So lag sie lange unbeweglich.

Endlich hob sie matt den Kopf empor, blieb auf den Knien liegen und starrte vor sich hin. Sie wußte nun alles.

Sie wußte, daß sie eine Sünde begangen hatte mit ihrem halb besinnungslosen Geständniß, und daß er sie darum verachten mußte, er, der seine Liebe zu ihr mit männlicher Kraft bezwungen und erstickt hatte, daß sie von nun an nicht mehr mit stolzem Lächeln auf die kleinen Schwächen und Rücksichtslosigkeiten ihres Mannes herabsehen konnte, weil sie nicht mehr frei von Schuld war ihm gegenüber.

Aber das war nicht alles.

Ein grelles Licht war in ihr Inneres gefallen, der Schleier weggezerrt von ihrer Zukunft.

Sie wußte nun, daß jenes gebieterische Verlangen ihrer stark und heiß empfindenden Natur niemals erfüllt werden konnte, daß ihre Seele sich niemals in stolzem Fluge aufschwingen konnte bis an die Grenzen ihrer Empfindungsfähigkeit. Die Weihe des höchsten Erdenglücks, die der Schlüssel ist zu allen jenen Geheimnissen zwischen Himmel und Erde, die eine Frauenseele zu erfassen vermag, war ihr versagt auf immer, ebenso wie der himmelstürmende Schmerz eines Weibes, dem man sein liebstes Eigenthum geraubt, denn was sie jetzt verloren hatte, war ja niemals ganz ihr eigen gewesen.

Mit erschreckender Deutlichkeit kannte sie jetzt ihr Los, weiter zu leben in ewiger Abwechslung zwischen einem dumpfen trockenen Schmerz und einem dürstigen Glück. Klein und ärmlich alle ihre Gefühle. Halbes Lachen und verstecktes Weinen, — so würde es weiter gehen, das ganze endlose, schleichende Leben lang. Immer wieder mußte sie es durchdenken, mit schmerzhafter Hast drängten sich die Gedanken in ihrem Kopf.

Kein Laut ringsum, als das leise Schluchzen des Windes in den Bäumen.

Durch die Fenster starrte schwarz und erbarmungslos die Nacht.

Wie hatte doch die alte Frau gesagt: „Ich will für Sie beten!“

Beten, mein Gott! um was denn? Sie hatte gebetet, wie wir es alle einmal thun, mit kindlichem Vertrauen, heiß und durstig, um Glück, um junges, volles, selbstgenießendes Glück! Sie hatte sich zu Boden geworfen und um Erhörung gefleht mit glühenden Thränen, und nichts erreicht, nichts.

Nur ihre Seele war matt geworden und flügellahm wie ein gefangener Vogel, der immer wieder die Schwingen vergeblich gegen die Gitterstäbe schlägt. Nein, sie konnte nicht beten!

Aber wie leben, wie einen Ausweg, einen Lichtstrahl finden in dem hoffnungslosen Grau der Zukunft?

Langsam, mühevoll erhob sie sich vom Boden und trat an das offene Fenster. Ihr Blick irrte mechanisch über das Hinterhaus, das quer hinter dem kleinen Garten lag, über ein paar matt erleuchtete Fenster. Dort, zwischen den geöffneten Flügeln bewegte sich die schlanke Gestalt einer Frau. Sie hielt etwas in den Armen, Nina's scharfe Augen unterschieden undeutlich den Umriß eines Kinderköpfchens auf weißem Kissen, und leise, leise kam die Melodie eines Schlummerliedchens herüber.

Und plötzlich sank Nina wieder auf die Knie, nachdem sie lange hinübergestarrt hatte, und legte die glühende Stirn in die gefalteten Hände.

Es war auch jetzt kein Beten, es war ein glühendes Ringen, ein leidenschaftliches Hingeben ihrer ganzen Seele in einen Gedanken.

Das Eine, das Einzige noch! Das Rechte.

O Gott, Gott!

Dies Eine, um ihre ganze Kraft und Opferfreudigkeit verschwenden zu können mit vollen Händen, die ganze Liebeskraft eines Frauenherzens, die niemals ersterben kann im Schmerz der Enttäuschung, sondern tausendfach stärker wird, je tiefer es verwundet ist.

Das Eine, Einzige, Letzte!

Und vor ihren Augen stand plötzlich greifbar deutlich eine liebe hülflose kleine Gestalt, zwei unsicher tappende Füßchen, und eine kleine Stimme flüstert ein Wort, dessen Heiligkeit ihre ganze Seele durchdringt und erschauern läßt:

„Mutter!“

Nachdruck verboten.

Rosegger's Heimat.

Von Sophie von Khuenberg in Wien.

Siehe die Illustrationen Seite 29 und 32.

Motto: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht . . . .“ (Tasso.)

Es giebt unter den Dichtern Glückliche, die von der Natur gleich zu Anfang mit offenen Armen empfangen werden, die in dem Anblick ihrer Heimat den ersten, herrlichen Eindruck in sich saugen und die gewissermaßen durch diesen ersten, bleibenden Eindruck zu dem geworden, was sie heute sind.

Einer dieser Glücklichen ist Peter Rosegger! Das empfand ich wieder recht lebhaft, als ich an einem herrlichen Frühherbst-Morgen in dem gastlichen Sommerheim des steirischen Volksdichters zu Krieglach vorsprach und von dort aus nach Alpl wanderte, seiner eigentlichen Heimat. Das Krieglacherhaus, ein villenartiger Bau, liegt eingebettet in einem langgestreckten, baumreichen Garten. Ein Pförtlein desselben mündet auf die Straße, ein anderes in freies Feld. Lauschige Lauben laden zu beschaulichem Nachsinnen ein, hier und dort huscht ein Häslein durchs Gras, der rosigen, goldblonden Martha zu, der Jüngsten des Hauses, die mit ihren Vergißmeinnicht-Augen nach ihnen auslugt. Im Hause selbst wohnliche Räume, zu langem Verweilen eingerichtet. Angrenzend an die Villa, zwei kleine Blockhäuser. Die heranwachsenden Kinder brauchen Raum, und Gäste fliegen ab und zu, die man gern beherbergen will. Eines dieser Blockhäuschen wurde im letzten Frühling gebaut. Der Dichter hat seine Stube hineinverlegt und sie mit liebvertrautem Hausrath angefüllt. Ein weites, behagliches Zimmer, hell getäfelt, mit zwei breiten Fensterchen ins Grüne hinaus. Von der warmgetönten Zirbenwand grüßt das Bild seiner Aeltesten, eines blühenden Mädchens in Steirertracht, herab. Dort und da liegt ein aufgeschlagenes Buch, das den Dichter eben beschäftigt haben mag, und ein breiter Tisch, im hellen Tageslicht, lockt zur Arbeit. Ueber dem Eingang zu diesem ländlichen Dichtergemach steht in bunten Buchstaben die sinnvolle Mahnung: „Leise, leise, hier wohnt eine Menschenseele . . . .“

Alpl liegt weitab von Krieglach, weitab von Eisenbahn und Menschenverkehr. Ueber Wiesen und Felder, an einer Kapelle, an Bauerngehöften vorüber, allmählich ansteigend, geht der Weg dem Walde zu. Tiefgrünes Gezweige und Gewoge, Ueppigkeit und Wildniß, die kein Ende nehmen. Die Straße, die hindurchführt, ist breit und schön, als führe sie nach belebten, fernen Orten. Aber sie führt nur in die Einsamkeit, in die tiefste, schönste Einsamkeit, die man träumen kann.

Endlich theilt sich die Straße. Aufgeschichtetes Holz liegt in der Mitte, links biegt der breite, schöne Weg einem Gehöfte zu, das man später auf der Anhöhe liegen sieht, nach rechts führt ein engerer, plötzlich holperiger Weg. Zwei Wegweiser stehen hier. „Ortschaft Alpl“ steht auf dem einen, auf dem andern: „Zu Rosegger's Geburtshaus.“ Alpl ist heute kaum mehr eine Ortschaft zu nennen. Drei oder vier Bauernhöfe liegen im weiten Umkreis.

Wir gehen noch ein Stück weit durch den Wald. Von Zeit zu Zeit hören wir Rindergebrüll und Kuhglocken. Dann kommt eine kleine Brücke, unter welcher ein Sturzbach hinwegschäumt, dann Jungwald zur Seite, Wiesen, freier Ausblick. Eine kleine, verfallene Mühle liegt unten im Thal, auf eingefriedetem Wiesenfleck weiden Kälber, helles Sonnenlicht füllt die Weite. Vor uns, ein wenig nach rechts, liegt ein bewaldeter Kegel. Nach oben zu ragt die Kuppe frei, nur einige alte Bäume streben wie Riesenfühler in die klare Luft. Dort oben, im Schatten dieser alten, von weither sichtbaren, natürlichen Wahrzeichen, liegt Rosegger's Geburtshaus. Wir verlassen die Straße und schreiten einen kleinen Wiesenpfad entlang, der später zu einem wildzerrissenen Waldpfad wird und in Windungen hinaufführt zur Höhe. Seitlings, auf einem Hügel, liegt der „Auerhof“, ein schmuckes, jagdhausartiges Gebäude, das vor Jahren dem Schwiegervater Rosegger's gehörte.

Der Weg ist steil, große Furchen sind in die Erde gerissen, überall zeigen sich Spuren von Gewitterstürmen und von Vernachlässigung. Dann, mit einmal, kommt eine Lichtung und wieder eine, und dann beginnt reizvoller weicher Almboden, auf dem sich's dahinschreitet, wie auf echten Persern: durch hellgrüne leuchtende Lärchen geht der Weg. Eine almartige Umfriedung wird plötzlich sichtbar, wir drücken uns durch eine Pforte hinein und sind am Ziel.

Da liegt es, das weite, breite Gehöft, mit seinem unbewohnten Haus, seinen eingesunkenen Stallungen inmitten des üppig hohen Grases, bewacht von den sechs Riesenfichten, die so trotzig und wehrhaft ins Land hinausragen. Von verzauberten Schlössern ist in Märchen viel die Rede, — das sieht nun aus, wie ein verzauberter Bauernhof. Alles leer, alles stumm. Die Thür steht weit offen nach dem Hausflur. Küche, Stube, Kammer und Bodenraum, alles offen, alles leer. Der alte, große Kachelofen steht noch in der Ecke, — dort der offene Herd mit dem verrußten Querbalken an der Decke, ein Tisch, ein kleiner eingemauerter Eckschrank, ein paar Stühle, ein steinerner Trog, — das ist so ziemlich alles, was da ist, und was in seiner schweigenden Sprache von einer besseren, schöneren Zeit erzählt. Und dieser Bauernhof hatte seine schöne Zeit!

„Rosegger, vulgo Kluppenegger“ steht auf dem Hause zu lesen. Die Vorfahren des Dichters waren angesessene Bauern, keine Kleinhäusler, die bald da, bald dort in einer verfallenden „Keusche“ unterkriechen, sondern richtige Bauern. Nicht reich, aber wohlhabend, — man sieht es an der ganzen, festen Anlage des Gehöftes. Auch war viel Grund und Boden ihr eigen, den Berg hinauf und hinunter; Wald, Wiesen, Felder, eine Mühle im Thal, alles das gehörte zum Hof. Aber wie das so geht in kinderreichen bäuerlichen Familien: durch Krankheiten, schlechte Ernte, Theuerung und Ausnützung von habgieriger Seite begann der Wohlstand zu schwinden, der Hof kam in Schulden und wurde schließlich um einen Spottpreis veräußert.

Einrichtungsstücke wurden verschleppt, manches wurde verändert und zerstört, und das Gehöft von Hand zu Hand weitergegeben. Es berührt immer wehmüthig, den Niedergang des Bestehenden mit anzusehen, und Rosegger, so sehr ihn einestheils die schöne Stätte seiner Kindheit anzieht, empfindet es schmerzlich, daß er hier so machtlos der Auflösung dieser liebvertrauten Mauern zusehen muß.

Aber schön ist in all seiner Verwüstung das Rosegger-Haus auf Alpl! Wie wenn es eingeschlafen wäre da oben im Sonnenschein und ließe sich immer tiefer in den Schlummer wiegen von den rauschenden Fichten und von dem Gezirp der Grillen im hohen Gras. Wo das Gemüsegärtlein der bäuerlichen Küche einst seine Gaben gespendet, da wuchert Unkraut. Die Felder, auf denen der kleine Peter einstmals seine ersten Garben binden durfte, sind nun junger Lärchenwald, nur die Oechslein und „Kalben“ weiden noch in der gleichen Gegend. Aber in den Stall könnten sie nimmer herein. Der ist morsch, gestützt auf allen Seiten, mit aufgewühltem Boden und leeren Krippen.

Ueber den Dächern von Stall und Tenne schimmert es in blassem Grün und silbernem Grau. Das ist das Moos, das in dicken Polstern und wolligem Gekräusel da oben wächst. Bis auf den Boden und von dort hinaus auf den baufälligen Altan bin ich gekrochen. Und als ich da draußen stand auf den morschen, nachgebenden Brettern, da sah ich in ein herrlich weites Stück Land, und das Herz ging mir auf. Waldige, wiesenhelle Hügel lagen vor mir im blendenden Sonnenschein, und weit, weit drüben, in gerader Luftlinie von dem Platze, auf dem ich stand, ragte der Wechsel in den blauen Himmel hinein.

Jetzt wußt' ich es, was ihn so recht eigentlich zum Dichter gemacht hat, den Peter vom Alpl. Laune, Schlagfertigkeit und Wahrheit, — das konnte er alles auch da innen finden im Gehöft seines Vaters, unter Knechten und Mägden, — aber den weitausschauenden Blick, den Blick, der gern zu fernen Dingen hinüberschweift, der sich hinauswagt in Lebenshelle und Finsterniß, der immer etwas Gutes und Ernstes zu finden weiß, wo andere nichts sehen können, diesen Blick muß er hier gelernt haben, hier, auf diesem schmalen, über Wiesen hängenden Altan mit der weiten Fernsicht auf den mächtigen Wechsel.

Nachdruck verboten.

Ausblick.

Von Irene Braun im Haag.

Im Alltagstreiben, in der öden Stadt
Erquickt mich oft ein Bild, ein unscheinbares,
Und sehnt' ich mich nach Luft und Licht, so war es
Mein Trost, dies kleine Bild in Hochformat.

Ein schmaler Ausblick ist's in freies Land,
Und eingeschlossen von zwei Miethskasernen.
Nur wie ein Mästerchen von blauen Fernen,
Ein bißchen Wiese, Wald und Bergeswand.

Doch ruft mir's lockend Bild um Bild hervor:
Im Morgenthau, auf frühlingsbunten Wegen, —
Wir wanderten, als ging's dem Glück entgegen,
Und eine wandert' mit, die ich verlor . . .

Es wächst die Stadt und hat nicht Rast noch Ruh',
Und mir wird bang bei ihren Riesenschritten.
Mit aufgehob'nen Händen möcht' ich bitten:
‚Baut mir mein blaues Stückchen Welt nicht zu!'

Nachdruck verboten.

Der Kalbsbraten.

Wochenbetrachtungen eines Familien-Vaters und Materialisten von H. von Kahlenberg in Eberswalde.

Sonntag.

Ahhh! — (Der Kalbsbraten tritt auf, colossal, bräunlich und duftend.)

„So ein guter, braver Kalbsbraten ist doch 'was Köstliches. Wie er glänzt! Wie er duftet! Das Herz lacht einem im Leibe bei dem bloßen Anblick. Leicht und geräuschlos gleitet das Messer durch das saftige, rosige Fleisch; gefällig fügen sich die glatten, braungerandeten Scheiben aufeinander. Einen solchen Braten zu tranchiren ist eine Lust, eine wahre Herzensfreude! Wahrhaftig, Du verdientest einen Orden für die Zubereitung, meine gute Ottilie! Deine Kalbsbraten müßten preisgekrönt werden. Ich bezweifle, daß die Kaiserliche Tafel ein ähnliches Pracht-Exemplar aufzuweisen hat. Was ist eine Gans dagegen? Ein Conglomerat von Haut und Knochen, von dem man hungrig aufsteht; — oder ein zähes Roastbeef, an dem man sich die Zähne zersägt? Ich sage, es geht nichts in der Welt über einen guten, soliden Kalbsbraten! — — —

Ueberhaupt lebt es sich doch ganz gemüthlich und angenehm in diesem sogenannten vielverleumdeten Jammerthale. Zum Beispiel, wie wir da so zusammen sitzen in unserem Eßzimmerchen, mein reizendes Frauchen mir gegenüber, Fritz und Mieze mit vergnügten Gesichtern und guten Wochenzeugnissen. Dazu ein wohlverdientes Gläschen Rothspohn. Wahrhaftig! ich tauschte mit keinen Göttern des Olympos. Ich sage überhaupt, wenn man sich nur lieb hat und alle Tage satt zu essen, — das ist die Hauptsache! Wer mehr verlangt vom lieben Gott und der Welt, — das ist Unverschämtheit, Größenwahn. Die Menschen wissen garnicht wie gut sie's haben. — Wie wär's mit einer zweiten Portion Kalbsbraten, liebstes Frauchen? Na, Fritz, nun ist's aber genug. Alle werden braucht er heut noch nicht, er schmeckt auch kalt ganz ausgezeichnet."

Montag.

„Ei, ei, unser Freund von gestern! Der arme Kerl sieht garnicht mehr so fidel aus. Er hat so was von einem halbversunkenen Schiffe heut. Na, wir wollen ihn wegen seiner ehrenvollen Wunden nicht geringer achten. O weh! Da sitze ich auf dem Knochen fest. Ich werd's 'mal von der anderen Seite probiren. Merkwürdig, wie viele Seiten so ein Kalbsbraten hat, und was sich alles mit ihm anstellen läßt! Nehmt Euch recht tüchtig, Kinder! Es ist ja da, Gott sei Dank! Langt zu!

Ja, ja, 's ist ein schönes Ding um die Zufriedenheit. ‚Das höchste Glück ist die Genügsamkeit, und die Genügsamkeit hat überall genug', sagt schon unser unsterblicher Goethe sehr richtig. Merkt's Euch, Kinder, und nehmt Euch ein gutes Beispiel an Euren Eltern. Die haben auch oft ihre Noth und Sorgen, wie sie auskommen sollen, und wenn Eure Mutter nicht eine so vorzügliche Hausfrau wäre, würde es wohl oft nicht langen. Prost Frauchen! Wir wollen uns darum keine grauen Haare wachsen und den Appetit nicht verderben lassen!"

Dienstag.

„Nun bin ich aber doch sehr gespannt, mit was Mamachen uns heute überraschen wird! Ich roch so etwas auf der Treppe, das duftete nach Pökelfleisch und Sauerkraut, meinem Leibgerichte. Sollte das etwa . . . .? Ih, unser Kalbsbraten! Man sollt es kaum glauben! Na, dem wollen wir heut aber mal den Garaus machen, daß er das Wieder-Auferstehen vergißt. Fritz, daß Du mir tüchtig Fleisch ißt, und Du, Mieze! Gemäkelt wird hier nicht. Die Mama schneidet's Dir, wenn Du nicht damit zu stande kommst. So ein bißchen Knorpel schadet garnichts und ist gesund für die Zähne. Das wäre ja noch schöner, wenn Ihr die Gottesgabe verachten wolltet. Fleisch kostet Geld, zumal in den jetzigen theuren Zeiten. Ihr wißt noch nicht, was es heißt, für eine Familie sorgen, alle Tage Fleisch auf dem Tisch haben. Denkt 'mal an die vielen armen Leute, die weiter nichts haben wie Brod und Kartoffeln und ab und zu mal einen mageren Häring. Da habt Ihr's doch ganz anders und könnt nicht dankbar genug sein. Und wenn man nun gar noch bedenkt, daß es Völkerschaften giebt, die sich nur von Erde und Wurzeln nähren müssen, und daß während der Belagerung von Paris Mäuse und Ratten gegessen wurden! Was die Leute da für so ein Stückchen aufgewärmten Kalbsbraten gegeben hätten! Reich' mir noch 'mal die Sauce und das Gemüse, Frauchen! Wir wollen auch noch etwas Fleisch für die Leute übrig lassen. ‚Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt'."

Mittwoch.

(Eine verdeckte Schüssel tritt auf.) „Ein Ragout, ein Massengrab, die gedrängte Wochenübersicht. Es erinnert mich immer — ‚Gerathen und Ungerathen', und ‚der Mensch versuche die Götter nicht'.

„Hm — hm! — Der Knochen kommt mir so bekannt vor. Sollte das nicht . . . aber nein . . . Sonntag, — Montag, — Dienstag, — Mittwoch, . . . Wahrhaftig! ‚Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!' Fabelhaft, wie lange sich das Fleisch in jetziger Jahreszeit hält! Glaubst Du, daß es wirklich praktisch ist, soviel Fleisch auf einmal zu kaufen, liebe Ottilie? — Ja, ja, ich weiß, Kalbfleisch läßt sich immer verwenden. Es ist ungeheuer vielseitig und dankbar. ‚Dankbarkeit ist eine schöne Tugend'. Ich hatte da 'mal eine alte Buckskin-Hose, die meiner seligen Großmutter Urgroßvater . . . Willst Du wohl essen, Fritz! Das Grimassen-Schneiden verbitte ich mir, oder Du verläßt das Lokal. Denkst Du, ich kann Euch alle Tage Lampreten vorsetzen? Ich danke meinem Schöpfer, wenn ich Euch überhaupt satt kriege. Herrgott! Man hat doch blutwenig vom Leben, wenn man ein armer Kerl ist. Wenn ich so andere Leute mir ansehe, zum Beispiel Freund Werner, der alle Tage Champagner trinkt und Austern ißt! Ich will's ihm ja nicht mißgönnen, aber die Vertheilung der irdischen Güter ist doch eine sehr ungerechte, das muß ich doch sagen."

Donnerstag.

Klopse, Klösschen, Boulette, — der, — die, — das! Im Corps nannten wir es ‚Maria Stuart'. Es war das einzige Gericht, an dem sich nie einer überessen hat. Na Fritz, was hast Du wieder mit Deiner Gabel da zu stochern! Iß und setz' Dich gerade! Ein gut erzogener Mensch ißt eben alles, was ihm vorgesetzt wird; und mache die Augen zu, wenn's nicht anders hinunterrutscht! Denk' an die Geschichten von den Matrosen in Deinem Weihnachtsbuch, die immer ins Dunkle gehen mußten, wenn sie aßen, und freu' Dich, daß Du's so gut hast! — Apropos, Frauchen, gestern stand in der Zeitung, daß das Schweinefleisch billiger geworden wäre. Ich wollt's Dir nur sagen. Es ist Dir vielleicht entgangen.

Gott ja! Es sind böse Zeiten. Der Kampf ums Dasein ist hart und wird uns armen Beamten immer härter gemacht. Dazu die theuern Fleischpreise, die hohen Steuern und das magere Gehalt. Wahrhaftig, man könnte Sozialdemokrat werden trotz aller Loyalität! So'n Klops hat eigentlich auch 'was Communistisches, alles gleich Machendes — ist eigentlich gar kein Fr . . . Essen für einen Königlich Preußischen Stabsoffizier. Na, man wird auch davon satt. Die alte Jahn'schen im Hinterhause sieht so verhungert aus. Könnten wir ihr nicht 'mal ein bißchen was 'rüberschicken, daß sie sich 'mal satt ißt? Es giebt doch so vieles, was sich nicht aufheben läßt, altes Fleisch und so weiter."

Freitag.

„Ah, etwas Gebackenes! Der Freitag ist der Tag des Mehles und der Eier. Nun bin ich aber doch gespannt auf den Inhalt. Fleischernes — —? Ahem — Ahem! Verzeih, Otti, mir kommt's vor, — mir war's schon vorhin bei der Suppe so. — Meinst Du nicht, daß das Fleisch schon ein bißchen . . . was? Ich habe eine sehr feine Nase für so 'was. Na, Schwamm d'rüber! Ich will nichts gesagt haben. Laßt's Euch nur schmecken, Kinder! Honni soit qui mal y pense. Ich bin heute nämlich nicht ganz wohl, Liebste, ein bißchen Uebelkeit, habe wohl eine zu schwere Cigarre geraucht. Du mußt Dich nicht wundern, wenn ich heut Deiner Kochkunst nicht ganz die gebührende Ehre erweise. Eigentlich eine originelle Idee, dies Einbacken in Teig, — Ihr Frauenzimmer seid doch gar zu erfinderisch! Da erzählte mir Becker neulich eine Geschichte, seine Wirthin hätte ihm ein Paar alte Ledersohlen in einen Pfannkuchen gebacken, er hätte sie ganz deutlich wiedererkannt an einem Loch unter dem großen Zeh. Na, wer weiß, wohin wir noch kommen! Jetzt soll man ja auch schon von Sägespänen und Baumrinde fett werden können. Unsere Enkel knabbern vielleicht Kieselsteine. Es geht bergab mit der Menschheit. Lukullus dreht sich im Grabe herum."

Sonnabend.

(Vor dem Essen, sehr eilig.) „Liebste, es thut mir schrecklich leid, aber wirklich, es ging nicht anders. Ich konnte mich absolut nicht losreißen. Der alte Bormann kommt heute durch und schrieb mir, ob ich nicht bei Heller mit ihm essen könne. Er hat wichtiges mit mir zu besprechen, — Dienstsachen, — und absolut nicht die Zeit herüberzukommen. Du mußt mich schon für diesmal entschuldigen, liebstes Herz. Ich bringe Dir dafür auch einen Hasen von Wessel mit, den wir uns morgen gut schmecken lassen wollen. Um 3 Uhr bin ich wieder da. Gesegnete Mahlzeit!

(Bei Heller, tiefaufathmend.) „Kellnerrrrr!"

„Was befehlen der Herr Major?"

„Speisekarte!"

‚Kalbskopf en tortue.
Kalbsrücken.
Hamburger Kalbskeule.
Kalbs Cotelette.
Kalbsschnitzel.
Kalbsleber.
Kalbsgullasch.
Ris de veau.
Brisolette de veau.'

„Gott erbarme Dich Deiner Deutschen! Wir verkalben!"

Nachdruck verboten.

Die Handarbeiten der Frauen bei verschiedenen Völkern des Orientes.

Von Mara Cop Marlet auf Schloß Reifenstein in Steiermark.

Eine uralte Zigeunersage nach Wlislocki lautet: „Vor vielen, vielen hundert Jahren waren die Menschen sehr glücklich. Sie gingen ohne Gewänder herum, denn es war damals stets Sommer; es gab keine Kälte, keinen Schnee, keinen Frost und keinen Wind; selbst der Regen war stets warm. Als aber die Menschen den großen Gott (baro dewla) beleidigt hatten, da kamen Noth und Elend über sie. Schnee und Frost, Kälte und Wind entstanden, und die armen, nackten Menschen starben scharenweise dahin, wie die Mücken in großem Regen. Selbst die Teufel froren und kamen zu den Menschen, um sich Feuer zu holen. Aber die Menschen sprachen: »Wir geben Euch kein Feuer, denn das hat uns der große Gott vom Himmel herabgeschickt.« Der Teufelskönig aber erwiderte: »Gebt uns nur einmal Feuer, und dann werden wir schon sorgen, daß es uns nie erlischt. Wenn Ihr uns Feuer gebt, so lehren wir Euch zwei Künste, durch welche Ihr Euch vor Kälte schützen könnt!« Die Menschen willigten ein und gaben den Teufeln von ihrem Feuer. Da lehrten die Teufel den Menschen das Schmiedehandwerk und die Nähkunst. Nun verfertigten sich die Menschen Kleider, die sie vor der Kälte schützten. Weil aber die Nähkunst ein Teufelshandwerk ist, so wurden die Weiber mit der Zeit stolz und hochmüthig, und machen sich heute verzierte Kleider, damit sie — sogar den Teufeln gefallen sollen!"

Diese Sage über die Entstehung der Nähkunst lehrt uns, daß nach der Ansicht der braunen Nomaden die sich entwickelnde größere Kunstfertigkeit der Frauen in Handarbeiten nur ihrer sträflichen Gefallsucht zuzuschreiben ist. Umsonst hatten sich die männlichen Zigeuner, als Gegengewicht, den ihnen früher durch den großen Gott verbotenen Stock, welcher auch als Teufelswerkzeug (bengesko sersamo) betrachtet wird, eigens zum Prügeln ihrer Frauen vom Teufelskönig in die Hand drücken lassen, — die teuflische Eitelkeitskunst lebte siegreich fort. So singt der Zigeuner heute resignirt darüber:

„Mit dem Teufelswerkzeug schlug
Für so manchen Lug und Trug
Seine Frau so mancher Mann.
Doch was hilft's? Wo sie nur kann,
Jede Frau den Mann betrügt
Und den Teufel selbst belügt."

Ein Zauber liegt allerdings in jener der Natur abgelauschten Farbenpracht, welche besonders die Frauen orientalischer Völker in ihren Handarbeiten nachzubilden verstehen.

Es sind das keine flüchtigen Gebilde voll wechselnder Einfälle, vielmehr sich fortvererbende charakteristische, die Eigenart der betreffenden Völker bildende, stabile Schönheitsbegriffe, die außerdem noch oft in Mustern und Zeichen eine tiefe, einst heidnisch religiöse Symbolik verbergen.

Bei den Südslaven hat sich der Schlüssel zu dieser Symbolik schon fast gänzlich verloren, während er bei den Frauenarbeiten der Zigeunerinnen, — worauf wir später zurückkommen wollen, — noch deutlich bestimmend mitwirkt. Das südslavische Weib weiß nur, daß es gewisse Stickmuster, die es beispielsweise auf die Leinengewänder des Mannes stickt, um keinen Preis auf den Schürzen und Aermeln der Frauen anbringen darf; und ebenso waltet ein Unterschied bei den Stickmustern, die sich junge Mädchen erlauben dürfen, und jenen verheiratheter Frauen, den Verzierungen des Brautstaates, der Bahrtücher ꝛc. Das Warum dieser mystischen Verbote ist größtenteils in Vergessenheit gerathen, aber die abergläubische Furcht, die sie einst hervorgerufen haben mag, wirkt noch immer bestimmend nach. Das gemeinsame abendliche Spinnen junger Mädchen in den südslavischen Dörfern, das sie „Prelo" nennen, ist eine bekannte Volkssitte. Das Sticken des vollendeten Linnens dagegen geschieht allein im Hause, gewöhnlich an den kalten Wintertagen; die älteren Frauen unterweisen darin die jungen Mädchen, von denen jedes die eigene Aussteuer vorarbeiten muß. An diese Vollendung des Brautschatzes in Kleidern und Linnen knüpfen fast alle Slaven eigene tief poetische Lieder

Das schöne russische Volkslied: „Nähe mir, lieb' Mütterlein, den rothen Sarafan" (Hochzeitsjacke) hat eine Weltverbreitung gefunden; diesem ähnlich ist auch das kroatische Volkslied: „Dobar dof". Es lautet:

„Spinne, spinne, Tochter!
Auch des Nachts laß nicht das Weben;
Mütterchen wird selbst dir helfen,
Will dich einem Gatten geben."

Worauf die Tochter angstvoll fragt:

„Wem willst du mich vermählen?"

Und die Alte forschend erwidert:

„Dem Ochsenhirten, Töchterchen."

Das junge Mädchen beschwört sie bittend:

„Mütterchen, ach nein, ach nein!
Will des Ochsenhirts nicht sein;
Sein Haupt schläft rauh
Auf dem Wiesenthau."

Nun geht das gesungene Zwiegespräch fort. Die Alte schlägt ihr der Reihe nach den Kuhhirten, den Schweinehirten, den Schäfer vor; den ersten mag sie nicht:

„Ach nein, ach nein!
Sein Kopf ruht unterm Strauch
Bei kühlem Nachtwindhauch."

Der Zweite gefällt ihr noch weniger.

„Sein Kopf ruht auf den Reben,
Die süßen Wein uns geben."

Auch den dritten, den Schafhirten, verschmäht sie.

„Auf Wolle ruht sein Haupt,
Die er den Schafen raubt."

Das stolze Mädchen will nur einen tapferen, kriegerischen Führer, und als ihr die Mutter diesen vorschlägt, singt jubelnd: Ach ja, ach ja! — Nur diesem will ich angehören, denn:

„Des Laitman's Haupt schläft fein
Auf Eiderdaunen ein!"

In den Stickmustern der Südslaven sind die rothe und blaue Farbe vorherrschend, während bei jenen der Zigeunerinnen die grüne und rothe Farbe am gebräuchlichsten sind. Alle diese Stickereien werden auf Linnen ausgeführt, und besonders die Aermel und Schürzen reich verziert.

Das weitverbreitetste Muster für Stickereien auf den Hemdärmeln ist bei den ungarischen Wander-Zigeunerinnen unter dem Namen „Haus" (Kor) bekannt, das kunstvoll in einander geschobenen Ziegelsteinen gleicht. Die Umrandung ist dunkelgrüne Wolle, die größeren Innenfelder zeigen hochrothe, die kleinen gelbe Wolle oder Gold- und Silberfäden, was einen

reichen Farben-Effect macht. Es ist seltsam, wie der Gedanke der dem Nomaden versagten Heimstätte, — des Hauses, — hier, vielleicht in poetischer Sehnsucht, von den Frauen der Zelt-Zigeuner auf ihre Gewandung übertragen wurde. Doch dürfen sich dieses Musters nur ältere, verheirathete Frauen bedienen, während junge, erwachsene, heirathsfähige Mädchen ein Muster für ihre Hemdärmel wählen, das sie biribari (Allerlei) nennen; es ist in übereinander laufenden Quadraten aus dunkelgrüner Wolle gehalten, die wieder winzig kleine Quadrate aus rother Wolle mit Gold- oder Silberfäden verbinden und dazwischen eingestreute, glänzende Glasperlen enthalten, silberschimmernd, wenn Silberfäden verwendet wurden, goldglitzernd, wenn Goldfäden das Muster füllen. Ein anderes Muster, das sie Stern (cerhen) nennen, führen junge Zigeunermädchen auf ihren Schürzen aus. Es zeichnet in Wolle die Conturen eines Sternes und hat nur in der Mitte eine große Goldperle.

So haben die Zigeunerinnen auch die ihren Wanderzügen am Nachthimmel leitend voranschwebenden Sterne als zweites Phantasie-Bild in den Schmuck ihrer Gewandung aufgenommen. Zur Vervollkommnung eines solchen Kostümes tragen die vornehmen Woiwoden-Töchter, die als eine Art Zigeunerfürstinnen gelten, prachtvolle gestickte Gürtel. Merkwürdigerweise drückt auch auf diesen die Stickerei den Gedanken eines festen Wohnsitzes, aber ihrem höheren Stande entsprechend, aus. Die Woiwoden-Tochter stickt sich kein „Haus", sondern eine „Burg" (varos), wie sie das Stickmuster nennt, auf den Gürtel. Dieses ist reich in echten Goldfäden ausgeführt, dazwischen kommen rothe Wolle und bunte Perlen. Hervorstechend darin ist die Figur des Kreuzes, das im Zigeunerischen „Glück" (Kruco, bact) bedeutet.

Dieses Zeichen des Glückes tragen auch die minder reich gestickten Gürtel, die sich besonders die der Geburt eines Kindes entgegensehenden Zelt-Zigeunerinnen gerne umlegen. Sie sind gewöhnlich aus einem $1^1/_2$ bis 2 m langen und 1 cm breiten Leinwand-Streifen, nur in selteneren Fällen aus weichem Kalbsleder gefertigt. An den Gürtelrand hängen solche Frauen dann noch Bärenklauen oder Rinderzähne, oder auch nur Hasenpfoten, was bewirken soll, das sie ein gesundes, starkes und flinkes Kind zur Welt bringen.

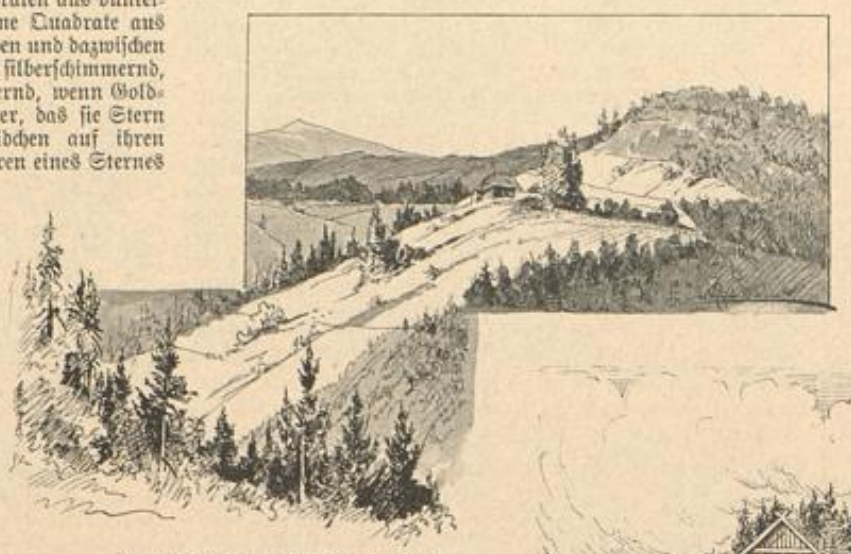
Ganz alte Frauen benähen sich ihre Schürzen gerne mit einem Muster, daß sie „Schlange" (Sap) nennen, was schon besser zu der von ihnen gespielten Wahrsagerinnen- und Zauberfrauen-Rolle paßt. Diese Zauberfrauen (covalyi), auch „gute Frauen" (laci romni) genannt, stehen als Heilkünstlerinnen bei den Zigeunern in hohem Ansehen. — Bei ihren Krankenbesuchen tragen sie ebenfalls seltsam und reich gestickte Beutel, die mit Stechapfel-Samen gefüllt sind. Diese Beutel führen sie über den Leib des Kranken, um die bösen Krankheits-Dämonen zu vertreiben, mit denen sie sich dadurch in magischen Rapport setzen. Das Stickmuster auf diesen Zauberbeuteln entspricht ihrer Bestimmung. Es sind Schlangen, deren Leib aus hochrother, deren Kopf aus grüner Wolle besteht; die Augen sind aus Silberfäden, der Halbmond, den das Unthier im Maule hält, ist dagegen aus gelber Wolle gefertigt. Ein anderes Muster tragen dagegen jene Beutel, welche die Zauberfrau des Nachts auf das Lager einer jungen Mutter und des neugeborenen Kindes legen muß. Es geschieht dies in jener Nacht, wo die nur ihr sichtbaren Urmen (Schicksals Göttinnen) erscheinen, um die künftigen Schicksale des Kindes zu bestimmen.

Die Zauberfrau weilt während dieser Schicksalsnacht allein bei der jungen Mutter, in der Erdhöhle oder im Zelt, und murmelt ununterbrochen Zauberformeln. Am Morgen aber legt die junge Mutter, als Dank, ein Geldstück in ihren Zauberbeutel. Das Stickmuster auf diesen Beuteln nennen die Zigeunerinnen „Thurm" (toronis). Alle diese Muster und sympolischen Stickereien müssen die Zigeunerinnen einander schon seit Jahrhunderten vererben.

Bei den Stickereien der Südslavinnen dürften nur die Muster „Stab" (gewundener Stock), „Glisto" (Würmer — Schlangen), „Kriz" (Kreuz), auf ältere, heidnische Symbolik rückdeuten. Sonst nennen sie ihre Stickereien jetzt gern nach dem freundlichen Vorbilde der zart und innig nachgebildeten Feldfrüchte. Da giebt es ein Muster „türkischer Mais" (Kukuruza), „Maiskolben" (Kurozova cima), mit den reichen niederhängenden Kolben, das Trauben- und Weizenmuster ꝛc. Von den Stickmustern in Feldfrüchten fehlt nur noch ein Schritt, um unser geistiges Auge zu den herrlichen Blumen-Nachbildungen zu führen, welche die griechischen und armenischen Frauen am Bosphor, in Candilli, Cousgoundjouk, Arnaoutkeny auf den Fakios, das Kopfschleier-Tuch der orientalischen Jüdin und Griechin, auf Polster, Decken und kostbare Taschentücher, die der Orientale mit Vorliebe bei sich trägt, nicht sticken, sondern malen.

Zu diesem Zwecke stellen diese Frauen kleine, irdene Schalen, mit den verschiedenen Farben gefüllt, welche sie vorher in Alkohol und einer Gummi-Mischung auflösen, — eine Manipulation, deren Einzelheiten jedoch geheim gehalten werden, — vor sich hin. Nun wird der Tülbont, ein zarter Wollstoff, beinahe wie Musselin, ausgebreitet und mit einem Pinsel werden, zuerst ein paar lose Stiele, hierauf Blätter regellos hingestreut, die sich dann mit den herrlichsten, farbenprächtigsten Blumenköpfen füllen. Die Form der Blumen und Blüthen ist stets dieselbe, aber ihr Arrangement ist immer ein anderes, frei erdachtes, ein herrliches Farbengewirr, so daß man nie zwei völlig gleiche Muster findet. Der so erzeugte Stoff heißt Kalemker und wird dreimal in die Fluthen des Meeres getaucht, um seine Echtheit zu erproben.

Ihm in Farbenpracht am nächsten stehen die herrlichen Tuchstickereien und Applicationen der Tscherkessinnen. Die mühevollen Ineinander-Fügungen von Tuchläppchen mit weißen, grünen, goldgelben Seidenfäden kunstvoll umsteppt, seltsame reiche Figuren bildend, die sich von grellrothem oder mattlichtblauem, tiefgrünem Tuchgrund in einer, das Auge geradezu berauschenden Farbenschönheit abheben, lehren uns, gleich den früher geschilderten, daß die Handarbeiten der Frauen der verschiedenen Völker der Erde auch eine wortlose Sprache zu ihrer Charakteristik, zur Erforschung ihrer alten religiösen Irrthümer, ihrer tiefen Empfindungs- und Anschauungswelt mitreden, eine Sprache, die so poesievoll und traumschön ist, daß sie verdient, zeitweise gelesen zu werden.



Das Alp'l bei Krieglach mit Rosegger's Geburtshaus.

Rosegger's Geburtshaus.

Nachdruck verboten.

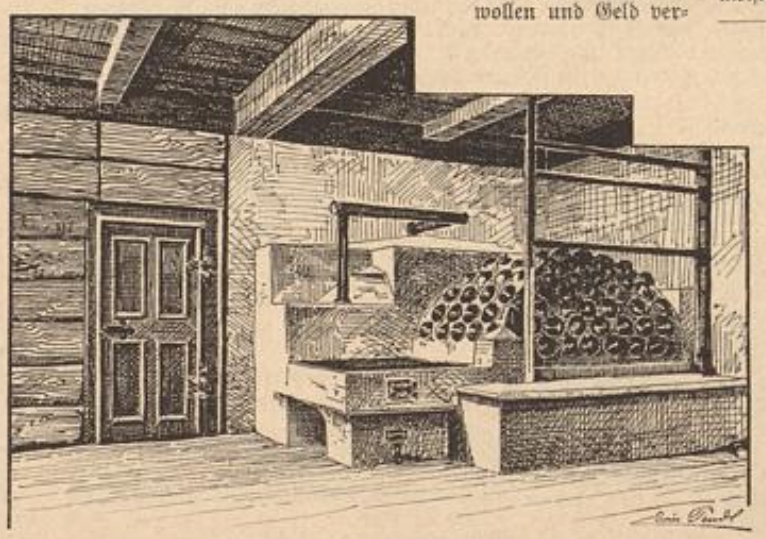
Die Leiter der deutschen Hofbühnen.

I.

Volko Graf von Hochberg und Georg von Hülsen.

Von Otto Preuß in Berlin. — Siehe Seite 25.

Eine Geschichte der deutschen Hoftheater würde eine Geschichte der deutschen Bühnenkunst sein; den finanziellen Opfern, die die deutschen Fürsten ihren Hoftheatern bringen, verdanken wir es, daß wir nicht nur einen einzigen Centralpunkt für die dramatische Kunst in Deutschland haben, daß man in einer ganzen Anzahl von deutschen Städten gute, zum Theil vortreffliche Opern- und Schauspiel-Aufführungen genießen kann. Die Leiter dieser Hofbühnen befinden sich in einer schwierigen Stellung: es fehlt ihnen die Unabhängigkeit der Theater-Direktoren, für die neben dem eigenen Geschmack nur noch der Geschmack des Publicums existirt. Die Hoftheater-Intendanten haben noch mit einem dritten, den Ausschlag gebenden Factor zu rechnen, — mit den Allerhöchsten Wünschen. Diese Allerhöchsten Wünsche mögen ihnen nicht selten die Flügel binden, die die Allerhöchste Subvention ihnen, hiervon abgesehen, freier zu entfalten gestattet als den anderen Theater-Direktoren, die Geld verdienen wollen und Geld verdienen müssen. Aber im ganzen genommen bleibt ihnen doch immer noch ein Wirkungsfeld, auf dem sie der Kunst einen wirklichen Nutzen leisten können.



Küche in Rosegger's Geburtshaus.

Rosegger's Geburtshaus. Nach Original-Zeichnungen von Erwin Pendl in Wien. — Siehe Seite 30.

Wir haben die Portraits des General-Intendanten der Königlichen Schauspiele Volko Graf von Hochberg und des Intendanten des Königlichen Hoftheaters in Wiesbaden Georg von Hülsen nebeneinander gestellt, weil der letztere allgemein als Nachfolger des Grafen Hochberg angesehen wird. Nicht, daß Graf Hochberg seiner Stellung müde wäre oder daß das Publicum Ursache hätte, ihn müde zu wünschen, — man spricht von dieser Nachfolgerschaft vielleicht nur deßhalb mit solcher Bestimmtheit, weil Herr von Hülsen ein ständiger Begleiter des Kaisers auf seinen Seereisen ist und weil der Name Hülsen durch den Vater des Wiesbadener Intendanten mit der Geschichte der Königlichen Theater auf das engste verknüpft ist. Vielleicht wünscht man auch hier und da den Königlichen Bühnen in Berlin einen frischeren Zug und weist darauf hin, daß sie nicht mehr, wie zu der Zeit, als Botho von Hülsen General-Intendant der Königlichen Schauspiele war, das Berliner Theater-Interesse souverän beherrschen. Man vergißt, daß sich seit jener Zeit die Berliner Theater fast verdoppelt haben, daß das Interesse des Publicums sich in Folge dessen nothwendig zersplittern muß. Außerdem ist die Thätigkeit des Grafen Hochberg vielfach durch nothwendige Reorganisationen gehemmt worden; sowohl im Königlichen Opernhause wie im Königlichen Schauspielhause mußten bauliche Veränderungen getroffen werden, die lange Zeit in Anspruch genommen haben und ganz naturgemäß die künstlerische Leitung beider Bühnen zeitweise hemmten. Eine dominirende Stellung, wie die Königlichen Theater sie unter Botho von Hülsen's Leitung im Berliner Kunstleben einnahmen, ist durch die veränderten Verhältnisse unmöglich geworden; auch der genialste Bühnenleiter mit vollkommenster Aktionsfreiheit könnte sie niemals zurückgewinnen.

Volko Graf von Hochberg wurde im Herbst 1886 zum General-Intendanten der Königlichen Schauspiele ernannt. Der jüngere Bruder des Fürsten Pleß, einer der vornehmsten Großgrundbesitzer Schlesiens, hält ihn nur der Wunsch, wahrer Kunst zu nützen, in seiner nicht gerade bequemen Stellung. Graf Hochberg ist am 23. Januar 1843 geboren. Er war kurze Zeit im diplomatischen Dienst, kurze Zeit auch als Mitglied des Abgeordnetenhauses politisch thätig. Seine innersten Interessen gehören der Musik, und als Componist wie als Begründer der großen schlesischen Musikfeste hat sein Name einen guten Klang.

Der in der Mitte der Dreißiger stehende Intendant des Königlichen Hoftheaters in Wiesbaden Georg von Hülsen quittirte 1892 seine militairische Laufbahn, um die Leitung dieser Bühne zu übernehmen. Er fand einen neuerstandenen, mit allen Einrichtungen der modernen Bühnentechnik versehenen Prachtbau vor, in dem er der Kunst eine behagliche Stätte bereiten konnte. Daß Herr von Hülsen es ernst mit der Kunst meint, hat er in diesen wenigen Jahren genugsam bewiesen; zuletzt, indem er den berühmten Londoner Professor Blume als Gesangsmeister für die Königliche Bühne in Wiesbaden engagierte und damit eine Stellung schuf, die, von ähnlicher Bedeutung in der Oper, wie diejenige von Strakosch unter Laube als Vortragsmeister für das Schauspiel war, an den meisten Opernbühnen unbesetzt ist.

Nachdruck verboten.

Der Eingang zum Vatikan.

Zu dem Bilde von Hans Wieland in München. Siehe Seite 28.

Man kann in Rom gewesen sein und den Papst nicht gesehen haben, — die meisten Romreisenden müssen sich sogar mit diesem Schicksal aussöhnen. Aber einen Reisenden, der Rom besucht hat und nicht im Vatikan war, giebt es wohl kaum. Ist doch der Vatikan nicht nur die Residenz des Papstes, sondern auch das vornehmste und reichste Museum der Erde, enthält er doch eine Sammlung von Kunstschätzen ohne Gleichen. Diese Kunstschätze muß jeder Tourist angestaunt haben, gehöre er nun zu den Gläubigen oder zu den Ungläubigen, wenn er nach Hause zurückkehrt und den Zuhörern von Rom erzählen will. Daß der Strom der Touristen, die, im bequemen Reise-Kostüm, den rothen Bädeker in der Hand, die Säle des Vatikan durchfluthen, die Würde der päpstlichen Residenz erhöhte, wird niemand behaupten können. Selbst die Schweizer-Garde in ihrer Landsknechttracht macht mehr den Eindruck einer Schaar von Museums-Dienern als einer zum Schutz der Person des obersten Kirchenfürsten hier installirten Söldnerschar. Nur wenn der gerade auf Posten befindliche Schweizer einem hohen Würdenträger der Kirche militärisches Honneur erweist, wird man daran erinnert, daß hier päpstliche Soldaten den Eingang zum Palast des Papstes bewachen. A. G.

Redactions-Post.

Antworten.

Gisela in Wien. — Frau Odilon war in Berlin am Wallner-Theater und kurze Zeit am Königlichen Schauspielhaus engagirt.

Frau Afra. — Der Gemahl der Prinzessin Sophie von Preußen, der jüngsten Schwester des Kaisers, Prinz Friedrich Karl von Hessen, ist der einzige noch lebende Bruder des Landgrafen Alexander Friedrich von Hessen. Landgraf Alexander Friedrich ist unvermählt und seit frühester Jugend erblindet.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 5, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. März 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Reue.

Erzählung von Adalbert Meinhardt in Hamburg.

(Schluß.)

„Und," fragte sie nach einer Weile, „wenn Du heute wieder so ständest? Ich muß es einmal von Dir hören, Leo, ich muß! Wenn sie hier wäre und sähe Dich an mit ihren Augen, so wie sie's thut, — denn sie denkt ebenso heute wie damals, und Du wärst frei, fühltest Dich dem Freund nicht verpflichtet, sondern hättest Deinem Herzen allein zu folgen . . .".

„Wie ich dann wählen würde, meinst Du, zwischen Dir und ihr?"

Vor seinem Blick sah sie zu Boden und fragte nichts mehr.

„O, Du Kind, das Du bist! Weißt Du denn nicht," sagte er auf dem Heimweg, als sie langsam, Seite an Seite durch die Straßen von Bellaggio schlenderten, „daß ich Dich brauche, gerade Dich, die in den Menschen das Gute sieht und mit ihrem Zutrauen es weckt, wo es schlummert, es hervorruft, wo es ohne ihr Vertrauen nicht sein würde? Nun, ich bin den alten Weg heute zum letzten Mal gegangen. Ich will's nie wieder, auch mit Dir nicht! Von heut an wollen wir alle beide nicht mehr zurücksinnen, nicht mehr zurückgrübeln, nur beide wissen: es ist gut so, wie es ist." —

Den nächsten Morgen in aller Frühe fuhren sie im Dampfboot wieder quer über den See. Die Berge lagen noch im Nebel. Die Sonne kämpfte sich durch und bestrahlte das Wasser, den Ort, die Häuser am Ufer. Dann schwand sie wieder, das Grau herrschte ringsumher, bis sie abermals die Nebel siegreich durchbrach.

Die Zwei auf ihrer erneuerten Hochzeitsreise saßen nahe aneinander gerückt. Sie sprachen nicht viel, sie sahen sich nur von Zeit zu Zeit mit vertrautem Lächeln in die Augen und drückten sich unterm Mantel die Hände. Und als sie in der kleinen Bahn bei der letzten spitzigen Kehre zum letzten Mal drüben an der Landspitze von Bellaggio das breite Gebäude ihres Hotels in seinem Garten liegen sahen, da nickte Anna noch einmal hinüber. — Und dann wandte sie sich zu der andern Seite, nach welcher die Richtung ihrer Fahrt ging: „So, das war schön! Nun aber zu Lili!" —

* * *

Es war gegen Abend, als sie in Luzern ankamen. Der Professor stieg aus, um zu fragen, ob vielleicht Briefe für ihn hier lägen. Anna blieb im Coupé und nickte ihm zu vom Fenster, als er draußen auf dem Perron war. Dann setzte sie sich in ihre Ecke, lehnte den Kopf zurück und dachte an den schönen Tag gestern, den Abend-Sonnenschein, die Glycinen und dann an all die Tage vorher, an Michael. Der eine stirbt, und der andere ist glücklich. Man sollte es nicht sein, und man kann doch nicht anders. Wenn ich einmal sterbe, — wie bald mich dann wohl meine Liebsten vergessen und wieder froh sein werden? Und wenn sie, wenn einer von ihnen . . . .

Es fröstelte sie bei dem Gedanken. Sie schüttelte ihn von sich. Wer denkt auch so etwas! Sie stand auf und sah zum Fenster hinaus. Leo konnte noch nicht zurück sein. Was das für ein Getriebe war von Leuten und Sachen! Engländerinnen stiegen ein und aus, die Träger rannten. Dazwischen so ein paar hübsche Kinder, ein kleiner Knabe und ein Mädchen, mit langen Locken alle beide. Wenn sie erst Lili mit auf eine Reise nehmen könnte! —

Wo blieb nur Leo? Die Briefe waren hoffentlich aus dem Hotel richtig hergebracht worden; hatte er es doch telegraphisch bestellt. Aber er ließ sich noch nicht blicken. Sie fühlte, wie sie vom Spähen nach ihm unruhig wurde. Und es war doch nirgends ein Grund, um ängstlich zu sein. Er wird schon kommen, wenn es Zeit ist! Sie schämte sich förmlich, daß sie sich um ihn aufregen konnte. Sie trat vom Fenster fort, setzte sich wieder und nahm aus ihrer Reisetasche das zusammengebundene Päckchen der Briefe, die sie unterwegs von ihren Brüdern erhalten, fünf waren es, von jedem Tag einer. Die braven Jungen, so fleißig hatten sie geschrieben! Wie die Kleine lachte, was sie sagte, was sie that, sie führten getreulich Buch über alles. Willi, der zukünftige Arzt, hatte sie sogar gewogen und berichtete über eine Gewichtszunahme, die der höchst erfahrenen Mama etwas fragwürdig scheinen wollte. Sie vertiefte sich in die Briefe, las jeden wieder, sah und hörte ihr Kind in jedem und lachte beim Lesen . . . . Da, — das erste Glockenzeichen! Und Leo?

„Leo, da bist Du!" rief sie, als sie, aufblickend, ihn in der Thür zum Gange schon stehen sah, „bist Du lange hier? Hast Du es probiren wollen, ob ich mich um Dich ängstigen würde? Oder — Leo," rief sie, „was ist? Komm herein, sag mir's rasch."

Er konnte nicht sprechen, er gab ihr die Blätter, die er in der Hand hielt.

„Das Kind!" schrie sie auf.

Es waren zwei Briefe von Fritz und von Willi. Die Kleine hatte einen ähnlichen Anfall, wie schon früher gehabt. Nur daß er nicht vorübergehen wollte. Der Arzt, der gleich zur Stelle gewesen, hatte gerathen, die Eltern zu rufen. Es sei noch keine Gefahr, gewiß nicht. Aber wenn nicht bald Besserung eintreten würde, . . ! Und dann ein kurzes Telegramm, das sagte nur: „Kommt rasch, es ist die höchste Gefahr!" —

Anna war aufgesprungen, sie stand, mit beiden Händen an den Koffernetzen sich haltend, in dem engen Coupé. Ihr war, als ob sie hinausspringen müsse, laufen, hinstürzen zu ihrem Kinde.

„Der Zug geht schon," sagte Leo.

Ja, er setzte sich in Bewegung, langsam, o, so verzweifelt langsam!

„Wir können nichts thun," hörte sie Leo neben sich sagen, als sie gleich außerhalb des Bahnhofs durch den langen Tunnel fuhren, „nichts, als uns forttragen lassen und reisen."

„Nichts," wiederholte sie, „nichts, nichts, nichts!" — Und es war ihr, als sei die Dunkelheit, die um sie her war, die leere, schwarze, hoffnungslose in ihr selber. —

Als sie wieder im Freien waren, sah sie ihn an. Hält er das aus, so still zu sitzen? Wie hält man's überhaupt aus, nicht fliegen zu können, nicht in Secunden, in Blitzesschnelle hin zu können zu denen, die man liebt, die uns brauchen? Sie preßte die Schläfen mit beiden Händen, daß ihr das Hirn nicht springen sollte vor Entsetzen.

„Du denkst, wenn wir gestern

Weibliches Bildniß.

Nach einem Portrait von Dora Hitz in Berlin. — Siehe Seite 40.

hierher gekommen wären, so wie wir wollten . . .“ murmelte er.

„Ich denke garnichts! Was meinst Du damit? Dann könnten wir jetzt am Ende schon dort sein? In dieser Stunde? O, mein Kind!“

„Jetzt? nein! Morgen früh um sieben hätten wir dann in Berlin sein können. So kommen wir erst am Nachmittag hin.“

„Wozu erzählst Du mir das alles, was soll das jetzt? Es ist nicht gestern, es ist heute,“ rief sie. „Und wenn wir selbst gestern gekommen wären, es hätte das auch schon zu spät sein können!“

„Anna,“ sagte er. „Es kann ja noch sein . . . . Das Telegramm ist von gestern Morgen. Wenn, — sie hätten uns sicher ein zweites zukommen lassen! Denke das nicht. Es wäre zu furchtbar!“

Sie nahm die beiden Briefe auf und las sie noch einmal und legte sie fort zu den anderen, den lustigen, an denen sie sich vorhin erbaut: „Mein Kind!“ flüsterte sie vor sich hin. Sie saß da in ihrer blassen Starrheit, daß er sich so fern von ihr fühlte, als wäre sie ein Bild von Stein.

„Anna,“ bat er, „sprich doch! Sag mir, was Du leidest, was Du denkst!“

Sie schüttelte den Kopf: „Ich weiß nicht, ich denke garnichts!“

„Glaubst Du, es geht mir nicht ebenso nahe? Glaubst Du, ich hätte das Kind nicht lieb, so lieb wie Du's hast? Dein Kind, meines, unser beider vereintes Glück und unseres Glückes lieben Bürgen?“

„Ich kann nicht!“ wiederholte sie, — „morgen! Wenn Du sie lieb hast, warte bis morgen!“

Er sah, daß alles, was er sagte, sie nur noch mehr marterte. So saßen sie denn fast ohne zu sprechen die langen Stunden stumm einander gegenüber. Der Abend kam und dann die Nacht. Er bat sie, daß sie sich hinlegen sollte, ihre Kräfte für morgen zu schonen. Sie that, was er wollte. Nicht, wie ein folgsames Kind, das willenlos Gehorsam leistet. Er sah es an ihren gespannten Brauen, ihren ineinander gepreßten Händen, sie bot ihre ganze, starke, leidenschaftliche Willenskraft auf, um sich zu halten, um nicht ganz zusammenzubrechen. Er selber lag mit klopfendem Herzen und horchte zwischen dem Rasseln des Zuges auf ihre Athemzüge hin. So hatte sie früher auf seine gelauscht. Und er dachte an morgen, und wie es nach morgen werden sollte, wie sie weiter leben sollten, ohne das Kind. Andere Eltern haben wohl andere Kinder verloren und doch weiter gelebt. Aber wenn es an uns selbst kommt, wenn das Todesgerippe unser eigen Fleisch und Blut mit seiner Knochenhand uns fort trägt . . . Und wieder sah er seine Schuld in dem, was geschah. Er hatte, statt allein zu tragen, was er allein verbrochen hatte, nur um sich das Herz zu erleichtern, Anna zur Vertrauten gemacht, und sie war mit ihm gegangen aus Mitleid. Er hatte dann sich einreden wollen, durch jenen letzten Blick und Zuruf von Michael sei alles getilgt. Nichts tilgt sich! Keine alte Schuld hört je auf, eine Schuld zu sein. Sie erzeugt nur eine neue, größere. Weil er sich entsühnt geglaubt, hatte er sie in seiner Freude zu dem Abweg verleitet. So war das neue Unrecht entstanden, das gegen ihr Kind. Er fühlte im Herzen wieder die Krallen, die altgewohnten, bohrenden der nutzlosen Reue. Klippklapp, gingen die Eisenbahnräder, klippklappklapp. Und Anna, ob sie auch sich quält, so wie er? Ob sie auch in jeder Umdrehung der Räder, in jedem Klippklapp die Worte hörte: ‚Nur Du bist Schuld, nur Du, nur Du! Klage das Schicksal nicht an, keinen Himmel, keine Gottheit, nur Du bist schuld. Du!‘ — Er beugte sich zu ihr. Sie lag, wie er sie hingebettet hatte, ausgestreckt, still. Ihre Hände hielt sie ineinander gefaltet. Ihre weit offenen Augen starrten geradeaus. Und unter den festgeschlossenen Lippen meinte er die weißen Zähne auf einander knirschen zu hören, wie sie den Aufschrei ihres Herzens, die Anklage wieder ihn, gewaltsam zurückhielten.

Dann kam der Morgen, Sonnenschein, deutsche Stimmen, junges Grün. Um diese Stunde hätten sie daheim sein können. Als er es nicht mehr ertragen konnte und davon anfing, hob sie die Hand auf:

„Laß! bitte nicht!“ —

Einmal sah er nach der Uhr. Er that es unbewußt. Denn auf die Minute hätte er es ja ohne dies sich sagen können, wie weit sie waren, wie pünktlich sie fuhren, wie viele Stunden noch bis Berlin verstreichen mußten. Sie aber schrie auf, als hätte er ihr einen körperlichen Schmerz verursacht. Und als er fragte, was ihr wäre, entschuldigte sie sich:

„Du hast so oft nach der Uhr gesehen, damals in Paris! Damals wolltest Du zu Michael kommen, ehe er . . . Und nun dasselbe! . . . Verzeih, wenn ich kindisch bin! Ich kann's nicht ändern. Nur . . . o, wären wir erst dort!“

Er sah es ihr an, sie dachte wirklich nichts als: ‚vorwärts, vorwärts!‘ Und die Räder gingen ja vorwärts: ‚Klippklapp, klippklappklapp, Du trägst die Schuld!‘ Er meinte, wenn sie manchmal hielten, die Melodie sei ihm in seinen Kopf gegangen, daß er sie auch hören mußte, wo sie nicht war. Und er meinte, wenn er endlich am Ziel sein würde, zu Hause bei seinem sterbenden, — oder bei dem todten Kinde, da würde er das Lied noch hören. Und wenn er alt würde und schwach, ein Greis, und wenn er selber zu sterben käme, — ‚Klippklapp,‘ er hörte es auch dann noch, ‚klippklappklapp, Du allein, Du allein.‘

Die Stunden schleichen. Aber auch die längsten Tage müssen endlich vorwärts rücken. Aus dem Morgen ist Mittag geworden. Dem Mittag folgt allmählich, allmählich der Nachmittag. Sie nähern sich der Stadt. Ihre Augen sehen zugleich bekannte Zeichen, erkennen sie gleichzeitig, aber vermeiden es, einander zu begegnen. Anna steht auf und lehnt sich an den Fensterpfosten.

„Ich muß Dir einmal vorher etwas sagen,“ beginnt sie so leise, daß er sich weit vorbeugen muß, um beim Rütteln des Zuges ihre Worte zu erfassen, „Leo, was auch sein mag, — wir wissen ja beide, daß wir nichts hoffen, — und wie es auch wird, das sollst Du nicht denken, daß ich irgend etwas bereue!“

„Nicht?!“ fragt er staunend. Hat er doch diese ganzen vierundzwanzig Stunden lang nichts anderes gethan, als sich zu zermartern in blinder, hoffnungsloser Reue, sich vorzustellen, wie sie neben ihm sich zermartert in ihrer Reue.

Sie schüttelt den Kopf: „Ich konnte nicht anders. Und wenn es heute wieder so käme, so würde ich wieder an Lili's Bett hinknieen, wie damals, und mir und ihr sagen: ‚sie ist ein Kind, sie hat noch kein Denken, hat noch kein Bewußtsein vom Leben. Und mein Mann, dem ich treu zu sein geschworen habe, der braucht mich mehr.‘ Ich habe es gewogen und habe es gethan! So viele Mütter müssen von ihren Kindern fort und thun es freudig, viel leichter als ich. Es war kein Unrecht. Und wenn ich es heute wieder thun sollte und wüßte vorher, was kommen muß, — ich könnte mich doch auch nicht anders entscheiden! Ich müßte Lili wieder lassen und ginge mit Dir. Das habe ich Dir nur sagen wollen. Du denkst sonst vielleicht, ich sei so kindisch abergläubisch, dieses Unglück wie eine Strafe anzusehen . . .“

„Nein,“ sagte er leise, „von Dir denke ich nie, Du wärest kindisch, von Dir nicht! — Und daß wir vorgestern in Lugano aus dem Zug stiegen, nicht weiterfuhren, deshalb machst Du mir auch keinen Vorwurf?“

„Dir? Wie sollte ich, wünschte ich es doch selber! Wer hatte denn eigentlich den Einfall? Ich glaube, ich war es. Aber wer es war, das ist gleich. Wir fühlten uns beide glücklich, fühlten uns erlöst von dem alten Druck. Wie konnten wir an Unglück denken? Und wenn es trotzdem kommt und da ist, — ist denn das unsere Schuld? Leo, Leo, ich habe mein Kind lieb! Mit jeder Fiber, jedem Athemzug habe ich es lieb und möchte sterben, um es zu erhalten, in dieser Secunde, mit wie vielen Freuden! Aber wenn wir nach Hause kommen und es, — ich kann das nicht aussprechen, ich kann nicht! Du weißt, was ich denke. Das ist Geschick, oder Fügung oder Zufall, nenn' es wie Du willst, aber nicht meine Schuld und nicht Deine. Wie ich es tragen soll, — ich weiß nicht! Aber ich weiß auch nichts zu bereuen.“

Er gab ihr keine Antwort. Er bückte sich, daß sie es nicht sah, und nahm eine Falte vom Kleide seiner jungen Frau und drückte den Saum an seine Lippen. Juliane's Abschiedsworte kamen ihm in den Sinn: ‚Solch ein Menschenkind wie sie, kann nie ganz unglücklich werden.‘

Während Anna gesprochen hatte, waren sie in die Stadt eingefahren. Häuser, Häuser und wieder Häuser. Und Schienen und Schienen und Eisenbahn-Wagen. Nun Mauern zur Seite, eiserne Träger, jetzt das Glasdach der Halle. Der Zug fährt langsamer, müßte halten. Vor der Coupé-Thür der Kofferträger hängt sich an den Drücker, trabt laufend mit. Der Zug hält noch nicht? Ja, er hält!

Und nun?

Der breite, graue, Asphalt-gepflasterte Perron, der menschenleer bis weithin frei zu übersehen war, ist urplötzlich schwarz von dem Gewimmel der Ankommenden, der Erwartenden. Man drängt und stößt und schiebt sich vorwärts. Da, ganz hinten aus der Menge taucht jetzt ein Kopf auf, ein wohlbekannter. Fritz ist es, allein, ohne den Bruder. Sein Gesicht scheint blaß. Er ruft etwas. Alle die Menschen, der Lärm, . . . man hört nichts, kann nichts verstehen in solcher Entfernung. Er drängt sich durch. Er ist noch nicht nahe genug, er winkt . . .

„Sie lebt!“ ruft Anna, „Leo, sie lebt!“

Nachdruck verboten.

Die Kornelfe.

Erzählung von C. von Hellen in Ludwigslust.

Na, weißt Du, Wallholm, wenn ich das verdammte Wetten nur lassen könnte. Aber es reizt einen mächtig, Du kannst es mir glauben, es prickelt einen ordentlich, wenn man so einen schneidigen Gaul vor sich sieht, wie z. B. den Sunbeam; na, das ist doch keine Frage, das der siegen muß! Die anderen sehen alle wie die Lumpenkarren-Pferde neben ihm aus. Sehnen, wie Stahl, und diese Bewegungen, und das Köpfchen, er könnte aus einer Mokkatasse trinken, sage ich Dir, und dann reitet ihn Rosenstein; na, was der kann, das wissen mir doch! Also los, ich muß ja meine Tausend Mark und vielleicht mehr gewinnen. Ich bin auch nicht allein der Schlaue, wenigstens dreiviertel von der ganzen Gesellschaft haben auf Sunbeam gesetzt, nur der verdammte Kerl, der Heim nicht, der hat immer so was Besonderes raus, und wenn ich schon das superkluge Gesicht sehe, wird mir ganz flau, und noch so ein Paar andere Kerle von derselben Couleur. Na, nun geht es denn los, natürlich der Sunbeam immer vorne weg. Die Hürde, brillant! fliegt nur so. Pah, wo sind die anderen? Der große Wassergraben, — wie'n Vogel. Rosenstein sieht sich um, als wollte er sagen: na, kommt keiner nach? da — die verdammte Steinmauer, 'rüber ist er, aber da liegt er, der Gaul überkugelt sich vollständig; s' war n' Wunder, daß Rosenstein mit dem Leben davon kam. Aber der Sunbeam hat's weg, völlig niedergebrochen, total fesselahm, muß wahrscheinlich todt geschossen werden. Na und ich? Da sind meine hundert Mark wieder pfutsch. Und das geht dann so weiter.“

Der junge Offizier, der diese Rede hielt, stand beim Husaren-Regiment in der kleinen Stadt Z. Er schritt, während er so sprach, unruhig in einem gemüthlich eingerichteten, großen Zimmer auf und ab, die Hände in den Taschen eines kurzen Smoking-Jackets, das er übergeworfen hatte, denn er war bei sich zu Hause, und der ältere Kamerad, Premier-Lieutenant Wallholm, saß bequem ausgestreckt auf einem Schaukelstuhl, die Cigarre zwischen den Lippen und hörte ruhig zu. Er antwortete auch nicht, denn sein junger Freund war noch nicht zu Ende mit der Litanei.

„Ja, weißt Du, Wallholm,“ sagte er jetzt vor dem leise hin und her schaukelnden stehen bleibend, „ich bin wahrhaftig kein Freund vom Jeu, aber wenn man dann einmal soviel Pech gehabt hat, und ein bißchen angerissen war ich nach dem Renn-Diner auch, dann überkommt einen so ne Art von Galgen-Humor. Was kann da sein, denkt man, die paar Mark machen den Kohl nun auch nicht mehr fett. Kannst ja auch gewinnen, dann bist Du schön 'raus, na, und dann geht's los. Natürlich habe ich Pechvogel nichts gewonnen, einen Riesenkater und tausend Mark Minus, die ich noch dazu von dem alten Galgengesicht, dem Schnabelthier, pumpen mußte, das war wieder mein Reingewinn!“

Das Schnabelthier war ein alter Trödeljude, der im Städtchen hinter einem winzigen Ladentisch in einer dunklen Höhle von Laden hauste und bisweilen Geldgeschäfte mit den Herrn Offizieren machte, die ihm wegen seines vorstehenden Mundes und seiner eingedrückten Nase den schönen Spitznamen Schnabelthier gegeben hatten.

„Ja,“ sagte Wallholm jetzt, da die Beichte des andern endlich zu Ende schien, indem er die Cigarre aus dem Munde nahm und die Asche bedächtig in eine Schale, die auf einem kleinen Tischchen neben ihm stand, abstreifte, „ja, Bruno, das ist alles ganz gut und ganz begreiflich aber — alter Junge, wo soll das enden? Du weißt, Vermögen hast du nicht, auch keines zu erwarten, die Zulage, die Dir dein Onkel giebt, reicht knapp, also wie soll das werden, wenn Du fortfährst, immer über deine Verhältnisse zu leben, und eine Tausend Mark nach der anderen pumpen mußt?“ Der andere ließ den Kopf hängen. Sein hübsches, frisches Gesicht sah trübselig aus.

„Oder,“ fragte Wallholm, „meinst Du, daß dein Onkel ein Einsehen haben und dich loskaufen wird?“

Bruno schüttelte den Kopf. „Kein Gedanke. Ich kann ihn auch gar nicht darum angehen, Wallholm, er ist keineswegs in brillanten Verhältnissen, quält sich mit dem großen Gut und den vielen Kindern und ist überhaupt ein famos anständiger Kerl, da er mir die Zulage giebt.“

„Ja, was denkst Du dir denn aber, lieber Junge, was willst Du machen? Du wirst mir zugeben, daß es so nicht weiter geht.“

„Wenn ich nur einen vernünftigen Gedanken hätte,“ seufzte jener.

„Ich wüßte nur einen Rath,“ sagte der andere — „aber —“

„Sag', sag' schnell, wenn Du was weißt, Wallholm, alter Freund, Du bist meine einzige Hoffnung! Siehst Du, ich weiß ja, daß ich ein verdammt leichtsinniges Huhn gewesen bin, aber ich will mich bessern, ich will mich wahrhaftig bessern, nur sage mir, wie ich aus dieser verfluchten Klemme herauskomme. Ich nehme pränumerando alles an, was Du mir vorschlägst.“

„Wer weiß,“ lachte jener, „und außerdem kannst Du allein das auch nicht machen, es gehören zwei dazu.“

„Zwei?“

„Ja, ich meine nämlich, Du müßtest eine reiche Frau heirathen.“

Das freudig erhobene Haupt des armen Bruno sank wieder herab, und der erwartungsvolle Zug wich aus seinem Antlitz. „Wallholm,“ sagte er, „dazu paße ich nicht.“

„Na höre, Du bist ein hübscher, frischer Kerl, wenn Du so auf Deinem „Flirt“ durch die Straßen reitest, sehen Dir die Mädchen alle mit süßen Augen nach, und es müßte ja verhext sein, wenn Du die Frau nicht bekämst, die Du haben wolltest.“

„Ach, das meine ich doch nicht, Wallholm, aber um den schmutzigen Mammon will ich nicht heirathen. Habe überhaupt noch gar keine Lust dazu. Und wenn ich einmal so weit komme, will ich an das Mädchen denken und nicht an ihre Moneten.“

Wallholm zuckte die Achseln. „Sehr schön, aber nicht sehr praktisch, Bruno,“ sagte er. „Wenn ich Geld hätte, würde ich Dir gern helfen, aber ich muß selbst sehr wirthschaften, um auszukommen, und einen anderen Rath weiß ich auch nicht.“

Er stand auf, legte den Rest der Cigarre fort und schnallte seinen Säbel um. „Ich muß in den Dienst, Bruno, Adieu."

Er schritt zur Thür, der andere stand mitten im Zimmer und sah ihm traurig nach. In der Thür kehrte Wallholm noch einmal um.

„Bruno," sagte er, die Hand des andern schüttelnd, „Du saßt ja da wie 'ne Trauerweide. Kopf hoch, alter Junge, vorläufig wird Dir das Schnabelthier noch nicht den Hals umdrehen, morgen geht's ins Manöver; wer weiß, kommt Zeit, kommt Rath. Komm' nur nachher in's Casino, s' sind Krebse da, ich stoße Dich auf n' Glas Sect, damit Du wieder blanke Augen kriegst, und nun Adio! — —"

Es war ein köstlicher warmer Sommertag. Draußen auf dem Lande klang die Sense, und das reife Korn rauschte zu Boden, die Erntewagen jagten in hellem Trab auf die Felder hinaus und schwankten schwer beladen wieder ins Dorf zurück. Breit und behaglich lag dasselbe inmitten seines wundervollen Weizackers mit dem stattlichen alten Herrenhaus, dessen schweres Doppeldach, von den alten Kastanien und Lärchen des Gartens beschattet, sich nebst dem hölzernen etwas zopfigen Kirchthurm über die niederen Dorfhäuser erhob. Das Gelände war flach, aber einige Hügel umschlossen die Wiese hinter dem Garten, und hinter ihnen am Ufer eines großen Landsees lag ein zweites Gut. In beiden Dörfern herrschte ein ganz besonderes Leben an diesem Tage. Nicht nur daß die Ernte alles, was Hände hatte, in Bewegung setzte, man sah auch fixe junge Burschen in Drillichjacken und Militärmützen auf der Dorfstraße und sogar auf den Erntewagen oder mit der Sense in der Hand. Große überdeckte Packwagen standen auf dem Gutshof und in den Ställen waren Uniformstücke hie und da aufgehängt. Die Dorfschönen befanden sich in einer gehobenen Stimmung und hatten besondere Sorgfalt auf die Sauberkeit ihres Anzuges verwendet, denn es war Einquartierung da, und dieweil es Ruhetag für die Husaren war, konnten diese zum Theil bei den Erntearbeiten helfen. Der größte Theil der Schwadron lag zwar auf dem Nebengut, jenseits der Hügel, welches ein Herr Markenthin gepachtet hatte, aber einige Züge waren in Sagendorf untergebracht und sollten heute Pferdebesichtigung haben. Der Roßarzt war schon da, und die Husaren führten eben die glattgeputzten und gestriegelten Pferde ohne Decken an der Halfter auf die Dorfstraße, als der Lieutenant Bruno von Fehling, auf der breiten mit krüppligen Weiden eingefaßten Landstraße von Seehausen nach Sagendorf herüber kam. Da er nur eine Viertelstunde Wegs hatte, und das Wetter so herrlich war, beschloß er seinen, durch anstrengende Märsche ermüdeten Pferden Ruhe zu gönnen und ging zu Fuß zur Pferdebesichtigung, denn sein Rittmeister hatte den Ruhetag zu einem Besuch bei einem alten Regiments-Kameraden in der Umgegend benutzt, und der Premier-Lieutenant lag mit Rheumatismus im Bette. Die Gegend war Bruno völlig unbekannt. Gegen Abend spät eingerückt, war er todtmüde sogleich zu Bette gegangen, froh bei einem Pächter, der keine geselligen Ansprüche an ihn machte, im Quartier zu liegen. Das Regiment hatte in dem Jahre Kavallerie-Exerzieren und daher sehr weite Märsche, und kam durch andere Gegenden als die es sonst während des Manövers zu berühren pflegte. Unser Lieutenant schritt frisch und wohlgemuth an dem schönen sonnigen Morgen fürbaß. Er sah nicht aus, als beschäftige er sich mit einem so abschreckenden Gegenstand wie das Schnabelthier und seine Schuldscheine; er blies, sehr zufrieden mit sich und der Welt, seine Rauchwölkchen aus seiner Cigarre in die klare Luft und schwenkte jetzt von der Landstraße in einen kleinen Fußsteig, der über die Hügel zwischen den Feldern hin lief, und von welchem er annahm, daß er ein gutes Stück Weg abschneiden würde, wenn er ihn verfolge. Es war ein prächtiges Weizenfeld, durch das er dahinschritt, an einigen Stellen reichten ihm die schweren goldgelben Aehren bis über die Schulter, und die Halme wogten im leichten Sommerwind und strömten einen kräftigen Duft aus. Zur Seite des Fußpfades krochen grüne Ackerwinden mit kleinen rosa Trichterblüthen hin, sonst war weder Rade noch Mohn zu sehen, und der Lieutenant, der auf dem Lande bei seinem Onkel erzogen war, freute sich über das schöne Feld und dachte, daß es viel Geld einbringen müsse. Als er ein Weilchen so gegangen war, bemerkte er, daß sich der Fußsteig, statt dem Dorfe zu, von demselben abwandte und daß er statt eines Richtsteiges einen Umweg gewählt habe. Er stand einen Augenblick zögernd still. Schon war er fast in der Mitte des Feldes, zurück gehen und sich wieder auf die staubige Landstraße begeben, schien ihm wenig verlockend. Wenn er diesen Weg verfolgte, kam er wahrscheinlich bis zum herrschaftlichen Garten; an demselben entlang war es schattig, er sah auf seine Uhr, — auf ein halbes Stündchen konnte es nicht ankommen, er hatte auch noch Zeit, also nur vorwärts. Er blickte wieder den Weg entlang. Da kam etwas helles hergeschwebt über die wogenden Aehren. Von Weitem war es anzusehen wie ein großer bunter Schmetterling, gelb und blau, aber der Lieutenant erkannte bald, daß es ein Damenhut war, und daß ein Kopf darunter steckte, und also ein weibliches Wesen ihm entgegen kam. Er war sehr zufrieden damit, denn er dachte: die kann mir doch am Ende sagen, wohin dieser Fußsteig führt und ob ich am Garten entlang ins Dorf kommen kann. Er schritt also immer zuversichtlicher weiter und behielt den schwankenden blau-gelben Hut scharf im Auge. Die Trägerin desselben schien indessen nicht sehr groß, denn der Hut schwebte immer dicht über den Aehren hin und er konnte ihr Gesicht in dem schlängelnden Fußpfad nicht eher sehen, als bis sie ihm schon ganz nahe war. Als sie aber endlich vor ihm auftauchte, machte er die Augen noch größer auf und verwandte erst recht keinen Blick von dieser Kornelfe, denn es war in der That ein ganz allerliebstes junges Mädchen, welches ihm da entgegen kam. — Sie trug ein einfaches Morgenkleid von weißem Sommerstoff, welches die zierlichen Füße sehen ließ, und unter dem großen Schutzhut hervor sah sie ihn mit einem halb neugierigen, halb erschrockenen Ausdruck an, der ihn lebhaft an ein Reh erinnerte, welches vom Jäger überrascht bisweilen so zu ihm hinüberäugt, ehe es die Flucht ergreift. Diese beiden jungen Menschenkinder sahen sich eine Secunde lang in die Augen, als müsse jedes dem anderen bis ins Herz sehen; langsam stieg eine rosa Blutwelle unter der zarten Haut des jungen Mädchens bis zu ihren lichtbraunen Locken auf, und der ganz in ihren Anblick versunkene Bruno fuhr, plötzlich seiner Unart bewußt werdend, mit der Hand an die Mütze, klirrte mit den Hacken zusammen und sagte: „Von Fehling. Gnädiges Fräulein werden entschuldigen, bin ganz fremd hier, habe mich so zu sagen verirrt."

„Ich — ich bin Emerenzia Sagendorf," stammelte die junge Dame, da sie es wohl für geboten hielt auch ihren Namen zu nennen, „ich bin ganz zu Hause hier und kann Ihnen den Weg zeigen."

„Sehr dankbar, wenn gnädiges Fräulein die Güte haben wollen, liege drüben in Seehausen in Quartier, habe heute hier Pferdebesichtigung."

„Ja," sagte sie eifrig, „ich sah schon, wie die Husaren die Pferde herausführten."

„Interessiren sich gnädiges Fräulein für Pferde," frug er lebhaft, ein wenig näher tretend, „reiten wohl selbst?"

„O ja, ich habe einen Pony, er heißt Puck, aber er ist leider etwas dick geworden; ich reite immer damit ins Feld und inspicire," plauderte sie harmlos.

„Möchte dem gnädigen Fräulein wohl meinen Flirt zeigen; kapitaler Gaul, würden Ihre Freude daran haben."

„Schade, daß Sie in Seehausen einquartiert sind und nicht bei uns," sagte sie, „es würde mir viel Spaß gemacht haben, Ihr hübsches Pferd zu sehen."

„Bedaure ich auch unendlich," meinte er und sah sie dabei wieder mit einem Ausdruck an, der ihre Unbefangenheit ins Wanken brachte. „Sie — Sie wollten ja wohl den Weg wissen," stammelte sie.

„Zu befehlen, es hat ja aber noch Zeit," meinte er.

„Nein," sagte sie wichtig, „die Leute warten schon auf Sie, der Roßarzt ist schon lange da."

„Kennen Sie den Roßarzt?" frug er, schon eifersüchtig auf diese Bekanntschaft.

„Ja, er war vorher bei der rothen Anne, die wollte heute nicht fressen, er sagt aber, es wäre nichts Schlimmes. Die Anne ist nämlich unsere neue holsteiner Milchkuh, die beste von allen."

„So, so. Nun Hübner ist ein tüchtiger Roßarzt, Sie können ihm sicher glauben."

„Wenn Sie also ins Dorf wollen, müssen Sie hier weiter gehen; aber bei den großen Linden da unten geht es in den Garten. Der Weg an der Wiese ist sehr schmutzig, ich würde ihnen rathen durch den Küchengarten zu gehen, also den Weg bei den Linden grade aus, dann über die Brücke, dann links, dann wieder grade aus, dann eine Treppe links neben dem Stall herunter, dann immer den Weg entlang bis an die Mauerpforte, dann rechts, dann sind Sie auf der Dorfstraße, dann links auf — aber Sie hören ja garnicht zu," unterbrach sie sich unzufrieden.

Es war wahr, seine Augen hingen wie trunken an dem reizenden, kirschrothen Mündchen, aber er hörte kein Wort, und die arme Kleine würde wahrscheinlich erschrocken gewesen sein, hätte sie seine Gedanken in diesem Augenblick errathen können, denn der unverschämte Lieutenant dachte immerfort „wenn ich ihr doch nur einen einzigen Kuß auf diesen süßen Mund drücken dürfte."

Er nahm sich aber zusammen: „Pardon," die Sporen klirrten wieder, „ich fürchte aber, ich finde mich nicht zurecht, auch möchte es Ihrem Herrn Vater —"

„Ich habe leider keinen Vater mehr," sagte sie traurig.

„Also der Frau Mutter nicht recht sein, wenn ich so in den Garten —"

„Ich habe auch keine Mutter," sagte sie leise; es kam ihm vor, als nähmen die Rehaugen plötzlich einen feuchten Glanz an.

„Pardon, ich bin wirklich sehr unglücklich, gnädiges Fräulein —"

In diesem Augenblick schlug es vom Dorfkirchthurm neun.

„Leider ist es Zeit, daß ich mich auf den Weg mache, der Dienst, gnädiges Fräulein wissen —"

„Ja natürlich," sagte sie, „ich weiß es —"

Es entstand eine Pause, denn der Weg war so eng, daß sie unmöglich an einander vorbei konnten ohne den hohen Weizen, der sie wie zwei Mauern umgab, nieder zu treten oder sich dicht aneinander vorbei zu schieben. —

„Wissen Sie," sagte das Mädchen jetzt lächelnd, „das Beste wird sein, ich gehe voran und zeige Ihnen den Weg."

„Charmant, wirklich, das finde ich zu liebenswürdig," rief er erfreut, „nur schade, wirklich sehr schade, daß —"

„Nun was?"

„Daß Sie nicht rückwärts voran gehen können," sagte er leise.

Da wandte sie ihm rasch den Rücken und sprang ein Paar Schritte voraus, um die Entfernung zwischen ihm und sich etwas zu vergrößern. Das nützte ihr nun freilich nicht viel, denn die Sporen klirrten dicht hinter ihr, und sie meinte bisweilen, seinen Athem zu hören in der Morgenstille ringsum. Der Sommerwind strich mit leisem Hauch über die vollen Aehrenhäupter, die sich hin und her wiegten, und in der Sonne leuchtete das Feld wie dunkles Gold, als die beiden so schweigend hintereinander hindurch gingen. Emerenzia beugte den Kopf ein wenig vornüber, und Bruno sah den zarten weißen Nacken zwischen der Stickerei des Kleides und dem Ansatz des kastanienbraunen Haares immer dicht vor seinen Augen.

Ihr mochte das Schweigen peinlich sein, sie wandte jetzt den Kopf so viel, daß er ihr feines Profil sehen konnte und sagte: „Bleiben Sie noch lange hier in der Gegend?"

„Leider nur bis übermorgen, ich werde mir aber erlauben, heute noch meine Aufwartung in Sagendorf zu machen," erwiderte Bruno.

„Das ist ja sehr nett, ich freue mich darauf — aber —" Sie zögerte.

„Nun, aber?" frug er beunruhigt. —

„Ja, wissen Sie, ob es der Tante recht sein wird, das weiß ich nicht" — meinte sie bedenklich.

„Ah, gnädiges Fräulein haben eine Tante?"

„Natürlich", lachte sie, „ich kann doch nicht ganz allein hier sein."

Diese Tante nahm sofort in Bruno's Geist ein etwas hexenhaftes Aussehen an.

„Und weshalb meinen Sie, daß Ihre gnädigste Tante meinen Besuch nicht gern sehen würde?" frug er.

„Ja wissen Sie, die Tante kann die Lieutenants nun einmal nicht leiden," plauderte die Kleine vertraulich, „ich begreife es eigentlich nicht, aber sie sagt immer, ‚es sei ein leichtfertiges Volk', und als die Einquartierung angesagt wurde, hat sie so lange bei dem Landrath gebeten, bis alle Offiziere nach Seehausen ins Quartier gelegt wurden. Sie sagte, sie wolle dem Amtmann gern allen Wein und alle Cigarren hinüber schicken, aber mit den Lieutenants wolle sie nichts zu thun haben."

Die Tante nahm ein noch viel hexenhafteres Aussehen in Bruno's Gedanken an. Zwar war das sehr undankbar von ihm, denn die Cigarre, die er vorhin geraucht hatte, war vortrefflich gewesen, aber so sind die jungen Leute nun einmal, und er machte aus seinem Herzen keine Mördergrube, als er jetzt sagte: „Das finde ich aber garnicht freundlich von der gnädigsten Tante; schon der Patriotismus müßte sie bewegen, etwas mehr Gastfreundschaft für die Armee Sr. Majestät übrig zu haben."

„Ja," sagte Emerenzia eifrig, „das finde ich auch. Wissen Sie, für mich giebt es nun gar nichts schöneres, als so ein Regiment mit voller Musik vorbei ziehn zu sehn. Voriges Frühjahr war ich bei Onkel Borries in Berlin. Nein, ich sage Ihnen, wenn so die Garde-Kürassiere oder die Garde-Dragoner mit der Musik vorbei kamen, das Herz klopfte mir vor Vergnügen, und ich hätte am liebsten Hurrah geschrien, wie die kleinen Bettern, aber Tante Borries sagte, es schicke sich nicht, und so mußte ich meinen ganzen Patriotismus hinunterschlucken."

„Haben gnädiges Fräulein noch niemals ein Husaren-Regiment in Parade gesehen?" frug Bruno, eifersüchtig auf die Garde-Kürassiere und die Dragoner.

„Leider nein", sagte sie.

„Ah, da sollten Sie doch mal nach Z. kommen. Wir können uns sehen lassen. Excellenz Hartung hat neulich gesagt, die schwarzen Husaren sind das forscheste Regiment im ganzen Corps, und das Offiziercorps gehört zu den schneidigsten in der Armee, auf Ehre, das sagte Se. Excellenz, und ich versichere Ihnen, es ist die reine Wahrheit." Er war ganz eifrig geworden, und die kleine Emerenzia trappelte so rasch sie konnte vor ihm hin, so energisch klirrten die Sporen; sie fürchtete immer, er würde sie auf die Hacken treten. —

„Ach," sagte sie jetzt mit einem kleinen Seufzer, „ich glaube kaum, daß ich jemals nach Z. kommen werde."

Es war freilich nicht sehr wahrscheinlich, daß die Tante zum Zweck der Besichtigung des Husaren-Regiments nach Z. fahren würde, mit ihrer jungen Nichte, da diese wunderbare Stadt etwa zwanzig bis dreißig Meilen entfernt von Sagendorf und gänzlich außer aller Beziehung zu dessen Bewohnern belegen war.

Die beiden traten jetzt aus dem Kornfeld in den Schatten der mächtigen Linden. Ein grader, von Birken und Erlen beschatteter Weg, mit einer kleinen weißen Brücke in der Mitte, lief zwischen zwei Wassergräben hin, eine mit Schilf und Gras bewachsene Wiese stieß hier an den Garten. Sie standen beide unwillkürlich still und sahen sich an, ohne Worte, aber mit heller Freude in den Augen.

„Wie hübsch ist es hier!" sagte er dann, „ich bin so gern auf dem Lande."

„Nicht wahr?" rief sie fröhlich, „o, mir geht auch nichts über mein Sagendorf, besonders im Sommer."

Nun schritten sie heiter plaudernd den Weg entlang, über einen großen, schattigen Platz und dann in den Küchengarten.

„Was für köstliche Stachelbeeren Sie noch haben," sagte er.

„Essen Sie die auch so gern?" rief sie erfreut.

„Für mein Leben gern, aber nur vom Strauch; sind sie erst durch so und so viel Hände gegangen, wie wir sie am Offiziertisch bekommen, so mag ich sie nicht mehr."

„So greifen Sie doch zu," meinte sie, „ich will Ihnen helfen, aber ich pflücke für mich allein, damit sie nicht erst durch meine Hände gehen," lachte sie.

„O, das ist doch Ihr Scherz, das wissen Sie doch, daß sie mir aus Ihren Händen unendlich viel besser schmecken würden."

Er sah sie dabei so an, daß sie sich rasch hinter einen dichten Stachelbeerstrauch kauerte und emsig zu pflücken begann; flugs war er auf der anderen Seite und beobachtete ihr erröthendes Gesichtchen durch die stachlichen Zweige. Das war dann ein lustiges Schmausen, aber beide fuhren aus ihrer kauernden Stellung erschrocken auf, als es plötzlich vom Dorfkirchthurm halb zehn Uhr schlug.

„Der Dienst!" rief er bestürzt.

„Ja, der Dienst!" sagte auch sie ganz erschrocken. „Hier, nehmen Sie schnell noch die Letzten," sie drückte ihm eine ganze Hand voll der grünen Früchte in die Rechte, — „und nun kommen Sie schnell."

Er mußte wieder an ein Reh denken, als sie den schmalen Weg zwischen den Sträuchern vor ihm her sprang; nun stand sie tief athmend an der kleinen Gartenpforte. Er schritt hindurch.

„Leben Sie wohl," sagte sie, ihm freundlich zunickend, indessen die braunen Augen ihn wehmüthig ansahen, und sie ihm die kleine Hand reichte.

Er griff an seine Mütze. „Adieu", sagte er und neigte sich die Hand zu küssen, sie entzog sie ihm schnell und schloß die Pforte.

„Wann sehen wir uns wieder?" frug er ganz betrübt.

„Ja, wann sehen wir uns wieder?" flüsterte sie ebenso.

„Ich hoffe bald, ja ich weiß es ganz gewiß, sehr bald," sagte er zuversichtlich.

„Da ist der Roßarzt, er sieht schon nach Ihnen aus."

Richtig, da stand der wohlbeleibte Mann auf der Dorfstraße und sah in die Ferne, ob denn der Herr Lieutenant noch immer nicht kommen wolle. Noch ein Sporenklirren, ein Winken und Grüßen herüber und hinüber, und er war fort, auch Emerenzia ging langsam den Weg wieder zurück.

Der Herr Lieutenant war ziemlich zerstreut bei der Pferdebesichtigung. Fast hätte er zwei gedrückte Pferde übersehen, dann aber nahm er sich zusammen, denn er war tüchtig im Dienst und ein guter Cavallerist. Als die Husaren mit den Rossen wieder abzogen, stand er noch allein mit dem Wachtmeister, dem Serganten und Roßarzt auf der Dorfstraße.

„Na, Ihr liegt hier wohl famos, Hafkemeier," sagte der Lieutenant zu dem Sergeanten.

„Proper, Herr Lieutenant, unser gnädiges Fräulein sorgt für uns."

„Das gnädige Fräulein?"

„Na ja, der gehört doch hier der ganze Rummel. Ich bin auch vom Lande, Herr Lieutenant, aber so 'ne schöne Wirthschaft, wie hier, ist mir lange nicht vorgekommen. Das Korn haben der Herr Lieutenant ja gesehen, aber das Vieh erst, na, und dann drei solche große Güter, der Inspector meint, sie legt alle Jahre ihre zehn- bis zwanzigtausend Thaler zurück. Ich habe

Pergola auf Capri. Nach dem Bilde von Alfred Thamm in Dresden. — Siehe Seite 40.

übrigens gesagt, die Leute könnten mit helfen beim Weizen, der Inspector hat darum und in so einem Quartier, wo unser einer alle Mittag ne' Flasche Rothspohn und die Leute Bier, aber gutes, kriegen, so viel sie trinken wollen, muß man doch auch ein bißchen liberal sein; ich denke, es wird dem Herrn Lieutenant recht sein."

„Natürlich, versteht sich, es ist ja genug, wenn ein Paar von den Leuten hier bleiben, um nach den Pferden zu sehen; die andern sollen alle mit, hören Sie, alle zusammen und fleißig sein. Ich komme übrigens Nachmittag noch mal wieder."

Bruno ging dann durch den Küchengarten, durch die Wiese und den Weizen zurück, aber so viel er auch spähte und horchte, er sah niemand, als den alten Gärtner, der mit der Pfeife im Munde bei der Arbeit war und ihm höflich einen „Guten Morgen" bot.

Nachmittag konnte er dann die Zeit kaum erwarten, bis es möglich war, nach Sagendorf aufzubrechen. Er hatte die sorgfältigste Toilette gemacht, und der Neid mußte es ihm lassen, er war ein bildhübscher Kerl; die knappe Uniform saß wie angegossen auf der schlanken, biegsamen Gestalt, und als er nun den „Flirt" bestieg, der doch auch gleich präsentirt werden sollte, konnte man kein schneidigeres und hübscheres Reiterbild sehen, als Bruno auf seinem Leibroß. Ritt er auch im Schritt vom Hofe, so ging es bald im Trab und schließlich flog er förmlich im Galopp über die Landstraße und hielt in weniger als einer Viertelstunde auf dem Hof von Sagendorf. Ein großes, vornehmes, altes Haus lag auf dem, von lauter massiven Gebäuden umgebenen Hof vor ihm; eine Steintreppe führte zu der großen Eichenthür hinan, diese und fast alle Fensterladen waren geschlossen, vermuthlich gegen die helle Nachmittagssonne. Flirt mußte ein Paar hübsche Capriolen machen, man konnte doch nicht wissen, ob nicht wer durch die Laden spähte. Es kam aber vorläufig niemand. Endlich öffnete ein alter Diener, und ein Husar eilte herbei, um dem Lieutenant das Pferd abzunehmen.

„Melden Sie mich, Lieutenant von Fehling," rief Bruno dem Diener zu.

„Die Herrschaften sind nicht zu Hause, vor 'ner halben Stunde nach Teschendorf hinüber gefahren," sagte der Alte schläfrig.

Wie ein Blitz aus heiteren Höhen traf diese Kunde unseren jungen Ritter. „Die Tante, diese Doppelhexe von einer Tante!" murmelte er, nach der Visitenkarten-Tasche suchend.

„Wann kommen die Damen zurück?" frug er, als ihm einfiel, daß er vielleicht gegen Abend seinen Besuch wiederholen könne.

„O, so um zehn Uhr werden sie wohl zurück sein," sagte der Alte, „in Teschendorf sind sie immer lange, da sind jetzt die jungen Herren, was der Referendar und der Herr Student sind; das war immer viel Freundschaft mit unserem Frölen!"

„Wie weit ist's bis Teschendorf?"

„Na, gut zwei Meilen. Aberst, wenn der Herr Leutnant dahin wollten, möchte ich doch bemerken, daß da Roß ist, unser Frölen läßt immer den Wagen vor dem Dorf halten und wieder nach der Meierei, eine halbe Meile, zurückfahren."

„Donnerwetter, auch das noch! —"

Der arme Flirt mußte es entgelten, da der erzürnte Bruno doch die Tante nicht sporniren konnte, und obgleich es gewiß ganz abscheulich von ihm war, wünschte er diese würdige Dame in eine Gegend, wo sie mit des Teufels Großmutter die Pfeffermühle drehen müßte. Glücklicher Weise war er aber kein Zauberer, und so trank denn die gute Tante in großer Gemüthsruhe ihren Kaffee bei ihrem guten Freunde und gratulirte sich im Stillen, daß sie so klüglich allen Eventualitäten nachbarlicher Lieutenants-Einquartirung aus dem Wege gefahren war. Freilich ahnte sie nicht, daß solche lose Vögel schon des Morgens früh in den Kornfeldern von Sagendorf herumgehüpft waren und sogar in ihrem Garten Stachelbeeren gegessen hatten. Sonst wäre es ihr vielleicht weniger wunderbar vorgekommen, daß die kleine Emerenzia so still war und so zerstreut auf der Fahrt neben ihr in der alten Halbchaise gesessen hatte, und daß sie auch jetzt, statt mit den jungen Leuten durch Garten und Feld zu streifen, ehrbar in einer Ecke saß und in Strachwitz' Gedichten blätterte.

Am folgenden Morgen hätte Bruno für sein Leben gern wieder Pferdebesichtigung in Sagendorf angesetzt, allein es sollte an diesem Tage eine Offiziers-Uebung stattfinden, denn man benutzte den Marsch, um die noch rückständigen Felddienst-Uebungen zu erledigen. So mußte er früh ausrücken und kam erst um Mittag sehr müde ins Quartier zurück. Da fand er eine Einladung von dem Freunde seines Rittmeisters, welcher heute den Geburtstag seiner Gattin feierte und die Kameraden seines alten Regiments, soweit sie in der Nähe lagen, zu einem späten Mittagessen einlud. Vergebens zermarterte Bruno sein Gehirn, um eine annehmbare Entschuldigung für eine Ablehnung zu finden. Es war ja der letzte Tag in Seehausen, morgen trug ihn der unbarmherzige Zwang des Dienstes fort von hier, und er wollte doch wenigstens noch einen Versuch machen, seine Kornelse zu sehen. Der Rittmeister aber lachte ihn aus, als er mit Kopfschmerzen kam, drohte, ihm den Regiments-Arzt zu schicken und erklärte, er habe bereits für ihn zugesagt. Eine Stunde Schlaf und dann in die Uniform und auf den Wagen; es half nichts, er mußte mit. Unterwegs holte der Rittmeister glücklicher Weise den abgebrochenen Schlaf nach, so war er seinen Gedanken überlassen, welche sich auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum bewegten. Sie gingen nämlich immerfort zwischen den Weizenähren auf dem engen Fußsteig hin und sahen bald einen weißen Nacken, bald ein Paar süße, braune Rehaugen vor sich. — Der Weg führte an dem Weizenfeld vorbei und durch Sagendorf. So sehr er indessen seine Augen auch anstrengte, er sah keinen Strohhut mit blauem Band, kein weißes Kleid schimmern; aber da die Dorfstraße dicht am Hof vorüber führte, bemerkte er, daß die alte Chaise herausgeschoben war. Sollte die gräßliche Tante etwa wieder mit Emerenzia nach Teschendorf fahren oder, — und sein Herz pochte bei dem Gedanken, — sollten die Sagendorfer am Ende auch eine Einladung nach Sponsthal haben, wohin er jetzt fuhr. Er begann plötzlich sehr milde und dankbar über den Zwang zu denken, den sein Rittmeister ausgeübt, und schreckte den friedlich Schlummernden aus seinen Träumen mit der lebhaften Frage, ob etwa ein größeres Diner in Sponsthal sei.

„Donnerwetter, Fehling, lassen Sie mich schlafen!" knurrte der Vorgesetzte. „Sie haben sich wohl ausruhen können, ich habe kein Auge zumachen dürfen, denn der Wachtmeister, Roßarzt, und was weiß ich Alles, fielen wie die Fliegen über mich her. Ich weiß nicht, was in Sponsthal los ist, Sect giebt's, das weiß ich, und zwei oder drei hübsche Mädchen sind da im Hause, und nun lassen Sie mich in Ruhe."

Bruno schwieg. Die Perspective war nicht ungünstig, aber doch sehr zweifelhaft. Endlich thaten die warme Sommerluft und die fortwährende Erinnerung an das wogende Weizenfeld ihre Schuldigkeit, und als der Wagen endlich auf das Steinpflaster des Sponsthaler Hofes rasselte, fuhr er aus einem unbeschreiblich schönen Traum auf, denn er preßte eben wirklich und wahrhaftig einen Kuß auf die Rosenlippen der Kornelse. „Leider ein Traum," dachte er, sprang aus dem Wagen und war mitten in der Wirklichkeit und im Empfang und Vorgestelltwerden. Es waren eine ganze Menge Leute da, auch wirklich ein Paar allerliebste Mädchen, aber Bruno sah sie kaum. Er horchte auf jeden Wagen, der noch heran rollte, machte sich sogar noch einmal etwas bei seinem Paletot im Flur zu schaffen, und reichte endlich mit einem Gesicht bitterster Enttäuschung der jüngsten Tochter des Hauses seinen Arm, denn von den Sagendorfern war keine Spur zu sehen. Die kleine Frida von Helm mußte die Kosten der Tischunterhaltung fast allein tragen; glücklicher Weise war sie ein schwatzhafter, frühreifer Backfisch, der mit außerordentlicher Zungenfertigkeit über den einsilbigen Lieutenant herfiel und ihn trotz seiner Schweigsamkeit „reizend" fand. Bruno seufzte auf, als man sich von Tisch erhob und schmiedete bereits verrätherische Pläne, wie er etwa mit einem sehr weit ab einquartierten Kameraden, der ihn in Sagendorf absetzen konnte, früher aufbrechen könne; es wäre doch möglich, daß die Kornelse einen Mondschein-Spaziergang machte, Elfen thun ja so etwas. Man nahm den Kaffee im Garten und die Herren beschlossen einen Rundgang zu den Pferde- und Viehkoppeln, der sie eine gute Strecke vom Hause entfernte. Bruno kehrte sehr verdrießlich von diesem Spaziergang zurück, schon von Weitem hörte er Frida's unmelodische Stimme nur noch durch ein Gebüsch von den Damen getrennt, wie sie dem Bedienten zurief, Reifen zu bringen und die Rackets für das Tennis, denn die Herren kämen gleich. „Geh nur, Wedell," sagte er zu einem neben ihm her schreitenden Kameraden, „ich lasse mich nicht wieder einfangen, ich bleibe bei den alten Herren."

(Schluß folgt.)

Ludwig Martinelli als „Steinklopferhans". — Nach einer Photographie von R. Krziwanek, K. u. K. Hof-Photograph, Wien. — Siehe den Artikel Seite 39.

Nachdruck verboten.

Die Schubert-Ausstellung in Wien.

Von W. Meynau in Wien.

In feierlicher Weise beging die Musikstadt Wien die hundertste Wiederkehr jenes Tages, der ihr einen ihrer größten Söhne, den Tondichter Franz Schubert, schenkte und zu den Namen Mozart und Beethoven einen dritten, gleich unvergeßlichen hinzufügte.

Am 20. Januar eröffnete Seine Majestät der Kaiser die Ausstellung in den Räumen des Künstlerhauses in der Lothringer-Straße, welche nun ein in großen Zügen ausgeführtes Bild der Zeit Schubert's bietet, für dessen feine und feinste Details der große Reichthum an Portraits aller jener Menschen sorgt, die Schubert persönlich und in musikalischer Beziehung nahe standen.

Die Durchwanderung der Säle, an deren Wänden man noch einmal die künstlerisch begabte und enthusiastische Gesellschaft von geistreichen Männern und anmuthigen bedeutenden Frauen des vormärzlichen Wiens vereinigt trifft, sowie die Besichtigung der Schaukästen, in denen eine Fluth von süßen Melodien gefangen ruht, — die zahlreichen Original-Manuscripte Schubert'scher Compositionen aus dem Besitz des Geheimen Raths Nicolaus Dumba, — sind ein seltener Genuß, und die Menschen, die Wiener, die sich hier mit ernster Andacht in die Welt der Vergangenheit vertiefen, sie werden allmählich gewahr, das sie selbst noch durch feste Bande an jene Epoche und an ihre Vertreter geknüpft sind.

Hier und da bilden sich Gruppen um das Portrait eines Verwandten, der zu Schubert's Freundeskreis oder zu seinen Convicts-Genossen gezählt hat; eine alte Dame, die selbst einen werthvollen Beitrag lieferte, erzählt mit vor Rührung zitternder Stimme, wie sie während einer jetzt überstandenen Krankheit ängstlich bedacht war, Anordnungen zu treffen, daß ihr sorgfältig gehüteter Schatz der Ausstellung auch gewiß nicht vorenthalten werde. Wien lernt in diesen Räumen, sich auf sich selbst zu besinnen. Die Zeugen seiner großen Vergangenheit, die unvergängliche Herrlichkeit dieser Tonschöpfungen, mögen sie allgewaltig und sieghaft den Tausenden, die sich zur Ausstellung drängen, zum Bewußtsein führen, daß sie die Kinder einer großen Musikstadt, die Enkel jenes Alt-Wien und die Vorkämpfer einer neuen Zeit sind, die das Banner der Heimatliebe hoch zu halten haben, das der Wiener einst mit der Devise geschmückt hat: „'s giebt nur eine Kaiserstadt, 's giebt nur ein Wien."

„Ein Schubert-Abend, in einem Wiener Bürgerhause", betitelt sich das Gemälde, welches an der Mittelwand des ersten großen Saales dem Beschauer sofort ins Auge fällt. Es wurde im Auftrag der Gemeinde Wien zur Erinnerung an die Schubert-Feier von Julius Schmid gemalt. Da gruppirt sich um den am Klavier sitzenden Meister, der sich der applaudirenden Gesellschaft zuwendet, ein Kreis von schönen Frauen und Mädchen und bedeutenden Männern, darunter der junge Eduard v. Bauernfeld, der Hof-Opernsänger Vogl, ein Freund und begeisterter Interpret Schubert's, das liebliche Viergestirn der Fröhlich's, die Hofschauspielerin Sophie Müller, die Schriftstellerin des Congresses Karoline Pichler, unter den Herren Grillparzer, der Sonderling Mayrhofer, Raimund, Ignaz v. Sonnleithner, Schwind, Kupelwieser, die treuen Freunde des Meisters Josef v. Spaun und Schober, sowie die Familie des Gastgebers J. C. Ritter von Bruchmann, Directors der National-Bank.

Wieder und wieder begegnen wir ihnen allen an den Wänden des großen und der anstoßenden kleinen Säle, diesem Freundeskreis, der dem Tondichter und Menschen Schubert in warmer und herzlicher Liebe anhing. Da finden wir das freundliche, gemüthvolle Gesicht Schwind's (auch in einer Copie nach Lenbach), den Magistratsrath Anton Holzapfel, Schubert's ältesten und intimsten Freund aus dem Stadt-Convicte; dann die Familie v. Spaun, darunter am zahlreichsten vertreten den treuen, hülfreichen Josef v. Spaun, in dessen Aufzeichnungen uns so viel Werthvolles über Schubert erhalten geblieben ist; unter anderen Convicts-Genossen den nachmaligen Doctor und Professor der Medicin, Johann Baptist Wisgrill, ein feines, liebenswürdiges, unendlich anziehendes Männergesicht; dann Johann Michael Senn, von dessen Gedichten Schubert zwei componirt hat. Daran reihen sich in Bleistift-Skizzen und Aquarellen die Mitglieder der jungen schaffensfrohen und übermüthigen Gesellschaft vom Stammtische des „Mondschein". Der Schwede Schober, von dessen Gedichten Schubert fünfzehn, nebst dem Operntext zu „Alfonso und Estrella" componirte; Text und Musik zu dieser Oper entstanden während eines gemeinsamen Aufenthaltes in St. Pölten und Ochsenburg, welche beide Orte ebenfalls in Ansichten vertreten sind. Da finden wir Eduard von Bauernfeld, einen Freund seiner späteren Jahre, den unglücklichen Mayrhofer, mit dem Schubert einige Jahre zusammen wohnte, Leopold Kupelwieser, von dessen Hand die meisten Bilder aus dem lustigen Kreis stammen und seinen Bruder Adolf, den Verfasser des „Fierrabras"; den treuen Vogl, von dem Schubert an seinen Bruder schrieb: „Die Art und Weise, wie Vogl singt und ich accompagnire, wie wir in solchen Augenblicken eins zu sein scheinen, ist diesen Leuten (in Salzburg) etwas ganz Neues, — Unerhörtes." Ferner den Hofschauspieler Anschütz und Anna Milder-Hauptmann, Sängerin an der Wiener Oper, der opus 31 und 129 gewidmet sind, — sie stand im Briefwechsel mit Schubert, — den Maler Rieder, von dessen Hand wir mehrere Portraits Schubert's besitzen, und Benedict Randhartinger, Hof-Kapellmeister und Componist. Schubert steckte einst einen Band Gedichte ein, als er von ihm fortging; als der Freund am nächsten Morgen kam, zeigte ihm Schubert die ersten Müllerlieder, zu denen ihn die Dichtung begeistert hatte; sie waren theilweise während der Nacht entstanden. Dann ist die Familie v. Sonnleithner in mehreren Portraits vertreten; bei ihren musikalischen Soireen fand der „Erlkönig" jene begeisterte Aufnahme, welche für den Druck der Schubert'schen Compositionen entscheidend war, auch mehrere Bilder Lachner's, des Kapellmeisters am Kärntnerthor-Theater finden sich, der mit Schubert und Schwind gleich innig befreundet war. Unter der Reihe der Familien-Portraits interessirt wohl am meisten das kleine altmodisch gemalte Bild von Schubert's Vater, dem Schullehrer von Liechtenthal, ein freundliches Männergesicht, das eine Aehnlichkeit mit dem berühmten

Sohn zeigt; da treffen wir die Schwestern und Brüder Schubert's, doch vermißt man ein Bild seiner Mutter, nur von der Stiefmutter, die er zärtlich liebte, ist nebst anderen Portraits auch eine Bleistift-Skizze von Schwind, ein allerliebstes echtes Wienergesichtchen vorhanden.

Auch unter den vielen Frauenköpfen, welche die Wand schmücken, unter den Bildern der Fröhlich's, Karoline v. Pichler, Hermine v. Chézy, der Verfasserin der „Rosamunde", Adelheid Müller's, dem lieblichen Urbild der „schönen Müllerin", vermissen wir eines — ein getreues Portrait der Comtesse Karoline Esterházy, der Jugendliebe des Meisters.

Im Hause ihres Vaters, des k. und k. Kämmerers Johann Karl Esterházy weilte Schubert bekanntlich als Musiklehrer; auch befindet sich unter den Miniaturen und Oelgemälden der Mitglieder des gräflichen Hauses, ein kleines, schlecht gemaltes Bildchen der Schwestern Marie und Karoline mit ihrem Brüderchen, doch vermag das magere, kindliche Gesicht der kleinen Comtesse mit den dunklen, scheuen Augen keinen Begriff von dem erwachsenen Mädchen zu geben, das sich das Herz Schubert's gewann. Allen Mitgliedern des gräflichen Hauses hatte Schubert etwas von seinen Compositionen gewidmet, nur Comtesse Karoline ging leer aus; als sie ihm dies einst neckend vorhielt, soll er geantwortet haben: „Wozu denn, Ihnen ist ja ohnehin alles gewidmet."

Den Schauplatz dieses Jugendtraumes, Schloß Zelicz, sowie das von Schubert bewohnte Zimmer und den Corridor, in welchem der von ihm benutzte Flügel stand, zeigt ein Aquarell von Seligmann. 1844 vermählte Karoline sich mit Carl Grafen Folliot v. Crenneville.

Anschließend an die Reihe von Persönlichkeiten, welche im freundschaftlichen Verkehr mit dem Meister standen, finden sich die Portraits großer Componisten und Vorläufer Schubert's, die Einfluß auf seine musikalische Entwickelung genommen haben. Wolfgang Amadeus Mozart, dessen Ouvertüre zur „Zauberflöte" Schubert besonders liebte, und Beethoven, dem er zu seinem großen Schmerz nicht persönlich näher treten sollte; Friedrich H. Himmel, der Componist von „An Alexis send' ich dich", J. R. Zumsteeg, dessen Einfluß auf die ersten Compositionen des jungen Schubert sich nachweisen läßt, Hiller, Neumann und andere. Daran reihen sich die Dichter, deren Schöpfungen Schubert in Musik übersetzte; allen voran Altmeister Goethe, von dem Schubert nicht weniger als sechszig Lieder, nebst dem nur als Fragment existirenden Singspiel „Claudine von Villa Bella" componirte, Schiller, Wilhelm Müller, Hölty, Seidl, dessen „Taubenpost" als letzte Lieder-Composition des Meisters gilt, Rückert, Rellstab, Castelli, der Verfasser des „häuslichen Krieg" und Schmidt von Lübeck, der Dichter des „Wanderer."

Da finden wir seine Lehrer aus dem Stadt-Convict, darunter den Chor-Regent in der Pfarr Liechtenthal, der Schubert im Klavier, Orgelspiel und Generalbaß unterrichtete; und Anton v. Salieri, welcher ihn in der Compositions-Lehre unterwies. Auch seine Verleger, Dominik, Artaria, Diabelli und Haslinger, sowie Konrad Graf, aus dessen Fabrik Schubert's Klavier stammte, sind im Bild vertreten.

Ein Nebensaal enthält die Bilder seiner Interpreten, die Wiener Bühnen angehörten oder seine unvergeßlich schönen Lieder in Privatkreisen bekannt machten. Die sinnige Hand, welche die Masse des zusammengetragenen Materials zu einer großen, herzbewegenden Illustration der Lebensgeschichte Schubert's gestaltete, hat mitten unter diejenigen, welchen es vergönnt war, an seinem Leben Antheil zu nehmen, die Bilder, Büsten und Statuetten des Meisters gestellt; hier den siebzehnjährigen Schubert, dort den armen Schulgehilfen, der sich bemühte, Kinderköpfen das ABC einzudrillen, den lustigen Kumpan unter den Freunden, und den Herrscher im Reich der Töne.

Darunter ziehen hauptsächlich die von Rieder gemalten Portraits die Aufmerksamkeit auf sich; daneben eine Bleistiftzeichnung von Schubert im siebzehnten Lebensjahr und eine humoristische Skizze „J. M. Vogl und Schubert ziehen aus zu Kampf und Sieg." Unter den vielen Portraits und Zeichnungen im linken Nebensaal zieht uns die Bleistift-Zeichnung Kupelwieser's, datirt vom 10 Juli 1821, am meisten an. Dort erhebt sich auch unter blühenden Büschen die Marmorbüste Schubert's von Kundmann.

Vorüber an Aquarellen von Geiger, den Illustrationen zu Schubert's Liedern, darunter besonders reizvoll „Gretchen am Spinnrad" und „Am Meer", führt die Wanderung aus der Welt der Töne in das Reich der Farben, durch die Säle, die Schöpfungen Schwind's, Kupelwieser's und Danhauser's enthalten. Da finden wir in den Schwind-Sälen die Entwürfe zu den Fresken in den Loggien und zu den Lunetten im Foyer der Wiener Hofoper; die köstlich humoristische Federzeichnung „Aus dem Leben Franz Lachner's" ein Cyclus in 42 Abtheilungen, die Märchen vom „Aschenbrödel," der „Schönen Melusine" und den „Sieben Raben," auch einen Cyclus von Geräthschaften, den Schwind in den sechziger Jahren zeichnete, die Farben-Skizzen zu den Fresken „Aus der Geschichte der Landgrafen von Thüringen" und die Cartons „die barmherzigen Werke der heiligen Elisabeth" zu den Wandgemälden auf der Wartburg.

Im Kupelwieser-Saal finden wir Portraits der kaiserlichen Familie, schöne Madonnen, darunter das Ladenschild eines Kaufgewölbes in Alt-Wien, „Die schöne Schäferin."

Zu den Gemälden im Danhauser-Saal haben die kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses interessante Beiträge geliefert. Man hat die Schöpfungen des Künstlers in drei Gruppen getheilt. Das Treiben im Atelier der Künstler, Scenen aus vornehmen Salons, und Bilder aus bürgerlichen Kreisen und der Kinderwelt. Zahlreiche Werke Danhauser's, die der Privatbesitz sonst der Oeffentlichkeit entzieht, sind hier dem Publicum zugänglich gemacht und kennzeichnen ihn als Meister des Humors und der scharfen Beobachtungsgabe, als einen der bedeutendsten, vormärzlichen Wiener Sittenmaler.

Kehren wir noch einmal in die Schubert-Säle zurück, um einen Ueberblick des Inhalts der Schaukästen zu gewinnen. Wir lesen mit ehrfurchtsvoller Andacht Namen, die sich sofort in die süßesten Melodien übersetzen auf dem vergilbten Notenpapier, das dem Meister, der allzeit mehr Gedanken hatte, als Raum sie auszuführen, so oft ausging. „Meeresstille", „Der Tod und das Mädchen", „Der Wanderer". Da zeugen übermüthig hingekritzelte Widmungen auf „Ländlern" und „Deutschen" von dem Wiener Humor des jungen Componisten, da sehen wir eine reiche Auswahl von Kammermusik und Orchester-Compositionen, die Partituren der Opern Schubert's, deren erste Theater-Zettel unter Glas und Rahmen prangen. Außerdem enthalten die Schaukästen noch Briefe vom Vater Schubert, ein Tagebuch des Meisters von 1816, Stammbuch-Blätter von seiner Hand, Briefe, die er erhalten, und die gedruckte Todesanzeige, datirt vom 20. November 1828. Die kurzen Worte sind nicht im stande auszudrücken, was die Familie, die Freunde, die Welt mit diesem jungen herrlichen Leben verlor.

Das Ende der Wanderung durch die Ausstellungsräume führt uns noch an den Stätten vorüber, die durch Erinnerungen an Schubert bekannt sind, keine weite Reise, denn der Meister ist ein getreuer Sohn seiner schönen Heimat gewesen. In Federzeichnung und Aquarellen wird das einfache einstöckige Geburtshaus Schubert's in Erinnerung gebracht; wie auch der saubere Hof mit den offenen Galerien, dem kleinen Gärtchen und „Salettel", das bei Stadthäusern bereits zur Seltenheit geworden ist. Eine kurze Wanderung aus der Nußdorferstraße (damals hieß es Himmelspfortgrund) vor die Linie hinaus, und der junge Schubert sah die welligen Linien des Kahlengebirges vor sich und athmete die reine Luft, die über Wald und Feld streifte, die auch der Lebensodem seines verehrten Vorbildes Beethoven war.

Auch ein Bild des Stadt-Convictes finden wir, in dem er seine Studien vollendete. Schon damals fand sein musikalisches Können Beachtung; sein Lehrer in der Compositions-Lehre that den begeisterten Ausspruch: „Dem kann ich nichts lehren, der hat's vom lieben Gott." Ebenso ist die Schule zu St. Anna, wo Schubert den Curs für Candidaten zum Schuldienst absolvirte, vorhanden. Ein reizendes Aquarell von Kopalik zeigt das Innere der Pfarrkirche von Liechtenthal, in der seine erste Messe aufgeführt wurde. Auch das erst jüngst demolirte Gasthaus „Zum Mondschein" sehen wir, in dem die lustige junge Gesellschaft, welcher wir öfters auf Landpartien, im „Zeiserlwagen" begegnen: Schwind, Schubert, Schober, Spaun und andere, sich häufig versammelten, sowie den noch erhaltenen Göltweihhof, in dem sich die gemeinsame Wohnung Schober's und Schubert's befand. Ferner das Kärntnerthor-Theater, das die Erst-Aufführung seiner Werke sah, die Schlösser in Atzenbrugg und Ochsenburg, das alte Gasthaus zum Biersack und endlich Schubert's Sterbehaus, jetzt Kettenbrückengasse 6 „Auf der Wieden."

Sein Freund und Studiengenosse J. B. Wisgrill suchte ihn wenige Tage vor seinem Ende auf und fand den bereits fieberglühenden, phantasirenden Meister mit beiden Füßen in einem kalten Fußbade. Was ärztliche Hülfe und Freundesliebe zu thun vermochte, wurde gethan um das theure Leben zu retten. Aber der entkräftete Körper vermochte dem Typhus nicht zu widerstehen, am 20. November 1828 verschied Schubert; er, der heute in den prunkvollen Räumen des Künstlerhauses gefeiert wird, zu dessen Manen Reichthum und Größe wallfahrten, hinterließ keinerlei Baarschaft, als einen Nachlaß, den man auf — 75 fl. schätzte. Dennoch ist Franz Schubert niemals arm gewesen, nur war sein Reichthum nicht von dieser Erde. Mit vollen Händen schüttete er ihn über die Welt aus, bis seine Nachtigallen-Lieder jäh verstummten.

Die Grabschrift, die Grillparzer für ihn schrieb, lautete:

„Der Tod begrub hier einen reichen Besitz,
Aber noch schönere Hoffnungen."

Nachdruck verboten.

Neue Bücher.

Von Paul von Szczepański in Berlin.

II.

Noch vor wenigen Jahren wäre es beinahe undenkbar gewesen, daß ein junger Dichter als Erstlingswerk einen Band Gedichte bot. Es mußte eine Novelle oder ein Roman sein, — Publicum und Verleger verlangten das, und er selbst war fest davon überzeugt, daß Gedichte niemand lesen würde, wenn er sich mit ihnen an die Oeffentlichkeit wagte. Das ist früher anders gewesen, und es scheint wieder anders zu werden; die schöne Literatur hat eben auch ihre Moden, und Moden kehren bekanntlich immer wieder. Es wäre sicher für die Literatur kein Schade, wenn die Mode von neuem verlangte, daß man sich durch ein Bändchen Lyrik legitimirt, ehe man seine Dichterwerkstatt aufthut; so eine Art Zunftzwang für diejenigen, die das Dichten als Handwerk betreiben wollen, der vielleicht dazu beitragen würde, die fabrikmäßige Herstellung von Romanen, welche jetzt den literarischen Markt beherrscht, einzuschränken. Diese neue literarische Mode geht, was sicher für sie spricht, von den deutschen Universitäten aus. Göttingen und Berlin haben den Anfang mit ihr gemacht, und in den von den Musen-Söhnen dieser beiden Hochschulen in den letzten Jahren herausgegebenen Dichter-Almanachen keimte manches frische Talent. Mehr als Keime wird man in Jugendgedichten kaum jemals entdecken können, — was sich aus ihnen entwickelt, muß die Zukunft lehren. Für das Publicum aber wäre es ein günstiges Zeichen, wenn es an jugendfrisch sprudelnden Empfindungen wieder Antheil nähme und nicht nur die Erzeugnisse der Routine seiner Aufmerksamkeit würdigte. Ein solches Talent zeigt sich in den „Gedichten" von Börries von Münchhausen (Göttingen, Verlag von Lüder Horstmann), am stärksten hervortretend in den den hübsch ausgestatteten Band einleitenden Balladen und historischen Stimmungsbildern. Da findet sich in knapper Form eine seltene Kraft des Ausdrucks, die viel erwarten läßt, große Anschaulichkeit der Vorgänge und oft grandiose poetische Bilder. Ein Seesturm:

„Die Nordlandsee wird leichenfahl und kräuselt die weißen Lippen
Und schlägt mit der nassen Riesenfaust wild gegen die Otterklippen!" —

Das ist in Klang, Farbe, Stimmung und Wirkung, eines dieser poetischen Bilder, die den Verfasser überzeugend als Dichter legitimiren. Unter den lyrischen Gedichten sind einzelne, auf die Börries von Münchhausen vielleicht selbst nach einigen Jahren keinen großen Werth mehr legen wird. Aber die große Mehrzahl fesselt den Leser durch die Wahrheit der Empfindung, durch den ernsten oder heiteren Gedankengehalt und durch die Freude an der Natur, die in ihnen zum Ausdruck kommen. Zu häufig vollendetem Ausdruck, wenn der Dichter auch glücklicher Weise keineswegs zu denen von der Gilde gehört, denen die Form über den Inhalt geht. Was mir ganz besonders gefällt, ist, daß Börries von Münchhausen die Kosten seiner Lyrik nicht von eingebildeten Herzschmerzen bestreiten läßt; bei aller Jugendfrische ist er männlich und kräftig, wie in dem jubilirenden:

„Ich weiß ein Lied,
Ein süßes, klingendes Lied!
Von einer holden Blüthe im Mai,
Von zwei lachenden Augen blau und licht
Voller Güte und strahlender Schelmerei,
Von einem rosigen Angesicht —
Weiß ich ein Lied!

Ich weiß ein Lied,
Ein süßes, klingendes Lied!
Von einer Liebe, verschwiegen und treu,
Die tief in zwei jungen Herzen wohnt,
Von einer Liebe so zart und scheu,
Wie der Elfen Reigen im scheinenden Mond, —
Weiß ich ein Lied."

Einen rheinischen Minnesang aus der Zeit der Hohenstaufen, „Mathildis", veröffentlicht Carl Prozen in der für Weihnachtsgeschenke und Vielliebchen üblichen Bücher-Ausstattung (Schleswig, Julius Bergas' Verlag). Der Dichter hat Ort und Zeit seiner Dichtung so glücklich gewählt, — was kann es Besingenswertheres geben als den Rhein, die Frauen, die Weine vom Rhein und die Hohenstaufen? — daß man zur Empfehlung des Werkes nichts weiteres hinzufügen kann, als daß es in leichten, flüssigen, gut lesbaren Versen geschrieben ist.

Einen Band „Das Adoptivkind und andere Novellen" von F. Otmer (Berlin, Concordia) liest man, auf das lebhafteste gefesselt durch die scharfe Beobachtungsgabe, die anschauliche Schilderung und die geschickte Art, wie die Stoffe behandelt sind. Aber gegen zwei der drei Novellen, die der Band enthält, regt sich doch ein starker Widerspruch in dem Leser. In der ersten der drei Novellen adoptirt ein kinderloses Ehepaar ein kleines Mädchen, und dieses kleine Mädchen wird ein sehr mißrathenes großes Mädchen, das den Pflege-Eltern mit schnödem Undank lohnt. Der Verfasser, oder vielmehr die Verfasserin, wenn ich nicht irre, steht nun auf dem Standpunkt, es sei überhaupt eine Thorheit gewesen, dieses Kind dem Elend, in dem es geboren wurde, zu entziehen, denn der arme Wurm sei erblich so mit schlechten Instincten belastet gewesen, daß die Adoptiv-Eltern nur Schande und Undank von ihm erwarten konnten. Da ist der Leser doch anderer Ansicht; denn in der That haben beide Adoptiv-Eltern nichts gethan, was dieses arme Kind wahrhaft zu Dank verpflichtete. Die Adoptiv-Mutter hat es mit einer Affenliebe verwöhnt und verzogen; der Adoptiv-Vater hat niemals seine Abneigung gegen das angenommene Kind überwinden können; — beide haben dem Kinde gegenüber eine Pflicht übernommen und sind pflichtvergessene, schlechte Eltern gewesen. Sie ernten nur, was sie gesät haben, und die Theilnahme des Lesers gehört mehr dem Kinde als den Adoptiv-Eltern. Auch in der dritten Novelle „Eine Mutter" erreicht die Verfasserin nicht, was das Ziel des Erzählers ist, — die sympathische Theilnahme des Lesers für das Schicksal der geschilderten Menschen zu erwecken. Nicht weil sie dieses Schicksal nicht warm genug schilderte, sondern weil diese Menschen sich ihr Schicksal selbst geschmiedet haben. Der Leser kann auch nicht recht daran glauben, daß jemals eine Mutter ihrem Säugling, — sei sie in welcher complicirten Lage auch immer, — dadurch nutzen zu können meint, daß sie sich selbst den Tod giebt. Der Instinct wird ihr immer sagen, daß sie selbst diesem Kinde das Unentbehrlichste sei. So bleibt in meinen Augen das beste Stück der drei Novellen, die der Band enthält, das mittlere, „Die Blinde", eine Charakter-Skizze voller Lebenswahrheit und feiner Beobachtung.

Eine Charakteristik der Berlinerin aller Stände und jeden Alters zu geben, hat sich Ulrich Frank in einem Sammelwerk zur Aufgabe gemacht, das unter dem Titel „Die Berlinerin" (Berlin, Concordia) erschien. Es ist der Herausgeberin nicht nur gelungen, die meistgelesenen oder meistgenannten Berliner Schriftsteller zur Mitarbeit an diesem Werke zu vereinigen; sie hat auch die große Mehrzahl bei der Stange zu halten gewußt und ihnen gerade diejenige Aufgabe zugewiesen, die ihnen am besten liegt. So schildert Max Kretzer die Berliner Arbeiterin, Ludwig Pietsch die Künstlerinnen, Max Grube die Schauspielerin, Johannes Trojan die Marktfrau, Alexander Moszkowski das musikalische Berlin, Julius Rodenberg die junge Berlinerin des alten Berlin, Ulrich Frank die höhere Tochter, Karl Emil Franzos die Gesellschaft von Berlin W, oder doch richtiger wohl nur einen Theil der Gesellschaft von Berlin W; Heinz Tovote schildert die ersten harmlosen Anfänge einer Hochstaplerin, Julius Stinde die Vermietherin möblirter Zimmer, Georg Engel die erste Flamme des Studenten und andere weniger harmlose Weiblichkeiten. Das Alles sind Aufsätze, die über die gewöhnliche Feuilleton-Plauderei weit hinausgehen, die, zum Theil in novellistischer Form, thatsächlich Eigenheiten schildern, die für Berlin charakteristisch sind und interessante Aufschlüsse zur Genüge geben, um den Leser zu fesseln. Ernst von Wolzogen's mit grimmigem Humor geschilderte „musterhafte Hausfrau", jene Abart der deutschen Hausfrau, die mit ihrem pedantischen Ordnungssinn, ihrem Scheuer-Fanatismus und ihrer übertriebenen Wirthschaftlichkeit ihr Haus zu einem höchst unbehaglichen Aufenthalt macht, ist wohl überall in Deutschland ebenso zu finden, wie in Berlin; wenigstens zeigt die von Wolzogen gezeichnete Figur keine gerade für Berlin typischen Züge. Auch Ernst von Wildenbruch's Novelle „Glühwürmchen" trägt nichts zur Charakteristik der Berlinerin bei, sondern setzt höchstens dem Portrait eines Berliner Dichters einige nicht mehr überraschende Lichter auf. So mögen noch einige andere der Mitarbeiter Ulrich Frank's ihre Aufgabe etwas obenhin behandelt oder an ihrer Aufgabe vorbeigeschrieben haben; — in einem Buche, zu dem sich einundzwanzig Autoren vereinigt haben, kann nicht alles von gleicher Güte sein. Friedrich Stahl hat das Buch mit neunzig Illustrationen ausgestattet.

Th. und M. Kutschmann's „Ring und Kranz" (Berlin, Verlag von Ernst Wasmuth) ist als Festgabe für Deutschlands Frauen und Jungfrauen gedacht. In dem Buche ist vielleicht alles zusammengetragen, was sich über die Bedeutung von Ring und Kranz auffinden ließ. Sogar der „Ring des

Polykrates" hat darin Aufnahme gefunden, trotzdem er allen Leserinnen ebenso bekannt sein dürfte, wie Chamisso's gleichfalls nicht fehlendes „Du Ring an meinem Finger". Frauen, denen es nicht nur darum zu thun ist, den Ring an ihrem Finger zu tragen, sondern die auch über Herkunft und Bedeutung von Ring und Kranz in alten und neuen Zeiten, bei Völkern nah und fern, unterrichtet sein möchten, schließt das Buch eine längst tiefempfundene Lücke. Diese Frauen sind indessen wahrscheinlich seltener, als diejenigen glauben werden, die das hübsch ausgestattete Buch dazu verführt, es zu verschenken. Soll ich dem Buch ein Schicksal prophezeien, so ist es vielleicht das, viel gekauft, aber sicher auch das, wenig gelesen zu werden. Es giebt eben Dinge, die vielen Menschen bereits bekannt sind, oder die zu wissen ihnen überflüssig erscheint; — das haben die Verfasser des Buches in ihrem Sammeleifer übersehen.

Nachdruck verboten.

Ludwig Martinelli.

Biographische Skizze von Leo Gerhard in Wien.

Siehe das Portrait auf Seite 37.

Von der stattlichen Zahl hervorragender Bühnenkünstler, die dem deutschen Oesterreich entstammen, giebt es keinen, der tiefer in seinem heimischen Boden wurzelt, dessen Eigenart inniger mit dem Wesen seines Vaterlandes zusammenhängt, als Ludwig Martinelli, der gegenwärtig als der bedeutendste Charakter-Darsteller des ernsten Wiener Volks-Schauspieles bezeichnet werden muß.

Martinelli, der vor kurzem den vierzigsten Jahrestag seiner Bühnen-Angehörigkeit feiern konnte, ist im Jahre 1838 in Linz geboren. Sein Vater war ein sehr bekannter und renommirter Decorations-Maler; seine Mutter war Schauspielerin, zog sich jedoch noch in jungen Jahren von der Bühne zurück. Der Sohn, der als Kind ein entschiedenes Zeichentalent bekundete, sollte, wie sein Vater, Maler werden. Er besuchte in Wien die Malerschule des Professors Waldmüller, war später Gehülfe beim Hoftheater-Maler Moritz Lehmann und hielt sich im Jahre 1856 in Innsbruck auf, wo er eine Anzahl Decorationen für das neu erbaute Theater fertigzustellen hatte. Eines Abends, während er mit mehreren Collegen und befreundeten Schauspielern kneipte, wurde unter anderem die Frage erörtert, welche von den beiden Künsten, die Malerei oder die Schauspielkunst, wohl schwerer zu erlernen und auszuüben sei. Martinelli trat, wie begreiflich, für sein Fach, für die Malerkunst ein, und als ihm heftigst widersprochen wurde, verstieg er sich zu der Aeußerung: er verpflichte sich, binnen acht Tagen öffentlich Komödie zu spielen. „Wir wetten, daß Du es nicht wagst!" — erscholl es in der Runde. „Was gilt die Wette?" „„Zehn Flaschen Rothwein!"" „Angenommen!"

Acht Tage später trat Martinelli wirklich auf, und zwar als Traschmirl in der damals sehr beliebten Nestroy'schen Posse „Tritsch Tratsch". Das Haus war ausverkauft, und Martinelli gefiel außerordentlich. Tags darauf lud er seine Wettgegner zu sich ins Atelier, legte ihnen Pinsel, Farbe und Leinwand hin und sagte: „So, — jetzt malt!" Martinelli hatte die Wette selbstverständlich gewonnen. Und der in übermüthiger Laune ersonnene und ausgeführte Scherz hatte außerdem einen bedeutsamen, nicht vorausgeahnten Schritt zur Folge. An diesem Abende wandte sich Martinelli von der Malerei ab; es zog ihn zum Theater, dem er seither angehört, und auf dem er sowohl als Darsteller wie als Regisseur fortdauernd ehrliche und wohlverdiente Erfolge errungen hat.

Vier Wochen nach seinem Innsbrucker Debut war er fest engagirtes Mitglied von Schwaiger's Vorstadt-Theater in der Au zu München. Von München führte ihn sein Weg zunächst nach Amsterdam, später nach Graz, wo er neun Jahre verblieb, dann nach Wien, und zwar ans Theater an der Wien. 1876 ging er nach Prag, 1885 kam er wieder nach Wien, und zwar als Ober-Regisseur ans Carl-Theater. Seit 1889 gehört er dem Deutschen Volks-Theater an, an dem er als Darsteller und als Regisseur die erste Stellung einnimmt.

Martinelli's Persönlichkeit unterscheidet sich wesentlich von der Art, die die meisten seiner Berufsgenossen zur Schau zu tragen pflegen. Man findet bei ihm weder die großen Posen, noch die breiten Brusttöne, noch die tönenden Phrasen, mit denen Schauspieler im allgemeinen so sehr zu paradiren lieben. Ernst und schlicht, so ist sein Aeußeres; einfach und bieder, so ist sein Wesen. Sein Aussehen ist jugendlich; Gang und Haltung sind elastisch, trotz der zweiundsechzig Jahre, die er zählt. Ein leichter Zug ins Schwermüthige, wohl auf manche trübe Erfahrung zurückzuführen, die ihm im Laufe seines bewegten Künstlerdaseins nicht erspart blieb, hat den ursprünglich heiteren Grundzug seiner Sinnesart nicht zu verwischen vermocht, und der werthvollste seelische Besitz: die Lust am Weiterarbeiten und Weiterschaffen, ist ihm erhalten geblieben. Martinelli ist ein vollendeter Meister in der Wiedergabe jener passiven Naturen, bei denen sich der tragische Conflict vorwiegend in der Seele des Helden selbst abspielt. Die Schärfe und Klarheit seiner Ausdrucksweise und seines Spiels vermitteln dem Zuhörer jeden, auch den leisesten inneren Vorgang in dramatischer Kraft. Als Rappelkopf in Raimund's Zaubermärchen „Der Alpenkönig und der Menschenfeind", als Wurzel im „Bauer als Millionär", sowie in der Darstellung einzelner Nestroy'scher Figuren hat er gegenwärtig keinen auch nur annähernd gleichwerthigen Rivalen. Einer großen Anzahl von Stücken hat er durch seine Darstellungsweise zu nachhaltigen Erfolgen verholfen. Den Glanzpunkt seines schauspielerischen Könnens bildet aber fraglos seine unerreichte Wiedergabe der Gestalten in den Volksstücken Ludwig Anzengruber's, des früh verstorbenen bedeutendsten österreichischen Dramatikers der neueren Zeit, mit dem Martinelli seit vielen Jahren in innigster Freundschaft verbunden war. Die Hauptpersonen der Anzengruber'schen Dramen sind alle mehr oder weniger rhetorisch angelegt. Zur Zeit, als Anzengruber seine Stücke schrieb, wurden eben abgehackte halbverständliche Redewendungen noch nicht für Muster eines wahrheitsgetreuen dramatischen Dialogs gehalten. Die Wortführer in den Anzengruber'schen Bauernstücken: Wurzelsepp, Steinklopferhans und Dusterer, — um nur die bekanntesten zu nennen, — verfügen aber nicht nur über einen ganz außerordentlichen Wortreichthum, es ist ihnen auch mancher Ausspruch in den Mund gelegt, der durch seinen Tiefsinn überrascht, — und ein Darsteller, der in der Wiedergabe solcher Stellen nicht das richtige Maß zu halten weiß, kann leicht dazu kommen, befremdend zu wirken, und so die beabsichtigte Wirkung zu verfehlen. In der einfachen, schlichten Darstellungsweise Martinelli's ist ein derartiger Eindruck unmöglich. Er weiß uns das Gebaben dieser Persönlichkeiten so nahe zu bringen, es uns in solchem Maße verständlich zu machen, daß uns ihre Beredtsamkeit, ebenso wie die Art derselben gerechtfertigt, ja als nothwendig erscheint. Dabei ist Martinelli auch auf diesem Gebiete von einer erstaunlichen Vielseitigkeit. Er verkörpert den jahrelang verhaltenen Haß, die Verbissenheit des Wurzelsepp ebenso glaubhaft, wie die fröhliche Weltweisheit des philosophirenden Steinklopferhans. Er spielt den wühlenden und kriechenden Erbschleicher Dusterer im „Gewissenswurm" ebenso vollendet, wie den schwächlichen, einfältigen, an eingebildeten Krankheiten leidenden Bauer Grillmayer in demselben Stücke. Als Fernhofer im „Meineidbauer" erhebt er die Darstellung des Conflicts zwischen dem Protzenthum des verbrecherischen Bauern, zwischen seinem Kampf um die Achtung der ihn umgebenden Welt und dem eigenen Bewußtsein der Verkommenheit zu gewaltiger tragischer Höhe, und er weiß die rührende Gestalt des alten Bremminger in den „Kreuzelschreibern" ebenso zur Geltung zu bringen, wie den frechen und rohen Uebermuth des jungen Martin Schalanter im „Vierten Gebot". Ebenso vortrefflich wie als Darsteller ist Martinelli als Regisseur. Er sorgt dafür, daß kein Wort, keine Geste, die für den Fortgang der Handlung von Wichtigkeit sein können, verloren gehen. Dabei zeichnen sich die von ihm geleiteten Inscenirungen stets durch ein flottes, den Intentionen des Autors angepaßtes Tempo und durch eine wohlthuende Frische aus.

Die Freundschaft mit dem früh verstorbenen Dichter Anzengruber bildet einen bedeutsamen Abschnitt in dem Lebenslaufe Martinelli's. Anzengruber schätzte Martinelli sehr hoch. Er hatte von seinem ehrlichen Streben, von seinem vielseitigen, reichen Talent die höchste Meinung, wie er ihn auch für den besten Repräsentanten der von ihm geschaffenen Gestalten hielt. Er hat dies sehr oft mündlich und schriftlich zum Ausdruck gebracht; am prägnantesten in Graz, nach der fünfundzwanzigsten Aufführung des „Pfarrer von Kirchfeld" wo er einen Toast auf Martinelli mit den dem Stücke entlehnten Worten schloß: „Du, Du bist der Rechte!" (3. Akt, letzte Scene)

In einem Prager Blatte schrieb Anzengruber (1882) folgende Worte über Martinelli: „Er faßt immer stramm und ehrlich an, und auch wo er fehlgreift, ist der Griff ein ehrlicher. Er weiß, daß das Durchdringen, das Bewältigen der Aufgabe der Gestaltung derselben vorangeben muß. Er vergißt nie, daß der Schauspieler immer Künstler bleiben muß; ihm ist die Kunst ein Amt, nicht ein Beruf."

Die männliche Hauptrolle in Anzengruber's letztem Drama, der sophistische Gewohnheitsdieb Hubmayer im „Fleck auf der Ehr'", war für Martinelli geschrieben, der das Stück auch noch in Anwesenheit des Dichters wirksamst zur Geltung gebracht hat.

Als Martinelli an einem trüben Wintertag des Jahres 1889 von dem Leichenbegängniß seines Freundes Anzengruber zurückkehrte, sagte er mit von tiefem Weh erfüllter Stimme: „Ich habe einen einzigen Freund besessen, und den habe ich jetzt verloren." So tief war sein Schmerz, daß er darüber alle anderen vergaß, die ihm in warmer aufrichtiger Hochschätzung zugethan sind. Und es sind deren nicht wenige; denn der rechtschaffene, wackere Mensch Martinelli zählt ebenso viele Freunde, wie wie der ehrliche, seinen Platz ganz und voll ausfüllende, von den Idealen seines Berufes erfüllte Künstler.

Nachdruck verboten.

Idioten-Erziehung.

Von Dorothee Goebeler in Berlin.

Ein blödes Kind! — Nur die Mutter, welche selbst solch ein armes Geschöpfchen ihr Eigen nennt, weiß, wie viel Elend und Herzeleid in den drei kurzen Worten liegt.

Es ist einer der schönsten Züge des Weibes, daß es die kranken und häßlichen Kinder am innigsten liebt. Als wollte das Schicksal diese Unglücklichen für ihr Ungemach entschädigen hat es ihnen den reichsten und tiefsten Born der Mutterliebe erschlossen. So ist es denn eine anerkannte Thatsache, daß jene Kinder, welche die Wissenschaft Idioten nennt, gewöhnlich das Ein und Alles ihrer Eltern sind. Wo Fremde sich mit Entsetzen fortwenden, scheut die Mutter weder Arbeit noch Mühe. Sie selbst versorgt den kranken Liebling und würde die Zumuthung, denselben einer Anstalt anzuvertrauen, sicher mit Empörung zurückweisen.

Thut sie recht daran? Es ist mir vergönnt gewesen, einen Tag in der großen Berliner Idioten-Anstalt zu Dalldorf zu verleben; nach dem, was ich dort sah, kann und muß ich die Frage nur verneinen.

Die treueste Mutterliebe kann dem idiotischen Kinde die sachgemäße Pflege geschulter Wärter und Wärterinnen nicht ersetzen. Während der Patient im Schoß der Familie dahinvegetirt als „das blöde Kind", wird in der Anstalt sein Geist geweckt und entwickelt, sodaß auch ihm noch ein bescheidenes Theilchen Lebensfreude erblühen kann.

Die Dalldorfer Idioten Anstalt liegt sehr schön. Wer sie im Sommer besucht, gewinnt schon von vornherein einen ungemein freundlichen Eindruck. Nichts an dem weiten Gebäude-Complex erinnert an ein Irrenhaus. Schloßartig beinah, mit hohen, eleganten Portalen und breiten, blumengeschmückten Fenstern erhebt sich der stattliche Bau aus dem Schoße des prächtigen alten Parkes. Die inneren Räume stehen dem äußeren Anblick nicht nach: hohe Flure, weite Corridore, breite luftige Treppenhäuser, überall aber, bis in den entlegensten Winkel, peinlichste Sauberkeit. An Möbeln findet sich nur das Nothwendigste. In den Spielsälen sieht man außer einer langen Tafel und vielen kleinen Kinderstühlen nichts als ein in mehrere Fächer getheiltes Spind, das die Spielsachen der Kinder enthält. Jeder Zögling trägt den Schlüssel zu seinem Fach an einem Bändchen bei sich, eine wohl erwogene pädagogische Maßregel. Diese unglücklichen kleinen Wesen bekommen eine Ahnung ihrer Menschenwürde, wenn sie fühlen, daß man Vertrauen in sie setzt und ihnen ihre Sachen zur eigenen Obhut übergiebt. Einen anmuthigen Schmuck haben die gesammten Räume in zahlreichen Bildern, die zugleich dem Anschauungsunterricht dienen und dem Talent eines leider früh verstorbenen Zöglings ihr Dasein verdanken.

In den Spielsälen weilen die Kinder, solange das Wetter ihnen den Aufenthalt im Freien versagt, hier auch bleiben diejenigen zurück, deren Zustand eine Theilnahme an den Schulstunden und Ausflügen nicht gestattet. Wer sich noch mit Handarbeiten beschäftigen kann, säumt Scheuertücher. Wird ein Kind während des Spiels von Krämpfen befallen, so bettet man es auf eine bereitliegende Matratze, wo es den Anfall ruhig vorübergehen lassen kann. Die Schlafsäle entsprechen allen Regeln der modernen Hygiene. Zur Ruhestätte dienen einfache Feld-Bettstellen, für Krampfkranke sind solche mit hohen Seitengittern vorhanden. Je ein Lehrer und ein Wärter resp. eine Wärterin und eine Lehrerin theilen den Schlafraum der Kinder. Ein Speisesaal ist gleichfalls vorhanden, ebenso besondere Schulräume.

Ein längeres Verweilen erfordert das Lehrmittelzimmer. Zunächst erinnert es an ein Spielwaren-Magazin. Was nur ein Kinderherz erfreuen kann, ist darin aufgestapelt. Puppen, Puppenstuben, Holzpferde, Kochgeschirr, Kaufmannsläden, Kochmaschine, Puppenwagen, Kutschwagen, Thierfiguren, Spielschachteln, alles ist vorhanden. Die Puppenrolle fehlt so wenig, wie das Waschfaß, wie Schrubber, Besen und der Vorrathskasten mit Bohnen, Graupen, Mehl, Gries, Nelken, Pfeffer, Gewürz, Kaffee u. s. w.

Aber nicht zum kindischen Zeitvertreib ward dieses „Spielzeug" hier aufgesammelt, es dient jenem höheren Zweck. Lehren Puppenstube, Kochherd und Vorrathskasten das Mädchen die Wirthschaft, ihre Geräthe und Vorrichtungen kennen, so weisen die Modelle der Dampfbote, Eisenbahnen, Postgebäude und Ackergeräthe den Geist des Knaben in weitere Bahnen hinaus.

O, und wie viel Mühe macht es, diesen armen gebrochenen Geist überhaupt erst zum Leben zu erwecken, wie viel unendliche Geduld, Arbeit und Ausdauer gehören dazu, diese Mühe zu einer erfolgreichen zu machen! Um den unglücklichen Kranken die einfachsten Handgriffe des täglichen Lebens klar zu machen, bedarf es erst complicirter Maschinerien. So hat der Leiter der Idioten-Anstalt, Herr Erziehungs-Inspector Pieper, zwei Apparate hergerichtet, die den Kindern das Nähen und Schuhschnüren beibringen sollen. Zu letzterem hat man einen aufrechtstehenden Rahmen, in den zwei Schuhlaschen eingespannt sind. Der kleine Apparat dient zugleich als Zählmaschine. Von Loch eins links geht es nach Loch zwei rechts, und so fort.

Complicirter ist der Näh-Apparat: ein dünnes Brettchen, mit verschiedenen Reihen kleiner Löcher versehen, hängt wagerecht in einem viereckigen Ständer, ein noch schmäleres, gleichfalls durchlöchertes Brettchen wird so hinaufgelegt, daß Loch auf Loch paßt, und dann mit weißem Band festgesteppt. In derselben Art werden die überwendliche Naht und der Kreuzstich gelehrt. Eine runde, an der Kante durchlöcherte Platte zeigt den Languetten-Stich, und ein längliches Brettchen, das in der Mitte eine große, von kleinen Löchern umgebene Oeffnung aufweist, sogar die kunstgerechte Stopfe. Der Apparat hat sich so erfolgreich gezeigt, daß er auch in anderen Anstalten eingeführt worden ist.

Die zum Verkauf ausliegenden Stickereien der Mädchen sind denn auch außerordentlich zierlich und sogar kunstgerecht.

Auch die Knaben werden zur Handfertigkeit angehalten. Die hübschen Puppenstuben-Möbel, Wichs- und Sandkästen, sowie andere Schnitz- und Klebe-Arbeiten zeugen von ihrer Geschicklichkeit. Interessanter als diese Aeußerlichkeiten ist indessen der geistige Entwicklungsgang der Zöglinge. Dank der Liebenswürdigkeit des Herrn Inspectors Pieper durfte ich den Unterrichtsstunden und der Andacht unter seiner Führung beiwohnen und so einige Stunden verleben, die mir stets unvergeßlich bleiben werden.

Als wir früh am Morgen die Aula betraten, tönte uns ein einstimmiges „guten Morgen!" der Kinder entgegen. Sie streckten die Arme nach uns aus und fügten bei mir noch ein „Guten Morgen, Mutter!" hinzu. Nach einer kurzen, durch Harmonium-Spiel, Choral-Gesang und gemeinsam gesprochenes Gebet verschönten Feier begab sich jede Klasse unter Leitung des Lehrers oder Wärters nach ihrem Unterrichtszimmer. Wir selbst verfügten uns zu den Stotterern und Stammlern, deren Unterricht Herr Inspector Pieper leitet.

Die Sprachgebrechen gehören zu den Haupt-Eigenthümlichkeiten der Idioten und gehen mit einer anormalen Mundbildung Hand in Hand. Haben die einen doppelte Zahnreihen, so findet man bei anderen ganz spitzige Zähne, Hasenscharten, überbissige Oberkiefer, und dergleichen mehr.

Der Unterricht dieser Leidenden erfordert viel Geduld, da auch ihr Geist nur sehr schwach entwickelt ist. Nachdem einige Regeln über das Athmen verhört, folgten verschiedene Athmungs-Uebungen. Sehr interessant ist das Athmen nach Strichen. Ein an der Wandtafel gezeichneter senkrechter Strich bezeichnet das Ein-, ein daneben liegender wagerechter das Ausathmen, und zwar mit Pünktchen darüber leises, ohne Pünktchen lautes Ausathmen.

„Jetzt wollen wir den Buchstaben U einüben. Welche Stellung muß unser Mund einnehmen, wenn wir U sagen wollen?"

„Wir müssen die Mundwinkel zusammenziehen," antwortet ein besonders schlauer kleiner Bube in der eigenthümlich singenden Sprechart des Idioten.

„Und was für eine Form bildet unser Mund alsdann?"

„Einen Rüssel," weiß einer der Geweckteren.

Nachdem verschiedene Zöglinge vor dem großen Wandspiegel den besprochenen Rüssel gebildet hatten, folgten Athmungs-Uebungen, die mit einer erst langsamen, dann rascheren, dann mehrfach wiederholten Aussprache des U endeten.

Nach Abhörung einiger Worte mit U und etlicher Sätze, in denen solche Worte vorkommen, war die Stunde beendet.

Als schwierigste Klasse gilt die der Turner. Darin befinden sich jene Kranken, die überhaupt noch nicht Herr ihrer Gliedmaßen sind. Der Lehrer, welcher hier unterrichtet, bedarf der Anstrengung aller Nervenkräfte. Kaum daß die kleine Schar in Reih und Glied gestellt ist, hat sich hier eins losgerissen, ist dort ein zweites umgefallen, will ein drittes der Kinder absolut den Nachbar zu Boden reißen u. s. w.

Der Religions-Unterricht unterscheidet sich kaum noch von dem einer gewöhnlichen Schule. Nur der blöde Gesichtsausdruck verschiedener Knaben und Mädchen erinnert noch an die

Idioten-Anstalt. Sehr hübsche Erfolge hat auch der Schreibunterricht gezeitigt. Die Tafeln und Hefte der Schüler zeigen durchwegs schöne, ja sogar tadellose Schrift.

Neben der geistigen Ausbildung wird natürlich auch der Körperpflege die gebührende Aufmerksamkeit zugewandt. In dem geräumigen Baderaum werden die Kleinen und die ihrer Glieder nicht Mächtigen täglich von den Wärtern und Wärterinnen einer gründlichen Reinigung unterzogen. Den Großen und Geweckteren steht dagegen die Bade-Anstalt des eigentlichen Irrenhauses zur Verfügung.

Sobald es das Wetter gestattet, weilen die Kinder im Freien. In dem großen Park hat jedes sein eigenes Gärtchen, das es

Donna Konstanza von Arragonien um 1250.

Coiffe mit Schnebbe aus der Zeit Karls VII. von Frankreich um 1440.

Mädchen von Ferrara um 1470.

Trauerschnebbe um 1560. (Nach Verrocchio.)

Stuarthaube 1613.

Trauerschnebbe um 1614.

Trauerschnebbe in Holland um 1630. Nach Mereveldt.

Trauerschnebbe mit Schleier zur Zeit der Anna von Oesterreich. 1648.

Die Entwickelung der Trauerschnebbe.
Siehe den untenstehenden Artikel.

nach Gefallen besäen und bepflanzen darf. Pflanzen und Sämereien werden von der Anstaltsgärtnerei geliefert.

Die Gärtchen sind der Stolz der Kinder. Mit strahlenden Gesichtern führen sie die Besucher umher, ihnen Blumen und Früchte reichend. Einige Knaben haben sich Treibhäuser aus Steinen gemauert, jeder hat eine grün umrankte Laube oder doch wenigstens Tisch und Stühlchen im Garten; diejenigen, deren Zustand ein Spielen und Umhertummeln nicht gestattet, sitzen im Schatten der alten Bäume oder werden von den Wärtern in kleinen Rollwagen gefahren.

Oft vereinen sich die Zöglinge und Lehrer auch zu gemeinsamen Ausflügen. Unter Gesang wird nach einem der nahen Dörfer marschirt, Kaffee gekocht und gespielt oder auch wohl getanzt.

Im vierten Stock der Anstalt befindet sich das Lazareth, wo die, durch acute Krankheiten an das Bett oder Zimmer Gefesselten verpflegt werden.

Besuchsstunden für die Angehörigen sind zwar festgesetzt, die Verwaltung ist indessen tolerant. Es steht den Eltern jeden Tag frei, ihre kleinen Kranken zu besuchen, sie dürfen dieselben sogar zu Spaziergängen mitnehmen und ihnen dazu statt der Anstaltstracht den eigenen Staat anlegen, was immer ihren hellen Jubel wachruft.

Bis zum siebzehnten Jahre bleiben die Kinder in der Anstalt, alsdann siedeln die Unheilbaren oder noch der Pflege Bedürftigen nach der Idioten-Abtheilung des großen Irrenhauses über, während die anderen nach Haus zurückkehren oder in einer ihrem Verständniß angepaßten Lehre untergebracht werden.

Die Idioten-Anstalt zu Dalldorf ist allerdings ausschließlich für Berliner Kinder berechnet, es giebt der unter bewährter Leitung stehenden ähnlichen Institute jedoch so viele, daß niemand wegen der Auswahl in Verlegenheit zu gerathen braucht. Jedenfalls werden alle, die je einen Blick in eine solche Anstalt gethan, mir darin beistimmen: daß die Familien-Erziehung für Idioten nicht ausreichend ist. Nur die geschulte Pflege einer Anstalt vermag diesen Unglücklichen das Leben noch erträglich zu machen.

Nachdruck verboten.

Die Entwickelung der Trauerschnebbe.

Von Professor August von Heyden in Berlin.
Siehe die oben- und nebenstehenden Abbildungen.

Ursprünglich hat die Schnebbe eigentlich gar nichts mit der Trauer zu thun, es ist jener Theil des weiblichen Kopfputzes, der, mehr oder minder spitz in der Mitte der Stirn herabreichend, einen Theil desselben bildet oder doch mit ihm zusammenhängt. In diesem letzteren Sinne müssen wir das mit Edelsteinen besetzte Häubchen mit tief auf die Stirn herabreichendem Bortenbesatz, das Stirnband, welches uns der Grabstein der schönen Konstanze von Arragonien in Tortosa (gestorben um 1250) zeigt, als eine der ersten uns bekannten Schnebben ansprechen. Ich weiß mich aus dem 14. Jahrhundert trotz aller der sonderbaren Moden seiner Zeit keiner Form zu erinnern, die in ähnlicher Weise in Beziehung zur Schnebbe zu bringen wäre. Erst im 15. Jahrhundert erschienen, von Frankreich ausgehend, jene merkwürdigen Kopftrachten, die bei gänzlicher Verdeckung des natürlichen Haupthaares durch irgend einen auf die Stirn herabfallenden Theil, sei es durch den Rand der Kappe, sei es durch einen den großen Schleiermassen angehörenden Theil, an die Schnebbe erinnern. Vielleicht dürfen wir sogar den jenerzeit auf der häufig durch Ausreißen der Haare künstlich erhöhten Stirn vorhandenen schwarzen Halbkreis nicht, wie dies meist geschieht, für eine Haarlocke, sondern für eine Art von Schnebbe ansehen. Denn diese Haarlocke ist auch da schwarz, wo wir, wie thatsächlich bei Agnes Sorel, — blondes Haar annehmen müssen. Zudem besitzt das Berliner Kupferstich-Cabinet einen höchst merkwürdigen frühitalienischen Stich, das Portrait einer jungen Dame, deren wundersamer Kopfputz nichts als eine italienische Uebersetzung der französischen Coiffe aus der Zeit der Regierung Karls VII. von Frankreich ist. Auch hier tritt unter der Haube jener Halbkreis der französischen Coiffüre hervor, der sich aber hier unzweifelhaft als ein Band zeigt, also ebenfalls eine Art Schnebbe ist. Unter allen Umständen aber zeigt eine solche ein Bild der Berliner Galerie aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, ein Product der Schule von Ferrara, auf dem von einem mit Edelsteinen besetzten kleinen, schwarzen Aufsatze eine deutliche, wenn auch kurze Schnebbe auf die Stirn der dargestellten Dame herabgeht. In dieser Zeit begegnen wir in Italien der Schnebbe oft, sei es nun, daß sie von einer Haube ausgehe, welche zur Befestigung eines langen Schleiers dient, sei es, daß der Schleier durch kunstvolle Faltung selbst zur Schnebbe verwendet wurde, oder endlich, daß der Stoff des Schleiers wirklich zur Schnebbe ausgearbeitet und durch Nadeln auf dem Kopfe befestigt wurde, davon uns die weiblichen Köpfe des Verocchio und seiner Schüler mannigfache Beispiele geben, denen Cesare Vecellio in seinem berühmten Kostümbuche viele hinzufügt. Es scheinen diese Kopftrachten namentlich in Nord- und Mittel-Italien modern gewesen zu sein und sich von hier aus nach Frankreich übertragen zu haben, was durch die lebhaften Beziehungen beider Länder sehr erklärlich ist.

Diesen Einflüssen verdankt die sogenannte Stuart-Haube ihre Entstehung, die eigentlich nichts ist, als eine jener italienischen Schleiertrachten, deren Seitentheile sich beiderseits zu breiten, steifen Flügeln erweitern. Die Neigung zu derartigen Formen an der Kopftracht war an den Höfen Heinrichs III. und IV. in Frankreich selbst für das männliche Kostüm vorhanden, sodaß der Name der unglücklichen Königin wohl mit Unrecht mit diesen Moden in Zusammenhang gebracht wird. Unter Heinrich IV. zeigt sich die Schnebbe von schwarzem Stoff auch schon bei Trauer breit und tief ins Gesicht fallend, aber häufig unten abgerundet, ohne Seitenflügel. Diese jedoch mit tief herabfallender spitzer Schnebbe, also als die echte Stuart-Haube, von schwarzem Stoffe scheint Marie von Medici nach Ermordung ihres Gemahls zuerst als Trauerform eingeführt zu haben. Anna von Oesterreich, welche nach dem Tode ihres Gatten die Trauer, die, abgesehen von der schwarzen Farbe, einen zwar sehr vornehmen, aber doch ziemlich weltlichen Charakter zeigte, gar nicht mehr ablegte, fügte der Haube, der sie die Flügel nahm, sodaß sie nur in einem knappen, die Haare wenig bergenden Käppchen bestand, einen schwarzen Schleier hinzu. Nach ihrem Tode aber scheinen diese Formen gänzlich aus der Mode gekommen zu sein. Man legte, ähnlich der Tracht der Nonnen, bei Trauer eine weiße Stirnbinde unter einer weißen Haube an. Und da um 1570 die schwarze Farbe im allgemeinen für die Frauentracht modisch wurde, trugen die Witwen sich weiß. In der Tracht der eleganten Welt verschwindet die Schnebbe vom Kopfputze, verändert aber ihren Platz und steigt von der Stirn zur Taille herab, wo sie bei maßloser Versteifung des Mieders den unteren Rand desselben in mannigfacher Weise gestaltet; wie jedoch die Radirungen von Wenzel Hollar zeigen, behält die Tracht der Mittelstände in England, Holland und am Unterrheine die Schnebbe bei. Ein neben der Schnebbe in fast denselben Landestheilen vorkommender sehr sonderbarer Stirnschmuck muß hier, als der Schnebbe entsprechend, jedenfalls Erwähnung finden. Er besteht in einem auf der Stirn am Haaransatze befestigten runden pelzartigen Kissen, in dessen Mitte ein sich etwa 8 bis 10 cm erhebender Stiel ein kleines Püschel von Wolle oder Seide trägt. Das Ganze ist schwarz und hängt mit dem am Hinterhaupte befestigten schleierartigen Mantel zusammen oder ist mit dem nur den Hinterkopf deckenden Häubchen verbunden, entspricht also in beiden Beziehungen der Schnebbe. Diese selbst in ihrer eigentlichen Form ist in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in die Welttrachten geflüchtet und hat in ihnen eine weite Wanderung durch Schwaben, Bayern, Hessen, über Böhmen nach Schlesien einerseits, andererseits in das Salzburgische angetreten und scheint in den Vierlanden ihren nördlichsten Punkt erreicht zu haben. Sie bleibt trotz mancher kleinen Veränderung in Bezug auf ihre Größe im wesentlichen schwarz, in Schlesien wird sie weiß, sogar buntfarbig mit weißer Einfassung.

Ulmer Frauenhaube um 1750.

Besonders eigenartig und bedeutungsvoll erscheint die Schnebbe in der bürgerlichen Volkstracht der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Ulm und Augsburg. Sie verdreifacht sich. Bald mit bald ohne ein kleines Mützchen erhebt sich über den Scheitel ein kunstvolles Gebäude von Zöpfen —, die, aus mit rothem oder gelbbraunem Atlas überzogenen Wülsten geflochten, das natürliche Haar nur vorn über der Stirn und, ebenfalls gezopft, manchmal am Hinterkopfe erscheinen lassen.

Bei älteren Frauen werden diese Zöpfe durch einen breiten Aufsatz von feinen Tüllrüschen oder von Goldzindel ersetzt. Unter dem knappen Mützchen treten drei schwarze Schnebben in das Gesicht. Die eine fällt an der Stirn herab, die anderen schieben mit seiner Spitze sich beiderseits aus der Haube hervor, und zwar in Ulm unter das Auge, genau auf den Jochbeinen sitzend, in Augsburg aber die äußeren Augenwinkel berührend. Wird keine Haube unter den Zöpfen getragen, so fallen die Schnebben fort. Bei der Trauer setzen die Ulmerinnen eine weiße Haube von der Form eines quer gestellten dreieckigen Hutes auf. Derselbe ist kunstvoll aus weißer Leinwand gefaltet und faßt nun mit seinen drei weißen Schnebben und dem die unteren derselben verbindenden Kinntuche das Gesicht völlig ein, sodaß es wie ein dunkles Dreiblatt aus der weißen Umgebung hervortritt.

Die unteren beiden Schnebben an der gewöhnlichen Frauentracht stumpfen sich allmählich ab und bilden die Seitentheile eines glatt den Kopf einschließenden Käppchens. Ja, mitunter folgt auch die Stirnschnebbe dieser Verstümmelung. Allein auch in der bürgerlichen Volkstracht war das Leben der Schnebbe schon ein kurzgemessenes. Die vornehmen Bürgerinnen beugten sich natürlich auch der unwiderstehlichen Macht französischer Mode, und die hohen Puder-Frisuren der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts konnte die Schnebbe nicht überwinden. Sie verließ die Städte und flüchtete in die ländliche Volkstracht, wo ihr da, wo sie noch getragen wird, ein langes Leben beschert sein möge.

Auch die Trauerschnebbe konnte unter den erwähnten Trachteneinflüssen nicht wieder aufleben, und als die hohen Frisuren gefallen waren, brachte das erste französische Kaiserthum die der Schnebbe ebenso feindlichen Stirnhaare. Erst im ersten Viertel unseres Jahrhunderts gewann die Trauerschnebbe ein unbestrittenes, völlig internationales Leben. Und in der That ist sie, verbunden mit dem schwarzen Schleier, den Anna von Oesterreich der Trauertracht wiederum hinzufügte, ein überaus würdevolles und gleichzeitig auch sehr kleidsames Abzeichen tiefster Trauer und wird es deshalb wohl auch lange Zeit bleiben.

Nachdruck verboten.

Weibliches Bildniß.

Zu dem Portrait von Dora Hitz in Berlin. — Siehe Seite 33.

Nicht nur die äußeren Züge, das innere Wesen des Portraitirten wiederzugeben, ist die Aufgabe des Portraitmalers. Diesem Ziel strebt Dora Hitz mit heißem Bemühen und mit immer wachsendem Erfolge nach. In den meisten Fällen ist der Künstler ja auf ein instinktives Erfassen der Innerlichkeit dessen angewiesen, dessen Portrait zu malen er beauftragt ist. Häufig kennt er das Modell kaum, weiß von ihm so gut wie nichts, und in den Sitzungen hat er vollauf damit zu thun, die äußeren Züge festzuhalten. Außerdem sind Sitzungen im Künstler-Atelier recht wenig geeignet, aus einem Menschen viel von seiner innersten Eigenart herauszulocken. Selten entstehen Portraits aus einer intimen Kenntniß des Charakters, des Wesens des Portraitirten heraus. Aber diesen Portraits ist immer ein besonderer Reiz eigen, der auch diejenigen fesselt, die nicht in der Lage sind, das Bild auf Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit zu prüfen. Auch das weibliche Bildniß von Dora Hitz in diesem Heft gehört zu den Portraits, die auf intimster Seelenkenntniß fußen. Die dargestellte junge Dame ist eine Freundin und ehemalige Schülerin der Künstlerin, — jetzt selbst eine Künstlerin, deren Name schon vielfach mit Auszeichnung genannt wurde. O. P.

Nachdruck verboten.

Pergola auf Capri.

Zu dem Bilde von Adolf Thamm in Dresden.
Siehe Seite 36.

Die meisten Capri-Maler zeigen uns auf ihren Bildern Motive von der Küste des Eilands, einen Blick auf das Meer mit seinen köstlichen Farben. Aber auch ohne diesen Ausblick hat die vielgerühmte und vielbesuchte Insel Punkte von eigenartigster Schönheit. Der Dresdener Künstler zeigt uns einen solchen versteckten Winkel, der uns reizvoll genug anmuthet, trotzdem der Maler die landschaftliche Schönheit der Umgebung ganz bei Seite gelassen hat, — die weinumrankte Pergola eines Hauses auf Capri. Die Sonne bahnt sich ihren Weg durch das dichte Weinlaub, üppig wuchert die Vegetation neben den massiven Steinsäulen, die das leichte Stangendach tragen, zwei Kinder spielen im kühlen Schatten. Ein Ort der Ruhe und Stille, um den wir diejenigen beneiden, die hier den Himmel Italiens über sich blauen lassen können. A. G.

Ulmer Trauerhaube um 1750.

Stirnschmuck nach Wenzel Hollar um 1650.

Italienische Nachahmung der Coiffe um 1500.

Vornehmes Augsburger Fräulein um 1750.

Die Entwickelung der Trauerschnebbe.
Siehe den nebenstehenden Artikel.

Redactions-Post.

Antworten.

v. S. Münster. E. Roland, vormals Fräulein Emmi Jansen, ist seit kurzem die Gattin des Geheimen Finanzraths Lewald und lebt seit ihrer Verheirathung in Berlin.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 6, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. März 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Glocken der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche.

Am 22. März 1897.

Von Johannes Trojan in Berlin.

Die Glocken erheben
Zur Feier den Sang;
Das Herz macht erbeben
Der mächtige Klang,
Der Klang des Metalles,
Das dröhnenden Schalles
Zum Schweigen einst alles
Sonst Klingende zwang.

Das Erz, das geworden
Zum tönenden Rund,
In was für Accorden
Einst gab es sich kund!
Wie zuckten die Blitze,
Wie sprach in der Hitze
Des Kampfs der Geschütze
Tod kündender Mund!

Vom Thron war gestiegen
Der König und Held,
Den Feind zu bekriegen,
Den Seinen gesellt.
Des Vaterlands Ehre
Mit blitzender Wehre
Zu wahren, der Hehre,
So zog er ins Feld.

Die Glocken ertönen
Dem Frieden geweiht;
Es folgte Versöhnen
Dem blutigen Streit.
Willkommene Wende!
Es ruhten die Hände,
Es kam an ein Ende
Die furchtbare Zeit.

Froh kehrten die Krieger
Zum heimischen Herd.
Wie hieltst deine Sieger,
O Deutschland, du werth,
Befreit von den Banden,
Die lang' dich umwanden,
So herrlich erstanden,
Gerühmt und geehrt!

Wie hat sich die Eiche
Aufs neue belaubt!
Zurück kam dem Reiche,
Was einst ihm geraubt.
Da stand an dem Throne
Der Held, der zum Lohne
Die köstlichste Krone
Sich setzt' auf das Haupt.

Die Glocken erklingen
Weit übers Gefild,
Sie klingen und bringen
Ein freundliches Bild.
O schöne Gestalten
Des Kaisers, des alten,
Und derer, die halten
Getreu ihm den Schild.

Der einst war geschritten
Voran im Gefecht,
Wie schön stand er mitten
Im jungen Geschlecht,
Der köstlichen Güter
Des Friedens ein Hüter,
Ein milder Gebieter,
So schlicht und gerecht.

So blieb er Erhalter
Erworbenem Gut,
So stark noch im Alter,
Ein Fels in der Fluth.
Auf ihn war zu bauen,
Es füllt', ihn zu schauen,
Das Herz mit Vertrauen,
Die Seele mit Muth.

Ihr Glocken, klingt leiser,
Verhallender nun,
Den schlummernden Kaiser,
O lasset ihn ruhn!
Nicht kannt' er Ermüden,
Bis Gott ihm beschieden
Den ewigen Frieden
Nach rastlosem Thun.

Hin ging ein Jahrhundert,
Seit Gott ihn gesandt.
Wohl hat ihn bewundert
Auch feindliches Land,
Doch tief im Gemüthe
Lebt uns, daß ihm blühte
Im Herzen die Güte;
Sanft war seine Hand.

Ein beff'res Gedenken
In Freud' und in Schmerz,
Das kann ihm nicht schenken
Ein Denkmal von Erz.
Von ihm ist geblieben,
Was zwingt, ihn zu lieben:
Er hat sich geschrieben
Alldeutschland ins Herz.

Gestrandetes Fischerboot. Nach dem Gemälde von Eduard Spoerer in Düsseldorf. — Siehe Seite 48.

Photographie von Jenny Spoerer in Düsseldorf.

Nachdruck verboten.

Mamsell Bärbchens Maien.

Novelle von Ernst Behrend in Berlin.

Draußen auf den Straßen der kleinen Stadt herrscht fröhliches Leben.

„Maien! Grüne Maien!“ schallt es zu den Thüren und Fenstern hinein. Die Wagen mit Birkenzweigen, dem seit unvordenklicher Zeit in der Mark Brandenburg gebräuchlichen Pfingstschmuck für Haus und Hof, für Thor und Wand, für Spind und Spiegel sind aus der Heide, dem Stadtwald, eingetroffen.

„Maien! Grüne Maien!“ rufen die Händler mit gellender Stimme, und eine aufgeregte Kinderschar wiederholt jubelnd den Ruf. Flinke Dienstmädchen und bedächtig schleichende Mütterchen, Bürgerfrauen und biedere Handwerksmeister umringen die Wagen, um einen der weißen Zweige mit den flatternden hellgrünen Blättern daran oder auch wohl ganze Arme voll einzukaufen und dann den Ausputz des Hauses außen oder innen vorzunehmen.

„Maien! Grüne Maien!“ erschallt's wieder, denn neue Ladung ist angelangt, die auch noch ihre Abnehmer finden wird.

Freundliche Nachmittagssonne bescheint dies lustige Treiben und wärmt die Luftwellen, die durchs offene Fenster in die Wohnstube der alten Frau strömen, dort oben im Eckhaus am Markt. Mit augenscheinlichem Behagen betrachten die drei Leutchen, die auf dem hochstufigen Fenstertritt Platz genommen haben, den Maienhandel, genießen sie Sonnenschein und laue Luft. Die achtzigjährige, immer noch lebensfrohe Greisin lehnt sich in den knisternden Korbstuhl zurück, ihr Tagewerk ruht, das Strickzeug hat heut lange genug geklappert in den fleißigen Händen. Ihr gegenüber sitzen auf schmaler Truhe, dicht aneinandergeschmiegt, die holderblühte Urenkelin und deren Liebster, der vor einer Stunde aus der Hauptstadt herübergekommen ist, um das Pfingstfest in der Familie seiner Braut zu verleben. Nach kurzer Begrüßung der Eltern, die sich noch nicht Feierabend vergönnen mögen, habe ich, denn ich selbst bin jener junge Mann, meinen braunlockigen Schatz bei der Hand gefaßt und bin mit ihm die Treppe hinaufgesprungen zu Urgroßmütterchens Wohnung. Weiß ich doch, wie gern die alte Frau ihr herzfrisches Enkelkind um sich hat; und daß ich selber bei ihr wohlgelitten bin, brauch ich nicht zu verhehlen, noch weniger aber, daß es ein wahrer Genuß ist, in der Nähe der Greisin zu weilen, ihr in das gütige Antlitz zu schauen, ihren altmodischen Erzählungen, schalkhaften Bemerkungen und feinsinnigen Aussprüchen zuzuhören. Sie hat die enge Welt, in der sie all ihre Tage zugebracht, mit scharfen Augen beobachtet, doch ebensowenig, wie die Außendinge, sind die Regungen des eigenen Herzens ihrem prüfenden Sinn entgangen. Sie denkt und spricht ohne Vorurtheil; Anmuth verhüllt mit zartem, im Märchenland gewobenen Schleier die Runzeln des alten Gesichts und umspielt wie ein Lichtstrahl, der sich im Wasser des Jungbrunnens brach, die welken Lippen.

„Maien! Grüne Maien!“ ruft wieder eine laute, rauh gewordene Männerstimme, aber hell und klar antwortet der Chor der Kinder: „Maien! Grüne Maien!“

Nun ist die Sonne hinter den Dächern jenseits des Marktes verschwunden, ihr himmlischer Abglanz allein bestrahlt mit sanftem Schimmer die langgestreiften Tapeten und die altväterischen Möbel. Unter dem ovalen Sophaspiegel hängen zwei Schattenbilder in kastenähnlichen Mahagoni-Rahmen; scharf heben sich von dem vergilbten Papier, auf das die Silhouetten geklebt sind, die Umrisse der beiden Köpfe ab; man erkennt selbst aus einiger Ferne, daß diese Kunstwerke einen Mann in besten Jahren und ein Mädchen oder eine junge Frau, beide aus der Zeit der Vatermörder und Schmachtlocken, darstellen sollen; an jener Wand sind sie die einzigen Bilder.

Leiser Zugwind bewegt einen Flügel des Fensters und ich schließe es, denn die Luft, die von der jungen Brust mit Wonne geathmet wird, mag der Alten schaden. Draußen wird's allmählich still. Auch die Greisin ist schweigsam geworden, und die jungen Leute halten durch Blick und Händedruck vielsagende Zwiesprache, zu der sie der Worte nicht bedürfen. Aber Urgroßmütterchen ist die erste von uns, die der sentimentalen Stimmung bewußt wird.

„Auf, Ihr Träumer! Macht Euch daran, mit Maien auszuputzen, was Euer Revier ist!

‚Maien, Maien!
Glück ins Haus!
Unglück fährt zum Giebel 'raus.
Maien, Maien!
Kahle Wand
Bringt dem Hof und Hause Schand'.‘

Also marsch hinunter! Mich aber laßt hier ruhig sitzen, mir sind alte Geschichten eingefallen, die rumoren jetzt in meinem Kopf in etlicher Verwirrung herum, und wenn ich allein bin, will ich sehen, daß ich gehörige Ordnung hineinbringe.“

„Urgroßmama!“ bittet mein Schatz, „laß uns noch ein Stündchen hierbleiben! Was ich an Maien aufzustecken habe, ist nach dem Abendbrod bald gethan. Die Rieke hat übergenug gekauft und weiß, daß sie mir die schönsten Büsche aufzubewahren hat. Es ist gar zu nett bei Dir, und wir wollen Dich bei Deinem ‚Aufräumen‘ nicht stören. Oder noch besser, Du läßt uns sehen, wie Du Ordnung schaffst! ‚Auf so etwas Acht zu passen‘, sagst Du sonst immer, ‚ist lehrreich für Kinder und muß für sie plaisirlich sein‘.“

„Jungfer Naseweis!“ ruft die Greisin und droht mit dem Finger. Aber auch ich bitte flink um eine Geschichte und streichle ihr die Hand, was sie wohl rühren mag, denn sie nickt mir und dem Lockenkopf wohlwollend zu:

„Ja, ja, Kinderchen! Das Alter ist von selber geschwätzig, und wenn Ihr nun gar so bettelt, so mag denn 'mal wieder was ausgeplaudert sein.“

Urgroßmütterchens Blicke sind auf die beiden Schattenrisse unterm Sophaspiegel gefallen. Sie betrachtet sie lange, die Hände auf die Seitenlehnen des Korbstuhles gelegt. Sie sammelt ihre Gedanken, die Enkelin aber nimmt ihr unmerklich das Strickzeug vom Schoß und legt es auf die Fensterbank. Der Himmel ist von rosigem Schein überzogen, und hat sich, während es im Zimmer zu dämmern beginnt, noch etwas von mildem Tageslicht verspart, um das Antlitz der alten Frau zu verklären. Unsere Augen hängen an ihr, wie sie nun zu erzählen anhebt, erst leise und fast stockend, allmählich belebter, bis dann die Rede fließend von den Lippen rinnt. Sieht sie nicht aus, wie Frau Sage selber, deren Blicke nach innen gekehrt sind, während ihr Mund das Geschaute offenbart? — — —

„Barbara hieß sie.“ Also fängt Urgroßmütterchens Geschichte an. „Barbara. Diesen häßlichen Namen, der hier zu Lande aufgekommen ist, als die Märkischen noch zu den Kalender-Heiligen beteten, verdankte sie einer Laune ihres Vaters, der sich für alten Brauch und Schnak interessirte und dem Kinde nicht den Namen einer Gevatterin gab, sondern denjenigen, der bei ihrem Geburtstag im Kalender stand. Gerufen aber wurde sie Bärbchen, später, nachdem sie confirmirt worden, ‚Mamsell Bärbchen.‘ Dazumal titulirte man die Töchter aus guten Bürgerhäusern noch ‚Mamsell‘, ohne darin etwas Abschätziges zu finden, wie heutzutage. Bärbchen klang denn auch nicht gerade schlechter als Julchen und Christinchen, als Iduna und Cora, wie ihre besten Freundinnen hießen. Drüben am Markt war sie geboren, in dem schmalen Haus mit treppenförmigem Giebel, das schon gestanden haben soll, ehe die Wallenstein'schen Kriegshorden die Stadt größtentheils einäscherten. Zu der Zeit, von der ich rede, gehörte es dem Herrn Stadt-Chirurgus. Knapp vorm Ausgang des verflossenen Jahrhunderts war er mit seiner jungen Eheliebsten, er selbst schon ein Mann von reiferem Alter, in das neuerworbene Haus eingezogen und bald nach Neujahr 1801 gab's fröhliche Kindtauf'. Sie hatten einen großen Schmaus angerichtet der kleinen Barbara zu Ehren. In allerlei feiner und ziemlicher Ansprache wurden über Tisch die Tugenden und das Glück des Elternpaares gepriesen, aber auch für den Täufling fiel reichlich Lob ab. Was der abergläubische Herr Raths-Apotheker in seinem Trinkspruch hervorhob, nämlich, daß das laute Geschrei des Kindleins bei der heiligen Handlung in der Kirche als gutes Wahrzeichen langen Lebens zu begrüßen sei, will ich gelten lassen, da ihm die Folgezeit Recht gegeben hat. Im übrigen aber hat man bedauerlicherweise bereits an jenem Tage mit dem eilfertigen Rühmen und Schmeicheln begonnen, das der Mamsell Bärbchen hernach zu Unsegen und Ungemach ausgeschlagen ist.

Der Herr Chirurgus sollte sich ungetrübten Glücks nicht lang erfreuen. Die junge Frau hat noch einige Jahre an Leib und Seele geblüht und das ganze Hauswesen mit ihren Tugenden verklärt, dann aber ist sie auf einmal unbegreiflich siech geworden und zu schlimmer Zeit der Angst und Aufregung, welche die französische Invasion im Winter 1806 über unsere Stadt brachte, zum Opfer gefallen. Sie hatte just so lange gelebt, daß ihr Kind eine treue Erinnerung an das freundliche Schalten und Walten der lieblichen Mutter ins Leben hineinnehmen konnte, doch zu kurze Zeit, um es nach ihrem ebenso verständigen wie frommen Wesen zu erziehen. Der Herr Chirurgus, dem der Tag nicht Stunden genug hatte für die Arbeit in seinem Beruf, konnte sich um die Kleine nicht viel kümmern, und wenn er sie auf kurze Fristen sah, trieb er die reine Abgötterei mit seinem eigenen Fleisch und Blut; ihre Erziehung überließ er gänzlich der Tante Minona, die ihm schon vor seinem kurzen Ehestand die Hauswirthschaft geführt hatte, und es nun wieder that mit Geschick und Strenge. Der pflegemütterlichen Pflicht war sie indessen nicht gewachsen. Denn wenn sie auch ihre Gewissenhaftigkeit, sowie die feierlich ernste Frömmigkeit ihrer Seele in die des Mamsellchens zu verpflanzen verstand, so richtete sie den Sinn des Kindes doch allzusehr auf äußerliche Schaustellung der Schätze von Herz und Geist, die durch solches Prunken nicht an Werth gewinnen, sondern nur verlieren. Zwar waren die Saiten ihres Innern gemeinlich auf erhabene Accorde gestimmt, nichtsdestoweniger erklangen sie mitunter in lieblichen Tönen, und dann kam dies Spiel auf eins heraus mit ebenso zärtlicher Verhätschelung der Kleinen, wie sie der Herr Papa betrieb. Daraus entsproß in deren Herzen und Köpfchen bunterlei Unkraut des Eigensinns und der Selbstgefälligkeit, das die Tante übersah oder vielleicht gar für artigen Blumenschmuck ästimirte. Weiter aber, da sie, stolz auf ihre Erziehungs-Resultate, die Fortschritte des Mamsellchens in Tugend, Weisheit und Verstand überall ausposaunte, so kam das junge Ding, zumal es Witz genug besaß, sich allerwärts selbst ins beste Licht zu stellen, auch außerhalb der väterlichen vier Pfähle zu hohem Ruhm der Vortrefflichkeit und ward in jedem Nest, wo unflügges Völkchen zu erziehen war, dem als Weisheits- und Tugendspiegel vorgehalten. Das blieb ihr nicht lange unbekannt, und nun verbanden sich in ihr der Stolz auf solche hervorragende Sonderstellung und die reichlich vorhandene natürliche Anlage zum Guten zu einer wahren Tugendsucht. Die Folge war, daß Mamsellchen in einem Alter, da die Zopflerchen sonst noch in süßer Dummheit herumflattern, bereits nach Grundsätzen verfuhr. Das imponirte sogar ihren Freundinnen, Bürgermeisters behaglichem Julchen und Raths-Apothekers spitzigem Christinchen, der Rathsherrntochter Cora Schmidt, die, wenn andere zwei Schritte gingen, es nicht unter drei Hopsern that, und der begeisterungsfähigen Iduna, des Herrn Oberpredigers Aeltester. Bald galt sie auch bei diesen als ein Orakel und als das Bundesoberhaupt von Gottes Gnaden, das man mit Scheu verehrt, und mit dem man gern Staat macht vor aller Welt; doch die rechte Herzensverwandschaft fehlt.

Kurz und gut, es geschah alles, was nöthig war, dem Bärbchen einen gehörigen Nagel in den Kopf zu treiben. Von Kind auf war sie ein schmuckes Persönchen von feinen Gesichtszügen und gerader Haltung. Allmählich prägte sich auch auf ihrem Aeußern die steife Vornehmheit der Seele aus. Lustiges Lachen gewöhnte sie sich ganz ab, und das Lächeln, womit sie hin und wieder noch ihre Freundinnen begnadete, war immer ein bißchen angesäuert. Leider kannte sie auch die Thräne nicht.

Als ihre Mutter im Sarge lag, fühlte die Kleine keinen Schmerz, denn auf dem Antlitz der kalten bleichen Frau lag die Glorie seligsten Friedens, sodaß Bärbchen vermeinte, Himmel und Erde könnten menschlichen Augen nimmer Schöneres zeigen. Es war nicht Gefühllosigkeit, daß sie da nicht weinte; bei dem Anblick der todten Mutter blieb sie stumm und thränenlos, weil ihr Kinderauge durch den Nebel irdischer Trübsal den Glanz der ewigen Seligkeit schaute. Aber daß sie auch später weder aus größerem noch geringerem Anlaß Thränen vergoß, war seltsam, wenn schon bei ihrem altklugen Wesen nicht allzu auffällig. Und doch war dazumal eine Zeit, wo die Menschen, alte nicht minder als junge, viel eher zu Thränen gerührt waren, als das heutige Geschlecht.

Und wieviel schwärmerischer war man doch in den guten alten Tagen! Auch unser Mamsellchen, das, wie gesagt, wirklich von Streben nach Vollkommenheit beseelt war, bildete in jener Hinsicht keine Ausnahme. Im Schrein ihres Herzens trug sie als köstlichen Schatz das Bild unserer schönen Königin mit sich herum, der Rose, die so früh vom Sturm gebrochen wurde; ihr, der verklärten Heiligen, widmete sie unzählige Stunden der Andacht, und wie oft hat sie sich feierlich gelobt, Luisen nachzueifern! Gar zu schlimm stand's um Mamsell Tugendstolz also doch nicht! Die erste Gelegenheit, sich in ernster Lage zu bewähren, fand sie, als die Durchmärsche der großen Armee, die Gott hernach so fürchterlich geschlagen hat, hier kein Ende nehmen wollten. Was kam da nicht all für buntes, gespreiztes, liederliches und rohes Volk tagein tagaus in wechselnde Einquartierung! Mamsellchen zählte damals erst ein Dutzend Jahre, aber das Hauswesen lag in den Tagen der Sorge und Aufregung allemal ganz allein auf ihren Schultern, denn Tante Minona that alsdann nicht mit. Die alte Seele hatte unmäßigen Abscheu vor dem fremden Kriegsvolk. Anno 'sieben nämlich,

bald nachdem sie in des Herrn Chirurgus Hause das Regiment wieder übernommen, hatte ein bonapartischer Offizier, dem sie mit ihrer ganzen Feierlichkeit und dem Aufgebot aller ihrer französischen Vokabeln entgegengetreten war, sie mit den Worten angeranzt: „Himmelkreuzsakra, narrisches Mensch! Was schwäzt an wüascht'n wälsch'n Floz z'sema! Kannscht net vernünfti deutsch parlire? He?“ Dieser knüppeldeutsche Fluch aus dem Munde eines vermeintlichen Franzosen, — in Wahrheit war's ein Offizier der württembergischen Truppen, die mit dem Kriegshaufen Bonapartes mitliefen, — brachte die Tante vollständig aus der Contenanz. Seitdem war sie beim Anblick einer feindlichen Uniform total außerm Häuschen und kroch, sobald Einquartirung angesagt wurde, fiebrig ins Bett, das sie dann nicht eher verließ, als bis die Luft im Hause wieder rein war. In solchen Jammertagen also hatte Mamsellchen das Schlüssel-Regiment, und daß sie es zur Zufriedenheit des Herrn Papa, sowie zur Bewunderung seitens der Tante Minona führte, war gleichermaßen ein Beweis von Tüchtigkeit wie auch neuer Eitelkeitssamen. Und als sie den zierlichen eisernen Ring auf den Finger steckte, den sie für ein paar von der Mutter ererbte Schmucksachen erhielt, als sie, wie jedermann, der's konnte, Gold für Eisen dahin gab zum Wohl des Vaterlandes, — war's da pure Opferfreudigkeit, die ihr aus den Augen glänzte, oder nicht auch ein bißchen Eitelkeit darauf, daß man sie als die reichste Geberin unter den Kindern pries? —

Die bösen Jahre waren vorbei, und die Stadt, die manchen ihrer Söhne in den heiligen Krieg geschickt hatte, beging zum Gedächtniß der Gefallenen ein Todtenfest. Es war im Sommer 'sechzehn. Ach, mit welcher ernsten Sprache läuteten die Glocken vom Thurm abends und frühmorgens vor der Feier, je eine Stunde lang! Aber der helle Sonnenschein des Festtages goß heiteren Trost in die Herzen der Menschheit, die sich vorm Rathhaus versammelt hatte. Von dort aus begab sich ein stattlicher Zug in schwarzer Trauerkleidung nach der Marienkirche. Voran die Schuljugend mit ihren Lehrern, einen Choral absingend; dann kamen Jungfrauen, in den Händen Kränze von weißen Rosen, die sie hernach am florbehängten Altar niederlegten; ihnen folgten die Prediger, hinter denen der Magistrat und die königlichen Staatsdiener einherschritten; den Beschluß bildete die Bürgerschaft, Männer und Weiber jeglichen Standes. Mamsell Bärbchen, die Führerin der Jungfrauen, war stolz auf diese Auszeichnung und wandelte ihren Freundinnen in der Haltung eines Prinzeßchens vorauf. Obwohl sie unter den Todten der großen Jahre keinen Verwandten zu betrauern hatte, so ging ihr doch die Rede des Herrn Oberpredigers tief zu Gemüth, als er über den Text aus den Maccabäern sprach: ‚Ist unsere Zeit gekommen, so wollen wir ritterlich sterben um unserer Brüder willen und unsere Ehre nicht lassen zu Schanden werden‘, und aus dem Apostelbrief: ‚Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben‘. Das war wieder eine Stunde, in der sie sich zuschwor, ihr Herz allezeit nur erhabenen Empfindungen zugänglich zu machen.

So andächtig sie vor ihrem Platz vorm Altar der Predigt folgte, entging es ihr doch nicht, daß seitwärts auf der ersten Bank im Kirchenschiff unter den Amtspersonen zwei junge Leute in Offiziers-Uniform saßen, deren Gesichter auf die Gruppe der Jungfrauen gerichtet waren. Ja, es schien ihr, als ob beide ziemlich unverwandt nach ihr selbst hinsahen. Nach der Stellung der Stühle konnte es aber auch kaum anders sein. Die Lieutenants waren Stadtkinder und hatten die Befreiungskriege bei der Landwehr mitgemacht. Nun waren sie von Berlin, wo sie in bürgerlicher Stellung lebten, herübergekommen, um mit ihren Landsleuten das Trauerfest zu begehen. Mamsell Bärbchen kannte sie beide.

Der stattliche Jüngling mit den feurigen Blicken und dunkelm, in krauser Locke auf die Stirn fallendem Haar war Hans Glienicke, des reichen Kaufmanns und Branntweinbrenners Johann George Glienicke einziger Sohn. Der Hans war vor dem Kriege Handlungsdiener in seines Vaters Geschäft gewesen, und sobald der König sein getreues Volk zum Kampf wider den Erbfeind aufgerufen hatte, als Freiwilliger mitgegangen. Er muß sich wohl brav geführt haben, denn schon anno 'vierzehn haben sie ihn zum Lieutenant gemacht. Nach dem Friedensschluß, als man die vielen Offiziere nicht mehr gebrauchen konnte, hing er seine Uniform an den Nagel und setzte sich wieder auf den Kontorbock. Diesmal aber in Berlin bei einem Großkaufmann, denn hiesigenorts hätte sich das Dienen hinterm Ladentisch für den Herrn Landwehr-Lieutenant nicht recht geschickt. Das Bärbchen hatte zu dem jungen Mann, der ihr ein halbes Dutzend Jahre voraus war, niemals eine Beziehung freundschaftlicher Art gehabt, wohl aber zu seinem schmächtigen Kameraden, der bei der Todtenfeier neben ihm im Kirchenstuhl saß.

August Wichmann hieß dieser und war gleichfalls ein ehemaliger Handlungsdiener, der sich gegen die Franzosen die Epauletten verdient hatte; nach der Rückkehr aus Feindesland aber war er aus königlicher Gnade Beamter geworden. Er stammte aus der Hegermühle, draußen vorm Berlinerthor, die bereits vor der ersten Invasion der bonapartischen Kriegsscharen im Besitz seines älteren Bruders war. Die idyllische Mühle von damals ist längst verschwunden; an ihrer Stelle steht die nüchtern ausschauende Papierfabrik, die nicht nur mit Wasser-, sondern auch mit Dampfkraft arbeitet; ihr heilloser Spectakel verscheucht die Spaziergänger, während früher das Rauschen des Wassers, das sich aus dem erlenbeschatteten Teich über das große Triebrad in den unter dichtem Buschwerk weiterfließenden Bach ergoß, gefühlvolle Seelen zu längerem Verweilen an dem schönen Orte einlud.

August Wichmann war früh verwaist. Den alten Mühlenmeister, seinen Vater, hatte ein Wilddieb erschossen, die Mutter aber war aus Entsetzen darüber in schwere Krankheit verfallen, der sie rasch erlag. Da übernahm der ältere der beiden Söhne die Mühle und erzog seinen schulpflichtigen Bruder in aller Treue. Das schreckliche Schicksal der Eltern, sowie die Abgelegenheit der Mühle, wo es für den Musje August keinen Spielkameraden gab, waren wohl Ursach', daß er ernsthafter war, als sonst Jungen in seinem Alter. Er konnte aber auch recht von Herzen fröhlich sein, zumal wenn er anderen eine Gefälligkeit erweisen durfte, nur daß sich dann sein Frohsinn nicht laut, sondern mehr durch anmuthiges Mienenspiel äußerte.

Nach der Hegermühle nun ging Tante Minona öfters, seit sie dem Herrn Stadt-Chirurgus zum andern Male die Wirthschaft führte, weil sie mit der jungen Frau, die der Mühlenmeister inzwischen heimgeführt hatte, verwandt war, wenn auch nur durch einen ‚Scheffel Erbsen‘, wie man so sagt. Sie nahm dann regelmäßig Mamsellchen mit, die sich von der Mühlenmeisterin mit süßer Milch und kräftigem Schwarzbrod tractiren und dann von dem freundlichen Jungen auf den Hof hinausführen ließ, wo jederzeit allerlei Geflügel zu bewundern war, oder in den Garten mit den vielen Obstbäumen und den dicht gewachsenen Malinekens, die man jetzt feiner Himbeeren nennt; oder sie ließ sich von ihm die weißen und gelben Mummeln zeigen, die auf dem Mühlenteich blühten oder die Plötzen und Barsche, die darin herumschwammen, oder ließ sich Schmackeduzen schneiden, die braunen Rohrkolben, die sie mit nach Hause nahm, um sie mit allerhand trockenen Gräsern zum Bouquet zu vereinigen. Einmal führte er sie über Feld nach dem Rand einer tiefen Schlucht, auf die sie über eine Art Wehr von Feldsteinen und Brombeergesträuch hinabsah. Aber nicht vornehmlich das wollte er ihr weisen, sondern etwas viel Schöneres. Im Schutz einer mit Ginsterbüschen und Heidekraut bewachsenen Krempe, die der Rand der Schlucht gegen den Acker bildete, stand eine Anzahl von Töpfen aus grauem ungebranntem Thon, wie Blumentöpfe geformt, aber ohne Boden; mit dem breiteren Rande fußten sie auf der Erde, über die kleinere offene Fläche waren steinbeschwerte Brettchen gelegt; etwa in der Mittelhöhe hatte jeder Topf ein Loch von Viergroschenstücks-Größe. Schweigend und mit geheimnißvollem Ausdruck in Haltung und Mienen führte der Musje seine kleine Freundin nah an die merkwürdige Sammlung und hieß sie, sich in eine Erdmulde ducken, wie er's that. Mit einigem Herzklopfen wartete sie der Dinge, die da kommen sollten und es dauerte nicht lange, da flogen mit Gebrumm und Gesumm ein paar Hummeln herzu und verschwanden durch die Seitenöffnungen in den Töpfen, andere derartige kleine Bestien kamen daraus hervor und birschten wildvergnügt über die beiden Späher hinweg ins Feld. Mamsellchen kriegte keinen gelinden Schreck, als ihr zuerst solch unheimlicher Baßbrummler am Kopf vorbeischoß, aber Musje August sprach ihr leise Muth zu, und weil sie ja ein überaus verständiges Kind war, fand sie die nöthige Fassung schnell wieder. Dann aber beobachtete sie vergnüglich den Verkehr der putzigen Unholde, der schwarzen, gelbgestreiften, mit schneeweißem Fleck am Bürzel geschmückten Zwerg-Brummbären, die sich um die Anwesenheit der beiden Menschenkinder gar nicht kümmerten. Nach einem Weilchen krochen diese dreist ganz dicht an die Hummelhäuschen heran und nun nahm der Musje zur neuen Verwunderung des Mädchens den Deckel von einem Töpfchen ab, griff hinein und langte ein Holzstäbchen heraus, um das ein goldbrauner, gleich einem Pelzmuff gestalteter Honigklumpen angesetzt war. „Da, iß!“ sagte er freundlich und hielt ihr den Leckerbissen vor den Mund. „Schmeckt sehr, sehr süß!“ Solcher Lockung vermochte sie trotz des brummigen Protestes einiger gefährlich herumsummender Hummeln nicht zu widerstehen, sie spitzte die Lippen, nahm damit das Klümpchen vom Stiel und ließ es sich wohl schmecken, während ihr der kühne Honigjäger mit innigem Behagen zusah, als ließe er sich selbst den süßen Seim auf der Zunge zergehen. Und da er gar so nett war, hatte sie doppelten Genuß vom Verspeisen der anderen Beutestückchen, die er nach und nach aus den Hummelzwingern hervorholte. Als sie dieses Vergnügens satt waren, gingen sie Hand in Hand zur Mühle zurück, wobei Musje August der aufmerksamen Zuhörerin erklärte, daß er sich ohne jemandes Zuthun den Hummelfang ausgedacht, und wann und wie er die thönernen Behausungen angefertigt habe, und daß er noch für vielmehr Süßigkeit sorgen wolle, nachdem er gesehen, wie gut sie dem Bärbchen schmecke.

Ein ander Mal, als es schon herbstelte, war die Kleine mit starkem Appetit auf die Riesenäpfel, die nun an einem Baum im Mühlgarten reif sein sollten, der Tante Minona hinausgefolgt. Sie hatte in Erwartung des herrlichen Schmauses fast nichts zu Mittag essen mögen, daher biß sie dann tapfer ein, als Musje August ihr die duftigen Calvillen, die er sorgsam am Stengel brach, aus dem Zweigdickicht herabwarf. Der Baum war beinah abgeerntet, der Junge pflückte eben die letzten Früchte, nur einen ansehnlichen Apfel ließ er hoch in der Krone hangen: „Sieh 'mal,“ erklärte er, auf den Erdboden zurückgekehrt, „der muß dran bleiben, sonst trägt der Baum nächstes Jahr schlecht oder gar nicht. Du hast nun wohl auch genug, Mamsellchen obschon Du mit ganz barbarischem Hunger gesegnet scheinst, — na dafür heißt Du ja auch Barbara.“ Bei diesem wohlfeilen Pennälerwitz lachte er ein bißchen verschämt, was ihm gar nicht schlecht stand. Mamsellchen aber fühlte sich in ihrer Würde gekränkt, warf den Apfel weg, in den sie grade ihre Zähne eingedrückt hatte, und kehrte dem Musje Witzbold verächtlich den Rücken. Nun war er mit einem Satz an ihrer Seite, schaute sie mit seinen blauen Augen sanftmüthig an, streichelte ihr den Scheitel und bat: „Nicht böse sein, Bärbchen! Malum e malo, hat uns der Herr Rector gelehrt, das heißt, ‚von einem Apfel ist alles Unheil in die Welt gekommen‘, und nun hab' ich Unglückswurm Dich unterm Apfelbaum gekränkt, ohne es doch zu wollen.“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Kornelfe.

Erzählung von C. von Hellen in Ludwigslust.

(Schluß.)

„Aber Fehling, was ist dir nur?“ sagte jener, „das wäre unartig. Du hörst, die Damen warten auf uns, außerdem ist die kleine Frida allerliebst.“ Er zog den Widerstrebenden mit sich, und beide bogen um das Gebüsch auf den freien Platz hinter dem Hause. Derselbe zeigte das aufgespannte Tennis-Netz und die Gruppen der Damen, welche in ihren hellen Kleidern eine hübsche Staffage für das in abendlicher Beleuchtung strahlende Gartenbild abgaben. Bruno hatte indessen kein Auge dafür, sein Blick hing wie gebannt an einer feinen Gestalt in lichtblauem Sommerkleid, die, neben Frida stehend, ihm noch den Rücken zukehrte. War es denn möglich? Jetzt wandte sie sich um, — ja, sie war es! Die kleine Kornelfe leibhaftig! Freilich, etwas verändert sah sie aus in dem eleganteren Kleide, ohne Hut, mehr wie eine Dame, aber nur, wenn möglich, noch reizender, wie sie jetzt die Augen niederschlug und ihm mit tiefem Erröthen eine Verbeugung machte, denn die geschäftige Frida stellte ihn sogleich vor. Ein Glück, daß diese dann durch den Diener, der die Reifen und Rackets brachte, abgezogen ward, sie hätte sonst vielleicht bemerkt, wie befangen sich die beiden gegenüber standen. Freilich nur einen Augenblick, dann trat er auf sie zu: „O, wie glücklich mich das macht,“ sagte er, „daß Sie doch noch gekommen sind.“

Da sah sie ihn lächelnd an und erwiderte herzlich: „Ja, es freut mich auch sehr, daß Sie hier sind!“

„Und Ihre gnädige Tante? Wollen Sie mich vielleicht vorstellen? Leider traf ich die Damen nicht, als ich gestern meine Aufwartung machen wollte.“

„Ach ja, das war sehr schade, aber die Tante wollte durchaus nach Teschendorf, ich hatte gar keine Lust, doch, wenn sie einmal will, dann hilft es nichts,“ meinte sie. „Uebrigens ist sie heute leider nicht hier, sie hatte zu viel zu thun und schickte mich, damit ich ihren Glückwunsch an Frau von Ecken überbringen möge. Wir wußten nicht, daß hier Gesellschaft ist, sonst hätte Tante mich erst morgen geschickt,“ fügte sie lächelnd bei.

„Wie gut, daß Sie es nicht wußten, ich war ganz traurig.“

„Wollen Sie mit Reifen spielen, Herr von Fehling, oder ziehen Sie Tennis vor?“ unterbrach Frida herantretend.

„Bitte, fragen Sie die Damen zuerst.“ —

„Du weißt, ich verstehe mich nicht auf das Tennis-Spielen,“ sagte Emerenzia, „ich habe zu Hause niemand, der es mit mir übt.“

„Also Reifen, Emerenzia.“

„Nun, Herr von Fehling?“

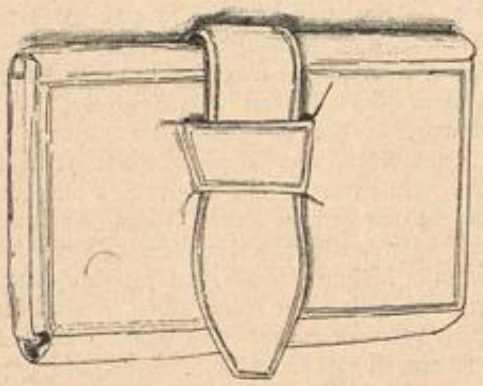
„Natürlich auch Reifen.“

„Aber Sie sagten doch, Sie spielten viel und gern Tennis?“

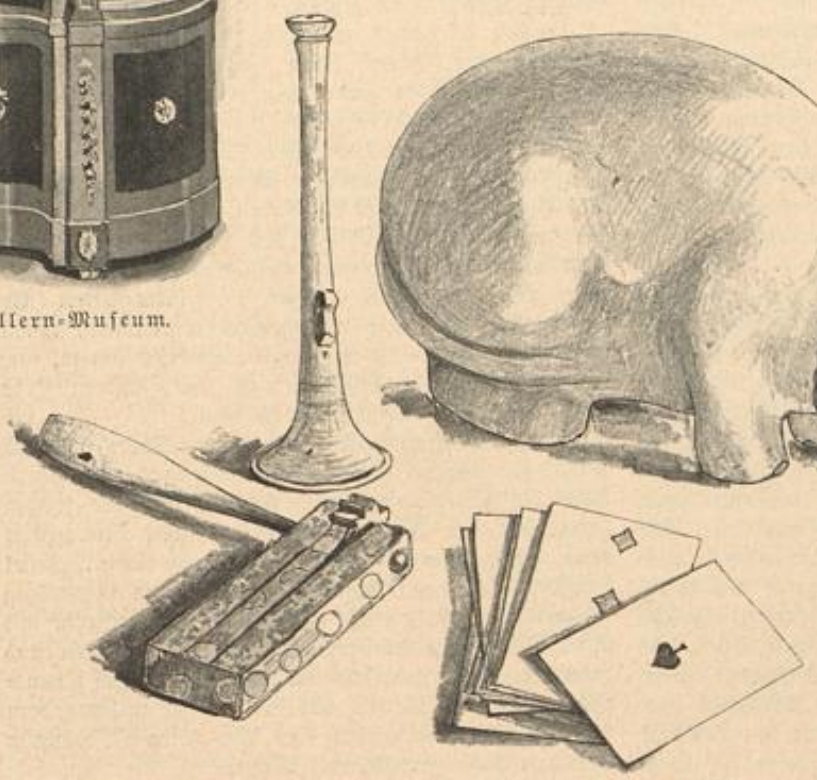
„O ja, aber, — heute danke, — in Uniform, nein, das ist zu unbequem.“

„O, mein Bruder hat oben drei Anzüge für die Herren bereit.“

Die Wiege Kaiser Wilhelm's I. im Hohenzollern-Museum.



Erstes Notizbuch Kaiser Wilhelm's I., Geschenk seines Lehrers Delbrück, im Hohenzollern-Museum.



Kinderspielzeug Kaiser Wilhelm's I. im Hohenzollern-Museum.

natürlich und ebenso natürlich war es, daß sie nach dem Abendbrod, als man im hellen Mondschein noch einmal durch den Garten ging, wieder neben einander her wanderten. — Der Silberglanz des Vollmondes zitterte durch die Zweige und spielte auf ihrem Haar und blitzte auf seiner Uniform, und die ganze Welt lag im Zauber vor ihnen, Thautropfen leuchteten im Grase und die Grille zirpte, und die feinen Resedadüfte zogen durch die warme Sommerluft. Sie schwiegen beide, ihre Herzen pochten und ihre Augen suchten sich. Schon bebte ein Wort auf seiner Lippe, da kam der Rittmeister und sagte ihm, der Wagen sei bereit. „Morgen früh um fünf müssen wir heraus, Fehling, kommen Sie, wir müssen uns den Damen empfehlen." Er verbeugte sich gegen Emerenzia und stand wartend.

„Leben Sie wohl, auf Wiedersehen, gnädiges Fräulein!" Er fühlte, wie die kleine Hand zitterte, die sie ihm reichte. „Adieu!" es klang so traurig durch die Dunkelheit zu ihm herüber, und nun mußte er fort. „Der Mond hat einen Hof," sagte der Rittmeister, „wir werden morgen naß werden," und dann legte er sich in der Wagenecke zurecht.

„Schicken Sie morgen früh noch einen Mann von Ihrem Zug nach Niederlaubach heran, ich habe heute keinen Brief von meiner Frau gehabt, ich denke, da wird einer sein, Sie kommen dicht an der Stadt vorbei."

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!" Ja, der schnarchte bald, er hatte ja auch eine allerliebste Frau, die ihm Briefe schrieb, aber der arme Bruno? —

Am folgenden Morgen goß es denn auch richtig wie mit Mollen. „Ein rechtes Wetter ist's zum Abschiednehmen," dachte Bruno und dann mußte er in den Sattel. Es ging gerade in entgegengesetzter Richtung von Sagendorf, unterwegs stieß der Sergeant mit den Husaren, die dort gelegen hatten, zu ihm. Er ließ den Mann neben sich reiten, und dieser mußte berichten, wie es gewesen.

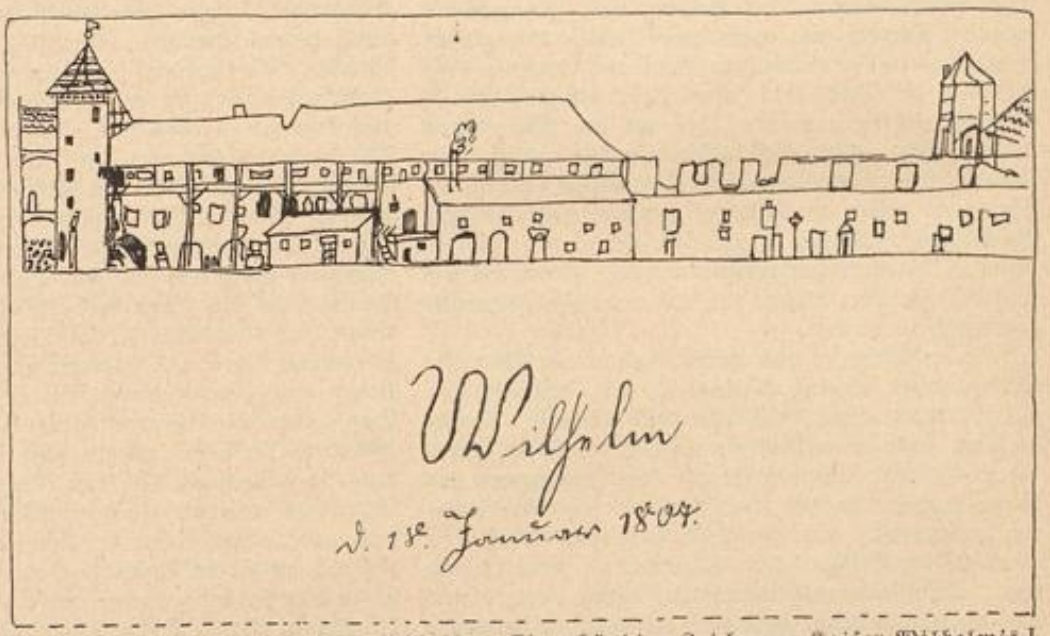
„Ach," sagte derselbe plötzlich, „mir fällt ein, ich sollte auch noch dem Herrn Lieutenant einen Gruß bestellen, das junge gnädige Fräulein kam heute Morgen um fünf in all dem Regen in den Stall, sie wollte uns ausrücken sehen, sagte sie, und mir brachte sie ein ganzes Paket Butterbrod und 'ne halbe Flasche Wein, — na, wir sind da aufgenommen wie die Prinzen, so ein Quartier giebt's sobald nicht wieder!" —

„Hören Sie, Haskemeyer," sagte Bruno, „da haben Sie einen Thaler, ich habe kein Frühstück mit, lassen Sie mir die Butterbrode ab." —

Aber es war doch nur ein kläglicher Trost in den zierlichen Brödchen, und Bruno sah nach dem häßlichen hölzernen Kirchthurm, so lange er in dem grauen Regen sichtbar blieb. Seine Stimmung sollte auch eben nicht gehoben werden, denn mit dem Brief für den Rittmeister fand er auch einen an seine Adresse. Das ‚Schnabelthier' mahnte ziemlich ausverschämt.

Und die Zeit verging. Das Manöver war zu Ende, aber der Rückmarsch ging nicht wieder durch dieselbe Gegend, und Bruno kam nicht wieder nach Sagendorf. Die Felder waren leer, die Herbstspinnen breiteten ihre Netze über das Brombeergestrüpp, das hie und da zwischen den Stoppeln aufschoß, im Dorf klang schon die Flachsbracke, und die ausgedienten Burschen kehrten mit den bunten Soldatenmützen in die heimatlichen Dörfer zurück. In der Garnisonstadt Z. war Auction für die ausrangirten Pferde angesagt, die Dienstmädchen hatten verweinte Augen, und das Geschrei von Gänsen, die zum Markt getrieben wurden, durchtönte die Straßen.

Bruno saß an seinem Schreibtisch. Er hätte Urlaub bekommen können, aber er war vorläufig zu Hause geblieben. Er schrieb jetzt einen Brief, eine ziemlich ungewöhnliche Beschäftigung für ihn. Noch ungewöhnlicher war, daß er diesen Brief schon wenigstens zehn Mal begonnen und noch immer nicht fertig geschrieben hatte. Da lagen allein drei, vier, fünf Bogen mit verschiedenen Anreden umher. „Verehrtes gnädiges Fräulein," „Mein gnädigstes Fräulein," „Heißgeliebte Emerenzia!" „Meine süße Kornelfe," „Liebes Fräulein Emerenzia." Dann endlich, als die Entscheidung über diesen wichtigen Punkt



Die Fassade des Königsberger Schlosses. Eigenhändige Zeichnung Kaiser Wilhelm's I. auf der ersten Seite seines Notizbuches aus dem Jahre 1807.

„Danke sehr, ich möchte heute nicht!"

Frida, die sich gern mit ihrem geschickten Spiel sehen lassen wollte, ging etwas enttäuscht ab, und das Reifspiel begann. Es war merkwürdig, daß sich die Reifen der beiden immer begegneten. Einmal schlangen sie sich völlig in einander und fielen zu Boden. Der Lieutenant und Emerenzia sprangen zugleich hinzu, um sie aufzuheben; bei der Bemühung, die Reifen von einander zu lösen, berührten sich ihre Hände. Bruno durchzuckte es wie ein elektrischer Strom. O, er war so glücklich, so glücklich, er hätte die ganze Welt umarmen können, sogar die alte böse Tante, die seine Else doch heute gerade hierher geschickt hatte. Dann kam, da es dunkel ward, das Abendessen, da durfte er sie wieder bedienen und bei ihr sitzen und ihrem lieblichen, harmlosen Geplauder lauschen. Sie aßen ein Vielliebchen zusammen und er suchte im voraus zu erfahren, was sie sich wohl wünsche. Sie sagte: „Einen hübschen, kleinen, schwarzen Hund!" und das fand er wieder so allerliebst. Er wisse schon einen, meinte er. So trieben sie es mitsammen, wie junge Leute pflegen, es war ja ganz

Kinderwagen Kaiser Wilhelm's I. im Hohenzollern-Museum.

Andenken an die Kindertage Kaiser Wilhelm's I. im Hohenzollern-Museum zu Berlin.

Nach Original-Zeichnungen von Curt Aghte in Berlin. — Siehe den Artikel Seite 46.

gefallen war, kam der nicht minder schwierige Anfang. Wieder fünf Bogen! „Mein Herz treibt mich" — „Sie wollen gütigst verzeihen," — „Kaum wage ich zu hoffen, daß Sie Sich meiner," — „Wissen Sie noch als wir im Mondschein" — „Eine große Bitte" — — —

Ja, ja es ist keine Kleinigkeit so einen Brief zu schreiben, aber endlich, endlich lag er doch fertig da, ins Couvert gesteckt, die Adresse möglichst deutlich geschrieben. ‚An Fräulein Emerenzia von Sagendorf, Rittergutsbesitzerin, Hochwohlgeboren auf Sagendorf bei Niederlaubach', — da stand es. Eine Postmarke und nun selbst auf die Post! Während er Mütze und Handschuh nahm, sah er den Brief immer liebevoll an, er war sehr glücklich, daß er ihn geschrieben, aber sein Herz pochte doch sehr unruhig, als er ihn eigenhändig in den Briefkasten der Post steckte. Was für eine Antwort würde er bekommen? War es nicht eigentlich sehr viel gewagt, auf so kurze Bekanntschaft hin schon einen solchen Brief zu schreiben? Aber Wallholm hatte ihm auch zugeredet. „Worauf willst Du warten? Etwa bis ein anderer sie Dir fortschnappt? Neulich sprach ich noch jemand, der in der Gegend bekannt war. Sagendorf ist die schönste Besitzung in dem ganzen Kreis, und Fräulein von Sagendorf hat außerdem ein Vermögen von ca. zweimalhunderttausend Thalern. Du bist ein Glückskind, Bruno! Alle tausend Jahre einmal triffst Du Liebe und Geld zusammen, also keine Zeit verloren!" So hatte Wallholm gesprochen. „Uebrigens," fügte dieser aufrichtige Freund noch hinzu, „das ‚Schnabelthier' war gestern bei mir, der Kerl will durchaus Geld sehen, ich habe ihm gute Worte gegeben, aber lange dauert es nicht mehr, so macht er Radau." —

O, warum sagte er doch gerade das, was Bruno so unangenehm berührte! — Ja, das lag wie ein Mißklang auf seiner Liebe, — daß es zugleich aussah, als suche er noch etwas anderes bei der Geliebten, als trachte er nach Geld, indem er um sie warb. — Sein ehrenhafter Sinn sträubte sich dagegen, er wußte, daß er die kleine Kornelse geliebt haben würde, und wenn sie keinen Pfennig gehabt hätte, — und er hatte aus diesem Grunde so lange gezögert mit seinem Brief, denn vom ersten Tage an wußte er ja, daß sein Herz ihr gehöre, daß er sie und keine andere auf der Welt zum Weibe begehre, — und sie? —

O, es durchrieselte ihn mit einem Wonnegefühl, wenn er an sie dachte, wenn er sich den Blick ihrer Augen, den Klang ihrer Stimme vergegenwärtigte, ja, er hatte es zu deutlich empfunden, auch in ihrem Herzen sprach eine Stimme für ihn, — und nun wartete er auf Antwort. Es waren qualvolle Tage und Nächte. Er war froh, daß fast alle Kameraden auf Urlaub gegangen, nur ein paar verheirathete Herren im Städtchen geblieben waren. Unter dem Vorwand, auf Hühnerjagd zu gehen, lehnte er jede Einladung ab und streifte Tage lang in den Feldern zu Fuß oder zu Roß umher. Es dauerte entsetzlich lange, nach spätestens vier Tagen, so hatte er berechnet, müsse die Antwort kommen, jetzt waren schon sechs Tage vergangen und immer schüttelte der freundliche alte Postbote den Kopf. „Nischt vor Ihnen, Herr Lieutenant!" so oft er ihm begegnete, und immer lag nur das Wochenblättchen, aber kein Brief am Morgen neben seiner Kaffeetasse. Acht Tage waren um. „Fehling, wie sehen Sie nur aus?" fragte der Major, „Sie müssen krank sein, reden Sie mit dem Oberstabsarzt, alter Freund, Sie bekommen noch den Typhus!"

Und die zweite Woche begann, schon hatte er alle Hoffnung aufgegeben; daß der Brief verloren gegangen sei, erschien ein unwahrscheinlicher Strohhalm, er fing an, nichts mehr zu fürchten und nichts mehr zu erwarten, — wenn die Kornelse ihn nicht wollte, mochte das ‚Schnabelthier' ihn verschlingen, es war ihm dann ganz gleich. — Da, eines Mittags, als er vom Dienst nach Hause kam, stand sein Bursche vor der Thür und hielt schon von weitem etwas Weißes hoch. Bruno's Herz pochte, mit hastigen Schritten eilte er herbei. „Da is ooch der Brief, Herr Lieutenant," grinste der biedere Schniegel.

„Was für ein Brief?"

„Na der, uf den der Herr Lieutenant nu all seit vierzehn Tagen lauern." Bruno hörte nicht mehr, er hielt den Brief in der Hand. Poststempel Niederlaubach. Freilich, er hätte nicht gedacht, daß die Kornelse solche große, breite Buchstaben mache, aber, — das ist ja jetzt Mode, — er stürzte in sein Zimmer hinauf, er riß das Couvert auf und las:

‚Sehr verehrter Herr von Fehling!

Am Sonnabend den 10. d. M., nachmittags um drei Uhr, steht ein Wagen zu Ihrer Abholung in Niederlaubach bereit.

Ergebenst

Emerenzia von Sagendorf.'

Er las den Brief wieder und wieder, leise Enttäuschung mischte sich in seine Freude. Kein Gruß, kein Blitz freudigen Willkommens erwartender Liebe in diesen sehr kühlen Zeilen. Aber am Ende, was that das, er sollte kommen! er sollte sie wieder sehen! er sollte sie haben, die kleine Kornelse! das war ja alles, was er sich wünschen konnte. Und da ganz unten noch ein Post-Scriptum: ‚Bitte, kommen Sie in Civil.' Und weßhalb das? Er begriff es nicht. Sie hatte doch ausdrücklich gesagt, wie hübsch sie die Uniform fände. ‚Civil! na, dahinter steckt natürlich der Drache von Tante, die wird wohl auch den Brief dictirt haben. Arme, kleine Else!' und es überkam ihn ein wirkliches Mitleid, weil sie ihr Herz, das doch sicher ebenso voll war wie sein eigenes, nicht hatte sprechen lassen dürfen. ‚Wahrscheinlich ist es so eine verkümmerte alte Jungfer, diese Tante, die nun mit Schrecken das Ende ihrer Herrschaft in Sagendorf heran nahen fühlt, so eine alte Pfeffernuß,' dachte Bruno grollend. ‚Na, warte nur, alter Drache, jetzt kommt der Ritter, der die kleine Prinzessin befreien wird! Noch ganze sechsunddreißig Stunden bis zur Abreise! Das war auch so eine Abscheulichkeit von der Alten. — Er musterte sein Civil, es war mäßig, entschieden nicht gut genug. Rasch ein Telegramm an seinen Schneider in Berlin. ‚Der Kerl muß es schaffen. Uniform muß aber doch mit, denn wenn die Kornelse es will, soll sie ihren Spaß haben. Schade, daß der ‚Flirt' nicht auch einzupacken ist, den muß sie natürlich reiten. Werde gleich bestellen, daß er mit Damensattel probirt und geritten wird, während ich fort bin.' So wogten Pläne, Gedanken und Luftschlösser in Bruno's Kopf herum. Der brave Schniegel mußte sich fast die Schwindsucht anlaufen, bis endlich der Koffer gepackt, der Lieutenant in feinstes Reise-Civil gekleidet und beide im Coupé glücklich untergebracht waren. — — —

Köstlichster Herbst-Sonnenschein lag auf den abgeernteten Feldern von Sagendorf, und in rothgoldenem Blätterschmuck prangte der Garten hinter dem Herrenhaus, als Bruno den wohlbekannten Weg von Seehausen herüber im offenen Wagen daher gerollt kam. Der alte verdrießliche und schweigsame Kutscher hatte nur ein kurzes „Zu Befehl!" oder „Nein" auf alle seine Versuche, ein Gespräch anzuknüpfen; so lehnte er denn bequem in der alten Chaise, die heruntergeschlagen war, und genoß in vollen Zügen Leben, Sonnenschein und Liebe!

Wie war die Welt so schön, und wie war Gott so gut! Ja, er dachte daran, und ein glücklicher Dankseufzer entquoll seinem übervollen Herzen. Jetzt sah er das Weizenfeld, es war abgeerntet; wie ein grünes Band, von Gras und Kraut umwuchert, zog sich der Fußsteig über das Stoppelfeld, sein Herz pochte, da war das große rothe Dach des alten Hauses. Noch ein paar Minuten, die Chaise rollte über das holprige Pflaster des Hofes. Heute waren alle Fenster ohne Ladenverschluß. Bruno's Blick überflog die lange Reihe, aber er sah niemand, die Hausthür ging auf, er war schon aus dem Wagen, immer drei Stufen mit einem Satz. Der alte Bediente kam ihm mit einem gewissen vertraulichen Grinsen entgegen, nahm ihm den leichten Paletot ab und sagte: „Das gnädige Fräulein warten im Gartensaal."

Wie ihm das Herz pochte! Noch einen flüchtigen Blick in den Spiegel, die Taschenbürste fährt über das aschblonde Haar, der Schnurbart ist gesträubt, die Thür fliegt auf. Er tritt ein.

Ein dämmeriges, grünliches Licht herrschte in dem großen, sehr behaglich eingerichteten Raum. Durch die gegenüberliegende Glasthür, die offen stand, sah man in den sonnigen Garten, wo bunte Astern und rothe Pelargonien leuchteten, aber Bruno's Augen hafteten an einer hohen, schlanken Gestalt, die im Licht eines der Fenster stehend, sich ihm jetzt zuwandte. Eine imponirende Erscheinung, in mattgrauer, sehr chic sitzender Herbst-Toilette. Das dunkle Haar über der weißen Stirn schlicht gescheitelt, aber das etwas blasse Gesicht von großer, regelmäßiger Schönheit, nur leicht in ein paar etwas schärferen Linien verrathend, daß die Dame nicht mehr im Lenz des Lebens stand; sie kam mit der Sicherheit einer Weltdame auf Bruno zu, der wohl kaum je in seinem Leben einen so hölzernen Diener gemacht hatte und sagte, ihm die Hand reichend:

„Guten Tag, Herr von Fehling, ich freue mich, daß Sie heute so schönes Wetter zu Ihrer Fahrt hatten, bitte legen Sie Ihren Hut fort und nehmen Sie Platz." Mechanisch that Bruno, wie ihm befohlen ward, doch schweiften seine Augen fortwährend durch alle Ecken des weiten Gemachs, als müsse er das weiße Kleid seiner Else doch irgend wo sehen, aber sie war nicht da.

„Verzeihung," stammelte er, sich auf den Sessel niederlassend, den ihm die Dame mit einer Handbewegung bezeichnete, während sie selbst auf einem kleinen Sopha Platz nahm, „Verzeihung, aber ich glaubte, Fräulein von Sagendorf hier zu treffen." Dabei machte er plötzlich die Entdeckung, daß ihm die Dame bekannt vorkam, er mußte dies blasse, regelmäßige Gesicht mit den klugen Augen schon irgendwo gesehen haben.

„Ich bin Fräulein von Sagendorf," lächelte sie.

„Sie, Sie — sind — ach so, — die Tante! —

„Ja wohl, die Tante aller meiner Neffen und Nichten," ergänzte sie. „Und da Sie mir einen Brief nicht ganz gewöhnlichen Inhalts schrieben, Herr von Fehling," fügte sie wieder mit leisem Lächeln hinzu, „so werden Sie begreifen, daß ich Sie allein und ohne Zeugen empfange."

„Ihnen, gnädiges Fräulein?" sagte Bruno, allmählich seine Fassung wieder gewinnend und ein wenig empört in seinem Herzen über die Anmaßung der Dame, welche den Brief, der an ihre Nichte gerichtet war, so ohne weiteres für sich in Anspruch nahm. „Ich bitte um Entschuldigung, aber ich schrieb an Fräulein Emerenzia von Sagendorf."

„Ja wohl, hier ist der Brief," sie nahm ihn aus einem Schälchen, das inmitten eines kleinen Tisches neben ihr stand.

„An Fräulein Emerenzia von Sagendorf, Rittergutsbesitzerin auf Sagendorf, nicht wahr?"

„Ja, allerdings."

„Nun, also an mich! Ich heiße Emerenzia von Sagendorf und bin Rittergutsbesitzerin auf Sagendorf. Es giebt freilich," sagte sie mit einem Aufblitzen ihrer grauen Augen, „noch eine Emerenzia Sagendorf, nämlich meine kleine Nichte, die bisweilen Monate lang bei mir zum Besuch ist, allein dieser gehört nicht ein Ziegel und nicht ein Halm in Sagendorf. Leider hat mein armer Bruder vor seinem Tode alles Vermögen verloren, und da ich die kleine Emerenzia, mein Pathchen, besonders in mein Herz geschlossen habe, so ist sie mehr bei mir als bei ihrem Onkel mütterlicherseits, dem General Borries in Berlin."

Wäre ein Blitz aus heiteren Höhen vor Bruno in die Erde gefahren, er hätte nicht verwirrter, nicht betäubter sein können. Keiner Antwort mächtig, suchte er vergeblich seine Gedanken zu sammeln, aber Fräulein von Sagendorf schien vorläufig keine Antwort zu erwarten.

„Sie begründen Ihren mich außerordentlich ehrenden Antrag, Herr von Fehling, mit einer kurzen Bekanntschaft, und ich erinnere mich allerdings einer Reise von Breslau nach Berlin, wo ich das Vergnügen hatte, mit Ihnen in demselben Coupé zu fahren," — sie sprach langsam und sah ihm dabei aufmerksam ins Gesicht.

Sigrid Arnoldson.
Nach einer Photographie von Reutlinger, Paris.
Siehe Seite 48.

Der Grabstein der Caroline Neuber. Nach einer Original-Zeichnung von A. Reinhardt in Loschwitz. — Siehe Seite 48.

Auch das noch! Jetzt fiel es ihm ein, er war nach einem Renn-Diner mit noch zwei Kameraden im Coupé erster Klasse von Breslau bis Frankfurt mit ihr zusammen gefahren. Was für Unsinn er damals geschwatzt hatte, wußte er nicht mehr, aber Scat und zuletzt ja wohl gar noch Macao hatten sie gespielt! — Hatte er die Tante einmal in das Land, wo der Pfeffer wächst, gewünscht, jetzt wäre er am liebsten ins Mauseloch gekrochen. Er fühlte wie er roth und blaß wurde.

Aber während ihr Auge forschend auf ihm ruhte, und er nach einer Antwort suchte, schweifte sein Blick durch die offene Thür in den Garten, da schimmerte deutlich ein weißes Kleid durch die schon durchsichtigen Büsche, einen blau und gelben Strohhut meinte er auch zu sehen, er gewann sofort sein Gleichgewicht wieder. Was war das alles für Unsinn!

„Mein gnädiges Fräulein," sagte er zwar noch mit leise vibrirender Stimme, aber festen Tones, „ich bedaure unendlich, daß ich Ihnen in einem so außerordentlich ungünstigen Licht erscheinen muß. Es hat sich hier ein arges Mißverständniß eingeschlichen; ich hatte, während ich hier im Sommer in Seehausen in Quartier lag, das außerordentliche Vergnügen, Ihre Fräulein Nichte kennen zu lernen, und da ich immer nur von Fräulein Emerenzia von Sagendorf, als der Besitzerin, reden hörte, war es wohl erklärlich, daß ich, überdies mit Ihnen selbst völlig unbekannt, annahm, der jungen Dame gehöre das Gut. Ich liebe Ihre Nichte, gnädiges Fräulein," fuhr er warm fort, „ich kann mir kein größeres Glück denken auf der Erde als sie mein zu nennen, — ich bitte," — er stockte, — das ‚Schnabelthier' mit seiner platten Nase und seinem Schuldschein, schob sich grinsend zwischen ihn und sein Glück. —

„Nun," sagte sie, „ich verstehe vollkommen, Herr von Fehling, und wenn ich die Maske fallen lassen will, so gestehe ich Ihnen, daß ich mir dies alles schon selbst sagte, aber eine kleine Strafe für Ihren Spaziergang oder Raubzug durch meine Weizenfelder hatten Sie doch verdient. Sie bitten also nun um die Hand meiner kleiner Nichte, wie?"

Bruno kämpfte in diesem Augenblick den härtesten Kampf seines Lebens. Helle Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Durfte er, der verschuldete, mittellose Lieutenant um das reizende, geliebte Mädchen werben, wenn sie kein Vermögen hatte? Plötzlich erkannte er, daß er das unter keiner Bedingung dürfe. Freilich, die paar tausend Mark, die das ‚Schnabelthier' zu fordern hatte, wären für den Gatten der Besitzerin von Sagendorf kein Hinderniß gewesen, aber jetzt, — o, was hätte er darum gegeben, wenn er wenigstens keine Schulden gehabt hätte.

„Gnädiges Fräulein," begann er unsicher mit heiserer Stimme, „es muß volle Wahrheit sein zwischen Ihnen und mir. Ich, — ich, — bin ohne Vermögen, — ich, — habe außerdem leider etwa zehntausend Mark Schulden, — gnädiges Fräulein, — ich liebe die kleine Kornelfe, — wollte sagen Ihre Fräulein Nichte so sehr, — sonst hätte ich es ja nicht gewagt, — mein ganzes Lebensglück, — o mein Gott, — ich darf sie ja nicht haben," — — er brach ab, die Stimme versagte ihm, er ließ den Kopf auf die Brust hängen.

Da legte sich eine feine Hand auf seinen Arm, und Fräulein von Sagendorf sagte sanft:

„Ich danke Ihnen, Herr von Fehling. Sie haben ehrenhaft gehandelt. Ich verstehe Sie. Sie können unter diesen Verhältnissen meine Nichte nicht heirathen. Ich werde ihr das mittheilen."

Er stand auf, auch sie erhob sich.

„Weiß sie etwas von meinem Brief?" fragte er leise.

„Nein."

„O bitte, gnädiges Fräulein, sagen Sie es ihr doch, und auch, — wie, — sehr ich sie liebe und, — daß ich versuchen will, vielleicht in Amerika, — oder in der Türkei, ein Vermögen zu gewinnen, — und —"

„Soll sie darauf warten?"

„Ach nein, das kann ich ja nicht verlangen, aber wenn sie warten wollte, — ich, — kann sie doch nie, — niemals vergessen, — und es muß mir doch am Ende gelingen, — o, der elende Mammon!" —

Er griff nach seinem Hut, aber er stand wie gebannt, denn zwischen den Pelargonien und Astern sah er die kleine Kornelfe im Sonnenschein stehen, das Köpfchen wie horchend gehoben, versuchte sie in den Schatten des Saales zu blicken, vielleicht um zu sehen, wer da bei der Tante sei. O, es war grausam, da stand sein sonniges Glück, und er durfte die Hand nicht darnach ausstrecken!

„Noch ein Wort, Herr von Fehling," sagte die Tante in diesem Augenblick. „Es gäbe eine Möglichkeit," — sie zögerte. Mit einem Sprung stand er wieder neben ihr. „Um Gottes Willen sprechen Sie?"

„Sie bezahlten Ihre Schulden und machten keine neuen, ich würde Ihnen das Geld dazu geben. Sie begnügten Sich, statt Sagendorf zu haben, mit dreitausend Thalern jährlich, die ich meiner Nichte für den Fall ihrer Heirath ausgesetzt habe, Sie ließen mich ihre Häuslichkeit in angemessener, aber einfacher Weise einrichten, in diesem Fall" —

Sie konnte nicht ausreden, er lag vor ihr auf den Knien und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

Ein leichter Tritt knisterte draußen auf dem Kies. Die kleine Kornelfe stand in der Thür und sah mit großen runden Augen auf die seltsame Gruppe.

„Komm her, Emmchen," sagte Fräulein von Sagendorf, „da siehst Du, komm schnell, sonst schnappt Dir die alte Tante noch Deinen Ritter fort!"

Dieser aber war schon aufgesprungen, und ehe es wieder entfliehen konnte, hielt er sein Glück in den Armen.

Nachdruck verboten.

Aus Kaiser Wilhelm's Kindertagen.

Ein Gedenkblatt zum hundertsten Geburtstage Kaiser Wilhelm's des Siegreichen.

Von Paul Lindenberg in Berlin.

Siehe die Illustrationen auf Seite 44.

Heute, wo in inniger und dankbarer Erinnerung das deutsche Volk seines großen Kaisers treu gedenkt, wo uns in Bild und Wort sein Leben und Wirken, Ringen und Streben, Schaffen und Gelingen in erhebender Weise vor Augen geführt werden zur Wiederkehr seines hundertsten Geburtstages, da steigt von neuem seine Jugendzeit vor uns empor, jene sonnigen und ernsten Tage, die für die ganze Entwicklung des Helden von tiefster Bedeutsamkeit waren und schon früh seinen Weg richteten für seines engeren Vaterlandes Größe, für des deutschen Reiches Kraft, Aufschwung und Einigung. Das höchste Glück und den tiefsten Schmerz hatten ihm jene Kindheitstage gebracht, aber wären sie nicht in all ihrer Heiterkeit und dann wieder in ihrem dumpfen Druck gewesen, in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit, in ihrem fröhlichen Gewähren und bitteren Entsagen, auch das innere und äußere Wesen und damit vielleicht der ganze Lebensgang Kaiser Wilhelm's hätten sich wohl anders gestaltet und hätten ihm nicht jene Bahnen gewiesen, die er zu Deutschlands Heile eingeschlagen.

Froh und ungetrübt flossen die ersten Jahre dahin; sein Vater hatte schon mit dem fünften Jahre auf Veranlassung Friedrich's des Großen einen eigenen Haushalt gehabt und kaum das Glück zärtlicher Elternliebe kennen gelernt, desto mehr nun widmete er sich seinen Kindern, oft sein Arbeitszimmer verlassend und die Gemächer der Königin aufsuchend, aus denen ihm lustiger Jubel entgegenscholl. Kronprinz Fritz war ausgelassen und wild, stets zu übermüthigen Streichen aufgelegt, ruhiger und zurückhaltender war sein Bruder Wilhelm, dessen Gesundheit eine zarte war, und der mancherlei Krankheiten durchgemacht hatte. Am liebsten weilte er bei seiner Mutter; jedes ihrer Worte prägte er sich ein, jede noch so unbedeutende Gabe hob er sich sorgfältig auf und vermerkte den Tag, an dem er sie erhalten, sowie die Veranlassung zu dem Geschenk, mit flüchtigen Zeilen auf einem Stückchen Papier. „Börse, in welcher mir Mama 1803 und 1804 den ersten Geburtstags-Ducaten schenkte," diesen halbvergilbten Zettel finden wir noch heute neben einer winzigen, aus grüner Seide gefertigten Börse im Berliner Hohenzollern-Museum, wo neben der einfachen Kinderwiege auch verschiedentliche Spielsachen des kleinen Prinzen aufbewahrt werden.

In ihrer schlichten Gestalt und ungekünstelten Anfertigung erzählen sie uns beredt von der einfachen Erziehung, die das Königspaar seinen Kindern zu theil werden ließ. „Der König wird von den Einkünften des Kronprinzen leben müssen," so hatte der zur Regierung gelangte Herrscher hervorgehoben, und nichts wurde in dem sogenannten „Kleinen Palais" unter den Linden geändert, das er schon als Kronprinz mit seiner Gemahlin bewohnt. „Bin von allen Seiten ohnehin schon genug beengt und molestirt, will wenigstens in meinem häuslichen Leben meiner Neigung folgen und die Freiheit und Unabhängigkeit haben, die jeder Privatmann genießt," und in diesem Sinne richtete er sich sein häusliches Leben ein. In Berlin ging das freilich nicht immer ganz so nach seinen Wünschen, da kamen Meldungen und Audienzen, Empfänge und Minister-Sitzungen, Truppen-Besichtigungen und gesellschaftliche Pflichten, aber sobald es die Staatsgeschäfte erlaubten, siedelte das Königspaar mit den Kindern nach Charlottenburg, nach Potsdam, noch lieber aber nach Paretz über, in welch letzterem Dörflein sich der König schon vor seiner Thronbesteigung ein behagliches Besitzthum errichtet hatte. „Alles ist einfach und ländlich zu machen. Nur immer denken, daß Sie für einen schlichten Gutsherrn bauen!" so hatte der Fürst dem Baumeister eingeschärft.

Und es war nur ein einfaches Herrenhaus geworden, wie es uns noch heute erhalten geblieben ist, einstöckig, mit rothem Ziegeldach, die Mauern weiß getüncht, die Fenster klein, weder Balcon noch Veranda, aber ganz nahe dafür die weitkronigen Bäume des schattigen Parkes, ganz nahe duftende Wiesen, goldene Kornfelder, schöne Wasserflächen, und ringsum vor allem tiefe, heilige Ruhe und Einsamkeit, unterbrochen nur durch das geheimnißvolle Rauschen der Eichen und Linden, durch das jubelnde Lied der Lerche, durch das Plätschern eiliger Wellen! Hier „auf dem Lande" wuchsen im blühenden Gedeihen die Königskinder heran, fern dem Lärm und den Zerstreuungen der großen Welt und fern den Schmeicheleien und Vergnügungen eines höfischen lockeren Lebens.

Dafür tummelten sie sich in jubelnder Ungebundenheit auf den Pfaden und Grasflächen des Parkes umher, daß ihr Jauchzen und Lachen bis auf die Dorfstraße hinausscholl; dann wieder wurde in kindlichem Eifer exercirt und manövrirt, Uniformen trugen die beiden Prinzen noch nicht, ihre soldatischen Abzeichen fertigten sie sich selbst: hölzerne Säbel, Ordensbänder aus Pappe, Epaulettes aus Papier, auch eine papierne Fahne, an einem Baumzweig befestigt; in dieser Ausrüstung rückten sie einst am Geburtstage ihres Vaters vor diesen hin und erbaten sich mit schlechtbewahrtem Ernst ihr „Salair". Der König wies sie lächelnd ab, sie brauchten noch kein Gehalt, sie wären noch keine Soldaten. Da schwenkte aber der siebenjährige Kronprinz seine (noch heute in Paretz aufbewahrte) Fahne, und sein fünfjähriger Bruder Wilhelm wies mit dem Säbel auf die Rückseite hin, die folgenden, von beiden gedichteten Vers enthielt:

„Wir thun das Heer repräsentiren
Und kommen, Dir zu gratuliren,
Hurrah, Hurrah, Hurrah!
Doch willst Du ferner uns commandiren,
So mußt Du erst uns salariren!"

Gut gelaunt griff der König in seine Tasche und gab jedem der beiden Schelme ein klingendes Salair. Es wurde kaum warm in den Händen der Prinzen, denn am Nachmittag war ja zur Feier des Geburtstages des Königs großes Dorf-Fest; die Schnitter und Schnitterinnen erschienen und holten das Königspaar nebst seinen Kindern zu dem unter freiem Himmel gelegenen Tanzplatze ab, woselbst die Dorfmusik sie mit einem Tusch empfing und alsbald zum Tanze aufspielte, an welchem sich auch der König und die Königin betheiligten. Unmittelbar neben dem Tanzplatze aber waren Buden aufgeschlagen, in denen es allerhand Leckereien und sonstige Kurzweil für Kinder gab; hier kauften die jungen Prinzen für ihr erstes „Gehalt" die verschiedensten Dinge ein und vertheilten sie an die Dorfjugend, unter die sich nun auch die Königin mischte, welche die Flachsköpfe würfeln ließ und Zuckerzeug wie Backwaren an sie spendete. „Frau Königin, mir auch 'was!" riefen bittend die Kleineren, die von den Größeren zurückgedrängt worden waren, und auf das Geheiß ihrer Mutter wurden sie von den beiden Prinzen herangeholt und besonders reich beschenkt.

Aber mit Paretz ist auch für die jungen Prinzen die erste Zeit des Lernens verknüpft; der Rector Delbrück, welcher bis dahin an der Klosterschule in Magdeburg thätig gewesen, war zu ihrem Erzieher ernannt worden und übte mit großer Hingebung sein Amt aus, ganz in dem Sinne der Königin, die an einen Leipziger Pädagogen einst geschrieben: „Mein heißester Wunsch ist es, meine Kinder zu wohlwollenden Menschenfreunden zu bilden, auch nähre ich die frohe Hoffnung, diesen Zweck nicht zu verfehlen." Nein, sie verfehlte ihn nicht, treu und sorgsam hütete sie die jungen Menschenknospen, auf daß sie sich, von rauhen und häßlichen Einflüssen ungestört, harmonisch entwickelten; oft im Dämmerlicht saß sie mit ihren beiden ältesten Söhnen unter der weitästigen Linde auf einem erhöhten Punkte am Ende des Parkes, von wo der Blick über die Felder bis zu den fernen Kirchdörfern schweifte, und erzählte ihnen Geschichten von den Thaten der preußischen Herrscher, aber nicht von ihren Waffenerfolgen allein, sondern zumal von ihren Errungenschaften im Frieden und von ihrer steten Sorge um das Wohl ihrer Landeskinder. Auch während mancher Unterrichtsstunde weilte sie bei ihnen in den kleinen, ach so winzigen, an den Wänden blau gestrichenen Zimmerchen des Herrenschlosses, und wenn alle Mühe des Lehrers zuweilen vergeblich gewesen war, das Interesse seiner kleinen Schüler für den einen oder anderen wissenschaftlichen Gegenstand zu erwecken, da genügten einige sanfte Worte der Königin, daß die beiden blondgelockten Prinzen mit verdoppelter Aufmerksamkeit sich ihren Aufgaben widmeten und eifrig nach einem Lob der geliebten Mutter strebten.

Bis tief in den Herbst des Jahres 1805 hinein blieb die königliche Familie in Paretz; es war, als ob sie ahnte, daß es mit dem ländlich-friedlichen Leben für lange, vielleicht für immer vorüber sei. Am 15. October wurde hier noch der zehnte Geburtstag des Kronprinzen gefeiert, zu welchem der König ihm Hut, Degen und Uniform eines Fähnrichs schenkte und ihn seiner Gemahlin als jüngsten Offizier der preußischen Armee vorstellte. Bewegt schloß ihn die Königin in die Arme, ernst zu ihm sprechend: „Ich hoffe, mein Sohn, daß Du an dem Tage, an welchem Du zum ersten Male diesen Degen als Kriegswaffe führst, nur den einen Gedanken haben wirst, Deine unglücklichen Brüder an Frankreich zu rächen!" Hatte doch auch die Königin, die immer noch auf den Frieden gehofft, endlich eingesehen, daß Preußen den Kampf um seine Selbständigkeit führen mußte, wollte es sich nicht zum Spielball Napoleon's herabdrücken lassen. Erwartungsvolle Monate waren es, die folgten, und auch für den Prinzen Wilhelm und seinen älteren Bruder brachten sie der buntwechselnden Eindrücke viele. Eine große Revue wurde im Frühjahr 1806 auf dem Tempelhofer Felde abgehalten, bei welcher noch einmal im stolzen Glanze die Friedericianische Armee paradirte; dann folgten mannigfache Truppen-Durchzüge, die ganz Berlin zuweilen in ein Heerlager zu verwandeln schienen, kriegerische Lieder ertönten, und stürmische Huldigungen wurden dem Königspaare und seinen Kindern dargebracht, wo sie nur erschienen, als am 21. September der Tag des Abschiedes kam und die Königin immer wieder und wieder ihre Lieblinge umarmte, als ob sie dieselben nie wiedersehen sollte!

Doch, ach! sie sollten gar zu bald schon wieder in den Armen der Mutter liegen, früher, als sie es geglaubt, nach kaum dreißig Tagen, dort, auf der Schloßtreppe zu Schwedt, wohin man in kopfloser Furcht vor den Franzosen die königlichen Kinder aus Berlin gebracht und wohin ihnen die Mutter gefolgt war. Unter heißen Thränen küßte sie ihre Söhne, und die Stimme klang gebrochen, als sie ihnen sagte: „Ihr seht mich in Thränen, ich beweine den Untergang der Armee, — sie hat den Erwartungen des Königs nicht entsprochen!" Und weiter ging dann die Flucht, nach Stettin, nach Danzig, ohne die Mutter, die bei ihrem Gemahl weilte, schließlich nach Königsberg, wo die Eltern endlich sich wieder am 9. December mit ihren Kindern vereinten. Das war ein schlimmes Weihnachtsfest! Die Königin krank, der König unruhig und sorgenvoll, die ganze Umgebung niedergedrückt und verzweifelt! Gar kärglich sah es auf dem Weihnachtstische der jungen Prinzen aus, auf dem — der Vater hatte ihnen nichts beschert, — nur kleine Andenken der nächsten Getreuen lagen. Für den Prinzen Wilhelm eine rothlederne Brieftasche seines Lehrers Delbrück, auf deren eines Blatt der junge Prinz, nachdem in den ersten Januar-Tagen des neuen Jahres die Flucht nach Memel weiter fortgesetzt worden war, aus der Erinnerung die Front des Königsberger Schlosses zeichnete und mit der Unterschrift: „18. Januar 1807" versah, dasselbe Datum, an welchem sich einst in Königsberg sein Ahn die Krone aufs Haupt gesetzt, derselbe Tag, an welchem vierundsechzig Jahre später Deutschlands greiser Heerführer in der gleißenden Spiegel-Galerie zu Versailles von den deutschen Fürsten zum Kaiser des neugeeinten deutschen Reiches ausgerufen wurde, derselbe kleine Prinz Wilhelm, von dem und von dessen Geschwistern in jenen schweren Leidenstagen die Königin in ihr Tagebuch geschrieben: „Für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schoße des Ueberflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Angesicht ihres Vaters und an den öfteren Thränen der Mutter." Und verzweifelnd an dem Geschicke Preußen's vertraute sie ein anderes Mal dem Buche den Angst- und Hoffnungsruf an: „Ach, mein Gott, wann kommt die Zeit, wo die Hand des Schicksals endlich das Mene Mene Tekel an diese Mauer schreibt! Ich beklage mich dennoch nicht, daß meine Lebenstage in diese Unglücks-Epoche fielen. Vielleicht gab mein Dasein Kindern das Leben, die einst zum Wohle der Menschheit beitragen werden!"

Sie hat es nicht mehr erlebt, die edle Dulderin, in wie

einziger Weise ihre Worte in Erfüllung gehen sollten, uns aber war es beschieden, ihre Verwirklichung zu erleben, den Tagen des großen nationalen Aufschwunges beizuwohnen, aus denen die Kaiserkrone uns heimgebracht ward, und ihm zujubeln zu dürfen, dem würdigen Sohne der zarten Königin, dessen Andenken heute gesegnet wird, wo Deutschlands Söhne sich auf dem weiten Erdenrunde zusammenfinden in heißer Liebe zu Vaterland und Reich!

Nachdruck verboten.

Kaiser Wilhelm I. als Hausherr.

Von Theo Seelmann in Halle a/S.

Neunundert Jahre sind verflossen, seitdem Kaiser Wilhelm I. am 22. März 1797, nachmittags vier Uhr, in dem kronprinzlichen Palais in Berlin das Licht der Welt erblickte, er, der berufen sein sollte, als der erste aus dem Hohenzollern-Hause die deutsche Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen. In den gewaltigen Kriegen, die geführt werden mußten, um das hohe Ziel zu erreichen, hat er seine glänzende Befähigung als oberster Kriegsherr bewiesen, aber diese äußeren Erfolge, ihre Vorbereitung und ihre Durchführung waren nur ein folgerichtiges Erzeugniß der inneren Veranlagung, der Charakter-Eigenschaften des Kaisers, die sich am schärfsten ausprägen in den menschlichen Beziehungen zu seiner Umgebung, in seinem Schalten und Walten als Hausherr.

Der bekannte National-Oekonom Roscher hat einmal den Ausspruch gethan: ‚Zeige mir, wie Du wohnst, und ich will Dir sagen, wer Du bist.‘ Und in der That, die Wohnung giebt wohl das klarste Spiegelbild von der Lebens-Auffassung und Lebensführung eines Menschen. Kaiser Wilhelm's I. zu seinem persönlichen Gebrauch bestimmte Wohnräume zeichneten sich dadurch aus, daß sie nichts enthielten, was zur bloßen Bequemlichkeit diente. In seinem Arbeitszimmer war nur ein einziger Stuhl, den er beim Schreiben gebrauchte; alle anderen, auch das Sopha, waren durch darauf gepackte Bücher, Karten, Papierrollen ꝛc. ganz unbenutzbar. Nur wenn er wichtige Actenstücke, diplomatische Memoires und Staatsschriften las, bediente er sich eines hohen Reitblockes, auf dem er ohne Lehne und wie zu Pferde vor einem hohen Lesepulte saß. Von dem Aufsuchen irgend einer Bequemlichkeit, einem Anlehnen oder Ausstrecken war nie die Rede bei allen seinen Geräthen, und wie erwähnt, auch gar keine Gelegenheit dazu. Es war immer, als befände er sich im Dienst, jeden Augenblick bereit und gewärtig mit voller Anstrengung in eine neue Thätigkeit einzutreten.

Das Schlafzimmer des Kaisers war von einer wahrhaft spartanischen Einfachheit. In einem halbdunkeln Alkoven stand das Bett, — eine gewöhnliche, eiserne Feld-Bettstelle. Darauf lagen die nöthigen, leichten Bettstücke. Unfern davor stand ein Nachttisch, der in einer Auction nicht eine Mark eingebracht haben würde. Sodann noch ein schmuckloser Teppich vor dem Bett, ein Stuhl, und damit war die Einrichtung des kaiserlichen Schlafzimmers vollendet.

So waren die Räume beschaffen, in denen der Kaiser den größten Theil seines Lebens verbrachte. Und dieses Leben war von einer rastlosen Thätigkeit erfüllt. Stillsitzen ohne Beschäftigung haben auch die nächsten Diener beim Kaiser nie gesehen. Die wenigen Minuten, in denen er früh morgens den Kaffee einnahm, waren eigentlich die einzige Ruhepause, die er sich gönnte. Aber auch dabei las er noch die eingegangenen Berichte und Depeschen durch. Dann wechselten das Anhören von Vorträgen, die Ertheilung von Audienzen, der Vorsitz in Berathungen in schneller Folge ab. Dabei beobachtete der Kaiser nicht die geringste Schonung für sich und setzte sich ohne jede Rücksicht dem Wetter und dem Zugwind aus. Oft öffnete er, wenn es ihm zu warm im Zimmer war, die zur Veranda führenden Glasthüren und erschien da unempfindlich, wo andere fröstelten. Es war eine ganz verlorene Mühe, ihm bei nassem Wetter Ueberschuhe aufzureden, und die Kammerdiener, welche mit außerordentlicher Liebe an ihm hingen, haben es nachgerade aufgeben müssen, ihrem Herrn etwas mehr Sorgfalt für seine Gesundheit anzuempfehlen.

Wie der Kaiser aufs Pünktlichste alle seine Arbeiten erledigte, so erfüllte ihn auch anderweitig der ausgesprochenste Ordnungssinn. Ein interessantes Belegstück hierfür giebt der Vorleser des Kaisers, Hofrath Schneider, in seinen Lebens-Erinnerungen, das seiner kennzeichnenden Eigenschaft wegen wörtlich mitgetheilt sei. „Ich hatte,“ berichtet der genannte Gewährsmann, „eine große Mappe mit Bildern vorzulegen, und da das noch auf dem Schreibtische stehende Kaffeegeschirr daran hinderte, so sagte der Kaiser, ich möchte das Geschirr bei Seite stellen. Das war aber im Arbeitszimmer des Kaisers ein Kunststück oder vielmehr einfach unmöglich, da auch nicht das kleinste Fleckchen auf Tischen und Stühlen frei war. Ich mußte das Service also in das Vortragszimmer nebenan auf den Vortragstisch stellen und breitete nun die Mappe zur Besichtigung aus. Als ich entlassen wurde, klingelte der Kaiser dem dienstthuenden Leibjäger, dem ich vor der Flurthür begegnete und schnell sagte: ‚Wenn Sie das Kaffee-Service wegnehmen sollen, so finden Sie es heute auf dem Vortragstisch, wo ich es habe hinstellen müssen.‘ Der Zufall wollte, daß ich noch auf dem Flur war, als der Leibjäger mit dem Kaffeegeschirr wieder herauskam. Wie erstaunte ich aber, als er mir sagte: ‚Das Geschirr hat garnicht im Vortragszimmer, sondern auf seiner gewöhnlichen Stelle im Arbeitszimmer auf dem Bureau gestanden!‘ Da es bei meinem Herausgehen noch ruhig dort stand, wo ich es hingestellt hatte, so mußte der Kaiser es selbst hereingeholt und wieder auf den Platz gesetzt haben, wo die Diener es seit langen Jahren zu finden gewohnt waren.“

Jedes Geräth hatte beim Kaiser seine bestimmte Stelle, lag zur Hand, wurde aber auch genau wieder so hingelegt. Diese Ordnungsliebe fand ihr Gegenstück in einer ungemeinen Sparsamkeit. Sie erstreckte sich selbst auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten, auf das Aufziehen einer Karte oder das Einbinden eines Buches. Es ist bekannt, daß der Kaiser in militärischen Dingen stets auf die größte Genauigkeit sah. Aber auch hier sollte einmal die Sparsamkeit das Uebergewicht erhalten. Bei Truppen-Besichtigungen, Empfängen von Fürstlichkeiten oder Deputationen, bei den Reisen durch die verschiedenen Landestheile trug der Herrscher stets diejenige Uniform, welche mit dem jedesmaligen officiellen Act in Beziehung stand. So legte er auch bei den ständischen Festen in der Provinz immer die Uniform desjenigen Garde-Landwehr-Bataillons an, welches zu der betreffenden Provinz gehörte. Nur als im Jahre 1865 die Huldigungsreise nach Lauenburg unternommen wurde, machte er davon eine Ausnahme. Als der Zug an der Grenze des Landes hielt, entstieg der Herrscher dem Salon-Wagen, um eine Deputation anzuhören. Zum allgemeinen Erstaunen hatte er den Waffenrock des 2. Garde-Regiments zu Fuß angezogen. Man zerbrach sich vergeblich den Kopf, weshalb gerade diese Uniform für das Herzogthum Lauenburg auserwählt worden sei, und stellte endlich an den Regenten aus seiner Umgebung heraus in discreter Weise die Frage nach dem Grunde seiner Uniformirung.

Lächelnd erwiderte der damalige König: „Diesmal hat es gar keine Beziehung. Als wir heute früh aus Berlin abfuhren, drohte sehr schlechtes Wetter, und da ich wußte, daß ich eine Deputation im Freien zu empfangen haben würde, so zog ich den ältesten meiner Waffenröcke an, um einen besseren nicht zu verderben.“

Der Kaiser hat den Grund für seine Sparsamkeit einst selbst angegeben. Während eines Kur-Aufenthaltes in Baden-Baden wurde ihm durch die Vermittelung des Prinzen von Wales die Pariser Schriftstellerin Frau Olympia Audouard vorgestellt. In der Unterhaltung mit ihr warf nun der Herrscher die charakteristische Frage auf: „Glauben Sie nicht, Madame, daß ich die Pflicht habe, sparsam zu sein, da ich doch das Geld meiner Unterthanen ausgebe?“

Dieser Auffassung gemäß glichen selbst die Geschenke, mit denen er zu Weihnachten seine Familien-Mitglieder und Umgebung bedachte, oftmals mehr kleinen Aufmerksamkeiten als Kostbarkeiten. In den Tagen vor dem Weihnachtsfeste pflegte der Kaiser, meist früh morgens, ganz allein auszugehen, um Einkäufe zu machen. Vor der Bescherung stieg er dann, die Geschenke auf dem Arm, die Wendeltreppe aus der Bibliothek in die Wohnung der Kaiserin hinauf und ließ sich nie die Freude nehmen, die zur Bescherung für seine Familie, ja, selbst für seine Diener bestimmten Gegenstände eigenhändig aufzubauen. Eine besondere Genugthuung bereitete es ihm dann, wenn die Beschenkten in dem Geschenk eine Beziehung erkannten, in der er zu ihnen gestanden hatte, oder eine Erinnerung an irgend etwas, dessen er selbst gern gedachte.

Mit allen seinen Familien-Mitgliedern verband den Kaiser das herzlichste Einvernehmen. Die zarteste Rücksichtsnahme bekundete er stets gegen seine Gemahlin. Er hielt darauf, daß sie regelmäßig zuerst von allen bedeutungsvollen Ereignissen unterrichtet wurde, und war er in irgend einem Punkte einmal einer anderen Ansicht wie sie, so trug er dafür aufs Peinlichste Sorge, daß seine Anordnung nicht die leiseste Verstimmung nach sich ziehen könnte. Bei der Bekanntmachung des Sieges von Sedan war im Rausch der Begeisterung von dem jugendlichen Nachwuchs Berlins das Denkmal Friedrichs des Großen erstiegen worden. Die damalige Königin Augusta hatte einen der Knaben, der bis auf den Hut des Standbildes gelangt war, beschenkt. Schon bei der ersten Nachricht von dieser ungestümen Form des Siegesjubels äußerte der Herrscher kopfschüttelnd: „Wenn das Kunstwerk nur keinen Schaden gelitten hat!“ Als er dann aber später eine Photographie nachgesandt erhielt, die das Denkmal über und über von Jungen bedeckt zeigte, gab er sofort den Auftrag, daß in den Zeitungen von der Wiederholung einer solchen Scene abgemahnt würde, fügte jedoch mit Nachdruck hinzu: „Aber mit Takt!“

Der Ton war im engeren Verkehr zwischen dem Kaiser und der Kaiserin fast ein bürgerlicher, wie folgende kleine Episode zeigt. Der Kaiser war einer Einladung des Prinzen Albrecht zur Jagd nach Blankenburg im Jahre 1886 gefolgt. Das Wetter war am Morgen des Jagdtages außerordentlich neblig und kalt, und so suchten denn die Leibärzte ihren kaiserlichen Herrn zu bestimmen, von der Jagd abzustehen. Der Kaiser ließ daher die Prinzen Albrecht und Heinrich, den Herzog von Altenburg und den Fürsten von Rudolstadt zu sich bitten und sagte, auf die Leibärzte, Generalarzt Dr. Leuthold und Stabsarzt Dr. Tiemann weisend: „Diese medicinischen Tyrannen gönnen mir wieder das heutige Jagd-Vergnügen nicht! Ich könnte mich erkälten und mir den Schnupfen holen, als ob ich ein kleines Kind sei. Und dabei berufen sie sich stets auf die Kaiserin, die ihnen die strengsten Befehle gegeben hat, mich vor Erkältung und Ueberanstrengung zu behüten. Schon in Berlin lagen sie mir den ganzen Sonntag Morgen in den Ohren, ich solle überhaupt nicht nach Blankenburg fahren, die Reise sei zu anstrengend, das Wetter zu schlecht, — und was sonst noch alles! Natürlich mußte auch die Kaiserin wieder herhalten. Ich ließ sie reden — und dachte das meine. In der letzten Stunde aber sagte ich mit einer gewissen Bestimmtheit, die meine Umgebung kennt und auch zu respectiren gelernt hat: ‚Meine Herren, machen Sie Sich bereit, wir fahren! Ich muß doch mein liebes Blankenburg noch einmal, — vielleicht zum letzten Male, — wiedersehen! Und vor allem, ich muß doch meinen lieben Neffen, den Prinzen Albrecht, in seinem schönen Lande begrüßen. Also, wir fahren! Bei der Kaiserin werde ich Sie vertreten.‘ So sind wir denn trotz aller medicinischen Bedenken und derjenigen der Kaiserin hier. Zum zweiten Mal in zwei Tagen darf ich der Kaiserin und den besorgten Herren aber doch nicht so derb kommen. Und so schlage ich denn einen Compromiß vor: Heute Morgen bin ich folgsam und bleibe still zu Hause, Nachmittag aber, da fahre ich mit Ihnen allen zum zweiten Jagen. Und so wünsche ich Ihnen denn für heute Vormittag viel Vergnügen im lustigen Wald-Revier! Ich denke, damit wird auch die Kaiserin zufrieden sein, wenn sie es hört.“

Es ist bekannt, welch innige Liebe der Kaiser zu seinem Sohn, dem Kaiser Friedrich, empfand. Gleichwohl blieb er ihm gegenüber auch in den späteren Jahren immer der Vater, der über dem Sohn stand. Infolge des Nobiling'schen Attentates im Jahre 1878 wurden während des Krankenlagers des Kaisers dem Kronprinzen die Geschäfte der Regierung übertragen. Als eines Tages der Kronprinz seinem kaiserlichen Vater den Morgengruß entbot, fragte der Kaiser, ihm die unverwundete Hand darreichend: „Nun, lieber Fritz, hast Du heute schon regiert?“

Seine besondere Zuneigung schenkte der Kaiser wie dem Prinzen Wilhelm, dem jetzigen Kaiser, auch der Prinzeß Wilhelm und ihren Kindern. So oft die Kinder von ihrem Sommer-Aufenthalt nach Berlin zurückkehrten, brachte er ihnen Geschenke. Bei einer dieser Gelegenheiten bemerkte er, daß ihm die Kinder große Freude bereiteten, „aber,“ setzte er lächelnd hinzu, „sie kosten mich auch viel Geld!“ Ebenso hatte er seine Urenkelin, die kleine Prinzeß Feodora von Meiningen, in sein Herz geschlossen. Als die Prinzeß sechs Jahre alt war, schenkte sie dem Urgroßvater ein Paar selbstgestrickte Strümpfe. Bei dieser Erstlingsarbeit waren nun nicht wenig Knötchen mit untergelaufen. Der Kaiser zog die Strümpfe gewissenhaft des anderen Tages an, mußte sie aber bald wieder wechseln, weil, wie er sich äußerte, „etwas zu viel Knoten darin seien.“

In allen Lebenslagen bewies der Kaiser eine außerordentliche Ruhe und Milde, die er auch der Dienerschaft gegenüber stets beobachtete. Nie ist nach dem Zeugniß aller, die ihn in jungen wie in älteren Jahren bedient haben, ein Schimpfwort oder eine Verwünschung über seine Lippen gekommen. Sein Gleichmuth bei selbst persönlich sehr unangenehmen Verhältnissen ist nie erschüttert worden, nie ist einem Diener ein unfreundliches oder gar verletzendes Wort widerfahren. Das einzige, woran die Diener erkannten, daß ihr Herr unzufrieden war, war ein etwas betontes „hm“!

Ein bekanntes Bonmot lautet: ‚Kein Mensch ist vor seinem Kammerdiener groß.‘ Wie von anderen, so werden auch von dieser Regel Ausnahmen vorkommen. Sollte es aber nur eine einzige geben, so war sie sicher Kaiser Wilhelm I. —

Nachdruck verboten.

Londoner Briefe.

Von Henriette Jastrow in London.

V.*)

Weibliche Journalisten jenseits des Kanals.

Wenn man sie als „women writers“ zusammenfaßt, d. h. Frauen, die überhaupt hier zu Lande „schreiben“, dann kann es wohl kaum ein bunteres Gemisch von Ständen und Rängen geben, als in diesem Rahmen. Von der Königlichen Hoheit bis zur Fabrik-Arbeiterin stellt jede Klasse und jede Secte, jedes Alter, jeder Beruf und jede Partei ihr Contingent. Mit dem zartesten Kindesalter fängt es an. Da schreibt Daisy an „the Editor of the children's page“ in Mama's Damen-Journal:

„Dear Mr. Editor,

This is the first time I have written to you. I am very much interested in the children's page. I am just 10 years of age. I have a pony who is called Bessie, and I am very fond of her and often go for a ride on her. I have two sisters and one brother. We had a canary, and it was very fond of getting out of its cage, so one day it got out and flew away out of the window. I must close now, hoping to see this letter in print.

I remain

Your new little contributor

Daisy Robinson.“

Und der Editor, der, nebenbei gesagt, meist eine Frau ist, strömt über vor Bewunderung und druckt das auf öffentliches Interesse Anspruch erhebende literarische Erzeugniß mit der vollen Unterschrift der Verfasserin ab, und nun steht sie in Mama's Journal als „little contributor Daisy Robinson“. Sie sieht sich gedruckt, o welche Wonne! Sie möchte sich auch noch anderswo gedruckt sehen. Und in Erstrebung dieses hohen Zieles leert sie ihre Sparbüchse und steuert zu der von einer Reklame-süchtigen Tageszeitung eröffneten Collecte für verkrüppelte Kinder, oder für einen populären cricketer, oder was es sonst immer sei, bei, nicht ohne den Schlußsatz: „I am looking forward to see my letter printed“. Aelter geworden, genügt ihr diese Art von Namens-Publikation nicht mehr. Sie „schreibt“. Was, wie, worüber und für wen, hängt von den Umständen ab. Man schreibt für das Kirchenblättchen oder ein Mode-Journal, über Bienenzucht oder Fabrik-Inspection, Abend-Toiletten oder Temperenz-Bewegung, Frauen-Studium oder Dienstmädchen-Calamitäten, man ereifert sich für oder gegen das Radfahren, sucht das Oeffnen der Museen am Sonntag zu fördern oder zu hindern, — was immer es auch sei, man „schreibt“. Vielleicht nicht regelmäßig, nicht einmal oft, aber immerhin bereichert man, zum mindesten quantitativ, den Kreis der „schreibenden“ Frauen. Dieses sind allerdings noch nicht die eigentlichen Journalistinnen. Wohl kommen alle Journalistinnen unter den weiten Begriff der „writers“, aber nicht sind umgekehrt alle „writers“ Journalistinnen. Die „writers“, welche alle Ritter von der Feder, von den bücherschreibenden „authors“ und den Zeitungsschreiberinnen von Profession bis zu der großen Menge der Dilettanten auf dem Gebiete umfassen, stellen ungezählte Tausende dar. Aber auch vollgültige, zünftige Journalistinnen zählt das Inselreich etwa neunhundert. Auf allen Gebieten und auf allen Staffeln sind sie zu finden. Es giebt kaum eine angesehene englische Tageszeitung oder Zeitschrift, die nicht Frauen zu ihrem Redactions-Stab zählt. Und zwar keineswegs ausschließlich für Frauensachen. Nein, wo immer sie mit Fähigkeiten und Kenntnissen wurzeln mögen, ob sie in socialen Fragen aller Art das Wort ergreifen oder sich auf staats- oder rechtswissenschaftliches, chemisches oder astronomisches Gebiet begeben, nirgends ist ihnen auf der grünen Insel ihr Geschlecht ein Hinderniß, und thatsächlich sind sie überall als Mitarbeiter anzutreffen, zum Theil hochgeschätzt, sehr gesucht und — brillant honorirt. Noch erfolgreicher erscheint ihre Carrière als Herausgeberinnen, woran sich allerdings eben nur die Befähigtsten und Unternehmendsten wagen. Es wird unsere Leserinnen interessiren, daß das bekannte vornehme Moden-Journal „The Queen“ von einer Frau herausgegeben wird, der auch wieder ein weiblicher „sub editor“ zur Seite steht, während der Redactions-Stab allerdings bunte Reihe aufweist. Aber auch Blätter anderen Charakters werden von Frauen geleitet, so die „Social Review“, „Sunday Times“, „English Women's Review“ und andere, ja ein Organ kann sich rühmen, ausschließlich von weiblichen Kräften bearbeitet zu werden.

Bei diesem eminenten Erfolge weiblicher Journalistik kann es nicht Wunder nehmen, ein gewisses Standesbewußtsein, einen Standesstolz in „denen von der Zunft“ vertreten zu finden. Sie legen Werth darauf, nicht nur „women writers“

*) Vergl. Heft 12 u. 21 v. Jahrg.

zu sein, wie sich ja jeder Dilettant nennen kann, sie sind im engeren Sinne „women journalists“. Wohl nehmen sie am Club-Leben der „women writers“, nämlich „The Writers'Club“, als Mitglieder theil, aber für sich selbst haben sie einen eigenen Verein gebildet. In „The Society of Women Journalists“ findet diese Klasse von Frauenarbeit ihren repräsentativen Ausdruck. Nur wer thatsächlich mindestens zwei Jahre journalistisch thätig war, d. h. in einer Redaction literarische oder artistische Arbeiten gegen Entgelt verrichtet hat, wird als Mitglied aufgenommen. Denn nur mit dieser Beschränkung glaubt der Verein, seinen Satzungen getreu handeln zu können, „die weiblichen Journalisten inner- und außerhalb des eigenen Landes zu gegenseitigem Schutz und zu gegenseitiger Förderung zu vereinigen, das sociale und wirthschaftliche Interesse der Mitglieder wahrzunehmen und die Würde des Standes hochzuhalten gegenüber jenen Elementen, die sich unqualificirter Weise als Journalistinnen bezeichnen und den Stand in Mißcredit zu bringen drohen“. Rath und Auskunft, Arbeitsvermittlung, Rechtshülfe, Krankenhülfe, bildende Vorträge, Austausch freundschaftlicher Beziehungen mit den auswärtigen Mitgliedern, u. s. w. sind die Leistungen des Vereins zur Erreichung dieses Zieles, und die sich aus aller Herren Ländern zusammensetzende Mitgliedschaft beweist, welcher Werthschätzung sich der Verein unter den Berufs-Genossinnen erfreut. Neben den klangvollsten Namen des Inselreichs finden wir die geistreiche Herausgeberin der „Nouvelle Revue“ in Paris, Madame Adam, während die Redaction des „Figaro“ durch Mademoiselle de Bovet repräsentirt ist; der Continent ist fast durch alle Staaten vertreten, aber auch Asien, Amerika und Australien fehlen nicht.

Bewegt sich die „Society of Women Journalists“ im engeren Berufskreise mit gewissen wohlgemeinten Beschränkungen, so geht es in desto freiheitlicherer Dressirung in „The Writers' Club“ zu. Mit seinem einzigen Zweck, literarisch thätigen Frauen in der Nähe des „Zeitungsviertels“ behagliche Club-Räume mit allem Zubehör zu gewähren, kann er als eine Ergänzung des Journalistinnen-Vereins betrachtet werden, und es ist vielleicht kein Zufall, daß die beiden Vereinigungen sich im selben Hause, freundschaftlich Thür an Thür befinden. Obwohl Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Christian Präsidentin des Clubs ist und man unter den Mitgliedern Herzoginnen und Gräfinnen antrifft, so würde doch derjenige fehlgehen, der eine ceremonielle Gesellschaft hier vermuthen wollte. Ein „at home“ des Clubs, allwöchentlich am Freitag Nachmittag, sticht mit seiner bunten Zusammensetzung und der behaglichen nonchalence dieses „Freilands“ wohlthuend ab gegen die öde Steifheit der sonstigen „five o'clock teas“. Die glänzendsten Vertreter weiblicher Journalistik geben sich hier oft ein Stelldichein, und ein „at home“ im Writers' Club bietet ein ungemein interessantes Bild. Aber auch jeder andere Tag bietet des Interessanten die Fülle. Im Herzen des Zeitungs-Eldorado's von London gelegen, werden die Räume den ganzen Tag hindurch von den Mitgliedern frequentirt. Im „silence room“, wie das Schreibzimmer heißt, fliegen gewandte Federn über einen eiligen Bericht, vielleicht über eben Geschautes, der noch vor Thoresschluß in die Redaction muß, im Empfangszimmer werden Gäste beiderlei Geschlechts erwartet, geschäftliche oder private Zusammenkünfte abgehalten, was nicht nur für die provinziellen, sondern bei den enormen Londoner Entfernungen auch für die hiesigen Mitglieder von großem Werth ist. Im Lesezimmer mit seinen behaglichen Schaukelstühlen, „easy chairs“ und „cosy corners“ werden Zeitungen aller Richtung und Journale jeder Gattung durchstöbert, im „dressing room“ wird der äußere Mensch hergerichtet, und verheißungsvolle Düfte aus den Wirthschaftsräumen deuten auf Restaurirung des inneren Menschen hin, die im „luncheon and tea room“ namentlich um die Mittagszeit vor sich geht. Hier kann auch der weniger Eingeweihte 'mal einen Blick hinter die Coulissen werfen, zu erfahren, „wie's gemacht wird“. Eben wird ein aufs modernste frisirter Kopf durch die Thür des Eßzimmers gesteckt, und ein Paar kluge und zugleich schelmische Augen werfen einen recognoscirenden Blick hinein, als sich plötzlich zwei bisher anscheinend friedlich speisende Geschöpfe auf den Ankömmling stürzen: „Halloh, Mrs. Wilson, you are the very woman we want! Sie müssen uns auf der Stelle 'was Neues erzählen. Look here, mein Wochenbericht an mein Provinzblatt ist diesmal so mager, ich muß noch 'was hinzufügen, 'was Neues womöglich.“ „Nichts leichter als das, meine Lieben. Ich habe soeben eine entzückende Toilette gesehen.“ „Toilette, hm, zwar nicht grade in my line, aber schießen Sie los!“ Im Stich gelassen wird das duftende lunch, man postirt sich mit Notizbuch und Bleistift neben die mit der Begeisterung einer Kunstverständigen beschreibende Mrs. Wilson, sie nur von Zeit zu Zeit unterbrechend: „Wie sagen Sie, corsage? gaze glacée? ah, das hört sich so sachkundig an, das ist schön, nur weiter.“ Endlich ist man fertig. „Hans will ich heißen, wenn ich aus meinem Bericht klug werde!“ gesteht Miß Roberts. „Glücklicherweise sind meine Leser gescheidter als ich, die stellen es sich schon zusammen.“ „Ja,“ bestätigt Miß Brown, „ich habe manchmal keine Ahnung, wie die Toiletten wohl aussehen mögen, die ich beschreibe. Wohin schicken Sie Ihren Bericht, Miß Roberts?“ „Nach Schottland.“ „Und meiner geht nach Nottingham, da werden sie sich nicht im Setzerkasten und auch sonst kaum begegnen. Mrs. Wilson, you are a brick, a regular brick you are! Kate, eine Flasche Rothspon! Oder wollen wir Sect auf den Schreck nehmen?“ „Nein,“ entscheidet Mrs. Wilson, „wir sind Bohemians*), aber so extravagant wollen wir doch nicht sein, Claret thut's schon. Ueberhaupt scheint mir, unsere deutsche Freundin da drüben habe die ganze Scene hier in der Stille aufgenommen, wahrscheinlich um uns im fatherland zu verewigen, und da gerathen wir, die wir beinah tee-totallers sind, bei den bierschlürfenden Teutonen womöglich noch in den Geruch des Trinkens. Sparen wir also das edle Naß für eine würdigere Gelegenheit auf. Uebrigens kann ich nicht zugeben, daß Berichte, die von mir stammen, einen Mangel an Deutlichkeit aufweisen sollen. Wenn Sie richtig nachgeschrieben haben, meine Damen, dann muß es ein Kind verstehen. Lassen Sie 'mal sehen, bitte!“ Diese liebevolle Gründlichkeit wird mit Freude aufgenommen. Auch der kleine Seitenhieb auf die teutonische Freundin hält die liebenswürdige Mrs. Wilson keineswegs davon ab, derselben allerlei Informationen über englische Journalistinnen aus dem Schatze ihrer Kenntnisse und Erfahrungen zur Verfügung zu stellen. Sie selbst ist Redacteurin an einer der angesehensten Damen-Journale, und zugleich auch Mitarbeiterin an einigen anderen Blättern. „Streng genommen, ist uns das nicht grade gestattet, „we are not supposed to do so“, aber es hat sich zur allgemeinen stillschweigenden Voraussetzung herangebildet. Ganz besonders, wenn man verschiedene Gegenstände bearbeitet, wird es unter uns gewissermaßen als selbstverständlich betrachtet. In fact, ich halte es für außerordentlich vortheilhaft, man geräth gar zu leicht in die Gefahr, einseitig zu werden, wenn man immer nur für ein Blatt, immer für dasselbe Lese-Publicum schreibt. Auch die materielle Seite ist natürlich nicht zu verachten. Die jüngeren Colleginnen, die Sie hier im Club sehen, sind zum Theil nicht eben günstig gestellt. Sie haben in der Regel als redactionelle Hülfskräfte ein Gehalt von £ 100, oder, wenn's hoch kommt £ 150 (Mk. 2000, bezw. 3000), und sind mehr oder weniger darauf angewiesen, noch nebenher 'was zu „machen“, übrigens die beste Schule, sie zu selbständiger Arbeit heranzubilden. Manche halten sich an bestimmte Blätter mit mehr oder weniger regelmäßigen Berichten, andere wieder ziehen es vor, ihre Arbeiten zu „syndiciren“. Darunter verstehen wir, sie einem „Syndicat“ zu übergeben, welches denselben Artikel in mehrere Blätter lancirt, die eben nicht für Eigenberichte auf dem bestimmten Gebiet eingehen. Der Löwenantheil geht hier, wie so häufig, von dem Hersteller auf den Zwischenhändler über, aber immerhin bleibt es doch lohnender als Einzelbericht, wo es sich machen läßt, was ja natürlich nur auf bestimmten Gebieten der Fall ist. Was ich als hauptsächlichstes Erforderniß für eine Journalistin halte? Pluck! Aber das können Sie schwerlich übersetzen. Das ist nicht Muth allein, das ist jene Courage, die auf Selbstvertrauen und ein wenig Selbstschätzung beruht und das beste aus uns herausentwickelt, was in uns steckt. Wirkliche Fähigkeiten, Gedankenreichthum, fließender, womöglich glänzender Stil, klarer Blick und ein gesunder Menschenverstand sind natürlich unerläßlich. Auch Geduld und Ausdauer müssen geübt werden. Ein specielles Interesse zu pflegen, erweist sich meist als sehr günstig. Freilich bringt's damit nicht jeder so weit, wie Miß .... Sie ist die Verfasserin fast sämmtlicher Beschreibungen der neuen Toiletten-Gegenstände in den verschiedenen Geschäften, für die verschiedenen Journale, Berichte, wie sie in besseren englischen Mode-Journalen nun einmal üblich sind. Mit dieser Function ist zugleich die Entgegennahme der Inserate verbunden, — sie wissen ja, wie's gemacht wird: die Größe der redactionellen Besprechung je nach dem Umfang der Annonce, — und alles in allem soll sich ihr Einkommen auf £ 1500 (Mk. 30 000) belaufen. Sie hat, wie es im Journalisten-Jargon heißt „a corner in cloths“, ein Ausdruck, der aus dem Börsen-Jargon übernommen ist, für jemand, der alles von einer bestimmten Gattung mit Beschlag belegt, monopolisirt, sich z. B. einen „corner in sugar“ schafft und dergleichen. Ja, £ 1500 „machen“ wir anderen Sterblichen nicht, aber immerhin stehen sich die Redacticen und Mitarbeiterinnen angesehener Blätter je nach Art und Umfang ihrer Thätigkeit auf £ 300, £ 400, auch £ 500 und darüber. Und dann bedenken Sie die Freude an dieser Thätigkeit, die ja doch wie keine andere so voll ist des Interessanten, Verschiedenartigen, Anregenden, und Freiheit und Unabhängigkeit mit sich bringt, wie kein anderer Beruf. Und noch eins. Ich möchte bestätigen, was eine Collegin neulich betonte: es ist ein Beruf, in welchem die Frauen auf ein freundliches Zusammenarbeiten mit den männlichen Collegen rechnen können. Auch mir ist in meiner Laufbahn kein Fall vorgekommen, in welchem diese nicht gentlemen gewesen wären gegenüber der gentlewoman.“

*) Dieses Wort hat im Englischen eine bei weitem harmlosere Bedeutung als im Deutschen.

Nachdruck verboten.

Sigrid Arnoldson.

Von Otto Preuß in Berlin. — Siehe das Bild, Seite 45.

Den „schwedischen Nachtigallen“ Jenny Lind, Christine Nilsson und Alma Fohström, deren Name in der Musikgeschichte des letzten Jahrhunderts unvergänglich lebt, reiht sich im Vollbesitz ihrer künstlerischen Mittel und auf der Höhe ihres Könnens Sigrid Arnoldson an, die im Jahre 1868 geborene Tochter des berühmten Tenors Oskar Arnoldson, den man den „Mario Schwedens“ nannte. Sigrid Arnoldson's Stimme von entzückendster Klangfarbe wurde von Désirée Artôt und von dem Lehrer der Patti, von Maurice Strakosch, ausgebildet. 1886 debutirte die junge Sängerin, der neben ihrer Stimme eine ungewöhnliche Schönheit und ein hervorragendes Darstellungstalent als Mitgift wurde, mit außerordentlichem Erfolge in Moskau, worauf sie ein Engagement als Primadonna in St. Petersburg und am Coventgarden in London annahm. Im Herbst 1887 sang Sigrid Arnoldson in Amsterdam und im Haag; im Januar 1888 in der Opéra comique in Paris, im Februar in Monte-Carlo und Nizza, und im März und April dieses Jahres war sie die Primadonna des Teatro Argentino in Rom. Von hier ging die Künstlerin nach London zurück, um an Stelle der Adeline Patti am Coventgarden die Rosina, Dinorah, Somnambula, Zerline und Traviata zu singen. Seither hat Sigrid Arnoldson wohl auf fast allen bedeutenden Opernbühnen Europas gesungen, und eine große Tournée durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas unter Direction der Herren Abbey und Grau gestaltete sich zu einem wahren Triumphzug. Ein hervorragender Musik-Kritiker schreibt von ihr: „die vielgepriesenen Zeiten aus der Blüthe der italienischen Oper in den dreißiger Jahren in Paris scheinen wieder verwirklicht, wenn eine Sigrid Arnoldson die Rosina in Rossinis Barbier durchführt, und die zum Ueberdruß gehörte Oper wird durch sie fast zu einer Neuheit. Sie ist neben Adeline Patti wohl noch diejenige, die das Vermächtniß des Gesangmeisters Strakosch am treuesten gewahrt und am ersprießlichsten verwerthet hat. Jedem ihrer Töne, sei es im getragenen, sei es im colorirten Gesange, ist ein voller Adel der Klangfarbe zu eigen. Durch keine Intonationsschwankungen, über die selbst berühmte Künstler nicht erhaben sind, trübt sie dem musikalischen Ohr den Genuß. Die Stimme, die in ihrem ganzen Umfange wie in zarten Blüthenduft getaucht erscheint, erwies sich vom tiefen H bis zum hohen D gleich wohlklingend.“ Und Henrik Ibsen schrieb der Künstlerin am 30. August 1891: „Liebe Sigrid Arnoldson! Ich denke, wir beide sind einig, wenn ich sage, daß es nicht unsere Aufgabe und unser Ziel ist, Triumphe zu feiern, sondern das Gemüth der Menschen durch Schönheitseindrücke und die Wiedergabe des Wahren zu veredeln.“

Nachdruck verboten.

Gestrandetes Fischerboot.

Zu dem Bilde von Eduard Spoerer in Düsseldorf. — Siehe Seite 41.

Windstille und Ebbe haben den Strand freigelegt, sodaß die Crevette-Fischerinnen beinahe trockenen Fußes dort dahinschreiten können, wo noch vor wenigen Stunden die Brandung tobte und ein Fischerboot gegen das versteckte Felsenriff schleuderte. Es ist eines jener Fischerboote, die mit ihren dreieckigen Segeln so zahllos den Kanal beleben, mit englischen oder französischen Fischern bemannt, die an böses Wetter gewöhnt sind und nur in die schützenden kleinen Häfen der beiden Küsten flüchten, wenn die Wetterwarten „Sturm im Kanal“ signalisiren. Diesen „Sturm im Kanal“ fürchten auch größere Schiffe als die kleinen, mit wenig Mann besetzten Fischerboote, und selbst große Ocean-Dampfer sind ihm schon zum Opfer gefallen. Sind doch der englischen wie der französischen Küste, — der Künstler hat die von ihm so fein wiedergegebene Scene offenbar an der Küste der Bretagne beobachtet, — zahlreich jene Felsklippen vorgelagert, die es nöthig machen, den Cours genau inne zu halten, wenn ein Unglück vermieden werden soll. A. B.

Nachdruck verboten.

Zum zweihundertsten Geburtstage der Caroline Neuber.

Siehe das Bild ihres Grabsteins, Seite 45.

Ein schlichter Grabstein deckt den Hügel, unter dem Caroline Neuber, die am 6. März 1697 geborene Schauspielerin, die den Anstoß zu einer Erneuerung der deutschen dramatischen Kunst gab, auf dem Kirchhof in Leuben bei Dresden ruht. Sie starb im Elend, von ihren Feinden verfolgt, von ihren Freunden verlassen und vergessen, durch die Wirren des siebenjährigen Krieges der Möglichkeit beraubt, den Kampf ums Dasein wieder aufzunehmen, am 30. November 1760 in dem Hause eines Bauern in Laubegast, bei dem sie eine letzte Zuflucht gefunden hatte. Ihr Sarg mußte über die Friedhofsmauer geschafft werden, weil der Geistliche sich weigerte, der Komödiantin die Kirchhofspforte öffnen zu lassen. Dresdener Hofschauspielern gebührt das Verdienst, sich einer Ehrenpflicht gegen die „Neuberin“ erinnert zu haben. Sie ließen 1850 das Grab neu herrichten und es durch einen schlichten Denkstein kenntlich machen. Der zweihundertste Geburtstag der Künstlerin wird nicht vorübergehen, ohne daß man einen Lorbeer auf das Grab der „berühmtesten Schauspielerin ihrer Zeit, der Urheberin des guten Geschmacks auf der deutschen Bühne“ niederlegt. G. K.

Redactions-Post.

Antworten.

Fräulein C. G. in Leipzig-Gohlis. — Ihr Vers:

„Du siehst nicht in dem Leiden,
Was in Dir wühlt und sackt,
Die vielen schönen Freuden
Zertritt, was in Dir nagt,“

wäre auch dann nicht schön, wenn Sie „sackt“ orthographisch richtig mit einem g statt ck geschrieben hätten. Die Leipziger Luft hat übrigens noch keinem Dichter gut gethan. Vielleicht kommen Sie durch Ortsveränderung Ihrem Wunsch näher, eine Dichterin zu werden.

F. H. in Hamburg. — Die Skizze ist trotz allen Humors nicht gewandt genug in der Darstellung, um sich zur Veröffentlichung zu eignen. Wollen Sie uns freundlichst die Adresse angeben, unter der Sie die Rücksendung des Manuskripts wünschen.

Beuthen, Markt. — Der Roman „Trilby“ ist in deutscher Uebersetzung, bei Robert Lutz in Stuttgart, bereits in sechster Auflage erschienen.

Agnes. — Verkaufen Sie Ihr altes Spinnrad nicht. Da einige englische Prinzessinnen sich neuerdings wieder mit Spinnen beschäftigen, wird das Spinnrad auch in Deutschland wohl bald wieder einen Platz im Damenzimmer finden. Uebrigens wissen wir auch keinen Käufer; wenn es nicht ganz hervorragend künstlerisch gearbeitet ist, gehört es zum alten Gerümpel.

Zum Quartalswechsel.

In dem mit nächstem Hefte beginnenden neuen Quartal wird sich der Novelle

„Mamsell Bärbchens Maien“ von **Ernst Behrend**

die Veröffentlichung der neuesten Novelle von

Georg Frhr. von Ompteda: „Die schöne Cadoranerin“

anschließen. Daneben bringen wir eine Reihe kürzerer erzählender Beiträge erster Autoren und eine Anzahl **reich illustrirter Feuilletons**, von denen wir diejenigen über altes Meißener Porzellan, Holländische Majolica, aus der Berliner und Wiener Gesellschaft, über amerikanische Frauenbildungsstätten und Ostertage in Jerusalem besonders hervorheben.

In der Unterhaltungs-Beilage gelangt der spannende Roman aus der österreichischen Gesellschaft **„Vergrabenes Pfund“** von **Maria Solina** zum Abdruck.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Große; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 7, 1. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. April 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten

Mamsell Bärbchens Maien.

Novelle von Ernst Behrend in Berlin.

(1. Fortsetzung.)

Denn wahrhaftig! ich finde Deinen Namen, den Du selbst nicht leiden magst, wunderschön, sodaß ich nie und nirgendwo darüber spotten würde, nur eben hat mich ein bißchen 'ne Hex' gekitzelt, da mußt' ich quatschen — aber ich will gleich dreimal „Solt her! Solt her! Solt her!“ rufen, dann kommt mir keine wieder zu nah, das ist ein kräftiger Bannspruch wider das Hexenpack. Ja, ja, Mamsellchen Barbara! Und weißt Du auch, daß eine liebliche Naturerscheinung nach Deinem Namen benannt wird? Das sind die Barbara-Zweige. Von denen hat uns der Herr Rector erzählt, daß es gewöhnliche Kirschzweige sind, die man am Tage der katholischen heiligen Barbara, der ja auch Dein Geburtstag ist, vom Baum schneidet und in ein Gefäß mit lauem Wasser setzt. Das muß man auf den Ofen stellen, das Wasser aber alle zwei Tage erneuern, dann brechen an den Zweigen zur heiligen Nacht lauter Blüthen auf, und die Natur begrüßt mitten im Winter mit Frühlingsgabe das Christkindlein, das der himmlische Vater hernieder gesandt hat, auf daß es die Welt mit ihm versöhne.“ Also sprach der Knabe in lehrhaftem Ton, ähnlich wohl, wie der Herr Rector den Schülern das Wunder erzählt und gedeutet hatte. Das alles, die Geschichte, der Vortrag und die Beziehung auf ihren Namen gefiel Mamsellchen dermaßen, daß sie dem August nicht nur den schlechten Witz verzieh, sondern ihn noch mehr respectirte, als bisher. Zum Beweise der Versöhnung nahm sie den weggeworfenen Apfel wieder auf und verspeiste ihn mit stark zur Schau getragenem Behagen. Als sie mit Tante Minona heimkehrte, mußte diese gehörig an dem Aepfel-Reichthum mitschleppen, den die gute Mühlenmeisterin auf Musje Augusts Bitte den beiden in die Schürzen schüttete. Die Legende von den Barbara-Zweigen hatte Mamsellchen längst vergessen, da ward ihr große Ueberraschung zu theil. Als sie am nächsten Weihnachtsfest erwachte, stand vor ihrem Bett ein Glashafen mit blüthenvollen Kirschbaum-Zweigen. Musje August von der Hegermühle habe ihn frühmorgens für die kleine Barbara gebracht, erklärte die Tante, das blühende Wunder mit kritischem Blick betrachtend, etwa ob es gut genug gerathen sei als Weihnachtsgeschenk für die vortreffliche Nichte, die es ihrerseits ganz natürlich fand, daß der Tag, an dem sie geboren war, sich auch noch durch andere hervorragende Erzeugnisse auszeichnete.

Folgende Ostern kam August Wichmann, nachdem er die Rectorschule durchgemacht hatte, in die Kaufmanns-

Gräfin Beroldingen.
Nach einer Photographie von E. Sellin & Co., Berlin W.

Frau von Pachelbl-Gehag.
Nach einer Photographie von E. Sellin & Co., Berlin W.

Portraits aus der Berliner Gesellschaft. — Siehe den Artikel Seite 54.

lehre zum alten Johann George Glienicke, zugleich mit dessen Sohn Hans. Der Prinzipal war ein sehr gerechter Mann, streng gegen sich und andere, selbst sein Wohlwollen hatte einen herben Geschmack. Noch lange nach seinem Tode zeigte man auf einem Ladentisch seines Geschäfts abseits der Stelle, wo die falschen Geldmünzen aufgenagelt wurden, drei festgemachte echte Viergroschenstücke. Es hieß, ein leichtsinniger Lehrling habe sie einst aus der Kasse gemaust; der alte Johann George habe den Diebstahl entdeckt und, um den Jungen durch Wegjagen oder Anzeige beim Polizeibürgermeister nicht zeitlebens unglücklich zu machen, ihm aber dennoch einen tüchtigen Denkzettel zu geben, die gestohlenen Geldstücke auf den Tisch genagelt, wo sie der Spitzbube jeden Morgen zu Beginn seiner Arbeit habe blank putzen müssen; durch die tägliche grausame Erinnerung an sein Vergehen sei der junge Mensch gründlich curirt worden, und habe ihn der Alte mit einem guten Zeugniß als Handlungsdiener aus der Lehre entlassen. Bei solchem Prinzipal konnten die jungen Leute sich natürlich um nichts anderes, als ihre reichbemessene Pflicht und Schuldigkeit kümmern, sodaß Bärbchen ihres Gespielen, des August Wichmann, seitdem er die Ladenschürze aus braunem Fries mit messingener Kette trug, nur noch selten ansichtig ward und auch dann nur flüchtig. Allmählich kam er ihr, wie aus den Augen, so auch aus dem Sinn, der sich mit Höherem trug als dem Schicksal eines bescheidenen Kaufgesellen; doch später, in den Kriegsjahren, wurde sie wieder ab und zu an ihn erinnert, wenn von den Schlachten die Rede war, an denen das Landwehr-Bataillon unseres Kreises, und in diesem nebst vielen anderen Stadtkindern auch er theilgenommen hatte.

Daß die Anwesenheit der beiden zur Offiziers-Charge gelangten jungen Männer bei dem Todtenfest ordentliches Aufsehen erregte, ist selbstverständlich. Nach der Kirchfeier waren sie unaufhörlich Mittelpunkt kleiner Kreise, die sich um sie bildeten und ihnen angenehme Redensarten zu hören gaben. Auch nachdem sie die Stadt wieder verlassen hatten, sprach man noch Tage lang von ihnen, besonders aber von dem stattlichen Hans Glienicke; der habe doch den Vogel abgeschossen und das eiserne Kreuz erhalten, der andere aber nur die Anwartschaft darauf, wenn später einmal durch Tod eines Ritters für ihn eins frei würde; und wie freundlich sei der Hans gegen alle seine Landsleute, hoch und gering, gewesen, trotz seiner Auszeichnungen und seiner Position als einziger Erbe des reichen Johann George; das sei ein Jüngling, auf den die Stadt in alle Zukunft stolz sein müsse, und solche Meriten, wie die seinigen, könnten nicht hoch genug geehrt werden. Letztere Meinung aber hatte sich bei den Honoratioren-Töchtern gebildet, und Oberpredigers Iduna war's, die den Vorschlag machte, dem Herrn Lieutenant ein Ehrengeschenk zu widmen, das ihm allzeit vor Augen hielte, wie hoch deutsche Jungfrauen wahre Verdienste deutscher Jünglinge zu schätzen wüßten. Der Vorschlag fand ungetheilten Beifall. Auch Mamsell Bärbchen war entzückt davon; hatte sie doch das Gefühl, es sei vom Schöpfer nur recht und billig gewesen, daß er ihr bei dem männlichen Geschlecht einen Tugend-Partner erweckt habe; jetzt sei es nicht minder recht und billig von ihr und ihrem Geschlecht, der neidlosen Anerkennung dieses Factums geziemenden Ausdruck zu verleihen. Andere Gründe für die Ehrung des schönen Kriegers hatte sie nicht, besonders sprach keine zarte Herzensstimme für ihn; im Gegentheil meldete sich eine solche für August Wichmann ganz unschuldig in Bärbchens Busen. Als die beiden Kameraden am Nachmittag des ernsten Festes, an dem alle Wirthshäuser geschlossen waren, das Haus des Herrn Stadt-Chirurgus aufgesucht hatten, um diesem als einem Mitveranstalter der Feier gebührend zu danken, vielleicht auch um das junge Mädchen, das ihnen in der Kirche aufgefallen war, nun in der Häuslichkeit ein bißchen zu beaugenscheinigen, da hatte Hans Glienicke zwar in Bärbchens Innern ein mächtiges Echo seines Ruhms gefunden, August Wichmann jedoch, unscheinbar neben dem strahlenden Kameraden, hatte durch bescheidene Worte eine behagliche Erinnerung an fröhliche Jugendzeit und damit eine recht günstige Stimmung für ihn selbst in ihr wachgerufen. Und diese Stimmung blieb so nachhaltig, daß Mamsell, als sie dem Vorschlage Iduna's zustimmte, darauf bestand, auch Herrn August Wichmann aus dem Kreise der Jungfrauen heraus zu ehren, da er doch auch einige Meriten um die Befreiung des Vaterlandes habe, wennschon nach Maßgabe seiner geringeren Fähigkeit weniger in die Augen springende, als sein Kampfgenosse. Mamsell Iduna, die sich in den schmucken Hans verschossen hatte, gönnte ihm allein den beabsichtigten Triumph und fand auch Anhängerinnen ihrer engherzigen Meinung, andere Freundinnen traten auf Bärbchens Seite. Jetzt gab's einen hitzigen Kampf der Ansichten und Zungen —

Drei Weiber, drei Frösche, drei Gänse dabei,
Machen einen Jahrmarkt mit ihrem Geschrei.

Doch das Ergebniß der Kaffeeschlacht war der Sieg der gerechten Sache. Für Hans Glienicke, der, wie man wußte, eine schöne Stimme hatte und sich zum Gesang auf der Guitarre begleite, fertigte Iduna ein hoffnungsgrünes Guitarrenband an, auf das die Mädchen Rosen und ihre eignen Namen stickten; August Wichmann aber erhielt ein beim Buchbinder erstandenes Stammbuch, auf dessen erstes Blatt Mamsell Bärbchen einen Altar mit Emblemen des Krieges und des Friedens malte, und sämmtliche Spenderinnen ihre Namen schrieben. Die Geschenke wurden mit dem Thieme'schen Frachtwagen, der wöchentlich zweimal zwischen unserer Stadt und Berlin verkehrte, an die Bedachten abgeschickt, worauf mit wendender Post ein kurzes Dankschreiben des Herrn Lieutenants und Regierungs-Supernumerarius Wichmann an Mamsell Iduna's Adresse gelangte; Hans Glienicke aber kam an einem der nächsten Sonntage mit Extra-Post hierher gefahren, um den werkthätigen Verehrerinnen der Reihe nach in ihren Familien persönlich Dank zu sagen. Dadurch ward sein Ruf als eines höflichen, in Sachen der Schicklichkeit wohlberathenen jungen Menschen ins Unermeßliche gesteigert.

Es dauerte nicht lange, da kam er wieder, aber aus anderem Anlaß. Seinen Vater, den alten Johann George, hatte ein plötzlicher Schlagfluß aufs letzte Lager gestreckt, und Hans mußte das Geschäft übernehmen. Er war nun ein vermögender Mann geworden, denn wenn man auch in jener Zeit allgemein von den Märkischen sagen mußte: „Der Beutel leer, und schmal der Schmeer," so hatten doch einzelne selbst in den Tagen der blutigen Aussaugung, sowie in denen der bereitesten Opferwilligkeit es verstanden, ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen, und zu diesen klugen Leuten hatte Glienicke senior gehört. Darob durfte sein Erbe, der Hans, wohl lachen, nachdem er sich die Thränen der Trauer aus den Augen gewischt hatte, und das that er denn auch. Unter seinesgleichen war er ein fröhlicher Kumpan, den Armen ein fröhlicher Geber; man hat seither in der Stadt nicht wieder einen Bürger so nach Aller Herzen gehabt, als dazumal den jungen Kaufherrn und Branntweinbrenner Hans Glienicke. —

Mittlerweile war unser Bärbchen siebzehn Jahre geworden und, wie Tante Minona sowohl, als auch die Mütter der anderen unbegebenen Töchter ihr nicht selten versicherten, eine Person von sehr adrettem Aussehen und Benehmen. Die von solchem Lob Betroffene nahm es als selbstverständlich hin, hätte sie es doch für ein Unding der Natur erachtet, alle die innerlichen Schätze, die man an ihr rühmte, in einem unschönen Gefäß aufzuspeichern. Daher affectirte sie gar keine Eitelkeit auf ihr Aeußeres, was ihr wiederum als eine löbliche Eigenschaft angerechnet wurde. Weil sie sich also einen Ausbund innerer und äußerer Vortrefflichkeit dünkte, nahm es sie durchaus nicht Wunder, daß eines schönen Tages Herr Hans Glienicke bei ihrem Vater, dem Herrn Stadt-Chirurgus, um ihre Hand anhielt und ihr durch diesen ausrichten ließ, er habe zeitlebens noch keine sehnlichere Hoffnung gehegt, als auf ihr Jawort. Sie erbat sich zwar, weil es die Schicklichkeit forderte, drei Tage Bedenkzeit, doch war sie von vornherein keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß die Vorsehung nichts Gescheiteres und ihr selbst Zusagenderes hätte ersinnen können, als den Ehebund zweier schon in jungen Jahren in der Schätzung der Mitmenschen so hochgestellter Leutchen, wie der ehr- und tugendsamen und nicht minder reizenden Mamsell Bärbchen und des wohlachtbaren, vermögenden und überaus stattlichen Herrn Hans Glienicke. Alles, was in den drei Tagen durch ihr Köpfchen ging, sprach zu Gunsten des Freiers und verhieß den gegenwärtigen wie zukünftigen Geschlechtern der Stadt einen gar vorbildlichen Ehestand; deshalb erklärte sie nach Ablauf der Frist ihrem Herrn Papa, sie sei entschlossen, dem Herrn Hans ihre Hand zu reichen, diesem wie sich selbst zu wahrhaftem Glück und Segen. —

Es ist ein recht landläufiges Sprichwort: „Der Mensch denkt und Gott lenkt", aber wer den Reim ersonnen, hat ein unverwüstlich Stück geliefert. Und mit nichts Besserem könnt' ich die Erzählung von dem einleiten, was sich nun in Mamsell Bärbchens Leben ereignete.

Hans Glienicke war ein junger Mann, dem die Lebenslust aus den Augen funkelte. Jäh und heftig auflodernd wie dieser Abglanz seiner Seele, waren auch nicht selten sein Entschließen und Handeln. Auf dem offenen Markt des Lebens ebenso wie in Dingen weltentrückter Heimlichkeit. Ein stürmischer Bräutigam, der bei seinen Liebkosungen gar oft wilde Zärtlichkeit zeigte und — verlangte, sodaß das Bärbchen sich mitunter in Schreck und Scham seinen Umarmungen entwand. Sah er dann, wie er das junge Mädchen durch sein Ungestüm gekränkt hatte, so suchte er's durch lustigen Scherz oder artiges Benehmen wieder gut zu machen; hin und wieder aber, und zwar erst, als sie ein paar Monate verlobt waren, brach auch häßlicher Unmuth bei ihm durch und: „Sprödes Ding!" rief er dann wohl, „ich kann an Weibern solch Sperren und Zerren nicht leiden!"

Ach, das war's: „An Weibern!" — Hans Glienicke, — der abergläubische Raths-Apotheker hat's hernach erzählt, — war so unvermuthet in das zeitliche Dasein getreten, daß man in Ermangelung eines Lakens das Kind zuvörderst in eine Frauenschürze gewickelt hatte. Aus solchen Kindern aber werden später Schürzenjäger, hat der Herr Raths-Apotheker gemeint, und in diesem Falle hat ihn sein Aberglauben nicht betrogen.

Erst wie aus weiter Ferne und mit zaghaftem Schritt ließ es sich vernehmen, dann nah und immer näher und aufdringlicher trat schlimmes Gerücht an das Ohr des unschuldsvoll vertrauenden Mädchens heran und raunte ihr zu, Hans Glienicke, ihrer Gedanken Stolz, gehe auf dunkeln Wegen und reise deshalb so oft nach Berlin, um dort in Gesellschaft leichtfertiger Frauenzimmer seine Zeit todtzuschlagen. Die erste Andeutung traf sie wie ein scharfer Stich, doch der Schmerz ging schnell vorüber, weil starkes Vertrauen die Wunde alsbald schloß. Wiederum ward ihr schlimme Kunde zugetragen, aber sie wollt' nicht dran glauben. Und immer wieder böses Gerücht. Schlangenbrut des Zweifels kroch aus dem Samen der zischelnden Angeberei hervor, — aber das Mädchen schwieg aus Angst, Scham, Stolz. Sie schwieg vor dem Manne, der ein Betrüger an ihr sein sollte, schwieg vor dem Vater, der Tante, versuchte es einmal und immer von neuem, zu glauben, daß die argen Reden Lügen seien. Da geschah etwas Schreckliches. Wie ein Blitz schlug die Nachricht ein, daß Hans Glienicke, der wieder einmal nach Berlin gereist war, dort von einem Offizier im Duell erschossen worden. Wie es dazu gekommen, wie die blutige That vor sich gegangen, darüber verlautete nichts Sicheres; nur das erzählten sich die Leute, es habe sich um eine thätliche Beleidigung gehandelt, deren Veranlassung ein Frauenzimmer von schlechtem Ruf gewesen sei. Mehreres hörte die unglückliche Braut nicht und wollte sie nicht hören. In aller Stille wurde der Erschossene auf einem Berliner Friedhof bestattet; sie war daheim geblieben. Wohl erfaßte sie tiefes Mitleid mit dem jählings Dahingefahrenen, aber die Thränen, ehe sie hervorströmen konnten, trieb Zorn über die schmähliche Täuschung und deren Urheber in ihren Quell zurück. All ihr Vertrauen auf ein von der öffentlichen Meinung getragenes Glück gebrochen! Und sie selbst, bisher eine Erscheinung, die nur Bewunderung erzeugte, jetzt der Gegenstand unleidlichen Bedauerns!

Das war schweres Ungemach, von dem sich die knapp Achtzehnjährige betroffen fühlte. Aber sie hatte sich von Kind auf zu beherrschen gewußt und trug auch jetzt ihr Geschick mit Würde. Ja, so sehr mit Würde, daß das Bedauern der Leute gar schnell in die schmerzlich entbehrte Bewunderung umschlug, infolgedessen Mamsell Bärbchen das schreckliche Geschehniß und ihre eigene Lage heimlich mit anderen Augen zu betrachten begann. Als sie nun gar wahrnahm, wie schnell der Makel, mit dem Hans Glienicke zuletzt seinen Namen behaftet hatte, aus dem Gedächtniß der Leute weggelöscht wurde, während die Erinnerung an seinen früheren tadellosen Wandel blieb, und sein ritterlicher Ausgang auf die abgeschlossene Lebensbahn hell zurückstrahlte, da verfiel sie auf die Idee von einem unersetzlichen Verlust, den sie zeitlebens innerlich und äußerlich zu betrauern verpflichtet sei. Und tugendeifrig, wie sie bei aller Eitelkeit nun einmal war, beschloß sie, ein herrliches Beispiel unwandelbarer Treue übers Grab hinaus zu geben.

Ein Jahr war vergangen, und noch immer bewegte sich Mamsell Bärbchen in düsterer Trauertracht und mit nonnenhafter Strenge unter ihren lebeseligen Freundinnen. So sah sie auch ihr Spielgenoß von ehedem, August Wichmann wieder, den sein Schicksal zu jener Zeit als wohlbestallten Postmeister, sowie Accise- und Steuereinnehmer in die Vaterstadt zurückführte. Man hatte von dem bescheidenen jungen Mann inzwischen nichts gehört, gleichwohl herrschte in der Bürgerschaft große Zufriedenheit mit seiner Berufung in das wichtige Amt; aber auch die, denen der amtliche Standpunkt nicht viel galt, freuten sich, insbesondere die junge Gesellschaft, die ihm vor Jahr und Tag seine Verdienste um das Vaterland schwarz auf weiß bestätigt hatte.

An einem frostigen Wintersonntage war es, als er sich zum ersten Male nach dem Amtsantritt in des Herrn Chirurgus Hause einfand, um die schickliche Visite zu machen. Da erschien es denn der Mamsell geradezu rührend, wie er mit gefühlvollen Worten ihre andauernde Trauer zu ehren wußte, und wie seine ernsten, freund-

lichen Augen ein reiches Maß von Anerkennung ihres gottseligen Verhaltens offenbarten. Welch wohlthuender Beweis dafür, daß sie doch immer richtig handelte, und daß es ein besser Ding, auf der klar bezeichneten Bahn erhabener Grundsätze zu schreiten, als auf den weiten Gefilden seichter Lebensgewohnheiten herumzuschweifen!

Wie vormals der glänzende Hans Glienicke, so war jetzt bald der schlichte August Wichmann der Liebling der hiesigen Honoratioren, der jungen und alten. An heirathsfähigen Jungfrauen herrschte schier Ueberfluß, an jungen Männern, die einen rechtschaffenen Hausstand begründen konnten, allerdings kein Mangel, aber Zuzug von letzteren vermehrte die Aussichten der ersteren. Auf der einen Seite Mamsell Bärbchen und ihre Freundinnen, auf der anderen der neue Herr Postmeister, sowie Accise- und Steuereinnehmer, ferner der Herr Hülfsprediger Frommann, der als Student den heiligen Krieg mitgemacht und sich ebenso persönlich tapfer als in Kommiß-Sachen unanstellig benommen hatte, sodaß er wohl mit dem eisernen Kreuz geschmückt worden, doch gemeiner Landwehrmann geblieben war; dann der junge Wundarzt Splitter, der seine gute Nahrung fand, indem der Herr Stadt-Chirurgus sich mit zunehmenden Jahren mehr und mehr schonen mußte; dann die beiden Bürgerschul-Lehrer Müller, die nicht mit einander verwandt waren und überall Herr Eins und Herr Zwei genannt wurden, ein paar unzertrennliche Freunde, die sich nichtsdestoweniger wie ein paar Kampfhähne unaufhörlich zankten; dann der Herr Provisor Kreideweiß, der just so abergläubisch war, wie sein Principal, der Raths-Apotheker, und eine wahre Lust daran fand, sich von den alten Kräuterweibern, die ihren Camillen-Kram in das Laboratorium brachten, die dümmsten Märchen aufbinden zu lassen; und noch andere junge Männer waren da, die allesammt in freundschaftlichem Verkehr standen, heute abend bei dem einen und morgen bei dem anderen zu ergötzlicher Unterhaltung bei Dünnbier und einer Pfeife Tabak sich vereinigten, denn solch Wirthshauslaufen, wie jetzt, war damals unbekannt; auch kamen sie ab und zu bescheidentlich in die Damenkränzchen, wo noch nach guter alter Sitte Flachs gesponnen und Weißzeug genäht wurde. An schönen Sommertagen aber, gelegentlich auch im Winter, arrangirten die jungen Herren Spaziergänge nach der Heideförsterei oder diesem und jenem Nachbardorf, zu denen sie die Mamsellen abholten. Wie seelensvergnügt war man doch da bei dünnem Kaffee und den in Pompadours mitgebrachten Zwiebäcken oder bei einem Gläschen Punsch, mit dem die Herren ihre Begleiterinnen zu tractiren nicht unterließen, wenn das Wetter danach angethan war!

In dem schwarzen Habit, das ihr, wie sie wußte, so vornehm stand, machte Mamsell Bärbchen nach Ablauf des Trauerjahres alle diese harmlosen Vergnügungen mit, stets von unnahbarer Hoheit, aber niemals ein störendes Element, denn sie verstand es ausgezeichnet, ihrer Ernsthaftigkeit eine Portion Milde und gewissermaßen mütterlicher Theilnahme an dem Gebahren der anderen beizumengen, sodaß sie nach wie vor das verehrte Oberhaupt von Gottes Gnaden in der jungen Gesellschaft blieb; bei den Alten stand sie womöglich in noch höherer Geltung.

Der neue Herr Postmeister, sowie Accise- und Steuereinnehmer, war derselbe bescheidene Mensch, wie einstmals der Musje August; aber inzwischen hatte er sich doch durch das Leben auch für den geselligen Verkehr erziehen lassen, dem er sich jetzt unbeschadet gewissenhafter Amtsführung mit unverkennbarer, nichtsdestoweniger stets von feiner Lebensart zeugender Fröhlichkeit widmete. Besondere gesellige Talente hatte er nicht; die Herren hielten ihn wegen der Zuverlässigkeit seines Charakters werth, die jungen Mädchen, soweit sie nicht andere heimliche Inclination hatten, fanden ihn lieb und schmuck, die Mütter schätzten ihn als gute Partie hoch. Er selbst behandelte alle stillen Verehrerinnen mit gleichmüthiger Freundlichkeit, leidenschaftslos und brüderlich galant. Gleichwohl fühlte Bärbchen bald mit feinem Spürsinn heraus, daß solches Benehmen nur ihren Kameradinnen gegenüber ungekünstelt, dagegen in Betreff ihrer Person nicht ganz frei von Zwang war, und daß er, hätte ihm nicht die Achtung vor ihrer gleichsam immergrünen Trauer Beherrschung auferlegt, ihr gegenüber gern die Rolle des brüderlichen Cavaliers mit der des Liebhabers vertauscht haben würde. Doch ihre nonnenhafte Absonderlichkeit schob jedem in ihm aufkeimenden Gelüst nach Veränderung seiner Beziehung zu der Mamsell einen starken Riegel vor.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Das Meteor.

Eine abenteuerliche Geschichte von Paul Schellhas in Steinau a/O.

Die Sonne war schon untergegangen, und die Luft war empfindlich kühl. Am dunkelnden Abendhimmel begannen die ersten Sterne hervorzutreten.

Wir saßen im geschlossenen Wagen. Neben mir der Kreis-Physikus, der schweigend seine Cigarre rauchte, mir gegenüber der Gerichts-Secretär, der niemals rauchte, Vegetarianer war und behauptete, daß alle „fleischfressenden" Menschen an „Ueberernährung" litten.

Wir kamen von einer Obduction. In einem Dorfe war auf der Jagd ein Treiber erschossen worden. Die Obduction hatte lange Zeit in Anspruch genommen infolge der schwierigen Umstände und der mangelhaften Vorbereitungen. Ich dachte an die eigenthümliche Scene zurück: Der Tanzsaal des Dorf-Wirthshauses, wo die Leiche auf einem improvisirten Brettertisch lag, daneben am Boden der billige, schwarzlackirte Sarg, an den Rändern innen mit Spitzen aus weißem Papier beklebt, auf denen gedruckte, fromme Sprüche standen, — nun, es konnte dem armen Alten, der um ein paar Groschen zu verdienen, als Treiber mitgewirkt hatte, am Ende gleich sein, ob er in einem Prunksarge oder in einer Bretterkiste beerdigt wurde, — er war bei Lebzeiten wohl auch nicht anspruchsvoll gewesen. Als der Kreis-Physikus seinen Magen geöffnet hatte, constatirte er, daß er „leer" war — an „Ueberernährung" hatte der Arme nicht gelitten, als ihm das Schrotkorn eines unvorsichtigen Schützen die Hals-Schlagader durchbohrte. — Nach solchen Eindrücken kommt man immer wieder darauf zurück, daß das Leben traurig ist — unsäglich traurig. — Und die Pferde schienen mit ihrem taktmäßigen Hufschlag diese Thatsache zu wiederholen: „unsäglich traurig", „unsäglich traurig", so klang mir ihr langsames Trab-Tempo an die Ohren. —

Das Gespräch war versiegt. Ich hatte es längst als nutzlos aufgegeben, den Secretär von der Unschädlichkeit eines Beefsteaks zu überzeugen, und der Kreis-Physikus paffte nachdenklich gegen die Scheiben des Wagenfensters.

„Eine Sternschnuppe!" sagte er nach einer Weile, zum Himmel deutend. Als ich hinaussah, war es natürlich zu spät.

„Sie hätten Sich etwas wünschen sollen," entgegnete ich. „Sie wissen doch: ein Wunsch, den man beim Fall einer Sternschnuppe ausspricht, geht in Erfüllung."

„Das habe ich gethan. Ich wünschte, daß Sie heut Abend ein paar Flaschen Sect zum Besten geben."

„Ich habe keine Verantwortung dafür übernommen, daß solche Wünsche in Erfüllung gehen," wehrte ich ab. „Es sollen auch Fälle vorkommen, wo der Wünschende enttäuscht wird."

Aber während ich sprach, fiel schon wieder eine Sternschnuppe aus derselben Richtung.

„Ich wünsche, daß ich bald aus dem kleinen Nest versetzt werde," sagte der Kreis-Physikus jetzt eilig. „Ich sehne mich in die große Welt."

„Schade! Der erste Wunsch ist damit aufgehoben."

„Na," meinte der Kreis-Physikus, „wenn nur der zweite in Erfüllung geht. — Aber sehen Sie, was ist das?"

An derselben Stelle des Himmels, wo die beiden Sternschnuppen gefallen waren, tauchte jetzt ein heller, glänzender Stern auf, der sich schnell vergrößerte.

„Ein Meteor!" rief ich.

Es fand offenbar an dieser Stelle des Himmels ein Fall kosmischer Massen in die Atmosphäre der Erde statt; Trümmer und Brocken ehemaliger Weltkörper geriethen in den Bannkreis der Anziehung unseres Planeten und verbrannten in Folge der ungeheueren Geschwindigkeit durch Reibung in der Luft. Die Sternschnuppen waren in größeren Höhen schon ausgebrannt und in Staub verwandelt, ein größerer Brocken gelangte in Gestalt eines Meteors in tiefere Schichten der Atmosphäre.

Das Meteor vergrößerte sich schnell, es schien sich mit rasender Geschwindigkeit der Erde zu nähern. Allmählich nahm es die Gestalt eines Kometen an, ein langer feuriger Schweif folgte ihm nach, wie einem fliegenden Feuerwerks-Körper. In kurzer Zeit hatte es die Größe der Mondscheibe angenommen, es strahlte in einem blendend hellen weißen Licht, das mich an verbrennenden Magnesium-Draht erinnerte. Die Landschaft fing an sich ringsum zu erhellen, man hörte ein dumpfes, zunehmendes Rollen, wie von fernem Donner, — der funkensprühende Schweif dehnte sich über den halben Himmel aus. —

„Herr Kreis-Physikus!" rief ich. „Das Meteor fällt in unserer Gegend nieder."

Ehe ich ausgesprochen, flammte es tageshell auf, ein furchtbares Sausen, Heulen, Pfeifen und Krachen ließ die Erde erdröhnen, ein Donner, als ob zehn Gewitter auf einmal losbrächen, ein Sturmwind, der unseren Wagen umzuwerfen drohte, — dann ein Schlag, ein Knall, — ich fühlte eine Erschütterung, als ob mein Körper in Atome zersprengt würde und verlor die Besinnung. — — —

Als ich aus meiner Betäubung erwachte, war alles still. Ich saß in meiner Wagenecke, in die ich zurückgesunken war, der Kreis-Physikus lehnte in der anderen, den Kopf hintenüber, der Secretär lag quer über dem Vordersitz, beide waren anscheinend bewußtlos. Unsere Acten, Papiere und Bücher, auch die Tasche, worin der Kreis-Physikus einen kleinen Imbiß und zwei Flaschen Wein mitgenommen hatte, lagen bunt durcheinander am Boden. Die Scheiben des Wagens waren zersprungen, aber sie saßen noch in den Rahmen; die kleine Laterne an der Wagendecke brannte noch.

Es herrschte tiefe Stille. Der Wagen hielt unbeweglich. Ich blickte durch die Fenster: dichter Nebel und Dunkelheit umgaben uns. Dann machte ich mich daran, den Kreis-Physikus und den Secretär ins Leben zurückzurufen. Als ich aufstand, fühlte ich, daß mich alle Glieder schmerzten.

Ich rieb und rüttelte die beiden aus Leibeskräften. Endlich schlugen sie die Augen auf. Ein Schluck aus der Weinflasche, die glücklicherweise auf eine Reisedecke gefallen und ganz geblieben war, that uns gute Dienste.

„Was ist geschehen?" fragte der Kreis-Physikus sich mühsam aufrichtend.

„Wir haben etwas erlebt, was selten ein sterblicher Mensch erlebt," entgegnete ich. „Einen Meteor-Fall aus nächster Nähe."

„Und wir können Gott danken, daß wir so davon gekommen sind," fuhr der Kreis-Physikus fort. „Wenn das Meteor uns getroffen hätte, so wäre keine Spur von uns übrig geblieben. Wir wären mitsammt unserem Fuhrwerk tief in die Erde hineingeschlagen worden."

„Meine linke Hand ist verstaucht!" klagte der Secretär.

„Seien Sie froh, daß es weiter nichts ist! Aber welchem glücklichen Zufall haben wir es zu verdanken, daß die Pferde nicht durchgegangen sind? Denken Sie, wenn wir in unserem hilflosen Zustande umgeworfen wären!"

Unser Wagen hatte vorn ein kleines Fenster. Ich sah hinaus. Der Nebel und die Finsterniß schienen etwas nachgelassen zu haben, ein schwacher Lichtschimmer war draußen zu sehen. Lange spähte ich hinaus, bis sich meine Augen an das Dunkel gewöhnt hatten. Endlich sah ich: der Kutschbock war leer. Die Pferde schienen halb auf der Erde zu liegen. Ihre Hinterkörper sah ich hervorragen, dagegen schienen sie nach vorn gestürzt zu sein. Wenn sie in den Vorderbeinen zusammengebrochen waren, so konnten sie doch unmöglich in dieser Stellung geblieben sein. Zudem bemerkte ich auch keinerlei Bewegung an ihnen. Ich strengte mich vergeblich an, weiter nach vorn zu sehen; die Sache blieb räthselhaft.

„Einer von uns muß aussteigen," sagte ich, „sobald wir uns genügend erholt haben. Der Kutscher scheint vom Bock gefallen zu sein, und die Pferde sind anscheinend auch verunglückt."

Der Kreis-Physikus fühlte sich zuerst dazu im stande. Etwas schwerfällig stand er auf, öffnete den Schlag und schickte sich an, auszusteigen.

„Mir sind die Knochen immer noch wie zerschlagen!" stöhnte er, während er vorsichtig in der Dunkelheit mit dem rechten Fuß den Erdboden zu erreichen suchte. Er blieb eine Weile in dieser Stellung, dann stieg er wieder in den Wagen.

„Ich weiß nicht, was das ist," sagte er. „Ich kann den Boden nicht finden. Unsere Trittbretter sind doch ziemlich niedrig, und ich habe mich ganz herabgebeugt. Ich möchte nicht einen Sprung ins Dunkle riskiren. Der Wagen scheint hart am Chaussée-Graben zu stehen."

Der Secretär rieth zu einem Versuch auf der anderen Seite. Auch hier blieb der Kreis-Physikus einige Zeit wie ein Akrobat mit einem Bein auf dem Trittbrett stehen und angelte mit dem anderen in der Luft herum. Das Resultat war dasselbe.

„Der Wagen muß quer über dem Chaussée-Graben stehen," sagte er dann, „sonst kann ich mir die Sache nicht erklären."

„Wir können ja mit einem Stock sondiren oder lothen, wie auf einem Schiff," schlug ich vor.

Der Secretär reichte uns seinen Spazierstock. Der Kreis-Physikus stieg abermals auf das Trittbrett und langte mit dem Stock herunter. Vergeblich. Auf beiden Seiten des Wagens erreichte er den Boden nicht; der Stock war zu kurz.

Zufällig fand sich in der Wagentasche ein Knäuel Bindfaden. Der Kreis-Physikus wickelte einen Theil des Bindfadens ab und band den Stock daran fest. Dann ließ er diese Sonde langsam hinab.

Mir fing die Sache an langweilig zu werden, und die Aengstlichkeit des Physikus schien mir übertrieben.

„So machen Sie doch kurz entschlossen einen kühnen Sprung!" rief ich. „Abgründe giebt es doch hier in der Gegend nicht."

„Doch!" entgegnete der Arzt mit veränderter Stimme und trat eilig und schaudernd in das Innere des Wagens zurück. „Doch! Hier giebt es Abgründe! Der Bindfaden ist ganz abgewickelt, und ich habe keinen Grund gefunden."

Erstaunt traten wir jetzt alle an die Thür. Da hing der Bindfaden, der doch nach meiner Schätzung reichlich hundert Meter lang sein mochte, senkrecht in die Dunkelheit hinab. Wir faßten ihn prüfend an: kein Zweifel, der Stock am unteren Ende hing frei schwebend in der Luft, man fühlte das deutlich, wenn man den Faden anhob.

Aufs höchste gespannt machten wir den Versuch auf der anderen Seite des Wagens. Die Schnur rollte langsam ab — ohne daß der Boden erreicht wurde.

Wir standen stumm und betreten da. Unter unserem Wagen mußte ein Abgrund von über dreihundert Fuß gähnen! Wie war das möglich?!

„Diese entsetzliche Dunkelheit!" klagte der Secretär. „Wenn man wenigstens etwas sehen könnte!"

Ich warf einen Blick auf die Uhr. 9 Uhr abends! Da war bei bedecktem Himmel die Dunkelheit allerdings erklärlich. Und überdies schien ein dicker Nebel zu herrschen. Man roch förmlich den feuchten Dunst. Dazwischen machte sich ein Geruch nach Rauch und Staub bemerkbar.

„Erscheinungen, die offenbar mit dem Meteor-Fall zusammenhängen," sagte der Physikus, als ich ihm meine Wahrnehmungen mittheilte. „Das niederstürzende Meteor hat die Luft mit Wasserdampf und Staub angefüllt."

„Und eine Spalte in die Erde geschlagen, wie bei einem Erdbeben!" jammerte der Secretär. „Jetzt ist mir die Sache klar! Unser Wagen hängt über dem Abgrund, den das fallende Meteor geschlagen hat!"

„Das wäre eine Erklärung, wenngleich eine etwas unwahrscheinliche," meinte der Physikus. „Aber, zum Teufel, selbst in diesem Falle muß man doch an derjenigen Stelle den Wagen verlassen können, wo dieser auf dem Erdboden steht! Er kann doch nicht über dem Abgrund, wenn einer vorhanden ist, schweben, sondern muß nach den einfachen Gesetzen der Physik auf ganz bestimmten Punkten ruhen, um das Gleichgewicht zu bewahren."

„Um Gottes Willen!" rief der Secretär angstvoll. „Bleiben wir alle still auf unseren Plätzen sitzen! Wie leicht können die Erschütterungen bei unserem Umherlaufen den Wagen aus dem Gleichgewicht bringen, und dann stürzen wir in den Abgrund."

Im ersten Schreck setzten wir uns alle wie auf Commando nieder und dachten schaudernd an die Möglichkeit, mit dem Wagen in eine unbekannte dunkle Tiefe zu stürzen.

„Es ist am besten," nahm ich das Wort, „ruhig sitzen zu bleiben und abzuwarten, bis es hell wird. Wir müssen uns in die Nothwendigkeit finden, die Nacht im Wagen zuzubringen."

„Um keinen Preis!" rief der Kreis-Physikus. „Meine Frau würde sich zu Tode ängstigen! Uebrigens glaube ich an die Hypothese von dem Abgrund noch gar nicht. Wie kann ein fallendes Meteor einen Abgrund hervorrufen! Unsinn! Wer weiß, wie die Sache zusammenhängt. Ich habe auch keine Lust, mich hinterher auslachen zu lassen, wenn wir morgen früh hier auf der Chaussée im Wagen schlafend gefunden werden."

Mit diesen Worten erhob er sich und ergriff den Spazier-

stock unter lautem Protest des Secretärs und vergeblichen Warnungen von meiner Seite.

„Was wollen Sie thun?“ fragte ich, während der Secretär uns himmelhoch bat, sitzen zu bleiben, und in der Angst den Spazierstock am anderen Ende krampfhaft umklammert hielt.

„Ich will feststellen, auf welchen Rädern der Wagen steht. Dazu brauche ich den Stock, um die Räder anzustoßen. Diejenigen, die sich drehen lassen, schweben frei, die dagegen feststehen, müssen auf dem Boden ruhen.“

Der Gedanke war praktisch. Es gelang dem Physikus, dem Secretär den Stock endlich zu entreißen. Er öffnete mit der größten Vorsicht die Thür, bog sich nach hinten hinaus und versuchte das linke Hinterrad des Wagens durch Einsetzen des Stockes in die Speichen zu drehen.

„Das Rad steht nicht auf,“ berichtete er. „Es dreht sich.“

Jetzt wurde der Versuch mit dem rechten Hinterrad gemacht. Auch dieses ließ sich drehen.

Etwas schwieriger war die Sache mit den Vorderrädern, die nicht so leicht zu erreichen waren. Endlich gelang es. Beide ließen sich drehen!

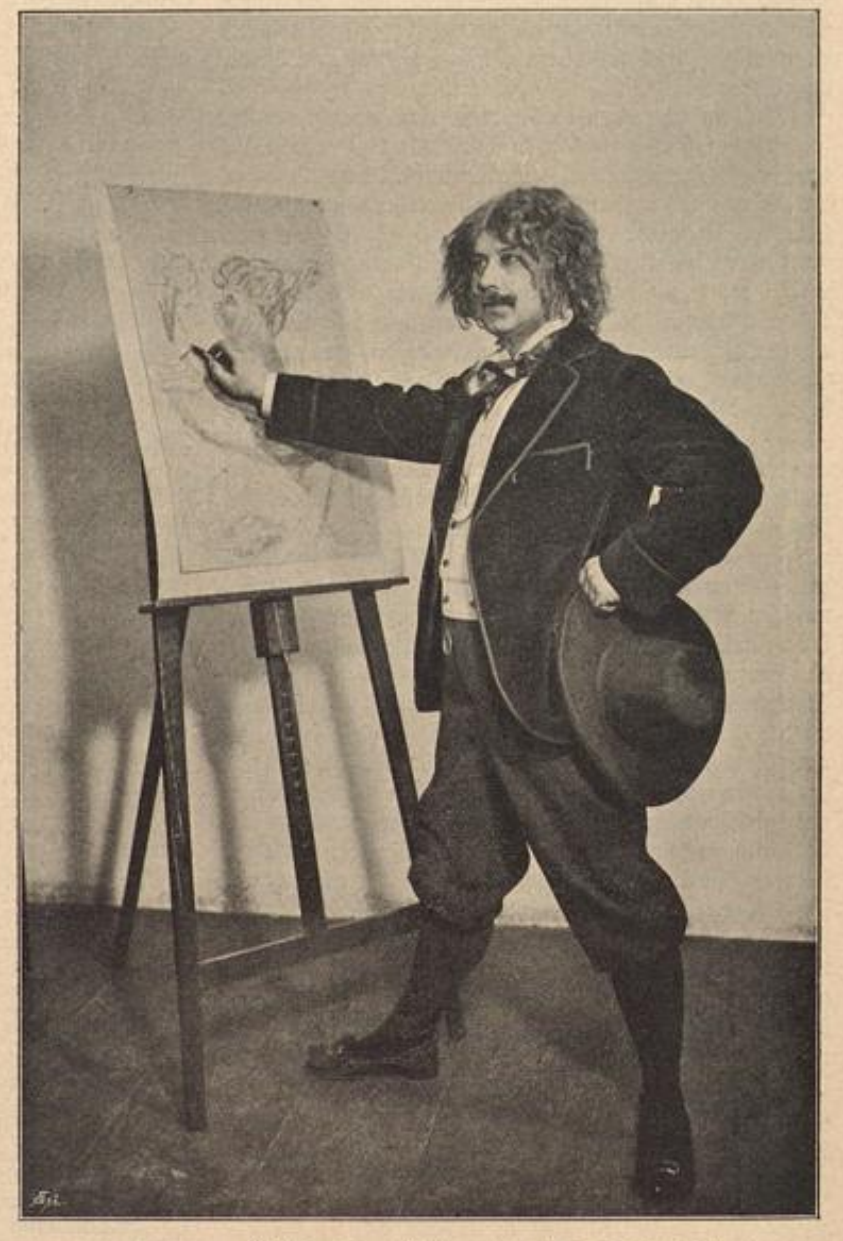
Fräulein von Prillwitz.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hof-Photograph, Berlin W.

Fräulein Bürgers.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hof-Photograph, Berlin W.

Prinzessin Friedrich zu Solms-Braunfels, geb. Gräfin Westphalen.
Nach einer Photographie von H. von Perckhammer, Hof-Photograph, Meran.

Lieutenant von Lekow.
Nach einer Photographie von W. Höffert, Hof-Photograph, Berlin W.

Fräulein von Radowitz.
Nach einer Photographie von E. Sellin & Co., Berlin W.



Herr von Woikowsky-Biedau als Prof. Schmierinski.

Portraits aus der Berliner Gesellschaft. — Siehe den Artikel Seite 54.

„Jetzt läßt mich mein Verstand im Stich!“ sagte der Physikus sehr bestürzt. Deutlich hörte man das langsame Rollen des Rades um seine Achse.

„Der Wagen muß also mit dem Kasten oder mit den Achsen auf dem Gipfel einer Erhöhung stehen,“ bemerkte ich, „eine andere Möglichkeit giebt es nicht. Daher auch die große Stabilität.“

Der Secretär, der wieder etwas Muth zu bekommen schien, machte darauf den Vorschlag, das Fenster, welches nach dem Kutschbock führte, auszuheben, die Oeffnung mit einem Taschenmesser zu erweitern und dann auf den Bock zu steigen, von wo man vielleicht trotz der Dunkelheit etwas Ueberblick über die Situation gewinnen konnte.

Der Gedanke wurde ausgeführt. Wir schnitten das Leder des Verdecks rings um die Fensteröffnung so weit aus, daß ein Mensch hindurchkriechen konnte und klappten das ausgeschnittene Stück herunter.

Der Physikus, der schon sehr ungeduldig war, zwängte sich mit unserer Hülfe hindurch und erreichte den Kutschbock.

Nach einer geraumen Zeit kam er zurück. Er sah bleich aus, und auf seiner Stirn bemerkte ich Schweißtropfen.

„Die Sache fängt an, mir im höchsten Grade unheimlich zu werden,“ sagte er. „Die Pferde schweben regungslos frei in der Luft! Ich weiß nicht, ob das eine Sinnestäuschung ist, oder ob mein Verstand nicht mehr richtig functionirt. Sie müßten doch nach unten hängen, wenn sie keinen Boden unter den Füßen haben. Aber sie schweben, ich versichere Sie, sie schweben, auf allen Vieren, ein wenig nach vorn übergebeugt, und scheinen beide todt zu sein.“

Ich begann im Ernst die Möglichkeit zu erwägen, daß der heftige Schlag auf den Verstand des Arztes nachtheilig eingewirkt hatte. Aber er blieb bei seiner Behauptung, und so war es das einfachste, sich selbst zu überzeugen. Unter vielen Schwierigkeiten kletterte ich ebenfalls auf den Kutschbock.

Der Anblick, der sich mir bot, war in der That unheimlich und räthselhaft. Die tiefe Dunkelheit schien durch einen dichten Nebel, in den wir eingehüllt waren, noch undurchdringlicher zu sein; nur ein ganz mattes Licht, ein schwacher Schimmer, wie in einer Mondnacht bei stark bedecktem Himmel, erhellte ein wenig die nächste Umgebung und gestattete einen auf wenige Meter beschränkten Ausblick.

Zigeuner Janko und sein Begleiter.
Portraits aus der Berliner Gesellschaft. — Siehe den Artikel Seite 54.

Wo wir uns befanden, war nicht zu erkennen; der Boden war nicht zu sehen, auch in der Umgebung unseres Standpunktes war durch den Nebel alles den Blicken entzogen. Aber so viel war zu sehen, daß der Physikus Recht gehabt hatte. Die Pferde schwebten in den sonderbarsten Stellungen in der Luft. Es sah aus, als ob sie erstarrt wären, oder als ob sie nicht lebende Wesen, sondern ausgestopfte Präparate wären. Sie ließen die Köpfe hängen, hielten die Beine theils gekrümmt, theils ausgestreckt, wie im Trabe; mit einem Wort, es sah aus, als ob sie mitten im Lauf plötzlich in den Stellungen, die sie gerade inne hatten, fixirt wären, als lebende Moment-Photographien. Ich beugte mich so weit hinunter wie möglich, konnte indessen unter den Pferden keinen Erdboden sehen, obgleich ihre Hufe deutlich wahrnehmbar waren. Sonach war kein Zweifel, daß sie frei in der Luft schwebten. Aber was hielt sie in dieser sonderbaren, allen Gesetzen der Schwere hohnsprechenden Stellung? Wenn sie todt waren, — und das war mit Sicherheit anzunehmen, denn sie verhielten sich vollkommen regungslos, — so mußten sie doch schwer in den Geschirren an der Deichsel nach unten hängen. So aber schienen sie nur ein wenig nach vorn übergebeugt, eine Stellung, die, von hinten gesehen, den Eindruck erwecken konnte, als seien sie in den Vorderbeinen zusammengebrochen. Vergeblich strengte ich meinen Verstand an, um dieses Räthsel zu lösen, vergebens suchte ich mit den Blicken das schauerliche Dunkel zu durchdringen, das uns umgab. Endlich beschlich mich ein leises Grauen vor dem Unheimlichen und Unfaßbaren unserer Lage, und ich kletterte eilig in den Wagen zurück.

Wir sahen einander rathlos an.

„Es bleibt nichts anderes übrig, als den Morgen abzuwarten,“ sagte der Physikus resignirt. „Beim ersten Tageslicht werden wir ja sehen, wo wir uns befinden. Es kommt mir vor, als wären wir vollständig verhext.“

Nach längeren Debatten, während deren wir uns in den verschiedensten Muthmaßungen ergingen, wurde endlich einstimmig beschlossen, die Nacht über im Wagen zu bleiben. Wir machten es uns bequem, so gut es ging. Fußsäcke und Decken hatten wir glücklicherweise zur Genüge mit, denn die Kälte war recht empfindlich geworden, und so drückten wir uns in die Ecken, nachdem wir die Reste des mitgenommenen Imbisses verzehrt hatten, und bald verkündete ein mehr-

Sturm an der norwegischen Küste.
Nach dem Gemälde von R. Schultze in München. — Siehe Seite 56.

stimmiges Schnarch-Konzert, daß die Insassen des ambulanten Schlafzimmers entschlummert waren. — — — — —

Helle Sonnenstrahlen erweckten mich nach einem ziemlich unruhigen Schlaf. Ich sprang auf, obgleich ich noch eine schmerzhafte Steifheit in allen Gliedern fühlte, und blickte mich um. Was war das?!

Da lag der Kreis-Physikus auf den Knieen am Wagenfenster und hielt sich mit beiden Händen an den Wagenwänden. Er war kreidebleich, sein Haar, — es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich diese Erscheinung thatsächlich beobachtete, — sträubte sich, seine weitaufgerissenen Augen trugen den Ausdruck sprachlosen Entsetzens. Er starrte hinaus, wie ein Verdammter in den Höllenschlund, der ihn erwartet.

Ich warf ebenfalls einen Blick hinaus, und fühlte wie eine lähmende Empfindung über mein Herz schlich, wie mein Denken einen Augenblick still stand vor der Frage: war das, was ich dort sah, Wirklichkeit oder eine wahnsinnige Phantasie?

Ueber uns, neben uns und theilweise unter uns wölbte sich ein tiefschwarzer Himmel, obgleich die Sonne blendend helle Strahlen herabsandte, ein Himmel, an dem Milliarden von Sternen in nie gesehenem Glanze funkelten. Und dort tief unter uns bedeckte drei Viertel dieses Himmels eine ungeheuere lichtstrahlende Scheibe, — nein, eine Kugel, die wie von einem krystallenen blauen Schimmer umgeben war, der theilweise von weißen und grauen Massen verdunkelt wurde. Ungeheuere tiefblaue Flächen dehnten sich auf dieser Kugel aus, die übrigen Theile schimmerten in grünen und grauen Farbentönen.

„Was ist das?!“ rief ich, starr vor Entsetzen. „Was ist das?! Wo sind wir?!“

Der Kreis-Physikus erwiderte kein Wort, er schien mich gar nicht zu hören. Aber der Secretär erwachte und begann sich schlaftrunken die Augen zu reiben.

Allmählich fühlte ich, wie meine Ueberlegung, meine Besinnung zurückkehrte, und eine furchtbare Gewißheit trat mir vor die Seele.

Wir befanden uns im Weltenraum!!

Das war unten die Erde. — — —

Ein lauter Schrei verrieth, daß der Secretär inzwischen ebenfalls unsere Lage erkannt hatte.

„Wir sind rettungslos verloren!“ sagte ich, kaum fähig zu sprechen.

„Ja,“ erwiderte der Kreis-Physikus mit heiserer Stimme, „rettungslos verloren!“ —

Wohl eine Stunde verging, bis wir uns einigermaßen gefaßt hatten. Ein heftiger Anfall von Schwindel beim Anblick der jähen Tiefe und des freien Raumes, in dem wir schwebten, scheuchte uns immer wieder von den Fenstern fort, in die Ecken des Wagens zurück. Der Kreis-Physikus bedeckte die Augen mit den Händen, als ob er auch durch die geschlossenen Lider noch den schrecklichen Anblick wahrnehmen könnte.

Ich zermarterte mein Hirn mit der Frage: ‚wie waren wir in diese Lage gekommen?‘ Daß der Meteor-Fall die unmittelbare Ursache war, schien mir klar. Die furchtbare Erschütterung, die uns betäubt hatte, ließ darüber keinen Zweifel.

Der Secretär, der nach dem ersten Schreck auffallend gefaßt war, sprach eine Vermuthung aus, die jedenfalls richtig war.

„Wir sind, so zu sagen, in die Luft gesprengt worden,“ sagte er. „Das Meteor ist mit seiner furchtbaren Geschwindigkeit von mehreren Meilen in der Secunde neben uns auf die Erd-Oberfläche gefallen. Diese Erschütterung hat einen entsprechenden Gegenschlag nach außen in der Umgebung des Fallortes hervorgerufen und uns in die Höhe geschleudert.“

„Meiner Ansicht nach,“ warf der Physikus ein, „hätte uns das Meteor nur in die Erde hineinschlagen können, nicht aber von der Erde fort.“

„Doch! Denken Sie Sich, man legt einen leichten Gegenstand auf einen großen Gummiball, wie ihn die Kinder zum Spielen benutzen, und schlägt dann neben diesem Gegenstand auf den Ball. Der Gegenschlag wird ein solches Object in der Umgegend des Schlages in die Luft schleudern. In ähnlicher Weise sind wir mit einer enormen Geschwindigkeit in den Weltenraum geschleudert worden. — Eine Rettung ist unmöglich. Ich sehe dem Tode mit Ruhe entgegen. Es ist ein großartiger Tod, und wir genießen ein Schauspiel, das noch niemals eines Menschen Auge erblickt hat.“

Ich fühlte, daß der Secretär sich schon in jener Stimmung befand, die dem Menschen eine gewisse Größe verleiht, wenn er seinen sicheren Tod vor Augen sieht. Daher auch die unter solchen Umständen bewunderungswürdige ruhige Verstandesschärfe, mit der er uns die Situation zu erklären versuchte. Und ich zweifelte nicht, daß er recht hatte.

Je mehr wir uns über das Schicksal, das uns bevorstand, klar wurden, desto lebhafter wurde in uns allen ein peinigendes Bedürfniß, unsere Lage zu erörtern und die Eventualitäten des schließlichen Ausgangs zu besprechen.

„Sollte keine Rettung möglich sein?“ Die Frage wurde immer wieder aufgeworfen.

„Schwerlich,“ antwortete ich darauf. „Es giebt ja nur drei Möglichkeiten: entweder wir bleiben im Bereich der Anziehungskraft der Erde, dann fallen wir schließlich auf die Erde zurück aus einer Höhe von Hunderten, vielleicht Tausenden von Meilen, oder wir gerathen in die Anziehung eines anderen Himmelskörpers, etwa des Mondes, dann fallen wir in derselben Weise aus einer, alle menschlichen Vorstellungen übersteigenden Höhe herab. Oder endlich, wir bleiben im Weltenraum und umkreisen ungezählte Jahre lang die Erde, als eine Art Trabant. In allen Fällen ist das Ende der sichere Tod.“

„Wie kommt es, daß wir keinen Luftmangel empfinden?“ fragte der Physikus. „Wir können doch unmöglich noch in der Atmosphäre der Erde sein!“

Ich hatte über diese auffallende Erscheinung ebenfalls schon nachgedacht und mir eine Ansicht gebildet. Der-Nebel, der uns am Abend vorher umgeben hatte, und von dem noch jetzt Spuren in Gestalt von Wolkenbildungen zu sehen waren, gab eine naheliegende Erklärung. Mit unserem Fuhrwerk war ein Stück der Erd-Atmosphäre bei dem furchtbaren Aufstiegen gewissermaßen mitgerissen worden und hatte sich nun, wie um einen kleinen Weltkörper, um unseren Wagen gesammelt. Daß der Luftdruck sehr gering war, glaubte ich wahrzunehmen. Diese Lufthülle schützte uns auch vor der im Weltenraum herrschenden Kälte, zumal sie bei der Geschwindigkeit, mit der wir durch die Atmosphäre geflogen waren, sich durch Reibung stark erwärmt haben mußte. Wie lange konnte aber dieser Wärmevorrath reichen? —

„Ob wir uns noch immer von der Erde entfernen?“ fragte der Secretär. „Oder ob wir schon im Begriff sind, zu ihr zurückzukehren?“

„Oder ob wir die Erde umkreisen?“ fügte ich hinzu. „Die Luftschiffer befestigen lange Papierstreifen an der Gondel des Ballons, die nach unten hängen, wenn der Ballon steigt, und nach oben flattern, wenn er fällt. Dieses Mittel können wir nicht anwenden, da unsere Atmosphäre uns begleitet.“

„Wie weit mögen wir von der Erde entfernt sein?“ fragte der Secretär weiter.

„Weit genug, um bei unserer Rückkehr uns den Hals zu brechen,“ entgegnete der Physikus achselzuckend. „Im übrigen ist es mir gleichgültig.“

„Vielleicht kann man die Entfernung nach dem Umfang des Gesichtskreises annähernd schätzen.“

Ich rückte, einen Anfall von Schauder und Schwindel gewaltsam unterdrückend, an das Wagenfenster und sah hinunter. Der Anblick war unbeschreiblich großartig, von überwältigender Furchtbarkeit durch den Gedanken, daß ihn nur ein dem sicheren Tode Geweihter schauen durfte.

Wie auf einem Globus lag ein Theil der nördlichen Halbkugel der Erde vor mir. Nach Süden reichte der Blick fast bis zum Aequator, nach Osten wurde das Gesichtsfeld von den gewaltigen Flächen Inner-Asien's, von Vorder-Indien und einem Theil des Indischen Oceans begrenzt. Die Umrisse der Erdtheile waren theilweise deutlich zu erkennen. Europa war im ganzen Norden klar zu sehen: Die Nordsee, die Ostsee und der Atlantische Ocean an der langen Küstenlinie Norwegens zogen durch ihre helle Beleuchtung meine Blicke zuerst an. Süd-Europa war streckenweise durch graue Wolkenmassen verhüllt, dagegen war die westliche Hälfte des Mittelmeeres wieder klar sichtbar. Ueber der Gegend der Balearen schwebten reizende Cirrus-Wolken scheinbar dicht auf dem blauen Meere, ein wunderbarer Anblick. Dann kam nach Süden eine blendend helle Fläche, die, wie ein Spiegel, wolkenlos das Sonnenlicht zurückstrahlte. Es war die Sahara. Und ganz am unteren Rande des Gesichtsfeldes die weiten grünen Flächen, über denen nur hier und da weiße Wolkenballen lagen, das war das Innere des „dunkeln Erdtheils“ mit seinen Urwäldern und seiner unerschöpflichen Vegetations-Fülle. Im äußersten Osten des Bildes zeigte sich der Himalaya als eine graue und weiße Masse, die kaum höher schien als ein Maulwurfs-Haufen. Die östliche Hälfte des Bildes strahlte im hellsten Sonnenglanze, nach Westen zu erblickte ich den Atlantischen Ocean, der sich im Dunkel des Abends verlor, bis zur Halbinsel Labrador, von der schwache Spuren zu sehen waren, und bis Grönland. Und nach Norden ging alles, soweit der Himmel unter uns klar war, in ein helles, blendendes Weiß über. Es waren die Eis- und Schneefelder der Polar-Region. Plötzlich durchzuckte mich ein Gedanke: ich blickte ja über den räthselhaften Nordpol hinweg! Gewiß: mein Auge konnte die Nordküste Asien's verfolgen bis jenseits des Pols. Und da oben in der Mitte dieses Halbkreises, den die Küstenlinie beschrieb, mußte der geheimnißvolle Pol liegen. Aber alles, was ich sah, war eine endlose, blendend weiße Fläche, dazwischen einzelne Stellen, wo ein blauer Meeresspiegel heraufschimmerte. Ein gewaltiges Meer, ein Ocean, bedeckte den Nordpol!

„Der Nordpol!“ rief ich, einen Augenblick fast unsere Lage vergessend. „Wir sind die ersten Menschen, die den Nordpol erblicken!“

Nur der Secretär trat an das Fenster und warf schaudernd einen kurzen Blick hinunter. Der Physikus brummte etwas Unverständliches und blieb sitzen.

Wie kurz sah die Entfernung aus von Grönland oder von Spitzbergen bis zum Pol! Und wie viele kühne Männer waren auf diesen starren Eisfeldern zu Grunde gegangen!

Meine Blicke schweiften weiter auf dem gewaltigen Bilde unter uns. Ich versuchte festzustellen, über welcher Gegend der Erdoberfläche wir uns befanden, welche Oertlichkeit eine Senkrechte, von unserem Standpunkt aus gefällt, treffen mußte. Indessen erwies sich das bei der großen Entfernung als keineswegs leicht. Es schien mir, als ob wir uns senkrecht über dem westlichen Theile des europäischen Rußland befänden: näher ließ es sich nicht bestimmen.

Ich suchte die großen Flüsse Europa's: die Donau, den Rhein, aber sie waren nicht zu erkennen. Dann bemühte ich mich, einzelne Städte aufzufinden. Nicht ohne Schwierigkeit erkannte ich endlich London und Paris, Berlin und Wien als dunkle Massen. Kleinere Städte erschienen noch als Punkte, die übrigen verschwanden in der gewaltigen Entfernung. Ich dachte an unseren Amtssitz, an das kleine Nest, in das ich aus der Weltstadt hin verschlagen war. Ja, der Gedanke, ein solches Oertchen von unserem Standpunkt aus zu erkennen, war geradezu lächerlich. Und wie wichtig kam sich diese kleine Welt da unten vor! Mein Gott, jetzt wurde vielleicht gerade die Frage erörtert, wen man zu dem geplanten Vereins-Vergnügen einladen sollte, und wen man in das erforderliche Comité wählen sollte, und ob, wenn man den Fabrikbesitzer N. einladen würde, man nicht auch den Gutsbesitzer M. einladen müßte, was wieder der Amtsrichter L. übel nehmen könnte, denn die Sache sollte auf jeden Fall „vornehm“ sein. Wie komisch war das alles aus der großen Entfernung! Ja freilich, in der Nähe war es mindestens — sehr ernst.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Ein Zweckfest in der Berliner Gesellschaft.

Von F. Frhr. von Dincklage in Berlin.

Siehe die Portraits auf Seite 49, 52 und 53.

Gesellschaft! Ja, wie kann in Berlin, in der Zweimillionen-Stadt von „der“ Gesellschaft die Rede sein? Die „Gesellschaft“ ist hier, wie in allen Metropolen, ein Begriff, der alle diejenigen Kreise umfaßt, die eben nach Bildungsgrad, Rangstellung, nach Wissen, Können und, last not least, nach der Finanz-Lage diesem Begriffe gerecht werden. Es würde falsch sein, wollte man in die „Gesellschaft“ nur die bei Hofe erscheinenden Familien einbegreifen. Und dennoch bildet der kaiserliche Hof gewissermaßen den Mittelpunkt für alle Gesellschaften der „Gesellschaft“. Die „Gesellschaft“ umfaßt eben alle die Kreise, die sich nach loyaler Gesinnung und gesellschaftlicher Bildung an den Kaiser und sein Haus anlehnen, auch wenn sie in ihren einzelnen Mitgliedern nicht „an Hof gehen“. Gelegenheiten, bei denen kein Kreis der „Gesellschaft“ sich ausschließt, die zumeist gerade im Hofkreise ihren Ursprung finden, von den Mitgliedern des Hofes besucht und in ihren Zielen unterstützt werden, bieten die in Berlin sich alljährlich wiederholenden sogenannten Promenaden-Konzerte großen Stiles für einen gemeinnützigen oder wohlthätigen Zweck.

In diesem Jahre war's ein ostafrikanisches Promenaden-Konzert, das ein solches Zusammenwirken aller Kreise der guten Gesellschaft zeigte, und es lohnt, einen Blick hinein zu werfen in das bunte Getriebe, das am Donnerstag dem 28. Januar in den ausgedehnten Sälen des Kaiserhofes wogte.

„Zum Besten eines Sanatoriums für Europäer in Usambara“ hieß die Devise, und wenn die hohe Gemahlin des Ehrenleiters der deutschen Colonial-Vereine das Protectorat des Unternehmens selbst übernommen hatte, so war dadurch den beiden Urheberinnen des Unternehmens, der Gräfin von der Groeben, geb. von Eschwege, und Freifrau von Mutzenbecher schon eine gewisse Garantie geboten, daß eine der Bedingungen für das Gelingen, — das Erscheinen des Hofes, — gesichert sein würde.

Der Beginn der Feier war auf fünf Uhr gelegt, und wer um diese Zeit die Festsäle betrat, konnte noch einen freien Ueberblick über die reizvolle Anordnung gewinnen.

In Marktplätze waren die weiten Räume umgewandelt, mit Buden und Verkaufszelten ausgestattet, aber diese Ausstattung ließ die Künstlerhand, den Künstlerblick erkennen, die hier gewaltet hatten. Da harren schon die echt afrikanischen Gestalten in ihrem Zelte, da werden Waffen und Werkzeuge aller Art in einer mit bunten Lampions ausgestatteten orientalischen Halle feilgeboten, da, — doch nein, nicht so rasch entfernt man sich aus dem ersten Salon, dem kleineren Festsaal an der Mauerstraße, wo unter Leitung der Frau von Bötticher, der Gemahlin des Staatsministers, am reichbesetztem Büffet die köstlichsten Gaben geboten werden. Noch ist der Saal nicht menschengefüllt, noch ist's vergönnt, den liebenswürdigen Anpreisungen aus dem Munde der Verkäuferinnen zu lauschen. Da wird der Thee von der Frau von Schaeffer, die Pastete von Fräulein von Jagemann, der Tochter des Badischen Gesandten, ein Aspic von der Baronesse Stengel, der Tochter des bayrischen Ministerial-Directors, und köstlich hergerichtetes Eis von Fräulein Bürgers empfohlen. Da, zur Rechten im Hauptsaale winkt die Ballon-erleuchtete „Schamba“. Unter der Oberaufsicht der Gräfin Monts und der Frau von der Heydt wird von Negerhänden der Eiskaffee geboten. Gegensätze auch hier: den schwarzen Bewohnern der Sonnen-durchglühten afrikanischen Erde gerade gegenüber, — Blumen, herrliche europäische Blumen! Das Zelt steht unter Oberleitung der Frau von Mutzenbecher und ist umdrängt von Käufern. Wie sie hineinzugehören scheinen in die Frühlings-athmende Umgebung, die hohe elastische Gestalt der Blondine, die dunkeläugige Brünette! Mit der Gräfin Nemes und Frau von Beliés, einem paar liebenswürdiger Oesterreicherinnen aus dem Diplomaten-Kreise, sind es Frau von Pachelbl, Fräulein von Radowitz und Frau von Schmeling, die hier ihrer duftspendenden Aemter walten.

Die Säle haben sich gefüllt. Uniformen aller Regimenter mischen sich unter die Damen in eleganter Promenaden-Toilette. Sammet und dunkle, schwere Seidenstoffe herrschen vor, doch auch viele helle Stoffe sind vertreten, — es soll ja „nachher“ ein Tanz improvisirt werden. Längst hat die Kapelle des Alexander-Regimentes begonnen, die heiteren Weisen ertönen zu lassen. Dazu das Summen der gesprächigen Menge, die Rufe der Verkäufer, die Aufforderungen der lustigen Clowns, in denen die Lieutenants von Lekow und von Kriegsheim erkannt werden, zu einer Knochenaufnahme im Röntgenstrahlen-Cabinet, das Ausbieten der Billets zum Specialitäten-Theater, und aus den Nebenräumen das Brüllen eines Löwen aus dem „condensirten zoologischen Garten des Mannes mit den Drahtnerven“.

Ja, allzuschwach dürfen die Nerven nicht sein, aber Frohsinn und Freude sind bekanntlich die besten Mittel gegen „Nerven“, wie gegen alle sonstigen eingebildeten und wirklichen Schmerzen. Was an bedeutsamen Personen in Berlin ist, erscheint nach und nach auf dem frohen Markte. Da sehen wir die preußischen Minister an der Schankbude der Gräfin Monts das Glas kühlenden Sectes mit Doppelkronen zahlen und dort ein paar Generale den echten „Kola-Likör“ einer ernsten Prüfung unterziehen. Und durch die wogende Menge drängen sich die Boten der Blumenspenderinnen, immer neue Vorräthe herbeibringend. Unter den Palmengruppen haben eben ein paar Ministerfrauen eine Defensiv-Stellung genommen, man sieht sie aufathmen in dem Bewußtsein, unter Palmen zu ruhen. Da plötzlich, wie durch Zauber, verstummt das lebhafte Geplauder ringsum. Alles richtet den Blick nach dem Eingange, nach dem Reiche der Frau von Bötticher, dem Gobelin-Saal. „Die Kaiserin!“ geht's leise von Mund zu Mund, und auf allen Gesichtern zeigt sich der Ausdruck der Freude und doch auch wieder der Verehrung, dem man stets, in der Gesellschaft wie im Volke, begegnet, wo auch Ihre Majestät erscheint. Jetzt wird die hohe Frau am Eingange sichtbar, geführt durch den Herzog Johann Albrecht und von dessen Gemahlin geleitet. Mit ihr erscheinen deren Schwestern, die Frau Prinzessin Friedrich Leopold und Prinzeß Feodora. Rasch öffnet sich der Raum vor ihr, und mit der ihr eigenen Güte wendet sie sich an die hier waltenden Damen. Neben der Gemahlin des Staatssecretärs des Inneren spricht sie auch mit der Gräfin Douglas, der Frau von Oertzen und Excellenz von Delbrück, der Gemahlin des jüngsten Ritters des hohen Orden vom Schwarzen Adler und des Wilhelms-Ordens. Ein freundlicher Gruß wird auch den jungen Damen am Büffet.

Inzwischen haben die Herren des Hofes, Ober-Hofmarschall von Mirbach und Kammerherr von dem Knesebeck, in Vereinigung mit dem Prinzen Arenberg und dem zum Comité gehörigen Ceremonien-Meister von Röder, dem Leiter des Berliner Colonial-Vereins, unmerklich den Durchgang durch die dichtgedrängte Menge in den Hauptsaal erzwungen. Mit offenbarer Freude beobachtet die Kaiserin die geschmackvollen Arrangements, begrüßt in den mitwirkenden Damen zum Theil Bekannte, während andere vorgestellt werden. Vor dem Theezelt im Hauptsaale dürfen Frau Gräfin von der Groeben, Gemahlin des General-Lieutenants, und Frau von Mutzenbecher, als die Leiterinnen des Unternehmens, sich über dessen Zweck aussprechen, und man sieht den freudigen Mienen der Damen die berechtigte Hoffnung an, daß der heutige Erfolg dem

künftigen Sanatorium manchen Baustein hinzufügen werde. Frau von Wedel, die Gemahlin des Hausministers, und Frau Gräfin Hohenthal, Gemahlin des kgl. sächsischen Gesandten, dürfen gastlich die Gaben ihres Zeltes darbieten. Auch Frau Gräfin Monts, die bewährte Urheberin des Vereins für die Krankenpflege in den Colonien, Witwe des verstorbenen commandirenden Admirals, erfreut sich einer huldvollen Begrüßung und muß dankbar anerkennen, daß durch die heutige Unternehmung doch auch ihr Ressort vortheilhaft berührt werde, wenn auch der Anstoß diesmal durch die Vertreter der Mission gegeben sei. An der Usambara-Hütte spricht die Kaiserin längere Zeit mit Fräulein Merensky, der Tochter des verdienten Missions-Inspectors, die auch in Afrika geboren wurde, und mit Frau Heimbach. Die beiden Damen standen einem Verkaufszelte für afrikanische Waffen, Musik-Instrumente und sonstige Kunst-Produkte des schwarzen Welttheiles vor. Während des Cercle, der nun folgte, wurden die mitwirkenden Damen Ihrer Majestät vorgestellt. Es war eine Freude, das Erröthen der Freude auf den Gesichtern so mancher lieblichen Erscheinung zu beobachten, während sie den tiefen Knix vielleicht zum ersten Male vor der Herrscherin machen durfte. Noch war es vielleicht nicht einem Zehntel der Damen, die eine freundliche Anrede erhofften, gelungen, in die vorderen Reihen des Kreises zu gelangen, als durch den Ober-Hofmarschall von Mirbach gemeldet wurde, daß im Specialitäten-Theater die „Große Vorstellung" sofort ihren Anfang nehmen könne.

Vor der im Festsaal nach dem Wilhelms-Platze aufgeschlagenen Bühne nahm die Kaiserin in den vordersten Sesselreihen ihren Platz, neben ihr die Prinzessinnen. Der weite Raum des Hohenzollern-Saales ist bald bis auf den letzten Platz gefüllt. Unter den Damen in der nächsten Umgebung der Kaiserin sind eine ganze Reihe der thatkräftigen Mitarbeiterinnen an der Vollendung des Festes erkennbar. Da tritt die hohe Gestalt der blonden Frau von Dirksen, der dunkle Kopf der Polin Frau von Koscielska hervor. Da erkennen wir die Schätzerin musikalischer Talente, Frau vom Rath, ferner die Gemahlin des Freiherrn von Schele, die selbst ein Jahr hindurch das Schutzgebiet bewohnte, und neben ihr die Gemahlin ihres Vetters, des Ministers von Hammerstein und deren Töchter. Neben der Gräfin Görtz-Schlitz die Frau von Hindenburg-Benkendorff, eine Tochter des Botschafters Grafen Münster und Gemahlin des Generals und bekannten Mitarbeiters des Jagdschutz-Vereins. Gräfin Wilhelm Hohenau, die in der Gesellschaft so allverehrte Tochter des Herzogs von Ujest, findet ihren Platz neben der Gräfin Hochberg, geborenen Prinzessin Carolath, Gemahlin des General-Intendanten. Neben dieser Frau Leony Soltmann und Frau von Versen, die Witwe des Cavallerie-Generals, eine Engländerin wohl, aber eifrig thätig, wo es immer gilt, deutsche Wohlthätigkeit zu vertreten. Ja, wer könnte die Thätigkeit aller der Damen schildern, die sich da um die Kaiserin als hehres Vorbild in Wohlthun gruppieren? — der Frau von Plessen, Frau von Wedel, — jetzt von der hohen Gestalt ihres ritterlichen Gemahls, des Hausministers, der neben ihrem Stuhle steht, überragt, — ferner Frau von Wallenberg, Gemahlin des Commandeurs der Garde-Husaren, Frau Martius, Frau Anna Landsberg, Frau von Jacoby, Frau von Jagemann, Frau von Kaufmann, Frau von Mohl, Frau Steinhausen, Frau von Wißmann! Ja, wer kann sie alle nennen, auch die Männer, deren Namen mit der Veranstaltung im Zusammenhange stehen, denn längst hat sich der Vorhang getheilt, und unsere volle Aufmerksamkeit wird in Anspruch genommen durch den wahrhaft klassischen Klaviervortrag des genialen „Professor Klimperski". Mit ungeheuerem Wagemuth überspringt er auf dem übrigens auch technisch meisterhaft beherrschten Bechstein die breitesten Schluchten musikalischer Gewohnheits-Begriffe. Die schroffesten Gegensätze werden unter den Händen des Meisters Klimperski zur reinsten Harmonie. Jetzt erhebt er sich, neigt das von schwarzen Locken umwallte Haupt in tiefem Danke gegen die Kaiserin, die Prinzessinnen, — er scheint mit den Formen der Gesellschaft durchaus vertraut, der wildausschauende Pole. Doch kaum hat er sich verabschiedet, als von entgegengesetzter Seite ein anderer Künstler die Bühne betritt, fast genau das Ebenbild des vorigen, aber vom Haupte fließen diesmal blonde Haarwellen in üppiger Fülle. Richtig. Das Programm sagt's, ein Zwillingsbruder Klimperski's ist der unvergleichliche Konzert- und Schnellmaler „Professor Schmierinski". Mit unglaublicher Geschwindigkeit und wunderbarer Grazie entwirft er auf den mächtigen Cartons, die auf einer Staffelei bereit stehen, Bilder aus dem Leben unserer ostafrikanischen Landsleute. Doch auch das geht im Fluge vorüber, der Professor verschwindet. Man fragt jetzt nach den Zwillingsbrüdern, — vergebens, sie sind verschwunden. Statt ihrer aber finden wir Herrn von Woikowsky-Biedau, denselben Herrn, den wir so oft auf den Hoffesten in der schlesischen Malteser-Uniform sahen. Sonderbar, wie er den beiden Künstlern gleicht. Freilich, — die Frisur ist weniger wild.

Schon hat eine neue Vorstellung begonnen, — der Kinetograph zaubert seine lebenden Bilder auf die Leinwand, — Soldaten exercieren, — ein Zug trifft ein u. s. w. Vor allem aber erregt die Wäsche eines Negerkindes die Heiterkeit, — natürlich — wir stehen ja heute unter dem Einfluß unserer Colonien.

Doch, — kein unzeitgemäßer Aufenthalt!

Kaum ist das Negerkind, in Seifenschaum gehüllt, verschwunden, als der „unübertroffene Couplet-Sänger Bary-Thon" vom Hof-Theater zu Lichterfelde das Podium betritt und in seinen lustigen Scherzen die Lachlust auf das Lebhafteste anregt. Beobachter wollen in dem heimath-sehnsüchtigen Rekruten den Premier-Lieutenant von Bülow vom Cadetten-Corps erkannt haben.

Auch das nimmt sein rasches Ende, denn schon kündet die Stimme des Ausrufers von der Bühne (Lieutenant von Engel Regt. Alexander), daß er seinen verbesserten Phonographen vorführen werde. Der vortreffliche Apparat, von Lieutenant d. Ref. des Regimentes Sielaff gestellt, leistete Vortreffliches, aber schon während man die Musikweisen, die Rednervorträge aus fernen Ländern und längst vergangenen Zeiten herübertönen hörte, bereitete sich hinter dem Vorhange eine Schaustellung vor, die wohl den Glanzpunkt der ersten „großen internationalen" Vorstellung bildete.

Die Erwartungen der Zuschauer wurden übertroffen, als sich jetzt der Vorhang theilte und sich ein lebendes Bild zeigte, das von der Meisterhand des Professor Enke componirt, überraschend wirkte.

„Germania, ihre Kolonien beschützend!"

Das war der Gedanke, der dem Bilde zu Grunde lag. Um die „Germania" (Comtesse Schliessen, Tochter des Chefs des Generalstabs der Armee) gruppiren sich die Gestalten, die im Schutzgebiete eben ihres Schutzes bedürfen. Da lagern zu ihren Füßen die Negerinnen (Comtesse Kanitz, Tochter des Ceremonien-Meisters, und Comtesse Königsmarck-Plaue). Da neigt die Germania ihren Blick den barmherzigen Schwestern zu, die einst wohl im neu zu erbauenden Usambara-Sanatorium walten sollen (Comtesse Arnim-Muskau und Frl. von Werner, Tochter des Akademie-Direktors) und jetzt ihre milde Thätigkeit einem noch im Kampfe für die Kultur Verwundeten zuwenden (Lieutenant v. Alten, Rgt. Alexander). Auch erblickt man im Vordergrunde den im Streite überwundenen Araber, dessen Züge noch im Tode den fanatischen Haß ausdrücken (Kammerjunker von Uechtritz). Zahlreiche Offiziere der Schutztruppe (Lieutenant v. Lekow, v. Herwarth, v. Münchhausen, v. Diezelski, v. Haesten) blicken gemeinsam mit den unter deutschem Schutze glücklichen Negern (Müldner v. Mülnheim) zur edeln Verkörperung des Germanenthums hinauf.

Lange ruhte das Auge der Kaiserin auf dem schönen Bilde. Dem Professor Enke wie den Darstellern galt das Wort voller Anerkennung.

Durch den Hauptsaal begab sich Ihre Majestät dem Ausgange zu, nicht ohne noch manche und manchen der Mitarbeitenden am Tageswerke durch Wort und Blick zu erfreuen. Noch am Wagenschlage sprach die Kaiserin Herrn von Schack für die Leitung der Veranstaltung ihre volle Anerkennung aus.

Oben aber im Hauptsaal entfaltete sich ein neues reizvolles Colonial-Bild. Unter des Balletmeisters Gräb Leitung führten die jugendlichen Eleven des Königlichen Ballets einen munteren Negertanz auf, — freilich, etwas wird's noch dauern, bis unsere jungen Landsmänninnen drüben eine gleiche Grazie und Anmuth entfalten werden!

Doch, nach all dem Wogen, dem Sehen, dem Hören zieht es den Cavalier unwiderstehlich nach jenem Vorsaale, welcher, in ein türkisches Rauch- und Kaffeezimmer umgewandelt, jetzt eine fast magnetische Anziehungskraft ausübt. Wer etwa den üblichen Begriff eines Herrenzimmers mit dem Rauch-Salon verband, der wurde in liebenswürdigster Weise enttäuscht, denn Ihre Durchlauchten die Prinzessinnen Max Hohenlohe-Oehringen, geb. Gräfin Hatzfeldt, und die Frau Prinzessin Solms, geb. Gräfin Westphalen, sowie die Gräfin Beroldingen und Frl. Wanda von Prillwitz machen hier in liebenswürdigster Weise die Wirthinnen und erhöhen durch die Wahl der reizendsten Toiletten und reichen orientalischen Schmuckes den eigenartigen Zauber dieses fumoirs. Echt türkische Pfeifen aller Art werden dem Eintretenden geboten, und auf eigens hergerichtetem Herde wird der herrlichste Mocca — gekocht, nicht durchgesiebt. Doch auch hier sind die Genüsse nicht auf Auge und Zunge beschränkt. Wohl durch die Schönheit, die Grazie der Wirthinnen angezogen, erscheinen ein paar kecke Zigeuner, — äußerlich etwas zerlumpt, aber dafür echt, — hübsche schwarze Kerle mit keken Augen und keschem Auftreten. Bald ertönen die weichen und schmeichelnden, dann wieder feurig-kräftigen Töne der wunderbaren Geige des schwarzen Janko, — im täglichen Leben heißt er von Bohlen und Hallbach und ist Husaren-Lieutenant, doch das kann man hier nicht wissen. Und sein schlanker, ebenso abgerissener Kamerad mit eben so feurigen Blicken, schaut hinüber zu den Herrscherinnen im Salon, während, zur Begleitung der Geige, seine Finger geschickt über die Tasten des Flügels gleiten. Ein glücklicher Zufall wollte, daß gerade, als dem Zigeuner am Flügel die Hände zu erlahmen drohten, zuerst der Flügel-Adjutant Graf Moltke und dann der Professor Klimperski eintraten. Der Polnische zum Ungarischen, — es gab eine wohlthuende Harmonie. Lange hält uns die Musik fest im türkischen Rauchzimmer, — auch die Nichtraucher können sich nicht trennen. Da kommen lustige Tanzweisen herüber aus dem Hauptsaale. Wir eilen hinüber, und ein ganz anderes Bild hat sich hier entfaltet. Noch walten hier die Verkäuferinnen ihres Amtes wie vordem, aber das respectvolle Alter, das noch vor einer Stunde hier vorherrschte, hat der Jugend Platz gemacht. Generale und Minister, Excellenzen-Damen und Geheimräthinnen sind entweder heimgekehrt oder haben, wenn sie Töchter zum Bleiben nöthigen, sich erschöpft auf einen Ruheplatz niedergelassen. Die schönen Blumenspenderinnen, — auch Frau Vilma Parlaghy hat sich ihnen angereiht, — finden noch immer lebhafte Abnahme ihrer duftigen Waren, bis, — ja bis der erste Walzer dem Markte ein Ziel setzt.

Die Mitglieder der Direction aber, — sie mögen auch im Abschlusse des Kassen-Erfolges erkannt haben, was alle die anderen empfanden, die nur zur ihrer Freude thätig waren, daß es schön ist, wenn ein edler Zweck die Gesellschaft in ihren Gliedern und Kreisen eint, und daß

„Res severa verum gaudium est!"

Nachdruck verboten.

Fürst Bismarck's Gemüth.

Von Theo Seelmann in Halle.

An großen Männern ist man gewöhnt, meist nur die Außenseite zu betrachten. Ihr öffentliches Auftreten, ihre Thaten und Erfolge üben einen so bestimmenden Einfluß auf die Mitwelt aus, daß diese danach unwillkürlich auch die rein menschliche Seite, das Gefühlsleben, der geschichtlichen Heroen beurtheilt. So ist es auch Fürst Bismarck ergangen. Man hat ihn den ‚eisernen Kanzler' genannt. Und mit Recht. Aber trotz seiner Unablenkbarkeit bei der Verfolgung seiner politischen Ziele klopft in seiner Brust ein warmes Herz, das für alle feineren Regungen des Seelenlebens empfänglich ist, und nicht zum mindesten für diejenigen der Liebe in ihren verschiedenartigen Formen.

Fürst Bismarck hat von sich selbst gesagt, daß er seinem Urgroßvater, als er noch jung war, wie aus den Augen geschnitten sähe. Für diesen Vorfahren, den Dragoner-Obersten August Friedrich von Bismarck, der in einem der schlesischen Kriege fiel, hat er denn auch ein besonderes Interesse empfunden und wiederholt seiner Waidmanns-Tüchtigkeit und seiner Offiziers-Erlebnisse in einer Weise gedacht, die erkennen läßt, daß zwischen beiden Männern auch eine innere Verwandtschaft bestand. Ueberhaupt scheinen sich die Gemüths-Eigenschaften mehr durch die männliche Seite vererbt zu haben. Wenigstens hat der Fürst sein reges Mitgefühl vom Vater, den er selbst in Versailles während der Belagerung von Paris unter der Wucht der drängenden Geschäfte mit einer gewissen Vorliebe erwähnte. Klingt es doch wie verhaltene Rührung, wenn er zu seiner Umgebung gelegentlich über ihn äußerte: „So sagte mein Vater, wenn ich gut ritt: ‚Er macht's ja wie Pluvenel.' Er nannte mich damals nämlich immer ‚Er'. Pluvenel war aber ein Stallmeister Ludwigs des Vierzehnten gewesen und ein berühmter Reiter. Und wenn ich gut geschrieben hatte, sagte er: ‚Er schreibt ja, als ob Er's bei Hilmar Curas gelernt hätte.' Das war der Schreiblehrer Friedrichs des Großen gewesen."

Den kleinen Eigenheiten, die der Vater besaß, paßte sich der Sohn mit liebevoller Nachsicht willig an. Ein beredtes Zeugniß hierfür liefert ein Brief, in dem der damalige Junker seiner Schwester Malwine, der Gemahlin Oscars von Arnim-Kröchlendorf, eine Scheinjagd in den Gehölzen bei Schönhausen humoristisch schildert. „Wir gehen," heißt es, „bei starkem Regen oder jetzt sechs Grad Frost mit Ihle, Bellin und Karl hinaus, umstellen mit aller jägermäßigen Vorsicht, lautlos, unter sorgfältiger Beobachtung des Windes einen Kiefernbusch, von dem wir alle und vielleicht auch der Vater unumstößlich überzeugt sind, daß außer einigen Holz suchenden Weibern kein lebendes Geschöpf darin ist. Darauf gehen Ihle, Karl und zwei Hunde unter Ausstoßung der seltsamsten und schrecklichsten Töne, besonders von seiten Ihle's, durch den Busch. Der Vater steht regungslos und schweigsam mit schußfertigem Gewehr, genau, als ob er wirklich ein Thier erwartete, bis Ihle dicht vor ihm schreit: ‚Hu, la, la, he, ha, faß, häh, häh!' in den sonderbarsten Kehllauten. Dann fragt mich der Vater ganz unbefangen, ob ich nichts gesehen habe, und ich sage mit einem möglichst natürlich gegebenen Anfluge von Verwunderung im Tone: ‚Nein, nicht das mindeste.' Dann gehen wir, auf das Wetter schimpfend, zu einem anderen Busche, dessen Ergiebigkeit an Wild Ihle mit einer recht natürlich gespielten Zuversicht zu rühmen pflegt, und spielen dal segno. So geht es drei bis vier Stunden lang fort; ohne daß in Vater, Ihle und Fingal die Passion einen Augenblick zu erkalten scheint."

Seiner Mutter, die vorwiegend eine kühle Verstandesnatur war, bezeugte der Fürst, so lange sie lebte, die größte Ehrerbietung. Außerordentlich herzlich gestaltete sich sein Verhältniß zu seinen beiden Geschwistern und namentlich zu seiner Schwester Malwine. In den Briefen aus seinen mittleren Mannesjahren redet er sie „Liebe Kleine", „Mein sehr Geliebtes", „Meine Angebetete", „Mein Engel" und „Liebe Arnimen" an. Er plaudert in ihnen von seinen landwirthschaftlichen Sorgen bei der Verwaltung des Gutes, schildert kleine Intermezzi aus dem täglichen Leben und knüpft daran auch Andeutungen über sein intimes Empfinden. So schreibt er einmal: „Dazu pfeift Johann draußen ebenso consequent als falsch einen ganz infamen Schottischen, und ich habe nicht die Grausamkeit, es ihm zu untersagen, da er ohne Zweifel seinen heftigen Liebeskummer durch Musik zu beschwichtigen sucht. Das Ideal seiner Träume hat vor kurzem auf Zureden der Eltern einen Stellmacher geheirathet. Ganz mein Fall, bis auf den Stellmacher, der noch im Schoße der Zukunft ratzelt."

Auch von seinen Reisen berichtet er der Schwester regelmäßig und läßt dann seinem humoristischen Schilderungs-Talent freien Lauf. In einem Brief über das Badeleben in Norderney heißt es: „Seit vierzehn Tagen hatte ich mir vorgenommen, Dir zu schreiben, ohne bisher im Drange der Geschäfte und Vergnügungen dazu gelangen zu können. Wenn Du neugierig bist, welches diese Geschäfte sein möchten, so bin ich wirklich bei der Beschränktheit meiner Zeit und dieses Papiers außer Stande, Dir ein vollständiges Bild zu entwerfen, da ihre Reihenfolge und Beschaffenheit, je nach dem Wechsel von Ebbe und Fluth, täglich die mannigfachsten Abänderungen erleidet. Ebenso wechselt die Table d'hôte ihrer Zeit nach zwischen ein und fünf Uhr, ihren Bestandtheilen nach zwischen Schellfischen, Bohnen und Hammel an den ungeraden, und Seezungen, Erbsen und Kalb an den geraden Tagen des Monats, woran sich im ersteren Falle süßer Gries mit Frucht-Sauce, im zweiten Pudding mit Rosinen anschließt. Damit das Auge den Gaumen nicht beneidet, sitzt neben mir eine Dame aus Dänemark, deren Anblick mich mit Wehmuth und Heimweh erfüllt; denn sie erinnert mich an Pfeffer in Kniephof, wenn er sehr mager war. Sie muß ein herrliches Gemüth haben, aber das Schicksal war ungerecht gegen sie; auch ist ihre Stimme sanft, und sie bietet mir zweimal von jeder Schüssel an, die vor ihr steht. Mir gegenüber sitzt der alte Minister . . . ., eine jener Gestalten, die uns im Traum erscheinen, wenn wir schlafend übel werden: ein dicker Frosch ohne Beine, der vor jedem Bissen den Mund wie einen Nachtsack bis an die Schultern aufreißt, sodaß ich mich schwindelnd am Rande des Tisches festhalte. Mein anderer Nachbar ist ein russischer Offizier, gebaut wie ein Stiefelknecht: langer, schlanker Leib und kurze, krumme Beine."

Selbst über politische Angelegenheiten sprach er sich zu seiner Schwester brieflich aus. Im Jahre 1858 hatte der Fürst von Hohenzollern den Vorsitz des preußischen Ministeriums übernommen, und es hieß nun, Bismarck werde von seinem Gesandtschafts-Posten beim Bundesrathe in Frankfurt abberufen und ihm eine andere Stellung übertragen werden. Unter diesen Zeitverhältnissen schrieb er an seine Schwester: „Will man über mich lediglich aus Gefälligkeit für Stellenjäger disponiren, so werde ich mich unter die Kanonen von Schönhausen zurückziehen und zusehen, wie man in Preußen regiert, mich auch im Herrenhause bestreben, meine Schuldigkeit zu thun. Abwechslung ist die Seele des Lebens, und hoffentlich werde ich mich um zehn Jahre verjüngt fühlen, wenn ich mich wieder in derselben Gefechts-Disposition befinde wie 1848 und 1849."

Im Jahre 1847 vermählte sich der damalige Herr von Bismarck mit Johanna von Puttkamer, die, neun Jahre jünger als er, ihm doch in den Tod vorausgehen sollte. Die innigste Zuneigung verband die Gatten. In seinen Briefen nennt der zukünftige erste Reichskanzler seine Gemahlin „Mein Herz" und „Mein geliebtes Herz". In einem Brief aus der Königsburg in Ofen ruft er ihr zu: „Mögen Engel bei Dir wachen; bei mir thut's ein bärenmütziger Grenadier, von dessen Bajonnet ich sechs Zoll auf zwei Armeslängen von mir über den Fensterrand ragen und einen Fuß wiederspiegeln sehe. Er steht über der Terrasse an der Donau und denkt vielleicht an seine Mamy." Aus Bordeaux übersendet er ihr Heidekraut, seine Lieblingsblume, aus Peterhof Jasmin, und in einem Brief aus dem Jahre 1863 schreibt er ihr von Nürnberg: „Ich wäre gern über Wien nach Salzburg gefahren, wo der König heute ist; ich hätte unsere Hochzeitsreise nochmals durchgelebt." Aus

zahlreichen Briefen aus den verschiedensten Jahren klingt die Sehnsucht nach seiner Familie wieder. Als er sich in Lazienki bei Warschau aufhält, berichtet er: „Der Wind fährt wie ausgelassen über die Weichsel und wühlt in den Kastanien und Linden, die mich umgeben, daß die gelben Blätter gegen die Fenster wirbeln; hier drin aber, mit Doppelfenstern, Thee und Gedanken an Dich und die Kinder, raucht sich die Cigarre ganz behaglich.“ In einem Briefe aus dem Sommer 1851 bezeichnet er seiner Frau seinen Zustand mit den Worten: „Gesund und heiter, aber etwas Wehmuth, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Wüste, Dir und den Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethoven vermischt —“, und auf einem Billet von Babelsberg aus dem Jahre 1863 freut er sich herzlich, sie „nun bald wieder in den leeren Berliner Räumen schalten zu sehen.“ Dann fährt er im Hinblick auf das bekannte große Reinmachen scherzend fort: „Während der Zeit wirst Du hoffentlich mit dem Hämmern und Schleppen fertig, welches Deinen geliebten Einzug nothwendig begleitet, und bei der Rückkehr von der Jagd in Letzlingen finde ich dann alles auf dem rechten Fleck.“

Auf den vielfachen Amtsreisen und den nothwendigen Erholungsreisen vermißt er häufig die Gesellschaft seiner Gemahlin. „Ich habe ein schlechtes Gewissen,“ bekennt er in einem Brief aus Biarritz, „daß ich so vieles Schöne ohne Dich sehe. Wenn man Dich durch die Luft herführen könnte, so wollte ich gleich mit Dir noch einmal nach San Sebastian.“ Dafür sucht er sie aber durch anschauliche Berichte über das Gesehene zu entschädigen. Aus Ungarn, Frankreich, Spanien, Schweden und Rußland, von überall her flattern die Briefe nach Schönhausen, und zuweilen wird die Correspondenz eine so rege, daß die blauen Couverts, die zu diesem Zwecke mitgenommen worden sind, nicht ausreichen. Diese landschaftlichen Schilderungen sind wahre literarische Cabinets-Stücke, aus denen das liebevolle Bestreben, die Empfängerin eingehend zu unterrichten, deutlich hervorspringt. „Es ist hier,“ schreibt er beispielsweise aus Peterhof, „reizend und in Petersburg so steinern. Denke Dir die Höhen von Oliva und Zoppot, alle in Parkanlagen verbunden und mit einem Dutzend Schlössern mit Terrassen, Springbrunnen und Teichen dazwischen, mit schattigen Gängen und Rasen bis ins Seewasser hinein, blauem Himmel und warmer Sonne mit weißen Wolken, über die grünen Wipfelmeere hinaus das wirkliche Meer mit Segeln und Möven; so gut ist es mir lange nicht geworden.“ In einem Brief aus Zarskoe Selo schildert er: „Ich sehe über den Tisch aus dem Fenster, bergab über Birken und Ahorn, in deren Laub Roth und Gelb schon das Grün beherrschen. Dahinter die grasgrünen Dächer des Städtchens, links von einer Kirche mit fünf goldenen Thürmen in Zwiebelform überragt, und das Ganze am Horizont eingefaßt von der endlosen Busch-, Wiesen- und Waldebene, hinter deren braun-blau-grauen Schattirungen irgend womit einem Fernrohre die Isaaks-Kirche von Petersburg zu sehen sein mag“. — Und die nächtliche Aussicht aus dem Pavillon, den er in Archangelski bewohnt, beschreibt er stimmungsvoll: „Jenseits des Wassers weite, mondhelle Ebenen, diesseits Rasenplatz, Hecken, Orangerien; im Kamin heult der Wind und flackern die Flammen, von den Wänden sehen mich alte Bilder an, von draußen weisen marmorne durchs Fenster.“

Wie mit seiner Schwester, so bespricht er auch mit seiner Frau politische Angelegenheiten, und oft genug erklärt er, daß er das Leben daheim der ganzen Politik vorzöge. Im Jahre 1863 berichtet er seiner Frau: „Ich wollte, eine Intrigue setzte ein anderes Ministerium durch, daß ich mit Ehren diesem ununterbrochenen Tintenstrom den Rücken drehen und still auf dem Lande leben könnte. Die Ruhelosigkeit der Existenz ist unerträglich, es ist kein Leben für einen rechtschaffenen Edelmann.“ Damit stimmt ein Brief überein, den er wenige Jahre vorher an seine Schwester richtete. In demselben heißt es: „Wenn ich die Rollen des Gentleman und des Diplomaten nicht mehr mit einander verträglich finde, so wird mich das Vergnügen oder die Last, ein hohes Gehalt mit Anstand zu depensiren, keine Minute in der Wahl beirren. Zu leben habe ich nach meinen Bedürfnissen, und wenn mir Gott Frau und Kinder gesund erhält wie bisher, so sage ich: vogue la galère, in welchem Fahrwasser es auch sein mag.“

Die politischen Erörterungen, die er mit seiner Gemahlin pflog, konnten nicht ohne Rückwirkung auf die Auffassung derselben bleiben. Das zeigt sich drastisch an ihrem Urtheil über die Franzosen. Als sich das Haupt-Quartier mit dem Grafen Bismarck während der Belagerung von Paris in Versailles aufhielt, sagte der Prinz Albrecht gelegentlich bei Tisch: „Darf ich fragen, wie es der Frau Gräfin geht?“ „O,“ lautete die Antwort, „der geht es ganz gut. Nur leidet sie immer noch an ihrem grimmigen Haß gegen die Gallier, die sie sammt und sonders todt geschossen und gestochen sehen möchte, bis auf die ganz kleinen Kinder, die doch nichts dafür könnten, daß sie so scheußliche Eltern hätten.“ Einige Tage darauf theilte er seiner Umgebung eine andere briefliche Bemerkung von ihr mit, in der es hieß: „Ich fürchte, daß Ihr in Frankreich keine Bibel findet, und so werde ich Dir nächstens das Psalmbuch schicken, damit Du darin die Prophezeiung gegen die Franzosen lesen kannst: Ich sage Dir, die Gottlosen sollen ausgerottet werden.“

Die Erziehung seiner Kinder, der Comtesse Marie, der späteren Gräfin Rantzau, und der Grafen Herbert und Wilhelm, überwachte der Vater mit peinlicher Sorgfalt. Selbst in der Ferne verfolgte er ihre Entwicklung. So schreibt er im Jahre 1854 an seine Schwester: „Ich habe rechtes Heimweh nach Land, Wald und Faulheit mit der obligaten Zugabe liebender Gattinnen und artiger, reinlicher Kinder. Wenn ich von der Straße her eins dieser hoffnungsvollen Geschöpfe schreien höre, so füllt sich mein Herz mit väterlichen Gefühlen und Erziehungs-Maximen. Wie vertragen sich denn unsere Nachkommen mit einander und sind meine auch artig?“ Freilich blieben ihm auch die kleinen Unzuträglichkeiten, die die Schattenseite der Vaterschaft bilden, nicht erspart. Als er im Begriff stand, mit seiner Familie ein Seebad aufzusuchen, plauderte er zu seiner Schwester von seiner Noth in folgender launiger Weise: „Johanna wird Dir geschrieben haben, was mir bevorsteht. Der Junge in Dur brüllend, das Mädchen in Moll, zwei singende Kindermädchen, zwischen nassen Windeln und Milchflaschen ich, als liebender Familienvater. Ich habe mich lange gesträubt, aber da alle Mütter und Tanten darüber einig waren, daß nur Seewasser und Luft dem armen Mariechen helfen könnten, so würde ich, wenn ich mich weigerte, bei jedem Schnupfen, welcher das Kind bis in sein siebzigstes Jahr befällt, meinen Geiz und meine väterliche Barbarei anklagen hören mit einem ‚siehst Du wohl, wenn das arme Kind die See hätte gebrauchen können‘!“ Und einige Tage später äußerte er sich mit scherzhafter Uebertreibung: „Wenn man dafür noch Diäten bekäme; aber die Trümmer eines ehemals glänzenden Vermögens mit Säuglingen verreisen, — ich bin sehr unglücklich!“

Dem Unterricht der heranwachsenden Kinder widmete er die regste Aufmerksamkeit. Als er Gesandter in Petersburg war, mußten sie an jedem Sonnabend mit ihren Heften vor dem Vater erscheinen und über ihre Thätigkeit in der verflossenen Woche Rechenschaft ablegen. Dann folgte ein Examen, wobei sich sein bis ins kleinste sicheres Gymnasial-Wissen zeigte, und selbst der anwesende Hofmeister lernte dabei — Methode des Unterrichts.

Besonders lebhaft bekundete er seine väterlichen Gefühle während des deutsch-französischen Krieges. Beim Ausbruch des Feldzuges waren beide Söhne als Gemeine im Garde-Dragoner-Regiment eingetreten. In der Fluth der amtlichen Aufregungen unterließ es der Vater nicht, wo es nur anging, Erkundigungen über das Verhalten und Befinden der Söhne einzuziehen und, wenn sie erreichbar waren, persönlich nach ihnen auszureiten. Beide nahmen an dem Reiterangriff bei Mars-la-Tour theil. Graf Herbert wurde von drei Kugeln getroffen; eine schlug auf das Bruststück des Rockes, die andere auf die Uhr auf und die dritte drang in den Oberschenkel. Bei einem Ausritt auf das Schlachtfeld fand der Vater den Grafen Herbert mit anderen Verwundeten in einem Gehöft. Es fehlte an Wasser, und so suchte denn der Kanzler selbst nach demselben und ließ es dann in Fässern heranschaffen. Graf Wilhelm war etwa fünfzig Schritt vor dem französischen Carré mit seinem Pferde gestürzt. Mit ersichtlichem, freudigen Stolz berichtete der Kanzler über die dabei bewiesene Kaltblütigkeit seines jüngeren Sohnes: „Er schoß eine Lerche, rappelte sich nach einigen Augenblicken wieder auf und führte seinen Braunen im Kugelregen zurück, da er nicht aufsteigen konnte. Er fand dann einen verwundeten Dragoner, setzte ihn auf sein Pferd und gelangte, indem er sich gegen das Feuer von der einen Seite deckte, zu seinen Leuten zurück.“ Als dann später Graf Herbert außer Gefahr war, äußerte sich der Kanzler zu seiner Umgebung: „Ich hoffe jetzt, daß ich von meinen Jungen wenigstens den einen behalte, — ich meine Herbert, der jetzt auf dem Heimwege sein wird. Er hat sich übrigens im Felde ganz gut gewöhnt. Als er verwundet bei uns in Pont à Mousson lag und gemeine Dragoner ihn besuchten, verkehrte er mit ihnen freundlicher als mit Offizieren.“ Ein anderes Mal erzählte er vom Grafen Wilhelm, den er zufällig bei einem Ausritt getroffen hatte. „Ich entdeckte an ihm,“ so berichtete er bei Tisch, „eine neue rühmliche Eigenschaft: er besitzt ausnehmende Geschicklichkeit im Schweinetreiben. Er hatte sich das fetteste ausgesucht, da die am langsamsten gehen und nicht leicht entwischen. Zuletzt trug er's fort auf dem Arm wie ein Kind. Es wird den gefangenen französischen Offizieren komisch vorgekommen sein, einen preußischen General einen gemeinen Dragoner umarmen zu sehen.“

Gleiche Liebe wie seinen eigenen Kindern erweist der Fürst der heranwachsenden Schar seiner Enkelkinder. Auch der Freundschaft ist Fürst Bismarck zugänglich gewesen. Eine langjährige Freundschaft hat ihn mit Moritz von Blankenburg verbunden. Als sie wegen einer politischen Angelegenheit gelöst wurde, vergoß der Fürst Thränen. Von seinen Mitarbeitern stand ihm am nächsten Lothar Bucher, den er einst „eine wahre Perle“ nannte.

Ein hervorragender Mann würde einer der schönsten Eigenschaften verlustig gehen, wenn er der Nächstenliebe entbehrte. In welchem Maße sie Fürst Bismarck besitzt, hat er nicht nur in seiner Jugend durch die Aufopferung zur Rettung anderer, sondern auch noch im deutsch-französischen Kriege gezeigt. Er sorgte für eine zweckmäßige Verpflegung der Verwundeten und suchte auch selbstthätig den Entbehrungen der Soldaten abzuhelfen. In Bar-le-duc erzählte er gelegentlich: „Vorige Nacht fragte ich die Schildwache draußen vor der Thür, wie es ihr ginge, und wie es mit dem Essen stände, und da erfuhr ich, daß der Mann seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatte. Da ging ich hinein und suchte die Küche und schnitt ihm einen tüchtigen Knust Brod herunter und trug's ihm hinaus, was ihn sehr vergnügt zu stimmen schien.“

Ist auch das politische Wirken des Fürsten zum Abschluß gekommen, so weilt er doch noch in erfreulicher Frische als Mensch unter uns. Spätere Geschichtsschreiber, die eine Zusammenfassung seines Lebens geben, werden ihn nicht nur als großen Staatsmann feiern, sondern ihn auch als großen Charakter rühmen müssen.

Nachdruck verboten.

Zur Statistik des Frauen-Studiums.

Von Dr. Richard Wulcow in Darmstadt.

Die eifrigen Führerinnen unserer deutschen Frauenbewegung halten uns gewöhnlich die großen Fortschritte vor, welche diese Bewegung in den nordischen Reichen, besonders in Rußland, angeblich gemacht haben soll. Es werden uns denn auch gewöhnlich Zahlen vorgebracht, die bestechend klingen, die aber leider nicht controllirt werden können. Richtig ist, daß die Zahl der Aerztinnen in Rußland bei weitem größer ist, als bei uns, und daß ebenso die für das höhere Lehrfach qualificirten Damen stärker vertreten sind. Beides aber hat sehr starke äußere Gründe, die bei uns nicht in Betracht kommen. Bei der ungeheuern Ausdehnung und der sehr dünngesäten Bevölkerung Rußlands findet die ärztliche Pflege große Hindernisse; die Aerzte suchen die einen entsprechenden Lohn verheißenden, größeren Städte oder zahlreich bewohnte und wohlhabende Oerter auf, scheuen sich aber aus natürlichen Gründen, sich auf dem flachen Lande in kleinen und armen Ortschaften niederzulassen. Dadurch entsteht nicht selten große Noth und das zwingende Bedürfniß zahlreicherer Aerzte. In diese Lücke sind mit großem Erfolge die Damen eingetreten und füllen sie mit allen Ehren aus. Meistens aus gebildeten, aber armen Familien entsprossen, finden sie auf den heimischen Universitäten Entgegenkommen und Unterstützung, und wenn sie die Prüfung bestanden haben, auch sehr bald einen Wirkungskreis, der die bescheidenen und ziemlich bedürfnißlosen Damen über die Sorgen leiblicher Existenz hinweghebt. Aehnlich ist es mit den Lehrerinnen. Bei dem traurigen Zustande der russischen Volksbildung und der schlechten Vorbildung der Lehrer und Lehrerinnen nehmen sie mit Eifer und Begeisterung das Martyrium des schweren Lehrberufs auf sich und wirken nicht sowohl um den äußeren Lohn, als vielmehr, um sich nach Kräften dem Vaterlande nützlich zu machen. Wie sehr ein solch tapferes und ehrenhaftes Einspringen in den Dienst der Volksbildung von nöthen ist, zeigt in trauriger Deutlichkeit der im Januar erschienene Voranschlag des russischen Finanzministers Witte, der zwar nach vielen Richtungen interessant ist, für uns aber nur die folgende bemerkenswerthe Notiz bringt. Das große Russische Reich wirft für das Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungswesen jährlich nicht voll 3 Millionen Mark aus (!), während Preußen ungefähr $10^1/_2$ Millionen dafür verwendet; das gesammte Elementar-Schulwesen in Stadt und Land kostet in Rußland noch nicht 11 Millionen Mark, dagegen in Preußen beinahe $62^1/_2$ Millionen. Der Schluß hieraus liegt nahe: Man darf uns Rußland solange nicht als einen bezüglich der höheren Frauenbildung und ihrer Studien fortgeschrittenen, uns überlegenen Staat hinstellen, solange nicht das Fundament jeder Bildung: die Volksbildung, sich einen würdigen Platz erobert hat, und die Regierung nicht viel, viel größere Opfer für dieselbe zu bringen geneigt ist. Die zahlreichen weiblichen Aerzte und Lehrer in Rußland beweisen nur, eine wie gewaltige Lücke in der Bildung und Unterweisung des Volkes einerseits und in der ärztlichen Pflege desselben andererseits noch auszufüllen ist.

Neben dem Norden werden uns nun auch häufig die bezüglichen Verhältnisse Italiens als mustergültig vorgehalten, und einzelne interessante und redegewandte Vertreterinnen der höheren Geistesbildung Italiens, wir erinnern nur an die bestechende Signorina Montessori des Berliner Frauen-Congresses, bestärken dann die nicht genügend kundige und so leicht beeinflußte öffentliche Meinung. Auch hier tritt die Statistik mit ihren unbestechlichen Zahlen aufklärend und lehrreich ein. Während im Jahre 1895 auf den sämmtlichen italienischen Universitäten 21273 männliche Studirende waren, gab es nur 121 Studirende weiblichen Geschlechts, und zwar für Medicin 17, Naturwissenschaften 25, Jus 3, Pharmacie 2, alle übrigen 74 studirten Philosophie, d. h. sie vertheilten sich auf die philologischen, literarischen, ästhetischen, historischen und rein philosophischen Wissenschaften. Dieser minimale Procentsatz der weiblichen Studirenden im vielgelobten Lande Italien kann nur die Anschauung bekräftigen, die wir neulich in dieser Zeitschrift bereits ausgesprochen haben, daß es in Deutschland, wo der Begriff des Hauses und der Familie eine starke praktische Bedeutung hat, wohl niemals zu einer bedeutenden Zahl von weiblichen Studirenden kommen wird, auch dann nicht, wenn die lästigen Beschränkungen, mit denen unsere deutschen Universitäten den Frauen den Zutritt erschweren und verleiden, einer milden und wohlwollenden Praxis gewichen sind.

Nachdruck verboten.

Sturm an der norwegischen Küste.

Zu dem Bilde von R. Schultze in München. — Siehe Seite 53.

Die norwegische Küste ist seit Jahren das beliebte Ziel der Sommer-Reisenden, die ihre wilde Schönheit nicht genug zu rühmen wissen. Aber die meisten sehen die blauen Fjorde nur in der Ruhe der Sommertage, eingebettet zwar in steil ansteigende Felsenberge, denen indessen grüne Matten ein freundliches Ansehen geben. Sobald ein Wetter an diesen Küsten heraufzieht, flüchten die Schiffe mit den Vergnügungs-Reisenden an Bord auf die offene See oder in den schützenden Hafen. Einen Sturm an der norwegischen Küste zu erleben würde sich kaum einer der Vergnügungs-Reisenden wünschen, er müßte sich denn unter dem Dach eines der malerischen norwegischen Holzhäuser geborgen wissen. Der Künstler schildert uns das Heraufziehen eines solchen gefürchteten Unwetters. Noch ist das Meer ruhig, aber der Himmel ist mit schwarzem Gewölk bezogen. Nicht lange mehr, und der Sturm wird den weißen Gischt der salzigen Wellen gegen die Felsen peitschen. O. P.

Redactions-Post

Antworten.

Gräfin B. — Sie brauchen vorläufig nicht zu befürchten, daß Ihr Brillant-Schmuck durch die Fabrikation künstlicher Diamanten entwerthet werden könnte. Diamanten künstlich herzustellen, ist allerdings schon einigen Gelehrten geglückt. Aber diese künstlich hergestellten Diamanten haben keinen Handelswerth, da die größten von ihnen nur 1 mm im Durchmesser haben.

Fräulein H. R. in B., Slavonien. — Ihr Entschluß, Autographen-Sammlerin zu werden, wäre nur dann löblich, wenn Sie ihn auf eine Weise ausführen entschlossen wären, die Sie berühmten Leuten nicht lästig machen muß. Ihnen die Adressen von einigen hundert Berühmtheiten anzugeben, damit Sie Sich mit der Bitte um Autographen an sie wenden können, wäre eine Rücksichtslosigkeit gegen die berühmten Leute, der wir uns nicht schuldig machen würden, selbst wenn wir Zeit zu einer solchen Arbeit hätten.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 8, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. April 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Mamsell Bärbchens Maien.

Novelle von Ernst Behrend in Berlin.

(2. Fortsetzung.)

Maien! Grüne Maien! —

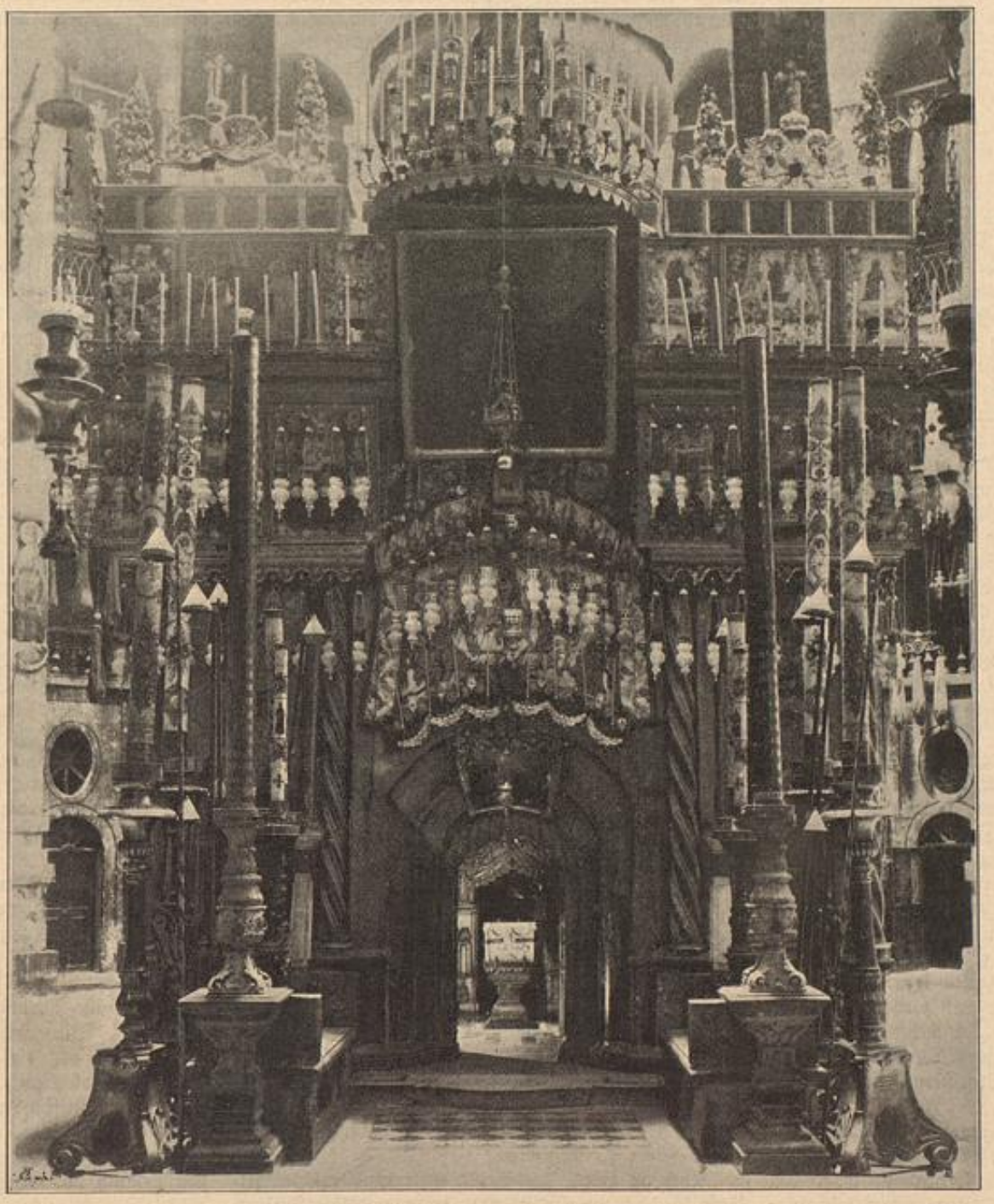
Auch damals schmückte man Pfingsten die Häuser mit Maien, vielleicht noch vertrauter mit dem ursprünglichen Sinn dieses Gebrauchs, als jetzt, jedenfalls aber mit liebevollerem Antheil an der Sache. Dazumal kamen keine Händler mit laubbeladenen Wagen vor die Häuser gefahren; wer auf den grünen Pfingstschmuck seines Heims nicht verzichten mochte, der mußte selbst nach der Heide wandern oder Knecht und Magd dorthin schicken, um sich vom Hegemeister die nöthige Zahl von Zweigen verabreichen zu lassen. Truppweise unter Gesang und Gelächter zog man hinaus und kehrte, die Maien schwenkend, zur Stadt zurück; Gesinde für sich, ebenso Bürgersleute; hier Gruppen von Männern, da von Weibern; selbst die Honoratioren hielten sich nicht für zu gut, in kleinen Gesellschaften hinauszupilgern und die mitgenommenen maienbeladenen Wägelchen heimzugeleiten, oder die schlanken Zweige, gleich dem übrigen Volk, eigenhändig nach Haus zu tragen. Heut' holt man sich Handelsware von der Straße, damals suchte man selbst den Mai in seinem Hauptquartier auf, im frischen grünen Wald. Der größeren Müh' entsprach reichlicheres Vergnügen, und was man oft mit einiger Fröhlichkeit, immer mit etwas Schweißverlust eingeholt hatte, befestigte man alsdann mit zärtlichster Sorgfalt an Thür und Thor, fest davon überzeugt, daß Glück und Segen in Haus und Stall einkehren, Unglück und böse Macht zum Giebel herausfahren werde. Den raschesten Gewinn erzielten wohl die Kinder armer Leute mit ihren Maien, indem sie damit Haus bei Haus um eine Gabe ansprachen, um Eier und Käse, Speck und Würste:

Gewt uns de langen,
Un lat't de korten hangen!

Knechte und Gesellen hingegen steckten nachts heimlich Büsche an die Fenster ihrer Schätzchen in Hoffnung auf artigen Lohn; wenn aber gar einmal ein junges Mädchen beim Erwachen einen stattlichen Maibaum vor ihre Thür gepflanzt sah, dann konnte sie hierin ganz sicher ein Denkmal allgemeiner Werthschätzung erblicken, das nicht ein einzelner ihr errichtet hatte, sondern die Gesammtheit der Burschen ihres Standes. So etwas kam allerdings sehr selten vor, denn nicht minder derzeitig als vor- und nachher war man in Liebessachen gewöhnlich recht partikularistisch. Ebenso selten aber passirte es auch, daß man einem hartherzigen oder gar zu weitherzigen oder närrischen Mädchen statt des grünen einen dürren Baum als Schandbaum setzte.

Am Pfingsten zwanzig, das in die zweite Hälfte des Maimonats fiel, war das Wetter warm und klar. In hellen Haufen wallfahrteten die Leute am Sonnabend Nachmittag in die Heide, den Mai zu suchen. Auch die Freunde des jungen Herrn Postmeisters waren zu diesem Zweck hinausgezogen, denn auch ihren Junggesellenstübchen sollte der Festschmuck nicht vorenthalten bleiben. Sie hatten sich gleich nach der Mittagsstunde aufgemacht und vergnügungshalber den weiten Weg um den südlichen Theil des Städchens herum gewählt, wogegen der Hegemeister an der Nordspitze des Wassers Birken schlagen ließ. Herr August Wichmann war durch sein Amt behindert gewesen, sich den Freunden anzuschließen und in die lustigen Lieder mit einzustimmen, die sie auf Wanderfahrten zu singen pflegten, wobei Herr Zwei, der Lehrer und Aushilfs-Organist, auf der Stockflöte blies. Als er aber sein Büreau geschlossen hatte, eilte er ihnen nach und zwar auf einem kürzeren Wege, indem er sich über den See ruderte. Bei dieser Beschäftigung mußte er sein Gesicht der Stadt zugekehrt halten, deren Bild, von den vollen Strahlen der Abendsonne getroffen, sich gar hübsch vom blauen Osthimmel abhob; in der Mitte der stolze Bau der Marienkirche, an beiden Enden rechts und links die alten festen Thürme des Berliner und des hohen Steinthors; dazwischen in breiter Masse rothe Ziegeldächer und helle Giebel; vorn aber, in der ganzen Ausdehnung dieses Panoramas, zwischen Stadt und See eine Reihe von Hausgärtchen mit rundwipfligen Obstbäumen, die zum Theil noch blühten. Wie sich das Bild in seiner schlichten Schönheit dem Jüngling also vor den Augen aufbaute, ward ihm das Herz von Liebe zur Vaterstadt erfüllt, wie noch nie. Das aber kam zum guten Theil daher, daß er sich an diesem Tage in besonders gehobener Stimmung befand, denn er war nach langen Bedenken endlich mit sich darüber ins Reine gekommen, daß er ohne Mamsell Bärbchen nicht leben könne und sie nunmehr ihrem grämlichen Schicksal abgewinnen müsse. In solcher Hoffnungsfreudigkeit erschien ihm das sonnenverklärte Städtchen überm See wie die Thorburg des Paradieses, das der Fuß des Lebenden betreten sollte. Und als dann plötzlich eine lange Reihe ferner Fenster in purpurnem Licht aufleuchtete, glaubte er lauter Freudenfeuer zu schauen, mit denen die Stadt seines künftigen Glücks den Gruß seiner Seele erwiederte.

Nun war er am jenseitigen Ufer angelangt. Er befestigte den Kahn an einem dort eingeschlagenen Pflock, der ihm schon öfter zu gleichem Zweck gedient hatte, und stieg langsam die Schwedenschanze hinauf, durch deren Baum- und Strauchwuchs er noch einmal nach der Stadt zurücksah. Es fiel ihm nicht schwer, zwischen den Firsten und Giebeln jenen treppenförmig ausgezackten herauszufinden, unter dem er einen Schatz zu heben gedachte und den Garten, der sich von dem Hof des Herrn Chirurgus nach der Uferstraße hinzog, von den übrigen zu unterscheiden. Neben ihm im Gebüsch flötete eine Amsel. Vor Jahren bekam man diesen Waldvogel viel seltener zu hören als jetzt, wo er fast ein Städter geworden ist. Seitdem geht's ihm bei seinen menschlichen Mitbürgern wie allen Propheten, die daheim nichts gelten, ehemals aber, als der Vogel noch gänzlich Heidesiedler



Das Innere der heiligen Grabeskirche in Jerusalem. — Siehe den Artikel Seite 62.

war, lauschte man seinem Gesang mit Andacht, sobald er sich vernehmen ließ. Auch der einsame Jüngling auf der Schwedenschanze hielt bei den süßen Tönen seine Schritte an und horchte still zu. Bald erspähte er das Vögelchen, das in tiefschwarzem Habit auf einem Ebereschenast saß. Wie die sehnsüchtigen Laute sein Ohr trafen, zeigte ihm ein wundersames Spiel der Phantasie das schwarzgekleidete geliebte Mädchen, und er glaubte, süße Antwort auf die Frage seines Herzens zu hören. Unwillkürlich schloß er die Augen, das liebliche Bild rückte näher, die holden Töne dauerten fort. Plötzlich schwieg der Gesang, doch gleich darauf erscholl er auf der entgegengesetzten Seite von neuem, nur lauter und hastiger, dann wieder ganz sentimentalisch — und mit einem Mal schnappte die liebliche Melodie mit närrischem Kukuksruf ab. Der Zuhörer wandte sich verblüfft um und gewahrte nun, daß es nicht mehr die Amsel, das Vögelchen im schwarzen Trauerkleide war, die das zweite Mal gesungen, sondern ein nichtsnutziger Neuntödter im rothen Chemisettchen, so ein talentvoller Nachäffer von allerlei Vogelstimmen, der mit der ehrbaren Gefühlsäußerung der Waldgenossin seinen Spott getrieben hatte.

„Du Racker!“ rief der junge Mann ärgerlich, „was störst Du den holdseligen Zauber und zeigst mir statt meines liebenden Mädchens einen eiteln, gespreizten Fant!“ Alsdann machte er sich auf, um die Freunde zu erreichen und sich seinen Antheil am Mai zu suchen. Er fand sie bald, um einen ziemlichen Stapel von Birkenzweigen gelagert und bereit, sich sammt der grünen Beute von ihm nach der Stadt zurückrudern zu lassen.

Die Dämmerung brach herein, als der Kahn mit Mann und Maien stadtwärts steuerte. Mit gutgeschulten Stimmen hießen die jungen Männer den seligen Abend willkommen, und als darauf Herr Eins Beethoven's Adelaide mit schönem Ausdruck sang, schwiegen die anderen entzückt, selbst Herr Zwei, der Stockflötist, denn die Musik war das einzige Feld, auf dem die beiden Streithähne sich friedfertig begegneten. Leise war der letzte Vers verklungen:

Einst, o Wunder! erblüht auf meinem Grabe
Eine Blume der Asche meines Herzens;
Deutlich schimmert auf jedem Purpurblättchen:
Adelaide.

Da fuhr Herr Eins redend fort: „Freunde! Ist es nicht ein herrlicher Gedanke, die Treue des Geliebten noch nach seinem Tode durch ein liebliches Blümlein preisen zu lassen? Dem zartesten Wesen der Natur, Floren's Kindern, ist das Amt zugefallen, Hüter der Gräber zu sein, denen sich niemand mit frevelnder Hand naht. Doch auch das Leben will der engen Gemeinschaft mit den Sprößlingen der Flur und des Waldes nicht entrathen, und es ist von jeher deutsche Art und Sitte gewesen, einzelne Blumen und Kräuter, Bäume und Sträucher zu besonderen Begebnissen und Umständen des menschlichen Daseins in artige Beziehung zu bringen. Mit rothen Rosen schmückt sich das liebende Paar, mit Myrten die selige Braut; weiße Rosen sehen wir als Attribut der Trauer; Symbol der ewigen Dauer der Seele und in erlöschender Erinnerung an eine geliebte Person ist das Immergrün; unterm kerzengeschmückten dunkeln Tannenbaum feiern wir das Christkind, das um die Winter-Sonnenwende zur Erde herabstieg, und mit dem freundlichen Grün des Birkenlaubs an alabasterweißen Zweigen begrüßen wir die Ankunft der schönsten Jahreszeit. Unsere Vorfahren aber haben an den Gebrauch der Maien die Sitte geknüpft, geliebten und tugendreichen Jungfrauen als Liebes- und Ehrenbezeugung frische Büsche ans Fenster zu stecken, diese anmuthige Sitte, die sich jetzt leider fast nur noch beim Bauernvolk und Gesinde findet. Wir aber, denen in unserer Zeit Dichter und Gelehrte das Auge wieder geöffnet haben für so manchen vergrabenen Schatz aus der poetischen Werkstadt des deutschen Volkes, wollen die alten Heiligthümer wieder zu Ehren bringen und ihre Hüter sein. Deshalb, ihr Freunde, fordere ich Euch auf, mit der Wiederbelebung jener schönen Sitte in unserem Stande den Anfang solcher Pflege des Volksthümlichen zu machen und anstatt die eigenen Buden mit Maien zu schmücken, diese Symbole zärtlicher Verehrung in nächtlicher Stille an die Häuser zu stecken, in denen wir werthe Jungfrauen unseres gesellschaftlichen Kreises wissen, an die Fensterläden, hinter denen sie in unschuldsvollem Schlummer weilen und vielleicht von diesem oder jenem ihrer Verehrer träumen.“

„Hurrah! das war ein gutes Wort!“ riefen die Kahnfahrtgenossen in schneller Begeisterung dem Ruderer zu. Der aber sprach weiter:

„Es wird wohl jeder von uns mit sich darüber im Klaren sein, welcher Dame er seinen Maienbusch widmen will — ich, dessen süßes Geheimniß wohl von Euch allen längst geahnt wird, stecke einen mit rosaseidenem Band umwundenen Mai an das Kammerfenster von Mamsell Iduna Lange, die bereit ist, mir Herz und Hand zu schenken.“

„Hurrah dem Brautpaar, unserm theuren Freunde Gottlieb Müller und seinem wackeren Mädchen, der Mamsell Iduna Lange!“ erscholl es nun in lautem Chor. Herr Zwei aber, der auch jetzt das Necken nicht lassen mochte, sang, mit seinem Instrument auf den glücklichen Eins weisend:

„Ein Mädchen oder Weibchen
Wünscht Papageno sich.“

Dann verabredete man, in welcher Reihenfolge der nächtliche Zug das heimliche Werk an den Fenstern der jungen Damen ausführen sollte, wobei noch manch anderes süßes Geheimniß, wenn auch nicht gerade enthüllt, so doch stark geahnt wurde. Alle Freundinnen Bärbchens waren in den Operationsplan untergebracht, nur ihren Namen hatte niemand erwähnt. Da sprach ihn endlich Herr August Wichmann mit leis bebender Lippe aus.

„O, Mamsell Bärbchen!“ hieß es nun — „das ist die allertreueste Seele, die unter den holdseligen Mädchen einherwandelt, denn ihr Liebster ruht seit Jahr und Tag im Grabe, und noch ist ihre Trauer um ihn nicht geringer geworden, als in der ersten Stunde!“ Und Herr Eins fragte mit heimlicher Rührung:

„Blüht nicht, wenn auch von unseren leiblichen Augen ungesehen, so doch vor den Blicken unserer Seelen auf ihres Freundes stillem Hügel die Wunderblume, die auf jedem Pupurblättchen den Namen des herrlichen treuliebenden Mädchens trägt?“

Da wandte Herr August Wichmann tief seufzend sein Antlitz dem dunkeln Gewässer zu, aber sein Blick fiel auf das deutliche Spiegelbild eines Sterns, der bereits am Himmel aufgezogen war und ihm aus der Nacht der Tiefe als freundlicher Hoffnungsstern entgegenblinkte.

„Ja, das treue Mädchen“, rief jetzt ein anderer, „verdient unser aller innigste Reverenz.“ — „Ihr gebührt ein vollständiger Maibaum vor's Haus!“ war des jungen Doktors Meinung. „Hurrah, ein stattlicher Maibaum für Mamsell Bärbchen, das Vorbild bräutlicher Treue über Tod und Grab hinaus!“ erscholl es rings im Kreise der begeisterten Maienfahrer, nur August Wichmann schwieg und senkte von neuem das Haupt. Da ergriff Herr Gottlieb Müller die Hand des stillen Jünglings, drückte sie sanft und flüsterte ihm zu:

„Ahne ich auch bei Ihnen, theurer Freund, geheime Sehnsucht des Herzens? Aber weh' Ihnen, wenn ich recht sehe, denn dann haben Sie Ihr heiligstes Gefühl an eine marmorne Göttin verloren, die doch niemals zum Leben erwachen wird, wie einst Galathea, die aus Stein erschaffene Geliebte Pygmalions, des kyprischen Bildhauers.“

Der Vorschlag, Mamsell Bärbchen einen Maibaum vors Haus zu setzen, hatte die übrige Gesellschaft in Feuer und Flammen versetzt, und schleunigst beschloß man, die Ladung des Kahns am Lande zu bergen und nach der Heide zurückzurudern, um in aller Stille eine passende Birke zu räubern. Also geschah es, Herr August Wichmann aber mußte sich, um keinen Mißklang in die Harmonie zu bringen, sowohl an der Einholung des Baumes als auch hernach an dessen Aufrichtung vor dem Hause des Herrn Chirurgus betheiligen und dergestalt die Treue seines heißgeliebten Mädchens für einen anderen, längst abgeschiedenen, im Leben ihrer unwerth gewesenen, verherrlichen helfen. —

Am nächsten Tage, nach dem Pfingstgottesdienst, was war's für ein Wundern und Rühmen, Fragen und Frohlocken unter den jungen Mädchen ob des vielsagenden Schmuckes ihrer Fensterläden! Hatte vielleicht Herr Eins seiner Iduna in aller Frühe Aufschluß gegeben über die neu belebte Sitte? Genug, ehe die Mamsellen wieder daheim waren, um die letzte Hand an die Bereitung des festtäglichen Bratens zu legen, waren sie über die volle Bedeutung der ihnen widerfahrenen Ehrung und deren Umfang, sowie über Entstehen, Ausreifen und Ausführen der wundervollen Idee des Herrn Eins genugsam unterrichtet. Dieser erfinderische junge Mann sollte aber auf seinen Lohn nicht lange zu warten brauchen. Wenn auch an demselben Nachmittage mehrere Stunden zwischen seinem feierlichen Eintritt in die Wohnung des Herrn Oberpredigers und dem Moment verflossen, da er nach einiger erklärlicher Angst ruhig aufathmen und seiner Mamsell Braut den Verlobungskuß appliciren durfte, so waren doch so ein paar Stunden nach damaligen Begriffen für eine derartig ernsthafte Sache, wie die Brautwerbung, nicht zu viel Zeit. Herr Eins konnte sich also eines diensteifrigen Schutzengels seiner intimen Sache rühmen.

Auch im Hause des Herrn Chirurgus erschien selbigen Nachmittags ein liebender, hoffnungsseliger Freiersmann, Herr August Wichmann. Ehe er dem Vater oder der Tante Minona sein Anliegen vortrug, hielt er es für gerathen, sich mit der Hauptperson selbst über die liebliche Angelegenheit zu besprechen und sie deshalb in dem Hausgärtchen, demselben, nach dem er Tags zuvor von der Schwedenschanze ausgeschaut hatte, und wo sie nach Mittheilung des Hausmädchens allein herumspaziren sollte, aufzusuchen. Mamsell Bärbchen wußte wohl, warum er kam. Sie wäre ja kein Weib und eine noch größere Thörin gewesen, als sie es bei all ihrer Altweisheit wirklich war, wenn sie nicht seit längerem die stumme Sprache verstanden hätte, mit der der liebende Jüngling ihr zu Aug' und Seele redete. Nein, dieses stille Werben des alten Spielkameraden hatte sie erkannt und die Wärme, die von seinem Wesen auf sie ausstrahlte, hatte bereits begonnen, die Eiskruste ihres Herzens, diesen Panzer, geschmiedet aus Irrwahn und Eitelkeit, zu zerschmelzen. Sympathie mit dem ehrenwerthen, bescheidenen Jugendfreund war dem leis aber beharrlich vorrückenden stärkeren Gefühl der Liebe gewichen, zunächst dem Bärbchen unbewußt, dann aber hatte sie das Anpochen des hohen Gastes der Herzen gehört, bangsam zaudernd, ob sie aufrichtig und demüthig „Herein“ rufen solle. Die Zeit war gekommen, da ihr besseres Selbst sich gegen unnatürlichen Zwang auflehnte. Insgeheim sehnte sie sich danach, ihren Fuß wieder in den Garten blühenden Lebens zu setzen, und der erste Schritt, den sie auf diesem Wege that, war eine Kundgebung rein äußerlicher Art. Sie warf an dem sonnenhellen Morgen des Pfingstsonntags das dunkle Gewand einer von Anbeginn mehr oder minder unwahr gewesenen Trauer bei Seite und legte ein dem schönen Tage und dem allgemeinen Brauch angemessenes lichtfarbiges Kleid an.

Dann aber kam eine abscheuliche Stunde, in der sich die halbbefreite Vernunft von Frischem knebeln ließ. Als Bärbchen den ersten Blick zum Fenster hinaus that und den schlanken Maibaum davor gewahrte, glaubte sie nicht anders, als daß ihr das Hausmädchen oder ein Patient ihres Vaters oder sonst jemand, der ihrem Herzen nicht nahe stand, mit dem stattlichen Busch eine Aufmerksamkeit habe erweisen wollen, denn die Bedeutung solcher Maienzier war ihr nicht ganz fremd. Was ihr aber, noch vor dem Kirchgang, ein paar gute Freundinnen erklärten, nämlich, daß die ganze Gesellschaft der jungen Herren ihr den Maibaum als ein Ehrendenkmal ihrer stadtkundigen Tugend und Treue gesetzt habe, erfüllte ihre Brust mit Stolz; wieder schoß ihr die alte Eitelkeit und der dumme Wahn, etwas ganz Besonderes zu sein und bleiben zu müssen, in die Krone. Mit unsäglichem Behagen weidete ihr Blick auf der neuen öffentlichen Beglaubigung ihrer Vortrefflichkeit, in Schreck und Scham aber darüber, daß sie gerade an diesem Tage der Auszeichnung ihres gottseligen Wandels das ehrbare Trauerkleid mit dem bunten Gewande der Weltlust vertauscht hatte, that sie dieses schleunig ab und war nun wieder von innen und außen eine so thörichte Priesterin der Welt-Entsagung, wie je zuvor. Solchen schnellen Rückfall in die mit Hülfe der Liebe fast überwundene Selbstgefälligkeit hatte der unschuldige schmucke Maibaum vor ihrem Hause zuwege gebracht! Herr August Wichmann aber erhielt zwischen blühenden Bäumen und Sträuchern aus der Hand der Heißgeliebten einen aus allerlei überspannten Gedanken und geschraubten Redensarten kunstvoll geflochtenen Korb, mit dem er das Haus des Herrn Chirurgus verließ, unschlüssig, ob er weinen, lachen oder kräftig fluchen solle; am nächsten indessen stand ihm das Weinen aus Mitleid mit der argbethörten Seele, die ihm soeben ihren Flitterschatz mit demselben Stolz gezeigt hatte, als wär's pures Gold gewesen. —

Das Leben im Städtchen ging seinen gewohnten Gang weiter, auch das Gesellige des Kreises, in dem sowohl der Herr Postmeister, Accise- und Steuereinnehmer August Wichmann als auch Mamsell Barbara standen. Dennoch ließ sich allmählich einiger Unterschied gegen bisher wahrnehmen. Die allgemeine Verhimmelung, deren sich das Mädchen seit je erfreut, und an der sie sich ein unleugbares Siechthum der Seele zugezogen, hatte mit jenem öffentlichen Ausdruck der Maibaum-Errichtung ihren Gipfelpunkt erreicht. Man fühlte, daß man in Anerkennung fremden Verdienstes vorläufig genug geleistet habe. Dazu kam die Standeserhöhung von Mamsell Iduna. In den Augen gesundfühlender Mädchen gilt Brautschaft immer mehr als Nonnenhaftigkeit. Also rückte in dem Freundinnenkreis die junge Braut auf die erste Stelle. Mamsell Bärbchen nahm die Erkenntniß ihrer eigenen Entthronung anfänglich mit stillem Aerger auf; äußerlich trug sie dies Geschick mit Würde, und als sie dies eine Zeit lang gethan, lebte sie sich auch innerlich in ein gewisses Maß von Demuth und Bescheidenheit hinein.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Das Meteor.

Eine abenteuerliche Geschichte von Paul Schellhas in Steinau a/O.

(Schluß.)

Wohl infolge der übergroßen Erregung und der Ueberanspannung der Nerven empfand ich auf einmal eine wahnsinnige, unwiderstehliche Lust zu lachen, eine Art Anwandlung von Galgen-Humor, vor dem ich mich selbst entsetzte.

„Herr Kreis-Physikus!“ rief ich. „Ihr Wunsch von gestern Abend ist in Erfüllung gegangen. Die Sternschnuppen trügen nicht. Sie wollten fort aus dem kleinen Nest, — in die große Welt! Sie sind in der großen Welt, in des Wortes verwegenster Bedeutung.“

Der Physikus sah mich erschrocken an. Er schien keinen Sinn für Humor zu haben.

„Und wissen Sie noch, wie Sie gestern Abend aussteigen wollten? Wissen Sie noch, wie Sie, mit einem Bein auf dem Trittbrett stehend, über der ungeheuren Tiefe geschwebt haben? Wenn Sie den Sprung ins Dunkle gewagt hätten!“

„Schweigen Sie!“ rief der Physikus schaudernd und hielt sich die Ohren zu.

„Hätten Sie jetzt Lust, auf den Bock zu steigen und, wie Helios mit den fliegenden Rossen, durch den Aether zu kutschiren?“

Durch das Vorderfenster des Wagens sah man jetzt deutlich die Pferde frei in der Luft schweben.

„Und der weite Horizont!“ fuhr ich fort. „Wie oft habe ich mich über den engen Gesichtskreis in unserem Nest beklagt. Jetzt haben wir einen Horizont von unermeßlichem Umfang. Interessiren Sie Sich noch für die Vorstandswahl im Vergnügungsverein?“

„Lassen Sie mich zufrieden! Ich interessire mich für nichts mehr, und wünschte nur, es wäre erst alles zu Ende!“

„Daß Sie Sich für nichts interessiren, beweist mir, daß Sie noch nicht der Kleinstadt entwöhnt sind. In der großen Welt muß man sich für alles interessiren!“

Meine Gefährten verharrten in dumpfem Schweigen. Ich ließ mich endlich erschöpft auf meinen Platz nieder.

Ein Umstand, den wir bisher in der großen Erregung nicht beachtet hatten, machte sich jetzt unangenehm bemerkbar: Der Mangel an Nahrung. Der Hunger begann sich geltend zu machen. Die Reste unseres mitgebrachten Imbisses hatten wir am Abend vorher verzehrt, jetzt war nur noch eine Flasche Wein vorhanden. Dazu wurde die Kälte immer fühlbarer. Wir tranken einen Theil des Weines aus und verwahrten den Rest sorgfältig als Stärkungsmittel für die Schrecken, die uns noch bevorstanden.

Während ich die Tasche aufhob, in der sich der Wein und einige kleine Gegenstände, wie Messer, Gabel u. dgl. befanden, beobachtete ich eine weitere Erscheinung, die mir bisher nicht aufgefallen war, und die jetzt meine Besorgniß erregte. Es war die deutlich wahrnehmbare Verringerung der Schwerkraft. Die Tasche schien ganz leicht geworden zu sein, und meine eigenen Glieder bewegten sich mit einer Leichtigkeit, als ob sie nicht mehr der körperlichen Welt angehörten. Ich mußte die bei Bewegungen der Arme anzuwendende Kraft erst allmählich lernen einzuschränken, da meine Hand sonst in heftiger Weise über das Ziel hinausfuhr und den zu ergreifenden Gegenstand verfehlte. Bei den wenigen Schritten, die man im Wagen machen konnte, hatte ich das Gefühl des Schwebens, und diese Erscheinung nahm so schnell zu, daß ich nach einiger Zeit, als ich vorsichtig ein wenig zu springen versuchte, aus der Erhebung über dem Boden ganz langsam und sanft wieder herabsank. — —

Stunden vergingen. Wir saßen in dumpfem Brüten, von nagendem Hunger gequält, mehr und mehr stumpf und theilnahmlos werdend, in den Wagenecken. Die Erörterungen über unsere Lage hatten gänzlich aufgehört: jeder sah ein, daß an eine Rettung nicht zu denken war, und daß ein rascher Tod das einzige war, was wir noch erhoffen konnten. Der großen Nervenaufregung folgte eine unsägliche Abspannung, verbunden mit körperlicher Schwäche. So schlich die Zeit dahin, wie die letzten Nachtstunden eines Verurtheilten vor seiner Hinrichtung.

Der Secretär, der anfangs so viel Fassung gezeigt hatte, fing zuerst an zu verzweifeln. Er betete, weinte und fluchte abwechselnd und flehte den Himmel an, diesem Leiden ein Ende zu machen. Er schrie, er könne diese entsetzliche Qual nicht länger ertragen und wollte sich das Leben nehmen. Dann schwieg er wieder eine Weile, um von neuem loszubrechen. Endlich versuchte er, den Kasten zu öffnen, wo die chirurgischen Apparate des Physikus aufbewahrt waren. Ich fürchtete allen Ernstes, daß er Hand an sich legen könnte und nahm den Kasten an mich. Er wollte ihn mir entreißen und packte mein Handgelenk. Ehe ich mich noch befreien konnte, hatte der Physikus uns beiden den Kasten aus den Händen gewunden und warf ihn durch das schon zertrümmerte Fenster hinaus.

Der Secretär stand einige Augenblicke mit dem Ausdruck dumpfer Verzweiflung im Gesicht da und starrte uns an. Dann sprang er plötzlich mit einem wilden Satz nach der Thür auf der entgegengesetzten Wagenseite, riß sie, ehe wir einen Gedanken fassen konnten, auf und stürzte sich hinaus in die bodenlose Tiefe — —

Der Schreck lähmte uns im ersten Moment vollständig. Ich wollte mich erheben, es war nicht möglich, — wie ein Alp lag es auf mir. Erst nach einiger Zeit gelang es mir: mühsam und an allen Gliedern zitternd, wie ein Schwerkranker, schlich ich an die offenstehende Thür. —

Laute Hülferufe schlugen an mein Ohr, und meinen Blicken zeigte sich ein unheimlicher, entsetzlicher Anblick.

In einiger Entfernung von unserem Wagen schwebte, — ja buchstäblich *schwebte*, — die Gestalt des Secretärs frei in der furchtbaren Leere des Raumes! Der Hut, der ihm vom Kopfe gefallen war bei dem gräßlichen Sprung, schwebte ebenfalls nicht weit von ihm frei in der Luft. — —

Der Unglückliche schrie um Hülfe wie ein Rasender und griff mit den Händen verzweifelt nach dem Wagen, von dem er etwa zehn Schritte entfernt sein mochte.

Ich stürzte in das Innere des Wagens zurück, um irgend einen Gegenstand zu suchen, mit dem wir den Gefährten heranziehen konnten. Aber ein Stock oder Schirm war zu kurz.

„Wir müssen ihm eine Schnur zuwerfen!“ rief der Kreis-Physikus.

Hastig suchten wir den Bindfaden hervor, mit dem wir am Abend vorher die Tiefe zu messen versucht hatten. Bei unseren Bewegungen hinderte uns die Abnahme der Schwerkraft in einer Weise, die leicht gefährlich werden konnte. Wir flogen bei unserer eiligen Thätigkeit geradezu im Wagen umher, stießen überall heftig an und kamen infolge unserer Hast trotzdem nicht von der Stelle, weil wir unter diesen ungewohnten Schwere-Verhältnissen ungeschickt waren wie die Kinder. Es schien mir eine halbe Ewigkeit zu dauern, bis wir den Bindfaden abgewickelt und die Weinflasche als Gewicht an seinem Ende befestigt hatten.

Bei der Eile, mit der ich nun auf die Thür zuging, hatte ich diese eigenthümlichen Schwere-Verhältnisse außer Acht gelassen, ich konnte nicht im rechten Augenblick anhalten und fiel hinaus auf das Trittbrett. „Fallen“ ist indessen nicht der richtige Ausdruck. Ich sank vielmehr mit den Füßen sanft und langsam hinab, sodaß ich sogleich die Wagenthür fassen und mich mit der Kraft der Verzweiflung in den Wagen hineinziehen konnte. Aber einen Augenblick hatte ich dabei frei über der unermeßlichen Tiefe geschwebt, und mein Herz stand still vor Schreck, meine Hände zitterten und waren nicht im stande, den Bindfaden mit der Flasche zu halten.

Währenddessen bemerkte ich, daß der Secretär nicht an derselben Stelle schwebend verharrte, sondern anfing, allmählich hinter dem Wagen zurückzubleiben. Ich schloß daraus, daß wir nach der Art eines Trabanten uns in einer kreisförmigen Bahn um die Erde bewegten, einer Bewegung, die uns allerdings, wenn die Anziehungskraft der Erde überwog, schließlich ebenfalls auf die Erde zurückbringen konnte.

Der Kreis-Physikus hatte mir die Flasche abgenommen und warf sie nun dem Secretär zu, während er das Ende des Bindfadens in der Hand hielt. Dabei hatte er aber die fast gänzlich aufgehobene Schwerkraft wiederum nicht bedacht. Sein Wurf war viel zu stark. Die Flasche flog in gerader Linie wie ein Geschoß durch die Luft und hielt erst schwebend in der Luft an, als die Schnur abgelaufen war. Der Secretär hatte sie bei dem blitzschnellen Vorbeifliegen nicht fassen können.

Wir zogen die Schnur an, bis das Wurfgeschoß wieder in unseren Händen war und warfen die Flasche dann abermals, aber ganz langsam, dem Secretär zu. Sie erreichte diesmal ihr Ziel. Der Secretär hielt sie fest, und wir begannen vorsichtig zu ziehen. Man hatte dabei ganz dieselbe Empfindung, als ob man ein Boot aus dem Wasser ans Land zog. Anfangs kostete es Mühe, das schwere Gewicht in Bewegung zu setzen, dann aber genügte ein leiser nachdrücklicher Zug, um die langsam gleitende Masse in immer schnellerer Bewegung zu erhalten. In dieser Weise gelang es uns, den Verunglückten an den Wagen heranzuziehen und hineinzuheben. Kaum fühlte er den Boden wieder unter seinen Füßen, als er bewußtlos zusammensank. —

Nach diesem schrecklichen Zwischenfall kehrte das Gefühl äußerster Erschöpfung noch stärker zurück. Lautlos saßen wir in der furchtbaren Todtenstille des endlosen Raumes, der uns umgab, auf unseren Plätzen. Der Secretär erholte sich nur langsam und schien jetzt vollkommen apathisch. Ein erneuter Selbstmord-Versuch war nicht zu befürchten, wir wären auch kaum im stande gewesen, ihn zu verhindern.

Und abermals vergingen Stunden, wie Ewigkeiten. Hunger und Durst fingen an unerträglich zu werden, die Luftverdünnung schien allmählich betäubend zu wirken. Einmal raffte ich mich aus diesem Ermattungs-Zustand auf und zog die Uhr. Dabei bemerkte ich, daß die Schwerkraft gänzlich aufgehoben war. Wenn ich die Uhr in der Luft losließ, blieb sie an der Stelle schweben, wo sie sich befand, ein Anblick, der in seiner Ungewohnheit etwas unsäglich Quälendes für mich hatte. Ein Versuch aufzustehen, hatte zur Folge, daß ich langsam zur Wagendecke emporschwebte, von der ich durch einen leichten Stoß mit dem Finger wieder ebenso sanft herabsank. Die Uhr wies die Mittagsstunde. Ein Blick durchs Fenster zeigte mir dasselbe Bild wie am Morgen. Nur die Bewölkung und Beleuchtung der Erdoberfläche hatte sich verändert, und unser Standpunkt schien mehr nach Westen verschoben zu sein. Die Sonne strahlte immer noch von dem schwarzen Sternenhimmel herab.

Dann lag ich lange in einem Zustand halber Betäubung. Als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich den Physikus vornübergebeugt mit dem Kopf am Fenster lehnen.

„Ich glaube, es geht zu Ende,“ sagte er. „Wir nähern uns der Erde wieder.“

Es mußte inzwischen geraume Zeit vergangen sein: ich hatte die Empfindung, als ob ich einen langen Schlaf gethan hätte. Die erste Wahrnehmung, die mir auffiel, und die für die Richtigkeit der Bemerkung des Physikus sprach, war die Zunahme der Schwerkraft, die ich sofort bei meinen Bewegungen fühlte. Die Uhr zeigte vier Uhr nachmittags; ich hatte vier Stunden im Halbschlaf gelegen.

Der Anblick der Erde schien in der That ein wenig verändert. Das Gesichtsfeld hatte um eine Kleinigkeit abgenommen, indessen konnte ich das nicht mit Bestimmtheit beurtheilen, da die östliche Hälfte des Bildes jetzt im Dunkel lag, und Theile des Westens, die vorher nicht sichtbar gewesen waren, jetzt zum Vorschein kamen.

Noch halb betäubt starrte ich durch das Fenster in die Tiefe. Das war die Erde, zu der wir jetzt aus den Schrecken des Weltenraumes zurückkehrten, die heimatliche Erde, auf der wir Rettung und Hülfe finden konnten, — wenn nicht der furchtbare Sturz aus dieser gewaltigen Höhe wäre. Ich dachte an die Möglichkeit, daß wir in das Meer fielen, und der Gedanke schien mir beinahe angenehm im Vergleich zu der Vorstellung, auf dem Erdboden durch den furchtbaren Fall in Atome zersprengt zu werden. Aber die Wirkungen eines Sturzes in das Wasser mußten fast dieselben sein: kann doch ein Sturz aus etwa hundert Fuß Höhe in das Wasser schon tödtlich für den Menschen sein. Und dann war es ja kaum zu erwarten, daß wir überhaupt lebend die rasende Fallgeschwindigkeit überstehen würden: wir waren ja sicher schon todt, noch ehe wir den Erdboden erreichten.

Als ich etwa nach einer Stunde abermals hinaussah, hatte sich das Bild merklich geändert. Kein Zweifel: wir näherten uns jetzt mit entsetzlicher Geschwindigkeit der Erde. Unser Flug hatte sich nicht bis über die Grenzen der Anziehungskraft unseres Planeten erstreckt: ein Rest von Schwerkraft, uns selbst kaum merklich, mußte noch vorhanden gewesen sein, als wir den fernsten Punkt erreicht hatten, und jetzt zog uns die Erde wieder an sich, — um uns zu tödten.

Der Horizont begann einzuschrumpfen. Während ich hinblickte, verschwand der letzte Rest des asiatischen Rußland's im Dunkel des Abends, der Nordpol rückte an den Rand des oberen Gesichtsfeldes, und bald lag nur noch Europa und Nordafrika und die tiefblauen, jetzt vollkommen wolkenlosen, im hellsten Sonnenlichte strahlenden Flächen des Atlantischen Oceans vor den Blicken. Aber noch sah ich deutlich das eisige, weißschimmernde Grönland, und im äußersten Westen die Halbinsel Labrador, hier und da von Wolkenmassen verhüllt. Nach meiner Schätzung schwebten wir ungefähr über Südfrankreich.

Ich vermochte kein Auge von dem Schauspiel zu wenden, das uns den Tod bringen mußte: eine unheimliche Macht fesselte meine Blicke. So starrt der Verurtheilte auf das Schaffot, während der Richter das Todesurtheil verliest.

Und immer näher und näher kam die gewaltige Scheibe unter uns. Es war keine Kugel mehr: die Erde hatte die Gestalt einer flachen Scheibe angenommen, deren äußere Ränder sich nach oben zu wölben begannen, sodaß es schien, als bilde sich durch Senkung der Mitte unter uns eine schüsselförmige Schale. Und diese Schale kam uns entgegen, stieg zu uns auf, als wollte sie uns verschlingen. Ja, es schien in der That, als ob wir stillständen, und die Erde sich uns näherte.

„Es geht zu Ende!“ rief ich laut. „Bereiten wir uns vor zu sterben!“

Alle waren wir aufgesprungen mit dem letzten Rest unserer Kraft und hielten uns an den Wänden des Wagens fest, obgleich bei dieser rasenden Todesfahrt nicht die leiseste Bewegung zu spüren war.

Und mit Grauen-erregender Geschwindigkeit stieg diese furchtbare Schale unten zu uns auf, näher und näher kamen die weiten grünen Flächen unter unseren Füßen, und immer schneller versanken die Umrisse Europas hinter dem rundum sich emporwölbenden Horizont, dem Rande dieser Schale. So lange hatte ich mich energisch aufrecht gehalten. Jetzt auf einmal schlich eine tödtliche Schwäche über mein Herz, meine Nerven bebten, und meine Kniee knickten zusammen. So mag dem Verurtheilten zu Muthe sein, der keine Schwäche zeigen wollte, und doch zusammensinkt, sobald er die Treppe zur Guillotine erstiegen hat und vor der furchtbaren Maschine steht.

Ein stets zunehmendes Sausen deutete an, daß wir in die obersten Schichten der Erd-Atmosphäre eingedrungen waren. Zugleich hatte die eisige Kälte, die besonders in den letzten Stunden unerträglich geworden war, nachgelassen, und eine schnelle Erwärmung machte sich bemerkbar. Ich dachte an die Sternschnuppen, die durch Reibung in der Atmosphäre verbrennen. Gelangten wir mit einer annähernd gleichen Geschwindigkeit in die dichteren Luftschichten, so stand uns der Tod durch Verbrennen bevor. Ich bemerkte aber auch eine eigenthümliche Veränderung der Luft in unserem Raume. Das Athmen fing an beschwerlich zu werden. Offenbar rief die schnelle Bewegung durch die Atmosphäre entweder Luftverdünnungen oder Luftverdichtungen hervor, die jedenfalls über kurz oder lang tödtlich werden mußten.

Die Hitze nahm schnell zu, und das Sausen wurde immer stärker. Die Luft draußen begann zu leuchten, und zugleich bildeten sich dichte Wolken von Wasserdampf, die den Ausblick verhüllten. Immer lauter und betäubender wurde das schreckliche Geräusch, welches unsere Todesfahrt begleitete, es schwoll zu einem ohrenbetäubenden Heulen, Pfeifen und Brausen an. Unser Wagen begann sich zu bewegen, seine Fugen knackten und krachten, eine Gluthhitze machte das Leder sich krümmen, die Reste der Scheiben zersprangen und ein feuriger Hauch drang auf uns ein. Das Athmen war im höchsten Grade erschwert, alle Pulse flogen. Einige Augenblicke hielt ich mich noch krampfhaft an der Einfassung des Fensters fest, dann stürzte ich rücklings auf den Sitz und verlor die Besinnung. — — — — —“

Soweit hatte ich aus meinem Manuscript dem Kreis-Physikus vorgelesen und schwieg jetzt.

„Na und nun weiter!“ sagte er.

Ich zuckte die Achseln.

„Ja, wie meinen Sie wohl, daß die Sache endet?“ fragte ich.

„Ich kann es mir schon denken: ein furchtbarer Schlag, ein Fall, — Sie erwachen, sind vom Wagensitz gefallen und haben die ganze Geschichte geträumt.“

„Richtig! So pflegen solche Geschichten immer zu schließen. Aber einen so trivialen und abgedroschenen Schluß kann ich dem Leser nicht zumuthen. Und außerdem: So zusammenhängend träumt man ja nicht.“

„Na, da bin ich neugierig, welchen Schluß Sie diesem Abenteuer geben. Bitte lesen Sie weiter!“

„Ich muß leider gestehen,“ sagte ich zögernd, „daß ich noch nicht weiter geschrieben habe. Ich bin wegen des Schlusses in der größten Verlegenheit. Mir fällt absolut nichts ein!“

„Aber erlauben Sie' mal! Sie schleppen mich, mir nichts dir nichts, ohne mich vorher zu fragen, in den Weltenraum, bringen mich in die unangenehmsten Situationen und wollen Sich dann drücken! Das geht nicht! Ich bitte mir aus, daß Sie mich auf irgend eine Weise wohlbehalten auf die Erde zurückbringen!“

„Wenn Sie mir noch Vorwürfe machen, so steige ich einfach aus, falle auf einen großen Heuschober, rette mich und überlasse Sie Ihrem Schicksal. Sie können gar nichts dagegen thun! Ihr Leben ist in meiner Hand.“

„Das kommt davon, wenn man mit Ihnen über Land fährt! Künftig nehme ich mir einen besonderen Wagen für mich. Wo ist Ihnen denn diese dumme Geschichte eigentlich eingefallen?“

„Nun natürlich bei der Rückfahrt von der Obduction in Altdorf, als die schönen Sternschnuppen fielen.“

„Ich will Ihnen einen Vorschlag zur Güte machen,“ begann der Physikus von neuem. „Lassen Sie uns alle auf einen großen Heuschober fallen und so gerettet werden.“

„Aha! Sie geben klein bei! Bedaure sehr: ist zu unwahrscheinlich! Wir müssen bei der furchtbaren Geschwindigkeit ja schon in der Luft verbrennen, wenn nichts dazwischen kommt.“

„Nun zum Teufel, so lassen Sie uns meinetwegen verbrennen, aber machen Sie ein Ende!“

„Das geht doch auf keinen Fall,“ wandte ich ein. „Wie könnte ich dann als Erzähler des Abenteuers auftreten?“

„Wissen Sie,“ sagt der Physikus, „Sie hätten mir diese Geschichte gar nicht erst vorlesen sollen. Solche Erzählung ohne Schluß stört meine geistige Verdauung. Ich habe das Gefühl, als hätte ich etwas schwer Verdauliches, Hummer oder bayrische

Leberknödel, gegessen, und das Essen läge mir im Magen fest."

Ich verbeugte mich.

„Sehr schmeichelhafter Vergleich. Indessen einen Trost kann ich Ihnen geben: Ich will noch eine Woche über den Schluß nachdenken. Wenn mir dann nichts eingefallen ist, so erlaube ich Ihnen, einige Monate darüber Ihrerseits nachzudenken."

— — — — — — — — — —

Jetzt sind schon mehrere Wochen vergangen. Mir ist kein Schluß eingefallen. Der Kreis-Physikus hat es abgelehnt, sich für mich den Kopf zu zerbrechen. Weiß der Leser vielleicht einen Schluß?

Nachdruck verboten.

Die Osterpredigt.

Novelle von Käthe Stellmacher in Elbing.

Das kleine, kleine Pfarrerkindchen lag in seinem Räderbett mit weit offenen Blauaugen, still und freundlich. Es lachte nicht und weinte nicht; es war so sanft und überaus zart, daß lebhaftere Erregungen seltener bei ihm vorkamen, als bei anderen Kindern. In der allertraurigsten, allerfeierlichsten Stunde des Pfarrhauses und als Vorbote des schwersten Schlages für den Vater geboren, schien es zugleich einen Hauch von Mattigkeit, von Wehmuth und von Himmelsfrieden mit sich in die Welt gebracht zu haben.

„Es ist eines von denen, die doppelt und dreifach, doppelt und dreifach geliebt werden müßten," sagte die blasse Wärterin, die am Kopfende des Bettes saß und die rosigen Fäustchen leise durch ihre schmalen Finger gleiten ließ.

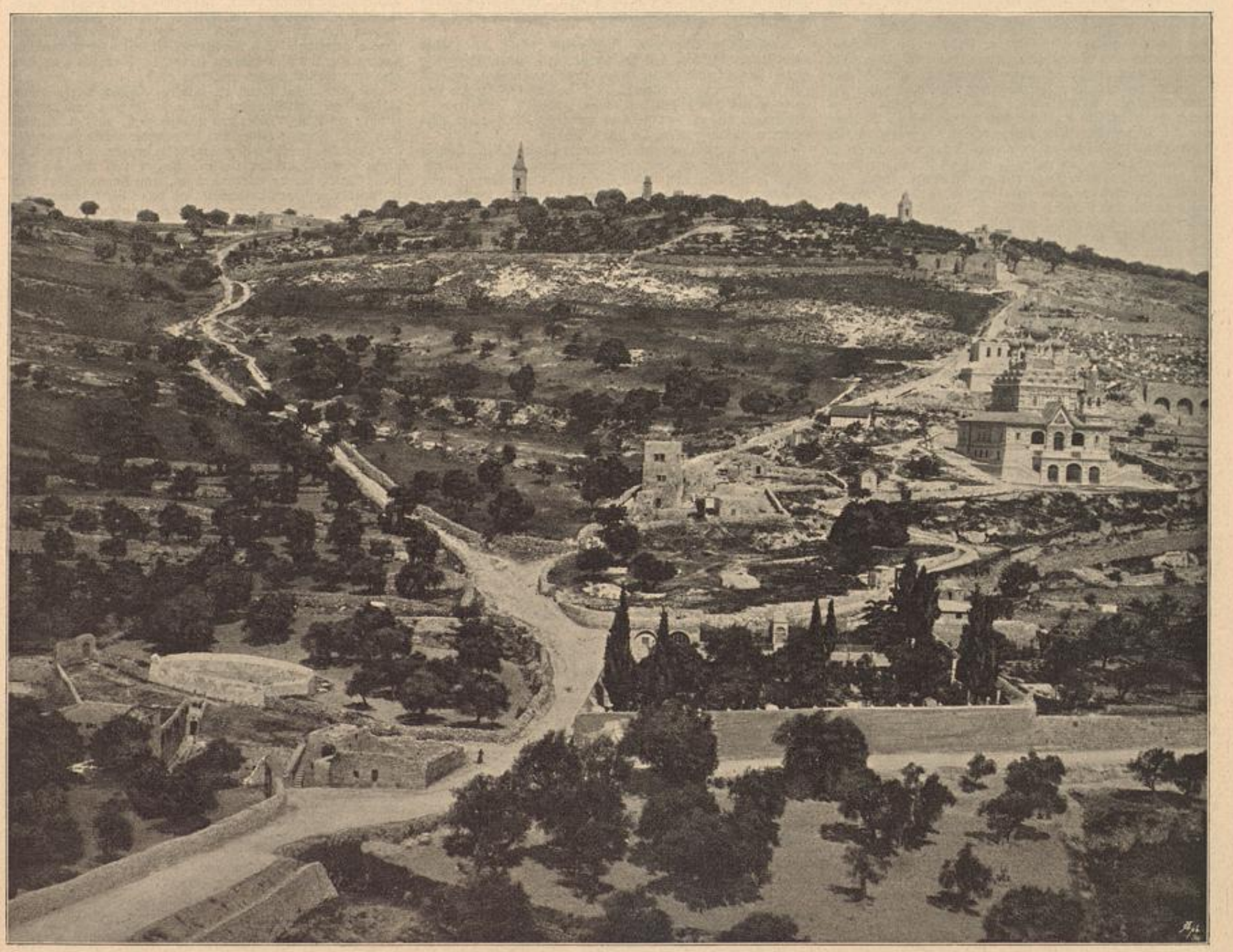
„Doppelt und dreifach, — o liebe, kleine Erika, und wer wird es thun?" Sie kniete neben den Wagen hin, hob das Kindchen aufrecht, küßte ihm Hände und Köpfchen, lachte ihm zu, bis der Schimmer eines Lächelns auch um das rosige Mündchen spielte, und fuhr dann mit der Hand über ihre Augen.

Sie selbst war ein zartes Geschöpf mit einer schlanken, jugendlichen Gestalt und feinem, kleinem blondem Kopf. Doch mochte es selten jemand einfallen, daß sie kaum Ende der Zwanzig sein konnte. Selbst als sie achtzehn Jahre zählte, hatte eigentlich niemand daran gedacht, daß sie jung war. Sie war immer so verständig gewesen, immer ein wenig trübselig, ohne heiteren Jugendreiz; und nichts eigentlich Bemerkenswerthes hatte es von jeher an ihr gegeben, als eine gewisse schier wunderliche, ernsthafte und zärtliche Liebe für Geschöpfe, die sie im wesentlichen weder angingen, noch irgend etwas mit ihr gemein hatten, als jenen Hauch von Hülflosigkeit und Traurigkeit, der über ihrem eigenen Wesen lag.

Das Pfarrerkindchen war, seitdem es auf die Welt kam, wie ein Stück von ihrer Seele. Kurze Zeit, bevor es geboren wurde, war sie in das Haus gekommen zur Hülfe in Krankheit und Haushalt.

Die Mutter starb, als man das Neugeborene eben aus seinem allzutiefen Schlaf zum Leben weckte. Sein erster Schrei verklang in ihren Todesseufzern. Sie mußte wohl sterben, die arme Frau: Die schwere Stunde, in welcher ein Leben aus dem anderen erblüht, läßt keine Kraft übrig, noch schwerere Schmerzen zu tragen. Und es war in dieser Stunde, als sie ihr nicht mehr verhehlen konnten, als wie ein Blitzstrahl die fürchterliche Erkenntniß in ihr aufflammte, daß, — was sie seit drei Tagen ihr vergeblich zu verbergen suchten, — daß nicht nur ihr jüngster Knabe von der furchtbaren Seuche der letzten Wochen dahingerafft, sondern daß auch der älteste, ihr Stolz, ihr Glück, die einzige noch übrige Hoffnung verloren sei. Wie eine Offen-

Tausendjährige Olive im Garten Gethsemane. — Siehe den Artikel Seite 62.



Der Oelberg mit dem Garten Gethsemane. — Siehe den Artikel Seite 62.

Der Kostümball im Königlichen Schloß zu Berlin am 28. Februar. — Nach einer Gouache von Emil Doepler d. J. in Berlin. — Siehe den Artikel Seite 63.

barung sah sie in ihrer letzten Stunde die beiden kleinen Leichen, — ihre Knaben, — neben einander liegen, die beiden kleinen Särge versenken und den Vater darüber stehen, die Kraft des Gebetes auf den Lippen, das Beispiel des Glaubensmuthes auf dem Antlitz, Verzweiflung im Herzen, — einen gebrochenen Mann.

Sie hätte leben mögen, ihn zu halten, ihn und ihr junges, junges Kind. Aber es war unmöglich.

Als er heimkehrte von dem kleinen Doppelhügel, fand er sie todt. . . .

Es giebt Schmerzen, aus deren Größe Flügel wachsen, die den Betroffenen vom Boden heben, als wäre er kein Sterblicher mehr, sondern ein von Ueberirdischem Getragener. Man verliert etwas, und man verzweifelt. Man verliert alles — und trägt es, wie ein Heiliger. Das ist die Kraft, die aus dem Ueberwältigenden aufwächst, an welches keine kleinliche Hülfe, kein alltägliches Trostwort zu rühren wagen. Und — wehe dem Rest des vielleicht noch in einem entlegenen Winkel zurückgebliebenen Guten, wenn er schüchtern seine Stimme erhebt: „Ich bin noch da, versuche, mit mir vorlieb zu nehmen!“ Wie vor bitterem Hohn flieht der Gequälte vor diesem jammervollen Ueberbleibsel und schlägt die Größe seiner Flügel um sich, das Restlein, das Ersatz sein möchte, nicht zu sehen.

Und dennoch hat der kleinste Rest sein Recht! Wer darf auf Flügeln schweben, so lange noch ein Fuß breit Erde Pflicht oder — Liebe von ihm zu fordern hat?

Bewunderung folgte dem Mann, der mit übermenschlicher Fähigkeit das schnell ergraute Haupt still und klaglos über das allgemeine Mitleidsweh erhob; Bewunderung blickte zu dem Geistlichen auf, der die Treue seines Gottesglaubens jetzt bewies, indem er im untrüglichen Ton wahrhafter Ergebenheit über das frische Grab hin die Worte sprach: „Der Herr hat's gegeben, — der Herr hat's genommen, — sein Name sei gelobt“. Scharen strömten in das Gotteshaus, um Erbauung zu finden durch ihn, dem der Schmerz schier überirdische Erlösungsworte für die ganze Menschheit von den Lippen löste.

Aber daheim stand ein kleines Bettchen, dicht verhängt, in der entlegensten Stube; und die Dienstleute mit den schwarzen Trauertüchern zitterten, wenn, trotz aller Vorsicht, dann und wann ein leiser Schrei von dorther in das Studirzimmer des Pfarrers drang.

Zu Tausenden flogen die Seelen ihm zu, die an seinem Beispiel Glaubensstärke fanden. Nie war er ein Diener Gottes, nie ein Seelsorger so von Herz zu Herzen gewesen, wie jetzt.

Aber oben in der einsamen Stube beugte sich die blasse Wärterin voll unsäglichem Mitleid über zwei hülflose Händchen und flüsterte weinend: „Nur sein Kind, — sein Kind liebt er nicht!“

Im Garten hoben die Osterlilien ihre gelben Glocken über die bunten Hyacinthen, als wollten sie schwebende Töne läuten vom Erwachen des Todes zum Leben.

Der Pfarrherr saß an seinem Schreibtisch und dachte über denselben Text nach: das Erwachen des Lebens vom Tode, der am morgenden Ostersonntag voll gewaltiger Ueberzeugungskraft erklingen sollte. Es war eine ergreifende Predigt gewesen, gestern am Charfreitag, aber morgen, morgen sollte es noch herrlicher klingen.

Da drang der Duft der Frühlingsblüthen durch die Fensterspalte.

Er sprang auf. Ein unbeschriebenes Blatt fiel zur Erde.

Von oben klang ein leises, leises Rollen . . .

Nur das nicht! Nur weit hinaus über alles, was irdisch ist! Nur keine Mahnung, daß es noch etwas Schönes auf dieser Erde giebt und etwas, etwas, das ihm gehört!

Aber das Rollen kommt wieder, — und eine Stimme, eine schwache, kleine Stimme. — —

Die Leute, die sein Gotteswort hören, meinen, daß sie sein Trost sei, diese Stimme. Nein, — nein, — nein! Nur nicht daran denken, an dieses armselige Nichts, das ihm keine Kraft spendet, etwas zu gestalten. Seine Flügel sind sein Trost, sonst nichts!

Aber immer noch, — o wie sie sinken, seine Schwingen, bei dem Ton! — immer noch rollt es!

Schweigen, Schweigen! Er braucht seine Flügel, — gerade heute! Er muß die Osterpredigt niederschreiben!

Immer noch die kleine Stimme, — das Kindchen weint. — —

Schweigen, um Gotteswillen Schweigen!

Es klopft an die Thür. Er hat geschellt, ohne es zu wissen. Die Wärterin tritt ein.

Sie besorgt sein Hauswesen; er fühlt, daß alles still und glatt geht unter ihrer Leitung. Sonst kennt er sie kaum. Er weiß nichts von dem, was in seinem verödeten Hause geschieht. Er lebt in seinem Arbeitszimmer seit der Unglückszeit.

„Anna, — wenn es sein kann, ich möchte Ruhe.“

Sie murmelt etwas, das scheu und verzagt klingt.

Hat er sie verletzt? Das wollte er nicht.

„Ich weiß ja, wie sorgsam Sie sind! —“

Sie senkt den Kopf. Wie still und gütig ihr Gesicht ist! Er sieht es zum ersten Mal. Es fällt ihm ein, daß er ihr zu danken hat.

„Und Sie sehen aus, als ob für andere sorgen, — andere lieben Ihr Glück ist, Anna.“

Sie macht eine leise verneinende Bewegung.

„Nicht so —“

Ein leicht gespannter Ausdruck erscheint in ihren Zügen, aber keine Verlegenheit.

„Ich fand wenige, die meine Liebe brauchten, und als ich — jemand fand —“

Er hat keine Ahnung, an was sie denkt. Vielleicht an ein verlorenes Jugendglück. — —

Aber plötzlich sieht sie ihn so wunderbar an, so klar, wie jemand, der entschlossen ist, etwas zu wagen, nicht für sich, für einen anderen: „Und nun ich jemand fand, fühle ich, daß meine Liebe allein nicht genügt.“ — —

„Nicht genügt —“

Ehe er eine Erwiderung findet, ist sie gegangen.

„Nicht genügt.“ — Was war das? Als gingen die Worte über eine dunkle Grenze hinaus, als sprächen sie von etwas, — was war es? Etwas, das ihn anging? „Nicht genügt —“

Er stand ganz still, das leere Blatt in den Händen, auf die geschlossene Thür blickend. Ihm war, als sähe er durch das Holz hindurch die stille Gestalt, wie sie weiter ging, — bis zur Treppe, — die Stufen hinauf. — Leise glitt oben die Klinke. —

Nein, sie sollte nicht in die Stube dort, jetzt nicht!

„Anna!“

Sie kam die Stufen wieder herunter und schloß die Thür des Studirzimmers von innen. Wie bleich sie war! Er sah jetzt, daß sie geweint hatte. Und es kam ihm in den Sinn, daß er Seelsorge an ihr zu üben hätte, wie an anderen.

„Sie sind betrübt, Anna.“

Sie zitterte leicht. Niemals seit dem Unglück hatte er so viel Außergewöhnliches zu jemand in seinem Hause gesprochen.

„Ich war niemals heiter.“

„Niemals?“ — Die Worte dünken ihn fast sündhaft. „Fröhliche Kinder waren wir doch alle!“

„Nicht ich.“

Warmes Mitleid wacht in ihm auf.

„Erzählen Sie mir von Ihrem Leben, Anna.“

„Von meinem?“ Ein eigenthümlicher Klang liegt auf dem Wort. „Davon ist wenig zu sagen. Wir waren arm, und meine Mutter — haßte mich.“

Er zuckte zusammen. „Sie urtheilen hart. Ihre Mutter gab Ihnen eine Erziehung —“

„Besser fast als es unseren Verhältnissen entsprach. Sie hielt das für ihre Pflicht. Aber sie liebte mich niemals.“

„Niemals?“

„Später that es ihr wohl, mich zu sehen. Man ann viele gute Gefühle an Stelle der Liebe setzen, die das erwachsene Kind entbehrt, niemals die Liebe, die ihm fehlte, als es jung und klein war.“

„Dennoch, — wer von uns darf richten, — ein heißer Schmerz, eine unüberwindliche Erinnerung kann schuld sein, daß diese Liebe — fehlt,“ — er sprach stoßweise, schwer athmend; es war, als müsse er sich wehren gegen jedes ihrer Worte, und doch zog es ihn unwiderstehlich immer tiefer in das Gespräch hinein. „Vielleicht, wenn Sie einen Vater gehabt hätten —“

„Wenn ich einen Vater gehabt hätte“, — nun war doch die Stelle berührt, die in ihrem persönlichen Empfinden am wundesten war; sie sprach sehr leise, — „wenn ich einen Vater gehabt hätte, würde ich vielleicht die Liebe der Mutter weniger entbehrt haben, und ein Kind —“, hier wurden die Worte fast unhörbar, aber der Ton wieder fest und ruhig, — „ein Kind, dem die Mutter blieb, bedarf weniger —“

Nein, sie durfte nicht aussprechen; sie fühlten es beide. Geisterbleich stand er mit dem zerknitterten Blatt in den Händen.

Nun wußte er, daß sie an sein Kind dachte, an nichts, als an sein kleines Kind da oben; daß sie nichts zu ihm sagen wollte, als eins: „Geh hin, nimm es in Deine Arme, Dein letztes Eigenthum und Deinen letzten —“ Nein, sprach sie denn, wie alle anderen thaten, von Trost?

Kein Wort! Sie sprach — von einem ungeliebten Kind. Es schauerte durch alle seine Adern: die Flügel hatten ihn emporgetragen, er half der Menschheit, daß sie mit ihm flog auf Glaubensschwingen, und dieses Mädchen redete von einer Pflicht, die er versäumte!

Hörbar freilich keine Silbe. Er las es alles von dem stillen, schmerzgezeichneten Gesicht.

Noch immer knisterte das Blatt in seiner Hand. Und draußen fingen Glocken an zu schwingen: Osterbotschaft.

O haltet an! Wer giebt ihm seinen überirdisch starken Muth wieder, die heilige Lehre morgen freudig zu verkünden? Das Schicksal hat ihn nicht gebeugt, — die eine kleine Mahnung wirft ihn nieder. Der Märtyrer, der demuthfrohe gottergebene, ist gebrochen in diesem Augenblick; nichts als der schwache Sterbliche blieb übrig. Er sinkt zusammen. Er schluchzt.

Leise hat sich längst die Thür geöffnet und geschlossen. Als er aufblickt, ist er allein.

Und dennoch sieht er die Gestalt, die ihn verlassen hat, dort oben, wo das Bettchen steht, das dicht verhängte. — Wie flüchtig betrachtete er es sonst! — In dieser Stunde sieht er alles ganz genau: die Händchen, die hülflos kleinen, auf der Decke, das Köpfchen auf dem Kissen, die müden, blassen, blauen Augen, — ach, jene Augen, die von Kummer sprechen, den sie noch nicht kennen, der erst zum Wissen werden wird, wenn sie einst fragen: „Wo ist sie, die mich lieben würde, wie mich niemand liebt?“

Er liegt und schluchzt. Ach, jene eine, die auch ihn geliebt hat, wie ihn niemand wieder lieben wird, und die vielleicht noch jetzt sein eigen wäre, noch jetzt, wenn jene jungen Augen — zu jung, ach, gar zu jung! und seine reifen, reich erblühten Knaben mußten sterben! — wenn jene jungen, jungen Augen nicht — —

O Erdenweh, wie gotteslästernde Gedanken zeugst Du!

Und doch! „Vergieb mir Gott, der Schmerz um sie, die ich verlor! —“

Du? Die Du verlorst? Und jene Händchen, die hülflos auf der Decke liegen, das schwache Köpfchen, die blassen Augen, — vergißt Du, was sie verloren? Die Zeit kann lindern, Ersatz kann sich an Deine Seite schmiegen, wer aber kann ersetzen, was das Kind verlor, dem seine Mutter starb? Dies Kind, das „doppelt, dreifach Liebe braucht“?

Oben über dem verhängten Bettchen sieht er die stille, mahnende Gestalt, die ihn verlassen hat, sich tief und tiefer neigen. Kein Ton, kein Hauch dringt jetzt von dort hierher. Und dennoch weiß er, was sie flüstert: „Viele gute Gefühle kann man an Stelle der Liebe setzen, die das erwachsene Kind entbehrt, — niemals die Liebe, die ihm fehlte, als es jung und klein war.“

Er hat sich aufgerichtet. Halb wie im Traum, mechanisch greift er mit der Linken nach dem leeren Blatt und streckt die Rechte aus . . .

Die Feder fällt zu Boden. So geht es nicht, — so nicht!

Ganz langsam steht er auf. Geräuschlos gleitet seine Thüre. Langsam, leise geht er durch die Flur und sacht die Stufen hinauf. Hier ist es. Ein Wiegenliedchen tönt von innen, ein Summen nur. Er schließt die Augen. Da wird es drinnen still und er berührt die Klinke. Als er eintritt, wird die Thüre gegenüber zugemacht hinter jemand, der hinausgeht. Er ist allein.

Nur dort das Bettchen an der Wand! Die Hüllen sind zurückgeschlagen; die Sonne blendet nicht mehr: Dämmerung kommt schon, und das Kindchen hat noch keine Lust zu schlafen. Es lallt; ein festgefügtes Fäustchen hebt sich von der Decke, und als er näher tritt, sieht er die großen blauen Augen offen, — die jungen Augen! Der erste Hauch Bewußtsein scheint in ihnen plötzlich aufgewacht! Wie er die Hand ausstreckt, sich neigt, indessen jeder Tropfen Blut in ihm erzittert, da heben sich die Aermchen, und es lacht, — es lacht! — —

Er steht, die Füße wie gebannt, die Arme ausgebreitet, bis seine Rechte endlich unvorsichtig an den Rand des Räderbettchens rührt. Es rollt, — er hält es auf, — das Kindchen jauchzt, — und — mit den Kissen, allem, was es einhüllt, hebt er es empor und legt es auf den Stuhl, der für die Wärterin daneben steht, kniet nieder, — hält es fest und küßt es, — küßt es. — —

Es ist ganz dunkel, als gedämpfter Lichtschein durch die Thür gleitet. Der Vater sitzt am Bett. Schon lange ist das Kindchen eingeschlafen.

Da sieht er, wie die stille, freundliche Gestalt, die mit der Lampe kam, sich wieder wendet, um zu gehen.

„Anna!“ Er ruft ganz leise, steht auf und nimmt sie bei der Hand, führt sie zum Bettchen, zeigt auf das Kind und sagt: „Ich will es lieben, — lieben helfen, Anna.“

Sie antwortet mit keinem Ton; sie sieht ihn nur an mit einem hellen warmen Blick, aus dem es klar wie Engelsfreude leuchtet.

Und langsam streicht er leise über ihre blonden Haare . . .

Unten auf dem Schreibtisch liegt noch das leere Blatt. Er lächelt fast, als er es jetzt erblickt: er glättet es und nimmt die Feder . . .

„Nun fließt der Quell, nun strömt es wieder von Herz zu Herzen: die Botschaft von der Liebe, die den Tod zum Leben weckt.

Zwar keine Flügel tragen ihn zu dieser Stunde; kein Heiliger wird mehr mit Märtyrer-Begeisterung ob der erstaunten, hingerissenen Menge schweben, doch morgen wird ein Mensch zu Menschen sprechen.

Nachdruck verboten.

Ein Ostern in Jerusalem.

Von Ottilie von Bistram in Wiesbaden.

Siehe die Illustrationen Seite 57 und 60.

Motto:
„Ich freue mich, daß meine Füße stehen werden in Deinen Thoren, Jerusalem.“
Ps. 122, 1—2.

Klingt es nicht wie das Echo ferner Kirchenglocken aus den Tagen der Kindheit zu uns herüber, schon das Wort: Jerusalem! Und nun erst sich vorstellen dürfen, daß wir wirklich und wahrhaftig uns an jenen Stätten befinden, wo all das sich zugetragen, was wir bis in die kleinsten Einzelheiten in der biblischen Geschichte verfolgt, vom ersten Beginn geistigen Auffassungs-Vermögens uns zu eigen gemacht! Und nun sollen wir es mit eigenen Augen sehen dürfen; es ist nicht versunken, nicht wie die Märchenwelt der Kindertage nur ein Traum der Phantasie, nein, — die Erde, die unser Fuß betritt, die Steine des Salomo-Tempels, die unsere Hand ehrfurchtsvoll berührt, — das alles war einst und ist noch da! Wie vielen Sterblichen ist Jerusalem, ist Palästina das Land, das sie ein ganzes Leben lang „mit der Seele suchen“! Und wie viel Glaubensmuth und Begeisterung, aber auch wie viel Fanatismus und Enttäuschung mag wohl seit Jahrhunderten von hier aus mit fortgetragen worden sein in alle Welt. Wie oft, seit meiner Reise im heiligen Lande, bin ich schon der Frage begegnet: „Ach, Sie Glückliche waren in Jerusalem, da ist's wohl sehr, sehr schön?“ — und ich mußte wahrheitsgetreu antworten: „Schön wohl gerade nicht, aber hochinteressant.“ Wer stellt sich nicht unwillkürlich die Stadt „der goldenen Gassen“ schön vor? Und wer wäre nicht enttäuscht, eine Stadt der ungepflegtesten, schmutzigsten und engsten Gassen, statt der geträumten „goldenen“ zu finden? Wir tragen unser Herz eben in die Umgebung hinein, und dies, wenn es begeistert in einer großen Idee lebt, vergoldet diese Umgebung; so geht es wohl denen, die Jerusalem „schön“ finden können.

Am Abend des Gründonnerstages näherten wir uns, von Jaffa kommend, nach einer Fahrt von etwa vier Eisenbahnstunden, der heiligen Stadt. Je näher Jerusalem, desto felsiger und wilder wird die Gegend; überall liegen lose Felssteine wie weggeworfenes Bau-Material umher und mahnen uns ernst, stumm und feierlich an die Weissagung, daß hier dereinst „kein Stein auf dem anderen“ bleiben durfte. Leider war es bereits ganz dunkel, als wir in Jerusalem einfuhren, sodaß wir dieses ersten Eindrucks verlustig gingen. Im Hotel, — es war eins ersten Ranges, — angelangt, war alles überfüllt, Rauchzimmer, Salons zu Massen-Schlafstätten umgewandelt. Man mußte froh sein, eine Schlafstelle irgend einer Art zu finden; es kam vor, daß vier sich gänzlich fremde Reisende ein, freilich bereits gebrauchtes Handtuch zur gefälligen Weiterbenutzung vorfanden. Die Hotel-Küche machte den durchaus mißglückten Versuch, allen verfeinerten Ansprüchen der heutigen Civilisation durch Pasteten und Entremets genügen zu wollen; es wurden dem Gaste mit Gewürzen aller Art verdorbene, fast ungenießbare, der ursprünglichen Zusammenstellung nach schwer festzustellende Gerichte vorgesetzt, bei denen man nur ein einfachstes, aber in unserem Sinne eßbares Gericht vermißte. Wir waren gewarnt worden, das dortige Wasser zu trinken, und so blieb denn der Jerusalem-Wein als einziges übrig, der allerdings sehr stark ist und einem wie Feuer ins Blut geht. — Die Sauberkeit ließ überall viel zu wünschen übrig; wie sollte dieselbe aber auch beschaffen sein, wenn die schmutzigen, arabischen Bediensteten des Hotels keine andere Schlafgelegenheit haben, als im allgemeinen Salon die längs den Wänden entlang laufenden orientalischen Divans, auf die sie sich in vollen Kleidern mit schmutzigen Stiefeln und fettigen Köpfen des Nachts ausstrecken, während tagsüber diese Sophas von den Hotel-Gästen als einzige Sitzplätze benutzt oder von handeltreibenden, allerlei fliegende Ware (Perlmutter-Schnitzereien, Olivenholz-Gegenstände) ausbietenden Kaufleuten als Verkaufsstände ausgebeutet wurden! Wie sollte die Sauberkeit beschaffen sein in einer Stadt, wo man auf der Straße, selbst unterm Fenster des Hotels ersten Ranges, nie sicher ist, nicht mit all dem Unrath überschüttet zu werden, den man im Hotel „gern los“ sein möchte! Aber die innere Erbauung wird und muß uns ja für alles entschädigen, darum vertrösteten wir uns in unserem Mißbehagen auf morgen, den Charfreitag, und dann das heilige Osterfest in Jerusalem. So wanderten wir denn anderen Tages bereits frühzeitig nach der heiligen Grabeskirche; dieser Weg an diesem Tage ist wohl das Interessanteste, was man als Studie für Volksleben, Rassen und Völker-Typen beobachten

kann: die allerverschiedensten Nationen der Welt sind vertreten auf diesem Wege nach Golgatha! Der Armenier mit den tiefdunkeln, träumerischen Augen, der römisch-katholische Pilger und Mönch, der schlaue, verschmitzte Schacherjude mit den zwei Locken zu beiden Seiten der Schläfen, dem schmierigen Kaftan und den ewig, wie zählend, in der Luft umherfuchtelnden Händen, nicht minder der vornehme Jude, an dem alles von peinlichster Sauberkeit förmlich wiederstrahlt, etwa mit schwerseidenem fraise-farbenen Kaftan, schwerer, leuchtend rother Sammetweste, blendend weißem Hemd und dem charakteristischen Judenkäppchen, — und daneben der Türke im Turban und der Araber im Fez, mit der tiefbraunen, sammetnen Haut, den blitzenden, oft mit unendlich hochmüthiger Geringschätzung auf jene sich stoßende und drängende Menge herabblickenden Augen, dem hoch aufgerichteten Gange, der zu sagen scheint: „Wir Moslem sind die Herren dieser Stadt, der Ihr alle huldigt!" — der Russe im Schafpelz, mit seinem zähen Fanatismus und der ungestillten Sehnsucht, sich ins Mystische zu versenken, der vielleicht jahrelang sich die größten Entbehrungen auferlegte und sich's täglich am Mund abdarbte, um einmal im Leben zum Osterfeste hierherzupilgern, das heilige Feuer auflodern zu sehen und sich ein Flämmchen davon mitzunehmen, das seinem festen Glauben nach, alles Erdenleid hinweg leuchten kann, — oder wenn das nicht, ihm dereinst wenigstens die ewige Seligkeit sichern wird. Das breite, gutmüthige Gesicht schaut erwartungsvoll unter der Pelzmütze hervor, mit fast bang kindlicher Neugier all die Wunder anstaunend, die rings umher sich ihm aufzuthun scheinen. Tiefverschleierte Frauen Jerusalems oder Bethlehems stehen in den Gassen und Thorbögen umher; in die schwarzen Gewänder der Ordenstracht gehüllte barmherzige Schwestern, als einzig farbiges Abzeichen das Kreuz auf der Brust tragend, gleiten geräuschlos durch die Menge. Touristen aller christlichen Bekenntnisse drängen sich dazwischen, unter denen der Engländer mit dem starken, angeborenen Ichbewußtsein auch hier sich überall geltend zu machen versteht. Der Patriarch, die höchste Geistlichkeit verschiedenster Glaubens-Bekenntnisse, — alles zieht auf diesem Gang an uns vorüber. Je mehr wir uns der Grabeskirche nähern, desto schwerer wird das Durchkommen, denn die Verkaufsstände zu beiden Seiten der schmalen Gasse verengen den Weg noch mehr. Wachskerzen, Kreuze, Andenken aller Art liegen auf flacher Erde zum Verkauf ausgebreitet, und es wird gefeilscht, gehandelt, geschrieen in allen Sprachen der Welt.

Endlich sind wir vor der gothischen Eingangsthür der kuppelgeschmückten Grabeskirche angelangt. So wie äußerlich ohne jede Einheit in Stil und Anlage, so auch innerlich, so auch moralisch zerrissen, zerstückt alles, nur kein harmonisches Ganze, wie unsere Phantasie geneigt ist, den heiligsten Ort der Christenheit sich zu denken. Nicht ein Gotteshaus über dem heiligen Grabe, sondern eine Unmasse von Kirchen und Kapellen in einer Kirche bei einander, von einer verwirrenden Ueberladung der Ausstattung und einer Fülle der Tradition, daß es unmöglich wird, sich auch nur annähernd eine Vorstellung vom Ganzen zu machen, wenn man es nicht mehrere Male und wiederholt in Augenschein nahm. Da wird gezeigt: Adams Grab, Golgatha, wo das Kreuz gestanden hat, der Stein, auf dem der Leichnam Christi gesalbt worden, unter der Erde die Stelle, wo die heilige Helene die Kreuze gefunden haben soll, die Gräber von Arimathia und seiner Familie, und schließlich das Grab Christi selbst. Alles ist eingebaut und eins vom anderen abgegrenzt. Von Fußbreit zu Fußbreit des Platzes macht die eine der anderen Confession streitig, worauf nur sie allein ein Recht zu haben vorgiebt, — die Lateiner den griechisch Orthodoxen, und diese wieder den Armeniern, und so kommt es Jahr für Jahr zu den unwürdigsten Scenen und Auftritten. Als wir das Gotteshaus betraten, wogte drinnen ein undurchdringliches Menschengewühl. — War das eine Kirche? Kranke, Lahme, Krüppel, Mütter mit Säuglingen an der Brust, ganze Familien auf dem Fußboden hockend, essend, trinkend, rauchend, Kerzen erhandelnd und feilschend, auch Zerstreuung und Belustigung aller Art für die hier tagelang wartende Menge! Wem wäre bei diesem Anblick nicht Christi tadelndes Wort eingefallen: „Mein Haus soll ein Bethaus sein, Ihr aber habt es zu einer Mördergrube gemacht"? Einzelne unter der Menge brüteten stumpfsinnig vor sich hin, halb geistesabwesend vom langen Fasten. Viele unter ihnen bringen auch die Nacht hier zu und warten. Worauf warten sie?

Auf das Erscheinen des heiligen Feuers, das morgen, Sonnabend vor Ostern, aufloht, und das, dem festen Volksglauben nach, vom Himmel fallend, aus zwei Oeffnungen (zwei runden Löchern) in der Rückwand des heiligen Grabes hervorlodert. Dort steht dann der Patriarch, der höchste der griechischen Geistlichkeit Jerusalems, vor der einen Oeffnung und der armenische Geistliche vor der anderen, die Geistlichkeit zündet an diesem Feuer ihre Kerzen an, und die Menge strömt unter geradezu lebensgefährlichem Gedränge herzu, ihre Kerzenbündel an dem heiligen Feuer zu entzünden. Was auch immer mit dem Feuer in Berührung gekommen sein mag, ist heilig und heilbringend. Der durch dasselbe angebrannte Kleidersetzen wird auf Wunden und unheilbare Schäden gelegt, und alles gesundet. Vorsichtig wird die Kerze wochenlang gehütet, brennend erhalten, immer eine neue am Flämmchen angesteckt und so die heilige Flamme mit heimgebracht, besonders viel ins ferne Rußland. Daß das alles mit solchen persönlichen Opfern erkauft, daß bei dem Gedränge und dem durch Fasten bis zu Hallucinationen gesteigerten Fanatismus es sogar oft nicht ohne Blutvergießen abgeht, erhöht nur noch den Werth der Errungenschaft. Wir befanden uns an jenem Ostersonnabend, im Augenblick, als das so bange erwartete Feuer Punkt drei Uhr hervorschlug, gegenüber der Grabeskirche auf dem Altan eines Hauses und übersahen das Hauptportal und den viereckigen, eingebauten Kirchenplatz. Die Menge stürmte mit den so lebensgefährlich errungenen, lodernden Bränden in den geschwungenen Händen aus der Kirche. Es war, als sähe man einen Fackelzug am hellen Tage, dessen Theilnehmer plötzlich alle dem Wahnsinn verfallen seien. Kerzenbündel, manchmal zweiunddreißig Stück auf einmal in lichten Flammen, werden mit fanatischem Geschrei geschwungen, oft mitten hinein zwischen die Menge. Daß da nicht alles in Flammen aufgeht, ist einem fast ein unerklärliches Wunder. Und Schwache, Gebrechliche, Alte, armselige Krüppel, die mit letzter Kraft ihr Kerzchen ebenfalls anzustecken strebten, wurden von der wüthend drängenden, trunkenen Menge zurückgestoßen oder niedergetreten.

Und zwischen diesen Christenpilgern halten — die Türken — als Polizei Ordnung! Mit ruhigem Ernste, wie einer bekannten, leider unabänderlichen Thatsache gegenüber, streben sie nur danach, die in wildem Fanatismus in einander sich verschlingende Menge, die um ein Fetzchen vom heiligen Feuer verbrannten Stoffes sich rauft und blutig schlägt, aus einander zu halten und eine Gasse für ruhige Passanten frei zu halten. Wenn's garnicht anders geht, machen die Türken von ihren festen Lederriemen Gebrauch und schlagen damit in die sich zusammenballende Menge hinein. Wer einmal im Leben Zeuge dieses Schauspieles gewesen, dem wird es erklärlich, daß die Türken Jerusalems sich zu diesem Christenthum nicht bekehren werden.

Dennoch gelang es mir an jenem Charfreitag, bis zum heiligen Grabe vorzudringen. Es ist ein mit Marmor ausgelegter Raum, zu dem eine so niedere Thüre führt, daß man nur gebückt eintreten kann. Die meisten Gläubigen rutschen auf den Knieen herein. Es ist drin so eng, daß nur drei Personen zur Zeit Platz zum Beten haben. Eine Art Sarkophag aus Marmor bildet die Mitte des Raumes, um den herum die Knieenden rutschen bis zum Bilde des Heilandes, das in der Längswand in der Art angebracht ist, als läge dort der Leichnam. Alles schwimmt in einem Lichtermeer von Kerzen, Gold- und Silberlampen und entwickelt eine Hitze, die, von keinem reinen Lufthauch je unterbrochen, einem fast den Athem nimmt. Zwei russische Bäuerinnen und ein russischer Pope waren mit mir gleichzeitig dort. Sehr bezeichnend für die im russischen Volke noch heute lebendige Unterwürfigkeit, zogen sich die von der Heiligkeit des Ortes tief ergriffenen Frauen, deren Stirn fortgesetzt den Boden demüthig streifte, in den äußersten Winkel zurück, sich zuflüsternd: „Platz! Eine Herrin will beten." Selbst hier hatten sie nicht einmal einen Moment das Gefühl, daß wir gleich sind vor Gott. Aber ich glaube, nur sie, die da wirklich sind wie die Kinder, und deren Wunderglaube durch den Tumult rings umher nur noch gestärkt zu werden schien, vermögen hier zu beten; wer Sammlung beim Gebete braucht und Erbauung vom Gebete erwartet, der kann zu Ostern überall eher beten als in der Grabeskirche.

Welch andere Feier war dagegen der Aufenthalt am Ostermontag in Gethsemane! Auf einem flinken Eselchen, einen Eingeborenen zum Führer, ging es an jenem Tage, nur von einer gleichgestimmten Freundesseele begleitet, hinaus aus den Thoren Jerusalems durch das Kidron-Thal nach dem Oelberg, an dessen Fuße der Garten Gethsemane liegt. Wie dankbar empfindet man's, daß hier „das liebe Himmelslicht nicht durch gemalte Scheiben bricht", sondern der herrlich blaue Himmel sich frei über einem wölbt und rings umher auf der geheiligten Erde alles duftet, blüht und sproßt. Vom Oelberg hat man auch das schönste Bild über die ganze Stadt Jerusalem, die, fest eingegürtet von einer trotzigen Steinmauer mit 34 Thürmen, noch das alte Thor uns zukehrt, „das goldene" genannt, durch das der Heiland geritten sein soll, als die Menge ihm an jenem ersten Palmsonntag das „Hosianna" zujubelte. Die Muhammedaner haben es zugemauert und hüten es mißtrauisch und eifersüchtig, denn ihrer Tradition nach soll ein christlicher Eroberer, wenn er eines Freitags einzöge, die Stadt von hier aus einnehmen können. In weiter Ferne am Horizont dehnen sich, in blauem Dufte schimmernd, die Hügelketten aus. Die Stadt selbst ist hochgelegen auf Zion und Morija. Sie bildet mit ihren unzähligen Kuppeln und Minarets, mit dem Prachtbau der Omar-Moschee im Vordergrunde, mit deren herrlichem Tempelplatz, deren kühnen Freitreppen und den graziösen Thorbögen, — den Resten des Salomonischen Tempels, — mit den dazwischen verstreuten, tiefernsten Cypressen und graugrünen Olivenbäumen, ein Städtebild, wie es wohl einzig in der Welt dasteht! Ein ungelöstes Räthsel bleibt es einem dabei, wie eine Stadt als Bild so schön und innen in ihrer Realität so grausam verkommen und schmutzig sein kann.

Der Weg, die einzige Landstraße, die sonnig und steinig durchs Kidron-Thal führt, hinauf nach dem Oelberg, war verhältnißmäßig öde und menschenleer. Das Eselchen trabte geduldig vorwärts, eigentlich ohne jede Leitung, da es anstatt der Zügel nur eine Kette im Maul hatte, die viel zu kurz war, als daß ich sie hätte als Zügel benutzen können. Nebenher schritt gravitätisch der Führer, in eine Art Toga gehüllt. Sein feingeschnittenes Gesicht mit der kühngebogenen Adlernase schien mir so bekannt, daß ich es immer wieder betrachten mußte; endlich tauchte die Erinnerung an ein Bild in mir auf. Ob der Mann dazu Modell gewesen? Auf dem leider durch Feuer zerstörten Rundgemälde „Jerusalem" des so früh heimgegangenen Meisters Pilgbein mußte ich diesen oder einen ganz ähnlichen Charakter-Kopf schon gesehen haben! Hier und da begegneten uns unterwegs scheue, spitzschnauzige, wilde Hunde, die dort überall beutegierig umherlungern. Bald genug sahen wir auch das Ziel ihrer Wanderung, den Cadaver eines halben Esels, in dessen halbverwesten Resten eine Hündin sammt ihren Jungen hauste, und weiterhin, auf der belebtesten Verkehrsstraße Palästina's, nur etwa 25 Minuten von der Stadt entfernt, lagen kurz hinter einander zwei todte Kamele, ebenfalls halbverwest, auf offener Straße, und heulend scharten sich die wilden Hunde um dieselben. Man begreift es, daß der Hund bei den Israeliten für ein unreines Thier galt, und erst, wenn wir seine Dienstpflicht als freiwilligen Straßenreiniger und -Räumer erkannt haben, können wir verstehen, daß die wilden Hunde eine dringende Nothwendigkeit sind und nicht ein Uebel, als welches wir die unschönen, unsauberen Thiere anfangs verabscheuen. — Auf der Höhe des Oelberges angekommen, genossen wir einen herrlichen Blick über das jenseits gelegene „Todte Meer", das zwischen den zerklüfteten, wilden Felspartien des Gebirges Moab stahlblau, fast greifbar, vor uns zu liegen schien. In der Ferne, wie ein goldenes Band im Sonnenschein aufleuchtend, — der Jordan. — Hinab, wieder zurück gen Jerusalem reitend, vorbei an Kirchen, Hospizen, Kranken- und Pilgerhäusern aller Nationen, die sich hier am heiligen Oelberg angesiedelt, machten wir am Fuße des Berges Halt an einem von kahler, hoher Mauer im Viereck umzogenen Garten voll tiefernster, uralter Oelbäume und Cypressen. Das war Gethsemane.

Ein stiller, bescheidener Mönch öffnete uns und hieß uns freundlich eintreten. Wie ein Friedenshauch wehte es uns entgegen, und hier unter dem Laubdach der uralten, knorrigen Olivenstämme, umduftet und umblüht von unzähligen, im Abendwind leise sich neigenden Blumenkindern, unter den stillen, ernsten Cypressen, die wie Riesenfinger schweigend gen Himmel wiesen, überkam uns jene weihevolle Osterstimmung, die man in der Grabeskirche vergeblich sucht. Nachdem der Mönch uns gebeten, nichts ohne sein Beisein abzupflücken, — er gab uns selbst nachher ganze Hände voll Blumen, — ließ er uns rücksichtsvoll allein. Und allein möchte man, muß man hier sein, nicht in Gesellschaft vieler, noch so sympathischer Menschen; darum hatten wir uns auch an jenem Tage von der Gesellschaft abgezweigt und genossen in der „Einsamkeit zu Zweien" diese Stunde unvergeßlicher Weihe.

Die Stationen der Leidensgeschichte, die als Reliefs längs der Mauer eingefügt sind, die Gestalt des betenden Heilands, das alles paßt an diesen Ort und erhöht seine Weihe und seinen Ernst. Und warum sollte einer jener Oelbäume nicht der Oelbaum sein, unter dem der Heiland gerungen und wo er gebetet? Werden diese Bäume doch über tausende von Jahren alt! Im Scheine der untergehenden Sonne glühen die heißen Farben der stillen Blumen zu unseren Füßen noch einmal leuchtend auf, und ihr süßer Duft breitet sich betäubend und einschläfernd über uns; ob wohl auch die Jünger dieser Duftwelle unterlagen, da sie hier durchaus nicht wach bleiben konnten? Ein Abendglöcklein tönt zu uns herüber und mahnt uns, daß wir scheiden müssen von dem weihevollsten Fleckchen Erde, das dieses heilige Land für unser Empfinden gehabt. Hier ist es, als ob die Gebete, die seit Jahrhunderten von den verschiedensten Generationen und Völkern der Erde hier zum Himmel stiegen, uns noch heute als etwas Segenbringendes umschweben und jene Weihestimmung über diesen Wundergarten breiten, die schon für manches Herz geworden „ein Osterfest in Jerusalem".

Nachdruck verboten.

Der Kostümball im Königlichen Schloß zu Berlin.

Von Professor A. v. Heyden in Berlin.
Siehe das Bild Seite 61.

Die schöne Zeichnung des Professors Emil Doepler d. J. bringt den geehrten Leserinnen ein sehr getreues Bild des bedeutungsvollsten Momentes des Kostümfestes, welches am 27. Februar im Königlichen Schloß gefeiert worden ist. Ihre Majestät die Kaiserin, welche mit ihrem Gefolge den von kostümirten Gästen erfüllten weißen Saal betreten, hat nach einem kurzen Rundgang mit huldvollster Begrüßung einzelner hervorragender Personen die Stufen des Throns bestiegen. Seine Majestät der Kaiser, in der Uniform der Leib-Compagnie des 1. Garde-Regiments, hat diese unter Trommel- und Pfeifenklang in den weißen Saal geführt und ehrt seine hohe Gemahlin, indem er die Garden nach seinem Commando salutiren läßt.

Die bildliche Darstellung enthebt mich einer genauen Beschreibung von Details. Da aber das Fest kein Maskenfest, sondern ein solches war, das in historischer Erinnerung die echte Form und Farbe der Zeit geben sollte, und somit das Ganze eine gewisse kulturelle und kostüm-wissenschaftliche Bedeutung hatte, so wird es vielleicht nicht unerwünscht sein, diese Punkte hervorzuheben.

Wie bekannt, hatte eine Hofansage auf einen Ball vorbereitet, auf dem streng das Kostüm des Jahres 1797 getragen werden solle. Es sollte versucht werden, zu zeigen, wie ein Hoffest zur Zeit des Geburtsjahres unseres großen Kaisers ausgesehen haben möge. Da getanzt werden sollte und die im Erfinden und Wiederbeleben alter Tänze und Tanz-Touren so begabte Frau Wolden mit dem Einüben derselben betraut war, so sollte das ganze Fest wohl nicht den Charakter der sogenannten Cour en rondo damaliger Zeit, sondern den der Cour en volante tragen, wo sich ein freieres, heiteres Leben entfaltete, auch die Toiletten-Vorschriften der Damen weniger streng waren.

Noch stand die äußere Erscheinung der Offiziere fast ganz unter den Formen der friedericianischen Zeit. Die Uniformen strotzten von Stickereien, die gepuderten Haare mit Zopf, dieser eine Erfindung Friedrich Wilhelms I., deckte der dreieckige, bei den Ober-Offizieren mit Plumage gesäumte Hut. Die rothen Zietenhusaren mit den Leoparden-Fellen, und namentlich die Offiziere der Bosniaken und Towarczis, in ihren langen theils rothen, theils schwarzen, mit Silber beschnürten Röcken, machten einen sehr eigenartigen, fremdländischen Eindruck gegenüber dem sonstigen Militär in den reichen, meist knappen Bekleidungen. Auch das Hofkostüm der Civil-Herren (Uniformen der Civil-Beamten erschienen erst in dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts), waren noch wesentlich alten Traditionen treu geblieben. Der bereits in Frankreich und England sich einbürgernde Frack war ausgeschlossen. Nur durch einen ziemlich hoch steigenden Klappkragen machte der ausgeschnittene Herrenrock, das Hofkleid der Zeit Ludwigs XIV., der neuen Zeit Concession. Ausschließlich von Tuch, Sammet und Seidenstoff in allen Tönen vom glänzenden Gelb bis zum Schwarz, war er hin und wieder an den Rändern mit zierlicher Stickerei versehen, wie bei dem Oberhof- und Hausmarschall Grafen Eulenburg, dem Erbprinzen von Hohenlohe-Oehringen und dem Grafen Ferdinand Harrach. Die kurze Kniehose war fast überall hellfarbig, die seidenen Strümpfe weiß, nur wenige Herren hatten schwarze Escarpins gewählt. Einigermaßen befremdlich und die vollkommene Echtheit der Erscheinungen störend wirkten die Bärte der Herren, zu deren gänzlicher Entfernung sich kaum jemand hatte entschließen können. Denn im Jahre 1797 war, da überall noch Perücke getragen wurde, der Bart für den Mann, selbst für den Militär absolut ausgeschlossen. Nur den Husaren war er vorschriftlich. Aber wenn Friedrich Haase als Königs-Lieutenant jederzeit zu seiner weißen Perücke den, an sich unmöglichen, zierlichen schwarzen Schnurrbart trug, so wußte er sehr gut, wie kleidsam diese kulturhistorische Unmöglichkeit sei. Und diese wiederholte sich mit gleichem Erfolg an diesem Abende: Der bloße Schnurrbart kleidete den Militärs vortrefflich, und nur der Umstand, daß durch fast hundertjährige Bartlosigkeit der Gedanke an diesen Schmuck des Mannes verloren gegangen war, erklärt es, daß die Militärs des 18. Jahrhunderts so wenig ihren Vortheil verstanden hatten. Der Kinnbart und Backenbart freilich über dem unvermeidlichen Jabot konnte keine andere Entschuldigung finden, als die sanitären Rücksichten auf das winterliche Wetter. Dagegen wirkten die breiten Ordensbänder über den hellen, häufig gestickten Westen, die auf dem Rocke funkelnden, nicht metallenen, sondern nach alter Weise wirklich gestickten Sterne sehr günstig, zumal es nicht viele waren, die solchen Schmuckes sich rühmen durften, denn selbstverständlich konnten nur die Ordenszeichen getragen werden, welche in jener Zeit bereits existirten. Das waren außer einigen wenigen ausländischen nur der

schwarze Adlerorden und die erste Klasse des rothen Adlers, der seine zweite Klasse erst 1802 erhielt.

Die größten und unserer heutigen Mode gegenüber auch begreiflichen Zweifel hatten zuerst die Kostüme der Damen bei diesen gefunden. Man war entsetzt über die Zumuthung der kurzen Taillen an den Kleidern. Der Widerwille aber schwand, als man fand, daß diese Tracht für ein unbefangenes Auge eigentlich ganz kleidsam sei.

Das Kostüm von 1797 gehörte einem Uebergange an. Frankreich, das seit der Regierung Ludwigs XIV. einen unwiderstehlichen, oder besser, einen unwiderstandenen Einfluß auf Kultur und Mode ausgeübt, war durch das letzte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts Wege gewandelt, welche schon aus politischen Gründen die Moden-Macht dieses Landes gebrochen hatten. Das übrige Europa konnte kaum Lust verspüren, den Einflüssen von der anderen Seite des Rheins zu folgen, die ohnehin an Mode-Einfällen wenig ergiebig waren. Und wenn auch mit dem im großen, wie im kleinen so oft bewährten Scharfblick der Hohenzollern für das Praktische König Friedrich Wilhelm III. das Pantalon für den täglichen Gebrauch von den Franzosen holte, so zog diese Neuerung keine wesentlichen Consequenzen für die übrige Tracht. Für das Kostüm der Frauen übernahm England entschieden die Führung, wo das vortreffliche, überaus künstlerisch ausgestattete Mode-Journal **Galery of fashions** erschien. Erst von England kam die Verlegung des Taillen-einschnittes dicht unter die Brust nach Deutschland, wenn auch schon um 1794 Frankreich die bisher übliche lange Taille mit dem **fichu menteur**, dem Reste der Moden aus den glücklichen Tagen der Marie Antoinette, aufgegeben hatte. Aber man behielt den weiten faltigen Rock jener Zeit bei, der namentlich in England modisch blieb, wo der sogenannte **cul** in beschränktem Maße nach vorn verlegt wurde, und übertrug die kurze Taille mit dem weiten Rock nach Deutschland. Jedoch wurde die eigentliche englische Hoftracht mit mächtigem Reifrock, welche genau der Mode der Jahre 1770 bis 1780 am französischen Hofe entsprach und sich bis in die allerletzten Jahre des 18. Jahrhunderts am Hofe von St. James erhielt, nicht von Deutschland angenommen.

Diesen Einflüssen waren denn auch die Damen-Toiletten unseres Hoffestes gefolgt, welche aber nicht mit den knappen, die Formen des Körpers mehr zeigenden als verbergenden Kostümen des Directoriums und ersten Kaiserreiches verwechselt werden dürfen. Die kurze Taille mit ziemlich tiefem Brust-ausschnitt bedeckte die Schulter durch Spitzen oder gestickte Fichus. Der verhältnißmäßig ziemlich weite Rock mit kleiner Schleppe hatte seine Faltenmasse am Rücken, während vorn nur deren wenige lagen, an den Seiten sie aber fast ganz fehlten. Die Stoffe waren überwiegend hell, nicht sehr kostbar, aber sie wurden es durch Stickereien von Seide, Gold, Silber und Glasperlen. Häufig theilte sich der Rock und zeigte ein Devant von hellerem Stoffe, das namentlich Gelegenheit zu reicher Ausstattung durch Spitzen und reiche Stickerei bot. Mitunter milderte eine gestickte Tunica von durchsichtigem Stoffe die Farbe des oberen Theiles des Rockes. Ein farbiger Gürtel umspannte die hohe Taille, und in reichen Falten legte ein oft sehr kostbarer Shawl sich über Rücken und Arme. Das Haar war entweder in einer Fülle von Locken angeordnet, wie bei Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich Leopold, oder, zum griechischen Knoten gewunden, mit Bändern und Diadem geschmückt; überall machten sich tief in die Stirn fallende kleine Locken geltend. Oft waren die Haare sehr complicirten Bildungen unterworfen, leicht gepudert und mit turbanartigen, ziemlich hoch aufsteigenden Binden durchflochten, selten fehlte ein Schmuck von nach vorn sich beugenden Straußenfedern in heller Farbe. So war der Charakter aller Damenkostüme, deren sehr viele, unerachtet ihrer Einfachheit, durch große Vornehmheit sich hervorthaten. Vor allem muß in diesem Sinne das Kostüm Ihrer Majestät der Kaiserin hervorgehoben werden. Neben ihr erschien Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin Friedrich Leopold in einem, einem englischen Portrait ihrer Urgroßmutter entlehnten Kostüm in Weiß mit blauem Gürtel und blauem Shawl, das Kleid selbst am unteren Saum durch alte Stickerei geziert. Die Frau Oberhofmeisterin Ihrer Majestät, die Gräfin von Brockdorf, trug das schwarze Kleid eines bekannten Bildes der Gräfin von Voß, weiland Oberhofmeisterin der Königin Luise, als einzige Dame in Schwarz einen sehr malerischen Gegensatz zu den farbigen Erscheinungen der übrigen Damen bildend. Es würde aber den mir gestatteten Raum weit überschreiten, sollte in eine umfassende Beschreibung der Kostüme eingegangen werden. Obwohl die Schnitte der Kleider eigentlich einfach und wenig verschieden waren, so brachten doch die phantasievolle Gestaltung des Ausputzes bei feinster Tönung in der Farbe der Stoffe, der Reichthum der Frisuren, endlich die Erscheinungen der Herren in ihren Kleidern und Uniformen, welche Farben-Combinationen zeigten, wie sie die Gesellschafts-Toilette unserer Tage nie zu schaffen vermag, eine solche Fülle von herrlichen Bildern hervor, dergleichen dieser Festsaal kaum je geboten haben dürfte. Wie sehr auch Absicht und Vorüberlegung hierbei mitgewirkt haben, so thut der Zufall doch immer das Beste. Man glaubte oft, die beständig wechselnden Bilder eines riesigen Kaleidoskopes vor sich zu haben, in dem das leuchtende Roth einiger Atlas-Roben und Uniformen als Dominante wirkte.

Der ganze Eindruck der Festlichkeit zeigte ungezwungene, fast familiäre Heiterkeit. Man gefiel sich und gefiel auch anderen. Sollte dazu nicht auch gerade die Art des Kostüms der Damen beigetragen haben? Man gestand sich, daß die anfangs so häßlich und unmöglich erscheinende Tracht, — immer einen vorurtheilslosen Blick vorausgesetzt, — nicht nur sehr gut kleide, sondern, daß man sich in ihr auch unendlich bequemer und unbehinderter fühle, als in den unnatürlichen Zwangs-kleidern der modernen Moden. Es ist das eine bei den Bestrebungen für rationelle Reform der Frauenkleidung wohl zu beachtende Thatsache.

Vielleicht ist das Geschick uns günstig, daß wir in die Lage kommen, in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift wahrheitsgetreue Bilder einiger Fest-Theilnehmerinnen nach photographischen Aufnahmen bringen zu können.

Nachdruck verboten.

Carnevals-Radfahrerfest „All Heil" im Wiener Künstlerhaus.

Von Natalie Bruck-Auffenberg in Wien.

Die Jugend und die Moderne führen das große Wort auch im Wiener Künstlerhause. Der altberühmte „Gschnasball" der Künstler-Genossenschaft machte in diesem Jahre eine Ruhepause, und in die Bresche sprang dafür der junge Radfahr-Club „Künstlerhaus", die Wiener Gesellschaft und Kunstwelt zu einer prächtig tollen Festnacht vereinigend, so actuell wie nur möglich. Der uralt-ewigjunge Künstler-Humor, mit moderner Kunst und modernstem Sport verschmolzen zu einem köstlichen Ganzen, dem das elegant-behagliche und doch schneidige Wiener Temperament die echteste Weihe gab.

Das kostümliche Bild freilich, das sich eben aus dress oder Sommerkleidung als volles Conterfei der Gegenwart combinirte, stand hinter dem gewaltig malerischen, einheitlichen Eindruck zurück, den andere Fest-Programme, beispielsweise das herrliche Hubertusfest des Vorjahres, geboten hatten; auch der berühmte „Gschnas" der Saal-Decorationen war ein anderer als sonst, dem veränderten Milieu entsprechend, alles sportlich-modern, aber voller Grazie und neuartigem Humor, der neuen Sache künstlerisch abgewonnen, — die radfahrenden Maler verstehen das Ding eben doch mit anderen Augen anzusehen, als die sonstige, blindlings dahinradelnde Menschheit.

Schon im Vestibül versetzt Weyr's startender Amor zu Rad, der über phantastisch prächtige Blumenhindernisse hinweg die Hauptstiege heruntersausen will, in die Stimmung des Abends, die sich steigert beim Durchschreiten der Placat-Galerie, in der amerikanische Rad-Placate mit ihren kühnen Farben und Zeichnungen prächtig decorativ verwerthet erscheinen. Im vollen Fahrwasser findet sich die flotte Sommergesellschaft aber zumeist im großen Record-, **vulgo** Stiftersaale, in dem die denkwürdigen Räder der größten Record-Fahrer der Gegenwart zwischen decorativen Festons in großer Anzahl die Wände beleben. Aristides Tricycles, der in 14 Stunden 56 Min. den Record Athen-Wien zurücklegte, findet fast ebenbürtige Partner an John Tandem, dem Engländer, Van der Spurt aus Amsterdam, Pietro Pedale aus Italien, A. B. Kretscher und A. B. Springer und sogar dem berühmten Dasan-Mir aus Tiflis. Ein köstlich modern gehaltener Fries, Radfahrer und Radfahrerin von Zasche, vervollständigt die prächtige Decoration, die Architekt Urban geschaffen. Vor zwei Jahren auf einem Gschnasfeste war es, wo er, als das geistige Oberhaupt des „Siebener-Clubs", ein ganz junger Künstler, zum ersten Male sein aufstrebendes Decorations-Genie zeigte in der Ausschmückung eines sehr kleinen Raumes, aber ein Juwel vor allem, und heute ist er allein der „Macher", wie man wienerisch sagt, in allen Festräumen; sein „Club-Zimmer" mit den stimmungsvollen Bänken um den großen Kachelofen, dem reizenden Tandem-Fries von Heinrich Lefler und den Prunkgefäßen von Bildhauer Waschmann, deren Herrlichkeit sich aus dem unglaublichsten zerbrochenen Gerümpel zusammensetzt, ist eine Perle an Wohligkeit, die aber auch die gehörige Clubstimmung gedeihen läßt! Von den Wänden des lieben Raumes grüßen meisterhafte Portraits radfahrender Künstler, voran das graubärtige Tandem-Paar der Club-Vorstände, Professoren Lichtenfels und Weyr, von Hans Temple gemalt. Daneben tobt das Tanzgetümmel im großen französischen Saal, den Fritz Kautzky und Rottanara in eine Lichtung unseres Wienerwaldes umgewandelt haben, in deren vollen, hellen Landschaftszauber es von allen Seiten lustig hereingeradelt kommt; überall im kühlen Schatten lagern sich die Sportgenossen, selbst die Frösche am Wasser erscheinen zu Rad. Am reichlichsten fühlt sich die Schau- und Lachlust zugleich mit dem feinsinnigsten Kunstgefühle aber im „Kunst-Museum" befriedigt, einer Sammlung entzückender Plastiken und Gemälde, dem actuellen Thema abgewonnen. Seine Krone ist der gekrümmte radfahrende Affenmensch von Seligmann: „**Bicyclanthropos curvatus**", eine Rückbildung der Menschengestalt, wie sie der Radsport im 20. Jahrhundert erzeugt haben wird: während sich die nackten Beine und die das Gouvernail bearbeitenden Hände riesenhaft entwickelten, gehen Rumpf und Kopf, insbesondere der Gehirntheil, affenartig zurück; Renn-dress und Ehrenzeichen fehlen natürlich nicht. Da ist eine Tennis-Spielerin zu Rade, Erlkönig von Darnaut sehr gelungen ins Radfahrende übersetzt, ein Ritter-Turnier zu Bicycle von Adukiewic (ein geharnischter Kämpe schlitzt dem andern die Pneumatic auf), ein ausgezeichnetes Caricatur-Portrait des Statthalters Grafen Kielmannsegg, der ein leidenschaftlicher Radfahrer ist, ihn des Nachts, gefolgt von einem Lösch-Train der Feuerwehr, darstellend, mit gelungenen Licht-Effecten. Das Bild von Pippich trug bereits den Vermerk: „Verkauft", wie nicht anders zu erwarten stand. Kaufmann gab eine Radfahr-Novelle: Ein abendlicher Buchenwald, an einem Waldpfad ein Herren- und ein Damenrad einsam am Baume lehnend — —. Dann die so beliebten Titelblätter für die „Jugend". Eins trägt zu einer überaus sprechenden symbolistischen Zeichnung die Verse:

„Wer radelt einher durch Wetter und Wind?
Eine Mutter ist es, ohne ihr Kind!
Es hat jetzt das Weib ein Radel zu viel,
Das ist der neue, moderne Stil!"

Neben noch vielen anderen bildlichen Schöpfungen zeigten besonders die Plastiken, wie sich das Leben zu Rade künstlerisch trefflich verwerthen läßt. Nicht nur Vogel's graziöses „Radl-Madl" ist eine Schöpfung für mehr als bloß eine Carnevals-Nacht; auch die Radfahrerin, die fallend einen Sicherheits-Wachmann zu Boden wirft, während ihre Collegin die Flucht nimmt (Unterschrift: „Die wahre Liebe ist das nicht!"), Amor zu Rad, von einem Wachmann am Ohr genommen, ein Stier, eine Bicyclistin aufspießend (Unterschrift: „All Heil??") oder Maler Kaufmann, auf dem Fahrrade malend, sind über alle Maßen subtile, graziöse Sachen, und die übliche Licitando-Feilbietung der Kunstwerke dürfte diesmal hitzig genug werden. Nicht minder interessirte man sich für das von Zasche illustrirte, witzige Radfahrerblatt „Von Fall zu Fall". Eine der Annoncen möge hier Platz finden:

„Jenes reizende blonde Fräulein, welchem ich am 2. d. M. in Heiligenstadt im Vorbeifahren leider das rechte Pedal abriß, wird gebeten, ob eine nochmalige ehrbare Annäherung möglich wäre. Antwort unter: «Linkes Pedal» an die Expedition."

Die Sicherheits-Wachmannschaft, diese geborenen Feinde des Radfahrers, bekamen an dem Abend ihr gut Theil ab, — ein Glück, daß kein echter Schutzmann da war, um sich über das Treiben seiner Pseudo-Collegen zu ärgern, die in diesem Falle aber als die geschworenen Feinde aller nicht in Rad-dress befindlichen Fußgänger erschienen.

„Erlauben's," sagte ihr witziges Capo mit etwas böhmischem Anklange, — ein Charakteristikon gewisser amtlicher Wiener Kreise, — „als Fußgänger da müssen's haben numerirte Legitimation, sonst werden's aufg'schrieben!" Und die „Fußgänger" mußten sich wohl oder übel die numerirten Plaques anhängen! Besonders drastisch war es, als die Wachmannschaft den Statthalter attaquirte und von ihm mit ein paar Gläsern Bier — bestochen wurde. Graf Kielmannsegg sammt seiner Gemahlin, auch einer echten Radlerin in flottem, reizendem weißem dress, fühlte sich augenscheinlich urwohl im collegialen Kreise, desgleichen eine zahlreiche hocharistokratische Gesellschaft. Es war aber auch prächtig, im Club-Zimmer oder unten im „Gemüthlichen", dem „Wirthshause zum Kilometer-Fresser" zu sitzen und dort dem Wiener Heurigen-Quartett zuzuhören; insbesondere wenn der „Pepi Urban" seine berühmten Wiener Lieder mit herrlicher Stimme zum besten gab, staute sich Kopf an Kopf. Droben waren die Ausstellungsräume des Aquarellisten-Clubs und die hochinteressante Placat-Ausstellung der speise- und trankbedürftigen Menschheit zur Verfügung gestellt, doch die trefflichsten Kunstwerke verblaßten neben dem lebendigen Bilderbuch, das da vorüberwogte. Man sah hier die Thatsache, wie einerseits der Radfahrer an Kleidsamkeit seiner nachlässig bequemen Tracht vor den Radfahrerinnen immer ein gut Stück voraus hat, insbesondere wenn die Damen sich auch nur die leisesten Extravaganzen erlauben. Unbedingt schön und adrett waren nur das dress mit Rock und kurzer Figaro-Jacke, wenig bauschender Bluse und langen Binde-Cravatten. Bloomers sah man, in richtiger Erkenntniß der Sachlage, nur zwei oder drei Paar. Eine neue Variation, die etwas für sich hat, war die dunkelfarbige kurze Jacke zu hellem Rock und Bluse oder Weste; besonders hübsch und zu festlichen Radfahr-Gelegenheiten gewiß auch wohl passend fanden wir den rothen Rock der Parforce-Reiter in die kurze Jacke der Radfahrenden übersetzt, zu sonst weißem dress mit schwarzer Cravatte. —

Ueberhaupt warf die zuverlässig kommende hochrothe Mode des nächsten Sommers ihre Lichter überall voraus. Nicht nur drei überaus stilvolle Gigerl-Damen in hochrothem Piqué mit Mohnblumen-Hüten fanden enormen Beifall, überall sah man die kleidsame eclatante Farbe mit Vorliebe angebracht. Einen allerersten Preis erkannte man zwei schönen Frauen, echtestem Wiener Typus, zu, die als „spanische Radfahrerinnen" in weißen Piqué-Kostümen mit schwarzem Grelot-Besatz und weiß-schwarzen Boléro-Hüten, weiß-schwarz carrirten Strümpfen erschienen waren; da und dort erschienen auf der Toilette zierliche Fahrräder angebracht, Toiletten voll Frische und Chic. Höchste Bewunderung fand die schöne Baronin Haas-Wächter in weißer Tuch-Toilette mit schwarzem Sammetfrack, das Kleid mit in Tusche gemalten Radfahr-Scenen geschmückt; die Hauptsache aber war der Hut, aus einem lebensgroßen, verbogenen Pneumatic-Rade hergestellt, auf einer hohen Spitze eine Radlaterne mit Glühlicht tragend. Die berühmte Malerin Olga Wisinger hatte die glänzende Idee, als Samariterin vom rothen Kreuze zu erscheinen, jedem Bedürftigen ihre Schätze an Verbandzeug, Cognac oder — Lorbeerblättern spendend. Zu thun hatte sie genug, denn havarirte Radfahrer gab es da selbstredend. Ein solcher verbundener Mensch ließ sich gar von zwei gesunden Collegen herumschleppen, unter Schmerzenslauten „All Heil!" schreiend; ein anderer begnügte sich damit, bloß Ohren, Augen und Nase aus lauter Jodoform-Gaze und Carbol-Watte ein wenig herausschauen zu lassen, während andere Arme und Beine in Schlingen und reichlichen Bandagen zur Schau trugen; waren es doch Mitglieder des Fahrrad-Clubs: „Die Baubrecher". Ein anderer war höchst actuell als Kretenser aus Kreta erschienen, — sein Fahrrad eine Kanone, sein Sportgruß: „Allah Heul!" Ein Engländer trug eine Radfahrerglocke als Cravatten-Nadel an der Brust, und der Unglücksmensch bimmelte darauf mit erschreckender Ausdauer, sobald dies die ihm Begegnenden zu thun unterließen. Eine Pierrot-Gruppe, im Privatleben Kunstgewerbe-Schüler, hatte sich Fahrräder ins Antlitz gemalt, die über den Augen wie Brillen saßen, die Fahrrad-Nummer groß und deutlich auf der Stirn. Armbinden mit witzigen Devisen, — z. B. einer von Lorbeeren umgebenen Schnecke, — ferner auch Fuß- und Bauchbinden der Preisgekrönten sah man genug. Einen Höhepunkt erhielt das Treiben durch den Einzug der echten, berühmten Rennfahrer in angestauntem dress, die von den bescheidenen Sportgenossen höchlich gefeiert wurden. Jedenfalls bot sich ein hochmodernes Gesammtbild dar, originell insbesondere während des Tanzes selbst, dem bis in den hellen Tag hinein gehuldigt wurde, — denn solid nach Hause gehen und noch ein bißchen vor dem Frühstück schlafen, — im Wiener Künstlerhause kennen sie das nicht!

Ein Nachspiel fand das Fest, wie alle diese Künstlerhaus-Veranstaltungen in der Ausstellung der decorirten Festräume, zu der sich das Wiener Publicum eine Woche lang fanatisch zu drängen pflegt, eingekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge! Die Radfahrer waren diesmal allen voran, und sie können ihre Freude haben an den künstlerischen Ehren, die ihrem Stahl-Steckenpferde da wiederfahren sind.

Redactions-Post.

Antworten.

Hrn. R. B. in Mainz. — „Umgehend" wünschen Sie von uns Bescheid, wann man dieses Wort brauchen soll. Einstens schrieb man „mit wendender Post", d. h. also: mit dem zurückkehrenden Wagen. „Umgehend" brauchte man für eine Antwort, die man mit dem heimkehrenden Boten erwartete. Heute wendet man das Wort für „schnell" an, ob mit Berechtigung, wollen wir nicht entscheiden. Jedenfalls sind diese Ausdrücke milde gegen Cito! Subito! Tout de suite! welch letzteres den Franzosen 1870/71 aus deutschem Munde so verhaßt geworden war. Der Berliner braucht dafür neuerdings wohl auch das höchst anmuthige: „Plötzlich!"

X.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Große; für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 9, 1. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. Mai 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Im Frühling. Nach einer Original-Zeichnung von O. Dinger in Düsseldorf. — Siehe Seite 72.

Nachdruck verboten.

Mamsell Bärbchens Maien.

Novelle von Ernst Behrend in Berlin.

(Schluß.)

Auf allem Unkraut, das in ihrem Herzen wucherte, wuchs doch immer diese oder jene edlere Blume oder Frucht. Aber wie sie sich auch selbst unablässig bemeisterte, eines wollte ihr nicht gelingen, nämlich an den abgewiesenen Freier gar nicht oder doch nur mit ehemaliger Seelenruhe zu denken. Die Liebe zu ihm, die häßlich mißachtete, hatte doch schon zu viel Feld gewonnen gehabt, um sich so, mir nichts dir nichts, in die Rumpelkammer verweisen zu lassen. Und die Bannmeile der kleinstädtischen Geselligkeit war so eng, daß sich die beiden Leutchen doch alle Augenblicke begegnen mußten, wobei dann nicht nur der Mamsell die Erkenntniß aufdämmerte, und es ihr immer klarer wurde, daß sie um trügerischen Heiligenschein echtes Glück verscherzt hatte, sondern auch die kaum in ihrem Busen erknospete und alsbald schon zur Verkümmerung verurtheilte Liebe neue Nahrung erhielt, wenig nur, aber doch genug, um fort zu leben in der Klause eines seit kurzem merkwürdig beklommenen Mädchenherzens. Jedes Mal, wenn Mamsell Bärbchen mit dem edlen Jüngling zusammentraf, hatte sie Gelegenheit, den Anstand, mit dem er den erhaltenen Korb trug, aber auch den leisen Schmerzenszug in seinem von Natur freundlichen Antlitz zu beobachten. — Er hatte sie also doch recht lieb gehabt? Ihre Abweisung war ihm nachhaltig zu Herzen gegangen? Weshalb geliebt? Wegen ihrer strengen Tugenden, deren Krone die nun vergessene Treue für den Todten gewesen? — Oder war sonst noch etwas Liebenswürdiges an ihr gewesen, das sie selbst vor dem Glanz der mit Bewußtsein gepflegten Eigenschaften nicht bemerkt haben mochte? Ein Aschenputtel unter den Erscheinungen ihres Wesens? — Liebte er sie noch? Mußte seine Neigung ihr nicht für immer verloren gegangen sein? — Ach, das waren Fragen, die sie quälten, und worauf sie keine sichere Antwort fand! Nun waren lange Stunden da, in denen sie, statt wie sonst zufrieden und freien Blicks um sich zu schauen, trübselig, mit verbissenem Groll gegen sich und die Welt herumhockte, mit der Miene des Unmuthes vor sich in den Schoß starrend. In solchen Stunden ward aus dem schmucken Bärbchen, das sie immerhin gewesen, eine finstere Barbara, der zusehends die Sympathie der Menschen verloren ging. Auch das gewahrte sie, aber sie wußte kein Gegenmittel. So lebte sie ungesegnete Tage. —

Das Beispiel des Herrn Eins in der tugendsamen Glücksgärtnerei fand bald Nachahmung, am ehesten bei Herrn Zwei, der ganz betrübt umherging, seitdem jener nicht mehr sein inséparable war in Freud' und Streit. In der Einsamkeit aber verfiel er beim Stockflöte-Blasen auf die Vorstellung, es möchte ein schönes und bekömmliches Ding sein, der lustigen Cora Schmidt zeitlebens in traulicher Häuslichkeit zu ihren Hopsern aufzuspielen. Diesen Gedanken wurde er nicht wieder los und trug ihn daher in ehrbarlicher Wortfassung der Auserwählten vor. Sie erklärte sich auch bereit, mit ihm die gewünschte Häuslichkeit zu begründen. Wie die beiden hernach mit dem Aufbau fertig waren, hat sich das Blättchen allerdings dahin gewendet, daß der Herr Gemahl nach ihrer Pfeife tanzen mußte.

1. Balcon in der Stüler-straße.

2. Erker-Balcon in der Lessing-straße.

Berliner Balcon-Bilder. Von O. Günther-Naumburg in Charlottenburg. — Siehe den Artikel Seite 70.

Auch der Herr Hülfsprediger Frommann hatte eine gute Idee, indem er meinte, er brauche es nicht erst bis zum Bischof zu bringen, ehe er eines Weibes Mann würde. Also bat er Bürgermeisters Julchen, ihm im gottseligen Ehestand durch ihr behagliches Wesen seine Fahrigkeit und weltliche Unbeholfenheit überwinden zu helfen, was sie ihm mit Freuden zusagte.

Der abergläubische Provisor Kreideweis aber erklärte, als er solche Eilfertigkeit Ehestandsbereiter Seelen gewahrte, ihm wäre vorläufig die Lust zum Heirathen oder doch wenigstens zum Verloben vergangen; denn aller guten Dinge seien drei; wenn er nun als vierter in den geheimnißvollen Garten der Frau Hulda träte, würde er ganz gewiß geäfft werden, und etwa dergestalt, daß er eine holdselige Prinzessin zur Frau nähme und nächsten Walpertstag entdeckte, daß sie sich nächtlicherweile an einer nicht recht passenden Harzreise betheiligt habe, oder auf ähnliche Art. Ob dieser frevelhaften Aeußerung wurde er von den Damen eine Zeit lang förmlich in Acht und Bann gethan, sodaß er sich in ihren Kränzchen nicht blicken lassen durfte; er ist aber später zu Kreuze gekrochen und hat, als er im Neumärkischen eine Apotheke gekauft, die bildschöne jüngere Schwester von Cora Schmidt heimgeführt, ohne daß sich seine Befürchtung bewahrheitet hat. —

Es war auch reichlich genug Liebesglück, das Mamsell Barbara im Winter zwanzig auf einundzwanzig an drei Brautpaaren beobachten konnte. Diese aber sahen den Himmel offen, und als am nächsten Ostermorgen das junge Volk in aller Herrgottsfrühe auf den Pimpinellenberg zog, von wo man auf eine schier unendliche Fläche von Kieferwipfeln schaut, da erblickten die Liebesleutchen, — so haben sie's wenigstens immer fest und steif behauptet, — die drei Freudensprünge, die nach dem Volksglauben die aufgehende Ostersonne glücklichen Menschenkindern vormacht.

3. Balcons Neue Winterfeldstraße 1.

Ja, es war Glückes genug, an dem auch die nicht unmittelbar Betroffenen herzlichen Antheil nahmen, ebenso wie sie dies an dem Mißgeschick thaten, das ihrer Gesellschaft einen zum freudlos dahinlebenden Mann gemacht hatte. Denn nicht lange war es verhohlen geblieben, daß Mamsell Bärbchen den Antrag des Herrn Postmeisters August Wichmann schnöde zurückgewiesen habe. Wunderbar! Wie hatte man doch bisher ihre auffällige Trauer um den längst verblichenen Bräutigam als Beweis höchster Treue gepriesen! Und auf einmal, nun sie die wichtigste Consequenz aus ihrem Verhalten zog und das zur Schau gestellte Gefühl in That umsetzte, war dies nicht recht und erfuhr statt hellster Bewunderung gar absprechendes Urtheil! Dem Tode sei die gebührende Schuldigkeit geworden, hieß es, nun müsse sie auch dem Leben werden. Ob denn nicht die zarte Liebe des edlen Lebenden desselben Lohnes werth sei, wie einst das heiße Werben des unrühmlich Dahingefahrenen? Wenn das Herz der Begehrten nicht gegen den neuen Freier spreche, was doch allem Vernehmen nach nicht der Fall, so sei jeder andere Einwand verwerflich. Viel Segen bring' der Ehestand, Altjungfernstand sei Wehestand. Und was dergleichen herbe Aeußerung weiter war, die der Mamsell durch die guten Freundinnen zugetragen wurde.

Aber auch Tante Minona und der liebe Herr Vater, sonst stets bereit, die Tochter zu vergöttern, hielten mit Vorwürfen nicht zurück, sobald sie auf Umwegen die Sachlage erfahren hatten.

„Wohl und recht thun, ist dem Herrn lieber denn Opfer." Mit diesem biblischen Spruche bekräftigte die Tante ihre Meinung, sowie mit dem anderen: „Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde: Weinen, Lachen, Klagen, Tanzen hat seine Zeit; Herzen, Fernen von Herzen, Suchen, Verlieren, Behalten und Lieben hat seine Zeit."

Der Vater aber sprach: „Du handelst nicht nach dem Vorbild Deiner seligen Mutter, die den unscheinbaren Mann mit ihrer Hand beglückte, sobald sie erkannt, daß sich an seiner zärtlichen Liebe eine gelinde Flamme in ihrem eigenen edlen Herzen entzündet hatte."

Das traf hart. Das Härteste aber war, daß das Mädchen alle diese Vorwürfe als gerecht anerkennen mußte, und daß sie, jemehr sie ihrer Thorheit inne ward, sich danach sehnte, an der Brust des Verstoßenen Mitleid und Trost zu finden. Aber sie hatte ja kein Mitleid mit ihm gehabt, da geschah ihr jetzt Recht, grausames Recht. Doch das ist der Segen der Gerechtigkeit, daß auf ihren Spuren, so eisern sie auch auftritt, gute Saat ersprießt und zu goldener Reife gelangt. So geschah es, daß in bittern Kümmernissen Mamsell Bärbchens Seele geläutert und allmählich aus einem Tempel der Afterweisheit, Eitelkeit und Selbstgefälligkeit zum schlichten Kirchlein ward, darin Demuth und Entsagung predigten.

Aber das Recht, das grausame Recht hatte sich noch einen wuchtigen Keulenschlag verspart.

Am Pfingstmorgen einundzwanzig, es war bereits im Juni, da entlud sich nach heißen Tagen und Nächten ein Gewitter. Mamsell Bärbchen wurde durch den ersten heftigen Donnerschlag geweckt. Sie stand auf, kleidete sich an und öffnete den Fensterladen, um nach den Wolken auszuschauen, da prallte sie zurück, schneller, als wär's vor einem grellen Blitz gewesen, denn ihre Augen hatten etwas Entsetzliches gesehen. Da stand, gräulich wie der Besen einer Walpertsnacht-Hexe, vor ihrem Fenster aufgerichtet ein Schand-Maibaum, eine dürre, abgeborkte, krumm und schief gewachsene Kiefer, deren bleiche Aeste wie Arme eines gespenstigen Ungeheuers nach dem Mädchen langten. O, welch fürchterliches Symbol der an die Stelle einstiger Verehrung getretenen Verachtung der Liebesleugnerin! Schimpf und Spott und herzzerfleischender Hohn! —

Wer die boshafte That verübt hatte, ob einer oder mehrere Freunde Wichmann's, — der selber bei der Mamsell über allen Verdacht des Bubenstreichs stand, — oder ob es hämische Handwerks-Gesellen und Knechte der Ackerbürgerschaft gewesen sind, ist niemals laut geworden. Aber das Schandwerk ist nicht allein von dem Urheber und der Geschmähten gesehen worden, sondern auch von anderen Leuten, die aus ihrer Wahrnehmung kein Geheimniß machten, und aus manchem Munde begegnete man dem Ausspruch: „Ihr ist ganz recht geschehen, der hoffärtigen Mamsell, die immer 'was Besseres sein wollte, als andere Christenmenschen."

An jenem Morgen hätte das Gewitter toben können, als wenn Himmel und Erde zusammenstürzen sollten, die arme Barbara würde nichts davon gemerkt haben vor dem wilden Aufruhr, der ihr Gemüth durchstürmte. In diesem Tumult der Sinne warf sie sich mit dem Gesicht auf die Kissen des Bettes, lautes Schluchzen entrang sich der gequälten Brust, und aus den Augen quollen in reichlichem Strome Thränen, die ersten, die sie in ihrem Leben weinte. Es waren Thränen des Zornes, aber sie schwemmten die schwere Last der Seele hinweg, das drückende Leid; und dieses riß den ganzen Wust von Thorheiten, der dort noch aufgespeichert lag, mit sich fort. Nun war es klar geworden in dem erschütterten Herzen.

Als Bärbchen sich die Augen hell gewaschen hatte und mit muthigem Entschluß an das Fenster trat, um die wiedergefundene Ruhe an dem Anblick des Schandbaumes zu erproben, war er verschwunden. Das Dienstmädchen hatte ihn ausgerissen und nach dem Holzstall geschleppt. Das war brav gehandelt, wenngleich ziemlich selbstverständlich. Wundersam aber war's, als am nächsten Tage einige gute Freundinnen kamen und Mamsell Bärbchen ihres aufrichtigsten Beileids über den abscheulichen Vorfall versicherten, daß sie die Besucherinnen getrost und guter Dinge nach dem Schuppen führte und ihnen lächelnd das Ungethüm vorwies.

„Ihr glaubt gar nicht," sagte sie dabei, „wie sehr zur rechten Zeit mir dies Gestell beschert worden ist; ich hatte schon immer einen Mastbaum für die Waschleine auf dem Hof nöthig, — jetzt bin ich über Nacht dazu gekommen, ich weiß nicht wie!"

Die Freundinnen sahen sich erstaunt an. Derartiger Scherz war ihnen bei der Mamsell ebenso neu, wie deren unbefangen heitere Miene. Sie befanden sich hier vor einem nicht leichten Räthsel und verabschiedeten sich bald, um ganz unter sich die Lösung zu versuchen; sie wird ihnen aber wohl kaum geglückt sein.

Der Ausdruck von Seelenruhe verschwand auch nicht von Bärbchens Antlitz, als sie zusah, wie der häßliche, krummästige Kiefernstamm, nach anfänglichem energischen Protest der Tante Minona, dennoch für seine neue Bestimmung auf dem Hof eingerammt wurde. Erstmalig mit ihm allein, hielt sie ihm sogar vergnügt einen kleinen Richtspruch:

„Nun steh' fest und zeig' dich wacker, Musje ‚Rüpel', daß mich dein Anblick bei steter Demuth erhalte! ‚Zucht bringt Frucht'." —

Ja, es war endlich klar geworden in ihrem Kopf und Herzen. Weg Altklugheit, weg öder Tugendstolz, weg Eitelkeit und Selbstgefälligkeit! Dafür durchleuchtete ihr Herz fortan der Sonnenschein der Liebe, mild und ruhig zwar, wie das sanfte Abendroth eines Tages, an dem es seit der Morgenröthe trübes Wetter gegeben hatte, aber es war doch immerhin himmlisches Licht.

‚Ein jegliches hat seine Zeit: Herzen hat seine Zeit und Fernen von Herzen.' Ach, das ‚Fernen von Herzen', das war ihre Schuld, ihre schwere, schlimme Schuld! Die ließ sich nicht beseitigen, aber sühnen. ‚Fernen von Herzen', — mochte es seine Zeit gehabt haben und nun die Zeit gekommen sein für das Herzen, das heimliche stille Herzen des gekränkten, des geliebten, des vom Herzen entfernten Mannes! Aber nur ahnen, leise fühlen sollte er die Liebkosung ihrer Seele, — nur keine Profanation des süßen Geheimnisses ihrer Brust, nicht einmal vor dem Scharfblick seines Verstandes! Dann würde sie gewißlich vor Scham vergehen! —

August Wichmann aber begegnete ihr weiter mit würdevoller Freundlichkeit. Sie gewahrte auf seinem offenen Angesicht den Stempel eines festen Charakters, den kein Mißgeschick zu beugen vermag. Doch ihrem durch die Liebe geschärften Blick entging auch nicht der seltene Ausdruck stillen Wehs, der über die freundlichen Züge hinhuschte, wie der Schatten eines Schmetterlings über ein Blumenbeet. Bei solcher Wahrnehmung fühlte sie ihre Liebe als eine schmerzliche Seligkeit. Auch die Entsagung erschien ihr nun als etwas Herrliches, werth, ein bescheidenes Mädchenleben mit ihrem Inhalt zu erfüllen, denn auf ihrem Boden vermochte die köstliche Frucht heilbringender Menschen- und Nächstenliebe zu gedeihen. Bot doch die enge Welt, in der Mamsell Bärbchen lebte, die kleine märkische Stadt, abseits vom Getriebe der Residenz, in jener Zeit wirthschaftlicher Armuth und Unbeholfenheit, reichliche Gelegenheit, Werke der Nächstenliebe zu üben, still und dem Auge der Neugier verborgen.

Eines Abends in der ersten December-Woche trafen Mamsell Bärbchen und der Herr Postmeister vor dem Hause zusammen, in dem der Herr Eins mit seiner jungen Frau Iduna wohnte, die aber nicht Frau Eins, sondern nach der nunmehrigen Stellung ihres Mannes Frau Rectorin genannt wurde. Die Mamsell war auf dem Nachhauseweg von einer armen, bettsiechen Häuslerin, bei der sie ein bißchen Ordnung in die Wirthschaft und Appell unter die ausgelassenen Rangen gebracht hatte. Der Herr Postmeister aber gedachte, ein Stündlein bei den lieben Rectorsleuten zuzubringen; so sagte er, nachdem er ihr „Guten Abend" geboten und bescheidentlich: „Woher so spät des Weges?" gefragt. Die Mamsell gab lächelnd zur Antwort, sie hätte allerhand Pflichten, mit denen ein älteres Mädchen die sonstige Leere ihres Tages ausfüllen könne, jetzt habe sie ein Stündchen Kindermuhme bei armen Leuten gespielt und müsse schnell heim, um noch einen Posten durchgelaufener Strümpfe zu stopfen und Hemdchen zu flicken, die sie von dort in ihrem Handkorbe, den sie unter einem weiten Umschlagtuch trug, mitgenommen habe. In diesem Augenblick wurde im erhellten Wohnstübchen des Rectors, vor dessen Fenster die beiden standen, das Klavier angeschlagen und gleich darauf begann eine angenehme Stimme, Frau Iduna war's, Agathe's Cavatine aus dem damals funkelnagelneuen „Freischütz" zu singen. O, welch herrliche Weise zu den frommen Worten:

‚Und ob die Wolke sie verhülle,
Die Sonne bleibt am Himmelszelt —'

Mamsell Bärbchen und der junge Postmeister horchten hin —

‚Es waltet dort ein heil'ger Wille,
Nicht blindem Zufall dient die Welt.'

Da kam der schwere Thieme'sche Frachtwagen vom Berliner Thor die Straße herauf gerumpelt; mit dem Anhören des Gesangs war's vorbei; aber die durch Wort und Weise erweckte Stimmung hielt noch ein wenig vor, sodaß die Mamsell, als sie jetzt dem jungen Mann zum Abschied zunickte, mit merklich bebender Stimme sagte:

„Nicht wahr? Wie richtig und schön: ‚Nicht blindem Zufall dient die Welt'. Ich weiß wohl, daß alle unsere Irrthümer geschehen müssen, damit wir die Wahrheit erkennen und bei ihr beharren." Dann wandte sie sich kurz in einiger Bestürzung über diesen Sermon kurz um und kehrte hurtigen Schrittes heim.

Drei Wochen darauf war Weihnacht, schöne, weiße Weihnacht mit blauem Himmel zu Häupten und knirschendem Schnee unter den Füßen der Kirchgänger. Das mußte ja grüne Ostern geben und ganz und gar ein gesegnetes neues Jahr! Auch Mamsell Bärbchen saß auf ihrem Platz in der Marienkirche und lauschte andächtig der Predigt, der uralten, die Herzen ewig von neuem bewegenden und erhebenden Freudenbotschaft von der Geburt des Christkindleins, das der himmlische Vater herniedergesandt hat, auf daß es die Welt mit ihm versöhne. ‚Auf daß es die Welt mit ihm versöhne'. Diese Wendung brauchte der Herr Oberprediger in seiner Rede. Wo hatte Bärbchen die gleichen Worte doch schon gehört? Blitzschnell kam ihr die Erinnerung an einen schönen Herbsttag vor langen Jahren; in dem Garten der Hegermühle draußen vor'm Thor war's; blanke Aepfel verbreiteten lieblichen Duft; einen hatte sie eben kaum angebissen und dann, ärgerlich über ein Witzwort des freundlichen Gebers, bei Seite geworfen. Schmollend stand sie da, der gute Junge jedoch verscheuchte ihren Groll durch Erzählung eines anmuthigen Märchens; da sprach er zum Schluß jenes Wort von der Versöhnung. Das hallte ihr nun in den Ohren wieder. „Und diese That der göttlichen Liebe," fuhr der Redner auf der Kanzel fort, „wirkt nach der christlichen Sage nicht nur im Reich der lebendigen Seelen, sondern auch in der unbeseelten und todten Natur ein ewiges Wunder, denn in der Christnacht heißt es, werden die unterm Eise fließenden Wasser zu Wein und die dürren Bäume und Sträucher zu blühendem Rosmarin, daß auch sie theilnehmen an dem Jubel über die Geburt des Versöhners." Also predigte der Geistliche von der Erscheinung des Christkindes, Bärbchen aber folgte seinen Worten nur mit halbem Ohr. Nicht wie Kunde von der Versöhnung zwischen Gott und Welt, sondern zwischen zwei armen Menschenkindern ging's ihr durch den Sinn.

Wie aus Zwang wandte sie das Gesicht nach der anderen Seite der Kirchenstühle, wo sie zu Beginn des Gottesdienstes den heimlich Geliebten hatte eintreten sehen. Da saß er und schaute mit leuchtenden Augen zum Redner hinauf, auf seinem Antlitz aber lag ein deutlicher Ausdruck schier weltlicher Fröhlichkeit. —

Unter den letzten Orgeltönen verließ Bärbchen mit dem Herrn Papa und Tante Minona die Kirche und wandelte mit ihnen ehrbaren Schrittes nach Hause. Als die Klingel über der Flurthür die Eintretenden anmeldete, fuhr das Mädchen aus der Küche auf sie los und rief:

„Mamsell, Mamsell! Und Herr Stadt-Chirurgus! Und Mamsell Tante! Sehen Sie doch bloß, was auf dem alten Scheusal von Wäschestange auf unserem Hof für 'ne Weihnachtsbescherung steckt! Auf dem alten Knüppel blüht's ja rein wie im Sommer!"

Die drei folgten dem ganz aus'm Häuschen gerathenen Mädchen nach dem Hof, und siehe da! Oben auf dem dürren Kienstamm, in einem frisch eingeschnittenen Spalt, steckte ein halbes Dutzend blüthenvoller Zweiglein. Kirschbaum-Zweige waren's, Barbara-Zweige.

Das Mädchen hatte niemand bemerkt, der das blühende Wunder dorthin verpflanzt haben konnte. Sie und Tante Minona, sowie auch der Herr Chirurgus

fanden des Staunens viel Worte. Mamsell Bärbchen aber hielt freudig erschrocken die Hand aufs Herz gepreßt und schwieg, denn zu ihr sprach eine jauchzende innere Stimme: „Versöhnt! Versöhnt! Jetzt ist das ‚Fernen von Herzen' vorbei und eine unendliche Zeit des Behaltens und Liebens gekommen!" Und wie es also ihr allein vernehmlich erklang, da traten ihr zum anderen Mal Thränen ins Auge, doch diesmal Thränen unsäglicher Wonne.

Als am folgenden Pfingstfest Mamsell Bärbchen an der Hand ihres Bräutigams, des Herrn Postmeisters August Wichmann, zur Kirche ging und all die grünen Maien an Thüren und Fenstern sah, sprach sie leise zum Geliebten:

„Wie zartsinnig ist's von Dir gewesen, und wie innig dank' ich Dir dafür, daß Du mir keine grünen Maien gesteckt hast; meine Maien sind hellschimmernde Blüthen, die in strengem Winterfrost zum Licht und Leben aufbrechen, gleichwie es der Liebe geschah, die meines Herzens Starrheit in selige Gluth verwandelt hat." — — —

Urgroßmütterchen schweigt. —

Sie hat uns die Geschichte ihrer Jugend, ihrer Thorheit, ihres Glücks erzählt. Es ist derweile völlig dunkel geworden. Die Magd bringt die brennende Lampe herein und stellt sie auf den Sophatisch. Wiederum treten die Umrisse der beiden Schattenbilder unter dem ovalen Spiegel deutlich hervor. Die greise Frau wendet den Blick dorthin. Ich glaube nicht, daß ihr Auge die Bilder genau zu erkennen vermag; dennoch sieht sie die Züge des geliebten Mannes, mit dem vereint sie viele Jahre irdischen Glückes genossen, bis ihn der Tod aus dieser Zeitlichkeit abgerufen hat.

Wir beiden jungen aber drücken der Ahne die Hand, küssen die welke, und verlassen mit scheuen Tritten das Zimmer, um den heiligen Frieden nicht zu stören, den Erinnerung alter Zeit auf breitem Fittich hereingetragen hat.

Nachdruck verboten.

Preisgekrönt.

Von Hermine Villinger in Karlsruhe.

Sie saßen an einem schön gedeckten Kaffeetisch, auf dessen Mitte eine Riesentorte prangte, ganz mit täuschend nachgeahmten Bienen besät, dem Sinnbild des Fleißes. Und wahrlich, die Hände, die sich mit so großer Vorsicht der feinen Porzellantassen bedienten, sie gaben ein beredtes Zeugniß, daß ihre Aufgabe im Leben nichts als Mühe und Arbeit gewesen.

Sie kamen soeben aus dem Rathhaus, diese fünf nicht mehr dem jugendlichen Alter angehörenden Erscheinungen, alle mit dem Kreuz auf der Brust, das sie zur Belohnung für eine langjährige Dienstzeit erhalten hatten. Ricke und die sehr sorgfältig gekleidete und äußerst zierliche Theres hatten ihr Kreuz am heutigen Tag, zur Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Jubiläums, bekommen, während die Gretel mit ihrer dicken gelben Uhrkette, und Lene, das Urbild einer wohlgenährten und selbstbewußten Herrschaftsköchin, einer älteren Generation angehörten und mit dem Preis für eine dreißigjährige Dienstzeit bedacht worden waren.

Oben am Tisch aber thronte das Rosele in der großen Flügelhaube, die ihr in jungen Jahren so reizend zu Gesicht gestanden und jetzt den stark ergrauten Scheitel der bald Siebzigjährigen beschattete; auf ihrer Brust prangte das goldene Kreuz für eine Dienstzeit von fünfzig Jahren.

Ein blutjunges Ding, kaum siebzehnjährig, mit ängstlich angespannten Haaren und großen verwunderten Augen, bediente die angesehene Versammlung. Aber sie that's mit sichtlicher Beklommenheit, denn die Ricke, ihre Tante, ließ kein Auge von ihr; sie war die Wirthin, in dem Hause ihrer Herrschaft fand die Nachmittagsfeier statt.

Durchdrungen von ihrer Verantwortlichkeit, vermochte denn auch die Ricke keinen Augenblick still zu sitzen.

„Nur keinen Flecken auf das schön' Damasttuch," rief sie das junge Ding an. „So ein Unsinn! Ohne mir ein Wort zu sagen, decken die Frau Geheimrath ihr feinstes Sach' auf; was hat man denn weiter davon, als daß man in Todesängsten lebt, 's geschieht 'was."

„Nein, es freut uns, denn es ist eine Ehr'," sagte das Rosele, „und bleiben Sie jetzt einmal um Gottes willen ruhig sitzen, Ricke, und lassen Sie uns die Sach' in Frieden genießen!"

„Sie ist und bleibt wie ein Zündnadelgewehr, das alle Augenblick losgeht," meinte die Gretel, worauf die Ricke sich mit einem Ha! in ihr Schicksal ergab und auf ihrem Stuhl Platz nahm.

Aber schweigen konnte sie nicht: „Helen', ich sag' Dir's, — ich bind' Dir's auf die Seel', ein einzig's Kaffeetröpfle, und das ganz' Tischtuch ist ruinirt!" —

Das junge Ding fing an zu kichern, wurde dunkelroth im Gesicht und wußte sich nicht anders zu helfen, als indem es schleunigst die Kaffeekanne auf den Tisch setzte.

Sofort bemächtigte sich Ricke der Kanne: „So 'was Dumm's," schalt sie, „immer das Gekicher, — von morgens bis abends kichert das Geschöpf, und wenn ich nur wußt', warum? Aber wegen gar nix auf der Herrgottswelt."

„Sie ist halt noch jung," sagte das Rosele, „da braucht's nicht viel."

„Sie haben gut reden," begehrte die Ricke auf, „aber ich hab' die Verantwortung; ihre Mutter, meine Schwester, hat sie mir geschickt, so ein Land-Confect! Und in einem halben Jahr soll ich sie für einen Dienst erzogen haben, — nein," unterbrach sie sich, „nicht zusammen gerückt am Tisch, da gehört die nicht hin! Dort am Büffet hab' ich ihr ein Blechbrettle hingelegt, da mag sie ihren Kaffee trinken, denn ein kleines Kind treibt's nicht ärger als die."

„Wie lang' ist sie denn da?" fragte Rosele.

„Ha, schon über acht Tag' —"

„Da kann man auch noch nicht viel verlangen."

„So, wenn ich den ganzen Tag an sie hinred'! Jetzt schaut nur, wie sie wieder in ihre Schürz' 'nein kichert! Guck' Du Dich lieber um, 's ist gescheiter, und nimm Dir ein Exempel; hast's gesehen heut' auf dem Rathhaus, was man für Ehren erntet, wenn man ein ordentlicher Dienstbot' ist? Eine, die alle Jahr in einem andern Haus 'rumschlampt, die sitzt in ihren alten Tagen nicht mit dem Kreuz da und wird von der ganzen Stadt estimirt und im Tagblättle gelesen."

„Ja, das ist wirklich wahr," nahm das Rosele das Wort, „es ist eine Freud', so einen Tag zu erleben: einen General, der eine Schlacht gewonnen hat, kann man nicht mehr ehren, als mir das heut' von der ganzen Nachbarschaft widerfahren ist: und was so schön ist, daß man so mit jedem Preis der Landesmutter näher rückt: man ist wie befreundet mit einander; heut' war ihre erste Frag': ‚Und wie geht's mit den Füßen, Rosele?'"

„Und zu mir," unterbrach sie Ricke, „zu mir hat sie gesagt, sie hab' schon viel von mir gehört; das war mir so unverhofft, daß mir's 'rausgefahren ist: ‚Ha, das ist doch nicht der Müh' werth, Großherzogliche Hoheit', — anstatt ‚Königliche'; ich hab' mir aber auch nachher eine Ohrfeig' geben."

„Ja, so kann's einem gehen," sagte die Gretel, „ich weiß noch, ich hab' 's erst' Mal in der Angst ‚Hochwürden' zur Frau Großherzogin gesagt; ich bin halt aus einem katholischen Ort."

Jetzt lachten sie alle, und Helen', das junge Ding, richtete mit ihrem vollen Mund ein solches Unheil auf dem Blechbrettchen an, daß Ricke's Behauptung, ihre Nichte gehöre nicht an den Tisch, glänzend gerechtfertigt war.

Wie der Blitz stand sie an des Mädchens Seite, als dieses eben mit der Schürze den Schaden wieder gut machen wollte.

„Halt, hinaus mit der Kaffeebrüh'," commandirte sie, „und schämen thust Dich bis über die Ohren!"

Mit dunkelrothem Kopf nahm die Kleine ihr Brettchen; sie schämte sich in der That und war dem Weinen nahe.

„Nur nicht den Muth verloren!" rief ihr die freundliche Stimme Rosele's nach.

Und die behäbige Lene gab auch ihren Senf: „Schön die Gedanken beisammen haben, nicht immer an and're Sachen denken; oder haben Sie vielleicht eine Bekanntschaft?"

„Nein, die Bleichsucht," sagte die Helen' und zog mit ihrem Brettchen ab.

„Sie scheint mir aber noch eine ziemliche Unschuld zu sein," meinte die Gretel, „denn sonst weiß doch jedes, was eine Bekanntschaft ist."

Rosele lachte: „Auf dem Land fragt man halt: ‚haben Sie einen Schatz?'"

„O Gott bewahr', für so 'was Ernstes hat die noch keinen Sinn," sagte die Ricke, „die thät' am liebsten noch den ganzen Tag mit dem Hundle, dem Fifi, spielen; 's hat heut' schon ein Drama abgesetzt, weil sie ihn hat hier haben wollen; ‚Nein', hab' ich gesagt, ‚das Thier will immer die Hauptperson sein, und außerdem sollst Du lernen, daß man nicht immer seinen Kopf durchsetzen darf'."

Helen' war während der Rede der Tante wieder herein gekommen und nahm ganz bescheiden auf einem kleinen Stühlchen hinter dem Büffet Platz; sie hatte den Fifi unter der Schürze und hielt ihm die Schnauze zu; er quiekste aber doch ganz bedenklich, nur hatte jetzt niemand Zeit, darauf zu achten, denn Ricke, die entdeckt hatte, daß noch so viel Kaffee in der Kanne war, fing mit jeder ihrer Freundinnen, die sich gegen eine dritte Tasse wehrte, Händel an.

„Sie dürfen 'was sagen, daß man nicht immer seinen Kopf durchsetzen soll," meinte das Rosele, „so ein heiliger Eifer, mit dem Sie immer zu Werk gehen, Ricke, — das mag auch manchmal 'was Beschwerliches für Ihre Herrschaft haben?"

„Ja, ja," gab die Ricke zu, „ich vertrag's nicht gut, wenn ich zum Beispiel mein Repertoir gemacht hab', und's kommt einer und wirft mir's über den Haufen."

Die Rosel nickte: „Ja, wir haben auch unsre Schattenseiten; ich bin zum Beispiel ein bißle empfindlich."

„Ich hab' den Eigensinn," sagte die Gretel.

„Und ich bin grob," verkündete Lene's Baßstimme.

Alle sahen nach der Theres' hin, allein sie sagte nichts, sondern behielt ihre Schattenseite für sich.

„Sie, Ihre Brill' sitzt Ihnen aber auch nicht," sagte das Rosele zur Ricke, nachdem sie alle eine Arbeit zur Hand genommen hatten.

„Ha, 's ist halt 'm Herr Geheimrath selig seine," gab die Ricke zur Antwort, „er hat viere hinterlassen, und die müssen doch aufgetragen werden. So ganz klar seh' ich freilich nicht durch, aber für meine Kisseneinsätz' reicht's gerad' noch; zwei Dutzend will ich fertig haben, bis unser Mariele achtzehn ist; jetzt ist sie vierzehn."

„Da hat die Tante Geduld, mit dem Mariele, aber mit mir nicht!" rief die Helen' aus ihrem Winkel heraus.

„Vor allen Dingen hast Du ‚Fräulein Marie' zu sagen und nicht ‚Mariele'," begehrte die Ricke auf, „aber daß ich jetzt zur Hauptsach' komm', — ich hab' nämlich gerad' wollen mit Euch Rath pflegen, wo ich denn um's Himmels willen das Mädel hin thun soll, denn die Hauptsach' ist eben doch, daß sich so ein junges Ding gleich von vornen herein richtig organisirt."

Schnell fuhr das rosige, stark aufgestülpte Näschen der Helen' hinter dem Büffet hervor: „Eine Freundin, die ich als an der Kirch' treff', hat zu mir gesagt, — geh' nur nicht zu Adeligen, da kriegt man nicht genug zu essen."

„Bitte recht sehr!" ließ sich die leise, gehaltene Stimme der Theres' vernehmen, „da muß ich denn doch den Adel in Schutz nehmen: in den fünfundzwanzig Jahren, daß ich bei meiner gnädigen Frau bin, darf ich nie 'was Extra's für sie kochen, sondern stets für's Allgemeine; nie wird sich bei uns angefahren oder ein heftiges Wort gesagt: ich hab' gern anfangs, wie ich noch jung war, ein wenig gemault, wenn mir 'was nicht nach dem Sinn ging, das haben mir die gnädige Frau direct durch ihre Liebenswürdigkeit ausgetrieben, sodaß ich beschämt diesen Fehler ablegte. Und vom Herrn Bruder, Seiner Excellenz, die zuweilen bei uns speisen, bekomme ich stets zwei Mark wegen der Umständ', denn sie sind Vegetarianer."

„Versteht denn so einer deutsch?" fragte die Helen', wurde aber von ihrer Tante durch ein: „Sei nicht so ungebildet!" zum Stillschweigen gebracht.

„No, aber so viel weiß man halt doch," bemerkte die Gretel, „der Adel halt' sich für 'was Besonderes und will nie nix von andern Leuten wissen."

„Ha," meinte die Ricke, „da wären wir ja eigentlich auch von Adel, denn wir sind auch am liebsten unter uns und mögen von den gewöhnlichen Dienstboten, wie sie heut' zu Tag' sind, nix wissen."

„Sagen Sie doch nicht immer Dienstboten," unterbrach sie die Theres', „ich kann das Wort nicht leiden; es ist gerad' so veraltet, wie die gedruckten Röck', die die Mädchen früher getragen haben."

„Gellen Sie aber, Sie sind insfiszirt!" triumphirte die Ricke, „ich sag's ja immer, über ihren Adel laßt sie nix kommen, gleich macht sie ein Gesicht, wie eine beleidigte Gräfin!"

„Nun ja, so gehört's sich doch auch," fiel ihr das Rosele in die Rede, „das wär' noch schöner, wenn man nicht zu seiner Herrschaft hielt! Mag die Theres' ihren Adel fürs Höchste ansehen, ich halt's meist' auf den gebildeten Mittelstand; alle großen Erfindungen: 's Gas, 's elektrische Licht, Steinkohlen, Dampf und Maschinenbau, — alles, was überhaupt 'was Recht's ist, hat der gebildete Mittelstand erfunden."

„So, und der Bismarck?" fragte die Theres', „hat der vielleicht nichts erfunden?"

„Ha, natürlich, 's einig' Deutschland," sagte die Ricke, „man liest doch seine Zeitung, mir entgeht nix! Aber wir wollen uns jetzt lieber nicht in die Politik vertiefen, denn das weiß jeder, da giebt's gleich Händel; helft mir lieber einen guten Dienst ausfindig machen für die Helen'."

„Nur nicht zu Offiziersleut'," schrie diese aus ihrer Ecke, „meine Freundin hat mir gesagt, da soll's immer nach außen hin flott sein, und man muß sich halber todt schaffen und wird doch für nix angesehen."

„Potz Tausend!" fuhr die Ricke auf, „Du scheinst mir ja eine recht nette Freundin aufgegabelt zu haben; die wird cassirt. Hättst Du unsern Premier-Lieutenant gesehen, da wolltst anders reden, Du einfältige Person! Letzten Sommer, wie die Frau Geheimrath und's Mariele fort waren, hab' ich dürfen vierzehn Tag' zum jungen Paar, ins Elsaß. Ich kann nur sagen, wenn's überall so zuging, in allen Häusern, da wär's kein Unglück, Dienstbot' zu sein. Nein, ich laß nix über den Militarismus kommen; unser Herr Premier-Lieutenant ist die Güte in Uniform, so groß hab' ich sie noch gar nie im Civil angetroffen."

„No ja," sagte die Gretel, „'s giebt Ausnahmen, aber im großen ganzen —"

„Im großen ganzen sind auch die Dienstmädle nix werth, heißt's, und wir sitzen auch da und sind ordentlich," erklärte die Ricke.

„So ist's," sagte das Rosele, „drum ereifere ich mich nie, denn 's hat alles zwei Seiten in der Welt. Nur wenn man mich fragt, wo man ein junges Mädle hinthun soll, so bleib' ich dabei und schlag' den gebildeten Mittelstand vor, wo die Frau nach allem sieht, und so ein Mädle immer unter Aufsicht ist. Bei reichen Herrschaften ist das anders."

„Ja, das weiß ich noch von der Schul' her," ertönte Helen's Stimme von dem Büffet her, „eher kommt ein Kameel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher ins Himmelreich!"

„Jetzt hör' einer das vorsintsluthisch' Geschwätz!" lachte die Gretel auf; „daß meine Frau reich ist, das hat noch keinem Menschen 'was geschadet, im Gegentheil: zwei Buben von meinem Bruder hat sie studiren lassen, und für ein taubstummes Kind von meiner Schwester sorgt sie auch, außerdem daß ich einmal recht angenehm leben kann, wenn meine Frau stirbt; aber Gott erhalt' sie mir noch recht lang'! Nein, der Reichthum ist nicht zu verachten! Nicht wahr, Lene, Sie wissen auch, was er werth ist?"

Diese nickte: „Will's meinen! Um Gottes Willen, so ein kleiner Herd mit einem oder zwei Pfündle Fleisch, das wär' nimmer mein Fall! Ich bin so rechte Händ' voll gewöhnt; ein überraschend's Abendessen von zehn Personen ist mir nix, und wenn der Herr Commerzienrath um halbe Eins telephonirt: ‚Ich bring' drei Herren zu Tisch', — so haben sie um halb Zwei ein Diner, mit dem er Ehr' einlegt. Und wegen dem Nadelöhr-Vergleich brauchen wir uns auch nicht betroffen zu fühlen, denn was wir an jungen Künstlern 'rausfüttern, unterstützen und ausbilden lassen, das geht in die Tausende."

„Hm," meinte die Ricke, indem sie mit einer gewissen Geringschätzung die Nase rümpfte, „Künstler, so Opernsänger oder Schauspielersleut', das wär' doch 's Letzt', wo ich die Helen' hinthun möcht'!"

„Ricke!" Das war Rosele, und sie, die behauptet hatte, sie ereifere sich nie, war ganz hochroth vor Empörung.

„Das ist auch wieder in Bausch und Bogen geurtheilt," sprudelte sie hervor, „der Theater-Beruf geht freilich oft tief in die Nacht hinein, und das ist nicht bequem, aber darum kann doch Ordnung im System sein: unser Neffe ist wenigstens ein ausgezeichneter junger Mann, trotzdem er Schauspieler ist; der dürft' sich ruhig neben Ihren Premier-Lieutenant stellen, da dreh' ich keine Hand um. Wenn er deklamirt, da laufen mir gerad' die Thränen über die Backen, und daß ich den halben Schiller auswendig kenn', das dank' ich unserm Neffen ganz allein, denn es ist doch auch 'was Schönes um die Poesie, die einem lehrt, daß man nicht nur fürs Essen und Trinken auf der Welt ist."

„Hm," meinte die Lene, „die Hauptsach' ist's aber doch."

„Jetzt aber," rief die Helen' in heller Ungeduld aus ihrer Ecke hervor, „zu den Juden darf man ganz gewiß nicht, denn da kommt man um sein Christenthum!"

Die Ricke schlug die Hände zusammen: „Was die in der kurzen Zeit alles aufgeschnappt hat, auch noch in den Antisssismus red't sie 'nein! Ich will Dir 'was sagen, ich hab' ein paar gute Freundinnen, die bei Juden dienen und gerad' so oft in die Kirch' gehen als ich."

„Wenigstens," sagte die Karolin', „einen bescheidenen Ton hat man in den Judenfamilien nicht vor Augen —"

Und die Gretel setzte hinzu: „Ich für meine Person glaub' einmal nicht an eine rechte Anhänglichkeit zwischen Juden und Christen —"

„So, und die Eva?" fragte das Rosele, „Ihr erinnert Euch doch an die Eva? Ein Menschenleben lang haben wir zwei droben im Rathhaussaal auf derselben Bank neben einander gesessen; sechzig Jahr' hat die Eva in einem jüdischen Haus gedient. So lang' ich leb', vergeß' ich das Bild nicht, wie sie das letzte Mal vor die Frau Großherzogin hingetreten ist, schneeweiß, ganz gebeugt, geführt von den beiden Söhnen ihrer Herrschaft,

4. Loggia mit Balcon, Maaßenstraße 14.

die auch schon alte Herren waren: 's hat alles geheult, auch der Frau Großherzogin sind die Thränen über die Wangen geloffen. Ich hab' selbig's Mal denkt: ‚Wie schön, wenn man auf die Menschen so einen Eindruck macht, der ihnen fürs Leben bleibt.'"

Die Stille, die diesen Worten folgte, wurde durch ein lautes Gequiekse aus der Ecke unterbrochen.

„Ha, jetzt hört aber aller Verstand auf!" schrie die über alle Maßen erboste Ricke, und schoß nach jener dunkeln Ecke, „wer so wüst thut, der gehört, — bei Gott! — nicht in eine gebildete Gesellschaft!"

„Ich war's ja gar nicht," vertheidigte sich die von ihrer Tante unsanft aus der Ecke gezogene Helen', „der Fifi war's!" — Und sie hielt der Ricke das zappelnde Hundchen unter die Nase.

Alles lachte, nur die Ricke nicht, die in höchster Indignation ausrief: „Und hab' ich Dir's nicht streng verboten, der Fifi dürft' nicht 'rein?"

„Ha", meinte die Kleine, „ich hab' doch auch 'was haben müssen, wo Ihr so ernsthaft geredet habt; wenn meine Freundin von den Leuten red't, das ist viel unterhaltlicher, da sind's nicht lauter Engel."

„Das ist halt, ‚wie man in den Wald ruft, so ruft's 'raus'," sagte das Rosele, „wer selber ordentlich ist, der findet auch ordentliche Leut'."

Und die Ricke gab ihrer Nichte einen Stoß in die Seite: „Nimm Dir ein Exempel dran!"

In diesem Augenblick flogen die beiden Flügelthüren in den geräumigen Salon auf, und den erstaunten Blicken der Anwesenden bot sich ein gar rührendes Bild dar, — Maria Stuart inmitten ihrer weinenden Frauen.

„Jesses," flüsterte die Ricke, „unser Mariele in der Frau Geheimrath ihrem weißseidenen Hochzeitskleid!"

„Was klagt Ihr?" begann die jugendliche Königin, „warum weint Ihr? Freuen solltet Ihr Euch mit mir, daß meiner Leiden Ziel nun endlich naht —"

Daß Melvil, an den die unglückliche Königin sich wandte, die Hausmütze des Herrn Premier-Lieutenants trug, störte weder die Spielenden noch die Zuschauer in ihrer Illusion. Sie war so echt, daß nicht nur die letzteren in Thränen schwammen, sondern auch die Spielenden kaum ihrer Rührung Herr zu bleiben vermochten. Ja, Mariele, die Königin, mußte zum Schluß ihrer Abschiedsworte fortwährend ihr Taschentuch zu Hülfe nehmen, und kein Mensch konnte sie mehr verstehen.

Lord Leicester dagegen führte seinen Monolog mit der größten Sicherheit durch; die Darstellerin dieser Rolle war ein kleines, rundliches Mädchen mit der hellsten Stimme der Welt; alles was sie sagte, klang so lustig wie möglich, aber sie suchte den Mangel ihres Organs dadurch gut zu machen, daß sie erschrecklich die Stirne runzelte und zum Erbarmen seufzte; und jeder war von ihrer Verzweiflung überzeugt.

„Es ist unserem Neffen seine Roll'," flüsterte das Rosele und sprach den ganzen Monolog mit halblauter Stimme nach.

Ein wahres Gruseln aber erfaßte die Versammlung als die Stelle kam:

„Es wird still, — ganz still;
Nur Schluchzen hör' ich, und
die Weiber weinen. —
Sie wird entkleidet. — Horch!
der Schemel wird
Gerückt. — Sie kniet aufs
Kissen, — legt das Haupt —"

Sie schrieen alle mit bei dem gräßlichen Schrei, den Leicester zum Schlusse ausstieß, gerade als ging's ihnen ans eigene Haupt, und die jugendlichen Darsteller hatten alle Ursache, mit dem Effect ihres Festspiels zufrieden zu sein.

„Aber Kinder," sagte die Frau Geheimräthin, welche erschien, und nicht wenig erstaunt war, die ganze Gesellschaft in Thränen aufgelöst zu finden, „warum habt Ihr denn gerade so etwas Trauriges für den heutigen Tag gewählt?"

„Das hat seinen Grund," gab ihr das Töchterchen zur Antwort, „wenn die Ricke aus dem Theater kommt, sagt sie immer: 's war nix, es sind gar keine gestorben —"

„Nun, dann habt ihr's ja getroffen," meinte die Geheimräthin, „ich aber will mit einer Flasche Schaumwein den ergriffenen Gemüthern wieder aufzuhelfen suchen —"

„Was," protestirte die Ricke, „so eine unverantwortliche Verschwendung, Frau Geheimrath, — das kann ich nicht zugeben, das nehmen wir alle nicht an!"

Es half aber nichts, die Kinder credenzten der preisgekrönten Dienstbotenschar den schäumenden Moselwein in schönen hohen Stengelgläsern, und Rosele, die Seniorin, erhob das ihre mit den Worten:

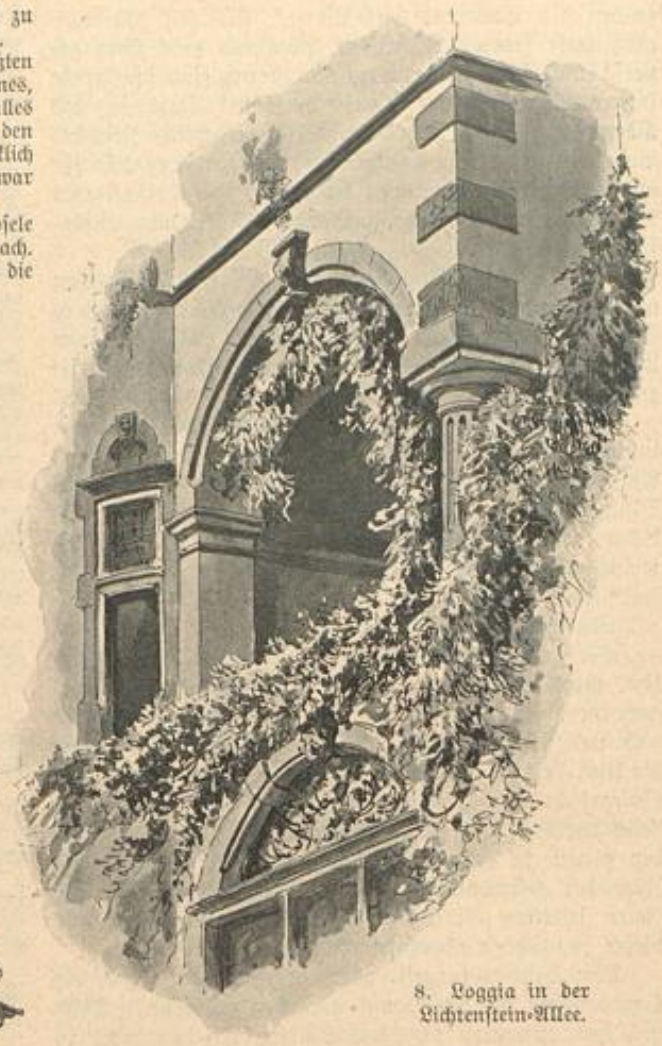
„Alle guten Herrschaften sollen leben!"

Worauf die Jugend einstimmig in den Ruf ausbrach:

„Nein, die guten Dienstboten, die guten Dienstboten hoch!"

Ende.

5. Loggia mit Balcon, Maaßenstraße 12.



8. Loggia in der Lichtenstein-Allee.

7. Balcons in der Pritzwalkerstraße.

6. Balcon am Künstlerheim.

9. Balcons in der Händelstraße.

Berliner Balcon-Bilder. Von O. Günther-Naumburg in Charlottenburg.
Siehe den Artikel Seite 70.

Nachdruck verboten.

Zum Gedächtniß der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar.

Von E. von Bojanowski in Weimar.

Erschütternd tönte die jähe Trauerkunde von dem plötzlichen Hinscheiden der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar hinein in die ausklingenden Festtage der Centenar-Feier, weit über die engeren Grenzen ihres eigenen Landes, das seinen unersetzlichen Verlust noch kaum zu fassen vermag, überall schmerzlichste Theilnahme erweckend. Denn als eine jener ebenso seltenen wie hochsinnigen Fürstennaturen, die in der Bethätigung ihrer Fürstenpflicht den maßgebenden Inhalt ihres Lebens erblicken, haben weitere Kreise der Besten unserer Nation der Fürstin längst die dankbare Anerkennung

Zufriedene Gesellschaft. Nach dem Bilde von Karl Rickelt in München. — Siehe Seite 72.

entgegengebracht, die in dem Verständniß für das von ihr Erschaffene und Erstrebte wie in der Würdigung ihrer Geist und Charakter nach gleich bedeutenden Wesenheit wurzelt.

Dem geistes- und charakterstarken Fürstengeschlecht der Oranier angehörend, hat die Großherzogin Sophie, eine geborene Prinzeß der Niederlande (geboren den 8. April 1824), von ihren Vorfahren den geistigen Scharfblick, der die Dinge in ihrem Kernpunkt erfaßt, und die organisatorische Begabung, die durch planvollen Ausbau ihren Schöpfungen die Dauer sichert, überkommen. Sie hat in den mannigfaltigen Aufgaben, denen sie sich gegenübergestellt sah, und auch auf politischem Gebiet, als sie in dem Kriegsjahr in Abwesenheit des Großherzogs die Regentschaft leitete, jenes Erbtheil bewährt.

Die sorgfältige Erziehung der trefflichen Eltern hatte es verstanden, den Charakter der jungen Prinzeß, die sich allezeit dem Wahren und Echten zugewandt zeigte, in harmonischer Uebereinstimmung mit ihrer hervorragenden geistigen Begabung zu entwickeln, — eine Begabung, die sich schon früh durch die ausgesprochene Vorliebe für ernste Studien, wie durch ein feines Verständniß für die Kunst, namentlich Musik und Malerei bekundete. Doch wurde darüber keineswegs die praktische Ausbildung auf allen Gebieten weiblicher Thätigkeit vernachlässigt, welche dem Urtheil der Fürstin später jene auch den kleinsten Details gerecht werdende Sachkenntniß verlieh. Was hier als zarte Knospen ihres jugendlichen Geisteslebens aufgesproßt, das sollte sich dereinst als reiche Blüthen und Früchte an ihrem Lebensbaum erschließen.

Durch ihre Vermählung (8. Oktober 1842) mit dem damaligen Erbgroßherzog Carl Alexander sah sich die Prinzessin in eine neue Heimat versetzt, und das Land, an dessen Spitze sie sich berufen fand, behauptete als Pflegestätte deutschen Geisteslebens seine eigene Stelle in der Geschichte des deutschen Vaterlandes; ihm diese innerhalb der durch die wechselnden Zeitläufte bedingten Grenzen zu erhalten, das war das Ziel, für welches die Großherzogin in Gemeinschaft mit dem Gemahl ihre besten Kräfte eingesetzt hat.

Ihrer Neigung für ernstes Geistesleben und künstlerische Darbietungen entsprechend, hat sie, die gründliche Kennerin der Literatur, den regsten Antheil an allen Bestrebungen dieser Art genommen. Wie sie im Laufe fast jedes Winters Professoren der Landes-Universität zu Jena zu Vorlesungen vor einem kleineren Kreise in ihren Privat-Gemächern auffordern ließ, — noch acht Tage vor ihrem Ende empfing sie bei solcher Gelegenheit ihre Gäste, — so wandte sie jedem künstlerischen Ereigniß, Theater-Vorstellungen oder Musik-Aufführungen, ja jeder bedeutenderen Persönlichkeit ihr wohlwollendes und beobachtendes Interesse zu.

Als der Enkel Goethe's testamentarisch den gesammten Nachlaß des Dichters in ihre Hände legte, und als bald darauf der Enkel Schiller's ihr seinen handschriftlichen Besitz überwies, sah die hohe Frau aus diesem Acte pietätvollen Vertrauens eine neue Aufgabe sich erwachsen. Durch die Errichtung des Schiller-Goethe-Archives, das sie in liberalster Weise der forschenden Wissenschaft zugänglich gemacht hat, und das gleichzeitig bestimmt ist, auch den literarischen Nachlaß anderer bedeutender deutscher Schriftsteller aufzunehmen, hat sie für das Geistesleben der Nation in gewissem Sinn einen Mittelpunkt in Weimar geschaffen und den ihr übermachten geistigen Besitz in hochsinniger Würdigung seiner Bedeutung für die Gesammtheit an diese zurückgegeben. In diesem Gefühl erlebte sie in freudiger Genugthuung im vorigen Sommer die feierliche Einweihung des nach ihren Angaben ausgeführten Prachtbaues, der sich auf einem Hügel oberhalb Weimars erhebt, ein Denkmal, das ihren Namen auch äußerlich mit der klassischen Epoche Weimars untrennbar verknüpft.

Ihre hohe Auffassung von dem Beruf der Fürstin hatte sie, neben der von ihr mit eingehender Sorgfalt geleiteten Erziehung ihrer Kinder, zu wahrhaft landesmütterlichem Walten, das ihre hohe Seelengüte menschlich schön offenbaren sollte, Zeit finden lassen. Als Protectorin der Frauen-Vereine und anderer Wohlthätigkeits-Anstalten wandte sie ihre helfende Fürsorge jenem großen, speciell-weiblichen Gebiete der Volkswohlfahrt zu. An die Spitze dieser Institutionen gestellt, hat sie reiche Gelegenheit gefunden, ihre mildthätige Gesinnung Nothständen aller Art gegenüber zu bewähren. Eine Fürsorge, die ihre innerliche Vertiefung erfährt, nicht allein durch die fürstliche Großmuth, mit der sie ihre Mittel gespendet hat, sondern auch durch die ihrem Charakter eigene Energie, mit der sie systematisch, soweit dies möglich, die grundlegenden Ursachen jener Nothstände zu beseitigen suchte. Es ist ein weitverzweigtes Gebiet socialen wie häuslichen Lebens, dem die Großherzogin in rastloser Thätigkeit ihre Theilnahme zugewandt hatte.

Hier war es recht eigentlich, wo sie ihr organisatorisches Talent bewährte, nicht nur in dem allen Anforderungen der Neuzeit gemäßen Ausbau vorhandener Institutionen, sondern vor allem in den großartigen Schöpfungen, die sie selbst ins Leben gerufen hat. In erster Linie galt ihre Fürsorge dem weiblichen Geschlecht, daß sie durch eine angemessene, praktische wie sittliche Erziehung zu einer verständigen Erfüllung seiner Pflichten zu befähigen suchte. Zu diesem Zweck hat die Fürstin außer dem Sophienstift, einer musterhaften, höheren Erziehungs-Anstalt, im Anschluß an die Volksschule Koch- und Handarbeits-Unterricht eingeführt. Ihrer eigensten Initiative aber dankt die Krankenpflegerinnen-Anstalt, die ihren Namen trägt, ihre Entstehung. Die hier aufgenommenen Pflegeschwestern erfuhren in besonderem, ihnen allen gewiß unvergeßlichem Grade das beinahe mütterlich zu nennende Wohlwollen der hohen Frau. Die hier ausgebildeten Schwestern haben als Gemeinde-Pflegerinnen weiten Kreisen des Landes den Segen dieser Anstalt fühlbar gemacht, und in gleicher Weise kommt das von ihr begründete Kinder-Heilbad in Sulza allen Schichten der Bevölkerung zu gut. Und noch in den letzten Lebenswochen war die Großherzogin mit dem Gedanken an eine ins Leben zu rufende Volks-Heilstätte beschäftigt. So war in der That ihr Sinn in edler Humanität rastlos auf das Beste ihres Volkes gerichtet.

Ihr Leben erschien in all seinen mannigfaltigen Beziehungen durch unzählige Bande mit dem weimarischen Lande, dem Volke verwachsen, das durch beinahe fünfundfünfzig Jahre hindurch theilgenommen hatte an Freud' und Leid seines Herrscherhauses. War doch die goldene Hochzeit des Fürstenpaares inmitten der jubelnden Bevölkerung festlich begangen worden, hatte doch mit der großherzoglichen Familie das Land Leid getragen, als bald darauf der Erbgroßherzog schwerer Krankheit erlag. So schien der Zusammenhang zwischen Volk und Fürstin unlöslich, und heute, da die Großherzogin durch einen sanften Tod heimgerufen worden ist, mitten aus ihrem Leben der Pflichterfüllung heraus, — sie hatte noch an dem ihrem Ende vorangehenden 22. März es sich nicht nehmen lassen, wenigstens von ihrem Fenster aus den Festzug der Stadt zu begrüßen und seine Abordnungen in einer Audienz bei sich zu sehen, — heute kommt in allen Kreisen, bei Vornehmen wie Geringen, durch ihr Ableben das Gefühl einer beinahe persönlichen Verwaisung zum Ausdruck. Wer immer sich ihr hatte nahen dürfen, der vermochte sich dem Eindruck ihrer bedeutenden Persönlichkeit, in der sich vollendete fürstliche Würde mit liebenswürdiger Grazie des Geistes und huldvollem Wohlwollen vereinigte, nicht zu entziehen. So fand jeder, dem es vergönnt war, seine Kraft in den Dienst der Fürstin zu stellen, in ihrer so unendlich zartfühlend ausgedrückten Anerkennung seiner Leistungen die höchste Befriedigung. Denn die Fürstin verstand es wie wenige, für jede Gelegenheit in seltenem Taktgefühl das rechte tröstende, aufmunternde oder ermahnende Wort zu finden, und alle die, welche ihr einmal nahe getreten, durch Freundlichkeits-Erweisungen ihres treuen Gedenkens zu versichern.

Fürwahr, es sind mehr wie äußerliche Trauer-Bezeugungen, mit denen das Volk seine Fürstin zur letzten Ruhestätte begleitet; sie alle, die sie beweinen, fühlen, und darin liegt das beredte Zeugniß für ihre, die fürstliche und menschliche Persönlichkeit gleich harmonisch zum Ausdruck bringende Individualität, daß mit der Großherzogin Sophie eine jener edeln, durch Charakter-Größe und Seelenhoheit über die Alltäglichkeit hinausgehobenen Frauengestalten aus dem Leben geschieden ist. Eine Wirkung solcher Art hinterläßt nur der durch religiösen Glauben innerlich gefestete, in strenger Selbstzucht gereifte Mensch. Die Fürstin selbst, wie dichte Schleier sie auch über ihre persönlichen Empfindungen und Erfahrungen zu breiten pflegte, läßt uns einen Blick auf dies Fundament werfen, auf das sich ihr Wesen wie ihr Handeln gründeten. Ihrer eigenen Anordnung gemäß erfolgte ihre feierliche Beisetzung unter den Klängen des glaubensstarken Reformations-Liedes „Ein feste Burg ist unser Gott", als Ausdruck ihrer evangelischen Ueberzeugungstreue, und in jenen Lebensregeln, die die Großherzogin für die Pflegeschwestern des Sophienhauses niederschrieb, heißt es an einer Stelle, die wohl als Selbstbekenntniß gedeutet werden darf: „Die Herrschaft über sich selbst ist Vorbedingung für jede Tüchtigkeit und für ernsthafte und gewissenhafte Ausführung übernommener Pflichten."

Das Leben der Fürstin hat seinen Abschluß gefunden; aber es ist das Vorrecht der Hochgestellten, daß ihre Lebensbahnen weithin sichtbar bleiben, und daß viele aus ihnen Anregung zu eigenem Thun schöpfen. Möchten sie doch alle, die Zeuge sein durften von dem segenbringenden Walten der verewigten Großherzogin Sophie, der Pflicht eingedenk bleiben, auch in der eigenen Lebensführung dem hohen Vorbild dieser Fürstin nachzueifern, denn „das Bewußtsein," so ruft sie ihnen zu, „das anvertraute Leben nützlich auszufüllen, den christlichen Pflichten nach bestem Wissen und Können nachzukommen bestrebt zu sein, gewährt eine Freudigkeit, die schwere Erfahrungen und Prüfungen nicht zu trüben vermögen." —

Nachdruck verboten.

Frühlingsbraut.

Von Richard Zoozmann in Berlin.

Von Frühlingsahnung webt es
Ringsum geheimnißvoll,
Von frischen Säften lebt es,
Bis Keim und Knospe schwoll.
Da tönt ein süßes Singen
In Feld und Waldesraum
Und weckt die erste Rose
Aus ihrem Blüthentraum.

Das Bächlein hüpft und rieselt hell
Vom Bergeshang ins Land,
Und trägt hinaus die Kunde schnell:
Der Lenz, der Lenz erstand!
Die Blumenglocken läuten
Im Frühlings-Sonnenglanz,
Und Bursch' und Mädchen schlingen
Im Grünen den fröhlichen Tanz.

Ein Plätzchen in sonniger Halde
Ist mir bekannt allein,
Dort blüht vom ganzen Walde
Das schönste Röselein.
Schon klopft in rascheren Schlägen
Dir, meine Rose, entgegen
Mein Herz so fröhlich und laut,
Dir, meiner Frühlingsbraut!

Nachdruck verboten.

Berliner Balcon-Bilder.

Von Johannes Wilda in Wernigerode.

Siehe die Illustrationen Seite 65 und 68.

Man muß den Gegnern Berlins zugeben, daß die Riesenstadt an einer gewissen Einförmigkeit leidet. Diese Einförmigkeit beruht auf natürlichen und historischen Gründen. Einestheils wurde sie bedingt durch die mächtige, von der Bau-Speculation beherrschte Entfaltung in der geringe Niveau-Unterschiede bietenden Ebene, andererseits durch den mathematischen, nüchternen und sparsamen preußischen Geist. Die Versuche der Hohenzollern, ihre Residenz zu einer „schönen" Stadt zu machen, haben trotzdem nur selten geruht, und man muß anerkennen, daß ihnen das Werk mit thatkräftiger Hülfe der Bürger im ganzen gelungen ist. Die flache Lage hat den Verkehr erleichtert und weite Straßen-Perspectiven ermöglicht. In der Ost-West-Linie beleben Wasserläufe das Bild, das namentlich im Theil Alt-Köln, nach der breiten Oberspree zu, ein vom übrigen Berlin total verschiedenes, an eine Seestadt gemahnendes Gepräge erhält. Man kann aber zweifelhaft sein, ob das Berlin des scheidenden 19. Jahrhunderts die bescheidene preußische Residenz zu Beginn des Säculums an malerischem Reiz übertrifft. Man sehe nur im heutigen Charlottenburg die Reste der altmodischen, kleinbürgerlichen, aber traulichen Gärten, zwischen den riesigen kahlen Abstürzen der modernen Hauswände, und denke dann, daß auch das übrige Berlin überwiegend einst eine solche Gartenstadt war, so blickt man doppelt mißmuthig auf die endlosen Reihen der wie riesige, leere Canäle starr sich kreuzenden Straßen, auf die immerhin erfreulichen, aber doch im steifen Reglement angeordneten Alleen und die, trotz großer gärtnerischer Virtuosität, zuweilen etwas langweiligen Schmuckplätze. Dazu überall dieser Glanz, diese Protzigkeit, diese Talmi-Vornehmheit, diese Vermengung von allen Stilen alter Zeiten, von Echtem und Falschem. Wahrhaftig, der Anblick eines hier und da noch stehen gebliebenen, anmuthig beschatteten Hauses aus der Urgroßvaterzeit macht dagegen mit seinen ruhigen Linien, mit seinen gemächlichen Flächen, trotz seiner Nüchternheit und Aermlichkeit einen wahrhaft vornehmen Eindruck!

Aber wir wollen nicht ungerecht sein. Wir können die Zeit nicht zurückschrauben und wollen es auch nicht. Die Kunst regt dennoch ihre Schwingen freier. Schlechtes Pflaster schlechte Oefen, klägliche Beleuchtung, Mangel an Canalisation, Bädern u. s. w., — alles das wollen wir nicht wieder haben! Alles Neue ist unbehaglich. Zumal das Ueberstürzte, Speculative. Allein ein gewisses Manco des Jetzt gegen das Einst bleibt. Es ist nicht wegzudisputiren Und der Großstädter fühlt dies auch, speciell der Berliner. Die alte Liebe zur Natur ist nicht erloschen, sie lebt fort in dem heißen Backstein-Meer, und eben sie schuf die Balcons! Der Balcon ist für den neuen, speciell Berliner-Stil charakteristisch geworden. Vielleicht ahmen andere deutsche Städte dies wieder nach, wie sie der Großstadt auf märkischem Sand so manches nachgeahmt haben. Kein Neubau mehr in N, S, O und W, ohne so und soviel Balcons in Vor-, Hinter- und Quergebäuden. Balcons oder Loggien, oder die Combination von beiden. Der Balcon bildet nachgerade das Charakteristische der Berliner Straßen, wie der Berner Fenstersitz (von den Steinlauben abgesehen) für die Schweizer Bundes-Hauptstadt oder die in Eisen und Glas construirten Veranden für das moderne Bremen. Die Häuser-Fronten gewinnen dadurch ein um so anmuthigeres Ansehen als die große Blumenliebhaberei der Berliner alles thut, um das Auge durch farbigen, sorgfältig gepflegten Schmuck von Geranien, Fuchsien, Petunien, Winden u. s. w. zu erfreuen. Ganze Lauben, zu denen namentlich der wilde Wein herangezogen wird, geben lauschige Plätzchen ab, wie z. B. die Zeichnung aus der Neuen Winterfeldtstraße (3.) sie vorführt. Dazwischen hängen Blumen- oder Licht-Ampeln und Lampions. Namentlich an den warmen Sommerabenden hat man oft ein reizendes Bild, wenn überall aus dem Blattgrün an den Häuser-Fronten der Lampenschimmer freundlich strahlt. Dann spielt sich ein behaglicher, freundlicher Theil des Berliner Lebens auf den Balcons ab, und vielleicht am behaglichsten, wenn auch nicht so elegant, in den vom Kleinbürgerthum bewohnten, minder vornehmen Straßen. Noch viel reizvoller würde das Bild sein, wenn nicht eine gewisse Uniformität sich geltend machte. Aber eine Reihe von Häusern, — diese schrecklichen unprofilirten, kopflosen, d. h. dachlosen Riesenhäuser, — an dem „egal" ein Balcönchen über dem anderen klebt, — das wird auf die Dauer fast ebenso langweilig, wie lauter glatte Fronten!

Selbstverständlich befinden sich die architektonisch werthvollsten und originellsten Balcons im Westen, in Charlottenburg, in der Umrundung des Thiergartens u. s. w. Da wäre namentlich der Balcon an dem eigenartigen Künstlerheim in der Fasanenstraße (6.) zu erwähnen, dann die Balcons in der Händelstraße (5), Maaßenstraße (4. u. 9) und Stülerstraße (1.). Zu beachten bleibt der Unterschied zwischen den nestartig angeklebten Außenbalcons, die der Zugluft sehr exponirt sind, den Galerie-Balcons, die oft zu schmal ausfallen, den Loggien und den Combinationen von Loggia und Balcons. Letztere Arten sind aus Gründen der Behaglichkeit und Gesundheit bei den starken klimatischen Schwankungen doch vorzuziehen. Welchen Spielraum die Architektur hier findet, zeigen die Loggia in der Lichtenstein-Allee (8.) und die Balcons des in der Pritzwalker-Straße (7.), Berlin N, gelegenen Hauses. Zuletzt sei auch noch der aus echtdeutschen Formen entstandenen Erker-Balcons gedacht, wie ihn das Haus in der Lessingstraße (2.) in Berlin NW zeigt.

Man kann über diese allgemeine Einbürgerung der Balcons nur erfreut sein; einmal weil Architektur und Gärtnerei, künstlerischer Sinn der Bevölkerung und Reiz der Straßenbilder dadurch außerordentlich gewonnen haben, dann weil sie dem eingepferchten Großstädter den steten Genuß natürlicher Schönheit und relativ guter Luft ermöglichen; allein, könnte ein Zusammenhang der Balcons mit dem Anwachsen der Katarrhe und schlimmen Erkältungen statistisch nachgewiesen werden, so fürchte ich, daß die geliebten Balcons etwas in Mißcredit gerathen würden. Dennoch möchte man sie nicht wieder missen, aber man benutze sie stets mit Vorsicht und bevorzuge die Loggien, die nur zuweilen den Fehler haben, das dahinterliegende Zimmer zu verdunkeln. Am erfreulichsten bleibt, wie schon erwähnt, die

Wirkung der Balcon-Liebhaberei in den Stadtvierteln, wo die Vorderhäuser, ja selbst schon die „Belle-Etage“ von Arbeitern bewohnt sind. Ueberall, sei es an der Grenze Moabits, hinter dem Humboldtshain, oder wo immer im N, S, O und W, an den Rändern des städtischen Riesenkörpers, wo das Proletariat den Charakter der Straße bestimmt, schaffen sie einen Schimmer der Wohlhabenheit, ja selbst der Poesie, der nicht wenig dazu beiträgt, daß uns nirgend in ganz Berlin das Elend und die Verkommenheit in so erschreckender Gestalt und Massenhaftigkeit entgegenstarren, wie in den Straßenbildern der älteren Großstädte Europas.

Nachdruck verboten.

Mädchenschule und Kochunterricht.

Von Dr. Arthur Sperling in Berlin.

Vor kurzer Zeit ist unter dem Namen „Frankfurter Arbeiter-Budgets“ eine von der Volkswirthschaftlichen Section des Freien Deutschen Hochstiftes herausgegebene Broschüre erschienen, welche eines größeren öffentlichen Interesses werth ist. Zum ersten Mal, — soviel mir bekannt, — sind darin die Haushaltungs-Kosten mehrerer Arbeiter-Familien in Tabellen zusammengestellt worden. Was diese Familien an Brod, Fleisch, Fett, Butter, Gemüse, Eiern u. s. w. täglich, wöchentlich, monatlich und jährlich verzehren, wieviel die Ausgaben für Wohnung, Kleidung und gewisse Luxus-Bedürfnisse, wie z. B. Bier und Cigarren, in denselben Zeiten thatsächlich betragen, wieviel davon auf den Kopf der Erwachsenen und der Kinder entfällt, und in welchem Verhältniß die wirklichen und nothwendigen Ausgaben zu den Einnahmen des Ernährers der Familie stehen, — das ersieht man aus diesen Tabellen.

Gerade der letzte Punkt ist von besonderer Wichtigkeit. Denn sofort taucht die so bedeutsame volkswirthschaftliche Frage auf: ob der Arbeiter nicht in vielen Fällen weniger verdient, als er zur Bestreitung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse verdienen müßte. Und daran knüpft sich die weitere Frage, ob die Beantwortung der ersteren nur von der Lohnerhöhung zu erwarten sein kann, oder auch noch von anderen Maßnahmen.

Mit der Beantwortung der zweiten Frage beschäftigt sich eine kürzlich erschienene, beachtenswerthe Schrift von Otto Rademann (Bockenheim-Frankfurt a. M.), die in Anlehnung an die zuerst erwähnte Broschüre nachweist, daß z. B. in dem einen Falle die Ernährung der Arbeiter-Familie nach den heutzutage gültigen Ernährungs-Grundsätzen statt mit 740 Mk. 65 Pfg. bereits mit 503 Mk. 70 Pfg. hätte leicht und gut bewerkstelligt werden können, daß also in einem Jahre in dem Haushalt eine Ersparniß von 236 Mk. 86 Pfg. möglich gewesen wäre.

Was hat das mit dem Kochunterricht in der Mädchenschule zu thun? —

Sehr einfach: Wenn die Frau des Arbeiters es gelernt hätte, besser zu wirthschaften, so hätte sie beim Einkauf, bei der Wahl und Zubereitung der für den Familien-Tisch bestimmten Speisen viel ersparen können, ohne den Nährwerth der Kost zu kürzen. Mit weniger Geld wäre die Ernährung der Familie ebenso gut und reichlich gewesen, und das Einkommen ihres Mannes hätte zum Unterhalt der Familie ausgereicht, während jetzt — Schulden oder Almosen das Deficit decken müssen.

Als ich kürzlich die beiden genannten Broschüren in die Hand bekam, belebte sich in mir die Erinnerung an eine weise Einrichtung, die ich bei Gelegenheit eines Sommerbesuches im vorigen Jahre in München in der dortigen Volksschule Neuhausen kennen gelernt hatte. Von den trefflich ventilirten Klassenzimmern und ihrer Ausstattung mit best-construirten Tischen und Bänken, von der Reichhaltigkeit der vorhandenen Lehrmittel in Gestalt von Globen, Wandkarten, ethnologischen Tafeln, botanischen, zoologischen und mineralischen Sammlungen, von den hellen, luftigen Turnsälen und den weiten Spielplätzen gewann ich den Eindruck, daß ich sie auch an anderen Stellen bereits in gleicher Vollkommenheit gesehen haben könnte. Was mich aber für den in der Schule herrschenden Geist mit Bewunderung erfüllte und in mir jeden Zweifel darüber zerstörte, daß die Oberleitung dieser Schule den Bedürfnissen des Volkes, dessen Kinder hier erzogen werden, mit klarem Blick und sicherem Wollen gegenüberstand, das war die Kochschule.

Eine Kochschule inmitten einer Volksschule, an welcher die Schülerinnen der sogen. VIII. Klasse, die im achten Schul- und im vierzehnten Lebensjahre stehen, theilnehmen, — der in den Stundenplan der Volksschule eingereihte Kochunterricht, — das war mir neu. Die Bedeutung, welche ich dieser Neu-Einrichtung beimaß, veranlaßte mich zu Nachforschungen darüber, welche Städte und welche Schulen ähnliche Einrichtungen ins Leben gerufen haben, und so erfuhr ich denn, daß München allen anderen Städten voran bereits in vierzehn anderen Schulen achte Klassen geschaffen hat. Nach dem vor mir liegenden Stunden- und Lehrplan theilt sich der gesammte Unterricht in zwei Stunden Religion, vier Stunden Handarbeit, sechs Stunden deutsche Sprache, vier Stunden Rechnen, zwei Stunden Zeichnen, zwei Stunden Turnen und acht Stunden Haushaltungs-Kunde mit Schulküche. An dem letzteren nehmen zwei Abtheilungen von je vierundzwanzig Mädchen theil, sodaß jede einmal in der Woche an die Reihe kommt, während die andere in derselben Zeit den Handarbeits-Unterricht genießt. Die Theilnahme an der Kochschule ist den Kindern, resp. deren Eltern bisher freigestellt worden; es hat sich aber noch niemals ein Mädchen davon ausgeschlossen. Die ursprüngliche Feindseligkeit gegen die Neu-Einrichtung ist einer warmen Sympathie dafür von allen Seiten gewichen.

Die Kochschule in Neuhausen besitzt vier getrennte Kochherde mit den dazu gehörigen Anrichtetischen, Kochgeräthen, Speise- und Gewürzschränken, Spülvorrichtungen und dergl. Die vierundzwanzig Mädchen werden in vier Gruppen von je sechs beschäftigt, sodaß jeder Kochherd gewissermaßen eine Küche für sich bildet. Der Unterricht beginnt regelmäßig mit der Herbeischaffung der nöthigen Materialien: Holz, Kohle, Wasser. Sodann erfolgt der Einkauf der dem Speisezettel des betreffenden Tages entsprechenden Nahrungsmittel, und zwar durch die Schülerinnen selbst: mittels wirklichen Geldes, daß sie zu diesem Zweck in die Hand bekommen, entweder bei der Lehrerin aus deren Vorräthen oder unter Leitung der Lehrerin in den Geschäften. Jedes Kind hat in einem besonders dazu bestimmten Heft nach erfolgter Anweisung über jeden Posten seines Einkaufs Rechnung zu legen und alles genau zu buchen. Nachdem das Nothwendige zusammengetragen, beginnt der theoretische Unterricht als Vorbereitung für das Kochen selbst. An jedem Tage wird immer nur ein Gericht bereitet, an jedem der vier Herde das gleiche; als Bedürfniß wird die für eine Familie von Mann, Frau und zwei Kindern gehörige Nahrungsmenge in Gestalt von drei Portionen, — auf jedes Kind wird je eine halbe Portion gerechnet, — angenommen. Und wenn die Speisen fertig sind, setzen sich die Kinder an die bereits vorher sauber gedeckten Tische und verzehren mit kritischem Geschmack und mit dem Wohlgefühl des Genusses des Selbstgeschaffenen die Früchte ihrer Thätigkeit. Nach Beendigung des Mahles werden die gebrauchten Geschirre gespült, gereinigt, geputzt, und die Küche so geordnet, wie sie vor ihrem Gebrauch gewesen. Das Recept des Gerichtes wird mit Kostenberechnung in ein eigenes Kochbuch eingetragen. In jedem Monat wird ein „Waschtag“ angesetzt, an welchem nach vorhergegangener theoretischer Belehrung die gebrauchte Küchenwäsche von den Kindern selber gereinigt wird.

Erwähnt muß es werden, daß zu der Schulküche ein Küchengarten gehört, in welchem eine Anzahl der gewöhnlichsten Gemüse und Suppenkräuter unter Anleitung der Lehrerin von den Kindern gesät, gepflanzt, bestellt und, nach Bedürfniß, geerntet werden. Die für den Einkauf der nothwendigen Nahrungs- und Genußmittel aufgewandten Kosten, welche von der Stadtverwaltung gern zur Verfügung gestellt wurden, — abgesehen natürlich von den einmaligen Kosten der Einrichtung, — betrugen für das Schuljahr 400 Mark.

Gegenüber dieser hervorragenden Bethätigung volkswirthschaftlichen Verständnisses in Bayerns Hauptstadt, die vorzugsweise auf die Wirksamkeit des dortigen städtischen Schulraths Dr. Kerschensteiner zurückzuführen ist, betrübt es uns fast, sagen zu müssen, wie weit die deutsche Haupt- und Residenzstadt in dieser Beziehung zurücksteht. Berlin hat nur eine einzige solche Kochschule, und zwar in der 196. Gemeindeschule, — in der Müllerstraße, — an deren Unterricht freilich die Schülerinnen der ersten Klassen von fünf anderen Schulen in Gruppen von je 22, also im ganzen 132, theilnehmen. Dieselbe ist von dem „Verein für das Wohl der aus der Schule entlassenen Jugend“ begründet und mit einem zweimaligen Zuschuß aus dem Stadtsäckel von je 500 Mk. bis jetzt erhalten worden. Während von anderen deutschen Städten Chemnitz jährlich 8200 Mk., Karlsruhe 6000 Mk., Köln 3000 Mk., Glauchau und Heidelberg je 3000 Mk., Kiel 2900 Mk. u. s. w. für die gedachten Zwecke aufgewendet werden, hat Berlin bisher nur zwei Mal je 500 Mk., — abgesehen von der freien Hergabe der Räumlichkeiten, — dafür übrig gehabt! Wie sehr im übrigen das Princip der Hereinziehung des Kochunterrichts in die Mädchenschulen in deutschen Landen bereits Wurzel gefaßt hat, ersieht man aus der Thatsache, daß diese Einrichtung in dreiundachtzig Städten schon perfect geworden ist, und in weiteren einundzwanzig Städten für die nächste Zeit geplant wird.

Freilich erreichen wir damit andere Länder noch nicht, denn die Schulverwaltung der Stadt Paris hat bereits im Jahre 1886 für alle Mädchen der Volksschule den theoretischen und praktischen Haushaltungs-Unterricht in den Lehrplan aufgenommen, und die Stadt London soll bereits vor zehn Jahren 20000 Schulmädchen in siebenundneunzig Volksschulen am Kochunterricht haben theilnehmen lassen.

Welchen Verhältnissen der arbeitenden Bevölkerung die Einführung des Haushaltungs-Unterrichts in die Volksschule als ein tiefgefühltes Bedürfniß entspricht, geht aus dem Bericht eines Lothringischen Fabrik-Inspektors hervor, welcher schreibt:

„Die Ernährungsweise der Arbeiter ist häufig durchaus ungenügend und unzweckmäßig, selbst da, wo der Lohn ein ausreichender ist. Die ungeeignete Auswahl und Zubereitung der Speisen wird nur zu häufig dadurch bedingt, daß die Arbeiterfrauen sich aus Fabrik-Arbeiterinnen recrutiren, denen früher fast jede Gelegenheit gefehlt hat, sich im Kochen auszubilden und deshalb von dem Werthe der Nahrungsstoffe und deren schmackhafter Zubereitung nichts verstehen. Daß hierdurch die Ernährung leidet, und außerdem die Lebenshaltung in der Arbeiter-Familie wesentlich vertheuert wird, kann man nur zu häufig wahrnehmen. Es kommt noch hinzu, daß die Frau, der die elementarsten haushälterischen Kenntnisse fehlen, es nicht versteht, das Haus zu einem traulichen Heim zu gestalten, wodurch der Mann und die erwachsenen Söhne nur zu oft verleitet werden, den Weg zur Schänke einzuschlagen. Das Schnapstrinken nimmt leider in der Arbeiter-Bevölkerung eine immer größere Ausdehnung an. Beim Besuch besserer Arbeiter-Familien hatte ich schon einige Male Gelegenheit, den Ausspruch zu vernehmen, daß ein Verwandter oder Bekannter es zu nichts bringen könne, weil die Frau eine frühere Fabrik-Arbeiterin gewesen sei und nichts verstehe.“

Vom volkswirthschaftlichen Standtpunkt aus ist in der That besonders auf den Punkt der größte Werth zu legen, daß unsere zukünftigen Frauen und Mütter eingehend unterwiesen werden, wie sie ihre Männer und ihre Kinder zu ernähren haben, um ihre Gesundheit zu erhalten. Dazu dient der Kochunterricht im weitesten Sinne. Denn nicht dazu soll die Kochkunst gelehrt werden, um für verwöhnte Gaumen leckere Speisen zu bereiten, sondern sie soll dem Zweck dienen, in der täglichen Auswahl der Speisen diejenige Bereitung und Mischung kennen zu lernen, welche nach Maßgabe der vorhandenen Mittel geeignet ist, den Verbrauch an Nährstoffen genügend zu ersetzen, Einnahme und Ausgabe zu balanciren. Darum soll schon auf der Schule das Verständniß der künftigen Hausfrauen dafür geweckt werden, daß der Mensch erfahrungsgemäß einer gewissen Menge von Eiweiß, Kohle-Hydraten, Fetten, Wasser, Salzen zum Unterhalt seines Lebens bedarf: verhältnißmäßig mehr der schwer schaffende Arbeiter, weniger der ruhende oder kranke Mann, weniger die schwächliche Frau oder das Kind. Es soll ihr geläufig werden, daß diese Nahrungsmittel nahrhafter sind als jene, d. h. daß die einen mehr der genannten Substanzen enthalten als die anderen, und daß eine gemischte Kost, d. h. eine Kost, welche jene Stoffe in einem bestimmten Verhältniß enthält, die beste ist. Verfährt eine Frau in ihrem Haushalt nach der ihr schon auf der Schule eingeprägten Regeln, so wird sie sich um das Wohl der menschlichen Gesellschaft insofern ein Verdienst erwerben, als sie in ihrem engen Kreise zu einem Schutz-Patron der Gesundheit wird. Und das bedeutet im socialen Leben sehr, sehr viel!

Die Einwirkungen des Haushaltungs-Unterrichts der Mädchen auf den Gesundheitszustand der Bevölkerung können sich ja nur sehr allmählich bemerkbar machen, und sie sind selbstverständlich auch nur ein kleiner Theil der dazu beitragenden Ursachen. Um so interessanter ist es, einige unmittelbare Folgen desselben kennen zu lernen.

Entgegen den von gegnerischer Seite gegen die Neuerung gemachten Einwendungen, heben die Berichte der sechs Rectoren der Gemeinde-Mädchenschulen, deren Schülerinnen am Kochunterricht theilnehmen, einstimmig hervor, daß der Einfluß desselben ein in jeder Beziehung günstiger und erfreulicher ist. Der Kochunterricht, heißt es da, befördere den regelmäßigen Schulbesuch in sichtlicher Weise und vermindere die Zahl der Dispensations-Gesuche; die anfangs gefürchtete Beeinträchtigung des Handarbeits-Unterrichts sei durchaus nicht eingetreten; im Gegentheil sei die Uebung des Auges und der Hand im Hauswirthschaftlichen Unterricht, die Gewöhnung der Mädchen an Sauberkeit und Ordnung der Handarbeits-Stunde zu gute gekommen; die Schülerinnen der Schulküche zeichneten sich auch in den naturwissenschaftlichen Fächern aus, da ja der ganze Kochunterricht eigentlich angewandte Naturkunde sei; gerade die Beziehung von Physik, Chemie, Botanik, Zoologie zum gewöhnlichen Leben erwecke bei den Kindern das größte Interesse; die Kinder fühlen, daß sie nicht mehr allein für die Schule, sondern für das Leben lernen, und in dieser Beziehung wirke der Kochunterricht auf den Schulunterricht geradezu reformirend. Aber noch mehr. Es wird hervorgehoben, daß die „Erziehung zum Fleiß und zur Aufmerksamkeit, zur Reinlichkeit, Pünktlichkeit und Ordnung, zum Gehorsam und zur Verträglichkeit nothwendigerweise auf das gesammte sittliche Verhalten der Mädchen einen segensvollen Einfluß ausüben muß. Und wenn für den Werth des Unterrichts,“ so heißt es dann weiter, „das Interesse der Kinder und die Freudigkeit, mit der sie sich demselben hingeben, spricht, so muß die Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit des Kommens, das emsige, fröhliche Leben und Treiben in der Schulküche, die Bereitwilligkeit, Freudigkeit und der Eifer, mit dem sich die Mädchen allen Arbeiten unterziehen, als ein Zeichen dafür angesehen werden, daß der hauswirthschaftliche Unterricht ein inneres Bedürfniß der Mädchen befriedigt und für die harmonische Ausbildung der weiblichen Jugend nicht mehr entbehrt werden kann.“ Schließlich darf es auch nicht unerwähnt bleiben, daß die Kinder viel von dem Erlernten nach Hause tragen und in die Familie verpflanzen, sodaß die Eltern sofort die Früchte des Unterrichts genießen, und manche Mutter in ihrer Tochter eine wirkliche nicht mehr zu entbehrende „Stütze“ erblicken darf.

Ich mag es gern glauben, was einer der genannten Berichte sagte, daß sich die in der Schulküche schaffenden Mädchen „so recht in ihrem Element“ befinden. Wie sollte es anders sein! Fühlt doch ein jedes von ihnen, daß in dieser Thätigkeit ein großer Theil ihres Berufes liegt, der ihnen von der Natur schon in die Wiege gelegt ist!

Nachdruck verboten.

Pariser Briefe.

Von Käthe Schirmacher in Paris.

VI.

Ein Besuch im Bon Marché.

Als ich neulich Abend gegen halb neun die Rue Notre Dame des Champs hinunterging, strömten mir so viele Menschen entgegen, daß ich mir sagen mußte: „Da ist irgend eine Versammlung aus, sonst könnte das hier nicht so wimmeln.“ Die Menschen gingen aber ihren ruhigen Schritt, als ob sie ganz gewohnte Wege wandelten. „Ja, wo kommt denn diese ganze Völkerschaft her?“ fragte ich mich. Da kam ich an den Bon Marché und sah, wie von dort aus die Scharen sich ergossen: Es war Geschäftsschluß in dem großen Mode-Magazin, und die Angestellten waren mir vorher auf ihrem Nachhausewege begegnet. — Das große Reservoir, sozusagen, leerte sich.

Daß der Bon Marché ein bedeutendes Pariser Geschäftshaus in Moden und Neuheiten ist, weiß jeder; wie man es aber eingerichtet hat, wie es functionirt, welche sociale Rolle es spielt, ist weniger bekannt. Davon möchte ich meine Leser unterhalten.

Im Rechteck, von vier großen Straßen umgeben, steht der Bon Marché auf dem linken Seine-Ufer. Nicht immer füllte er das große Geviert zwischen der rue de Sèvres und der rue de Babylone, der rue du Bac und der rue Velpeau. Er war bis 1852 allerdings schon unter dem Namen Bon Marché ein bescheidenes Kaufhaus, in das um jene Zeit der Stifter des jetzigen Hauses, Aristide Boucicaut, als Theilhaber eintrat. Im Jahre 1863 übernahm er das Geschäft allein, und es entwickelte sich so (der Warenumsatz stieg von 450000 Francs auf 7 Millionen), daß 1869 bereits der erste Stein zu dem heutigen Gebäude gelegt werden konnte. Eisen, Stein und Glas sind dessen Bestandtheile, lauter feuerfestes Material. Der große Bau gruppirt sich um neun Lichthöfe, die numerirt sind; im Erdgeschoß befinden sich die Dampf- und electrischen Maschinen, für die das Haus außer dem Dienstpersonal noch einen eigenen Techniker hält. Parterre, erster und zweiter Stock enthalten die Verkaufsräume; im dritten Stock befinden sich die Küchen. Speisesäle und die Wohnräume für einen Theil der Angestellten.

Das große Kaufhaus liegt in einem engen und alten Pariser Stadtviertel: da aber ein Square davor angelegt ist, wird die Pariser Sommerhitze dadurch etwas gemildert. Nichts desto weniger ist der Bon Marché an heißen Tagen ein recht unerquicklicher Aufenthalt, und um den Lärm, die Hitze und die schwere Luft dort täglich von acht Uhr morgens bis acht Uhr abends auszuhalten, dazu gehören kräftige Gesundheit und Gewöhnung. Wie es äußerlich in einem solchen Pariser Mode-Magazin zugeht, welches Leben und Treiben dort herrscht, ist in Zola's: „Au bonheur des Dames“ genügend geschildert.

Daher will ich lieber die Frage beantworten: Wie hat sich dieses große Geschäft, das einzig in seiner Art, nämlich eine Actien-Gesellschaft seiner Angestellten ist, das einen Warenumschlag von über 160 Millionen Francs jährlich hat, das 5000 Menschen beschäftigt, — wie hat es sich so groß entwickeln können? Die Antwort ist einfach genug: Durch Intelligenz und Güte, beide vertreten in den Stiftern des Hauses, dem Ehepaar Aristide und Marguerite Boucicaut, geborene Guérin.

Aristide Boucicaut, eines Hutmachers Sohn aus der Provinz,

der seit 1863 den ursprünglichen Bon Marché mit einem Warenumsatz von 7 Millionen für sich allein übernahm, verzeichnete im Jahre 1869 schon einen jährlichen Warenumsatz von 21 Millionen, d. h. in sechs Jahren war der Umsatz verdreifacht, ja im Jahre 1877 sogar fast schon verzehnfacht (67 Millionen).

Den jährlichen Warenumsatz so sehr wie möglich zu heben, viel zu verkaufen, gut zu verkaufen, zugleich aber billig zu verkaufen, d. h. ohne großen Eigengewinn an jedem Stück, das waren Boucicaut's kaufmännische Grundsätze. Er führte es zugleich ein, daß man die Preise in allgemein verständlichen Ziffern angab, um zu vermeiden, daß die Ware je nach dem Aussehen der Käufer billiger oder theurer abgegeben wurde. Er wollte vor allem Ehrlichkeit im Handel. Das Sinken der Preise in der ganzen Textil-Branche, das seit vierzig Jahren eingetreten ist, erleichterte natürlich Boucicaut sein Streben, gut und billig zu verkaufen; denn vorher hatte man nur gute aber theure, neben billiger aber schlechter Ware gehabt. Sein Gedanke jedoch, daß kleiner Gewinn, wenn man ihn nur vervielfacht, dennoch zu Reichthum führen kann, dieser Gedanke war erst das eigentlich fruchtbringende Princip, das ihm gestattete, die günstige Conjunctur in der Textil-Branche für sich zu benützen und die Organisation seines Hauses ins Große zu führen. Aus diesem Princip erklärt sich dann der gewaltige jährliche Warenumsatz des Bon Marché, der im Jahre 1893 (das sind die letzten mir zugänglichen Angaben) von seinen 150 Millionen Umsatz 118 Millionen an seine Lieferanten zahlte, 24 Millionen für Gehälter und Betriebsunkosten ausgab, und einen jährlichen Netto-Gewinn von nur acht Millionen im Kasten behielt.

Doch nicht nur die kaufmännische Seite des Geschäfts beachtete Boucicaut. Von Anfang an beschäftigte ihn auch die Stellung seiner Beamten. War er doch selbst „Ellenreiter" oder, wie man in Paris sagt, „Calicot" gewesen. Er wußte also, wie denen zu Muthe ist, die hinter dem Ladentisch stehen; deshalb gab er erstens Gehälter, von denen man leben und sparen konnte; zweitens nahm er selbst Sparsummen seiner Angestellten zu 6 % Zinsen in Verwaltung; endlich gab er ihnen Procente an dem Umsatz, den sie selbst vermittelten, d. h. er wendete sich an die eigene Initiative seiner Beamten, um ihnen klar zu machen, daß sie im Leben und im Fortkommen eben auf sich selbst zu zählen hätten.

Mit der Zeit hat sich dann die Organisation des großen Kaufhauses so weit ausgebildet, daß der dort Eintretende heute eine völlig gesicherte Zukunft findet, daß er vor allem durch eigene Tüchtigkeit heraufkommen kann. Und zwar so: Der Bon Marché führt etwa 140 verschiedene Verkaufs-Gegenstände, dementsprechend hat er etwa 140 verschiedene Abtheilungen (rayons genannt); jede Abtheilung steht unter einem Leiter, Chef de rayon, dem ein Sous-chef beigegeben ist. Sämmtliche Chefs de rayons, Sous-chefs, sowie die Chefs de Service und die Inspecteurs haben nun gewisse Vorrechte: sie dürfen während der weniger starken Verkaufszeiten (1. Januar bis 1. März; 15. Juni bis 15. September) das Geschäft schon um ½7 Uhr verlassen; sie haben jährlich zwei bis drei Wochen Ferien; sie nehmen im Speisesaal einen besonderen Tisch ein und sitzen auf Stühlen, statt wie die anderen Angestellten auf Bänken. Natürlich sind ihre Gehälter auch höher und bei der Verwaltung der Actien-Gesellschaft hat ihre Meinung besonderes Gewicht.

Ihre Untergebenen, — aber zugleich ihre Mit-Actionäre und insofern auch ihres Gleichen, — sind die Verkäufer und Verkäuferinnen des Bon Marché, die Kassirer, die Buchhalter; die Angestellten in den Musterräumen, die Correspondenten und Expedienten; dazu kommt dann noch das ganze Außenpersonal: die Kutscher, die Ausläufer, die Mechaniker, Heizer, Stallknechte, Wächter, sowie eine ganze Schar von Arbeitsmännern und Scheuerfrauen ꝛc. Der Bon Marché hat demnach etwa 5000 Angestellte, darunter 650 Frauen. Es ist also ein ganzer Staat, der im großen Block zwischen den vier lärmenden Pariser Straßen liegt.

In diesem Staat kann, wie bereits gesagt, jeder zu Geld und Ehren kommen. Als Aristide Boucicaut 1877 starb, hinterließ er den Bon Marché freilich seinem Sohne, und als dieser 1879 starb, gingen Vermögen und Geschäft auf die Witwe über. Sie nun faßte den Gedanken, das große Kaufhaus schon bei ihren Lebzeiten in eine Actien-Gesellschaft zu verwandeln, um es bei ihrem Tode dann lebensfähig und denjenigen nutzbringend zu hinterlassen, die an seinem Gedeihen vollen Antheil hatten, nämlich den Angestellten des Bon Marché. Deshalb verwandelte Madame Boucicaut im Jahre 1879 bereits das ihr persönlich gehörende Geschäft in eine Actien-Gesellschaft mit einem Kapital von zwanzig Millionen, ausgegeben in vierhundert Einzel-Actien, die nur von Angestellten des Bon Marché besessen werden können. Da die Actien wiederum in Achtel zerlegt worden sind, der ganze Bon Marché daher sozusagen aus 3200 Achtelscheinen besteht, ist es selbst den geringeren Angestellten mit der Zeit möglich, ein solches Achtel zu erwerben und dadurch zu einem Actionär zu werden, der Antheil am Reingewinn hat. Im Jahre 1893 waren fünfhundert Angestellte des Bon Marché solche Actionäre. Und von dem Reingewinn des Jahres 1893, der 8 Millionen betrug, wurden 6 800 000 Francs an je fünfhundert Actionäre vertheilt; der Rest von 1 200 000 Francs fiel zwei Reserve-Fonds zu.

Denn man denkt an Alter, Krankheit und Tod im Bon Marché! Schon Aristide Boucicaut hatte daran gedacht und eine Gesellschaft gegründet, die heute: „La Prévoyance (Voraussicht) Boucicaut" heißt. Jeder Angestellte, Mann oder Frau, der fünf Jahre im Geschäft ist, hat einen Antheil an dieser Kasse, in welche jährlich ein Theil des Reingewinnes fließt. Der Antheil eines jeden wird im Verhältniß zum Gehalt berechnet; denn man sagt sich: das Gehalt ist ein Maßstab der persönlichen Leistung, nach der persönlichen Leistung ist also auch der Antheil am Reingewinn zu bemessen. Auf diese Art kann jeder ständige Beamte des Bon Marché sich mit der Zeit ein kleines Kapital sammeln, das ihm mit 4 % verzinst wird, entweder einen Nothgroschen bildet oder zum Ankauf von Actien verwendet wird. Dieses ist das Werk des Geschäftsgründers. Frau Boucicaut hat dann noch einen Pensions-Fonds für die Angestellten ins Leben gerufen, und die Angestellten selbst haben endlich eine Hülfs- und Pensions-Kasse für die Arbeiter und Arbeiterinnen des Bon Marché gegründet. So sorgt immer einer für den anderen und zugleich durch eigene Tüchtigkeit jeder für sich selbst.

Bei fünftausend Angestellten, bei Tausenden von Käufern, in einem Geschäft, das Hunderte von Menschen in seinen Musterräumen und Expeditionen beschäftigt und regelmäßig zweimal wöchentlich an 277 französische Oertlichkeiten allein die Bestellungen absendet, ist natürlich ein munteres Leben und Treiben, geht überhaupt alles ins Große.

Da das Personal den ganzen Tag zur Hand sein, dabei aber doch auch ernährt werden muß, sind geräumige Küchen errichtet, und jeder Angestellte erhält zwei Mahlzeiten täglich, für die er nichts bezahlt; natürlich wird die Nahrung dann aber als ein Theil des Gehaltes betrachtet. Diese Küchen des Bon Marché sind Riesenküchen, wie wir sie aus den Märchen kennen: die Kochtöpfe dort fassen achthundert Liter Suppe; auf den Herden können dreihundert Beefsteaks oder Cotelettes auf einmal gebraten werden; und soll das gesammte Personal Omelette essen, so gehören zehntausend Eier dazu. Zu jeder Mahlzeit wird den Angestellten ein halber Liter Wein oder eine Flasche Bier verabreicht. Die Männer holen ihr Essen an den Schaltern, den Frauen wird es in ihrem eigenen Speisesaal servirt.

Der Bon Marché ist eine Stätte, wo der Frau einmal ihr Recht geschieht, wo man ihr sogar anscheinend gewisse Vorrechte gewährt. Das geschieht aber wohl aus der Ueberlegung, daß die Frau, weil körperlich gemeinhin weniger widerstandsfähig bei gleicher Arbeit wie der Mann, doch mehr Kraft zusetzt als dieser. Was ihre Rechte im Bon Marché betrifft, so wird sie für die gleiche Arbeit dort ebenso bezahlt wie der Mann; sie hat die gleichen Aussichten auf Vorwärtskommen, Anspruch auf die gleichen Posten. Was ihre Vorrechte betrifft, so darf sie, gleich den Chefs de rayons, des Morgens etwas später kommen (fünf Minuten); im Speisesaal der Frauen sind, wie bei den Chefs de rayons, Stühle, nicht Bänke, in Gebrauch; endlich haben die Frauen bei der „Prévoyance Boucicaut" schon mit fünfzehn Dienstjahren ein Anrecht auf Auszahlung ihres vollen Kapitals, die Männer hingegen erst mit zwanzig Dienstjahren.

Fügen wir noch hinzu, daß keine Angestellte, wenn sie heirathet, zum Ausscheiden aus ihrer Stellung gezwungen ist. Diese Gerechtigkeit gegen die arbeitende Frau und die Berücksichtigung ihrer besonderen Bedürfnisse, ist sicherlich zum großen Theil auf Madame Boucicaut's Thätigkeit zurückzuführen. Denn war Aristide Boucicaut ein „Calicot" gewesen, so Marguerite Guérin eine einfache Arbeiterin. Als solche hat sie erfahren, was arbeiten für eine Frau bedeutet, und sie hat gewünscht, das Ihrige zu thun, um der Frau günstigere Arbeitsbedingungen zu sichern. Zu diesen günstigeren Bedingungen gehört es auch, daß die jungen Mädchen (sowie übrigens auch ein Theil der jungen Leute), die im Bon Marché angestellt sind, aber nicht bei ihren Eltern leben können, im Geschäft selbst wohnen. Schön getrennt von einander und beiderseitig mit der strictesten Weisung, um elf Uhr nachts zu Hause zu sein, aber doch sauber und gut aufgehoben und beschützt. Den Angestellten steht außerdem eine Bibliothek zur Verfügung; sie erhalten Unterricht in englischer Sprache; sie haben einen Musik- und einen Fechtverein. Bei all diesen Veranstaltungen herrscht meist strenge Trennung der Geschlechter; aus dem einfachen Grunde, weil wir in Europa gemeinhin noch nicht so weit sind, um Männer und Frauen ohne Nachtheile frei mit einander verkehren zu lassen. Das ist bedauerlich, aber vorläufig nicht zu ändern.

Jedenfalls ist die „Republick des Bon Marché", wie man das Geschäft genannt hat, eine moderne Einrichtung von großer kaufmännischer und socialer Bedeutung. Man kann daran sehen, was die Begabung und der Wille des einzelnen vermögen, und was Gemeinsinn bedeutet. Madame Boucicaut hat außerdem durch Verwandlung ihres persönlichen Besitzes in eine Actien-Gesellschaft gezeigt, auf welche Weise die Socialisirung des Kapitals in völlig friedfertiger Weise vor sich gehen kann. Eine Gefahr besteht nun allerdings dabei: obgleich die Actien des Bon Marché nur von Angestellten selbst besessen werden dürfen, so kann doch niemand diejenigen Angestellten, die pensionirt werden, zwingen, auf den Besitz ihrer Actien zu verzichten. Deshalb kann der Augenblick kommen, wo der Bon Marché einmal ganz den früheren Angestellten des Geschäfts oder deren Erben gehört, womit dann der Zweck der Actien-Gesellschaft, der nämlich, die Arbeitenden zu Kapitalisten zu machen, völlig verfehlt wäre. Ein anderer Mangel des Bon Marché ist, daß selbst bei seinen so humanen Einrichtungen die unteren Angestellten dort niemals Ferien erhalten; sie haben, die zweiundfünfzig Sonntage mit eingerechnet, nur sechzig Feiertage im Jahre. Das ist bei so anstrengendem Dienst, der ohne längere Ruhepausen fortgesetzt werden muß, sehr wenig. Immerhin haben die Angestellten des Bon Marché wenigstens den Sonntag frei, was in Frankreich durchaus nicht in allen Geschäften der Fall ist. Daß die weiblichen Angestellten, wenn unbeschäftigt, sich hinsetzen dürfen, ist im Bon Marché jedoch noch nicht erreicht.

So ist denn noch manches an der dortigen Organisation zu bessern. Immerhin muß anerkannt werden, daß in diesem Geschäft sowohl kaufmännisch klug, wie menschlich gut vorgegangen worden, und daß die beiden Gründer des Hauses, Aristide und Marguerite Boucicaut, wenn ihre Büsten und Bilder im Bon Marché auch etwas zu reichlich vertreten sind, wirklich etwas geleistet haben. Ihre Nachfolger, die Leiter des heutigen Bon Marché, sind drei Männer: Morin, Fillot und Rocois, deren Streben natürlich darauf geht, das Geschäft nach den Grundsätzen des verstorbenen Prinzipals weiter zu entwickeln. Da ihre große Organisation gedeiht, zeigen sie sie gern dem Publicum, und wer nach Paris kommt, versäume nicht, sich nachmittags ½4 Uhr die Riesenkessel und Speisesäle des Bon Marché anzusehen. Es lohnt der Mühe.

Nachdruck verboten.

Im Frühling.

Zu der Zeichnung von O. Dinger in Düsseldorf.

Siehe Seite 65.

Wie wandert sich's gut auf dem stillen Waldwege zwischen dem jungen Buchengrün, das der Lenz hervorgelockt hat. Eine Riesenhecke, in der die Vögel jubiliren, schließt der Wald den Weg ein und schützt die Dahinwandelnden vor unberufenen Späheraugen. Denn sie wandeln zu Zweien, wie sich's im Frühling ziemt, und sie haben sich viele geheime und süße Dinge zu sagen, die der Vogelsang übertönt, damit sie kein Lauscher hören kann. Sie selber aber sehen vielleicht nichts von der Frühlingsherrlichkeit um sie her und hören nichts von dem Jubel der Vögel in den Zweigen. Und doch werden sie ihr Leben lang dieses schönsten Lenztages gedenken: ist's doch nicht nur Frühling um sie her, sondern auch Liebesfrühling in ihren Herzen. A. S.

Nachdruck verboten.

Zufriedene Gesellschaft.

Zu dem Bilde von Karl Rickelt in München.

Siehe Seite 69.

„König ist der Hirtenknabe", heißt es im Liede. Das ist, auf den Schafbuben, den uns Karl Rickelt inmitten seiner Herde zeigt, angewandt, eine gewiß zu starke poetische Uebertreibung, trotzdem auch dieser „Hirtenknabe" sich eine thronartige Erhöhung als Sitzplatz ausgesucht hat, und der kräftige Stecken in seiner Hand wohl ein Scepter bedeuten könnte. In der Haltung des Jungen, in seinem Gesichtsausdruck, in der ganzen Scenerie liegt so gar nichts, was an das romantische Land der Dichtung erinnert, in dem die Hirtenknaben Könige sind, sondern nur die gesunde Wirklichkeit, in der der Schafbub' ein Schafbub' bleibt, bis er mit den Jahren vielleicht zum Kuhhirten avancirt. Aber zufrieden ist er trotzdem, und zufrieden ist auch seine Herde mit ihm. Auch fühlt er sich wohl nicht mit Unrecht ein wenig als Selbstherrscher, wenn er hier draußen, wo er der Verantwortliche ist, und wo ihm niemand dreinreden darf, seiner Herde seinen Willen dictirt. Vielleicht gehört sogar Schafsgeduld dazu, sich immer seinem Willen zu fügen. Augenblicklich aber ist Regierungspause. Der Schafbub' weiß, daß ungestörtes Wiederkäuen zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten seiner Pflegbefohlenen gehört. Er selbst hat auch das Bedürfniß, eine Weile still zu sitzen, wenn er seine derbe Brodschnitte zum Mittagessen verzehrt hat. Hirt und Herde sind satt, sie genießen die ersehnte Ruhe und genießen halb unbewußt den schönen Frühlingstag, — eine zufriedene Gesellschaft, wie man sie in einer Zeit allgemeiner Unzufriedenheit nicht allzu häufig beisammen finden dürfte. O. P.

Redactions-Post.

Antworten.

Malerin in München. — Ueber die Lingnerfarbe, die von dem Maler Otto Lingner in Berlin erfundenen Malfarben, äußert sich Professor Max Koner sehr begeistert: „Nach vieler Irrfahrt durch Nacht zum Licht! Ihre Farben schenken mir das Gesuchte. Leuchtkraft, Durchsichtigkeit, Geschmeidigkeit, Ausgiebigkeit in Bezug auf die Malerei und bei der Uebermalung eine immer schöner werdende Behandlungsfähigkeit. So ist wohl das Verfahren unserer Altmeister gewesen." Die Beobachtungen, die allerdings erst verhältnißmäßig kurze Zeit angestellt werden konnten, haben in Bezug auf die Unveränderlichkeit der Farben gleichfalls ein günstiges Resultat ergeben. Die Farben werden jetzt fabrikmäßig im eigenen Laboratorium, Charlottenburg, Carmerstraße 10, hergestellt.

v. Z. in H. — Der große Wandteppich, den kürzlich Herr Dr. Braunitz in Jeßnitz dem Kunstgewerbe-Museum überwiesen hat, stammt ursprünglich aus der Cathedrale zu Nancy und gehörte dann längere Zeit zum Inventarium des Schlosses Favorite bei Baden, der eigenartigen Schöpfung der Markgräfin Sibylla. Er ist flandrische Arbeit des 15. Jahrhunderts und zeigt eine allegorische Darstellung der Temporantia auf hohem Wagen, die von einem zahlreichen Gefolge biblischer und antiker Figuren umgeben ist.

Hrn. v. B. in R. — Zu Ihrer altdeutschen Speisenkarte verlangen Sie von uns einen entsprechenden Ausdruck für „Serviette". In der sog. altdeutschen Zeit gab es solche freilich noch nicht, und man muß also ein Wort erfinden; als naheliegend schlagen wir Ihnen „Mundtuch" vor, und wenn Sie nach „Obst, Eis oder Gefrorenem und Kaffee" das „Mahl" beendet haben und die „Mahlstube" mit dem „Spielzimmer" vertauschen, so verlangen Sie zum Billard nicht ein „Cuene", sondern einen „Billardstock". Das Wort „Billard" wird kaum zu ersetzen sein. X.

A. Schloß P. — Prinz Franz Joseph von Battenberg ist der jüngste Bruder des ersten Fürsten von Bulgarien, Prinzen Alexander von Battenberg. Er trat bei Ausbruch des serbisch-bulgarischen Krieges in bulgarische Dienste und theilte auch das Schicksal des Fürsten, als dieser von meuternden Offizieren gezwungen wurde, Bulgarien zu verlassen. Nach der Abdankung seines Bruders lebte Prinz Franz Joseph längere Zeit in Leipzig, erwarb an der dortigen Universität den Dr. phil. und beschäftigte sich mit wissenschaftlichen Arbeiten, unter denen ein umfangreiches Werk über Bulgarien als sehr zuverlässig gerühmt wird. Seine kürzlich erfolgte Verlobung mit der Prinzessin Anna von Montenegro läßt es durchaus nicht unwahrscheinlich erscheinen, daß der Prinz dazu ausersehen ist, in der Entwicklung der orientalischen Wirren noch einmal eine Rolle zu spielen.

Antonie N. in B. — Ein Portrait der verewigten Frau Großherzogin Sophie von Sachsen veröffentlichten wir im XIX. Jahrgang, Heft 19, aus Anlaß der Goldenen Hochzeit des Großherzoglichen Paares. In demselben Hefte finden Sie auch die Abbildungen der Stiftungen der heimgegangenen Fürstin, des Sophienhauses und des Sophienstifts in Weimar und des Kinder-Heilbads in Sulza.

T. Ungarn. Wir hoffen Ihrem Wunsch bald entsprechen zu können.

Eine Wette. Fritz von Uhde's erstes Gemälde religiösen Inhalts war „Christus als Kinderfreund".

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 10, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. Mai 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Friede.

Eine Altejungfern-Geschichte.

Von Anna Gräfin Pongrácz in Wien.

Die Nachmittagssonne schien in die mit allerhand abgenütztem und altmodischem Hausrath ausgestattete Wohnstube. Ein langes, dürres, ältliches Frauenzimmer kam herein und stellte einen Teller auf den gedeckten Tisch, der drei Tassen aufwies, — zwei geleerte und eine noch unbenützte, — und über dem, wie eine unsichtbare Wolke, der aufdringliche Duft einer geringen Kaffeesorte schwebte.

„Ah, — Trauben!"

Es klang wie ein vorgenießendes Schmatzen, und die rundliche, noch immer nicht ganz reizlose Frauengestalt, die in einem schmutzigen Schlafrock auf dem Sopha hinter dem Kaffeetische mehr lag als saß, richtete sich zugleich vergnügt auf. Mit der vollen, weißen Hand, die das einzige Gepflegte an der ganzen Erscheinung war, und die einmal sehr schön gewesen sein mußte, langte sie nach dem Teller.

Allein die Dürre zog ihn weg. Ihre spitzigen, lederbraunen Finger hielten eine der Weintrauben in die Höhe.

„Schau sie doch erst an, Oerszi, Leckermaul! Schönere sind in ganz Budapest nicht zu finden. Und was meinst Du? . . . Nur 38 Kreuzer das Kilo!"

„Wirklich! Aber nun gieb her!" rief Oerszi ungeduldig, und während sie zu schmausen begann, fragte sie: „Von der alten Marus?"

„Ja. Sie wollte durchaus 45 Kreuzer dafür, weil sie so schön seien! Das dumme Thier! Als ob wir das zahlen könnten! Ich drohte, ihr die Kundschaft zu verderben, da gab sie flugs nach."

„Ja, aufs Feilschen verstehst Du Dich," lobte Oerszi, „fast so gut wie ich aufs Kochen."

„Natürlich! Mit Deiner Kochkunst mußt Du immer prahlen!" rief die ältere Schwester giftig. Sie hatte sich auf einem Stuhl an dem Tische niedergelassen und entschied sich jetzt eben, nach langem Wählen, bei dem sie mit ihrer knochigen Hand jede einzelne Traube aufgenommen und wieder zurückgelegt hatte, für eine dunkelblaue mit kleinen Beeren, die ganz besonders süß aussah. Sie aß in häßlicher Weise und saugte an jedem einzelnen Beerlein so lange, bis ganz gewiß kein Tröpflein Saft mehr darin zurückblieb.

Oerszi hüllte sich in Schweigen. Erst nachdem sie sich an den Trauben volles Genüge gethan, dann ihre rundlichen Finger im Wasserglas abgespült und sie an der Serviette reinlich abgetrocknet hatte, wobei sie sie mit vieler Liebe betrachtete und sich dann in der Sopha-Ecke wie ein Igel zusammenrollte, um von der Arbeit des Genießens auszuruhen, beliebte ihr eine Antwort auf den Ausfall der Schwester: „Ob es nicht wahr ist! Sag' selbst, Bertha: mit so wenig Geld, wie wir ausgeben können, leben wir eigentlich ganz famos. Ich lasse Dir Deinen Antheil Verdienst daran; laß Du mir den meinen. Reichte unser Vermögen etwa aus, uns eine Köchin zu halten, wie ich eine bin? Aber Du, Griesgram, kannst gegen niemanden gerecht sein! Na, — mir thut das nichts."

Bertha zuckte nur mit den hagern Schultern; ihre Gedanken hatten inzwischen eine andere Richtung genommen. „Wo Lenke wieder bleibt?" brummte sie und berührte nach einander die beiden Porzellan-Kannen, die vor ihr standen, und von denen die eine am Henkel, die andere am Schnabel schadhaft war, „der Kaffee wird ganz kalt."

„Lenke trinkt ihn auch kalt," bemerkte Oerszi mit der vorigen Ruhe, aber in spöttischem Tone, „die ist über solche Dinge erhaben."

Im selben Augenblicke ging die Thür auf. Ein noch junges, schlankes, sehr anmuthiges Mädchen trat herein, die Wangen erhitzt vom schnellen Gehen, etwas athemlos vom raschen Treppensteigen, einen großen Stoß Schreibhefte in der Hand, den sie auf den Tisch niederlegte.

„Guten Abend, Bertha-néni, Oerszi-néni (néni = Tante). Ich bin in der Schule aufgehalten worden. — War Geysa etwa schon hier?"

„Ach was!" rief Bertha wegwerfend, „der hat's jetzt nie so eilig. Kommt alle Tage später! Das könntest Du doch schon wissen! Wenn Du seinetwegen so gerannt bist —"

Lenke wurde blaß. „Es ist noch gar nicht so spät," sagte sie leise, mehr zu sich selbst, denn als Antwort für die Tante, „ein paar Minuten über die Zeit. Und wie oft wartete er lange auf mich!"

„Früher schon!"

Das erbarmungslose Wort drohte Thränen in die Augen des jungen Mädchens zu treiben; sie bezwang sich aber tapfer. Nur ein leises Zittern der Lippen konnte sie nicht ganz unterdrücken.

„Ach Gott! Wie mag man sich eines Mannes wegen so aufregen!" gähnte Oerszi, die eine Haarnadel aus ihrer ohnehin sehr derangirten Frisur gezogen hatte und damit ihre Nägel zu putzen begann; „wahrhaftig, ich sehe alle Tage mehr ein, wie klug ich war, indem ich mir nie etwas aus den Männern machte."

„Ich bin gar nicht aufgeregt," sprach Lenke heftig, „ich wüßte keinen Grund dafür." Und sich wieder beherrschend, fügte sie ruhig hinzu: „Wenn es mich auch hart ankommt, — es ist doch natürlich, daß Geysa jetzt einen Theil seiner freien Zeit seinen Verwandten widmet."

„Seinen reichen Verwandten!" höhnte Bertha.

„Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst?"

Im nächsten Moment ärgerte sich Lenke über sich selbst, daß sie sich hatte hinreißen lassen, die Stichelei der Tante zu beantworten.

Bertha öffnete bereits die schmalen Lippen; allein Oerszi, die Scenen unbehaglich fand, winkte ihr energisch, und so schluckte sie für diesmal die Bosheit hinunter, zu der sie angesetzt hatte.

Prinz Sizzo von Schwarzburg und seine Gemahlin, Prinzessin Alexandra, geb. Prinzessin von Anhalt.

Nach Photographien von R. Perscheid, Hof-Photograph, Leipzig und Dessau.

Siehe den Artikel Seite 78.

Lenke hatte den runden Strohhut abgelegt, die Hefte weggetragen und setzte sich nun an den Kaffeetisch. Schweigend schenkte sie sich den inzwischen wirklich völlig erkalteten Kaffee ein und trank ihn gleichgültig hinunter. Oerszi, die sie von ihrer Ecke aus beobachtete, nickte lächelnd vor sich hin; es war, wie sie gesagt hatte: die wußte nicht einmal, ob das Getränk warm sei oder nicht!

„Iß von den Trauben," forderte Bertha die Nichte auf, indem sie ihr den stark geleerten Teller hinschob. „Sie sind ausgezeichnet und spottbillig. Ganze 7 Kreuzer habe ich der Marus abgehandelt."

„Ich danke," sagte Lenke.

„Warum nimmst Du nicht?"

„Ich habe keine Lust."

„Dummheiten!"

„Weißt Du's nicht?" rief Oerszi belustigt; „es kränkt sie, daß Du der Alten nicht lieber 7 Kreuzer über den Preis zahltest."

„Da wirst Du weit kommen als Hausfrau, meine liebe Lenke! Geysa hat am Ende so Unrecht nicht, wenn er Dich sitzen läßt. — Oder solltest Du insgeheim einen Haupttreffer gemacht haben, den Du ihm zubringst?"

„Man muß ja nicht gerade Obst essen, wenn man es nicht bezahlen kann," murmelte das Mädchen, dessen Nerven heut' offenbar stark gereizt waren, mit leise zitternder Stimme und fügte hinzu: „Marus und ihre drei verlassenen Enkelkinder sind jedenfalls schlechter daran, als wir."

Ehe jemand hierauf etwas erwidern konnte, öffnete sich, nach leichtem Klopfen, abermals die Thür. Einen Jubelschrei ausstoßend flog Lenke an den Hals des Eintretenden.

Es war ein hübscher Mann von etwa achtundzwanzig Jahren. Er hatte ein freundliches, gutmüthiges Gesicht, dem man es ansah, daß es gern lachte, gern heiter dreinschauen mochte.

Gerührt durch ihre leidenschaftliche Zärtlichkeit drückte er die Braut fest an sich. „Ein bissel spät," sagte er erröthend, nachdem er die Tanten begrüßt hatte, und hob Lenke's Kinn in die Höhe, um ihr, Verzeihung bittend, in die Augen zu blicken, „es ging nicht anders."

„Warum ging es nicht anders?" fragte Bertha trocken.

„Das kümmert doch Dich nichts!" meinte Oerszi.

„Kommst Du, um mich zu einem Spaziergange abzuholen?" erkundigte sich Lenke erwartungsvoll.

„Ja, — nein! Das heißt: bist Du nicht müde? Heut' machtest Du ja auch nachmittags den Weg zur Schule. Waren Deine dreißig Rangen brav?"

„Recht brav!" erwiderte Lenke heiter; „und müde bin ich gar nicht, und es ist ein so schöner Abend! — Und draußen werden wir allein sein!" Das letztere dachte sie nur.

„Nun, so setze Deinen Hut auf; bis acht Uhr habe ich Zeit."

„Bis acht Uhr?" wiederholte Lenke und sah ihn an.

Er konnte nicht verhindern, daß er abermals ein bißchen roth wurde. Das Blut kam und ging so leicht in seinem hübschen Gesichte.

„Onkel und Tante gaben keine Ruhe, bis ich versprach, mit ihnen in der ‚Hungaria' zu soupiren. — Sie werden demnächst ihren Besuch bei Euch machen," fügte er hastig hinzu; „ich bin sehr froh; — wenn sie Dich einmal kennen, mußt Du überall mit dabei sein."

„Es hätte den Herrschaften schon längst belieben können, uns zu besuchen," bemerkte Bertha, die den Kaffeetisch abgeräumt hatte und nun mit dem Strickstrumpf in den Händen und der Brille auf der Nase am Fenster saß.

„Aber Bertha-néni! Eine Uebersiedlung giebt so viel zu thun —"

Ihr Verlobter zog Lenke an sich und küßte sie. Man sah unter dem Hut ihr glückseliges Erglühen. Dann knöpfte Geysa ihr die Handschuhe zu, legte hierauf ihren Arm in den seinen und empfahl sich den Tanten.

„Es ist wirklich am gescheidtesten, spazieren zu gehen," meinte er, während er und Lenke die ziemlich schlechte Treppe hinabstiegen, — blieb stehen, schaute sich rasch um und umarmte die Braut dann nochmals herzhaft. „Armes Schätzchen!" flüsterte er dabei, „Du hast es arg bei den beiden! Oerszi-néni, mit der wäre es noch zum Aushalten, obwohl — ihren Schlafrock, den darf man nicht anschauen! — Aber die andere!" — Es schüttelte ihn förmlich.

Lenke schmiegte sich weich an ihn. „Ich werde es ja bald besser haben," dachte sie, „sehr, sehr gut!" Es fiel ihr dabei nicht auf, daß diesen naheliegenden Gedanken eigentlich er hätte haben und aussprechen sollen.

Sie betraten die Straße. Lenke und ihre Tanten wohnten in Ofen. Drüben in Pest war es zu theuer, und dann: Lenke war an einer Volksschule in Ofen angestellt, also wäre es zu beschwerlich für sie gewesen, jeden Tag den weiten Weg von Pest herüber zu gehen. Sie mochte aber auch lieber hier wohnen. In Ofen ist alles still und bescheiden; keine prunkenden, neuen Straßen, wie drüben; das paßte besser für Leute in kleinen Verhältnissen. Auch Lenke's neues Heim sollte in Ofen sein, um so mehr, als Geysa's Bureau sich ebenfalls hier befand. Das Brautpaar hatte schon einige Wohnungen angesehen, aber noch keine ganz entsprechende gefunden. Heute, als Lenke aus der Schule zurückkehrte, war ihr wieder ein Zettel an einem Hausthor ins Auge gefallen: „Zwei Zimmer und Küche zu vermiethen." Das Haus hatte ihr einen guten Eindruck gemacht; sie wäre gern jetzt mit Geysa hingegangen, aber irgend etwas in ihr hielt sie ab, ihm die Sache vorzuschlagen. „Wir haben heute so wenig Zeit," sagte sie sich.

Da sie wenig Zeit hatten, wendeten sie sich dem nahen Burggarten zu. Sie gingen überhaupt beide gern dort, besonders auf der obersten Terrasse. Von dort ist die Aussicht so wunderbar schön; auch befinden sich hier stets nur wenige Leute, — meistens Kindermädchen mit ihren allenfallsigen Begleitern; man konnte ungestört plaudern.

Und an dieser Stelle hatten sie einander zuerst gesehen. Mehr als drei Jahre waren es nun! Lenke kehrte aus ihrer Schule, und er aus seinem Amte heim, und beide hatten den Umweg genommen, weil es ein so herrlicher Frühlingstag war. Von welchen Zufälligkeiten die menschlichen Geschicke abhängen! Wären Lenke und Geysa an jenem Tage auf dem directen Wege nach Hause gegangen, so hätten sie einander wahrscheinlich nie kennen gelernt.

Lenke trat damals für einen Augenblick an die Brüstung der Terrasse und schaute auf das unvergleichliche, in Sonnenschein getauchte Bild nieder, das sich vor ihr ausbreitete.

Ihre liebliche, reizvolle Gestalt, ihr feines Profil, ein Ausdruck unbewußten, versonnenen Sehnens, der über ihrer Erscheinung lag, als sie so frei, von der hellen Luft umflossen dort stand, einen blühenden Kastanienzweig in den gesenkten Händen, fielen dem vorübergehenden jungen Mann auf. Anstatt weiter zu schreiten, setzte er sich still auf eine Bank, um zu warten, bis sie sich umwenden würde. Es geschah, und ihre schönen, braunen, weichen Augen begegneten seinem mit achtungsvollem Interesse auf sie gerichteten Blicke. Ein leises Roth färbte ihre zarten Wangen, sie sah zu Boden und ging still an ihm vorüber ihres Weges. Er konnte sie nicht vergessen. Seine fünfundzwanzigjährige Phantasie stellte ihm unaufhörlich ihr Bild vor Augen, sammt dem Hauch von Poesie, der in jenem Moment über ihr gelegen hatte, und sein leicht erregtes Herz fühlte sich tief berührt von der kaum trüglichen Vorstellung, daß dieses liebliche Wesen, das so geschaffen schien, Glück zu geben, sicher nicht glücklich war. Er ärgerte sich, ihr nicht von weitem gefolgt zu sein; Tag für Tag wanderte er über die Bastei, um sie wieder zu treffen, — aber sie erschien nicht. Endlich kam sie doch; — schon aus der Ferne erkannte er ihren leichten, anmuthigen Gang, — und kam in Gesellschaft einer Familie, mit der er oberflächlich bekannt war. Der Himmel wollte es, das war klar! Geysa wagte nicht, eine sofortige Vorstellung herbeizuführen; er begnügte sich, die Damen mit großer Ehrerbietung zu grüßen; aber nun standen ihm Mittel und Wege offen, Lenke's Namen zu erfahren und sich ihr zu nähern. Gelegentlich einer auf sein Betreiben von jener Familie veranstalteten Landpartie sprach er sie zum ersten Male. Wie oft hörte sie später die Versicherung von ihm, daß er, noch ehe er das erste Wort von ihren Lippen gehört hatte, schon toll in sie verliebt gewesen sei. Nach acht Tagen waren sie verlobt mit einander. Mit der Heirath ging es nicht so schnell! Geysa, der eben so wenig Vermögen besaß, wie Lenke, mußte sein Vorrücken im Dienste, — er gehörte dem Beamtenstande des Unterrichts-Ministeriums an, — abwarten, ehe er daran denken konnte, einen eigenen Herd zu gründen. Beiden erschien das Warten leicht; sie fühlten sich schon selig, daß sie sich verloben durften, ohne auf Hindernisse zu stoßen. Es gab niemanden, der ihnen solche bereiten konnte. Geysa war elternlos und mündig, und Lenke, die genau im selben Alter mit ihm stand, war es ebenfalls. Ihre Tanten hatten ihr nichts zu sagen. Lenke wohnte seit dem Tode ihrer Mutter bei ihnen, weil die beiden ihre einzigen Verwandten, ihr einziger natürlicher Anschluß waren; aber sie bezahlte ihren Unterhalt von dem Gelde, das sie als Lehrerin erwarb und war also nur insoweit abhängig von ihnen, als ihre Mittel nicht zu einer ganz selbständigen Existenz reichten, und sie bei Fremden ein höheres Kostgeld zu entrichten gehabt hätte, — ein Umstand, den sie oft genug zu hören bekam. Daß Lenke dafür den Tanten in ihrer freien Zeit manche häusliche Mühe abnahm, besonders alle Gänge und Besorgungen für sie verrichtete, selbst wenn sie von der Schule noch so müde war, und daß sie Bertha in einer schweren Krankheit aufopfernd gepflegt hatte, — Oerszi war zu so etwas ganz unbrauchbar, — kam dabei weiter nicht zur Sprache.

Wenn schon die Tanten den Heirathsplan ihrer Nichte nicht durchkreuzen konnten, so mißbilligten sie doch laut und rückhaltslos ihre „thörichte Verlobung". Beide waren hartgesottene Männer-Verächterinnen, — Oerszi, die als junges Mädchen, trotz ihres schmalen Vermögensstandes, ihrer großen Schönheit wegen sehr umworben gewesen war, aber keinen ihrer Freier erhört hatte, — aus natürlicher Anlage, einer unüberwindlichen Herzens- und Sinnenkälte, — Bertha, weil sie nie in ihrem Leben einen Freier zu erhören oder abzuweisen gehabt hatte. Die eine begrüßte die Mittheilung von Lenke's jungem Glück, statt mit einem Segenswunsche, mit der originellen, aber ehrlichen Bemerkung: „Ich begreife nicht, wie ein Mädel so dumm sein kann, zu heirathen"; die andere mit der hämischen Prophezeiung: „Verloben und Heirathen ist zweierlei, das wirst Du schon sehen! Was soll bei diesem Unsinn herauskommen?"

Vielleicht dachten auch weniger mißgünstige Personen als Bertha, angesichts der Schwierigkeit der Verhältnisse, damals ähnlich wie sie. Und nun war es doch so weit! Vor kurzem hatte Geysa seine Beförderung erhalten; die Verbindung war möglich geworden, — wenn auch eben nicht mehr als das. In sechs Wochen sollte die Hochzeit sein. Die jahrelange Prüfungszeit war so gut wie vorüber.

Wie zärtlich und lange hatte Geysa Lenke umfangen, als er ihr die Nachricht brachte! Wie hatte sie, wortlos vor Glück, an seinem Herzen gelegen und in innigster Weise seine Liebkosungen erwidert. Und dann hatten sie sich sofort hingesetzt und Voranschläge für die nothwendige Einrichtung gemacht und hin- und herberathen, wie alles am schnellsten und besten zu beschaffen und zu vollenden wäre. Jede freie Stunde verging von da an in ähnlicher, eifriger Thätigkeit, und es wurde von beiden als eine rechte Störung empfunden, daß Geysa gerade jetzt einen Brief seines Vaterbruders erhielt, der bisher in Arad gelebt hatte, aber nun zum Curial-Richter in Budapest ernannt worden war, und der dem Neffen eine Menge Aufträge gab, die mit seiner bevorstehenden Uebersiedlung zusammenhingen. Eine Wohnung sollte Geysa ausfindig machen, mit Möbelhändlern und Tapezierern verhandeln, und was dergleichen Dinge mehr waren. Fast jeden Tag kam ein langes Schreiben des sehr pedantischen, alten Herrn, und als er mit seiner Familie endlich selbst einrückte und fürs erste im Hotel ‚Hungaria' abstieg, begannen die Ansprüche an den jungen Mann, der seinem Onkel mehrfach verpflichtet war, — auch bei seiner Beförderung hatte dessen Hand ein bißchen mitgewirkt, — erst recht. Daß er durch alles das vielfach seiner Braut entzogen wurde, fand wenig Berücksichtigung; man brauchte ihn, man wünschte seine Dienste, seine Gesellschaft, und man war gewöhnt, die eigenen Wünsche und Bedürfnisse in den Vordergrund zu stellen. Lenke würde ihn nach der Hochzeit genug haben; bis dahin konnte man in Ordnung und in den neuen Verhältnissen eingelebt sein. Und eigentlich erfreute sich diese Heirath nicht gerade der Sympathie der Verwandten. — So lange sie in der Provinz wohnten, berührte sie die Sache wenig, sie kümmerten sich nicht viel um die Angelegenheiten anderer Leute; aber in derselben Stadt, die nun ihr Aufenthalt wurde, arme Verwandte zu haben, so nahe Verwandte, war nicht gerade angenehm. Und sie befanden sich jetzt in einer so angesehenen Stellung, — einem Curial-Richter gebührt der Titel „Méltosagos" (Hochgeboren), den sonst nur Aristokraten führen! — Verleugnen würden sie deshalb Geysa und Lenke nicht, dazu waren sie zu gutmüthig und hatten zu viel Familien-Sinn. Auch konnte Geysa es recht weit bringen; er hatte gut angefangen, war bei seinen Vorgesetzten allgemein beliebt und ein solider junger Mann. Nur eben schade, daß er sich durch die Verbindung mit der armen Lehrerin Bleigewichte an die Füße hängte! Das hatte ihm der Onkel gleich bei seiner Verlobung warnend zu Gemüthe geführt, — aber natürlich vergeblich, denn er war ja bis über die Ohren verliebt in seine schöne Braut. Seine verschiedenen Vorzüge, die den Verwandten gerade bei dem jetzigen lebhaften Verkehr mit ihm recht vor Augen traten, hätten es ihm so leicht machen müssen, eine bessere Partie zu finden, wenn er danach gesucht haben würde, trotzdem er kein Geld besaß: — mein Gott! Heut zu Tage sind die Heiraths-Candidaten rar, und man muß zugreifen, wenn es sich um einen anständigen Menschen handelt. Da war z. B. ihre Mariska, — sie konnte gewiß An-

sprüche machen; nun, die Eltern wollten froh sein, wenn sie ihnen einen so hübschen, braven, gefälligen, hoffnungsvollen Schwiegersohn ins Haus brachte, wie Geysa.

Die neue Wohnung von Curial-Richters befand sich in der Andrassy-Straße, der schönsten Straße von Pest; sie bestand aus acht Zimmern, obwohl die Familie nur drei Personen umfaßte: Vater, Mutter und Tochter, und hatte einen Balcon, von dem aus es gar lustig war, dem bunten Treiben der Großstadt zuzusehen. Geysa erzählte Lenke davon, während sie jetzt spazieren gingen; er schilderte ihr auch die Pracht der Räume, deren Einrichtung nun vollendet war, und rühmte, wie geschmackvoll und behaglich alles sei. Lenke interessirte sich mehr für die künftigen Bewohner, die bald ihre Verwandten sein sollten. Von ihnen sprach Geysa nie viel. „Du wirst sie ja kennen lernen," meinte er. Was Mariska betraf, so erzählte er bloß einmal, daß sie als Kind ein schwarzbrauner Teufel gewesen sei, der ihm, dem Gymnasiasten, der zuweilen die Ferien im Hause des Onkels zubrachte, mit Vorliebe, hinterrücks heranschleichend, spitzige Haferkörner zwischen Hals und Hemdkragen gesteckt habe, und daß er sie deshalb nicht leiden konnte. Damals zählte sie sechs oder sieben Jahre; seither hatte er sie nicht wiedergesehen bis jetzt. Jetzt war sie natürlich ein sehr wohlerzogenes Fräulein, das an derartige Streiche nicht mehr dachte.

„Sonntag Vormittag dürften sie Euch besuchen," sagte Geysa und bat Lenke zugleich, Derszi zu bestimmen, daß sie zu dieser Gelegenheit ein reines Kleid anziehe. Ein solches werde sie ja doch besitzen, fügte er, etwas gezwungen lachend, hinzu. Er erinnere sich nicht, ob er in den drei Jahren etwas dergleichen an ihr gesehen habe.

„Wenn sie vormittags kommen, zeigt Derszi-néni sich nicht," meinte Lenke harmlos. „Dann steckt sie in ihrer Küche, und ich glaube, wenn die Königin bei uns erschiene, könnte selbst dies sie nicht bewegen, ihren Mehlauflauf oder was sie gerade im Werke hätte, im Stiche zu lassen."

„Nun, dann ist es ja gut," erwiderte Geysa, nicht unzufrieden, „denn vormittags werden sie kommen, wie es üblich ist bei ersten Besuchen."

Das Gespräch zwischen den Verlobten war heut' nicht besonders lebhaft. Eine ganze Weile schritten sie schweigend unter den Bäumen hin. Da es ein Abend spät im September war, webte hier bereits eine leichte Dämmerung. Geysa betrachtete verstohlen die Braut, die still vor sich hinträumte, glücklich, daß sie an seinem Arme ging, daß ihr diese friedliche Stunde geschenkt war, nach einem Tage, der an mancherlei Plage reich gewesen, wie die meisten ihrer Tage. Je seltener sie jetzt mit dem Geliebten zusammen sein konnte, desto tiefer genoß sie jeden Augenblick, der ihr diese Gunst gewährte.

„Wie edel und schön ihre Züge sind!" dachte Geysa, „viel schöner, viel edler als die Mariska's!"

Warum zog er denn den Vergleich? Er fragte es sich selbst. Was ging ihn Mariska an? Lenke war seine Braut, die liebe, liebe, gute Lenke! Lenke, die eine so traurige Kindheit verlebt hatte, an der Seite einer jahrelang hinsiechenden, stets von Sorgen bedrückten Mutter, — den Vater hatte sie früh verloren, — Lenke, die sich in einem Alter, in dem andere Mädchen tanzen und sich gedankenlos ihrer Jugend freuen, in einen harten Lebenskampf hinausgestoßen sah und nicht einmal den Trost eines freundlichen Heims besaß; Lenke, die kaum gewußt hatte, was jung sein heißt, ehe sie ihn kennen lernte, und der er gelobt, — wie oft gelobt hatte! — sie für alles zu entschädigen, was sie an Schwerem zu tragen gehabt hatte: für alle Einsamkeit, alle Entbehrungen, allen Glücksmangel früherer Tage; Lenke, die so innig an ihm hing, die so treu, so vertrauend, — und so ahnungslos war, und die er nie zu verlassen und zu verrathen vermöchte. Nein, niemals wäre ihm das möglich; er müßte sich selbst darum verachten! Sie hatte recht, so ruhig zu sein, trotzdem es die Hexe Bertha sicher nicht an Sticheleien fehlen ließ, davon hatte er heut' eine Probe erhalten; — er würde sie erlösen aus diesem greulichen Leben mit den Tanten, er würde sie glücklich machen, wie er es sich vorgenommen hatte. Niemals hatte er etwas anderes gedacht; in den ganzen drei Jahren nicht, — und auch nicht in den letzten acht Tagen.

Eine große Weichheit kam über Geysa; er zog Lenke's Arm fester an sich und beugte sich unter den großen Strohhut, um ihr zärtlich in die Augen zu sehen. Sie blickte auf; eine Blutwelle übergoß ihr Antlitz; ohne der Vorbeigehenden zu achten, lehnte sie ihren Kopf leise an seine Schulter.

„Mein süßes Lieb!" flüsterte er, „bald bist Du ganz mein!"

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Bäuerin.

Erzählung von A. von Auerswald in Berlin.

Es ist Weihnachtsabend, und die „rothe Guste" hat sich mit ihrer Arbeit beeilt, um recht bald zu den Eltern zu können. Rothe Guste wird sie genannt, weil sie braunrothes Haar hat, und sie wird oft deswegen gehänselt. Aber sie lacht nur dazu, denn sie hat ein goldenes Herz und hat ihr Leben lang nicht daran gedacht, etwas übel zu nehmen, oder überhaupt an sich gedacht. Immer für andere gearbeitet, so lange sie denken kann: für den blinden Vater, für die halb gelähmte Mutter, für die jungen, unbehülflichen Geschwister. Und nun gar zu Weihnachten! Seit Wochen schon hat sie keine Minute für sich! Erst muß die Arbeit bei der Bäuerin gemacht werden, — und sauber, denn die ist eigen, und vor ihren scharfen Augen besteht nichts Schlechtes, — dann muß sie stricken und nähen und flicken, um für die vielen Geschwister etwas Gutes zusammenzustöppeln. Nun ist sie aber auch mit allem fertig; Strümpfe und Jäckchen sind sauber zusammengepackt, sie bindet sich das blaue Tuch um den rothen Kopf und guckt in die Stube zur Bäuerin.

„Ich geh' jetzt, Bäuerin, wenn's Euch recht ist."

Die steht etwas schwerfällig von ihrem Stuhl auf, — eine große, hagere Frau mit einem starknochigen, energischen Gesicht und hellen, scharfen Augen, vor deren Zürnen man sich wohl fürchten könnte. Jetzt sehen sie aber gütig auf die Magd.

„Es ist gut, Guste," sagt sie mit einer tiefen, ruhigen Stimme. „Und hier hab' ich noch 'was," — sie reicht ihr ein geheimnißvoll verschnürtes Packet, — „damit für Dich doch auch 'was ist. Lauf hin und komm zur Zeit mit den Kleinen, wenn ich bescher'!"

Gustel dankt strahlend und stürzt hinaus. Die Bäuerin sieht sie noch durch das Schneegestöber über den Hof streben, hört, wie sich das Thor schließt, und setzt sich dann wieder auf ihren Stuhl mit dem Gefühl, daß sie nun ganz allein im Hause ist. Wer irgend Verwandtes hat, hat sich beurlaubt, und sie hat alle gehen lassen, weil Weihnachten, was sich liebt, ja so gern zusammen ist. Für sie ist's allerdings einsam, aber nur für kurze Zeit. Wenn es dunkel ist, kommen die armen Kinder, die sie alle Jahr beschenkt, und für welche die Gaben auch diesmal bereit liegen.

Die Bäuerin greift mit ihren welken, knochigen Händen zum Strickzeug. Es ist nicht gut, müßig zu sein, besonders wenn man allein ist, denn dann kommen die Gedanken, alle die Gedanken, denen man nicht entfliehen kann. Draußen fällt der Schnee. Es hat den ganzen Tag geschneit, vom frühen Morgen an, und dazu ist es schneidend kalt. Vom Fenster aus kann sie sehen, wie sich auf den Dächern Flocke an Flocke schmiegt. Die Luft ist ruhig; gleichmäßig und lautlos senkt sich das weiße Gestöber aus dem dichten grauen Himmel. Aber das Zimmer, in dem die Bäuerin sitzt, ist warm und gemüthlich, für das Fest blitzblank und sauber gescheuert. Auf die reinen Dielen ist frischer Sand gestreut, den schweren Tisch, der in der Mitte des Zimmers steht, ziert eine schneeweiße Decke. Die Fenster sind ganz hell und durchsichtig gerieben, und von außen häuft sich der Schnee daran und zieht sich immer höher hinauf; blühende Blumenstöcke stehen auf den Brettern. In dem mächtigen weißen Kachelofen prasselt ein lustiges Feuer, dessen Schein auf dem Fußboden hin und her tanzt. Manchmal knackt es hell auf, dann lodert die Flamme höher, und ihr Schein fällt bis auf den ehrwürdigen Wandschrank aus dunkelbraunem Nußholz, den Stolz der Bäuerin. Er ist ein Erbstück der Familie, mit vielen schön geschnitzten Windungen und Schnörkeln verziert, und birgt viel gutes, selbstgesponnenes Linnen, die Arbeit langer, einsamer Winterabende, welche sie über Kummer und Sorge hat hinwegführen müssen, daran ihr das Herz brechen wollte. Wer aber wird das alles einmal erhalten, wenn sie todt ist? Wer wird sich darum kümmern, ob sie selbst es mit Fleiß und Liebe gesponnen?

Die Bäuerin seufzt schwer und zürnend, die regsamen Hände senken sich unthätig, der helle Blick heftet sich starr und düster in die schneeige Dämmerung draußen, das ganze Gesicht spricht von Gram und harten innerlichen Kämpfen.

Sie hat sich noch nicht an die Einsamkeit gewöhnen können; wie ein Alp lastet sie auf ihrer Brust und heute mehr noch, als an anderen Tagen. Früher, vor Jahren, es ist schon lange her, da hat sie sich nicht fremder Leute Kinder laden brauchen, um auch bescheren zu können, um Freude und Leben um sich zu haben, jauchzende Stimmen zu hören, dankbare Augen zu sehen. Auch liebevolle? Kaum! Jedes Kind, das seinen Theil hat, strebt nach Hause, um Vater und Mutter, Bruder und Schwester die neuen Herrlichkeiten zu zeigen. Nur die rothe Guste bleibt zuletzt noch übrig und liest dann buchstabirend, stockend und manchmal vor Rührung und Glück mit der sommersprossigen Hand über die runden Augen fahrend, das heilige Evangelium. Die Bäuerin aber sitzt kerzengerade und mit gefalteten Händen in ihrem Stuhl, den Blick mit selbstbewußter Festigkeit vor sich hingerichtet.

Das ist schon viele Jahre so gewesen, so lange, — sie kann sich kaum mehr denken, daß es überhaupt nicht so sein muß. Und doch, einmal früher, — wie war es so anders! Wer hätte es ihr prophezeit, damals, als der jetzt so stille Hof noch von jauchzendem Kindergeschrei erfüllt war, daß sie so verlassen hier sitzen würde? Und noch weiter zurück schweifen die Gedanken, zu den sonnigen, windigen Frühlingstagen, als sie hier einzog als Herrin. Sie war das reichste Mädchen im Dorf gewesen, und viele sagten, auch das schönste, ihr Josef der reichste Bursch und der stattlichste, muthigste, beste von allen gewiß. Wie die Schüsse krachten, die Hochzeitsgäste jubelten, und die Guirlanden im Winde schwankten! „Glück und Segen der jungen Braut!" Und das war ihr reichlich geworden!

Die Bäuerin lehnt sich in den Stuhl zurück; die Erinnerungen kommen, sie kann ihnen nicht entfliehen, sie steigen aus der wachsenden Dämmerung, sie umringen sie dicht und sprechen mit alten lieben Stimmen, bald Freude und Lächeln, bald Schmerz und Zürnen in ihr ausdrucksvolles Gesicht rufend.

Draußen fällt noch immer tonlos, dicht und langsam der Schnee. Ein Knecht watet in hohen Stiefeln zu den Ställen durch den Schnee, außer ihr die einzige lebende Seele in dem Gehöft.

Hatte es früher wohl auch so endlose Winter gegeben? O nein! Da waren die Abende so schnell vergangen bei Scherz und Lachen, wenn die junge schmucke Bäuerin am Spinnrad saß und dem Bauer, der sich Pfeifen schnitzte, Geschichten erzählte, die sie in der Spinnstube gehört, da war der Frühling immer zu früh gekommen, weil der Josef nun hinaus mußte aufs Feld, und sie die langen Tage allein blieb. Denn Josef war ein tüchtiger Bauer, wie er sein muß, selbst immer den Knechten voraus bei der Arbeit! Das brachte aber auch Segen und Reichthum. Keiner hatte die Wagen so voll geladen wie er bei der Ernte, keinem häufte sich der goldene Segen so wie ihm.

All dieses Glück der ersten Jahre! Drei muntere, rothwangige, stämmige Kinder! Weihnachten, welch ein Fest des Jubels, wenn die Lichter an dem Bäumchen flammten, und weiße, scharfe Kinderzähnchen hastig in die großen Pfefferkuchen bissen! Die Bäuerin entsann sich, wie selig sie in jener Zeit gewesen, wie das Glück ihr oft fast die Brust gesprengt hatte, weil es so groß, so übergroß gewesen.

Dann aber, als der Winter sich zum Frühling neigte, als die Acker-Geräthschaften schon hergestellt wurden, ging es auf einmal wie ein banges Jagen durch das Dorf, ein Würgengel, die Diphteritis, ging von Haus zu Haus. Sie klopfte an jede Thür und wollte ihr Opfer haben, und grenzenloser Kummer kam über viele. Wie sie in jener Zeit gefleht hatte, daß Gott sie verschonen, daß er nicht auch auf ihr Haus seine schwere Hand legen wolle! Was hatte es geholfen? Der Würger trat auch bei ihnen ein und berührte alle drei Kinder. Da saß sie an ihren Bettchen mit gerungenen Händen und konnte ihnen nicht helfen. Sie sah, wie sie litten, sich in Todesqualen wanden, und konnte ihr Leiden nicht erleichtern! Welch eine Nacht! Die würde sie nie vergessen! Und sie war ganz allein. Der Josef war zum Doctor geritten.

„Herrgott, wofür strafst Du mich? Was habe ich Dir gethan?" flehte sie mit zuckenden Lippen und starrem Blick.

Das Stöhnen der Kleinen durchschnitt ihr Herz, sie hielt sich die Ohren zu, um es nicht mehr zu hören, aber sie sah ja die Angst, die vorwurfsvolle Bitte in den kläglichen Augen, die sich hülfesuchend nach der Mutter wandten.

„Warum hilfst Du nicht? Du kannst es ja!" schienen sie anklagend zu sprechen.

„Tödte mich, Gott, grausamer Gott!" schrie sie fast. „Ich kann diese Leiden nicht sehen."

Tief in der Nacht kehrte Josef auf schweißtriefendem Pferde zurück. Er hatte den Doctor nicht zu Hause getroffen, aber seine Frau hatte ihm einige Anweisungen gegeben, den Kindern zu helfen und ihm versprochen, ihren Mann, sobald er zurückkäme, zu schicken. Flüsternd theilte er alles der Bäuerin mit, dann handelten sie nach den erhaltenen Anweisungen und glitten stumm von Bett zu Bett. Lange, bange Stunden schlichen hin. Die Lampe brannte trüber und trüber, allmählich ging sie aus. Aber schon erwachte der Tag, und ein grauer, matter Wintermorgen guckte durch die Fenster. Doch zwei der Kleinen sahen es nicht mehr tagen, sie hatten ausgelitten. Mit gebrochenen, blinden Augen starrten sie in die sich mühsam vorkämpfende Sonne, die weißen Gesichtchen im letzten Todeskampf verzerrt. Laut weinend lagen der Bauer und die Bäuerin mit gefalteten Händen vor den stillen Lieblingen, und über den beiden Verlorenen vergaßen sie fast das dritte, das mit rothen Bäckchen sanft athmend den Genesungsschlaf schlief.

Als der Doctor kam, müde, überarbeitet, kaum mehr fähig, sich aufrecht zu halten, konnte er den gebrochenen Eltern nur sagen, daß das dritte Kind gerettet wäre. Aber noch denselben Tag jagte wieder ein Reiter zur Stadt und rief ihn zum zweiten Mal hinaus, denn nun hatte es den Bauer selbst ergriffen. Mit bewußtlosem Blick wälzte er sich in immer wilderem Fieber und erkannte selbst sein Weib nicht mehr, das vornübergebeugt, mit starren, trocknen Augen in die Weite blickend, an seinem Bette saß. Als der Doctor eintrat, sah sie ihn an, aber nicht fragend, sondern nur schwer und düster, daß er fast erschrak. Sie wußte, daß nicht Mensch noch Gott ihn retten würden.

Der Bauer starb. Thränenlos und mit seltsam verzerrtem Gesicht drückte sie seine Augen zu und faltete seine starren Hände. Dann sah sie sich um, ihr Mund zuckte, als ob er lächeln wolle, aber es ging nicht: ein halb stöhnender Seufzer entquoll ihren Lippen, und mit dumpfem Fall stürzte sie bewußtlos zu Boden. — —

Als die drei Särge, zwei kleine und ein großer, von dem Hof hinausgetragen wurden, folgte die Bäuerin ungebeugt und aufrecht, aber sie erkannte niemand und grüßte niemand. Ihr Blick war fest nach vorn gerichtet, ihre Miene unbeweglich, undurchdringlich. Sie hörte nichts von den herzlichen, tröstenden Worten des alten Pastors, aber als die Särge nach unten gelassen wurden, fuhr sie auf und trat schnell vor, als könne sie sie nicht lassen, als wolle sie ihnen nach. Dann aber ließ sie die Arme, wie in hoffnungsloser Trauer, schlaff sinken und neigte den Kopf.

Der Prediger ging mit ihr nach Hause und sprach ihr Trost zu. Er sprach von dem kleinen Josef, den ihr Gottes Güte ja gelassen, für den sie nun leben müsse, aber sie verstand ihn gar nicht. Sie war froh, als sie allein in dem weiten hellen Zimmer war, und blieb da sitzen, ohne zu essen oder zu trinken. Es war, als habe das Entsetzen jener Nächte ihre Lebenskraft gelähmt. Sie kümmerte sich nicht um die Wirthschaft, sie fragte nicht nach dem kleinen Josef, der allmählich wieder kräftig wurde. Wenn er sich an sie schmiegte, wie früher, und nach dem lieben Vater und Brüderchen und Schwesterchen fragte, sah sie ihn erst lange groß und erstaunt an, bis sie ihn erkannte, und schob ihn dann ungeduldig von sich.

Als er aber wieder ausgehen durfte, nahm sie ihn mit sich auf den Kirchhof. Unterwegs pflückte er Feldblumen für die Gräber, denn Knechte und Mägde hatten ihm gesagt, daß Vater und Geschwister nun in der dunkeln Erde lägen. Als sie auf dem Kirchhof angekommen waren, setzte sich die Bäuerin stumm auf den Rasen nieder und sah mit demselben starren, regungslosen Blick, den sie jetzt immer hatte, auf die frischen Gräber, wo das junge Grün schon zu sprossen begann. Da sprang der kleine Bursche auf sie zu.

„Mutter, ich habe dem Lieserl Anemonen gepflanzt, die mochte es immer so gut leiden."

„Wozu? Es ist ja todt," sagte die Bäuerin rauh.

„Nun ja," fragte der Kleine mit großen Augen, „aber es spielt doch noch, gelt?"

Seit all' den Tagen zum ersten Mal sah die Bäuerin den Knaben an, wurde sich seines Besitzes bewußt. Sie streckte

Nach dem Gewitter. — Nach dem Gemälde von Gilbert von Canal in München. — Siehe Seite 80.

ihre große Hand nach ihm aus und bog ihn ein wenig zurück, mit ihren gramdunkeln Augen sah sie ihn an in verzehrender Liebe. Durfte sie klagen, da Gott ihr noch diesen gelassen, da so viel Reichthum noch ihr eigen war?

„Mein Bub'!" sagte sie zärtlich mit Nachdruck und heimlicher Freude, stand auf, nahm ihn an der Hand und ging mit festen Schritten zum Gehöft zurück.

Von dem Tage an war eine Veränderung mit der Bäuerin vorgegangen. Für ihren Bub' wollte sie nun arbeiten, für ihn nur leben, das Gut wollte sie in Ordnung halten und noch verbessern, um ihm einst ein schönes Erbe übergeben zu können. Die schlechte Wirthschaft, die seit ihres Mannes Tode schon eingerissen, mußte aufhören. Die Knechte sollten schon fühlen, daß ihr Auge über alles wache, und daß auch das Regiment einer Frau streng sein könne. Oft sah man sie mit großen ruhigen Schritten über den Hof zu den Ställen schreiten, sah sie im Felde stehen, die Arbeit überwachen oder hörte ihre Stimme, den Leuten Befehle zurufen. Aber auch die Mägde im Hause blieben nicht unbeaufsichtigt. Es schien, als habe sie ihre Augen überall, als könne vor ihren scharfen, durchdringenden Blicken nichts verborgen bleiben. Auch ließ sie nichts durchgehen. Wo ihr Ungehorsam oder Faulheit begegneten, war sie streng, ja fast hart, Unredlichkeit gegenüber aber unerbittlich, und der Schuldige mußte ohne Gnade ihren Hof verlassen.

„Sanftmuth taugt nichts," pflegte sie zu sagen. „Ich helfe ihnen nur, wenn sie durch die Strafe erkennen, daß sie wirklich 'was Unrechtes gethan haben."

Sonst aber fühlten die Leute sich wohl unter ihrem Regiment, denn es war eine ruhige, feste und zielbewußte Hand, die sie leitete.

„Gar nicht, wie 'ne Frau," sagten die Knechte bewundernd. Bei dieser anstrengenden, alle Gedanken in Anspruch nehmenden Thätigkeit erwachte bald wieder ihr Lebensmuth. Ueber das vergrämte Gesicht zog ein Hauch von Freude, und bei des kleinen Josef Späßen funkelte in ihren hellen Augen ein fröhliches Lachen.

Vasen und Schüsseln der Majolica-Fabrik Rozenburg im Haag. — Siehe den Artikel Seite 78.

Josef wuchs auf, wie rechte Bauernburschen es müssen. Ueberall war er mit dabei auf dem Felde, ritt mit „Ho“ und „Hü“ die Pferde in die Schwemme oder schwang von dem hochbeladenen Erntewagen die schwere, große Peitsche. Mit anderen Kindern spielen mochte er nicht. Er war dann scheu und verlegen, und ihre derben Späße und kinderhaften Rohheiten machten ihn entweder rasend vor Zorn, daß er blind auf sie zuschlug, oder er lief laut weinend fort und blieb dann den ganzen Tag untröstlich. Der Mutter war es recht. Sie hatte diesen Knaben mit einer Liebe in ihr Herz geschlossen, die niemand der meist kalt, ja fast hart erscheinenden Frau zugetraut hätte, und sie war es zufrieden, daß Josef sich so fast völlig an sie anschloß. Strafte sie ihn auch streng für seine wilde Heftigkeit, sie ermahnte ihn nicht, die Gespielen wieder aufzusuchen und so bildete sich bald in dem oft einsamen Knaben ein Hang zum Alleinsein und Träumen, und es hinderte ihn nichts, denselben zu nähren. Durch die Schule wurde er nur noch unterstützt. Der Lehrer, ein noch junger Mann mit idealen Träumen, freute sich, unter den robusten und schwerfälligen Kindern endlich ein weiches, bildungsfähiges Gemüth entdeckt zu haben, auf dessen Pflege er nun sein besonderes Augenmerk richtete. Am liebsten hätte er den Knaben auf ein Gymnasium gebracht, aber dagegen verwahrte sich die Mutter und auch der alte Pfarrer energisch. Er sollte einmal ein Bauer werden, wie sein Vater gewesen, und kein Student, da konnte ihm all das unnöthige Zeug, das sie in der Stadt lehrten, nur schaden. Der Lehrer gab sich zufrieden, aber was er selbst in seinem Herzen trug an Schätzen von Poesie und Wissen, die da brach lagen zu niemands Nutzen, das gab er nun dem Knaben Stück für Stück und nährte seine Phantasie, daß sie sich mächtig entfaltete.

Josef war eine weiche, empfängliche Natur und hatte eigentlich wenig Aehnlichkeit mit seiner Mutter. Seinen Augen fehlte der wache, helle Glanz, seinem Gesicht die feste, besonnene Ruhe, die sich in jedem Augenblick wahrt, aber all ihren Gefühlsreichthum hatte er erhalten, und da kein bewußter, starker Wille in ihm war, ihn zu zügeln, brach er oft in wilder Heftigkeit aus, die ihm alle Besinnung raubte. So wuchs er nun heran zum Jüngling. Sie lebten still mit einander, er und die Bäuerin, beide so reich an tiefer Liebe für den anderen und doch sich eigentlich fern. Sie waren ja auch fast Gegensätze, er mit seiner stürmischen Unbesonnenheit, die sich leicht verletzt und abgestoßen fühlte, sie mit ihrer gefaßten Ruhe, die oft fast Kälte schien.

Die Wirthschaft behielt die Bäuerin in den Händen. Josef half wohl hie und da, aber ihrer thätigen Natur, die wie zum Herrschen bestimmt schien, war es unmöglich, jetzt zurückzutreten, und es war ihr nicht unlieb, daß Josef so wenig Lust zeigte, praktisch mit anzugreifen. Lieber also, als daß er ziemlich unnütz im Felde stand, wanderte er in den Wald, träumte in das Blaue oder las mit mehr Empfinden als geistigem Verständniß in den Büchern, die ihm der Pfarrer lieh. Der alte Pfarrer sah dies Treiben und schüttelte bedenklich den Kopf, er sah manches, was ihn mit Besorgniß erfüllte, aber er wußte nicht, wie er helfen sollte.

Indes vernachlässigte Josef auch bald seine Bücher, und seine Spaziergänge, die erst ins Weite geführt hatten, wie es eben kam, hatten bald ihr bestimmtes Ziel gefunden. Die Bäuerin erfuhr es erst durch andere, daß ihr Sohn des Försters Tochter liebe und sie ihr als Schwiegertochter zu bringen gedenke. Sie fragte ihn nicht danach. Wie sie die eigenen Gefühle streng und schamvoll bewahrte, schonte sie auch die anderer, und es gefiel ihr, daß Josef nicht davon sprach. Nur beobachtete sie ihn jetzt mehr als früher und lächelte manchmal heimlich, wenn er bald niedergeschlagen und stumm, bald fröhlich und gesprächig heimkehrte. Indessen dauerte es nicht lange, so bemerkte sie, daß eine Veränderung mit ihm vorging. Die trüben Stimmungen wurden häufiger, zwischen den Brauen erschien eine Falte drohenden Unmuths, die sich dort bald festsetzte, und die Augen hatten einen düstern Blick. Er sprach kaum mehr, aß wenig, und manchmal seufzte er tief auf und ballte, ihm selber unbewußt, die Faust, wie in schwerem Grimm. Die Mutter forschte nicht, sie that, als merke sie es gar nicht. Unbefangen ging sie einher, redete mit ihm und blieb scheinbar heiter, wie immer, obgleich ihr Herz voll Sorge war.

Eines Abends kam er nach Hause mit wirrem Haar, düstern Augen und bleichem Gesicht. Er setzte sich auf einen Stuhl und starrte wie abwesend vor sich nieder. Nun sprach die Bäuerin doch: hastig, verlegen und sich im Zimmer beschäftigend, suchte sie ihm zuzureden. Er hörte sie regungslos bis zu Ende an, dann stand er still auf und ging in sein Zimmer. Lange noch hörte sie seinen wuchtigen Schritt, wie er oben auf und ab ging. Am nächsten Morgen begegnete sie ihm auf dem Hof. Sie erschrak fast, so bleich und übernächtig sah er aus. Er schien sie nicht zu bemerken und wollte an ihr vorüber. Sie trat ihm in den Weg.

„Josef, willst Du jetzt fortgehn? Du bist krank. Was ist Dir?“

Er fuhr zusammen, die Stumpfheit wich aus seinen Zügen, und er sah sie mit stummer Verzweiflung an. Dann ging er langsam, ohne ein Wort zu sagen, an ihr vorüber zum Hof hinaus.

Die Bäuerin blieb den ganzen Tag in großer Aufregung und mit einer unerklärlichen Angst im Herzen. Auch bei der Arbeit wich dieselbe nicht, sondern wuchs nur immer mehr an, sodaß sie kaum den Abend erwarten konnte. Aber Josef kam nicht, wie sie gehofft hatte, zum Essen zurück. Da legte sich ein Alp auf ihre Brust, der sie zu allem unfähig machte. Vergebens rief sie sich ins Gedächtniß zurück, wie oft er früher erst spät heimgekommen war, daß ihre Furcht thöricht und unbegründet wäre; sie konnte gegen ihre furchtbare Sorge nicht ankämpfen und war nur froh, als Knechte und Mägde endlich mit Lärm ihre Stühle zurückschoben und sie allein ließen.

Unruhig schritt sie im Zimmer auf und nieder, lauschte auf jedes Geräusch, das sich draußen erhob, und wandte die Augen oft im stillen Flehen nach oben. Endlich, gerade als sie sich niederlegen wollte, um am nächsten Tage frisch zu sein, hörte sie, wie das Hofthor zugeschlagen wurde, wie die Hunde laut und wüthend aufbellten, beschwichtigende Rufe und laute Wechselreden. Sie eilte an die Hausthür und sah mehrere Laternen sich auf sie zu bewegen. Es waren ein paar Knechte, und in der Mitte mit feierlicher, wichtiger Miene der Orts-Gendarm, der auf sie zutrat.

„Im Namen des Gesetzes, Bäuerin, liefert mir Euren Sohn aus, den Ihr hier versteckt haltet!“

Die Bäuerin richtete ihre hagere Gestalt hoch auf; ihre hellen Augen funkelten feindselig aus dem bleich gewordenen Gesicht, ihre Hand ballte sich um den Thürpfosten.

„Mein Sohn ist heute früh weggegangen und nicht wiedergekommen. Was wollt Ihr von ihm?“

„Ich bin im Namen des Gesetzes gekommen, ihn zu verhaften,“ sagte der Mann und warf sich in die Brust. „Der Förster aus H. ist heute todt vorgefunden, und Euer Sohn ist des Mordes verdächtig.“

Die Bäuerin blieb einen Augenblick regungslos, es dunkelte vor ihren Augen, riesige schwarze Tücher wälzten sich vor ihr hin und her, dann blitzten tausend Sterne darin auf und zuckten durcheinander, und dann plötzlich erkannte sie wieder das breite Gesicht des Gendarmen, schwach von einer Laterne beleuchtet, das erwartungsvoll zu ihr in die Höh' starrte. Da schrie sie auf in Zorn und Empörung, in maßlos durchbrechender Wuth.

„Du lügst, Du schlechter Mensch! Was willst Du hier? Mein Josef soll ein Mörder sein? Geh, geh und erzähl' andern Deine Märchen! Und Ihr,“ fuhr sie die Knechte an, die stumm daneben standen, „was steht Ihr da und rührt Euch nicht? Hört Ihr das von Eurem Bauern und zeigt dem nicht den Weg?“

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Holländische Majolica.

Von Irene Braun im Haag.

Siehe die Abbildungen auf Seite 77.

Wenn man bei uns von Majolica aus Holland hört, so denkt man an die alte Delfter Fabrik, an die schönen blauweißen Schalen und Vasen, die viereckigen Kacheln mit den amüsanten Windmühlen und Kanalbildchen darauf, die einzeln oder der Länge nach zusammengesetzt verwendet werden, man sieht die großen Teller mit mehr oder minder gelungenen Nachbildungen von Werken berühmter Künstler, — Mesdag vor allem, — und die fast lebensgroßen Copien Rembrandt'scher Portrait-Köpfe, welche durch das, was sie eben nicht erreichen können, lebhaft an die Originale erinnern. Das Delfter Blau ist auch bei uns Mode geworden.

Im Haag besteht indessen eine Fabrik, die an phantasievoll künstlerischer Wirkung ihrer Erzeugnisse die Delfter Industrie weit übertrifft, — die Plateelbakkerij Rozenburg.

Ueber die technische Einrichtung der 1885 gegründeten Fabrik zu berichten, ist der Zweck dieser Zeilen nicht. Die Zubereitung und Behandlung des Materials, das Formen, Gießen, Glasiren und Brennen geschieht, so viel sich bei einem flüchtigen Besuch der Arbeitsräume beurtheilen läßt, in ähnlicher Weise wie in der Berliner Porzellan-Manufactur oder bei Cantagalli in Florenz. Was den besonderen Vorzug der Rozenburg-Majolica ausmacht, ist die durchaus originelle Decoration, die kühne Zusammenstellung und die wunderbare Leuchtkraft der Farben.

Es wird so viel über die Charakterlosigkeit unserer Zeit geklagt, über das Nachahmen und künstlich Wiederbeleben vergangener Formen; hier aber besteht ein Stück ganz eigenartigen Kunstgewerbes, das in keinem Museum sein Vorbild hat. Eine Einwirkung vom Osten her ist wohl nicht zu verkennen; die Art aber, wie die orientalische Dekorationsweise auf naturalistische Formen angewandt wird, ergiebt ganz neue Wirkungen.

Die Form der Gefäße ist durchweg gut, meist einfach, in schönen Verhältnissen; manchmal fällt ein besonders breit geschwungener Henkel, ein kräftig umgeschlagener Vasenrand, ein stark gegliederter Deckel auf.

In den Anfangszeiten der Fabrik, unter dem genialen Director P. Colebrander, entstanden Vasen und Platten größten Formats, mit reichem Farbenschmuck gedeckt, von echt decorativer Wirkung. Es läßt sich oft kaum mehr sagen, ob der Zeichnung überhaupt eine Naturform zu Grunde gelegen hatte. Die leuchtenden Farbflecken breiten sich aus, verschmelzen mit einander, fließen in den Grund, der Grund tritt wieder in Formen hervor, der Raum zwischen den blumenartigen Gebilden ergiebt wieder Schmetterlingsflügel, — das Auge folgt den reizvollen Linien, und gerade weil die einzelne Form oft nicht deutlich zu erkennen ist, vereinigt sich das Ganze zu einer unendlich wohlthätigen malerischen Wirkung.

Die Colebrander-Arbeiten sind sehr geschätzt, in der bekannten Gallerie von Mesdag befinden sich vielleicht die schönsten Stücke aus jener Zeit.

Indessen ist die Fabrik unter dem jetzigen Director, Jurriaan Kok, zu einer erstaunlichen Vielseitigkeit gediehen, und die Art, wie zum Theil unscheinbare Pflanzen- und Thiermotive kühn stilisirt zur Wirkung kommen, ist in ihrer Weise so originell wie die wundersamen Ornament-Compositionen der ersten Zeit. Eine große, von oben rothbraun, von unten bläulich grundirte Vase zeigt z. B. nur Stengel, Blatt und Blüthe der Taubnessel als Decoration, und dieses sonst nicht als malerisch anerkannte Gewächs schmückt die Vase schöner als „Rosen, Tulpen, Nelken“. Ueber eine noch größere, metallisch blauschillernde Vase legt sich eine einzige gelbe Lilie hin, auf einer anderen breitet sich eine Sonnenblume aus; es versteht sich von selbst, daß bei solcher Einfachheit die Zeichnung der Blume meisterhaft sein muß. Dann wieder sind Pflanzenformen von natürlicher Bewegung zu einem stilvollen Ornament verbunden. Sehr wirkungsvoll ist eine fast meterhohe Vase, deren breite Wölbung ein Pfau mit offenem Rad deckt. Manche Gefäße sind nur Farbe, z. B. ein lichtgrüner Ton von einem wahren Edelsteinglanz, in welchen vom oberen Rande aus ein tiefer Goldton getropft und geflossen ist, der sich scheinbar willkürlich über die Wölbung vertheilt, in Wahrheit aber durch das feinste ornamentale Gefühl angeordnet ist. Ein andermal überzieht die ganze Vase ein blauer Ton, dessen Reiz nur im Wechsel von lichteren und dunkleren Flecken besteht. Die schmalen Platten zum Schutz der Thüren, bei uns aus Glas oder Porzellan, sieht man hier ebenfalls aus „Aardenwerk“ hergestellt, eine schlank aufsteigende gelbe Wasserlilie auf bläulichem Grund bildet vielleicht die Verzierung. Vielfach werden Standuhren in Majolica-Gehäuse gefaßt; dazu passend hat man dann etwas niedriger zwei Vasen oder auch nur vasenartige Aufsätze, die drei Stücke bilden die Garnitur für den hier üblichen Kaminsims. Oft wird auch die ganze Kamin-Verkleidung aus einzelnen Kacheln zusammengesetzt und mit einer groß und flott gezeichneten Composition im Ganzen bemalt. Solche Kamin- und Wand-Verkleidungen bestehen oft aus 150—4000 Kacheln: in einem hiesigen technischen Institut ist das Vestibül mit solchen Platten ganz ausgekleidet.

Auch kleine Landschaften werden auf Majolica gemalt, — amüsante Bildchen, in kecken Zügen mit wenigen starken Farben hingestrichen, von dunklem Grund oder einem leichten Ornament-Rand eingefaßt; ferner giebt es ganze Bilder in vielen Farben auf großen Platten, und Stadtansichten, aus Kacheln zusammengesetzt, wozu der Haag selber mit seinem reizenden Stadthaus gute Motive liefert.

Die Farben der Fabrik sind, wie fast alle Majolica-Farben, starken Veränderungen im Brennen unterworfen: die Palette scheint reicher als in irgend einer anderen ähnlichen Fabrik.

Das Brennmaterial ist Gas, jede Stunde werden 100 kg Steinkohlen in Gas verwandelt, das an den Außenwänden der Oefen in zwei Meter hohen Flammen emporschlägt, sodaß die bemalten und mit der weißen Glasur überzogenen Gefäße in den zugemauerten Oefen langsam in Glut kommen.

Die kleinste Störung, ein unbemerkter Riß in der Ofenwand, einige Wärmegrade zu viel, einige zu wenig, können die ganze kostbare Füllung verderben. Billig ist darum Majolica nirgends, auch hier nicht, aber die Rozenburg-Waren sind ihren Preis redlich werth, und die Fabrik hat einen enormen Absatz; sie versendet nach Amerika, nach England und Frankreich ꝛc., auch nach Deutschland; Niederlagen sind in Frankfurt bei Bing & Co., in Stuttgart bei Schöttle & Co., und in Crefeld bei G. Franz; aber den richtigen Eindruck von dieser überaus reichen und geschmackvollen Industrie wird man sich am besten im Haag, in dem Magazin (Parkstraße) holen.

Nachdruck verboten.

Prinz und Prinzessin Sizzo von Schwarzburg.

Von Otto Preuß in Berlin.

Siehe die Portraits auf Seite 73.

Der um die Erbfolge im Fürstenthum Lippe-Detmold zwischen dem Fürsten von Schaumburg-Lippe und der gräflichen Linie Lippe-Biesterfeld entbrannte Streit hat das Gute im Gefolge gehabt, daß er die Fürstenhäuser zweier deutscher Fürstenthümer, der Fürstenhäuser von Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen, an die Zukunft mahnte. Sowohl die Ehe des Fürsten Karl Günther von Schwarzburg-Sondershausen, wie diejenige des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt ist kinderlos, und der einzige Erbe beider Häuser war der bereits in der Mitte der sechziger Jahre stehende, unvermählte Prinz Leopold von Schwarzburg-Sondershausen. Ein Sohn aus der Ehe des 1867 verstorbenen Fürsten Friedrich Günther von Schwarzburg-Rudolstadt mit der Adoptiv-Tochter des Prinzen Wilhelm von Anhalt, der zur Prinzessin von Anhalt erhobenen Gräfin Helene von Reina, Prinz Sizzo von Leutenberg, galt bis dahin nicht zur Thronfolge berechtigt. Durch Schwarzburg-Rudolstädtisches Gesetz vom 1. Juni 1896 und durch Schwarzburg-Sondershausen'sches Gesetz vom 14. August 1896, dem am 21. April desselben Jahres eine zustimmende Erklärung der Agnaten beider fürstlichen Linien vorangegangen war, wurde Prinz Sizzo von Leutenberg als ebenbürtiger Angehöriger des Fürstlichen Hauses Schwarzburg anerkannt und für den Fall des Aussterbens des Mannesstammes in der gegenwärtig regierenden Linie des Fürstlichen Hauses Schwarzburg-Rudolstadt zur Succession berufen. Am 8. November wurde dem Prinzen der Titel eines Prinzen von Schwarzburg verliehen. Dieser Anerkennung seiner Erbfolgerechte folgte sehr bald Verlobung und Vermählung des Prinzen Sizzo von Schwarzburg mit der Prinzessin Alexandra von Anhalt, der jüngsten Tochter des herzoglichen Paares. Prinz Sizzo ist am 3. Juni 1860 geboren, Prinzessin Alexandra am 4. April 1868. Nachdem der Prinz längere Jahre Dienst bei dem 1. Kürassir-Regiment in Breslau gethan hatte, — er steht jetzt als Rittmeister à la suite der Armee, — zog er sich nach Rudolstadt und auf seinen Besitz Groß-Harthau im Königreich Sachsen zurück. Prinzessin Alexandra ist durch Anmuth und Liebenswürdigkeit eine Zierde des Dessauer Hofes gewesen, und es ist dem jungen Paar im Sturm gelungen, sich die Sympathien der Rudolstädter Bevölkerung zu erobern.

Nachdruck verboten.

Das Wahlrecht der Frauen.

Von Richard Wulckow in Darmstadt.

Die nach links gravitirenden Freunde der Frauenbewegung werden sich den 17. Februar 1897 in ihren Notizbüchern durch einen rothen Freudenstrich als einen besonderen Festtag kennzeichnen. Was ist denn an diesem denkwürdigen Tage geschehen? Das englische Unterhaus nahm mit einer Majorität von einundsiebzig Stimmen in zweiter Lesung the female suffrage bill, also das politische Stimmrecht der Frauen, an. Das ist immerhin eine bemerkenswerthe Thatsache; daraus aber den Schluß zu ziehen, daß die Vorlage in England thatsächlich wird Gesetz werden, wäre überaus voreilig. Der 17. Februar fiel auf einen Mittwoch, und die Sitzung fand nachmittags statt. Das ist für englische Verhältnisse stets ein bedenkliches Zeichen, denn wichtige und interessante Dinge pflegt man dort nicht an einem Mittwoch-Nachmittag zu verhandeln. Deshalb sagt die „Daily Mail“ auch bezüglich dieser Vorlage ganz naiv: „Its second reading passed on a Wednesday afternoon, and, that done, there is an end of it.“ (Die zweite Lesung fand an einem Mittwoch-Nachmittag statt, und wenn das geschehen, so ist es damit zu Ende.) Aber auch die anderen Zeitungen haben für die „Bedeutung“ der Sache anscheinend kein rechtes Verständniß und scheuen sich nicht, sie von der komischen Seite anzusehen und die ganze Verhandlung für „a huge joke“ zu erklären, was ja wohl ungefähr soviel wie einen „Ulk“ bedeutet.

Die Gründe, mit denen der Antragsteller, Mr. Faithfull Beggs, die Forderung des Wahlrechts für die Frauen begründete, dürfen wir hier nicht aufzählen; es sind ungefähr dieselben, mit denen vor etwa dreißig Jahren Stuart Mill seinen gleichen Antrag begründete, und die im Mai 1892 die „Womens Liberal Federation“ ins Treffen führte. Daß Herrn Beggs das kleine

Malheur passirte, daß er über die Tragweite seines Antrags nicht recht orientirt war, und selbst nicht wußte, ob die verheiratheten Frauen in den Entwurf mit einbegriffen waren oder nicht, läßt auch die Vermuthung zu, daß er denselben nicht recht durchgearbeitet hatte, und auf ihn vielleicht das Dichterwort paßt: „Du denkst zu schieben, und Du wirst geschoben", — nämlich von den Frauen.

In dem einen Punkt hatte freilich der Antragsteller unbedingt recht: daß heutzutage die Frauen in England schon eine bedeutende Rolle spielen und politische Bildung und Interesse besitzen, und daß sie ferner mit gutem Erfolge bereits zu Stadtverordneten, Armenvorstehern und Schulräthen gewählt werden. Solche großen und bedeutenden politischen Frauen-Vereinigungen, wie die conservative Primrose-League und die liberale Womens-Federation, welche großen politischen Einfluß besitzen, und von denen die Frauenrechtlerinnen ihren Appell beziehen, sind bei uns in Deutschland völlig unbekannte Dinge. Wenn Herr Beggs behauptete, daß der Hauptgegner der Bill, Labouchère, seine Wahl in Northampton den schönen Frauen von der Primrose-League verdanke, so wird er wohl nicht unrecht haben. Denn es ist in England durchaus nichts Neues, daß die Frauen einen sehr wesentlichen politischen Einfluß haben, den sie sich durch ihre politische Bildung und ihre Thätigkeit in den Vereinen erwerben, ja daß sie nöthigenfalls dorthin eilen, wo ein Wahlsitz ihrer Partei bedroht ist, und mit Eifer ihre Beredtsamkeit an den Wählern und deren Frauen versuchen. Die Unermüdlichkeit und Ausdauer, mit der sie dabei von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt pilgern und endlose Reden halten, entzieht sich völlig unserem deutschen Verständniß, — ein Zeichen, daß unsere politische Bildung und unser politisches Interesse ein geringeres ist und mit dem unserer englischen Vettern, — pardon: Basen, — nicht verglichen werden darf. Eine ganz richtige psychologische Erwägung war es auch, die einen großen Theil der englischen Frauenrechtlerinnen dazu bestimmte, das Frauen-Stimmrecht zunächst nur für die unverheiratheten und verwitweten Mitglieder des Geschlechts zu beanspruchen.

Ist es einmal das Geschick des Mannes, daß er aus dem Kampfe der politischen Meinungen, aus den Wahlkämpfen, Agitationen und Discussionen nur selten Herz und Empfindung ganz unberührt und lauter zurückbringen kann und also ein gutes Stück seiner Objectivität und Herzensreinheit verlieren muß, so müssen diese seelischen Erregungen mit um so größerer Sorgfalt von dem Leben der Frau ferngehalten werden, deren hoher Kulturberuf gerade aus der Lauterkeit und Unbefangenheit des Empfindens seine besten Kräfte zieht. Wie oft hat in den bewegten Zeiten der Wahlen ein in die Massen geworfenes Schlagwort Kampf und Bitterkeit hervorgerufen, wie oft ist der Meinungs- und Principien-Kampf zu einem gehässigen persönlichen Streit geworden, der schmerzliche Wunden schlug!

Wie es Pflicht des Mannes ist, das Gesetz zu schützen und im nöthigen Falle sein Land mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, so wird er auch allein das Recht beanspruchen dürfen, entscheidende Beschlüsse über Staats-Einrichtungen zu fassen, die man für heilsam und gut erkannt hat, und für die man mit Gut und Blut einzutreten willens ist. Der Staat ist tief zu beklagen, der in Zeiten schwerer politischer Kämpfe diese unter thätiger Theilnahme der Frauen zu führen hätte, denn unfehlbar würde er damit die Wurzeln seiner Kraft zerstören. Diese segensvolle Kraft aber liegt in dem Frieden des häuslichen Herdes. Wenn die Frau nun aus stürmisch bewegten Versammlungen kommt, ihre Leidenschaft in Schwingungen gerathen ist, und ihre Seele unter den unvermeidlichen Nachwirkungen heftiger Auseinandersetzungen bebt, — wird sie da im stande sein, in derselben Stunde ihr Haus und ihre Kinder zu versorgen und ihr Tagewerk, wie sonst, mit Sorgfalt und Treue zu verrichten?

Hier liegt aber der Punkt, der bei den englischen Verhandlungen nicht genügend berücksichtigt wird: nicht nur die verheirathete Frau, sondern auch die Witwe und das Mädchen müssen vor den erwähnten Erregungen geschützt werden, wenn der heilige Friede des Hauses erhalten werden soll. Denn auch sie wirken auf den Kreis ihrer nächsten Umgebung wesentlich ein, und ihre Erregung, die sie aus politischen Discussionen heimbringen, wird sich nothwendig in diesem ihrem Kreise peinlich fühlbar machen. Für den Mann sind in der Gegenwart solche Kämpfe und Erregungen unvermeidlich, und sein kräftigeres Naturell setzt ihnen größeren Widerstand entgegen: aber gerade deshalb ist sein Bedürfniß so groß, das innere gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen durch die friedlichen Bilder seiner Häuslichkeit und das freundliche Walten seiner Gattin und seiner Töchter. Nehmen die letzteren aber thätigen Antheil an Wahlkämpfen, so wird der Friede des Hauses ebenfalls illusorisch, denn auch sie werden das Bedürfniß fühlen, die Discussionen der politischen Arena „am stillen Herd" weiter zu spinnen und die behagliche Ruhe des Hauses in Frage zu stellen. Diese Erwägungen sind in ihrer Berechtigung auch den Engländern klar, und deshalb wird auch bei ihnen das weibliche Stimmrecht auf dem Papier stehen bleiben und nimmer praktisch werden, mögen einzelne besonders dazu veranlagte Frauen sich auch politischen Einfluß und Geltung zu verschaffen wissen. Durchaus thöricht aber war es, daß die englischen Frauenführerinnen in ihren Aufrufen und Programmen die Verschiedenartigkeit der Geschlechter gänzlich ignorirten und von der Frauenwelt als von einer Classe sprachen, wie man etwa von Adel, Geistlichkeit oder Arbeiterstand spricht. In dieser Thorheit mag ein Quantum Schlauheit stecken, aber die Vorspiegelung ist falsch und unwahr. Und ebenso thöricht war es, daß sie sich den Anschein gaben, als erhofften sie von der thätigen Mitwirkung der Frauen am politischen Leben eine Milderung der Härten und Schroffheiten in den Parteikämpfen, denn thatsächlich wurden die politischen Verhandlungen der Frauen stets mit einer gewissen Schärfe und Herbheit geführt, und so wurde dem ruhigen Beobachter die Besorgniß nahe gelegt, daß eine Folge der Frauen-Betheiligung an ernsten politischen Verhandlungen die Abirrung des weiblichen Sinnes nach der Richtung der Verhärtung und Schroffheit sein werde. Wer Berliner Versammlungen mit weiblichen Theilnehmern beigewohnt hat, wird diese Besorgniß nachempfinden, wenngleich der urwüchsige Berliner Humor sehr oft ein gewisses versöhnendes Element in die Discussion hineinträgt und ihr oft ihre Schärfe und Bitterkeit benimmt. Was dagegen die Beredtsamkeit einer englischen Dame im politischen Leben bedeutet, das definirte kürzlich ein Londoner Polizeirichter, der erklärte, er mache sich anheischig, eher den Lauf der Themse aufzuhalten, als den Redestrom einer politischen Engländerin!

Wer deutsche Art auch nur einigermaßen kennt und würdigt, gewinnt leicht die Ueberzeugung, daß die Bethätigung der Frauen am öffentlichen Leben kaum jemals eine starke Ausdehnung gewinnen wird, daß der Anspruch an das active Wahlrecht aber, wenn er bei uns jemals ernstlich erhoben werden sollte, niemals auf Verwirklichung zu rechnen hätte. Die deutschen Frauen, — es muß trotz des Widerspruchs einzelner enragirter Frauenrechtlerinnen klipp und klar herausgesagt werden, — haben nun einmal keine lebendigen politischen Interessen. Der politische Theil der Zeitungen ist ihnen gleichgültig, Parlaments-Nachrichten erst recht, und wer öfters die Reichstags-Tribüne besucht hat, der weiß, daß auch bei hochpolitischen Debatten die weibliche Zuhörerschaft eine sehr kleine ist. Gerichts-Verhandlungen pikanten oder interessanten Charakters dagegen werden von ihnen sehr geschätzt und besucht, auch dann, wenn die zarte, echt weibliche Scheu sie davon zurückhalten sollte. Es wäre unrichtig, hier einen Widerspruch im Verhalten der Frauen construiren zu wollen. Wenn sie sich der angebornen weiblichen Scheu für solche „interessanten" Gerichts-Verhandlungen entäußern, so werden sie von dem unzerstörbaren Triebe nach dem Geheimnißvollen, Dunkeln, Romantischen bestimmt, das sie sich von den Verhandlungen versprechen; für die Politik aber bleibt diese Scheu an ihnen haften, weil sie auf diesem Gebiete aus sich heraustreten, auf Widerspruch und scharfe Widerlegung gefaßt sein müssen. Der im öffentlichen Leben stehende Mann ist an Kampf und Widerspruch gewöhnt; sie bilden einen Theil seines Wirkens und Lebens. Die Frauen aber bringen dafür nicht die nöthige Kraft und Widerstandsfähigkeit und ebenso wenig auch die erforderliche Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit mit und wissen nicht, fest und unbeirrt durch Einwände und Widerspruch, ihre Anschauung zu vertheidigen und durchzusetzen. Das alles ist aber in eminentem Sinne erforderlich bei politischen Wahlen und den damit verbundenen Kämpfen. Denn das Stimmrecht soll ausgeübt werden auf Grund festgewurzelter, durch Erziehung, Bildung und Erfahrung errungener Ueberzeugungen, die ein Theil unseres geistigen Besitzes, unserer ganzen inneren Persönlichkeit sind. Hier treten wir mit dem Nachdruck unserer ganzen Individualität für das Gesammtwohl, für den nach unserer Ueberzeugung vernünftigen und nothwendigen Ausbau des geschichtlich Entstandenen und Erkämpften ein und suchen unsere Meinung durch Wort und Schrift und Kampf zur Geltung zu bringen. Kein Zweifel, daß dabei Gemüth, Temperament und Affect bewegt werden, daß unsere Seele oft die reingestimmte Harmonie verliert und in dem widerstreitenden Kampf der auf einander prallenden Anschauungen verwirrt, beunruhigt, getäuscht wird.

Wenn sich daher die Frau schon im allgemeinen nicht leicht zur thätigen Antheilnahme an der Behandlung öffentlicher Fragen entschließen wird, so wird ihre Scheu vor dem Eintritt in den Wahlkampf eine noch unendlich berechtigtere sein, weil die sorgende Frage immer vor der Seele schwebt, ob nicht Kränkungen, Angriffe und Enttäuschungen diesem Eintritt unmittelbar folgen werden?

Wenn man daher auch die Frauen immer mehr aus ihrer bisherigen Unfreiheit erlösen, ihren freien Willen achten, sie auf jede Weise zu neuen geeigneten Berufsarten befähigen und ihnen auch sonst die Bahn zum thätigen Eingreifen in Fragen des öffentlichen Lebens frei machen soll, so werden doch wahre und ernste Freunde der Frauen und der Frauenbewegung große Bedenken tragen müssen, die Ausübung dieses Rechts in weiterem Umfange für gut und wünschenswerth zu erklären und ihnen diese Ausübung zu empfehlen. Denn es wird sich immer die Frage aufdrängen, ob nicht gerade diejenigen Eigenschaften, die uns das Geschlecht lieb und werth machen, und die seine im Weltgefüge so bedeutsame Stellung begründen, durch eine thätige Antheilnahme am öffentlichen und politischen Leben eine schwere Schädigung erleiden werden, und ob mit dieser Schädigung die traditionelle Verehrung der Frauen, die sie bei allen Kulturvölkern genießen, sich nicht verflachen und vermindern würde. „Unter allem, was als Schönheit Gewalt über den Menschen hat, ist nach der ewigen Ordnung der Dinge und der Welt die Frau das Gewaltigste." Und zwar nicht etwa nur die von den Dichtern in so vielen Zungen und in immer neuen Formen gepriesene Frauenschönheit an sich, sondern vielmehr noch die Schönheit in ihrer Wirkung: die Milde und Harmonie, die sie um sich zu breiten weiß, und die mit ihrem stillen Walten und Wirken alles umfaßt, was sie mit ihrem beglückenden, milden Hauche erreichen kann.

Man darf nicht einwenden, daß die heutige „rauhe Zeit" die Frauen in die Oeffentlichkeit drängt und sie dort zur Wahrung ihrer Interessen zwingt. In dieser Allgemeinheit hat die Behauptung keine Gültigkeit. Wer sich besonders berufen und fest genug fühlt, seinen und seines Geschlechts Interessen in der Oeffentlichkeit und im Versammlungssaale Geltung zu verschaffen, dem mag es nicht verwehrt sein: es aber als Richtschnur und Pflicht für alle Frauen hinzustellen oder zur Nacheiferung zu empfehlen, liegt durchaus nicht im Interesse einer vernünftigen Entwicklung der Frauenfrage, die noch immer alle Ursache hat, sich in möglichst enger Fühlung mit dem Bewußtsein des gebildeten Volkes zu halten und jede Ueberschreitung des Maßes taktvoll zu vermeiden. Die vielgenannte „rauhe Zeit nöthigt die Frauen zur Selbständigkeit im Denken und Handeln und zur Vergrößerung ihres Erwerbsgebietes", und deshalb sollten alle denkenden Männer sich regen, um diese Erwerbsfähigkeit der Frauen nach jeder anständigen Richtung hin zu erweitern; zur Theilnahme am politischen Leben, zu Reden und Discussionen in öffentlichen Versammlungen oder gar zur Inanspruchnahme des Wahlrechts drängt die rauhe Zeit nicht. Selbst im gepriesenen England befestigt sich dieser Stadtpunkt mehr und mehr, und nicht ohne innere Genugthuung lasen wir vor einiger Zeit im „Nineteenth Century" eine dahingehende Erklärung von zahlreichen Damen der besten Kreise Englands. Die Damen erklären dort, daß nichts ihnen ferner liegen könne, als die Bedeutung und Stellung der Frau herabzusetzen, „aber," so fahren dieselben fort, „gerade weil wir tief erfüllt sind von dem großen Werthe dessen, was die Frauen ihrerseits zur Wohlfahrt des Gemeinwesens beitragen, widersetzen wir uns einer Bewegung, welche diesen Beitrag schwer zu schädigen geeignet ist. Wir sind überzeugt, daß das Streben nach einer bloß äußerlichen Gleichheit mit der Männerwelt für die Frauen nicht bloß ein vergeblicher Versuch ist, sondern auch entsittlichend wirken muß. Persönliche Kämpfe und Eifersüchteleien werden dadurch erzeugt, anstatt daß das einzige Bemühen der beiden großen Abtheilungen der menschlichen Familie dahingehen sollte, daß jede die ihr eigenthümliche Arbeit und die besten, ihr besonders verliehenen Gaben zum gemeinsamen Nutzen verwerthet." Diesen Worten fügen sie dann noch ausdrücklich hinzu: „Es würde das Frauenstimmrecht bei Parlaments-Wahlen der großen Mehrheit des weiblichen Geschlechts in England als eine widerliche, unnöthige Maßregel erscheinen, die ebenso verderblich für die Frauen, wie für den Staat wirken müßte."

Ich glaube, daß in Deutschland solche Kundgebungen von den Führerinnen der Frauenbewegung zu wenig beherzigt oder ignorirt werden. Beides wäre falsch und verderblich. Die Frauen, welche ernstlich auf ihre eigentliche Bestimmung und Stellung in der Welt halten, werden immer mehr und mehr zu der Ueberzeugung kommen, daß sie um so mehr von ihrem inneren Werth und Zauber einbüßen, je mehr sie von der äußeren Gleichstellung mit den Männern erlangen, und je mehr sie sich dem erregenden Treiben in öffentlichen politischen Versammlungen aussetzen. Es handelt sich aber hierbei nicht etwa darum, die Frauen gänzlich vom öffentlichen Leben fern zu halten, sondern bestimmte Grenzen zu ziehen, die den Reiz und Zauber der weiblichen Eigenart nicht gefährden. Die Frauen lediglich bei ihrer häuslichen und wirthschaftlichen „Bestimmung" festhalten zu wollen, geht heute aus ethischen und wirthschaftlichen Gründen nicht mehr an, es klingt daher recht anachronistisch, wenn man im Parlamente die Frauen vorsichtig auf das „Haus" verweist und mit der Einräumung gewisser politischer Rechte sogleich „amerikanische Zustände" befürchtet. Hat man aber, wie ich annehme, bei dem Fernhalten von dem Forum des öffentlichen Lebens die Erhaltung guter deutscher Frauenart und Frauensitte im Auge, so ist das zwar sehr anerkennenswerth, es collidirt aber in sehr fühlbarer Weise mit den heutigen Zeitverhältnissen, die die Bethätigung der eigenen Kraft und Beanlagung in den Fragen des öffentlichen Lebens rücksichtslos auch von Frauen verlangen. Ich sehe nicht ein, warum die Frauen nicht über sociale, wirthschaftliche, ja politische Fragen discutiren sollen, wenn ihnen die Gegenstände interessant sind, und sie sich die genügende Fachkenntniß angeeignet haben. Meint man damit die weibliche Eigenart schon zu gefährden? Dann müßte man ihnen doch erst eine Zeit hindurch Gelegenheit geben, sich im öffentlichen Leben zu bethätigen, und wenn dann die Erfahrung lehrt, daß diese Beschäftigung dem eigentlichen Wesen der Frau widerstrebt, dann werden die Frauen in ihrer großen Mehrheit selbst die Ausübung ihres Rechts aufgeben. Das alte Wahrwort, daß sich „eines nicht für alle schickt", wird sich auch hier bewähren: die bei weitem meisten Frauen werden nicht viel Geschmack an der Bethätigung im öffentlichen oder gar politischen Leben finden, nur wenige energische, kraftvoll-männliche Naturen werden sich in dieser Bethätigung wohl und heimisch fühlen. Die Natur durch die deutsche Reichsgesetzgebung unterstützen, ist, wie ein bekannter witziger Parlamentarier richtig meinte, im wesentlichen überflüssig, da die Natur sich besser auf die Gesetzgebung versteht; es ist vielleicht auch richtig, daß für viele Frauen der Impuls zur Bethätigung am politischen Leben durch ein freieres Vereinsrecht schwächer wird, da dann der jetzt vorhandene Reiz des Verbotenen aufhört . . . .

Die vorjährigen Verhandlungen des Reichstags über das Vereins- und Versammlungsrecht haben die Frauenfrage nur gestreift, bestimmte Directiven und maßgebende oder fruchtbare Anregungen haben sie nicht gebracht. Es scheint, als ob die Frauenfrage für das Gros unserer Volksvertreter noch immer nicht Gegenstand ernsten Studiums geworden ist, die Debatte würde sonst nicht an der Oberfläche stehen geblieben sein, sondern die tiefere sittliche Bedeutung einer Betheiligung der Frauen am öffentlichen Leben dargelegt haben. Jedenfalls ist der jetzige Zustand, an dem durch das bürgerliche Gesetzbuch nichts Wesentliches geändert ist, ein widerspruchsvoller und unhaltbarer. Die Frauen dürfen als Besucherinnen wie als Rednerinnen an politischen Versammlungen theilnehmen, politischen Vereinen dürfen sie aber nicht angehören, ja nicht einmal den Festen derselben beiwohnen! Nun ist aber der Begriff eines „politischen Vereins" keineswegs klar und feststehend, sondern schwankend und dehnbar. Das Reichsgericht nimmt nach seinen Entscheidungen an, daß unter „politisch" das zu verstehen ist, was die Verfassung, die Verwaltung und Gesetzgebung des Reiches, sowie die internationalen Angelegenheiten angeht; es pflegt aber auch wirthschaftliche Fragen mit „politisch" zu bezeichnen, wenn es sich dabei um Aenderung bestehender Verhältnisse durch staatlichen Zwang handelt, oder überhaupt um sociale Fragen und Gesetzgebung. Ein Urtheil des Kammergerichts will unter Politik alles einbeziehen, was unter den Begriff der Staatswissenschaft fällt oder fallen kann. Man sieht, wie streitig und schwankend der Begriff „politisch" ist, und wie schwer es sich praktisch mit demselben operirt, besonders, wenn seitens der Regierungen Neigung zu Beschränkungen vorhanden ist. Man kommt vielleicht aus diesem Begriffszwiespalt am besten heraus, wenn man unter Politik hier die Beschäftigung mit den Fragen des öffentlichen Lebens versteht und die Frage einfach so stellt, ob die Frauen in Versammlungen, Vereinen, in Wort und That sich am öffentlichen Leben betheiligen können oder nicht.

Wir haben unseren Standpunkt darzulegen und zu begründen gesucht und können uns zum Schlusse kurz resümiren. Wer auf eine Lösung der großen socialen Zukunfts-Aufgaben hofft und an ihr mitarbeiten will, der muß die Schranken beseitigen helfen, die der politischen und socialen Bildung der Frau entgegenstehen, niemand aber hat an dieser Bildung ein größeres Interesse, als der Staat selbst, der die Lösung jener großen Aufgaben vorzubereiten hat. Das jetzige Leben verlangt gebieterisch von einer gebildeten Frau einen klaren Blick in das politische Leben und seine Strömungen, in die Strebungen und Wege der verschiedenen Parteien und in die Maßnahmen der Regierung, damit sie nicht nur in Wirklichkeit die Gefährtin ihres Mannes und die Erzieherin ihrer heranwachsenden Söhne sein, sondern auch als selbständige Persönlichkeit die verständnißvolle Beurtheilerin politischer Erscheinungen, Persönlichkeiten und Situationen darstellen und mit Goethe's Leonore sprechen kann:

„Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen."

Es will mir scheinen, als ob die Mehrzahl der gebildeten deutschen Frauen der Gegenwart diesen Standpunkt noch nicht erreicht habe. Aber neben dieser theoretischen Erkenntniß kann auch eine gewisse thätige Theilnahme am öffentlichen Leben, die sich in freier Aussprache der gewonnenen Ueberzeugungen

äußern mag, ohne Bedenken zugestanden werden, denn diese Theilnahme, die freieren und impulsiven Naturen zum Bedürfniß werden kann, wird die Eigenart des Geschlechts kaum schädigen können, da sie nicht die Leidenschaften anregt, auch nicht Haus und Familie beeinflußt, sondern lediglich die Abgabe eines wohlerwogenen Urtheils über öffentliche Zustände und Verhältnisse bedeutet, eines Urtheils, das sich in wirthschaftlichen und gewerblichen Dingen ganz besonders werthvoll erweisen kann. Daß sich die Frauen bei ihrem öffentlichen Auftreten jeder Härte und Bitterkeit enthalten und ruhig und sachlich discutiren sollen, daß sich temperamentvolle Naturen einen kräftigen Zügel anzulegen haben, ist schon aus dem praktischen Grunde erforderlich, damit nicht aus dem maßlosen und unvorsichtigen Auftreten der einzelnen Kapital geschlagen und gegen das Heraustreten der Frauen in die Oeffentlichkeit überhaupt protestirt werde. Ich bin weit davon entfernt, der allzu großen Vorsicht und Zimperlichkeit das Wort zu reden, da ich sehr wohl weiß, daß für die Einführung seiner gewonnenen Anschauungen, besonders wenn sie Neues bieten, ein lebhaftes und warmes Empfinden, Wärme und Begeisterung sehr wirksame Mittel sind, von diesen schönen Dingen aber ist Keckheit, herausforderndes und beißendes oder anmaßendes Wesen sehr wohl zu unterscheiden. Diese Eigenthümlichkeiten sind durchaus unweiblich und schaden auch der besten Sache, — vor allem der Entwickelung der Frauenbewegung selbst.

Vor der Frage des politischen Stimmrechts machen wir aus den oben dargelegten Gründen Halt. Wenn hiergegen geltend gemacht wird, daß die Versagung des Stimmrechts gleichbedeutend sei mit dem Ausschluß der Frauen von der Politik überhaupt, und daß ein solcher Ausschluß eine ungerechte Härte bedeute, da schon zu Anfang dieses Jahrhunderts die deutschen Frauen sehr energisch in die Politik eingegriffen hätten, so ist dieser Einwand nicht logisch und — etwas übertrieben. Frauen werden stets in gewissem Sinne und Umfange politischen Einfluß ausüben, wie es von jeher der Fall gewesen ist. Ihr Einfluß auf die politischen Männer wird um so größer sein, je klüger, vorsichtiger und liebenswürdiger sie diesen Einfluß geltend zu machen wissen. Nur in diesem Sinne ist des Fürsten Bismarck bekanntes Wort zu verstehen, daß es in Deutschland wohlbestellt ist, wenn die Frauen sich zur Politik halten. Davon weit entfernt liegt das Auftreten der Frauen in der politischen Arena oder gar die Forderung des Stimmrechts. Was aber die politische Thätigkeit der Frauen nach den Befreiungskriegen betrifft, so kann dieselbe nur aus dem Verständniß jener unheilvollen Zeit gedeutet werden. Damals stand das Metternich'sche Polizeispitzel-System in voller Blüthe, und die Reaction verfolgte grausam und rücksichtlos die Männer von freier Gesinnung. Die Frauen fragten nun nach dem Grunde dieser traurigen Erscheinungen, denen ihre Gatten, Brüder und Söhne zum Opfer fielen; sie wußten am besten, daß ihr Handeln und ihre Ueberzeugungen nur aus reinster patriotischer Empfindung entstanden war und ihnen keine Spur einer niedrigen oder an sich verwerflichen Gesinnung nachgewiesen werden konnte. Kein Wunder, daß ihr haßerfülltes Herz den heißen Wunsch fühlte, mitzustreiten im Kampfe der Männer für die gefährdeten heiligsten Güter: für Recht, Wahrheit und Freiheit in Staat, Kirche und Gesellschaft. Das und das allein war die Politik der Frauen in jener trüben Zeit, mit der die unsrige, — Gott sei Dank, — kein Analogon bietet.

Nachdruck verboten.

Verlorene Spur.

Von Clotilde von Schwartzkoppen in Berlin.

Ich bin dereinst vor Jahren
Durch einen Wald gefahren,
Einen wunderschönen Wald,
Gezogen von muthigen Rossen,
Vom Sonnenlichte umflossen,
Vom Jubel der Vögel umschallt.

Ringsum die Büsche blühten
Und gold'ne Käfer sprühten,
Leuchtfunken gleich, durch den Wald,
Eichhörnchen hüpft' in den Zweigen,
Und der Himmel hing voll Geigen
In dem wunderschönen Wald.

Nun fragt Ihr allerwegen:
Wo ist der Wald gelegen
Mit seinem Märchenglück?
Ach, Freunde, mein Herz war trunken,
Und ich fürchte, der Wald ist versunken —
Ich finde den Weg nicht zurück.

Nachdruck verboten.

Auf Reisen.

Von P. G. Heims in Bleckendorf.

Es war ja seiner Zeit wunderschön im „Goldenen Kiel", in den Tagen der Kanalfeier, um die Sommer-Sonnenwende des Jahres 1895. Weniger schön aber war es am Abend des vorhergehenden Tages auf dem Klosterthor-Bahnhof in Hamburg, auf dem eine unabsehbare Menge von Fahrgästen auf- und abfluthete, die der Beförderung harrten. Und endlich kam langsam der leere Zug angefahren. Nun begann ein Sturm auf die Wagenabtheile, der an klassische Muster erinnerte; wer am rücksichtslosesten seine Ellenbogen gebrauchte, am brutalsten sich vordrängte, am entschlossensten den Vordermann an den Rockschößen zurückzog und sich an seine Stelle auf das Trittbrett schwang, der hatte eben gewonnen. Man kann im ganzen annehmen, daß die Zurückgebliebenen, auf den zweiten Zug Wartenden, die anständigeren Leute waren. — Und doch sollte es mir und einigen von ihnen ganz sonderbar ergehen. Endlich setzte sich um Mitternacht auch dieser Zug in Bewegung, in dem ich mir in einem Abtheil zweiter Klasse einen Eckplatz neben der Thür erobert hatte. Da wurde diese Thür noch einmal aufgerissen und eine Dame hineingeschoben, der ein Herr folgte. Die Thür schlug zu, der Zug kam in Fahrt: „Verzeihen Sie, — wir mußten mit!" erklärte der Herr, „aber wir stehen!" Mir gegenüber stand die Dame in eine Ecke gelehnt. Sie schien todtmüde zu sein. Es waren sonst nur Herren im Abtheil, darunter einige, die sich rühmten, ein Billet erster Klasse zu besitzen. „Ob wohl einer der Herren der Dame seinen Platz anbieten wird?" fuhr es mir durch den Sinn. Aber ich wußte genau, daß keiner es thun würde, und endlich ließ mir mein Gewissen keine Ruhe mehr: ich that es. Mit einem Seufzer der Erschöpfung ließ sie sich in die Kissen fallen. Aber ich war auch sehr müde von einem langen, bewegten Reisetage und schlief im Stehen ein. Da hörte ich die Stimme des Gatten: „Laß den Herrn wieder sitzen, Anna!", und ich merkte, wie er mich stützte. Ich nahm das Opfer nicht an, sondern stand weiter, bis das Ehepaar auf einer Zwischenstation ausstieg. Aber nicht einem einzigen der bequem sitzenden Gentlemen im Abtheil war es eingefallen, mir einmal Wechsel und Ablösung anzubieten! Warum war ich so dumm gewesen, der Dame zulieb meinen bequemen Sitz aufzugeben, die übrigens ihrerseits so erkenntlich war, mir beim Aussteigen mit einem freundlichen Wort des Dankes die Hand zu reichen!

Der ganze Vorgang war durchaus bezeichnend für die Art unserer „Cavaliere", dem größten Durchschnitt nach, oder sagen wir: unserer „reisenden Herren"; denn auf Reisen lernt man den Menschen eigentlich kennen, wenn er meint, lauter Unbekannten gegenüber keine Rücksichten nehmen zu müssen. Weniger bezeichnend war es, daß die Dame sich bedankte. Man macht da manchmal auch die allersonderbarsten Erfahrungen, die wieder als Erklärung für manche Rücksichtslosigkeiten gelten kann, die wider Damen verübt werden. Aber es machte mir einen angenehmen Eindruck, durch die Art ihres Dankes zu erfahren, daß ich einer „Dame" meinen Platz eingeräumt hatte.

Die Frage: „Wollen wir einmal tauschen?" hätte mich seitens eines der damaligen Herren durchaus nicht unangenehm berührt. Wohl aber thut es so manche andere, die einem auf der Bahn entgegengeschleudert wird, wenn etwa der brave Nachbar gleich beim Einsteigen anfängt: „Na, wo wollen Sie denn hin? Kannibalische Hitze heute, — was?" Und dann geht's los, als wenn ein Damm gerissen wäre zur Hochwasserzeit. Und das soll im Damen-Coupé manchmal nicht viel anders sein. Es ist ja zum Reißen an der Nothleine, wenn man das Schicksal hat, solch einem geschwätzigen Menschen in die Hände zu fallen! Da mag sich ein etwas drastisches Recept empfehlen, das einmal einer angewandt haben soll, dem es zu viel wurde, als das Gegenüber darauf bestand, sie müßten einander im vergangenen Sommer schon begegnet sein. „Ja, ich entsinne mich jetzt, Sie haben recht," sagte der Gequälte ruhig, „im vorigen Sommer saß ich im Zuchthaus." Es wurde danach sehr still. — Aber eben so widerwärtig ist die öde Vornehmthuerei, die dem bei gegebener Veranlassung höflich Fragenden die Antwort ungezogen verweigert oder sie in einem Ton giebt, dessen ein „Gentleman" oder eine „Dame" sich nie bedienen wird, wie ich mich dessen entsinne einem Herrn gegenüber, den ich, halb unwillkürlich, nach dem Namen einer auftauchenden Bergkuppe fragte. Das ist die Rücksichtslosigkeit eines „Parvenü". Groß in solchen Rücksichtslosigkeiten sind die Herren Engländer, wie sie bei uns als Import-Ware auf unseren Eisenbahnen umherfahren, — so vom Kaliber der Bashfords. Ich fuhr einmal auf einer rheinischen Bahn lange Zeit ganz allein zur schönen Sommerzeit in einem Abtheil für mich. Aber endlich wurde auf einer Station die Thür aufgerissen, und drei englisch redende Persönlichkeiten stiegen ein: ein junger Bursche von etwa sechzehn Jahren, ein gleichalteriger Backfisch und eine etwas ältere Lady. Zunächst wurde nun das ganze Coupé mit Decken und Koffern und Schachteln und Schirmen und einem Lawntennis-Apparat oben und unten vollgepackt, und dann begann, ohne jede Beachtung des „Vierten", eine Idylle sich abzuspielen, der ich mit starrer Verwunderung zusah. Sie waren ganz at home. Ich baute mir schließlich aus den rackets und einem ihrer zusammengerollten Plaids einen Wall gegen die Füße des Jünglings, den er nach Behagen zertrampeln konnte, und zerbrach mir den Kopf darüber, in welchem Verhältniß die drei wohl zu einander stehen könnten. Angenehme Gesellschaft!

In die Reihe der Rücksichtslosigkeiten kann das Rauchen gehören, auch im Rauch-Coupé! Man erzählt sich da eine sehr hübsche Geschichte: Ein stattlicher Herr stieg eines Tages, die brennende Cigarre im Munde, frohgemuth in ein solches ein. Dort saß ein junges Mädchen, die sehr elend aussah und ihn bat, doch nicht zu rauchen, sie sei leidend und könne es nicht vertragen und habe doch keinen anderen Platz erlangen können. Der Herr war wehrlos der freundlichen Bitte einer Dame gegenüber und warf seine Cigarre zum Fenster hinaus. Auf der nächsten Station stieg ein aus kurzer Pfeife rauchender Student ein. Auf den artigen Hinweis des Herrn auf seinen kranken Schützling gab der qualmende Studio eine grobe Antwort, worauf jener etwas murmelte von einem Stück Rindfleisch und einem Ochsen, von dem man nicht mehr verlangen könne. Da brauste der Jüngling auf und überreichte dem alten Herrn seine Karte, „um zu contrahiren". Dieser besah sie sich nachdenklich und sah dann wieder den zornglühenden jungen Mann an und sagte dann ruhig: „Eine Karte habe ich nicht bei mir; aber ich heiße Kreuzberg, Thierbändiger!" Und zugleich versetzte er dem Musenjünger eine Ohrfeige, die der Pfeife und dem Streit ein schnelles Ende machte, — etwas gröblich, aber nach dem Congruenz-Satz von Keil und Klotz. Und manchmal thut es einem leid darum, daß die zur rechten Zeit entschlossen groben Leute im Aussterben sind.

Eine Liebenswürdigkeit, der man leider oft begegnet, ist die, daß da, wo der Zug durch eine besonders schöne Gegend geht, irgend ein breitrückiger Herr, — eine „Dame" wird das nie thun! — sich ins Fenster legt und selbiges Fenster sammt der Gegend als sein persönlich gepachtetes Eigenthum ansieht, gänzlich unbekümmert um die lauten oder leisen Klagen der sonstigen Mitreisenden. Da gefiel mir einmal ein Schaffner ausnehmend, dem ein Herr, der mit seiner jungen Frau reiste, sein Leid klagte über einen derartig rücksichtsvollen Gentleman, wie der auf einer Station ausgestiegen war, um sich zu erquicken. „Lassen Sie nur," sagte der Schaffner lächelnd; und als jener wieder eingestiegen war, sagte er listig: „Nun passen's auf, nun kommt die schönst' Gegend, hier wo Sie beid' sitzen! Drüben ist nix als a Felswand." Sofort pflanzte sich der edle Mitpilger an dem Fenster zwischen den beiden auf. Fröhlich wanderten sie aus nach der anderen Seite: „Lassen Sie uns tauschen?" bat der junge Ehemann. Und als nun das prächtige Thal sich gerade auf ihrer Seite aufthat in seiner blühenden Abgrundtiefe und drüben eine himmelhohe Felswand das Licht absperrte, da steckten sie fröhlich die Köpfe zusammen, und er sagte vergnüglich: „Dat Brüden geiht üm!"*)

Recht nett ist es ja auch, wenn so ein liebenswürdiger Mensch auf jeder Station aussteigt und die Füße und Schienbeine der Mitreisenden achtet, als wären es eitel Prell- und Pflastersteine. Da müßte man's machen, wie jener Sachse, der, zum achten Mal auf die Zehen getreten, freundlich sagte: „Aber mein kutestes Herrchen, — da sagt man doch wenigstens: hoppsa!" Aber man könnte es ja auch anders machen.

Der Ausdruck: „pomadig" kommt bekanntlich nicht von „Pomade" her, sondern von einem slavischen Wort „pomale", nach und nach. Aber es ist trotzdem ein durchaus deutscher Begriff geworden, und man ärgert sich auch in der Heimat oft genug darüber, wie heimisch er bei uns ist. Da steigt eine junge oder alte Frau aus, auf einem Arm ein Kind, in der anderen Hand den schweren Koffer, den sie mitgenommen. Es wird ihr nicht immer hülfreiche Hand geboten werden! Oder einer oder eine steigt ein: da ist's ein wohlthuendes Gefühl, wenn es freundlich herausklingt: „Darf ich ihnen behülflich sein?" Aber oft hört man's nicht, und oft bleibt der Gruß, den der Einsteigende in angemessener Weise ausspricht, in ärgerlicher Weise unerwidert. Ich wiederhole: von „Damen" nie! Denn das war keine Dame, die dem Schaffner zurief: „Ich habe Ihnen gesagt, ich wollte allein bleiben! Geben Sie mir ein anderes Coupé!" Und der Schaffner lachte, und der Herr lachte auch. Und eine „Dame" wird nie ausgelacht!

Es giebt ja gewisse kleine Herzens-Höflichkeiten, die ganz bezeichnend sind. Die drei Herren, die die Nacht über Scat spielten und Cognac tranken und den vierten nicht schlafen ließen, waren doch im Grunde nur Rowdies; und jener, der sein Gegenüber anknurrte, als er in Gedanken die Hand nach der ausgelesenen und herabgleitenden Zeitung des anderen ausstreckte: „Das ist meine!" gefiel mir weit weniger, als der junge Offizier in Civil, der sie seinem vis-à-vis freundlich reichte: „Befehlen Sie?", während der dicke Herr vom Dorfe, der seine Wurst überall ausbietet, und das junge Mädchen, das dem ihr Gegenübersitzenden Eierschalen und Semmelkrumen unbekümmert vom eigenen Schoß auf die neuen hellen Sommerhosen bürstet, beide nicht ganz zur guten Gesellschaft gehören dürften, wenn auch in verschiedener Weise.

Daß sie „dritter" gefahren sind, soll ihnen an sich nicht zum Tadel gerechnet werden. Man erzählt von einem sehr angesehenen älteren Geistlichen, der von seinen Amtsbrüdern auf dem Bahnsteig erwartet wurde und auch endlich kam, einem Abtheil „dritter Güte" entsteigend. „Aber Herr Superintendent," redete ihn einer in liebendem Vorwurf an, „Sie sind ‚dritter' gefahren?" — „Ja," sagte der alte Herr listig lächelnd, „wissen Sie, Herr Bruder, in meinen Jahren wird mir das Stehen vierter Klasse zu sauer!" — Das Gegenstück dazu war ein junges Mädchen, das einer sehr ansehnlichen Pfarrfrau auf dem Bahnsteig begegnete. „Ach, wir fahren wohl zusammen? Ich fahre ‚dritter'!" „Und ich fahre ‚zweiter'," sagte die Maid hoheitsvoll und stieg ein. — Es war um die Frühlingszeit, und die Gänslein waren eben flügge geworden, die des Stations-Vorstehers Lotte zum Wasser trieb. Und die Sonne lächelte und die Pfarrfrau lächelte.

*) Das Necken geht die Reihe herum.

Nachdruck verboten.

Nach dem Gewitter.

Zu dem Bilde von Gilbert von Canal in München.
Siehe Seite 76.

Der Aufruhr der Natur hat seinen Höhepunkt überschritten. Noch jagt der Sturm die Wolken am Himmel, aber was er verrichtet, ist nur noch Aufräumungs-Arbeit. In kurzem wird die Luft klar und der Himmel blauer sein, als er erschien, ehe sich die Gewitterwolken finster und drohend zusammenballten. Auch der vom Gewitterregen stark angeschwollene Gießbach, der jetzt noch rauschend zu Thale strömt, wird bald wieder ein sanftes Wässerchen sein, dessen Murmeln wie die Melodie eines Wanderliedes klingt. Eine wundervolle aromatische Frische entströmt dem Boden, wie neubelebt glänzt das Grün der Bäume und Sträucher. Es war ein nothwendiges Gewitter, das unter Donner und Blitz die Atmosphäre reinigte und den erstickenden Dunst hinwegfegte.

Redactions-Post

Antworten.

Irma v. B., Ober-Ungarn. — Sie haben in der Thatsache recht, daß die gräfliche Familie Nemes v. Hidvég und die Familie Bélics de Lászlófalva ungarische Familien sind. Es ist also sicher nicht ganz correct, wenn der Herr Verfasser unseres Artikels „Ein Zweckfest in der Berliner Gesellschaft" die Gräfin Nemes und Frau von Bélics liebenswürdige Oesterreicherinnen nennt. Aber wir glauben, Sie versichern zu können, daß der Herr Verfasser durchaus nicht beabsichtigt hat, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit Ungarns anzutasten oder auch nur anzuzweifeln. Er ist einfach dem Berliner Sprachgebrauch gefolgt, der usancemäßig die österreichisch-ungarische Botschaft kurzweg die österreichische Botschaft, und den österreichisch-ungarischen Botschafter den österreichischen Botschafter nennt, und hat dementsprechend die Damen der Botschaft Oesterreicherinnen genannt. In Deutschland wird daher der Herr Verfasser kaum mißverstanden werden, und es scheint uns auch in Ungarn nur auf Grund einer besonderen Empfindlichkeit möglich, ihn soweit mißzuverstehen, daß man es für nothwendig hält, ihm zu sagen: „Ungarn ist keine Provinz von Oesterreich; wir haben voriges Jahr unser Millenium gefeiert; Ungarn ist ein Königreich, und wir beanspruchen es mit tausendjährigem Recht, daß wo wir auftreten, sollen wir als Ungarinnen betrachtet werden."

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 11, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. Juni 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Friede.

Eine Altejungfern-Geschichte.

Von Anna Gräfin Pongrácz in Wien.

(1. Fortsetzung.)

Nun sprach er es doch aus; ein paar Thränen tropften aus Lenke's Augen, Thränen einer unnennbaren Seligkeit.

O ja, — man muß auf hoher See gewesen sein, bei Sturm und Kälte, um zu wissen, wie es thut, wenn der Hafen winkt!

Als sie um acht Uhr, — Geysa würde etwas verspätet in die „Hungaria" kommen, aber das that nichts, — auf der Treppe zu Lenke's Wohnung Abschied nahmen, drückte Geysa die Braut wieder und wieder fest an sein Herz.

Die Tanten bemerkten den leuchtenden Schein auf dem Antlitz der Zurückgekehrten. Derszi lächelte spöttisch, Bertha verzog den Mund zu einer säuerlichen Grimasse.

Lenke sah keines von beiden. Uebrigens beeilte sie sich, gleich nach dem Abendessen in ihrem kleinen Zimmer zu verschwinden. Die Schulhefte mußten noch heute durchgesehen werden.

Sie zündete ihr Lämpchen an und trat dann zum Fenster, um das Rouleau herabzulassen. Hinter der gegenüberliegenden niederen Häuserreihe war die Matthias-Kirche sichtbar, die gleichsam in das Fenster hineinschaute. Lenke liebte diesen wunderschönen, gothischen Bau sehr; ja, sie hatte eine Art Beziehung zu ihm gewonnen: sein täglicher Anblick war das einzige, was ihr, seit sie hier bei den Tanten wohnte, eine Art Heimatsgefühl gab.

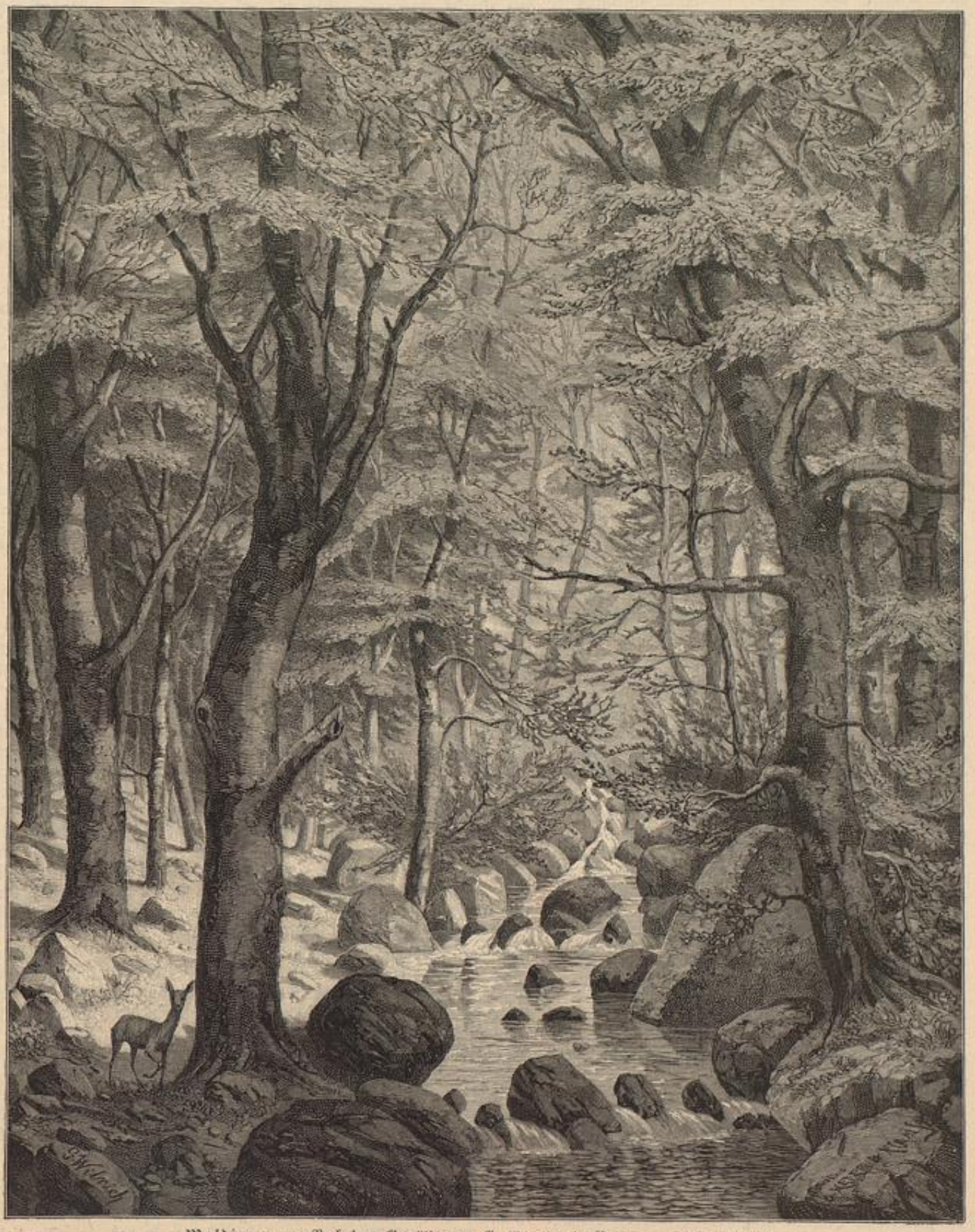
Auch heut' warf sie einen flüchtigen grüßenden Blick nach der hohen, steinernen Freundin, während das Rouleau herabrollte. Dann überkam sie wieder die ganze, mächtige Empfindung ihres Glückes. Still schloß sie das Fenster und begab sich, von dieser Glücksempfindung getragen, heiter an ihre mühselige Beschäftigung. Hie und da war ihr, als klänge Zigeuner-Musik an ihr Ohr, — die Musik, die Geysa jetzt in der „Hungaria" beim Souper hörte; sie schaute dann wohl einen Augenblick träumend vor sich hin, arbeitete aber gleich wieder pflichtgetreu weiter. Morgen würde sie ihn ja wiedersehen, und übermorgen, und alle Tage! Und bald, — hatte er gesagt, — würden sie für immer ganz beisammen sein.

Am nächsten Sonntag machte Lenke sich des Morgens auf, um jene zwei Zimmer in Augenschein zu nehmen. Sie ging allein; Geysa konnte immer nicht abkommen, wenn man aber noch länger zögerte, so würde die Wohnung vielleicht anderweitig vergeben. Deshalb hatte Geysa Lenke gebeten, erst allein nachzusehen, ob es überhaupt etwas damit sei, dann werde er sich jedenfalls in den allernächsten Tagen frei machen, um mit ihr nochmals hinzugehen und abzuschließen.

Als Lenke die Treppe in dem fremden Hause hinaufging, begegnete ihr eine Amme mit einem Kinde auf den Armen, das in zierliche Decken gehüllt war. Lenke blieb stehen; sie konnte schwer an einem Kinde vorübergehen, ohne stehen zu bleiben, und dieses hier war so reizend. „Wie alt ist es?" fragte sie die Amme, der die Bewunderung des jungen Mädchens sichtlich schmeichelte.

„Drei Monate!"

„Erst!" Lenke warf noch einen Blick auf das kleine, rosige Geschöpf und schritt dann, freundlich grüßend, weiter ihrem Ziele zu. Die Wohnung gefiel ihr ausnehmend gut; welch ein glücklicher Zufall, daß sie sie entdeckt hatte, und daß der Preis stimmte! Die Küche mußte man tünchen lassen, im übrigen war alles nett und rein. Die Aussicht von den Fenstern auf die Donau hinaus entzückte Lenke und würde Geysa entzücken. Und wie groß und hell die Zimmer waren!



Waldinneres. Nach dem Gemälde von G. Wilrich in Berlin. — Siehe Seite 88.

In Gedanken begann Lenke sie einzurichten. Ob alles gut Platz haben würde? Dort, im Hintergrunde wäre ein geschütztes Winkelchen für eine Wiege, dachte sie plötzlich und erröthete im nächsten Moment tief, obwohl sie sich ganz allein befand, denn die Hausbesorgerin, die ihr die leerstehende Wohnung geöffnet hatte, saß in der Küche wartend auf einer alten Kiste.

Es war sonderbar: Wenn Lenke sich die Zukunft ausmalte, übersprang ihre Phantasie stets eine Stufe; sie dachte sich immer als Mutter. Kam das daher, weil sie so viel Liebe zu Kindern hatte? Sie war nicht ohne Neigung für den Beruf Lehrerin geworden. Aber dreißig fremden Kindern Lesen und Schreiben beizubringen und sie außer den Unterrichtsstunden nicht zu sehen, das war nicht das Richtige. Wie anders, ein Kind immer um sich zu haben, es sein eigen zu nennen, ihm alles zu sein, wenigstens, so lange es noch klein ist: Hort und Schutz und Vorsehung, so weit dies in menschlicher Macht liegt.

Lenke ging in die Küche zurück und sagte der Hausbesorgerin, daß sie längstens übermorgen bestimmten Bescheid bringen würde. Nun wohl, so lange könne gewartet werden, meinte die Frau, die das junge Mädchen nicht ohne Sympathie betrachtete; aber länger nicht, denn es hätten schon verschiedene andere heute auch Gefallen an der Wohnung gefunden.

Lenke beeilte sich heimzukommen; sie hatte sich über die Zeit aufgehalten, es schlug zwölf Uhr. Schon im Vorzimmer hörte sie fremde Stimmen aus der Wohnstube dringen; das mußten Geysa's Verwandte sein. Dann war er auch da! Eben erklang auch sein Lachen, sein liebes, fröhliches Lachen! Rasch und freudig öffnete sie die Thür und trat ein.

Das erste, was sie erblickte, war Oerszi, die in ihrem gewöhnlichen, mit Flecken aller Art besäten Schlafrocke, der noch dazu nachlässig zugeknöpft war, in einem Lehnstuhle lag, — ein unangenehmes Wunder, das die Neugierde vollbracht haben mußte. Auf dem Sopha saß Bertha, so steif, als habe sie ein Lineal geschluckt, und neben ihr eine sehr elegante, noch recht jugendliche Dame. Dann kam der kleine, weißhaarige Curial-Richter, dem man seine neue Würde von weitem ansah, und dann ein blühendes, schwarzbraunes, sehr zierlich gekleidetes, junges Fräulein, mit dunkeln, blitzenden, neugierigen Augen, neben dem Geysa gesessen hatte, der bei Lenke's Eintritt aufgesprungen war und sie nun der Gesellschaft zuführte.

Alle, mit Ausnahme der beiden Tanten, erhoben sich. Die Frau Curial-Richter küßte Lenke freundlich auf die Stirn, Mariska auf beide Wangen, wobei sie aber eigentlich die ihren nur so hinhielt, der Curial-Richter schüttelte ihr die Hand, indem er sie zugleich ziemlich ungenirt betrachtete. Er war ja ein alter Herr, dem das erlaubt sein mußte.

Lenke erröthete ein wenig, blieb aber unbefangen.

Man nahm wieder Platz; ein etwas mühseliges Gespräch, das nicht recht fort wollte, kam in Gang. Die Frau Curial-Richter hatte dabei immer dasselbe liebenswürdige Lächeln auf den vollen Lippen, der Herr Curial-Richter kreuzte die Hände über dem goldenen Knopf seines Stockes und schaute anhaltend darauf nieder, als suche er ängstlich zu vermeiden, daß sein Blick die neben ihm sitzende Oerszi streife, — er hielt pedantisch auf Reinlichkeit, — und Mariska's Augen wurden immer größer und immer neugieriger. „Die ist ja alt!" hatte die Achtzehnjährige sofort beim ersten Anblick der Achtundzwanzigjährigen gedacht, und diese Entdeckung kam ihr gar zu merkwürdig vor. Geysa's Braut ein so unjunges Mädchen! Konnte man sich das vorstellen? Geysa war so jung und so lustig!

Lenke hatte den Verwandten ihres Bräutigams herzlich entgegen zu kommen gedacht; es wäre ihr dies natürlich gewesen. Aber sie brachte es bloß zu der gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit, die ihre Wohlerzogenheit in diesem Falle von ihr forderte. Es blieben für sie Geysa's Verwandte, — aber sie würde diesen Menschen nie näher kommen, das wußte sie nun. Es berührte sie fast verwunderlich, Geysa so vertraut mit ihnen zu sehen.

Das Peinlichste war ihr seine Befangenheit, die er nicht ganz zu verbergen vermochte. Er that ihr leid, und sie machte sich Vorwürfe, daß sie nicht besser vorgesorgt hatte, um ihm wenigstens die Verlegenheit über Oerszi's Erscheinung zu ersparen.

Sie ahnte nicht, daß ihn in diesem Augenblicke ganz anderes beschäftigte. Wenn er auch nicht dasselbe dachte, wie Mariska, — neben deren fast noch knospenhafter Jugend fiel es auch ihm auf, daß Lenke eigentlich verblüht sei. Den Jahren nach war sie wohl nicht alt, — aber Kummer und Nachtarbeit und geplagte Tage und die jahrelange, quälende Ungewißheit über die Zukunft ihrer Liebe, — die wollten auch gezählt sein. Gestern, da er in der Dämmerung die Spuren, die alles dies zurückgelassen hatte, nicht sah, rührte ihn die Erinnerung daran, heute bedrückte sie ihn. Lenke war schöner als Mariska, das sagte er sich auch jetzt, da er sie beisammen sah; aber frisch, wie diese, war sie nicht!

Die Visite währte nicht sehr lange. Man verabredete für den Nachmittag eine Fahrt nach der Margarethen-Insel, an der Lenke theilnehmen sollte, und dann brachen die Herrschaften auf. Geysa begleitete seine Verwandten, um noch einen Besuch mit ihnen zu machen; nach dem Essen würde er Lenke abholen.

Vor dem Hause hielt der Fiaker, der die Gesellschaft nach Pest zurückzubringen hatte. Das Gespräch wurde noch gezwungener, als die vier im Wagen saßen: die Eltern im Fond, ihnen gegenüber Mariska und Geysa. Der Curial-Richter zeigte den Seinen im Vorbeifahren verschiedene Veränderungen, die das Stadtbild in den letzten Jahren, — den Jahren eines mächtigen Aufschwunges, — erfahren hatte und stellte hie und da eine Frage an den Neffen, der alle diese Jahre ein Bewohner der Hauptstadt gewesen war. Mariska blickte aufmerksam umher und lachte alle Augenblicke laut auf, weil sie im Straßentreiben bald dies, bald jenes entdeckte, was sie komisch fand, oder auch nur, weil sie, wie alle übermüthig sorglosen jungen Menschen, überhaupt gern lachte und dazu nicht erst einen wirklichen Anlaß brauchte.

Sie sah dabei allemal nach Geysa, als erwartete sie, daß er mitlachen würde. Zu anderer Zeit wäre es sicher geschehen; aber in diesem Augenblicke zeigte er eine zerstreute, zugeknöpfte Miene. Er befand sich in sehr schlechter Stimmung, in der ihn dieses lustige Lachen förmlich reizte.

Von Lenke's Tanten wurde gar nicht, von ihr selbst nur sehr wenig gesprochen. „Sie ist sehr lieb, — sie muß trübe Tage durchgemacht haben!" — das war so ziemlich alles. Geysa hätte seine Braut von den Verwandten gern warm und rückhaltslos loben gehört; sie verdiente es doch! Er hätte gewünscht, daß man ihm gratulirt, ihm so recht herzlich prophezeit hätte, daß er an ihrer Seite sehr glücklich werden würde. Davon war nun keine Spur.

„Sie kennen sie nicht näher," sagte er sich; „sie kennen sie nicht so, wie ich sie kenne."

Dennoch lag noch ein Schatten auf seinen Zügen, als er um drei Uhr kam, Lenke abzuholen.

Sie sah den Schatten; sie war schon seit Vormittag nicht mehr froh. Bertha's Bosheiten, denen sie während des Essens ausgesetzt gewesen war, die hatten nichts zu sagen; aber das Herz lag ihr schwer wie Blei in der Brust, — sie wußte selbst nicht recht warum?

Mechanisch hatte sie sich geschmückt für den Ausflug, hatte ihr hübschestes Kleid angelegt, das sommerliche hellblaue Kleid, das Geysa an ihr liebte, und dabei im Spiegel die Bemerkung gemacht, daß sie bleich und matt aussehe, und dann daran gedacht, daß das neben Mariska doppelt auffallen würde. Aber sie war schon, als Geysa sich mit ihr verlobte, nicht mehr achtzehn Jahre alt gewesen und hatte ihm doch gefallen! Und wie oft hatte er ihr seither gesagt, daß sie schön sei, und daß er ihre feinen Züge über alles lieblich fände. Also, was sollten denn diese dummen Gedanken! Wenn sie erst glücklich sein würde, ganz glücklich und beruhigt, würde sie auch noch einmal frisch und blühend werden, — mehr vielleicht, als sie es je gewesen. Wie viele blühend schöne Frauen von dreißig, von zweiunddreißig Jahren giebt es; auch sie würde so werden, Liebe und Glück würden sie dazu machen. Sie wußte es, — bestimmt wußte sie es. Sie fühlte tief, daß noch eine Fülle von Kraft in ihr lag, und daß sie der Blume gleichen würde, die lange im Schatten gestanden hat und sich nun im Sonnenlicht doppelt reich entfaltet.

Aber es half ihr alles nichts; der dumpfe Druck wollte nicht von ihr weichen; sie hatte große Mühe, Geysa nichts davon merken zu lassen. Und so gingen sie, scheinbar unbefangen mit einander plaudernd, und doch jedes innerlich in seinem Gleichgewichte gestört, zum Landungsplatze der Dampfer hinunter.

Die Margarethen-Insel ist eine grüne Perle im Schmucke von Budapest. Am allerschönsten erscheint sie, wenn sie einsam in ihrer Muschel ruht, — der schimmernden Donau. Nur dann genießt man den ganzen Reiz ihrer zaubervollen Frische, die in solcher Nähe der großen Stadt doppelt mächtig wirkt.

Aber leider ist die Margarethen-Insel fast nie einsam, — außer in den frühen Stunden des Morgens, — und am allerwenigsten an einem Sonntag-Nachmittage. Ein übervolles Schiff nach dem andern kam herangedampft und entlud immer neue Menschenschwärme, die alle Wege und Plätze des nicht sehr ausgedehnten Eilandes überflutheten. Von den Kaffeehäusern schmetterten Militär-Musikbanden ihre lauten Klänge in das Gesurre und Getreibe hinein. Alles in allem gehörten robuste oder stumpfe Nerven dazu, um den Aufenthalt hier heute angenehm, ja nur erträglich zu finden. Die Familie des Curial-Richters hatte offenbar solche Nerven aus der Provinz mitgebracht; ihr gefiel's in dem Gewühle, das für sie etwas Neues war. Aber Lenke litt darunter; sie wünschte sich weit fort von all diesen geputzten, schwatzenden, gaffenden, lärmenden Menschen, irgendwohin an einen stillen, traulichen Ort, wo sie mit Geysa allein wäre. Wohl ging sie als seine Braut an seinem Arme; aber an seiner anderen Seite ging Mariska in ihrem grellrothen Kleide und mit ihrem grellrothen Sonnenschirme, die Lenke in den Augen weh thaten, ja sie zuletzt förmlich hypnotisirten, und obwohl Geysa sich sichtlich bemühte, seine Aufmerksamkeit der Verlobten zuzuwenden, vergaß er sich doch alle Augenblicke und lachte und scherzte mit der munteren Cousine, als sei Lenke gar nicht anwesend. Er war mit einem Mal aufgeregt lustig.

Hinter den drei jungen Leuten schritten die Eltern, die leise, — aber doch nicht leise genug für ein feines erregtes Ohr, — Bemerkungen mit einander austauschten. Lenke glaubte Worte zu vernehmen wie: „Zu schade! — Eine Uebereilung! — Nicht mehr zu ändern! — Sie hätten so gut zusammen gepaßt!" —

Vielleicht bildete Lenke sich das auch nur ein. — Endlich hielt sie es nicht länger aus. Ganz plötzlich, ohne recht zu wissen, was sie that, zog sie ihren Arm aus dem Geysa's und eilte der Gesellschaft voraus. Sie kannte die Insel genau. Da herum, bei der Ruine, mußte ein schmaler Weg sein, der zu einer versteckten Stelle des flachen Ufers führte. Dort würde es still sein, dort waren gewiß keine Menschen, dort wollte sie hin. Mehr dachte sie nicht. Erst als sie unten war und die Wellen sah, wie sie den Sand bespülten, überkam sie ein unwiderstehlicher Zug nach dem Wasser, eine unklare, aber überwältigende Vorstellung, als würde „alles gut" sein, wenn sie nur erst drin wäre in den grünen Fluthen, als müsse sie, um jeden Preis, geradeaus hineinschreiten. Es war eine vollständige Sinnesverwirrung.

„Lenke!" rief Geysa's besorgte Stimme, „geh' doch nicht so weit hinaus, Du holst Dir nasse Füße!" Schon war er auch bei ihr und legte ihren Arm wieder in den seinen.

„Weshalb bist Du uns durchgegangen?" fragte er, nicht ohne Befangenheit, aber ohne etwas von dem Zustande zu ahnen, in dem Lenke sich noch eben befunden hatte.

„Ein Scherz! Ich wollte sehen, ob Ihr mich finden würdet," lächelte sie mit bleichen Lippen.

Auch Mariska war herangekommen. Ihre jungen Augen schauten Lenke verwundert an. In diesem Momente trat es besonders stark hervor, daß sie noch etwas Kindliches, Unreifes in ihrem Wesen hatte, das sie vielleicht immer behalten würde; aber der Zug, der in den Winkeln ihres rothen Mundes, dessen Lippen zu dick und stark aufgeworfen waren, — es schimmerten jedoch prachtvolle Zähne dahinter, — saß, sprach nichtsdestoweniger oder vielleicht gerade darum unverkennbar: „Was ich mir in den Kopf setze, das pflege ich zu erreichen."

Für jetzt fand sie es an diesem Plätzchen „ganz reizend!" Und was es da für schöne Kieselsteine gab! Sie bückte sich, hob eine Handvoll auf, warf die größere Hälfte wieder fort und steckte die andere in ihre Kleidertasche, die davon zuletzt ganz schwer wurde. Wozu sie die Steine mitnahm, wußte sie so wenig, als es sonst jemand wissen konnte. Sie gefielen ihr eben.

Dann trat man den Rückweg zu den Eltern an, die auf einer Bank ziemlich ungeduldig des Wieder-Erscheinens der Jugend harrten, deren plötzliches Verschwinden hinter der Ruine ihnen nicht ganz verständlich geworden war. Sie fanden es an der Zeit, sich nach einem Tische vor einem Kaffeehause umzusehen, in der Nähe der Musik, um bei deren Klängen Eis essen zu können; in der Hauptsache war man ja dazu hergekommen.

Das Brautpaar ging wieder mit einander. Geysa sprach fast nicht mehr mit Mariska. Auch später, bei der abendlichen Heimfahrt auf dem Schiffe, das den gleich einer Illumination flimmernden Lichtern der Stadt zu dampfte, hatte er nur Sorgfalt für Lenke, und als er sie dann nach Hause gebracht hatte und im Vorzimmer von ihr Abschied nahm, wobei das verschlafene Dienstmädchen wartend die Kerze hielt, küßte er nicht nur ihre Lippen und ihre Augen, sondern auch ihre Hände mit besonderer Zärtlichkeit. Sie erwiderte seine Küsse nicht, lächelte ihn aber liebevoll an, ehe sie sich trennten.

„Er ist so gut, — und so reuig!" dachte sie, als sie allein in ihrem Zimmer stand.

Sie ließ sich angekleidet auf das Bett fallen und

preßte das Gesicht fest in die Kissen, damit die Tanten, die im Nebenzimmer schliefen, ihr herzbrechendes Schluchzen nicht hören sollten.

Ein neuer Tag kam, und Lenke begab sich wie an jedem Morgen der Woche in die Schule, um Unterricht zu geben. Es wollte anfangs nicht recht gehen damit, — die Kinder sahen ihre zerstreute, blasse Lehrerin erstaunt an, — aber allmählich beruhigte sie sich gerade im Zwange der Pflicht. Als sie heimkehrte, fühlte sie sich wieder frischer und hoffnungsvoller. Es war doch eigentlich nichts geschehen; ihre Nerven waren gestern überreizt gewesen.

Nachmittags erschien Geysa sehr pünktlich. Ein starkes Gewitter brach aus, kaum daß er eingetreten war, und so mußte man heute zu Hause bleiben. Während Oerszi in der Küche hantirte, um das Abendbrod herzustellen, an dem Geysa, nach langer Zeit, wieder einmal theilnehmen sollte, und Bertha auf ihrem gewöhnlichen Platz am Fenster Wäsche flickte, saß das Brautpaar in der zweiten Fensternische. Geysa hatte ein Buch mitgebracht, das beide schon längst gern kennen lernen wollten und las vor. Blitz und Donner waren vorüber, aber ein eintöniger Regen klatschte nieder. Lenke hielt die Hände müßig im Schoße und sah auf Geysa. „Er liest ebenso zerstreut, wie ich zerstreut zuhöre," dachte sie.

Beim Nachtmahl fühlte Oerszi sich geschmeichelt, weil der junge Mann der von ihr bereiteten Speise Ehre anthat; aber Bertha's scharfe Stimme fuhr sofort dazwischen: „Bilde Dir nur nichts ein! — Man kann sich auch zum Essen zwingen."

„Alte Hexe!" dachte Geysa erbittert und wunderte sich, daß er Lenke's unangenehme Umgebung drei Jahre lang zu ertragen vermocht hatte. „Wenn Sie mich meinen, Bertha-néni, da sind Sie im Irrthum! Ich finde diese Coteletten in der That vorzüglich, bessere giebt es in der ‚Hungaria' nicht. Bitte noch eines!"

Lenke stach nur so ein bißchen mit der Gabel auf ihrem Teller herum.

Bald, nachdem man abgegessen hatte, ging Geysa fort.

„Du siehst müde aus, liebes Herz," sagte er zu Lenke, „wahrscheinlich von gestern; dieses Menschengedränge auf dem Schiff und auf der Insel war auch wirklich schauderhaft. Es wird Dir gut thun, heute früh die Ruhe zu suchen."

Lenke kämmte vor dem Schlafengehen ihr Haar. Morgen sollten sie wegen der Wohnung Bescheid sagen; Geysa wußte es, sie hatte ihm noch am Sonntag Vormittag, vor den Verwandten, ihren freudigen Bericht erstattet; — er war heute mit keinem Worte auf die Sache zu sprechen gekommen, und so hatte auch sie davon geschwiegen. Offenbar hatte er die Dringlichkeit der Angelegenheit vergessen und dachte gar nicht daran.

Es würden also andere Leute in die freundlichen Zimmer einziehen! Ob es glückliche Leute sein werden? . . . . Leute, die eine Wiege mitbrachten! . . .

Wo sie und Geysa wohl eine andere Wohnung finden würden? Der Hochzeits-Termin war so nahe! Wenige Wochen.

Sie holte den bereits gekauften Myrtenkranz aus seinem Carton und setzte ihn vor dem Spiegel auf. Aber da erschrak sie, weil sie bei der schlechten Beleuchtung durch die kleine Lampe so unheimlich blaß darunter hervorsah. Und plötzlich kam es ihr wie ein Traum vor, daß sie diesen Kranz tragen würde. —

Die Familie des Curial-Richters war nun in ihrem schönen Hause installirt und gab eine große Soiré, um es einzuweihen und ihre neuen Bekannten um sich zu versammeln. Natürlich war Lenke eingeladen, nachdem Geysa's Tante zuerst vorsichtig in Erfahrung gebracht hatte, daß der Seidenstoff, den sie seiner Verlobten als Brautgeschenk gegeben, bereits zu einer Toilette verarbeitet sei. Das Kleid war von Lenke ihrer kleinen Ausstattung beigefügt worden, die sie in den Jahren ihres Brautstandes langsam zusammengespart und angefertigt hatte.

Sie sah schön aus in dem Amethist-farbenen, glänzenden Stoffe, der ihr etwas Frauenhaftes gab, und Geysa fühlte sich nach langer Zeit wieder einmal befriedigt von der Erscheinung seiner Braut. Ja, wenn er sie immer in einem solchen Rahmen sehen könnte! Kleider machen Leute. Erst, seit er so viel mit der luxuriösen Mariska verkehrte, wußte Geysa, welchen Einfluß ein elegantes Ensemble in der Toilette einer Frau auf einen Mann auszuüben vermag. Früher hatte er nichts davon verstanden, aber jetzt war ihm auf einmal der Sinn dafür aufgegangen. Nettigkeit, an der es bei Lenke nie fehlte, war ja gut; aber es gab doch noch anderes. Und während er sie jetzt bewunderte, als sie in ihrem schönen Anzuge vor ihm stand, konnte er sich nicht enthalten, leise mit der Hand an dem knisternden, schillernden Stoffe hinabzustreichen.

Er würde ihr keine solchen Kleider kaufen können, auch nichts von den vielen anderen zierlichen und distinguirten Dingen, ohne die er sich Mariska gar nicht denken konnte.

Lenke selbst hatte das Seidenkleid nur sehr ungern und auf Geysa's ausdrücklichen Wunsch angezogen; sie wäre viel lieber in ihrem einfachen, weißen Wollkleid in der Gesellschaft erschienen. Ihr kam dieser ihr von den reichen Leuten geschenkte Staat, obwohl sie ihn zu tragen verstand, wie etwas Erborgtes vor, und sie fühlte auf einmal, daß ein Mangel an Taktgefühl in der Gabe lag, die sie zuerst harmlos, ja mit weiblichem Wohlgefallen entgegengenommen hatte. Am peinlichsten aber berührte es sie, daß Geysa diese Empfindung offenbar nicht theilte, nichts darin fand, daß die Verwandten ihm die Braut „herausputzten", damit sie sich vor ihren Bekannten nicht zu schämen hätten. Sie verscheuchte jedoch diese schlimme Vorstellung gleich wieder; Geysa hatte gewiß gar nicht über die Sache nachgedacht, und es war ja am Ende begreiflich, wenn er sich freute, daß sie schön aussah, und daß seine Verlobte hinter den andern Frauen der Gesellschaft nicht zurückstand, — in einem Kreise, in dem nun einmal Aeußerlichkeiten ausschlaggebend waren. Zuletzt überwog die süße Befriedigung, daß sie ihm gefiel, alle anderen Gedanken und Empfindungen.

Lenke war recht heiter an diesem Abend; eine ruhige Sicherheit, wie sie sie lange nicht in sich gefühlt hatte, erfüllte ihr Herz und gab ihr etwas Gehobenes und Freies, das ihr den vielen fremden Leuten gegenüber gut zu statten kam; die schöne Umgebung behagte auch ihr, und das Neue, das für sie in einer größeren Gesellschaft lag, zerstreute sie angenehm, — bis sie zufällig in einen kleinen Salon trat und dort Geysa mit Mariska allein an einem Tische stehend fand. Es war wohl gar nichts dabei; Mariska erzählte ihr sofort, daß Geysa ihr helfe ein Gesellschafts-Spiel vorzubereiten und zeigte ihr die Papierstreifen, die sie zu dem Zwecke geschnitten hatten, indem sie sie aufforderte, sich gleichfalls an dieser Arbeit zu betheiligen, — sie wären noch nicht fertig und könnten weiteren Beistand brauchen. Aber Lenke hatte die Art, in der sie bei ihrem Eintritt die Köpfe der beiden einander zugeneigt gesehen hatte, sodaß ihre Haare sich berührten, einen Stich ins Herz gegeben und den fühlte sie fortan unausgesetzt.

Ihre Heiterkeit verwandelte sich in eine erzwungene, und die Leute meinten schließlich: So besonders glückstrahlend sehe das Brautpaar nicht aus. Dann erkundigte man sich bei der Hausfrau und dem Hausherrn nach den näheren Verhältnissen, und als man von dem Vermögensmangel der Braut hörte, erklärten die vernünftigen Leute, eine solche Heirat sei doch eigentlich ein Unsinn. Die Curial-Richterin zuckte bedauernd die Achseln dazu, und der Curial-Richter zuckte bedauernd die Achseln; des Menschen Wille sei sein Himmelreich, sagten sie.

Eine Mutter von sechs überreifen, ledigen Töchtern, die alle in den gleichen, canariengelben Kleidern im Neben-Salon umherflatterten oder saßen, aber rief: „Je nun! Sie läßt ihn wohl nicht aus!"

Es war bloßer Zufall, daß die Braut es nicht hörte. —

Wie Geysa es gesagt hatte, mußte nun Lenke „überall dabei" sein. Curial-Richters luden das Brautpaar fortwährend ein: ins Theater, zu Ausflügen, zu Spazierfahrten oder zu kleinen „Familien-Diners".

Das war sehr liebenswürdig von ihnen und man konnte unmöglich oder doch nur selten ablehnen; aber alle diese Dinge nahmen Lenke sehr viel Zeit weg. Um ihre Arbeiten für die Schule fertig zu bringen, mußte sie oft des Nachts lange aufsitzen und sah dann am Tage müde und überwacht aus. Das Schlimmste aber: sie hatte nun Geysa fast niemals mehr für sich allein. Gerade jetzt, in dieser letzten Zeit vor der Hochzeit, wo es so vieles zu besprechen gab, konnten die beiden oft lange kaum ein vertrauliches Wort wechseln. Geysa zeigte sich bei alledem immer liebevoll und aufmerksam gegen Lenke; aber sie sah doch, — was sie sah. Sie sah, daß ihm die Unmöglichkeit ungestörten Beisammenseins keineswegs so schwer erträglich war wie ihr, ja vielleicht eher — erwünscht! Sie wollte, sie konnte es nicht glauben; sie schalt sich mißtrauisch und thöricht. Aber während sie sich einer ihr aufgezwungenen Geselligkeit widmete und es sich abrang, stets ein heiteres Gesicht dazu mitzubringen, und während sie in Schule und Haus scheinbar ruhig ihre Pflichten und Geschäfte durchführte, erfüllte und beherrschte sie Tag und Nacht, stündlich und in jeder Minute unausgesetzt ein Gedanke, eine Empfindung, ein Gebet: „Herr! laß den Kelch vorüber gehen! O Herr, — laß den Kelch vorüber gehen!"

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Bäuerin.

Erzählung von A. von Auerswald in Berlin.

(Schluß.)

Aber der Gendarm drängte sich streng und gewichtig vor.

„Ihr habt mich beleidigt," sagte er, „in Ausübung meines Amtes beleidigt, aber ich will Euch verzeihen. Ich denk' schon, es muß Euch nicht angenehm sein. Hier aber steht klipp und klar," — und er wies mit dem breiten Daumen auf ein Papier, — „daß ich den Bauer Josef Huber verhaften soll, und wenn er nicht freiwillig kommt, das Haus nach ihm durchsuchen muß. Platz da!"

Aber die Bäuerin rührte sich noch nicht von der Thür. Ihre Augen fuhren suchend im Kreise umher, ob ihr niemand beistehen wolle, in ihrem Gesicht lag verzerrte Todesangst. Die Knechte sahen stumm vor sich nieder.

„Muß ich?" stieß sie endlich hervor. „Muß ich?"

Der Großknecht nickte.

„Es geht nicht anders, Bäuerin. Ueberdies, wenn der Bauer unschuldig ist, wird's unser Herrgott schon an den Tag bringen."

„Wenn er ist?" schrie sie fast. „Er ist es! Aber die Schande, die Schande!"

Der Gendarm durchsuchte das Haus, und als er den Gesuchten nicht fand, ritt er wieder fort. Die Bäuerin hieß die Knechte gehen, sie blieb die ganze Nacht auf und wartete.

Josef kam nicht.

Des Morgens war sie auf dem Felde, ruhig wie sonst. Ihr Auge wich keinem Forschen aus, aber wo sich flüsternde Gruppen von Knechten und Mägden bildeten, trat sie dazwischen, streng und finster. Wer konnte wissen, was sie dachte? In ihrem undurchdringlichen Gesicht war nichts zu lesen. Aber in den Augen brannte ein flackerndes Feuer voll Unruhe und Erwartung. Aber es kam nichts. Die Sonne schlich träge an dem glänzend blauen Himmel aufwärts, sie neigte sich wieder und verschwand endlich, in glühenden Purpur getaucht. Der Tag war wie jeder andere vergangen, aber die entsetzliche Spannung, die über allem hing, verging nicht.

Zum Abendessen wurde kaum ein Wort gesprochen. Nur die Teller und Messer klapperten gleichförmig, unerträglich laut, und Knechte und Mägde machten unglaublich dumme Gesichter, in dem Bemühen, unbefangen zu erscheinen. Allen war es eine Erleichterung, als die Mahlzeit beendet war. Die Bäuerin blieb mit hartem Ausdruck regungslos am Tisch sitzen. Da wandte der Großknecht sich in der Thür um, schloß sie hinter den andern und ging zurück. Fragend und ungeduldig sah sie auf.

„Nun?"

„Ich hätte Euch etwas zu sagen, Bäuerin," sagte er unbeholfen, aber treuherzig. „Es geht Euch ja mehr an, als uns alle, — vom Bauer," setzte er erklärend hinzu.

Sie half ihm nicht, fortzufahren, ihre Mienen zuckten auch nicht, sie sah ihn nur gerade an.

„Der Peter kam von der Stadt und hat's uns erzählt," fuhr er also nach einigem Zögern fort. „Der Bauer soll sich den Herren vom Gericht gestellt haben, sagte er, und soll alles bekannt haben."

„Was bekannt?" rief die Bäuerin und sprang auf.

„Daß er im Zorn den Förster erschlagen," sagte der Knecht langsam.

Ein schreiender Seufzer entrang sich ihrer Brust.

„Es ist nicht wahr!" rief sie dann zornig. „Ich glaub's nicht, und wenn Ihr alle es sagt!"

Der Großknecht ging, und wieder saß die Bäuerin die ganze Nacht und wartete, starr und unbeweglich, aber am Morgen war ihre Gestalt wie gebrochen, und ihr Auge glanzlos.

Dessenungeachtet war sie bei der Arbeit, wie jeden Tag. Nur hielt sie den Blick gesenkt, wenn sie an den Leuten vorbeikam, und ihre Stimme klang viel leiser, als gewöhnlich. Manchmal stand sie ganz selbstvergessen da und schaute vor sich hin mit schlaff herabhängenden Armen und geneigtem Kopf. Sie wartete noch immer. Die Leute arbeiteten stumm und unverdrossen. Es zeigte sich jetzt, wie viel Achtung und Liebe die Bäuerin bei ihnen genoß. Keiner sprach ein Wort über die ganze Sache, aber doch zuckte die Bäuerin zusammen, wenn überhaupt nur zwei mit einander redeten, voll Angst und Mißtrauen, und in die hellen, stolzen, unerschrockenen Augen trat ein scheuer, fast demüthiger Ausdruck.

Des Abends setzte sie sich hin und schrieb mit großer, schwerer Hand einen Brief. Es waren wenig Worte, sie fragte nur ihren Sohn, ob er ein Mörder wäre oder nicht: „Ja oder nein, und mach' nicht viel Gered', wie die Stadtleute." Dann klebte sie ihn zu und saß wieder dumpf brütend vornübergebeugt, bis es tagte. Der Großknecht mußte ihn zur Stadt an seine Adresse tragen und sollte auf Antwort warten. Er kam erst des Abends zurück. Die Bäuerin war ihm ein weites Stück entgegen gegangen. Sie nahm ihm mit kurzem Dank die Antwort ab, die er brachte, und ohne weiter eine Frage zu stellen, ging sie zurück.

Der Sohn schrieb in bitterer, ernster Reue, in heißer, trostloser Verzweiflung, er bat um die Vergebung der Mutter, an der allein ihm etwas gelegen sei. Ja, er habe es gethan, aber in dem Augenblicke habe er von sich selbst nichts gewußt. Der junge Förster aus H. habe auch um des Försters Tochter geworben, er habe oft in ihrer Gegenwart über ihn, den Bauernsohn, gespottet, der sich mehr zu sein dünke, als die anderen, weil er ein wenig mehr gelernt. Zuerst sei des Försters Tochter ihm wohlgesinnt gewesen, er habe es wohl gemerkt, aber der andere habe so Schlechtes von ihm geredet, daß sie ihn schließlich nicht mehr angesehen, und dann habe jener ihm in beleidigender Weise die Thür gewiesen, als ob er kein ehrlicher Mensch wäre. Und nun sei er es ja auch nicht mehr! Keiner würde ihn mehr anblicken oder seine Hand nehmen wollen. Und auf der Mutter Namen habe er Schande und Unehre gebracht für alle ihre Liebe. Würde sie ihm vergeben können? Das sei sein einziger Gedanke, sein einziges Gebet vor Gott. Aber er erhoffe alles von der alles überwindenden Mutterliebe, vor deren Richterstuhl er sich stelle.

Oft ging es wie ein Aufschluchzen durch die Zeilen, ein tiefes, demüthiges Zagen, ein strenges, rücksichtsloses Selbstverurtheilen.

Die Bäuerin aber schrieb:

„Du bist mein Sohn nicht mehr. Dein Gut steht für Dich bereit. Wenn Du kommst, es zu verwalten, gehe ich. Unsere Wege gehen auseinander. Gott sei Dir gnädig! Du hast ein Leben auf Deinem Gewissen.“

Des Morgens fanden ihre Leute sie bewußtlos auf der Erde liegen und neben ihr den adressierten Brief.

Die Bäuerin wurde krank, um so schlimmer, da sie es noch nie gewesen. Sie konnte ihr Bett nicht verlassen, einem heftigen Fieber folgte eine unendliche Schwäche. In dieser Zeit pflegte sie die rothe Guste, die erst kürzlich auf den Hof gekommen war, mit rührender Treue und Aufopferung. Auf dem Hof aber ging es bunt her. Der Großknecht hatte die Oberleitung übernommen, aber überall fehlte der Rath und die Hülfe der Bäuerin. So lange sie gesund war, hatte sie alles fast allein geleitet, sodaß den Leuten das selbständige Denken ungewohnt war. Und sobald sie, allerdings erst nach Wochen, wieder im Genesen war, kam alle Augenblicke jemand, um Rath und Meinung einzuholen.

„Ohne Euch geht's halt nicht, Bäuerin,“ sagte der Großknecht. „Nichts ist recht.“

Die Bäuerin lächelte trübe, aber es war doch ein Lächeln, das erste seit der schweren Schickung. Und weil sie sah, daß es ohne sie nicht ging, bekam sie auch wieder Lebensmuth und dadurch Lebenskraft. Es wurde besser mit ihr.

Da kam der alte Pastor zu ihr und fing an, von ihrem Sohn zu reden. Sie wollte ihn bleich und zornig unterbrechen, aber er sah sie milde und beschwichtigend an, und aus Ehrfurcht vor dem geistlichen Herrn verstummte sie. Er hatte ihn gesehen und gesprochen. Josef hatte den letzten Brief seiner Mutter erhalten und war voll Verzweiflung. Sein Urtheil war schon während ihrer Krankheit gesprochen: fünf Jahre Gefängniß. Gerne wollte er so büßen, aber nur ein Wort der Vergebung aus ihrem Munde wäre ihm grenzenloser Trost gewesen. Was fragte er nach dem Gut? Er wollte nie wiederkehren, seine Schande fern von ihr verbergen, aber die Gewißheit ihrer Verzeihung ersehnte er, nur daran lag ihm etwas.

„Gebt sie ihm,“ sagte der alte Mann bittend. „Euer Sohn ist nicht schlecht, und wir sollen nicht richten, sagt der Herr.“

„Ich kann nicht,“ sagte das Weib, finster und streng. „Ich versteh' auch nicht, was Ihr redet, Hochwürden. Stadtleut' scheinen eine andre Meinung darüber zu haben, als wir Bauern. Aber ohne Wahrheit ist sie und ohne Kraft. ‚Du sollst nicht tödten‘, hat der Herrgott gesagt, und das habt Ihr und ich und auch der Josef darinnen eingeschrieben. Wenn das im Herzen schweigt, wenn das ihm vergiebt, dann ist es schlimm. Bei mir schweigt es nicht und vergiebt ihm nicht. Ich kann's nicht.“

Der Pastor kannte ihren Starrsinn schon von früher. Vor dieser festen, unerschütterlichen Ueberzeugung verging seine ganze Beredsamkeit. Er merkte es an einem Gefühl der Schwäche und Nichtigkeit in sich, daß er für diesen Kampf zu schwach war, und traurig verließ er sie, ohne daß er dem Josef ein Wort der Vergebung überbringen konnte.

Die Bäuerin aber rief ihre Leute zusammen und fragte, wer von ihnen nach all dem Vorgefallenen noch bei ihr bleiben wolle. Schäme sich jemand des Dienstes, so wolle sie ihn gut auslohnen und würde es ihm nimmer verdenken. Wie sie so dastand mit ergrautem Haar, von der Krankheit gebeugt, aber gefaßt, und die Augen, wenn auch müde, doch stolz und etwas starr, da war auch nicht einer unter allen, der das Herz gehabt hätte, zu sagen: „Ich mag nimmer bei Euch dienen, weil Euer Sohn ein Mörder ist.“

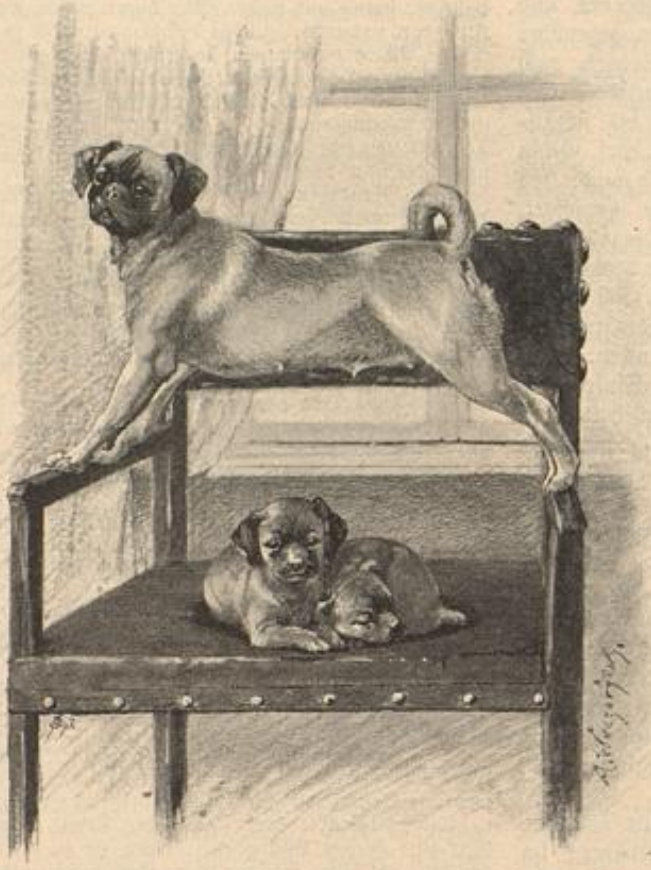
Der Großknecht sagte: „Wir bleiben,“ und die anderen murmelten: „Wenn's Euch recht ist, wir bleiben alle.“

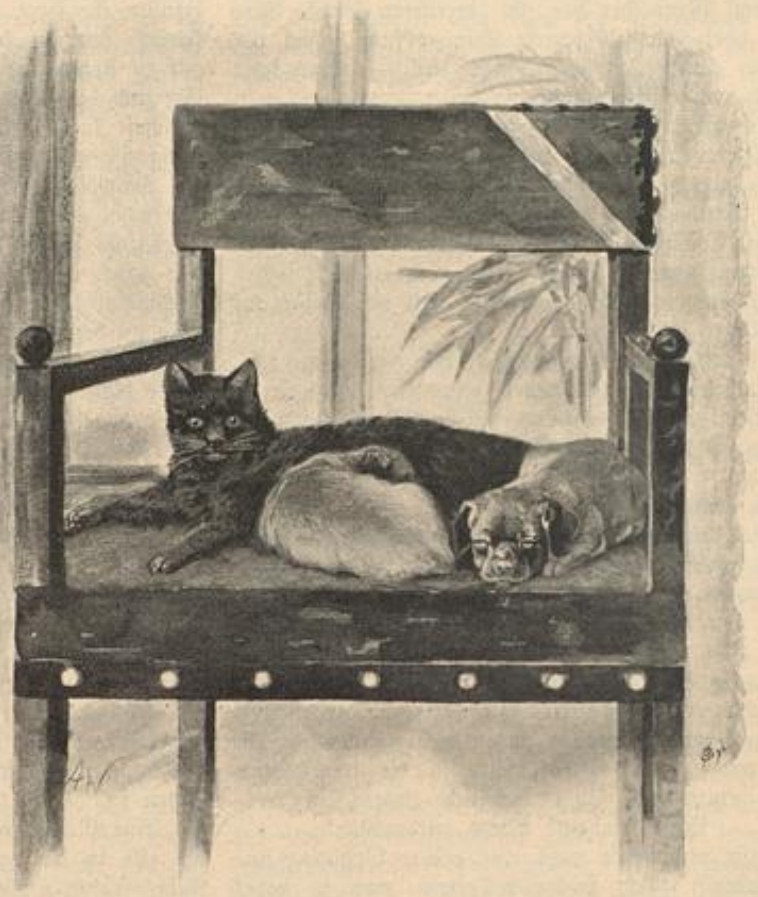
Da leuchteten ihre Augen etwas heller, sie dankte ihnen und nahm von dem Tag an ihre Arbeit wieder auf. Es wurde, wie es früher gewesen. Auf ihren strengen Befehl wurde von Josef nie ein Ton mehr gesprochen, bei keiner Gelegenheit. Er war todt für sie und für alle, sie wollte nichts mehr von ihm hören.

Und Jahr um Jahr verging. Wie viele seitdem? Sie wußte es nicht und hatte sie nicht gezählt. Aber ihr Haar war weiß geworden, und ihr Gang langsam und unsicher. Sie war eine Greisin geworden. Nur die Augen leuchteten noch ebenso zuversichtlich, so scharf und stolz. Die rothe Guste hatte sie zu sich genommen, und ihre alten Eltern unterstützte sie reichlich. Sie fühlte, daß das Mädchen sie lieb hatte, und das that ihr wohl, denn hinter dem kalten Aeußeren lebte noch immer ein starkes, tiefes Gefühl. Deshalb lud sie auch die armen Kinder zu Weihnachten, aber wenn sie dann gegangen waren, jubelnd und stampfend, dann war es ihr immer noch einmal so einsam. Die Bäuerin seufzte, als sie an die langen, stillen, trüben Jahre dachte, davon eins wie das andere verging, eins wie das andere.

Draußen fiel noch immer sachte der Schnee, aber es war allmählich ganz dunkel geworden. Jetzt fiel das Hofthor krachend zu, und die Bäuerin fuhr auf.

Mein Gott, wie hatte sie die Zeit verträumt, die Kinder mußten ja gleich da sein!





Wie Katz' und Hund! Nach photographischen Augenblicks-Aufnahmen gezeichnet von A. Weczerzick in Charlottenburg. — Siehe den Artikel Seite 86.

Sie stand auf und legte das Strickzeug zusammen. Das Feuer im Ofen war erloschen, nur noch rothe Gluth war darin und warf einen sanften, ruhigen, runden Schein auf die Diele. Mit schlürfenden Schritten ging die alte Frau zum Tisch und zündete mit etwas zitternden Händen langsam und unbeholfen die Lampe an. Die Bibel lag aufgeschlagen daneben, und der Lehnstuhl war bequem zurechtgestellt. Die rothe Guste hatte für alles gesorgt. Eben wollte sich die Bäuerin setzen, als ein rascher, fester Schritt ertönte und die Thür hastig aufgerissen wurde. Nach dem langen Dunkel noch von dem Lampenlicht geblendet, starrte sie nach der Thür, ohne etwas anderes zu erkennen, als eine dunkle Gestalt, die regungslos in dem Rahmen stehen blieb. Dann plötzlich veränderte sich ihr Gesicht, mit Entsetzen schrie sie: „Josef!“

„Ja, Josef!“ rief der Mann mit halb erstickter Stimme, stürzte vor, fiel auf die Kniee, streckte die Hände nach ihr aus und rief: „Mutter, Mutter, kannst Du mir vergeben?“

Abwehrend aber bog sie sich rückwärts.

„Fort! Fort!“ rief sie mit vorgestreckten Armen. „Faß' mich nicht an, an Deinen Händen klebt Blut!“

„Ist das Dein Empfang, Mutter?“ rief er wieder. „Kannst Du noch nicht vergessen? Noch nicht vergeben? Nur den einen Gedanken habe ich all die Jahre gehabt, und ich gehe nicht, ehe ich Deine Verzeihung, Deinen Segen habe!“

„Ich werde gehen!“ sagte die Bäuerin mit unnatürlich ruhiger Stimme. „Du kommst, Dein Gut in Besitz zu nehmen. Du kannst es. Ich gehe noch heute Abend.“

„Ich frage nichts nach dem Gut!“ rief

er mit Heftigkeit. „In all den Jahren, wo ich fern von Dir in der Fremde unter Demüthigung und unendlicher Mühe gearbeitet habe, habe ich nur daran gedacht, einst Deine Vergebung zu erlangen. Ich habe ja so lange gebüßt."

„Ich darf Dir nicht vergeben," sagte die Bäuerin kalt, mit starrem Blick und fester Stimme.

Der Mann richtete sich auf. Eine entsetzliche Angst vor dieser unbeugsamen Härte wuchs in seinem Innern und machte ihn fast kraftlos.

„Ich habe gebüßt, Mutter," sagte er leise. „Fünf Jahre lang bin ich im Gefängniß gewesen, habe Luft und Sonnenschein, habe die herrliche Freiheit entbehrt. Vor den Menschen ist meine Schuld getilgt, und Du, Mutter, willst strenger sein?"

„Vor den Menschen?" fragte sie und erhob den Blick. „Vor den Herren vom Gericht, vor den Stadtleuten, die von Gott nichts wissen und nichts wissen wollen, — vor den Menschen nicht! Wer hören wird, daß Du Blut vergossen hast, wird Dich fliehen, sich von Dir wenden und Dich fürchten. Und das ist das Gericht Gottes, das ist das Kains-Zeichen! Nein, Gott ist noch nicht todt, er und seine Gesetze leben noch in unserem Herzen!" sagte sie mit Festigkeit.

„Ja, das sind die Menschen, die so richten," rief er da und seine Stimme zitterte vor innerer Qual, „aber Du, Du bist meine Mutter, Du stehst an Gottes statt, bist mir gestellt als Richterin. Nichts will ich für wahr halten, als was Du sagst. Urtheile über mich, ich will es nehmen als von Gott gesprochen! Du bist meine Mutter: sei barmherzig, urtheile milde!"

Und er neigte sein Haupt und lauschte, und die milden Worte des Predigers, der ihm im Gefängniß Vergebung verkündet, waren verhallt, vergangen war das innere Bewußtsein, sie empfangen zu haben. Alles war eitel, nur seine Schuld stand wieder vor ihm in seiner Größe, und dort stand sein einziger Richter, seine Mutter.

Die aber hatte sich hoch empor gerichtet, wie in alter Zeit, ihr Auge blitzte königlich und vernichtend.

„Willst Du mein Urtheil," rief sie, „so will ich es Dir künden, wie ich muß. Ja, an Gottes statt stehe ich hier, und darum kann ich nicht anders richten, als er gerichtet. Ich habe keine Vergebung," rief sie und legte ihre Hand auf die Bibel, „ich habe nur ein Verdammen: Unstät und flüchtig sollst Du sein auf Erden, und verflucht ist die Stätte, die Dein Fuß betritt!"

Laut, klangvoll hallten die Worte durch das Zimmer, zitterten nach, und eine tiefe Todtesstille folgte.

Das Haupt auf die Brust geneigt, mit schwer keuchendem Athem stand Josef da.

Da erklang auf einmal ein Ton, gedämpft und lieblich, der durch beider Herzen zuckte — die Glocken begannen, das heilige Weihnachtsfest einzuläuten. Durch die Stille traf er sie beide, und beide lauschten, und er wuchs und wuchs und schwoll an und schien das ganze Zimmer zu erfüllen mit den heil'gen altvertrauten Freudenklängen.

„Weihnachten!" sprach Josef leise, zögernd, als scheue er sich, die Stille zu unterbrechen. „Heute wurde unser Heiland geboren und heute sangen die Engel: ‚Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen'."

„Und Du hast diesen Frieden gebrochen," rief die Bäuerin. „Als Du jenen Mord begingst, sprachst Du Hohn allen heiligen Gesetzen der Liebe und des Friedens, schlugst Du die Nägel durch die Hände des seufzenden Heilands! Du hast sein Wohlgefallen verscherzt!"

„Unser Heiland vergab dem Schächer am Kreuz," rief er und streckte in schluchzender Verzweiflung seine Hände vor.

„Unser Heiland hat gesagt: ‚Nicht nur, wer seinen Bruder tödtet, nein, schon wer ihm zürnet, ist des Gerichts schuldig'."

„Und weiter habt Ihr mir nichts zu sagen, Mutter," und noch einmal qualvoll flehend: „Mutter!"

Sie aber richtete ihr Auge unverwandt geradeaus und sagte: „Nein, ich habe weiter nichts zu sagen."

Bleich und erschüttert schaute er sie an. Sein Urtheil war gesprochen. Seine Kraft war zu Ende, er wußte nichts, nichts mehr, was diese starre, grausame Gerechtigkeit hätte brechen können.

Da erklang ein leichter Schritt. Die rothe Guste stand vor ihnen mit blassem Gesicht und blitzenden Augen. Sie war schon lange mit den Kindern gekommen, die nun draußen warteten, und hatte in der Thür gestanden, unbemerkt von den beiden, staunend, fassungslos den raschen Wechselreden lauschend. Jetzt ging sie auf die Bäuerin zu, ernsthaft, zuversichtlich.

„Bäuerin," rief sie hell mit fester Stimme, „so darf doch nur verurtheilen, wer selbst keine Schuld hat!"

Die fuhr empor, wie aus schwerem Traum, und sah sie erst verständnißlos an.

Sudanesische Lanzenreiter. Nach dem Gemälde von Hugo Ungewitter in Düsseldorf. — Siehe Seite 88.

„Was willst Du?" sagte sie dann in milderem Ton. „Du hast hier nichts zu sagen, schweig!"

Aber die rothe Guste schüttelte den Kopf. Ein großes Mitleid ging durch ihre Seele wie ein heißer Strom, und ließ sie nicht zur Besinnung kommen, hob sie über sich selbst hinaus.

„Wer soll's denn sagen?" rief sie. „Ich meine nicht die Schuld, die jeder hat, von der der Pastor redet, ich meine die Schuld, die Ihr an dem Mord habt, Bäuerin."

Die trat ein wenig vor, ihre Augen hefteten sich flammend in die aufrichtigen, vor Eifer strahlenden des Mädchens.

„Ich Schuld an diesem Mord, ich? Träumst Du?" rief sie.

„Nein, ich träume nicht. Alle sagen's und haben recht. Daß der Josef jetzt nicht im Zuchthaus sitzt, als ein Einbrecher, daran habt Ihr nicht Schuld, aber daß er damals das thun konnt'! Wenn der Bauer gelebt hätte, wär's nicht geschehen. Aber Ihr ließt ihn laufen, ohne Zucht, ohne Arbeit, wolltet selber das Gut noch behalten."

Die Bäuerin packte sie an dem Arm. Ihr Gesicht war fahl geworden, in ihren Zügen zuckte es drohend.

„Wer sagt das?" stieß sie hervor, „wer sagt das?"

„Der Großknecht sagt es und die Mägde und der neue Herr Pastor, der es vom alten gehört hat — alle! So ist es gekommen: Ihr habt nicht darum gesorgt, nicht nach ihm ge-

fragt, was er treibt. Und als er den Förster nun erschlug im Zorn, ohne Besinnung, da habt Ihr ihn verstoßen, hart, unerbittlich, — selbstgerecht, sagt der Herr Pfarrer."

Die Bäuerin wandte sich mit einem dumpfen Laut ab, aber die rothe Guste war im Zuge und hielt nicht ein. Muthig, vorwärts getrieben von Zorn und Erbarmen sprach sie weiter, was sie von anderen gehört hatte, was sie selbst empfand.

„Wenn einer aus dem Gefängniß kommt, guckt ihn keiner mehr an, will keiner 'was von ihm wissen. Arbeit findet er nicht, und helfen thut ihm auch keiner. Aber manchmal hat er noch Eltern, 'ne Mutter! Der Josef nicht. Die sagte: ‚In meinem Hause bleibt keiner, der Schuld auf sich geladen hat'. Und hattet Ihr nicht selbst Schuld, Bäuerin, nicht vor den Menschen, aber vorm lieben Herrgott? Und was sollte nun aus dem Josef werden? Verkommen mußte er ganz und gar. Aber er ist es nicht, er ist wiedergekommen, heute am Weihnachtsabend, und nun, wo er da ist und bittet —"

Sie hielt bestürzt inne. Durch das Zimmer zitterte ein Laut, kurz, rauh, abgebrochen, wie aus dumpfem Metall: „Josef!"

Der hatte abseits gestanden, regungslos, stumm, wie ohne Leben. Jetzt fuhr er auf, stürzte auf die Bäuerin zu, fiel auf die Knie und faßte ihre Hände.

„Mutter! Mutter!"

„Josef! Bub'! Vergieb mir!"

„Ich will es gut machen, Mutter. Ich will es gut machen an Dir!"

Sie zog ihn empor, sie hielten sich umfangen. —

Die rothe Guste weinte sonst so leicht, jetzt aber stand sie thränenlos, und die strenge, harte Bäuerin und der fremde, ernste Mann schluchzten wie zwei Kinder.

Da schlich sie sich still auf den Zehen hinaus zu den Kleinen, die schon ungeduldig auf die Bescherung warteten.

Es dauerte noch ein Weilchen damit. Aber endlich brannten die Lichter am Tannenbaum, und die Kinder drängten herein. Da stand die Bäuerin, weich und glücklich lächelnd, und neben ihr der Josef mit festem, ernstem Gesicht. Aber auf dem Tisch schimmerten die rothen Aepfel und lockten die Pfefferkuchen.

„Wie schön! Wie wunderschön!"

Und dann sangen sie an, ihren Weihnachtsgesang zu singen, während die rothe Guste verstohlen und glücklich die beiden betrachtete und sich wunderte, wie sie sich ähnlich sahen, Mutter und Sohn.

Hell aber erklangen die Stimmen: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Frieden auf Erden, und dem Menschen ein Wohlgefallen."

Nachdruck verboten.

Wie Katz' und Hund.

Von Hugo Weiß in Charlottenburg.

Siehe die Abbildungen auf Seite 84.

Die Feindschaft zwischen Hunden und Katzen ist eine sprüchwörtliche und muß tief in der Natur der beiden begründet sein, da sie ein Krieg ohne Ende geblieben ist, trotzdem beide Thiere die intimsten Hausgenossen des Menschen geworden sind. Selten findet man ein erträgliches Zusammenleben von Hund und Katze in denselben Räumen, noch seltener aber ist es, daß sich ein wirkliches Freundschafts-Verhältniß zwischen beiden herausbildet. Eine solche seltene Freundschaft wird durch unsere nach photographischen Augenblicks-Aufnahmen gezeichneten Bilder documentarisch belegt. „Schnux" heißt der schwarze Kater, auf den Namen „Boba" hört die graue Mopshündin, die, der sprüchwörtlichen Feindschaft zwischen Hunden und Katzen zum Trotz, sich in engster Freundschaft zusammenfanden. Ein Künstler vermittelte die erste Bekanntschaft zwischen beiden. Der Kater Schnux war noch ein vollkommenes Kind, sechs Wochen alt, als er der Mopshündin als Spielgefährte beigesellt wurde. Trotzdem zeigte die im tiefsten, glänzendsten Schwarz gefärbte Katze bei der ersten Begrüßung eine instinctive Abneigung gegen den ihr aufgezwungenen Hundefreund: mit weitgeöffneten, kreisrunden, goldgelben Augen starrte sie der harmlosen Boba entgegen und erwiderte die Annäherungs-Versuche des Hundes, indem sie ihn anfauchte und mit ihren Krallen nach ihm schlug. Beiden Thieren wurde im Schlafzimmer des Künstlers je ein Korb als Lager angewiesen. Aber der eine Korb wurde sehr bald überflüssig, da des jungen Katers Bedürfniß nach Wärme den Sieg über seine instinctive Abneigung davontrug: Schnux schlich nächtlicher Weile in den Korb der Mops-Hündin und schmiegte sich an ihr wärmendes Fell, was diese sich gutmüthig und gern gefallen ließ. Von da ab waren die Bande der Freundschaft für immer geknüpft, die beiden Thiere wurden unzertrennliche Spielgefährten und lebten in einer idealen Gütergemeinschaft, die selbst vor dem Futternapf niemals zu Streitigkeiten führte. Erstaunlich aber war es, wie der Kater Schnux, der inzwischen die Kinderschuhe vollständig abgelegt hatte und zu einem großen Thiere herangewachsen war, aus seinem Freundschafts-Verhältniß zu Boba ernste Pflichten für sich entspringen sah, als die Mops-Hündin einen Wurf junger Möpse zur Welt gebracht hatte. Der Mutter waren zwei von den rattenähnlichen, unförmlich daliegenden, piepsenden Geschöpfen belassen worden, auf die der Kater sofort seine Freundschaft für die Mutter übertrug. Mit tragikomischem Ernst und mit einem Eifer, der fast befürchten ließ, daß das dünne Fellchen der jungen Hunde der rauhen Zunge des Katers nicht standhalten würde, half Schnux seiner Freundin Boba, die Kinder in einen sauberen Zustand versetzen. Sehr bald konnte die junge Mutter ihre Spaziergänge wieder aufnehmen, ohne sich zu großer Gewissenlosigkeit gegen ihre Nachkommenschaft schuldig zu machen; denn mit wichtiger Miene saß Schnux an dem Korb der jungen Möpse, sobald Boba ihre Kinder verlassen hatte, und wachte darüber, daß ihnen nichts geschah. Wurden die Kleinen unruhig, ehe ihre Mutter zurückkehrte, dann sprang der Kater Schnux behutsam in den Korb und wärmte die Frierenden mit seinem Leibe, wie einst ihre Mutter ihn gewärmt hatte. Ja, es muß gesagt sein, daß der Kater Schnux es mit seinen freiwillig übernommenen Onkelpflichten ernster nahm als Boba mit ihren Mutterpflichten, die ihrem leichten Naturell schnell als eine Last erschienen. Erziehung und Unterhaltung der beiden jungen Möpse ruhten sehr bald ganz auf den Schultern des Katers, der niemals müde oder ungeduldig wurde, sich mit ihnen zu beschäftigen. Auch erwiderten die jungen Hunde seine Zuneigung bald in dem Maße, daß sie sich fast mehr zu ihm hingezogen fühlten als zu ihrer Mutter und selbst dann Schutz und Wärme bei ihm suchten, wenn die Mutter zu Haus weilte. Dem merkwürdigen Freundschafts-Verhältniß zwischen Hund und Katze hat der frühe Tod der Mops-Hündin vor kurzem ein Ende bereitet. Die Thierfreundinnen unter unseren Leserinnen aber werden gewiß gerne von den Bildern friedlichen und engen Zusammenlebens der natürlichen Feinde um so lieber Kenntniß nehmen, da sie, wie bereits gesagt, nach photographischen Aufnahmen gezeichnet sind und daher documentarische Beweiskraft beanspruchen dürfen.

Nachdruck verboten.

Mahlzeiten und Küchen-Recepte am Orinoko.

Eine Plauderei von Friedrich J. Pajeken in Hamburg.

Es ist Mittag. Kein Lüftchen regt sich. Langsam wälzen sich die Fluthen des Riesenstromes zwischen den mit dichtem Urwald bedeckten Ufern dem Meere zu. Ein Flimmern liegt über dem beinahe spiegelglatten Wasser, in welchem sich die Strahlen der mit versengender Gluth vom wolkenlosen, klaren, tiefblauen Himmel fast senkrecht herniederbrennenden Sonne blendend brechen. Nur das leise Plätschern der Wellen am Ufer unterbricht die lautlose Stille. Träge rastet die Thierwelt während der drückenden Schwüle des Tages; erst der kühlere Abend erweckt sie zu neuem Leben, zum Aufsuchen der Nahrung, der Mahlzeit.

An einer Biegung des Stromes, wo lange, ungetheilte Riesenwedel der Temiche-Palme mit ihrer leuchtend gelben Färbung sich auffallend gegen die dunkelgrüne Umgebung abheben, quillt bläulicher Rauch aus der die Fluthen begrenzenden Waldmauer. Unweit des Ufers im Dickicht ist ein kleiner Platz von Schlinggewächsen und Pflanzen gesäubert. Auf acht in die Erde gesteckten Pfählen ruht ein flaches Dach aus Palmblättern, unter dem von Pfahl zu Pfahl einige Hängematten befestigt sind, in welchen nackte Gestalten von dunkler Hautfarbe schaukeln; andere liegen regungslos auf dem Boden ausgestreckt. — Es sind Karaïben-Indianer, Bewohner der Orinoko-Ufer. Neben der Hütte hockt eine Anzahl bis auf einen Schurz aus Baumfasern gleichfalls nackter Frauen, Mädchen und Kinder um zwei Feuer.

Alle sind schweigsam; auch sie bedrückt die Hitze, obgleich es hier im undurchdringlichen Schatten der Bäume sehr viel kühler ist als draußen auf dem sonnigen Strome.

Die Frauen und Mädchen sind mit der Herrichtung einer Mahlzeit beschäftigt. Außer einer Reihe fußlanger Fische, — eine Welsart, — die über den Flammen rösten, stehen auf den Feuern drei Kessel. In dem einen brodelt mit Haut und Haaren ein junges Nabelschwein; in dem zweiten Kessel schmoren dünne, runde Kuchen, bereitet aus dem geriebenen Marke der Moriche-Palme, das mit dem Fette dicker Käferlarven vermengt ist: eine Delicatesse für den Indianer trotz des eigenthümlich faulen Geschmackes, und in dem dritten Kessel kochen in einer starken Capsikum-(Pfeffer-)Brühe Ameisenleiber. Cassabe-Brod, aus der Wurzel der bitteren Yuca hergestellt, dient als Beigabe.

Aber das Getränk wird bei der Mahlzeit nicht fehlen. Es befindet sich in einem kleinen Canoe, das, sorgfältig mit Baumrinde bedeckt, unter einigen großblättrigen Pflanzen verborgen steht und heißt: „Paiwari". Zwar ist es sehr nahrhaft, erfrischend und mundet nicht schlecht, — es ähnelt unserer Bierkaltschale mit etwas säuerlichem Geschmack; — aber die sonderbare Zubereitung schreckt jeden Nicht-Indianer ab, es anders als höchstens der Wissenschaft halber zu genießen. Sie geschieht in folgender Weise: Das schon erwähnte Cassabe-Brod wird von den Frauen und Mädchen gekaut und in ein altes Canoe oder in einen für diesen Zweck ausgehöhlten Baumstamm gespieen. Ist genügend von diesem Brei angesammelt, wird heißes Wasser darauf gegossen; die Masse geht nun in Gährung über, und in etwa drei Tagen ist das bei allen Indianerstämmen der südamerikanischen Tropen so sehr beliebte Getränk fertig. Es wirkt, in großen Mengen genossen, sogar berauschend und darf bei Festlichkeiten oder bei einem größeren Gastmahl nicht fehlen.

Obgleich sich die Indianer bei der Mahlzeit in Ermangelung von Gabeln und Löffeln ihrer Finger bedienen, gestatten sie sich doch den Luxus eines Tischtuches in Gestalt einer aus Palmenfasern geflochtenen Matte. Den Schluß der Mahlzeit bilden verschiedene Urwaldfrüchte, die nach unseren Begriffen größtenteils einen absonderlichen, meistens faulen Geschmack haben.

Diese kurze Aufzählung von Indianer-Speisen, die natürlicherweise je nach der Jahreszeit wechseln und bedeutend mannigfaltiger sind, aber immer „eigenthümlich" bleiben, mag genügen. Wenden wir uns nun weiter dem Orinoko hinauf zu den kleinen Anpflanzungen der Mestizen, Zambos und Mulatten, die hier und da zerstreut am erhöhten Ufer des Stromes liegen, um zu sehen, wie es dort mit den Mahlzeiten bestellt ist.

Wieder stehen vor einer kleinen, mit den Wedeln der Temiche-Palme gedeckten, halb offenen Hütte die Kessel auf dem Feuer an der Erde; daneben erblicken wir auch noch eine Pfanne, in der ein Paar fette Papageien oder Hühnerkücken braten. — In dem einen Kessel brodelt der kartoffelartige Ocumo oder ein anderes der Anpflanzung entnommenes Gemüse, wie beispielsweise der unserem Sellerie in Geschmack und Form ähnliche Apio. In einem zweiten Kessel kochen die bei dem geringeren Volk Venezuela's sehr beliebten und nahrhaften Frijoles: kleine, weiße Bohnen von vortrefflichem Geschmack.

Bezüglich des Fleisches sind diese Bewohner der Orinoko-Ufer auf Wildfleisch angewiesen, wenn sie sich nicht bei einem Besuche der weiter stromaufwärts liegenden Stadt mit einem Vorrath von Carne seca (an der Luft getrocknete, lange, sehr unappetitlich schwarz aussehende Fleischstreifen) versorgen. Rehe und Hirsche giebt es hinreichend auf den sich hier bis nahe an den Strom erstreckenden Savanas (Steppen), und manchen schmackhaften Braten liefern im Walde Papageien, Tauben, Pauhis und andere Vögel, am Ufer des Flusses Enten und Gänse. Außerdem herrscht nie Mangel an wohlschmeckenden Fischen, sowie Schildkröten. Ein Leckerbissen sind ferner die auf den weiten Playas (Sandflächen am Ufer) eben vor Eintritt der Regenzeit (Mai bis October) zu findenden Schildkröten-Eier, etwa von der Größe eines Tauben-Eies, doch mit pergamentartiger Schale. Die dotterreichen Krokodil-Eier werden ebenfalls gegessen; aber man schätzt sie weniger, da sie sehr trocken sind und nur durch einen bedeutenden Zusatz von Fett schmackhafter werden.

Das schon bei der Indianer-Mahlzeit erwähnte Cassabe spielt auch hier bei den Mahlzeiten, wie überhaupt in ganz Venezuela, eine hervorragende Rolle. Es vertritt das Brod beinahe vollständig und hat die besonders für die Tropen vorzügliche Eigenschaft, daß es sich sehr lange Zeit genießbar erhält. Hergestellt wird es folgendermaßen: Die langen, schneeweißen Wurzeln der Yuca brava oder amarga (bittere Yuca) werden zu Brei gerieben, den man in einem korbartigen Geflecht stark preßt, wodurch der in den Wurzeln enthaltene, sehr giftige Saft entfernt wird. Nachdem die nunmehr gewonnene Masse gelockert ist, trocknet oder röstet man sie etwa einen Centimeter dick auf großen, runden, irdenen Platten, und das Cassabe ist fertig. Sein Aussehen hat viel Aehnlichkeit mit zusammengepreßten Sägespänen. Im übrigen ist es hart, schmeckt jedoch, in Wasser aufgeweicht, gar nicht unangenehm.

Als erfrischendes Getränk dient diesen Uferbewohnern Guarapo, das sie aus Zuckerrohr oder, falls ihnen dasselbe fehlt, aus braunem Rohzucker (Papelon) bereiten. Auch Majato, ein durch Kochen und Gähren von Mais hergestelltes Getränk, ist sehr beliebt.

Schon etwas reichhaltiger gestaltet sich die Speisefolge der Mahlzeiten der Morichaleros (Anpflanzer in unmittelbarer Nähe von Ciudad Bolivar (Angostura), sowie diejenige der in der Stadt selbst wohnenden Arbeiter. — Auch bei ihnen wird am offenen Feuer gekocht; dasselbe brennt jedoch auf einem Herde aus Ziegelsteinen hinten im Hofe unter einem Schutzdach aus Palmwedeln oder Pfannen. — Morgens in aller Frühe wandern die Frauen zum Marktplatz der Stadt, um ihren Bedarf an Lebensmitteln für den Tag, hauptsächlich Fleisch, einzuhandeln. Dieser Artikel wird nur bis zehn Uhr morgens feilgeboten; was dann nicht veräußert ist, wird aus gesundheitlichen Rücksichten von der Behörde beschlagnahmt und hinter dem von offenen Hallen umgebenen Marktplatze an das Ufer geworfen, wo Hunderte von Zamuros (große, schwarze Aasgeier) bereits auf die ihnen täglich bevorstehende Mahlzeit warten. — Händler mit Gemüse, Käse, Früchten u. s. w. sind gleichfalls auf dem Markte; alles übrige, für die Herstellung der Speisen Nöthige, besonders Knoblauch, der bei jedem Gerichte reichlich verwendet wird, ist in den Pulperias (kleineren Verkaufsläden der Stadt) erhältlich.

Kehrt der Arbeiter von seinem Tagewerke heim, so findet er auf seiner Tafel eine knollenreiche Suppe, in dieser gekochtes Fleisch, sowie eine Anzahl sehr appetitlich aussehender, gebratener Bananen vor, während dem Morichalero eine gebratene oder gekochte Iguana (große Eidechse), deren schneeweißes Fleisch wie zartes Rückenfleisch schmeckt, sowie eine Schüssel knoblauchduftender Fripples vorgesetzt wird. — In einer anderen Hütte vor oder in der Stadt giebt es Carne frita, in kleine Stücke gehacktes und gebackenes Fleisch, dazu geröstete, süße Yuca-Wurzeln oder in Fett geschmortes Fleisch nebst einem Brei von Knoblauch und den kartoffelähnlichen Ocumos, ein Gericht, dessen Geruch schon hinreichen würde, uns den Appetit zu verderben. — Außer den vielen zum Theil sehr schmackhaften Fischarten, die der Orinoko auf die Tafel liefert, wird auch der von Deutschland eingeführte Stockfisch gern gegessen.

Neben dem Cassabe-Brod wird gleichfalls viel Arepa, eine Art Maisbrod, welches sehr wohlschmeckend ist, genossen. Um dasselbe herzustellen, entfernt man durch Stampfen der Maiskörner in einem hölzernen Mörser deren Schalen. Nachdem die Körner dann in wenigem Wasser auf gelindem Feuer eingeweicht sind, werden sie auf einen flachen Stein vermittelst eines runden Steines zu einem Brei verrieben, der hierauf in kleine, flache Kuchen geformt und auf einer irdenen Platte gebacken wird.

Von den zahlreichen am Orinoko wachsenden Früchten genießt das Volk gern die etwas nach Terpentin schmeckenden, aber ungemein durststillenden Mangos, ferner außer Bananen, Camburis (eine kleinere Bananenart) und mehrere Sorten sehr erfrischender Melonen, unter denen die mächtige, wasserreiche, rothfleischige Patilla besonders bevorzugt ist.

Einer großen Vorliebe erfreuen sich bei Jung und Alt, Männer, Frauen und Kindern, jegliche Sorten Dulces (Süßigkeiten), welche aus Reis, Mais und vielen Früchten mit einem bedeutenden Zusatz von Zucker bereitet und an den Straßenecken von meistens alten, farbigen Frauen verkauft werden. Unermüdlich verscheuchen dieselben mit einem oft von Reinlichkeit weit entfernten Tuche die zahllosen Fliegen, welche, sobald das Tuch nicht in Bewegung ist, die süße Ware gleich einer schwarzen Kruste bedecken.

Sehr viel begehrt wird ein Dulce, Turone genannt, das aus einer Mischung von geriebener Kokosnuß und braunem Zucker besteht, und dem auch wir unser Wohlgefallen nicht versagen können.

Mehr oder weniger finden wir die soeben aufgeführten Gerichte der Arbeiter und Morichaleros auch auf der Tafel der ersten Gesellschaftsklasse der Stadt. Sehen wir nun, wie es weiter damit bestellt ist, und da wollen wir mit den Mahlzeiten unserer Landsleute, — die größeren Handelshäuser in Ciudad Bolivar befinden sich beinahe ausschließlich in deutschen Händen, — welche, durch unsere gute, deutsche Küche verwöhnt, wohl Ursache haben, sich sehr bald nach den heimatlichen Fleischtöpfen zurückzusehnen, beginnen. — Mehreren deutschen Frauen dient als Erwerbszweig die Zubereitung von Speisen hauptsächlich für die Angestellten und unverheiratheten Chefs der deutschen Handelshäuser, und gewiß gern befriedigten sie ihre Kundschaft: aber es muß bei dem guten Willen bleiben, da es selbst ihrer Kunst nicht gelingt, die geringe Anzahl der für uns genießbaren, einheimischen Gerichte zu vermehren. Suppe, Fleisch oder Fisch, zwei bis drei Wurzel- oder Knollenarten, die erst mit der Gewohnheit einigermaßen schmecken, oder verschiedene Sorten Nudeln und zum Schluß irgend eine Süßigkeit, das ist ungefähr die tägliche Speisefolge. Von Deutschland eingeführte Büchsengemüse, die der Einfuhrzoll sehr vertheuert, werden selten genossen, und ebenso ist unsere Kartoffel, die in der Wärme schnell verdirbt, eine Seltenheit, und daher große Delikatesse.

In der trockenen Jahreszeit werden häufig auf den Landgütern, — ebenfalls Morichales genannt, — der wohlhabenderen Familien unweit der Stadt Parandas (Picknicks) veranstaltet, die gewöhnlich mit einer größeren Festmahlzeit verknüpft sind. An langen, aus Tonnen, Kisten und Brettern hergerichteten Tafeln im Schatten hoher, dichtbelaubter Mango-

und Tamarinden-Bäume oder Palmen versammeln sich die oft zahlreichen Theilnehmer. Aus Brettern, Böcken und Kisten sind auch die Sitze hergestellt, das von mehreren Familien hergeliehene Geschirr hat verschiedene Größen, Formen und Farben; ähnlich ist es auch mit den Gläsern, Messern, Gabeln und Löffeln, auf einigen Tafeln fehlt sogar das Tischzeug: doch das erhöht gerade den Reiz des Ländlichen und die heitere Stimmung.

Die Mahlzeit beginnt mit dem National-Gerichte der Venezolaner, der Sancoche: einer ganz vorzüglichen, ungemein kräftigen Suppe. Dieselbe enthält neben verschiedenen pikanten Gewürzen beinahe alle Landesgemüse, wie z. B. die Knollen der süßen Yuca, die in Stücke geschnittenen, kürbisähnlichen Auyamas und Chalottas, die Ocumos und auch kartoffelartigen Batatas, die Sellerie-ähnlichen Apios, Bananen und Frijoles, die zusammen mit Rindfleisch oder Hühnern gekocht werden.

Der Sancoche folgt geröstetes Fleisch. Ein am Morgen geschlachtetes Kalb ist in große Stücke zerlegt, die auf fünf bis sechs Fuß lange Stangen gespießt sind, worauf diese in Form einer Pyramide aufgestellt werden, unter der man ein Feuer langsam brennen läßt, bis das Fleisch gar ist. Die Stangen werden nun von den Peones (Dienern), die auch das Rösten des Fleisches besorgen, den an der Tafel sitzenden Herren vorgehalten, welche von dem Braten für ihre Dame und für sich nach Belieben abschneiden. — Als Nebenspeise dienen gebratene Maiskolben, gekochte junge Maiskörner in einer seimigen, aus geschwitztem Mehl und Fett hergestellten Sauce, gebratene Bananen, Frijoles u. s. w. — Dazu getrunken wird Rothwein und Limonade, sowie Selterswasser mit Rum oder Cognac.

Den Schluß der Mahlzeit bilden außer eingekochten Süßigkeiten und Käse die mannigfaltigsten Früchte: goldgelbe Mangos, birnenförmige, grüne Aguacates, die, mit Salz bestrichen, vortrefflich munden, gelbe, birnenartige Guayabas, apfelförmige, gelbbraune Nisperos, dunkel-violette Ciruelas, traubenförmige, grüne Mamones, sowie frische Feigen, Apfelsinen, Annanas, Bananen u. s. w.

Eine eigenartige Sitte sind die in einigen Orten am Orinoko zur Weihnachtszeit üblichen nächtlichen Festmahle: Calendas. Am Abend erfolgt dazu die Einladung, worauf man nachts etwa zwischen zwei und drei Uhr durch lauten Lärm vor dem Hause, Musik und dem Knallen und Prasseln abbrennender Feuerwerkskörper aus dem Schlummer aufgestört wird. Eilig kleidet man sich an und zieht mit dem draußen versammelten, lachenden und scherzenden Haufen weiter, der noch einige Schläfer weckt und sich dann unter Musik und Gesang nach dem Hause des Gastgebers begiebt, wo alle mit Ayacas, auch einem National-Gerichte Venezuela's, bewirthet werden. — Die Ayacas lassen sich mit Fleisch-Pasteten vergleichen. Eine Fleisch-Farce mit Capern, anderen Gewürzen und etwas Knoblauch wird in einen auf einem Brette flach gewalzten Teig aus Maismehl geschlagen und dieses Päckchen, in ein gedörrtes Bananenblatt gewickelt, gekocht. — Süßigkeiten und Käse, — man liebt es, beides zusammen zu essen, wie z. B. auch eine Tasse Chokolade nie ohne Käse verabfolgt wird, — werden außerdem gereicht, und nach einer Stunde fröhlichem Beisammenseins kehrt man wieder heim, um den unterbrochenen Schlaf fortzusetzen.

Unsere Landsleute am Orinoko in Ciudad Bolivar haben auch ihre Festmahle im gewissen Sinne des Wortes, und zwar wenn ein am Platze bekanntes, deutsches Schiff im Hafen angekommen ist: dann geht es abends nach des Tages Last und Mühen an Bord, und schmunzelnd geleitet dort der Kapitän seine Gäste unter das Sonnenzelt auf das Achterdeck, wo bereits eine Tafel sauber gedeckt steht.

„Erst 'n littjen Genever; dat bekummt beter!" meint der freundliche Wirth, und nachdem alle getrunken haben, wird der Koch benachrichtigt, daß das „Schaffen" beginnen kann. — Gleichfalls schmunzelnd naht er mit einer dampfenden Schüssel; er weiß, wie sehr heute seine Speisen gewürdigt werden. Pfiffig lächelnd hebt er den Deckel und ein „Ah!" ertönt aus aller Munde. — Erbsensuppe mit Pöckelfleisch! — Wie das schmeckt!

„Kinners! Lat' noch 'n beten Platz!" ruft nach einer Weile der Kapitän, dem das Vergnügen über die Eßlust seiner Gäste aus Augen und Gesicht leuchtet. — Wieder naht schmunzelnd der Koch und stellt zu allgemeiner freudiger Ueberraschung eine Schüssel voll Pellkartoffeln und einen Teller Heringe auf den Tisch. — Sorgsam, tief und kühl im Raum des Schiffes ist das Fäßchen Heringe für den heutigen Abend aufbewahrt gewesen; trotzdem hat sich in der andauernden Hitze, der Schiff und Ladung in den letzten Wochen der Reise ausgesetzt war, das Fleisch der Fische schon bedenklich von den Gräten gelöst; doch, — was kümmert das den Liebhaber, welcher seit langer, langer Zeit, diese salzige Delicatesse entbehren mußte. — Die Kartoffeln haben ebenfalls schon gelitten; aber auch sie werden mit Hochgenuß verzehrt.

„Nu verget' ok dat Drinken nich; Fisch mot swommen. Kinners!" mahnt der biedere Kapitän und entkorkt fleißig eine Anzahl der Bierflaschen, welche, in nasse Strümpfe gehüllt, in dichter Reihe an der einen Seite des Sonnenzeltes schaukeln. Durch die Verdunstung des Wassers wird die Flüssigkeit in den Flaschen abgekühlt. — Gern wird der Aufforderung Folge geleistet und das erste „Hoch soll er leben!" gilt dem freundlichen Gastgeber.

Die Sonne ist mittlerweile hinter den westlichen Urwäldern hinabgetaucht, und eine leichte, erfrischende, östliche Brise kräuselt die Wellen des breiten, majestätischen Stromes, in welchem sich die noch am Himmel purpurglühenden Wolken spiegeln; doch bald erblaßt ihr Schein. Rasch zunehmend wird es dunkel, und wenige Minuten später leuchten aus dem schwarzen Aether die Sterne auf die Erde hernieder.

Vom Deck des Schiffes erschallen deutsche Lieder in die stille Nacht hinaus. Heute weilen die Gedanken unserer Landsleute mehr noch als sonst bei ihren Lieben daheim; die deutsche Mahlzeit rief die Erinnerung an die ferne, theure Heimat doppelt wach.

Nachdruck verboten.

Die Frauen als Imkerinnen.

Von Karl Krüger in Zechlinerhütte.

So vieler Erwerbszweige der weibliche Unternehmungsgeist sich auch schon bemächtigt hat, so wurde bisher einer derselben in fast unbegreiflicher Weise vernachlässigt: Die Bienenzucht! Diese blieb fast ausschließlich und unbestritten den Männern überlassen, und niemand beachtete die Ausnahmen, die es gewiß zu allen Zeiten gegeben hat, niemand unter den Frauen verfiel auf den Gedanken, daß hier eine Quelle des höchsten Segens und reichlichen Erwerbes gerade für das weibliche Geschlecht zu finden sei. Der Großherzogin Louise von Baden, dieser edeln, unermüdlich auf das Wohl der Frauen bedachten Tochter unseres unvergeßlichen großen Kaisers, bleibt unbestritten das Verdienst, die ersten Imker-Kurse für Frauen ins Leben gerufen zu haben. Der erste Kursus fand 1892 in Eberbach statt: es nahmen daran dreizehn Damen Theil. Zur Bestreitung der Unkosten waren von der Großherzogin 200 Mark, eben so viel war von dem Ministerium des Innern angewiesen worden. Seitdem wurden in verschiedenen Städten Badens solche Kurse des Oefteren abgehalten. Ein Kursus in Heidelberg wurde dadurch besonders belehrend und interessant, daß während des Unterrichts nicht weniger als neunundzwanzig Schwärme fielen. Lobend erwähnt der Bericht, daß alle Damen sich sehr muthig zeigten.

Gewiß, es wird da manches Samenkorn gesät, das, aufgegangen, herrliche Früchte zeitigt. Die Frauen brauchen sich alsdann nicht darauf zu beschränken, Handlangerinnen ihrer imkernden Männer zu sein, — sie können selbständig und erfolgreich Bienenzucht betreiben. Dieselbe ist geeignet, alleinstehenden Damen und ihres Ernährers beraubten Witwen eine Nebenquelle des Erwerbs zu sichern, falls sie in einer kleinen Stadt oder in ländlicher Gegend sich angesiedelt haben. Sehr viele Beamten-Familien, das muß man berücksichtigen, besitzen nichts weiter als ein eigenes kleines Heim; so bleibt der Witwe neben dem oft verschuldeten Hause nichts als ihre schmale Pension. Wie willkommen würden ihr da die nöthigen Kenntnisse und Handgriffe in der Imkerei sein, um theils durch Honig-, Wachs- und Schwärmeverkauf Geld zu verdienen, theils die köstlichen Producte in der eigenen Wirthschaft zu verwerthen!

Es giebt aber auch unverheirathete Damen genug, die wohl gerne die Stadt verlassen möchten, um in der Provinz an einem gesunden, billigen Oertchen zu leben, — wenn sie nur wüßten, wovon sie den nöthigen Unterhalt bestreiten könnten. Diesen gebe ich den Rath: treibt Bienenzucht! Hier bietet sich ein Nebenerwerb, der manchmal recht beträchtlich sein kann und gewiß mehr einbringt als die Thätigkeit mit der Nadel. Es giebt weiter so manche Dame, ledig oder verheirathet, welche in ihrem ländlichen Heim nicht Zerstreuung findet und doch von der Sorge um ein landwirthschaftliches Hauswesen nicht in Anspruch genommen wird. Was soll sie machen, um die Langeweile zu verscheuchen und den Stunden schnelleren Flügelschlag zu verleihen, namentlich, wenn zudem der Mann entweder den ganzen Tag abwesend oder durch sein Geschäft vollauf in Anspruch genommen ist? Sie greift zu Handarbeiten oder zur Roman-Lectüre. Wie viel mehr Unterhaltung für Geist und Herz hätte sie, wie viel nützlicher könnte sie ihre Zeit verwenden, wenn sie sich der Bienenzucht widmete!

Denn es giebt in der That nichts Edleres, nichts Erhebenderes, als der Umgang mit den Bienen. Dr. Dzierzon, der ehrwürdige Altmeister der Bienenzucht, schrieb einmal: „Der Umgang mit den Bienen, die Betrachtung ihres kunstvollen Baues, ihres nie rastenden Fleißes im Eintragen des süßen Nektars, so lange ihn die Natur spendet, ihres munteren Vorspiels, besonders ihrer lustigen Tänze beim Schwärmen, gewährt ein Vergnügen, das nur der ermessen kann, der es gekostet hat." Ferner nannte ein Schweizer, Peter Jacob aus Frauenbrunnen, die Bienenzucht ein Mittel zur Volks-Veredelung. „Der Bienenzüchter wird nicht gedankenlos die Schöpfung durchschreiten; beim freudigen Summen der Bienen im Walde wird er sich bemühen, auf die Ursache des Honigflusses zu kommen, und er wird neue Millionen von Wesen finden, die sich ihres Lebens freuen und durch ihr Dasein den Schöpfer preisen. Ein Wunder führt zum anderen, bis an die Schranken, wo das Wissen und Erkennen aufhört, wo der Glaube an eine höhere unsichtbare Macht beginnen muß, die der Kleinsten gedenkt und das Größte ordnet. Mustern wir die Bienenfreunde in Gedanken durch! Wir werden wenig Trunkenbolde, wenig an Leib und Seele Heruntergekommene unter ihnen finden. Es sind meistens fleißige, für das Wohl ihrer Familie besorgte Hausväter; wahrhaft erhebend und ermunternd ist das Bewußtsein, daß Lehrer, Aerzte, Geistliche und ein großer Kreis gebildeter Männer, deren Namen weithin glänzen, es nicht verschmähten, in ihre Reihen einzutreten."

Auch ein Bienenzüchter, der Graf Stosch auf Manze, schrieb einst: „Die Biene fesselt an das eigene Heim; hat ein Bienenzüchter sonst nichts zu thun, so geht er zu seinen Immen und vergißt dort jegliches Ungemach. Man kann sich nach dem Wandel von hunderten von Bienenzüchtern erkundigen, und man wird kaum einen finden, der seine Freistunden im Wirthshaus zubrächte oder auch nur unordentlich und faul wäre. Die Bienenzüchter sind fast ohne Ausnahme ein häusliches fleißiges Völkchen im Volke."

Darum treiben auch nicht alle Bienenzüchter die Imkerei nur des materiellen Nutzens wegen. Der Bienengarten ist ihnen ihre schönste Erholung, ihre edelste, billigste Freude. Man halte sich Bienen, und man hat täglich tausend neue Freuden; man lerne ihr Thun und Treiben, ihre Ordnung, Fleiß, Reinlichkeit und Sparsamkeit kennen; man beobachte ihre verständige Baukunst, überhaupt ihr Treiben im Innern des Stockes, beobachte sie, wie sie, mit Honig und Blumenstaub beladen, vor Müdigkeit kaum das Flugloch erreichen, wie sie sich ihrer Last entledigen und dann ohne Mittagstisch und Mittagsruhe und Abendtrunk wieder hinauseilen zu neuer Arbeit, man lausche mit Hochgenuß dem herrlichen Schlummerliede der Bienen am Abend, dem Freudengesange eines ausziehenden Schwarms! Und welche Freuden bereitet uns erst eine reichliche Honigernte! Wie viele Freuden kann man mit dieser Göttergabe jedermann, besonders aber der lieben Jugend bereiten! Der Umgang mit den Bienen weckt in jedem empfänglichen Gemüth Gefallen an den Wundern der Natur.

Weil die Bienenzucht so überaus interessant ist, so hat es denn auch unter den Frauen schon Imkerinnen gegeben. Ich nenne da u. a. Miß Gayton in Herefordshire, die sich auch außerhalb Englands Grenzen schon einen Namen gemacht. Bemerkenswerth ist die Abrechnung, die sie 1888 über ihren damals achtjährigen Betrieb aufstellte; darnach fing sie mit einem Schwarm Bienen an, der sich nach und nach derartig vermehrte, daß sie in der sechsten Saison achtundzwanzig Stöcke besaß. In diesem Jahre gaben die vier besten davon schon vor dem 1. Juli 87, 86, 85 und 84 Pfund Honig, und die Einnahmen aus dem Verkauf beliefen sich auf 908 Mark. In einem anderen Jahre wog der Inhalt des schlechtesten Kastens 78 Pfund, in einem dritten nur 29 Pfund. In Amerika ist ferner eine Frau Mitarbeiterin an einem Bienen-Journal und eine der bedeutendsten Imkerinnen in der ganzen Union; in Baden hat eine Dame für ihre Leistungen in der Bienenzucht eine Medaille erhalten.

Ein Erträgniß, wie das der Miß Gayton, ist durchaus nichts Ungewöhnliches; Mr. Howard erzählt von einem Fall, wo aus einem Stocke 198 Pfund Honig entnommen wurden, und ein Lehrer, Herr Bierling in Niederhaslach, am Fuß der Burg Niedeck im Elsaß, hat von einem einzigen Stock 300 Pfund ernten können. Ein Imker hatte von zwölf Völkern 7 Centner geerntet und den Centner mit 70 Mark verkauft. Ein anderer erntete von vier Völkern 360 Pfund.

Doch das sind immerhin bemerkenswerthe Ausnahmen, und sie beweisen nur, was die Bienen in guten Jahren leisten können, „wenn Honig umfluthet das Bienenhaus". Die Erträge sind abhängig von der Witterung, und diese macht oft genug alle Kunst zu Schanden. Im Durchschnitt aber rechnet man pro Volk auf 15 bis 30 Pfund Honig, gute und schlechte Jahre zusammengenommen. Man darf daher nicht seine ganze Existenz auf die Bienenzucht begründen wollen, sondern sie nur als einen Nebenerwerb betrachten, der alsdann bei einiger Umsicht recht ansehnliche Erträge liefert. Wo Wald, Wiesen und Obstgärten sich ausbreiten, da ist die Imkerei am lohnendsten; namentlich der Wald ist willkommen, weil da auch Blaubeeren und Erdbeeren wachsen, und im August, wo die Felder abgemäht sind, das Heidekraut anfängt seinen Nektar zu spenden. Wo eine solche Gegend sich darbietet, da wage man ruhig einen Anfang in der Bienenzucht mit dem Ankauf von zwei Völkern oder Schwärmen. Für den Stand bestimme man eine etwas schattige, abgelegene, windgeschützte Stelle im Garten.

„Ja," wird wohl manche Dame mir erwidern, „Honig haben für mich und die Kinder oder zum Verkauf, das möchte ich schon, wenn nur — die Bienenstiche nicht wären, und wenn ich nicht, — o Schrecken! — rauchen müßte! Ohne Rauch, so sagt man ja, lassen sich die Bienen nicht behandeln."

Das letztere ist richtig; aber, meine Damen, nach der primitiven Art, wie Sie vielleicht die Bauern haben imkern sehen, dürfen Sie die Bienenzucht, die auf der Höhe der Zeit stehen soll, — und dann allein ist sie des Gebildeten würdig, — nicht beurtheilen! Die Imker-Pfeife, so gut sie auch für Männer paßt, ist doch längst ein überwundener Standpunkt; wir haben jetzt den sogenannten Smoker, einen handlangen Blasebalg mit drei Finger dickem Blechschornstein; dieser wird mit verfaultem Holze geheizt, und wenn der Rauchstrahl die Bienen trifft, so kriechen sie unfehlbar zu Kreuze. Doch auch der Smoker ist schon überholt worden, da er durch seine Schwere, und weil er zwei Hände zu seiner Bedienung erfordert, manchem unbequem geworden. Jetzt haben wir den Dietrich'schen Rauchbläser und den Zähringer'schen Handraucher, welch letzterer, am Aermel angeklemmt, wie ein Zerstäuber mit einer Hand benutzt wird.

Auch vor den Bienenstichen kann man sich schützen; vor allem lerne man die Natur der Bienen kennen und bewahre Ruhe und Selbstbeherrschung ihnen gegenüber. Die Bienen, die auf den Waben sitzen, pflegen nicht stechlustig zu sein, weil der Honig alle Bosheit vertreibt. Man kann eine Wabe, über und über mit vielen Hunderten von Bienen besetzt, ruhig in die Hand nehmen und forttragen, ohne daß auch nur eine aufsliegt. Dagegen diejenigen Bienen, die an den Wänden des Kastens sitzen, müssen einen Rauchstrahl erhalten, da sie es sind, die ihren Stachel gewetzt haben und bereit sind, auf die Hand des Räubers ihrer Schätze loszufahren. Aber ein Strahl, — und gedemüthigt kehren sie um! Im übrigen ist es vollkommen zu billigen, wenn die Imkerin den Kopf durch einen Schleier, über den Strohhut gestreift, — und die Hände durch Gummi-Handschuhe schützt; ohne ein paar Stiche würde es sonst doch nicht abgehen, und sie können zuweilen schmerzhaft werden, wenn es auch wahr ist, daß der Körper sich daran gewöhnt und zuletzt keine Geschwulst mehr entsteht. Zu behaupten, Bienenstiche seien gesund, nun, so weit wollen wir doch nicht gehen, wenn es auch Verhältnisse giebt, unter denen dadurch Rheumatismus geheilt werden kann.

Ueberdies ist die Behandlung der Bienen jetzt ungleich leichter und bequemer gegen früher geworden. Die beweglichen Waben, diese herrliche Erfindung Vater Dzierzon's, lassen sich aus dem Kasten herausnehmen und wieder einsetzen, was beim alten Korbstock nicht möglich war. Seitdem unterscheidet man Mobil- und Stabil-Imkerei. Zudem werden die Kasten jetzt auch mit beweglicher Decke (dem Lagerkasten) oder beweglichem Bodenbrett (dem Stülper) angefertigt, wodurch einzelne Waben, ohne die anderen zu berühren, herausgenommen werden können. Auf diese Weise werden die Bienen in möglichst geringem Maße gestört, und nur wenige fliegen auf, namentlich im Honigraum.

Sollten meine Ausführungen einige der Leserinnen dieses Blattes überzeugt und zu dem Entschlusse gebracht haben, im Frühjahr mit der Anlage eines Bienenstandes zu beginnen, so entsteht doch noch die Frage: Auf welche Weise wird die angehende Imkerin am zweckmäßigsten in ihren schönen Beruf eingeführt? Da bieten sich denn der Lehrbücher gar viele, zuerst Beßler's „Anleitung" (Verlag von Kohlhammer in Stuttgart), dann Huber's „Nützlichste Bienenzucht" (Verlag von Schauenburg in Lahr) und endlich Ilgen's „Anleitung" (Verlag von Velhagen und Klasing in Bielefeld). Alle drei Bücher ergänzen einander und führen den Leser so recht in die Theorie der Bienenzucht ein. Und diese Theorie, das Wissen, ist das Fundament der Imkerei, ist die Vorbedingung für das Können. Bevor man anfängt zu imkern und für das Wohl vieler Tausenden kleiner Lebewesen zu sorgen, — enthält ein Völkchen deren doch ca. 50,000, — ziemt es sich, den Bienenstand und seine Organisation kennen zu lernen. „Vor allem lernet Theorie, sonst bleibt Ihr Stümper Euer Leben lang!" An der Hand guter Bücher aber wird einem alles licht und klar; wenn wir

uns klar machen können, warum und wozu wir dies thun und jenes unterlassen, so werden wir Mißgriffe vermeiden lernen und größere Erfolge erzielen, als deren der einfache Landmann sich zu rühmen vermag.

Nur nicht gleich groß anfangen wollen! Besser klein anfangen und groß aufhören, als umgekehrt! Zu Beginn werden doch trotz der besten Theorie Fehler genug gemacht, und die Bienen sind es, die dafür zu büßen haben. Zudem kostet selbst der kleinste Anfang, wenn er nicht geradezu bauernmäßig sein soll, doch immer etwas Geld. Der Umgang mit unseren stachelbewehrten kleinen Pfleglingen will doch auch erst gelernt sein, und da wären selbst ein halbes Dutzend Völker noch zu viel. Später, sowie der Bienenstand sich mehrt, — und er mag sich mehren wie er will, — so ist doch kein Griff in die Tasche mehr nöthig, sondern alle Geräthe und neue Wohnungen werden aus dem Erlös von Honig und Wachs bezahlt, und neue Völker, diese Wohnungen zu besetzen, kommen von selbst aus den Schwärmen, oder wir machen Kunstschwärme.

Zwei Kasten, mit Schwärmen besetzt, genügen für den Anfang vollständig. Ein Kasten allerdings wäre zu wenig, denn auf einem Beine kann niemand stehen; wie leicht ereignet sich ein Unglück oder Mißgeschick, z. B. die Bienenmutter kommt um oder geht verloren; was dann, wenn der Imker nicht aus einem zweiten Kasten Aushülfe schaffen kann? Bei zwei Völkern aber hilft eins dem andern aus, — natürlich nur unter Eingriff des Züchters.

Nun bleibt noch zu erörtern: Was für eine Art von Bienenwohnung empfiehlt sich Anfängerinnen und überhaupt Imkerinnen am meisten? Sich darüber selbst schlüssig zu machen ist schwer, weil es eine solche Unzahl von Systemen giebt. Im großen ganzen unterscheidet man aber die Ständer- und die Lagerkasten. Von ersteren wird der Vier-Etager als erfolgreich zum Ueberwintern empfohlen, auch nimmt er nur wenig Raum fort, und 4 Kästen lassen sich zu einer viereckigen Säule zusammenstellen und mit Sockel und gemeinsamen Dach versehen. Aber man kann nicht, wie bei Lagerkasten, mit einem Griff zu jeder Wabe gelangen, — es müssen z. B. neun Scheiben fortgezogen werden, um zu der zehnten zu gelangen. Darum gebührt für Anfängerinnen und wegen der leichten Behandlung dem Lagerkasten und unter diesen wieder dem Ilgenkasten der Vorzug, den Tischlermeister Berkhahn in Glinkermühle bei Alt-Sarnow sehr schön für 12,50 Mk. liefert.

Unter den Bienenrassen, wenn man die Wahl hat, sei die deutsch-italienische Biene wegen ihres großen Fleißes und ihrer Sanftmuth empfohlen. Außerdem erfreut sie das Auge durch die schönen Goldringe um den Hinterleib und den leisen, schwebenden Flug.

Um sich über Bezugsquellen für Bienen und alle Geräthe zu unterrichten, abonnire man zum Preise von 1 Mk. jährlich direct beim Verleger R. Michaelis in Leipzig-Reudnitz auf die monatlich erscheinende „Leipziger Bienenzeitung".

Wo also die geeignete Oertlichkeit vorhanden ist, da wage man ruhig einen Anfang in der Bienenzucht, und man wird dies nicht nur nicht bereuen, sondern im Gegentheil sich eine nie versiegende Quelle stiller Freuden geschaffen haben.

Nachdruck verboten.

Die Kunst, Bowlen zu brauen.

Von H. von Remagen in Köln.

Es giebt sonst ganz gute und brave Menschen, die aber ihre Bowlen aus den wunderlichsten Stoffen zusammengießen: Aus Moselwein, Rheinwein, Rothwein, Sherry, Thee, Champagner, Citronen und allerhand Ingredienzen, den bekannten „Schuß" Cognac oder Arrac nicht zu vergessen. Eine derartige Zubereitung ist Weinpantscherei, ist einfach barbarisch und nicht selten schuld daran, daß die Bowle und ihre liebenswürdigen Wirkungen so gänzlich verkannt und nicht verstanden werden.

Vornehme Einfachheit sei der erste und letzte Grundsatz bei Zubereitung einer Bowle: ein leichtes, feines Moselblümchen, eine frische Frucht, ein Stück Eis und eine Idee Zucker, das sind die Elemente für eine gute Bowle. Allenfalls nehme man, namentlich zu gewissen Bowlen, noch ein paar Flaschen Sect. Alles, was darüber ist, ist vom Uebel. Des weiteren müssen die einzelnen Bestandtheile, aus denen sich die Bowle zusammensetzt, absolut rein und fehlerfrei sein. Eine einzige wurmstichige Frucht, ein Stück unsauberen Eises kann die Bowle um ihren Duft, um ihren Wohlgeschmack bringen. Namentlich prüfe man jede Flasche auf den sogenannten „Pfropfengeschmack" hin; ein paar Tropfen aus einer dumpfigen Flasche können der Ruin eines sonst edlen Gebräues werden. Selbst der Sect, den man zugießt, bedarf der Prüfung, auch muß der Bindfaden, der oben am Flaschenhalse sitzt, vor dem Eingießen sorgfältig entfernt werden. Rieselt der Sect darüber, so bekommt dieser und mit ihm die Bowle, die er würzen soll, einen störenden Beigeschmack.

Ein Wort noch über die Verwendung des Eises. Hat man davon reichlich, so ist es natürlich am besten, das Bowlen-Gefäß rechtzeitig in ein größeres, ganz mit Eis gefülltes Gefäß zu stellen. Auf diese Weise wird die Temperatur des Getränkes ideal. Ist indessen nicht genug Eis vorhanden, so empfiehlt es sich, den Wein langsam und bedächtig über ein ausgewähltes Eisstück in das Gefäß zu gießen. Wer zum Abkühlen große Eisstücke in die Bowle wirft, beweist, daß er vom Bowlen-Brauen nichts versteht; einmal verdünnt er den Stoff, und dann kann er ihn sehr leicht seines feinen Geschmackes berauben.

Sind wir so über die allgemeinen Grundsätze der Bowlen-Kunst ins Klare gekommen, so lohnt es sich, die einzelnen Gebräue etwas genauer zu betrachten. Eras, — wohl der vornehmste „Kenner" auf diesem Gebiet, — unterscheidet da zunächst die Jahreszeiten-Bowlen, deren es vier giebt: die Waldmeister- oder Mai-Bowle, die Erdbeer-Bowle, die Pfirsich-Bowle und die Ananas-Bowle. Die erste trinkt man von Mitte Mai bis Mitte Juni, die zweite von Mitte Juni bis Mitte Juli, die dritte bis Mitte August und die vierte bis September. Die beliebteste, aber wohl nicht die feinste und wohlschmeckendste, ist unzweifelhaft die Waldmeister-Bowle. Viele Fachleute sind der Ansicht, daß sie, auch bei sorgfältiger Zubereitung, Kopfschmerzen verursache. Ich bestreite dies! Allerdings fordere ich für die Bowle die größte Vorsicht bei der Mischung: ganz reinen Moselwein, da das zarte Aroma des Waldmeisters sich mit der Kohlensäure des Rheinweines nicht verträgt, keinen Sect, und vor allem frische Pflanzen! Zu warnen ist davor, die Wurzeln oder „Schnitt-Enden" des Waldmeisters mit der Bowle in Berührung zu bringen, weil aus der Pflanze nur das Aroma und nicht der Saft extrahirt werden soll. Es ist daher zu empfehlen, die Waldmeister-Pflanzen in Bündel zusammenzubinden und mit dem Kopf nur so tief in den Wein zu stellen, daß die Stengel darüber hinausragen. Nachdem so der Wein lange genug gezogen, gewinnt man die richtige Essenz und für die damit anzufertigende Bowle den richtigen Geschmack. Ganz zu verwerfen ist die Methode, die Blättchen und Zweigspitzen mit einer Schere abzuschneiden und direct in die Bowle zu werfen, sodaß das Grünzeug, obwohl später durch ein Sieb entfernt, vorläufig ganz lustig darin umherschwimmt. Auf diese Weise wird der Bowle der volle Pflanzensaft mitgetheilt, der Magen vergiftet,

von Radetzky-Mikulicz,
Intendant des Hoftheaters in Oldenburg.
Nach einer Photographie von Th. Schuhmann & Sohn, Hof-Photographs, Karlsruhe.
Siehe den nebenstehenden Artikel.

und ein starker „Gehirndruck" wird die Folge sein. Falsch ist es, wenn man sich und andern einreden will, der Träger des Waldmeister-Aromas sei ein im Wasser leicht löslicher Stoff, der sich auch im getrockneten Waldmeister sehr gut conservire, sodaß man zur Bowle ebenso gut getrockneten, wie frischen Waldmeister nehmen könne. Eras schreibt darüber: „Getrockneter Waldmeister riecht allerdings sehr gut, aber frisches Heu thut dies auch. Mr. Atkinson in London bereitet daraus ein treffliches Parfüm; kein Zweifüßler ist jedoch bisher auf die Idee gekommen, eine Bowle damit anzusetzen." Dagegen läßt sich nichts sagen.

Von besonderer Feinheit ist die Erdbeer-Bowle; ein wonnigliches Getränk, das in seinen goldigen Farbenlichtern beseligend in das durstige Herz hineinleuchtet und dort den Geist des Humors entfesselt. Auch gehört sie zu den „vornehmen" Bowlen, die unbedingt einen Zusatz von Sect erfordern. Sehr wichtig bei Zubereitung der Erdbeer-Bowle ist die Behandlung der Frucht, — des „Gemüses", wie es „unter Kameraden" heißt. Bei hochreifen, getriebenen Erdbeeren, also bei Treibhaus-Früchten, kann man die zerquetschte und mit klarem Zucker gemengte Masse getrost in die Bowle hineinschütten und darin lassen; das zarte Fleisch der Erdbeeren verursacht keine Unbequemlichkeiten. Aus der gemeinen Garten- oder Wald-Erdbeere soll, nachdem sie ebenfalls mit Zucker zerdrückt ist, erst ein Extract gewonnen und dieser durch ein Haarsieb in den Bowlen-Wein gegossen werden, während man die herrliche, aromatische Gebirgs-Erdbeere, die Königin unter den Erdbeeren, vorher mit etwas Zucker ansetzt und dann unzerdrückt in den Wein hineinthut; die Frucht ist so zart, daß sie „auf der Zunge zergeht". —

Nicht minder fein und lieblich, als die Erdbeer-Bowle, ist die Pfirsich-Bowle. Sie wird neben der Waldmeister-Bowle am meisten getrunken und erfreut sich gerechtfertigter Beliebtheit. Auch bei ihr hängt das Meiste von der Güte und Behandlung der Frucht ab. Diese muß vollkommen reif sein und sich leicht und bequem schälen lassen, vor allem aber darf kein Stockfleck daran haften; ferner soll man hübsch darauf achten, die Pfirsiche zweckmäßig zu zerkleinern; die Frucht zu zerschneiden, ist verkehrt, weil zuviel Aroma und Duft dabei entweicht; wohl aber bleibt ihre volle Feinheit im Geschmack erhalten, wenn man sie unter Zusatz von geriebenem Zucker mit der Gabel zerdrückt und die so gewonnene Masse ohne weiteres in den Wein hineinthut. Die Pfirsich-Bowle mit einigen Gläsern Rothwein zu „färben", ist eine gräuliche Sitte, aber noch schlimmer ist es, Maraschino oder einen andern Liqueur hineinzugießen. Das sind „Nuancen", die besonders geistreich sein sollen, im Grunde aber den Geschmack und vor allem die Wirkung einer feinen Bowle gründlich verderben.

Als letzte der Jahreszeiten-Bowlen wurde die Ananas-Bowle, die „Aristokratin" unter den Bowlen, erwähnt. Die Gelehrten sind sich darüber einig, daß eine vollendete Ananas-Bowle nur aus frischen Früchten zu gewinnen ist. Das „Gemüse" wird sehr fein geschnitten, eine Zeit lang dem Wirken des dazwischen gestreuten Zuckers ausgesetzt und dazu ein freundliches Weinchen und ein Posten Sect gethan. Dann ist es ein Gebräu für Götter! Nicht verständlich ist mir die Abneigung, mit der Eras gegen die aus „eingelegten" Ananas bereiteten Bowlen zu Felde zieht. Natürlicherweise sind frische Früchte, wie ich eben bereits bemerkte, stets vorzuziehen, indessen kann man bei vorsichtiger Behandlung auch aus conservirter Ananas ein sehr wohlschmeckendes und edles Getränk herstellen.

Mit diesen vier Arten ist das Kapitel der leichten und gesunden Bowlen eigentlich geschlossen. Alles übrige, was hier noch existirt, gehört mehr oder weniger in das Gebiet der Weinpantscherei und entbehrt des — wissenschaftlichen Interesses. Als ein entsetzlicher Unfug darf es bezeichnet werden, Bowlen aus Melonen, Sellerie, blühendem Wein oder gar — risum teneatis, amici! — aus Rosedablumen zu brauen! Weniger trostlos scheint mir die sogenannte Pomeranzen-Bowle zu sein, die sich jederzeit schnell herstellen läßt. Zu dieser extrahirt man in einem verdeckten Weinglase ganz feingeschälte, dunkelgrüne Pomeranzenschale, fügt dann den Extract zu Weißwein und Rothwein, der im Verhältniß von 2:1 gemischt wurde, und gewinnt so eine recht achtbare Flüssigkeit. Die Angostura-Bowle sei hier der Vollständigkeit halber angeführt: Man nehme eine halbe Flasche Moselwein, eine halbe Flasche Sect, ein Gläschen von dem bekannten Angostura-Schnaps und gieße alles über ein Stückchen Eis. — Zum Schluß erwähne ich noch ein wohlbekanntes, tiefernstes Gebräu, das als die Krone des menschlichen Witzes gelten soll. Das Recept ist das einfachste von der Welt: zwei Flaschen schwerer Burgunder und eine Flasche Sect über ein großes Stück klaren Eises gegossen; dazu vier Loth Zucker, genau abgewogen. Probatum est! Wer keinen Burgunder zur Hand hat, nehme englischen Porter; auch das ist gut, — wirkt aber wie ein Verhängniß!

Nachdruck verboten.

Die Intendanten der deutschen Hoftheater.

Von Otto Preuß in Berlin.

II.

Herr von Radetzky-Mikulicz.

Siehe das nebenstehende Portrait.

Der neue Intendant des Großherzoglichen Hoftheaters in Oldenburg, Herr von Radetzky-Mikulicz, ist seiner Ernennung nach der jüngste unter den Hoftheater-Intendanten. Herr von Radetzky ist im Jahre 1851 in Riga als Sohn eines Diplomaten geboren, dem er in seinem zwölften Jahre nach Deutschland folgte. Er absolvirte das Gymnasium in Glogau und Dresden und trat nach bestandenem Abiturienten-Examen in das Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiment ein, um sich der militärischen Laufbahn zu widmen. Von 1879—82 besuchte er die Kriegs-Akademie. Daneben fand er indessen schon damals häufig Gelegenheit, seine Vorliebe für die Bühne zu bethätigen, indem er für die Theater-Abende des Regiments Stücke schrieb, die von ihm selbst inscenirt und unter seiner schauspielerischen Mitwirkung mit großem Beifall, mehrfach in Gegenwart des jetzigen Kaisers, aufgeführt wurden. 1888 wurde Herr von Radetzky in das Königs-Grenadier-Regiment Nr. 7 versetzt und ein Jahr später als Adjutant des damaligen Herzogs von Edinburg nach Coburg commandirt, mit dem er größere Reisen nach Spanien, Portugal und Frankreich machte. Seine 1890 erfolgte Versetzung als Compagnie-Chef in das 4. Badische Leib-Grenadier-Regiment wurde auch auf seine künstlerische Richtung von maßgebendem Einfluß. Der Aufenthalt in Karlsruhe, wo unter des genialen Felix Mottl Leitung hervorragende Aufführungen der Opern Richard Wagners stattfinden, machte aus dem bisherigen Anti-Wagnerianer einen aufrichtigen und verständnißvollen Verehrer des Meisters, der wiederholt zu den Musikfesten nach Bayreuth pilgerte. Am 15. September 1896 wurde Herr von Radetzky-Mikulicz provisorisch mit der Leitung der Hofkapelle und des Hoftheaters in Oldenburg beauftragt und am 1. Januar erfolgte seine definitive Ernennung zum dienstthuenden Kammerherrn des Großherzogs und zum Chef der Hofkapelle und Intendanten des Großherzoglichen Hoftheaters, nachdem Herr von Radetzky vorher seinen Abschied aus dem Militärdienst als Major genommen hatte.

Nachdruck verboten.

Waldinneres.

Zu dem Bilde von G. Wilrich in Berlin. — Siehe Seite 81.

Im Frühlingsgrün prangt der Buchenwald wie ein großer, stiller, von schlanken Säulen getragener Dom. Nur der Waldbach rauscht plätschernd über das Felsgeröll, und die Vögel schmettern ihr Lied in den Wipfeln der Bäume. Wo die Sonne auf dem frischen Laube zittert, da glüht und glänzt es wie Smaragden, und durch die Wipfel steht das Auge hinein in das unendliche Blau des Himmels. Ein Ort zum Ausruhen und Träumen wie geschaffen, den uns das Bild des Künstlers festhält. A. S.

Nachdruck verboten.

Sudanesische Lanzenreiter.

Zu dem Bilde von Hugo Ungewitter in Düsseldorf. —

Siehe Seite 85.

Lange sind die Sudanesischen Lanzenreiter als Vorhut des Heeres des gefürchteten Mahdi der Schrecken des Sudan gewesen. Plötzlich tauchten sie bald hier, bald dort auf, weite Strecken der wasserlosen Hochebene auf ihren schnellfüßigen Kameelen durcheilend, und wohin sie kamen, erfüllten sie die Bevölkerung mit Entsetzen. Wußte man doch, daß ihnen bald ein Heerhaufe des Mahdi folgen und wie ein Heuschreckenschwarm das Land ringsum in eine Wüste verwandeln würde. Grausam und blutdürstig wie ihr Herr, der Mahdi selbst, verschonten diese wilden Scharen nichts Lebendes. Noch heute ziehen diese Horden wie Räuberbanden durch das Land. Aber der panische Schrecken, den sie verbreiteten, als der Mahdi noch lebte, ist gewichen; die Bevölkerung wappnet sich hier und dort wohl gar zum Widerstande gegen sie. Denn ebenso schnell, wie die Herrschaft des Mahdi zu einer Gefahr für das ganze nördliche Afrika anwuchs, ebenso schnell ist sie nach seinem Tode unter seinem Nachfolger zerfallen. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo das Reich des Mahdi ganz zersplittert sein wird und diese Sudanesischen Lanzenreiter nur noch auf eigene Faust Krieg gegen die zu friedlicher Beschäftigung zurückkehrende Bevölkerung führen werden. O. P.

Redactions-Post.

Antworten.

Abonnent in N., Böhmen. — Wenden Sie Sich an eine renommirte Theater-Agentur, die sich mit dem Vertrieb von Bühnenstücken beschäftigt. Sie können ganz sicher sein, daß von einer solchen Ihre Anonymität gewahrt werden wird.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 12, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. Juni 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

In einer amerikanischen Mädchenschule: Nach dem Maskenball. — Siehe den Artikel Seite 94.

Nachdruck verboten.

Friede.

Eine Altejungfern-Geschichte.

Von Anna Gräfin Pongrácz in Wien.

(Schluß.)

Eine momentane Verirrung der Phantasie, das konnte ja sein, das kommt ja auch in der Ehe vor, in sonst glücklichen Ehen. Nach drei Jahren der Treue konnte es doch nichts anderes sein!

Sie hatten nun bereits eine Wohnung. In derselben Hetze und mit derselben Flüchtigkeit, mit der sie jetzt alles thaten, hatten sie sie genommen. Geysa war es, der auf einmal dazu trieb, mit einer nervösen Ungeduld, als müsse er Versäumtes nachholen, — und das war ja auch eigentlich der Fall. — Es waren ebenfalls zwei Zimmer, aber ohne freundliche Aussicht, klein und etwas dumpf. „Wir können ja gelegentlich wieder ausziehen, wenn wir etwas Besseres finden," meinte Geysa; „für jetzt bleibt uns keine Wahl, ein Nest müssen wir haben." Lenke sah sich in dem „Nest" kaum um; Geysa hatte ja recht: auf die Räume kommt es nicht an, — man kann überall glücklich sein. Sie blickte ihn still an, als er das sagte und antwortete nichts darauf. Da zog er sie an sich und bedeckte sie mit Küssen. Und Lenke schlang die Arme um ihn und küßte ihn wieder.

Sie wollte „glauben".

„Gott, die lieben einander!" erzählte die Vermietherin ihrem „Alten", und schmunzelte dabei. Eine andere als eine sehr verliebte Partei, meinte sie, hätte wohl an den schlechten Fußböden und alten Oefen Anstoß genommen, derentwegen die Wohnung schon so lange leer stand, aber nun war sie angebracht. —

Ihre Stelle hatte Lenke auch schon aufgegeben; seit acht Tagen war sie frei. Am nächsten Sonntag sollte das erste Aufgebot sein.

Beim Tischler standen die ausgewählten Möbel und harrten der Abholung. Die Einrichtung für das Wohnzimmer zahlte Geysa, die für das Schlafzimmer und die Küche Lenke; so hatten sie es untereinander ausgemacht. Als Lenke's Mutter starb, war ihr Hausrath verkauft worden. Das bißchen Geld, das dafür einkam, hatte Lenke in die Sparkasse gelegt. Und in der letzten Zeit kramte Oerszi eines Tages lange in ihrem Schranke und zog schließlich einen, in schmutziges Seidenpapier gehüllten, aber nicht ganz werthlosen, alten ungarischen Schmuck hervor, den sie Lenke schenkte mit dem Bedeuten, ihn zu verkaufen, da sie wohl eine kleine Beisteuer zu ihren jetzigen Ausgaben brauchen könne. An barem Gelde gebe keine der Tanten Lenke etwas, obwohl sie bei ihrer virtuosen und scrupellosen Sparsamkeit nicht den ganzen Zinsen-Ertrag des bescheidenen Kapitals verzehrten, das sie von ihren Eltern geerbt hatten; aber nun reichte es doch, und Lenke, in ihrem einfachen Sinne, fand ihre kleine Einrichtung sogar sehr hübsch. Daß es die „eigene" war, bildete wohl ihren größten Reiz.

Eines Vormittags ging Lenke nochmals zu dem Tischler; sie wollte noch ein Wandschränkchen für die Küche bestellen. Der Tischler wohnte in der Festung; sie fuhr mit der Drahtseilbahn hinauf. Als sie ihr Geschäft ausgeführt hatte, sah sie auf die Uhr; es war noch früh. Da sie schon

In einer amerikanischen Mädchenschule: Nach dem Maskenball. Siehe den Artikel Seite 94.

oben war, wollte sie auf der Burggarten-Terrasse noch ein bißchen frische Luft schöpfen.

Die welken Kastanienblätter raschelten unter ihrem Schritte, der Himmel hing trüb und herbstlich über der Welt, die Terrasse war noch leerer, als sonst.

Auf einer Bank saß Geysa.

Trotz des Geraschels der Blätter hörte er ihr Nahen nicht, er blickte nicht auf. Wie angewurzelt blieb Lenke stehen; halb verdeckt von einem Baumstamme, gegen den sie sich lehnte, beobachtete sie ihren Verlobten.

Keine Ahnung sagte ihm, daß ihr Auge auf ihm ruhte.

In unaussprechlich müder, verdrossener Haltung, wie sie sie nie an ihm gesehen hatte, saß er da. Und einmal schlug er die Hände vor sein Antlitz, und als er sie sinken ließ, trugen seine sonst so heiteren Züge den Ausdruck einer tiefen Trostlosigkeit und Entmuthigung.

Er saß auf derselben Bank, von der er Lenke vor drei Jahren betrachtet hatte. Aber das wußte er nicht, — oder vielleicht dachte er just daran?

Lenke schlich leise hinweg. Auf dem Heimwege, den sie unbewußt einschlug, dachte sie an allerhand. An alles, was Geysa ihr aus seiner Jugend erzählt hatte. Es war im Gegensatz zur ihrigen eine leichte Jugend gewesen, denn wenn seine Eltern nicht wohlhabend waren, so bezog doch sein Vater als Sectionsrath ein hübsches Gehalt, und er wie die Mutter waren gute, liebevolle, dabei aber leichtlebige, lebensfrohe Menschen. Ihr rasch nach einander erfolgter Tod hatte den Sohn hart getroffen; allein er stand damals in dem glücklichen Alter, in dem wir das Leben vor uns offen sehen, und die Welt selbst dem Aermsten verheißungsvoll entgegengelacht, wie viel mehr einem gesunden, nicht unbegabten Manne. Nahrungssorgen lernte er nicht kennen; sein Gehalt und der Sparpfennig, den ihm die Eltern hinterlassen hatten, reichten für ihn allein. — Geysa hatte eigentlich nie Schweres zu tragen, nie zu kämpfen gehabt .... Und wenn er Mariska heiratete, so würde er auch nie zu kämpfen haben ....

„Mit ihr ebener Weg, — mit mir ein steiles Hinanklimmen."

Früher war es Lenke nie in den Sinn gekommen, daß Geysa das Los, das er mit ihr gewählt hatte, zu schwer finden könnte. Ihrer Kraft

In einer amerikanischen Mädchenschule: Nach dem Maskenball. Siehe den Artikel Seite 94.

war es nicht schwer erschienen. Eher mochte sie sich vorstellen, daß in einem solchen Emporringen von Stufe zu Stufe, — durch Thätigkeit und Ausdauer, — ein Reiz liegen könnte, und sie hatte davon geträumt, daß sie ihm dabei eine Stütze und kein Hinderniß sein würde.

Noch zwei Tage vergingen, Tage, an denen Lenke so lustig erschien, daß es jedermann auffiel. Ihre Augen flackerten und glänzten; manchmal schloß sie sie für einen Augenblick, als überkomme sie ein Schwindel; aber das war gleich wieder vorbei. Geysa bemerkte nichts. „Schön, daß Du so vergnügt bist!" sprach er einmal, nachdem er über ein Witzwort, das sie hinwarf, überlaut gelacht hatte, „ich bin es auch." —

Und dann kam eine Stunde — in Lenke's kleinem Zimmer, in das sie ihn gebeten hatte einzutreten, in der sagte sie Geysa, daß sie ihm sein Wort zurückgebe: sie hätten sich beide geirrt, indem sie gemeint, mit einander glücklich werden zu können.

Er stürzte vor ihr nieder, wie vom Blitze getroffen, und umfaßte ihre Kniee. „Niemals! niemals!" rief er. Wie sie so schlecht von ihm denken könne. Jetzt, — im letzten Augenblicke! — Nie in seinem Leben werde er ihr untreu sein, nie sie verlassen!

Sie beugte sich über ihn, umfaßte mit ihren weichen, leise bebenden Händen seinen Kopf, richtete sein Antlitz in die Höhe und sah ihm tief in die Augen:

„Liebst Du mich, — oder liebst Du Mariska?" fragte sie fest.

Er schrie auf und barg sein Haupt in den Falten ihres Kleides. „Lenke! warum sprichst Du das aus?!" stammelte er außer sich.

„Weil es die Wahrheit ist, — und die Wahrheit muß man aussprechen" — sagte die leichenblasse Lenke mit einer wunderbaren, ihr selbst unbegreiflichen Ruhe. „Sei ein Mann! Sei ehrlich! — Und mach' es kurz! Wir könnten doch nie mehr glücklich sein mit einander. Hier hast Du Deinen Ring", — sie zog ihn vom Finger, — „gieb mir den meinen — oder nein: behalte ihn zum Andenken!" Nun zitterte ihre Stimme doch.

„Lenke!" rief Geysa verzweifelt, den Ring abwehrend und ihre Hände in den seinen pressend, „ich lasse Dich nicht; ich kann Dich nicht verlassen! Was soll aus Dir werden?"

Er wußte nicht, wie er sich verrieth! Lenke lächelte müde. „Ich bin nicht die erste," sagte sie sanft beschwichtigend, „und ich bin ja nicht die Schwächste; es wird schon gehen. Sorge Dich nicht um mich!"

Er weinte zu ihren Füßen. „Geh!" sagte sie mit einem Male, fühlend, daß die Beherrschung sie verlassen wollte, fast schroff und gleich darauf sehr weich noch einmal: „Geh! — Das taugt uns beiden nicht!"

Sie zog ihn empor, und als er vor ihr stand, — noch immer fassungslos und verwirrt und jetzt wortlos, — legte sie beide Arme um seinen Hals und küßte ihn noch einmal und duldete es, daß er sie leidenschaftlich heftig umfaßte wie einst. Dann aber drängte sie ihn zur Thür. Er wußte in seiner Betäubung nicht, wie er hinauskam. Auf der Treppe blieb er stehen. „Nein!" rief es noch einmal in ihm, „es ist unmöglich! ich kann sie nicht verlassen!" Es schien ihm, daß er sie nie früher so geliebt hatte, wie jetzt. Er wollte umkehren, — er wollte für immer zurück zu ihr! — Nach einigen Secunden qualvollen Schwankens stieg er langsam die Treppe vollends hinunter.

Als er auf der Straße angelangt war, und der kühle Herbstregen, der niederging, ihm erfrischend ins Gesicht schlug, durchzuckte es ihn: „Frei"!

. . . . . Und Lenke lebte weiter mit den Tanten. Der Herbst verging, es wurde Winter; der Winter verging, es wurde Frühling. Von Geysa hörte sie nichts mehr, sah ihn auch nicht wieder. Er fing wohl zwanzig Briefe an sie an, — aber beendete keinen. Was sollte er ihr sagen? Ihre Verzeihung erflehen? — Sie grollte ihm ja nicht. Ihr erklären? — Wie sollte er ihr erklären, was ihm selbst unbegreiflich schien: die Wandlung, die sich in ihm vollzogen hatte.

In der ersten Zeit nach der Trennung strich er zur Dämmerstunde oft in der Nähe ihres Hauses herum, wie ein ruheloser Geist; aber wenn das Thor ging, erschrak er in dem Gedanken, daß sie heraustreten könnte, und verbarg sich im Schatten, oder eilte fort.

Davon wußte Lenke nun nichts; doch dachte sie sich wohl etwas dergleichen.

Der Curial-Richter erschien bei ihr und forderte sie sehr freundlich auf, jederzeit über ihn zu verfügen, wenn er ihr in irgend etwas nützlich sein könne. Lenke hatte bereits ein Gesuch um Wiederanstellung an einer Schule eingereicht; er versprach sofort, es zu befürworten, er habe einflußreiche Freunde, Lenke könne sicher darauf rechnen, bald eine gute Stelle zu erhalten. Sie dankte, bat ihn aber zögernd, — offenbar wollte sie nicht, daß es schroff herauskäme, — sich ihretwegen nicht zu bemühen. Er wurde roth und sah weg, und dann sagte er noch hastig, daß er mit dem Tischler gesprochen habe, damit er den Möbelkauf anstandslos rückgängig mache, und daß wegen der Wohnung auch alles in Ordnung sei.

Es kam ihm dabei selbst so vor, als ob er mit Lenke über ein Begräbniß verhandelte.

Ja, hier war etwas gestorben.

Und wie elend sie aussah! Eingefallen, abgemagert, — um zehn Jahr gealtert in der kurzen Frist. — Aber ruhig schien sie zu sein.

Als er sich von ihr verabschiedete, behielt er Lenke's kalte, kleine Hand einen Augenblick in der seinen, — und plötzlich beugte sich der alte Herr und drückte einen leisen Kuß darauf.

„Er bedankt sich dafür, daß ich mich seiner Tochter aus dem Wege räumte," durchzuckte es Lenke bitter, und unwillkürlich zog sie ihre Hand zurück. Nein, um diese Leute hatte sie es nicht gethan!

Der Curial-Richter aber fühlte, während er die Treppe hinabstieg, eine ungewöhnliche Wärme in seiner Herzgegend. „Ein tüchtiges Mädel!" — Und er bedauerte aufrichtig, daß Lenke nicht mehr Glück, — d. h. mehr Geld, — hatte. Für ihn bestand die Frage bloß darin.

Nach nicht allzulanger Zeit kam die Antwort auf Lenke's Gesuch. Sie brachte ihre neuerliche Ernennung. Die Stelle war ein wenig schlechter, als ihre frühere, insofern sie jetzt einen weiten Weg, eine dumpfigere, engere Schulstube und dafür kein höheres Gehalt hatte; aber es war das Versprechen beigefügt, daß die nächste Stelle mit höherem Gehalt, die frei würde, ihr zufallen sollte. Der Curial-Richter hatte offenbar doch für sie gewirkt. Sie mußte schon froh sein, überhaupt so rasch wieder untergekommen zu sein. Mit Privatstunden, mit denen sie es inzwischen versucht hatte, ging es doch viel schwerer.

Nun wandelte sie also wieder allmorgendlich und mehrmals in der Woche auch nachmittags in ihre Klasse, kam nach treuer — ach, mit so großer Selbstüberwindung geleisteter Arbeit, nach Hause und wurde hier von Bertha's Stichelreden empfangen.

Wie die dürre Person mit ihrem vertrockneten Herzen sich darin gütlich that! Hatte sie es nicht immer gesagt? Aber die Prinzessin-Braut glaubte ihr nicht, bis es wahr wurde, bis der schöne Prinz sie richtig im Stiche ließ. Als ob sie nicht wüßte, „wie die Männer sind!"

Die „Verlassene" schwebte immerfort, bei jeder Gelegenheit, auf den gallenbittern Lippen, sodaß es selbst der phlegmatischen Oerszi zu viel wurde und sie die Schwester anfuhr: „Kannst Du nicht Ruhe geben? Alte neidische Giftblase! Du wärest todtfroh, wenn Dich ein Bräutigam sitzen gelassen hätte, denn dann hättest Du wenigstens einmal einen gehabt!"

So verstrich die Zeit für Lenke. Ihren Myrtenkranz hatte sie der jungen Tochter ihrer Hausfrau geschenkt, die demnächst Hochzeit halten sollte, und das amethystfarbene Seidenkleid kaufte eine Collegin ihr für einen billigen Preis ab. Sie mochte aber das dafür gelöste Geld nicht behalten, und so gab sie es im Geheimen der alten Marus für ihre Enkelinnen. Geysa's Ring, der bei ihr zurückgeblieben war, that sie in die Armenbüchse, die im Schulhause hing.

Wenn sie Träume hegte, bestanden sie darin, daß sie für sich allein wohnen könnte. Sei's in einer Dachkammer, aber allein. Jetzt war sie ja schon alt genug dazu, und sie sah um so vieles älter aus, als sie war.

Erhielt sie die höhere Stelle, die ihr versprochen war, — und das mußte doch einmal geschehen, da sie ihre Pflichten erfüllte und die Sympathie ihrer Vorgesetzten, wie ihrer Schüler besaß, — so würde es möglich sein. Dann hatte sie doch einen eigenen Herd, — wenn auch einen freudlosen. — Und vielleicht verbesserte sich ihre Lage mit der Zeit noch weiterhin ein wenig, sodaß sie ein Kind in ihr Heim bringen könnte, — irgend ein von der Straße aufgelesenes, elendes Geschöpfchen, das am Ende bei ihr auch nicht mehr frieren und hungern konnte, als es gewöhnt war, und wenigstens an ihrem Herzen einen traulichen Fleck fand, von dem sich die Welt freundlicher ansah. Und wenn es dann einmal, nach Kinderart, trotz aller Entbehrungen, so recht heiter und vergnügt wäre, unter ihrem Dache, sich wohl fühlte in ihrem Schutze, — und vielleicht die kleinen Aermchen um ihren Hals schlänge und ihr ein kindliches Kosewort ins Ohr flüsterte, — dann würde auch sie wieder froh werden. —

Anfangs April verlobte Geysa sich mit Mariska, und am 3. Mai fand die Trauung statt, — drüben in Pest, in der großen Leopoldstädter Pfarrkirche. Diesmal war es ein kurzer Brautstand gewesen.

Die Ankündigung der Vermählung stand in den Zeitungen; es war ja eine elegante Hochzeit.

Die Tanten, selbst Bertha, hatten sich den Tag über freundlich gegen Lenke bezeigt, in der ungeschickten Weise, in der Menschen das fertig bringen, denen Wohlwollen etwas Fremdes, Ungewohntes ist. Niemals waren die beiden Lenke so unsympathisch gewesen, wie heute; nie hatte Oerszi's üppige, vernachlässigte Erscheinung sie mehr angeekelt, als da sie sich am Morgen von ihr an sich ziehen und küssen lassen mußte; nie war ihr Bertha's Hand so abstoßend knöchern, und ihre harte Stimme so widerwärtig erschienen, als da sie ihr am Nachmittag, beim Heimkommen aus der Schule, ein für sie von einer Bekannten ausgeliehenes Buch überreichte, — einen alten Roman, der sie „zerstreuen" sollte.

Und nun war es Nacht, eine herrliche Vollmondnacht! Es mochte ein Uhr sein; die Welt schlief.

In ihrem weißen, langen Nachtgewande, über das ihr aufgelöstes Haar floß, kniete Lenke am geöffneten Fenster ihres Zimmers. Ihre Arme lagen verschränkt auf dem Fensterbrett, ihr Haupt war auf sie niedergesunken.

Sie war schön in diesem Augenblicke, schöner als Mariska heute im Brautschleier gewesen, — wenn schon in anderer Art. Die Stärke ihres Seelenlebens gab ihrer Haltung, ihrer Gestalt, ihrem blassen Profil, so weit es sichtbar war, einen eigenthümlichen, intensiven Reiz.

Ein Künstler, der sie so gesehen hätte, würde sie wohl gern als den „Schmerz" dargestellt haben.

Aber sie dachte nicht daran, ob sie noch schön sein könne, oder nicht.

Das Leben lag schwer auf ihr in dieser Stunde!

Es schien ihr alles Lug und Trug, — ihre ganze Kraft! — Sie hatte das Opfer gebracht, — aber sie verblutete daran . . . sie fühlte es! . . .

Das Schweigen der schlummernden Welt wurde immer tiefer und tiefer. — Und doch zog es wie ein leises, heimliches Raunen durch diese tiefe Stille. Auch die Nacht hat ihre Stimme. Aber Lenke hörte sie nicht.

Ein verspäteter, verirrter Falter, der sich an süßen Baumblüthen trunken gesogen haben mochte, streifte flatternd ihren Scheitel. Müde erhob sie den Kopf. Drüben, auf ihrem Hügel stand die Matthiaskirche schneeweiß im Mondlicht und wie von einem geisterhaften Hauche umwoben, der dem vertrauten Bilde etwas Fremdartiges, Geheimnißvolles verlieh. Lenke's Blick blieb darauf haften. Mit den Händen das Fensterkreuz umfassend, schaute sie lange nach dem herrlichen Bauwerk, an dem alles und jedes, jede Einzelheit und das Ganze, von einem einzigen, zur Höhe strebenden Zuge wie beseelt erscheint:

Empor!

Je unverwandter Lenke hinüberblickte, desto mehr schien es ihr, als ob zwischen den schimmernden Zacken und Spitzen, bald hier, bald dort, Geysa's Antlitz auftauchte, — heiter und lachend, dann gedrückt und verzweifelt, und dann wieder heiter, — das Antlitz, das ihr durch drei Jahre so vertraut geworden war, das Antlitz des einzigen Mannes, den sie geliebt hatte. Es war wie eine Vision, und sie konnte die Augen nicht abwenden. Zuletzt schaute sie mit Anstrengung darauf hin, — aber es half nichts. Das Bild verdämmerte. Die Contouren verschwammen, es erblaßte; hie und da zeigte sich noch eine Spur, dann verschwand auch die letzte hinter der Kirche, sie sah es nicht mehr . . . .

Nur die Kirche stand da, — schweigend, groß, — mit diesem machtvollen, mitreißenden Zuge nach Oben.

Um wen weinte Lenke?

Um einen Fremden.

Was zu einander gehört, das scheidet sich nie auf ewig, nicht einmal durch den eigenen Willen.

Was sich scheidet — innerlich, das hat nun und nimmer zu einander gehört.

Vielleicht wußte Lenke's unbewußtes Wesen besser Bescheid als ihr bewußtes. Hatte sie darum vor allem von dem Mutterglücke geträumt? Wenn zwei Menschen sich finden, die in Wahrheit zu einander gehören, dann tritt vor der Seligkeit ihrer Vereinigung alles andere zurück, selbst die Mutterschaft.

Geysa's Natur wies ihn zu Mariska, wenn er auch mehr werth war als sie, nicht zu Lenke; und sie wies ihn auf die breite, staubige, aber bequeme Fahrstraße, auf der er mit ihr dahinrollen konnte, nicht zu dem thaufrischen, aber mühsamen Gebirgspfad an Lenke's Hand, für den seine Kräfte nicht ausreichten. Er war nur dem Zuge der Wahrheit gefolgt. Lenke hatte dies dunkel gefühlt und ihn deshalb nicht verdammt. Was ihn zu ihr führte, war ein Irrthum, wie er tausend-

mal vorkommt im Leben. Als sie das damals aussprach, — um eine Formel für die Trennung zu finden, — glaubte sie selbst noch nicht daran. Aber die Ehe mit ihm würde ihr die Erkenntniß gebracht haben. Nicht plötzlich vielleicht, nicht jäh, — aber bei tausend kleinen Gelegenheiten, und vor allem im rauhen Kampfe des Daseins. Die Stunde wäre unausbleiblich gekommen, in der sie sich entwerthet gefühlt hätte, in dem Bewußtsein, daß sie sich einem Manne zu eigen gegeben, dessen innerstes Wesen ihrem innersten Wesen nicht verwandt war, und daß er nun Herr sei über sie, und sie sich ihm nicht entziehen könne.

Jetzt war sie frei und gehörte sich.

O ja: das volle Menschenglück ist nur dort, wo zwei eins sind, — und es ist ein Glück über alle Beschreibung. Aber an Geysa's Seite konnte Lenke es niemals finden. Auch wenn ihr Lebenstraum sich erfüllt hätte, — dieses echte, wahre, höchste Glück, es wäre ihr nicht zu Theil geworden, wie es den allerwenigsten Sterblichen zu Theil wird. — Um was trauerte sie?

Wie oft geschieht es im Leben, daß die zwei Menschenhälften, die ein Ganzes bilden, zusammentreffen und sich verbinden dürfen? Warum es so ist? — Wer vermag es zu sagen! — Aber wie oft geschieht es? Die großen Loose der irdischen Lotterie können immer nur einigen Wenigen zufallen, — die anderen alle ziehen Nieten, — in dieser oder jener Form: aber doch Nieten. Es bleibt ihnen nichts übrig, als aus der Niete durch eigene Kraft etwas zu machen, und wenn sie nur selbst etwas sind, so gelingt dies auch. —

Das Wesen, das in Wahrheit zu ihrem Wesen gehörte, das allein ihr das höchste Glück geben könnte, und für das sie das höchste Glück wäre, — ein Glück über alles: wo mochte es weilen? — In diesem Dasein würde sie ihm nicht mehr begegnen — vielleicht in einem anderen! . . . .

Noch immer kniete Lenke im Mondlicht und blickte nach der schimmernden, leuchtenden Kirche. Ein tiefes, stummes Dankgefühl bewegte ihre Seele wie ein Gebet: ihre Sehnsucht war von ihr genommen, ihr Leid war von ihr genommen, — es war Friede in ihr.

Nachdruck verboten.

Mein Freund Gerhard.

Novellette von Reinhold Gehlhar in Berlin.

Ich habe mich auf mein Zimmer zurückgezogen, um meine Correspondenz zu erledigen. Aber die Feder will nicht von der Stelle. Mein Freund, in dessen gastlichem Hause ich weile, ist heute so seltsam, so heimlich, — unheimlich erregt, — und Unruhe steckt an. Ob es noch immer die alte Geschichte ist, die ihm zu schaffen macht? Sicher.

Ich stehe auf und sehe zum Fenster hinaus. Die Sonne steht schon tief am Himmel, sie legt ihre Strahlen wagrecht über die weiten Felder und webt ein goldiges, schwebendes Netz über die im Frühlingsodem dampfende Brache und über die nebligen Wiesen. Eine rothe Linie umrandet den Dachfirst des gräflichen Schlosses, das über die alten dunklen Bäume des Parkes hinaussieht, und dort auf dem hohen Thurmfensterchen der Kapelle, deren Umrisse durch den leichten Laubschleier des Grüns hindurchschimmern, glüht ein rothes Licht.

Dort, in jener Kapelle, habe ich beide zum ersten Mal zusammengesehen. Wirklich, es sind schon fünf Jahre her. Ich wollte nach dem Winterqualm der Großstadt mir einmal wieder die Lungen recht voll athmen mit reiner, frischer Frühlingsluft, da gedachte ich meines liebsten Studienfreundes. Ich wußte, Raum hatte er genug in seinem großen Pfarrhause, das er nur mit seiner lieben, guten Mutter allein bewohnte. Ein Brief, — eine umgehende Antwort, dann war ich da.

Er war ganz der Alte geblieben: ein gut Theil ernster wohl, — und den kecken Schnurrbart hatte er verloren, — aber doch der liebe Junge von früher, von tadelloser Sicherheit und Reinheit des Empfindens und Wollens. Und dazu die alte harmlose Fröhlichkeit, — gar manchmal haben wir zusammengesessen, und Hochehrwürden und ich, wir haben „corpsgesimpelt" wie nur je zwei üppige Füchslein. Seitdem habe ich in jedem Frühling mehrere Wochen bei ihm zugebracht, das alte Pfarrhaus mit den beiden schattigen Linden vor der Thüre, mit den dämmernden, gemüthlichen Räumen ist mir lieb und werth geworden. Und hinter dem Hause, in dem Garten mit den Nußbaumgängen und Fliederlauben feiere ich das Frühlings-Ankunftsfest nun schon das fünfte Mal.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Also vor fünf Jahren. — Kaum war ich eine Stunde Gast dieses Hauses, als sich mein Freund entschuldigte.

„Die Pflicht ruft, — ich muß zum Schloß. Ich gebe nämlich der Tochter des Grafen privaten Konfirmations-Unterricht. In einigen Wochen ist ihre Einsegnung."

Die Zeit wurde mir in Gesellschaft seiner Mutter, die mich mit geheimem und gerechtem Stolz durch das Haus, durch die Wirthschaft und den Garten führte, nicht lang.

Da war er auch schon wieder zurück.

Wir saßen beim Thee. Gerhard, so heißt mein Freund, war seltsam still. Ein eigenartiges Empfinden schien in ihm nachzuzittern, in seinen Augen flimmerte es, während er nachdenklich in seine Tasse blickte und mit dem Löffel spielte.

„Ein wunderbares Mädchen," sagte er plötzlich, „die Seele so weich und reich, so voll und rein austönend. Eine Menschenblüthe, so edel und köstlich — —"

„Daß der Herr Gärtner sie am liebsten für sich selber aufziehen und in seinen Pfarrgarten versetzen möchte," warf ich mit leichtem Spott ein.

Ein Zug des Erschreckens glitt über sein Gesicht. Er schüttelte mit langsamer Bewegung den Kopf.

„Ein Geistlicher begegnet in seinem Beruf nur zu oft der Verstocktheit und Stumpfheit," antwortete er, „darum ist es eine wahre Herzensfreude, in eine junge, feinfühlige Menschenseele hineinlegen zu können, was man selbst als höchstes Leben im Herzen trägt, die ewigen großen Gottesgedanken. Es ist ein köstliches Geben, aber ein noch reicheres Empfangen. Das Wort, in eine verständnißoffene, rein gestimmte Seele hineingesprochen, kommt als Doppelklang in das eigene Herz zurück, — ein geheimnißvolles Wechselleben. Die Stunden des letzten Jahres, in denen ich dem Kinde des Grafen Unterricht ertheilen durfte, gehören zu den köstlichsten meines Berufslebens."

Er schwieg, in sein sonst etwas bleiches Gesicht waren rothe Flecken der Erregung getreten.

„Wie alt ist denn dieses Wunderkind?" fragte ich.

„In einigen Monaten wird Comtesse Dorothea siebenzehn Jahre."

Jedenfalls ein ziemlich ausgewachsenes Kind, — schwebte mir auf den Lippen zu sagen. Aber der leichte Spott wollte nicht recht heraus. Ich weiß nicht, wie es kam — ich war, fast wider Willen, ernst geworden.

„Du schwärmst," sagte ich, ich meinte es als leise Warnung, — „du schwärmst wie nur jemals als feuriger Corpsbursche."

„Es ist ein anderes Feuer," sagte er mit stillem, fast wehmüthigem Lächeln.

Seine hellen, ruhigen Augen, unter deren Blick man den Eindruck hatte, bis ins Innerste durchschaut zu sein, sahen mich voll und ehrlich an. Ich glaubte ihm, in ihm war nie ein Falsch. Bis zur Rücksichtslosigkeit gegen sich pflegte er in sich wahr und klar zu sein.

Und doch, — sollte er sich nicht hier, wider Wissen und Willen, in eine Selbsttäuschung künstlich hineingearbeitet haben?

Unwillkürlich blickte ich ihn beobachtend, prüfend an.

Freilich, auf dieser hohen, reinen Stirn lag der stille Adel des Gedankens, des Ideals, — aber dieser volle, sinnliche Mund, dieses energische Kinn, diese breite Brust, — er war doch auch ein Mann mit vollschlagenden Pulsen, mit verlangenden Sinnen.

Wird Gerhard immer nur im Pastorrock mit dieser jungen Dame verkehren?

Die Tochter des vornehmen, reichen Hauses und ein simpler Landpastor, — ich glaubte, eine Fluth von äußeren Verwicklungen und innern Kämpfen über meinen Freund hereinbrechen zu sehen.

Doch mochte es sein, — mein Freund war Manns genug zu kämpfen, war Manns genug zu siegen oder zu entsagen.

Ich dachte nicht weiter daran.

Der Tag der Einsegnung war da. Ich, als des Pastors Freund und Gast, war zu der Feier in der Kapelle geladen. Gerhard war in einer heimlichen Aufregung, als sollte er seine erste Predigt halten.

Die Kapelle ist ein winzig kleines Kirchlein mitten im Park. Im siebenzehnten Jahrhundert hatte ein Edelfräulein sie erbaut, um, wie man erzählt, eine unglückliche Liebe darin zur Ruhe zu beten. Das Bildniß dieser Dame hängt in einer Nische der Kapelle. Seitdem haben hier alle kirchlichen Familienfeste ihre Weihe empfangen, auch dann noch, als das Dorf eine Kirche erhielt.

Es war nur eine kleine Versammlung, die sich heute hier zusammenfand, — der Graf, schon in seiner äußeren, vornehmen Erscheinung der stolze Aristokrat; seine Gattin, eine behaglich rundliche Dame mit gemüthlichem, rosigem Gesicht, mehrere Verwandte und die nächsten Nachbarn, meist Namen von Rang und Klang.

Ich sah Comtesse Dorothea zum ersten Mal, bei meinem ersten Besuch war sie unsichtbar. Jetzt fuhr es mir, als ich sie sah, wie ein Schreck bis in das Herz, — ein Schreck um meinen Freund —: die junge Dame war von überraschender Schönheit. Die wunderbar fein und rein geformten Züge erinnerten mich an eine Holbein'sche Madonna. Eine goldhelle Fluth leicht gewellten Haares umrandete die Umrisse des Kopfes wie ein Heiligenschein. Aus den dunklen Augen blickte ein sinnender Ernst, der fast zu gehalten war für so viel Jugend, Schönheit und Glück. Unwillkürlich wandte ich mich dem Bilde der Ahnfrau in der Nische zu, — ich hatte es vorhin schon betrachtet, — aus dem verblichenen Gesicht blickten dieselben dunklen schwermüthigen Augen.

Die letzten Töne der kleinen Orgel schwebten hinsterbend durch den dämmrigen Raum, Gerhard begann zu sprechen.

Er sprach, wie er war, — gerade fast bis zur Steifheit, klar fast bis zur Nüchternheit, doch man spürte jedem Wort warm pulsirendes Leben ab. Jedes Wort war ein Träger seiner Persönlichkeit, — schlicht, wahr, warm. Heute wollte es mir scheinen, als ob trotz seiner sicheren Ruhe ein Ton innerer, vertiefter Auffassung in seinen Worten mitschwang.

Wie ich die beiden, — den Pastor in seiner schwarzen Amtstracht und die junge Dame in ihrem blüthenweißen Kleide, — wie ich diese hohen, schlanken Gestalten einander gegenüber sah, wie sich ihre Augen, die hellen des Mannes und die dunklen des Mädchens, an einander hefteten, da kam mir unwillkürlich der Gedanke, daß diese beiden Menschen für einander geschaffen sind. Und obwohl dieser Gedanke nicht in die ernste Bedeutung dieser Stunde hineinpaßte, so beherrschte er mich doch völlig. Ja, als nun das junge Mädchen niederkniete, als er, sich zu ihr herabbeugend, seine Hände auf ihren Scheitel legte und mit leis vibrirender Stimme den Segen sprach, da verstärkte sich trotz alles Ankämpfens jener Gedanke so sehr in mir, daß es mir schien, als ob in diesem Augenblick nicht nur ein Himmelsbund, sondern auch ein menschlicher Herzensbund seine Weihe empfinge.

Jetzt fand das Sonnenlicht einen Weg in das träumende Halbdunkel des Raumes. Die Lichtwellen flutheten über die Teppiche, daß ihre Farben im satten Glanz leuchteten, — umflutheten die helle Mädchengestalt wie Wogen sonnigen Glückes.

Ein Lichthauch glitt wie Geisterhand auch über das Bild in der Ecke, doch das dunkle Auge der Ahnfrau schien nur noch ernster auf das jüngste Kind ihres Geschlechtes herniederzusehen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Jahr später. Im gräflichen Schloß war große Gesellschaft. Verwandte waren zum Besuch, unter ihnen ein Neffe der Gräfin, ein Baron S., ein junger, flotter Offizier, der schon öfter Gast seiner Verwandten gewesen war. Er hatte die Comtesse zu Tisch geführt und ihr in unzweideutiger Weise den Hof gemacht.

Nach dem Diner schwärmte die Gesellschaft in den Park aus. Erst als sich die Schatten des Abends in die Gänge und Gründe senkten, fand man sich wieder in den glänzenden Räumen des Hauses zusammen.

Ich sah mich nach Gerhard um, er war nicht zu finden. Auch die Comtesse vermochte ich nirgends zu entdecken.

Um nach ihnen auszuspähen, trat ich noch einmal in die Halle hinaus und blickte in den Garten. Ein fast sinnbetäubender Frühlingsbrodem lastete feuchtwarm auf der Erde.

Aus dem Dunkel eines Laubganges lösten sich zwei Gestalten, Gerhard war es und die Comtesse. Ich ging ihnen entgegen, meine Anrede fand eine zerstreute, einsilbige Antwort. Beide waren seltsam still, eine mächtige Erregung schien in ihnen nachzuzittern und wich jetzt mehr und mehr einer friedlichen Weihe.

Ich glaubte zu wissen: es war geschehen, ihre Herzen hatten sich gefunden. — Armer, glücklicher Freund, dachte ich. —

In dem Gewühl der Gesellschaft benutzte ich eine Gelegenheit, ihm, einem plötzlichen Impuls folgend, leise die Hand zu drücken. Er sah mich mit stummem Staunen an.

Die Gastgeber, auch die Comtesse, waren auf einmal verschwunden. Ein geheimnißvolles Wispern und Flüstern ging durch die Gesellschaft, man steckte die Köpfe zusammen und raunte sich etwas zu.

Und jetzt erschien die Comtesse in der Thür, sie hatte ihren Arm in den des Barons S. gelegt. Hinter ihnen erschien das gräfliche Ehepaar.

Eine erwartungsvolle Stille war plötzlich entstanden. Und jetzt trat der Graf vor.

„Meine Herrschaften, ich gebe mir die Ehre, Sie von der soeben erfolgten Verlobung meiner Tochter mit Baron S. in Kenntniß zu setzen."

Ich war wie betäubt; — wie im Traume sah ich um mich herum ein Drängen, ein Hin- und Herfluthen, ein Gratuliren und Händeschütteln ohne Ende. Mit kaum verhehlter Angst suchte mein Blick Gerhard, — eben beugte er sich in tadelloser Ruhe und Sicherheit über die Hand der Gräfin. Ich athmete erleichtert auf.

Comtesse Dorothea nahm die Glückwünsche mit stillem, etwas maskenartigem Lächeln auf.

Es war schon spät, als wir nach Hause gingen.

Ein milchiger dicker Nebel ballte sich um uns athembeklemmend zusammen, ich sah meines Freundes Gestalt neben mir nur in zerfließenden Umrissen.

„Ich war heute Brautwerber," sagte er schlicht.

„Du? — —"

„Ja. Baron S. hat schon lange um ihre Hand geworben. Die Eltern wünschten die Verbindung aus einer Zahl schwerwiegender Gründe. Sie liebt ihn nicht, bis heute Abend hatte sie sich Bedenkzeit ausgebeten. Im Garten fragte sie mich, ihren Seelsorger, um Rath."

Er schwieg eine Weile und ging neben mir, als habe er mich vergessen.

„Und du?" erinnerte ich.

„Ich fragte sie nach dem vierten Gebot."

Er sprach so ruhig, als handelte es sich für ihn um die gleichgültigste Sache. Wieder versank er in Schweigen.

„Sie wird es schwer haben," sagte er dann plötzlich.

Ich hatte das Gefühl, als habe er sagen wollen: sie wird es schwerer haben als ich. — — —

Ein Jahr später war ich auf dem Schloß Hochzeitsgast. Gerhard war vor der Trauung in einer so mächtigen Aufregung, obgleich er sie mit aller Energie seines starken Willens zu verbergen und niederzukämpfen sich bemühte, — daß ich um seine Traurede Angst hatte. Aber er sprach ruhig und herzlich wie immer. Und als er beim Diner die Toaste auf das junge Paar ausbrachte, sprach er so launig und heiter, so hell und frisch, daß ich wie aus befreitem Herzen aufathmete und alle Kämpfe, in denen ich ihn wähnte, nunmehr nur für Bilder meiner Phantasie hielt.

Wenige Wochen darauf wurde diese meine Sicherheit aber wieder schwankend.

Gerhard, der sich allein zu Hause glaubte, setzte sich an das Klavier. Er präludirte, ungekünstelt wie es seine Art war, aber nicht ohne Kunst. Dann sang er mit seinem schönen Bariton, — es war das Schubert'sche Lied:

„Ich stand in dunklen Träumen
Und starrt' ihr Bildniß an."

Die dunklen, gehaltenen Töne des Liedes schwebten wie Traumeswehen zu mir herüber, eine bange verhaltene Wehmuth zitterte in des Sängers Stimme. Und nun der Schluß:

„Und ach, ich kann es nicht glauben,
Daß ich Dich verloren hab'." —

Ich lauschte gebannt wie in Herzensangst. So ist es doch wahr, — so mit impulsivem Gefühlsausbruch trotz aller Schlichtheit erschütternd, kann nur einer singen, der selbst die Klage um eine verlorene Liebe im Herzen trägt.

Die Jahre gingen hin. Mit jedem neuen Besuch ist mir das Pfarrhaus und der Pfarrherr lieber geworden. Der Umgang mit diesem geraden, treuen Menschen war mir nach einem Winter großstädtischer Geselligkeit stets wie ein Jungbrunnen. Seine stets gleichmäßige, heitere Ruhe, sein immer gleich klares, sicheres Empfinden war für mich ein Labsal, ein Correktiv, an dem ich mich selber immer wieder zurechtfand.

Seine Liebe schien todt. Die junge Frau war manchmal zum Besuch, sie verkehrten wie gute alte Bekannte.

Seit vorigem Jahr aber ging, anfangs allmählich, ihm selbst unbewußt, eine seltsame Veränderung mit Gerhard vor.

Ich fragte nach dem Ergehen der Familie des Barons. Es kostete ihn sichtliche Anstrengung zu antworten.

„Der Baron ist nach B. versetzt, — eine Art Straf-Versetzung für leichtfertiges Leben. Er spielt und trinkt und —" sein Gesicht verzerrte sich, nur mühsam brachte er es heraus, — „und er ist seiner Frau nicht treu."

„Woher weißt Du's?" fragte ich erschreckt.

„Mein Bruder steht in demselben Regiment, und da er weiß — —" Er brach ab. „Er schreibt mir manchmal darüber," setzte er hinzu.

Seitdem bemerkte ich an ihm öfter eine geheime Unruhe, eine Art Nervosität, die dem ruhigen, selbstbewußten Mann sonst fremd gewesen war. Wenn ich ihn prüfend und besorgt ansah, klagte er über Verdrießlichkeiten im Amt.

In einer amerikanischen Mädchenschule: Verbotene nächtliche Schmauserei.
Siehe den Artikel Seite 94.

In einer amerikanischen Mädchenschule: Die Demokratinnen am Wahltage.
Siehe den Artikel Seite 94.

In einer amerikanischen Mädchenschule: Die Republikanerinnen am Wahltage. — Siehe den Artikel Seite 94.

Nun bin ich wieder seit einigen Wochen Gerhard's Gast. Er macht mir ernstliche Sorge; sein Wesen ist unstät, als lebe er in einer geheimen Angst.

„Sie ist hier," sagte er, ohne daß ich fragte, in nervöser Hast. „Wahrscheinlich für immer, — sie wollen sich trennen."

Diese Wochen brachten unausgesetzt Pein und Peinlichkeiten. Gerhard leidet schwer. Er ist ständig in einer fieberhaften Erregung, schwankend zwischen selbstquälerischem Grübeln und erzwungener, lauter Gesprächigkeit, zwischen heftiger Ungeduld nnd mürrischer Schlafsheit, — Launen, die ihm früher fremd waren. Ich kenne ihn nicht mehr wieder.

Vor vierzehn Tagen, beim Gottesdienst, sah ich die Baronin. Ein Zug von Gleichgültigkeit und Müdigkeit prägte sich auf dem schönen Gesicht aus.

Gerhard sprach über den Text aus der Passionsgeschichte: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet, denn der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach."

Es war erschütternd, — so habe ich meinen Gerhard noch nie sprechen hören, diese Gewalt habe ich ihm nie zugetraut. Freilich, — er predigte, was er lebte, jetzt gerade lebte. Stand er doch selbst in dem quälenden Kampf, des Fleisches Wünsche und Triebe niederzuringen, ob das Herz auch darüber verblute.

Die Baronin war bleich bis an die Lippen. Sie blickte unverwandt in den Schoß, als fürchte sie, daß das Auge verrathen würde, was doch Geheimniß bleiben müsse. — —

Gerhard meidet das Schloß, er flieht alle Gelegenheiten, wo er denken kann, die Baronin zu treffen. Ich spüre es ihm ab, daß er einen schweren Verzweiflungskampf gegen seine Liebe kämpft und merke doch, daß diese Liebe lange Jahre zurückgedrängt und niedergehalten, jetzt mit sieghafter Macht durchbricht, allen Willenszwang, alle Vernunftgründe niedertretend.

Das Unglück der Baronin, an dem er sich wohl indirect Schuld giebt, hat seine Liebe aus ihrer künstlichen Betäubung zu schmerzlichem Bewußtsein wachgerüttelt.

Ich leide mit meinem Freunde und lebe in der ständigen Angst vor irgend einer Katastrophe.

Und seit gestern scheint eine solche näher gerückt zu sein, vielleicht unmittelbar bevorzustehen.

Wir sahen zusammen die Postsachen durch. Während der Lectüre eines Briefes wurde er plötzlich bleich wie der Tod, er mußte sich halten, um nicht zu schwanken. Dann schloß er sich in sein Zimmer ein und ließ sich für den Tag entschuldigen, er habe zu arbeiten.

Ich hörte seine gleichmäßigen Schritte, wie er stundenlang das Zimmer durchmaß. Gegen Abend ging er fort. „Auf das Schloß," hinterließ er. Wochenlang war er nicht dort gewesen, — heute dieser plötzliche Besuch? Ich ahnte irgend eine Entscheidung.

Mehrere Stunden später kam eine Frau, die den Herrn Pastor sehr dringend amtlich zu sprechen hatte. Wir schickten zum Schloß und erhielten die Nachricht, daß er seit zwei Stunden schon die Herrschaften verlassen hätte.

Wo war Gerhard geblieben? Eine quälende Unruhe stieg in mir auf.

Es wurde spät, — er kam nicht. Ich eilte in das Dorf, — keiner wußte Bescheid. Eine alte Frau wollte ihn im Walde gesehen haben.

Vielleicht ist er von der Straße weg zu einem Kranken gebeten worden. Die Mutter beruhigte sich damit, ist es doch schon manchmal so gewesen. Mich aber quälte eine geheime Angst.

Ich lag bereits zu Bett, als ich ihn kommen hörte. Wie den Tag über durchmaß er mit ruhelosen Schritten das Zimmer.

Aber er war ja wieder da, ich beruhigte mich und schlief ein. Gegen Morgen wachte ich auf, es war vier Uhr, — noch immer hörte ich seine gleichmäßigen Schritte.

Des Morgens erkannte ich ihn kaum wieder, sein Gesicht war erdfahl und wie im Folterschmerz verzerrt. Er sprach kein Wort, ich wollte auf ihn einreden, — er wehrte mit der Hand ab und versuchte zu lächeln, — es war ein halb irres Lächeln, das seine Mundwinkel verzog.

Man sah es ihm an, wie er sich zum Denken und Sprechen quälen mußte.

Den Tag über blieb er wieder allein. Jeder Versuch, zu ihm zu dringen, war vergebens.

Was war geschehen? Was wird noch geschehen?

Es ist dunkel geworden. Wolkenfetzen hängen am Himmel. Vereinzelte blasse Sterne werfen ein spukhaft zitterndes Licht auf den Dorfweg.

Ich will wieder in das Wohnzimmer. Da geht die Hausthür. Schwer, wie geschleudert, fällt sie wieder in das Schloß.

Jetzt aus Gerhard's Zimmer ein lautes Stimmengewirr, — seine Stimme und die eines anderen Mannes.

Ich lausche gespannt. Mein Herz krampft sich in einer ungewissen Angst zusammen, als geschehe jetzt etwas Fürchterliches.

Jetzt geht wieder die Hausthür. Ich öffne das Fenster und spähe hinaus. Ein Mann tritt auf die Straße, der Diener ist's vom Schloß.

„Friedrich!" rufe ich an. Er tritt zum Fenster, sein Gesicht ist verstört, die alten Augen weinen.

„O, Herr Doctor, das Unglück! Der Herr Baron ist todt, — im Duell erschossen! Eben kam die Depesche. Die alte Gnädige liegt in Ohnmacht, und die junge Gnädige sitzt da, als wär' hier oben" er zeigt nach der Stirn, — „etwas gerissen! Der Herr Pastor möcht' nur schnell kommen!"

Des alten Mannes graues Haupt wankt hin und her.

Ich schließe das Fenster. Wohl ist die plötzliche Nachricht erschütternd, aber ich athme doch wie erleichtert auf, — ich hatte Schlimmeres gefürchtet. An dem Leben des Erschossenen war nicht viel daran, sage ich mir, es stand nur besseren Menschen im Wege zu ihrem Glück.

Ich habe das Gefühl, als dürfe ich meinem Freunde zu dieser Nachricht Glück wünschen. Mit diesem Empfinden trete ich zu ihm ein.

Ich bin einigermaßen verblüfft, Gerhard vor mir zu sehen in seiner souveränen Ruhe, die früher ihm eigen war, — hat die Nachricht diese Wandlung hervorgebracht?

„Ich weiß alles," sage ich.

Er sieht mich mit seltsam zuckendem Blick an.

„Du weißt nichts, aber Du sollst alles erfahren", entgegnet er. Seine Stimme klingt ruhig, aber eigenthümlich hart.

Ich setze mich, begierig auf seine Erklärung, er bleibt leicht an den Schreibtisch gelehnt stehen.

„Ich weiß seit gestern früh," beginnt er mit sonderbar gleichgültiger Stimme, „daß dieses Duell stattfinden wird. Mein Bruder schrieb es mir. Es waren die denkbar schwersten Bedingungen. Der Gegner des Barons, ein ausgezeichneter Pistolenschütze, schwer gekränkt, hatte sich vorgenommen, den Baron zu tödten. Ich sollte die Baronin sofort nach B. zurückschicken. Sie würde nicht ohne Einfluß auf eine eventuelle Versöhnung sein, da sie mit der Frau des Gegners sehr intim befreundet sei. Und wenn eine solche nicht zu stande käme, so würde sie sich den Vorwurf ersparen können, in der Sterbestunde des Mannes, der doch immerhin ihr Gatte ist, unversöhnt in der Ferne geweilt zu haben. — Ich wußte seit gestern, was der heutige Tag bringen würde. Gestern aber packte mich der Teufel, ich entdeckte mich auf dem Gedanken, den Tod jenes Mannes zu wünschen. Und immer heißer quoll dieses Verlangen an. Ich kämpfte schwer und — siegte. Ich ging zur Baronin, mich meines schweren Auftrags zu entledigen."

Er schwieg eine Weile, als müsse er Kraft sammeln. Seine Ruhe kommt mir auf einmal unheimlich vor, auf seinem Gesicht liegt die Starrheit einer Todtenmaske, ich empfinde etwas wie kaltes Grauen.

„Ich traf sie allein," fährt er unnatürlich gleichgültig fort. „Wir saßen einander gegenüber wie so oft, und wie oft haben wir es verstanden, uns ruhig zu unterhalten, als kennten wir uns kaum! Und gestern, gerade gestern mußte es geschehen! Sie spricht sich aus zu mir, sie schüttet mir ihr Herz aus. All der Jammer der letzten Jahre, das Elend eines gequälten

In einer amerikanischen Mädchenschule: „Die Enthaltsamen" am Wahltage. — Siehe den Artikel Seite 94.

Gräberstätte zu Blidah. Nach dem Gemälde von P. Reiffenstein in Weimar. — Siehe Seite 96.

Herzens an der Seite eines ungeliebten, lasterhaften und zuletzt verächtlichen Menschen deckt sie mir auf und aus jedem Wort, das sie zu mir spricht, fühl' ich, spür' ich eins heraus, — daß sie mich liebt, schon seit Jahren liebt! Wie ein Rausch steigt es mir aus dem Herzen zum Hirn. Als erbärmlicher Mummenschanz, den ich mit mir selbst getrieben, erscheinen mir auf einmal fünf Jahre ehrlichen Kampfes. Es drängt mich mit quälender Gewalt, vor ihr niederzusinken, ihre Hand zu küssen, ihren Mund zu küssen, — — ich thue es nicht. Krampfhaft klammere ich mich an den Auftrag, den ich habe, und der uns trennen muß. Ich will sprechen, aber kein Wort kommt aus meiner Kehle. Ich weiß und sag' es mir immer von neuem: von meinen Worten hängt vielleicht das Leben eines Menschen, gewiß aber die Versöhnung eines dem Tode Geweihten ab, — und doch schweige ich. Wieder steigt ein wahnwitziges, heißes Verlangen nach dem Tode jenes anderen in mir auf, — soll ich das geliebte Weib jetzt, wo ich meine Liebe erwidert weiß, jetzt, wo sie mein werden kann, soll ich es zum zweiten Mal jenem anderen opfern? — Nein, nein, nein! schreit jeder Nerv in mir. Ich bin keines Urtheils mehr fähig, meiner Sinne kaum mehr mächtig, blutroth flimmert es vor meinen Augen. — Dort auf dem Kaminsims steht die Uhr, es ist halb fünf. Um sieben geht der Zug, ein und eine halbe Stunde braucht der Wagen mit guten Pferden bis zur Bahn. Jetzt muß ich es sagen, — doch ich schweige. Ich halte ihre Hand und sehe sie an, — was sie gesprochen, was wir gesprochen, weiß ich nicht mehr. Mit fürchterlicher Spannung verfolge ich den Zeiger, — zehn Minuten, fünf Minuten vor fünf, — ich schweige. Eine teuflische Freude regt sich in mir. Fünf Uhr, — fieberheiß steigt es in mein Hirn, — ein viertel auf sechs, ich habe das Gefühl, als ob ich aufschreien muß, und doch schweig' ich, — halb sechs, jetzt müßte sie an der Biegung zur Chaussee sein, es würgt an meiner Kehle, — dreiviertel sechs, jetzt schaffen es auch die schnellsten Pferde nicht mehr, — und da, jetzt kommt der lang verhaltene Schrei aus meiner Brust, ich verliere die Herrschaft über meine Sinne, — Qual, Angst, Liebe fluthen in eins, — ich weiß nicht mehr, was ich thue, — ich halte das geliebte Weib, — eines anderen Weib! — in meinen Armen, ich küsse ihren Mund und fühle ihre Küsse, — wir lachen, wir weinen, — und dann kommt mir plötzlich das Bewußtsein dessen, was ich gethan. Ich reiße mich los, ich stürze hinaus wie von Furien gehetzt, — wie ein Dieb, — ein Mörder."

Er schweigt. Nur seine stockenden Athemzüge verrathen seine Erregung. Diese unheimliche Ruhe weht mich an wie Grabesluft.

„Ueber die nächsten Stunden weiß ich nichts, ich war wohl dem Wahnsinn nahe. Später lief ich zur Poststation und depeschirte an meinen Bruder: Duell auf jeden Fall hintertreiben! Es war umsonst, die heutige Nachricht beweist es. Ich fürchtete, die Qual der letzten vierundzwanzig Stunden würde meinen Geist zerstören. Jetzt bin ich ruhig, die Entscheidung ist gefallen. Ich weiß, wie's kommen muß, ich habe mein Glück mit eigener Hand zerstört, eine schwache Minute vernichtete die Frucht eines fünf Jahre langen Kampfes. Sie hätte mein werden können, — jetzt trennt uns der Schatten jenes Mannes und eigene Schuld. Ich habe kein Anrecht mehr auf dieses Glück; es ist vorüber, — Gott gebe ihrem Herzen Ruhe und meinem Sühne."

Ich stehe auf und trete zu ihm.

„Nein, rede mir nichts," sagte er gelassen. „Denke Dir die Sache vor unserem Ehrengericht. Und hier, in meinem Herzen, habe ich eins, das unerbittlich zu urtheilen weiß ... Entschuldige mich, — ich muß gehen, die Pflicht ruft."

Sein Gesicht ist wie erstarrt, er nickt mir gleichmüthig zu, mit festen langen Schritten geht er hinaus.

Ich blicke ihm durch das Fenster nach. Jetzt in dem Licht, das aus dem Bauernhause dort dringt, sehe ich noch einmal deutlich seine hohe schlanke Gestalt.

Er geht wie immer, stolz und aufrecht, sicher und fest, wie ein Sieger in der Schlacht, und doch trägt er eine Todeswunde im Herzen.

Noch lange schaue ich in das Dunkel hinaus, das schweigend auf dem Dorfanger brütet. Da legt sich eine leichte Hand auf meine Schulter. Gerhard's Mutter ist es. Besorgt sucht mein Blick ihr Auge, doch sie blickt ruhig und freundlich wie immer.

„Lassen Sie ihn," sagt sie, „reden Sie nicht mit ihm darüber. Er findet sich am ehesten allein zurecht. Er wird nicht zum zweiten Mal ihr Glück und sein Glück zerstören wollen. Warten wir ab, ich kenne Gerhard's Herz. Die Erschütterung wird ihm heilsam sein, — jetzt wird er einsehen lernen, daß es etwas giebt, das mehr werth ist, als seine harte, grausame Pflicht, — nämlich die Liebe, die des anderen Last trägt, die Liebe, die nimmer aufhöret . . ."

Und in den freundlichen Augen der alten Frau leuchtet es hell und hoffnungsfroh auf.

Nachdruck verboten.

Aus meinen Berufsjahren an einer amerikanischen Mädchenschule.

Von J. J. in San Remo.

Siehe die Abbildungen auf Seite 89 und 92.

Wenn ich an die Zeit meiner Thätigkeit an der amerikanischen Mädchenschule denke, welcher diese flüchtige Skizze gewidmet ist, so ist es mir stets ums Herz wie an jenem ersten Abend, als die wackelige Pensions-Kutsche mich vom Bahnhof abgeholt, durch das verschlafene Dörfchen Godfrey gefahren und am offenen Portal eines prächtigen, hell beleuchteten Gebäudes abgesetzt hatte. Müde und abgespannt von der langen Fahrt von New-York bis an die Grenze des Staates Missouri, ein wenig mißgestimmt darüber, daß meine Person trotz häufigen Waschens von Kopf bis zu Fuß in „Staub gewickelt" erschien, nervös beim Gedanken an all die fremden Gesichter, deren Augen ich schon auf mir ruhen fühlte, — stieg ich die breiten Stufen zum Haupteingang empor, um mit einem Schlag alle Abspannung, alle Mißstimmung, alle Nervosität zu verlieren beim bloßen Klang einer Stimme, welche rief: „Welcome, welcome in Monticello!" Manche Stimmen besitzen eine Zauberkraft, — das frische, fröhliche, metallische „Welcome!" der Vorsteherin von Monticello, Miß H . . . . . klingt mir jetzt noch in den Ohren und macht mir das Herz warm.

Monticello liegt etwa eine Bahnstunde von St. Louis entfernt, mitten in welligem Prairie-Land. Vierzig Acker Landes schließen sich an den eigentlichen Park voll köstlicher Rasenplätze und schattiger Alleen. Ein Wäldchen umschließt den klaren Weiher, der im Winter zur Eisbahn verwandelt wird, Ruhebänke stehen unter hochstämmigen Fichten, in den Geisblattlauben liegen winzige Nester schillernder Kolibris versteckt, wohlgepflegte Fußwege laden zu idyllischen Spaziergängen ein. Der Winter kommt spät und der Frühling so bald und so rasch, daß es nicht schwer wird, an seinen „Zauberstab" zu glauben. Allerdings bringt er auch so manchen Sturm, so manches Ungewitter, welches die Schieferplatten von den malerischen Thürmchen Monticello's weht, und die ältesten Bäume des Parks auseinander bricht.

Zum Glück schließt die Schule, ehe sich die Schattenseiten dieser fast tropischen Natur allzu unangenehm fühlbar machen. Die Hauptarbeitszeit fällt auf die Herbst- und Winter-Saison, von October bis Ende April. Am 24. September kommen neue und alte Schülerinnen aus allen Staaten an; dann werden sie in die verschiedenen Klassen getheilt; ein paar Tage später beginnt der Unterricht, und nach kurzer Zeit weiß die Lehrerin „die Böcke von den Schafen" zu unterscheiden.

Amerikanerinnen zu unterrichten ist keine leichte Aufgabe; das sagte ich mir schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Monticello, als ich von ihnen mit Fragen, wie die folgenden, bestürmt wurde: „Wie lange wird es dauern, bis ich französisch sprechen kann?" „Müssen wir Grammatik auch studiren?" „Wie lang muß ich arbeiten, um das Nöthigste fürs Ausland zu lernen?" Ein eigenes Gefühl überkam mich, als ich zum ersten Mal das Podium meiner Klasse betrat. Da saßen zwischen fünfzehn bis zwanzig sehr hübscher, sehr intelligenter, aber sehr oberflächlicher Mädchen, viele mit dem unentbehrlichen Panama-Fächer in der Hand und der ebenso geliebten Gummistange im Mund. Diese beiden Artikel erklärte ich von der ersten Stunde an für Luxus-Artikel und confiscirte sie (mit verschiedenen Zuckerdüten) bis nach der Stunde. Die Lernbegierigen hatten sich in die ersten Reihen der Bänke gesetzt und hefteten ungeduldige Augen auf mich. Feuer, Enthusiasmus und Intelligenz strahlte aus diesen Augen .... drei große Factoren im Studium, aber ich ahnte, daß es an Ausdauer zu systematischem Lernen fehlen würde, und ich hatte recht. Die Amerikanerin will laufen, ehe sie gehen, schwimmen, ehe sie tauchen, fliegen, ehe sie flattern kann. Das „dash and push", welches ihr Volk so stark kennzeichnet, kommt bei ihr so sehr zum Durchbruch, daß sich die Lehrerin mit unendlicher Geduld und großer Festigkeit bewaffnen muß, will sie zu systematischem Studium anhalten. Dazu muß der Unterricht so interessant wie nur möglich gestaltet werden, damit sich auch die Dummen und Trägen angezogen fühlen. Ich unterrichtete nie länger als eine gute halbe Stunde; ich hielt nie ein Buch in der Hand; ich kam nie zum Unterricht, ohne meinen Stoff so gründlich vorbereitet zu haben, daß ich ihn so frei und ungezwungen behandeln konnte wie irgend ein Conversations-Thema im Salon. Zweimal wöchentlich gab ich eine Grammatikstunde, frei, ohne Buch, in der Sprache, in der ich unterrichtete. Viermal hatten wir Conversations- und Lesestunde. Ich lehrte nach der natürlichen Methode; es war die einzige, mit welcher ich meine Schülerinnen dauernd fesseln konnte. Ich darf sagen, ohne (wie ich hoffe) als eingebildet zu erscheinen, daß wir diese Stunden ungemein genossen. — Da die meisten Mädchen nur Französisch lernten, um von ihren Eltern die Erlaubniß zu einem „trip to Europe" (namentlich Paris) zu erringen, so reiste ich, sobald sie dessen einigermaßen fähig waren, im Geiste nach Frankreich, ließ sie dort ihre Wohnung miethen, Kleider kaufen, Rechnungen bezahlen, Abenteuer durchmachen, Bilder-Galerien besuchen, — kurz, sich amüsiren. Klassisch war diese Art des Unterrichtens nicht; sie stellte all meine alt-hergebrachten Ideen auf den Kopf, aber sie war erfolgreich, und das war die Hauptsache. Nach sechs Monaten sprachen die normal begabten und fleißigen Schülerinnen sehr nett und behandelten auch schriftlich die ihnen gegebenen Themata gut. Ihre Aussprache zu verbessern, war fast eine Sysiphus-Arbeit, denn sowohl das Gehör wie die Zungenfertigkeit waren, was moderne Sprachen betraf, höchst mangelhaft. Die Kartoffel, welche in den Kehlen der Engländerinnen zu stecken scheint, so bald sie Französisch sprechen sollen, war bei den Amerikanerinnen zum Kartoffelkloß geworden; an einem „moi" oder „croix" erstickten sie fast. Mit unserer deutschen Sprache ging's leichter und besser. Viele der Mädchen verkehrten in deutschen Kreisen; auch ähneln sich so viele deutsche und englische Wörter, daß wir von Anfang an ein kleines Lexicon zu leichten Conversationen zusammenstellen konnten; dagegen hielten die fünf Declinationen, vom Teufel zusammengestellt und bis an die Zähne mit „Ausnahmen" bewaffnet, unseren Siegesmarsch gewiß drei Monate lang zurück.

Es gab einige Unterrichtsfächer, die sich großer Popularität erfreuten, während andere von grimmigem Haß verfolgt wurden. Latein war beliebt, obwohl es auch nicht an vielen fehlte, die brummend und ärgerlich die amerikanisch praktische Frage aufwarfen: „What good will it do me?" (Wozu wird mir's nützen?) Musik wurde von neunzig aus hundert mit Lust, Liebe und — großer Oberflächlichkeit betrieben. Tonleitern litten unter allgemeiner Verachtung, dagegen wurden die Walzer von Chopin vom Morgen bis abends gehört; man war nirgends sicher vor ihnen. Klassische Musik war übrigens den meisten unverständlich, dagegen erfreuten sich leicht verständliche Albumblätter und Effect machende Salon-Stücke großer Beliebtheit. Das Banjo, auf dem lustige und klagende Neger-Melodieen gespielt wurden, war das bevorzugte Instrument der Freistunden. Geschichte (namentlich römische), zog wie kein anderes Fach. Eine an Geist und Witz hervorragende Dame verstand es, Geschichts- und Literatur-Stunden zu wahren Festen zu machen. Für Mathematik fanden sich nur wenig Liebhaberinnen, und Astronomie war hauptsächlich deshalb interessant, weil man dabei auf das Dach stieg und sich die Sterne durchs Fernrohr betrachtete. Naturgeschichte bot eine angenehme Aussicht auf Streifereien durch Wald und Flur, aber Grammatik, Geologie, Algebra und Trigonometrie schmeckten den Armen, die sich in ihres Herzens Einfalt diese Fächer zum Studium erwählt, so gut wie etwa eine Dosis Bitterwasser, nüchtern genommen. Es war übrigens erlaubt, ein Studium, in dem man absolut keine Fortschritte machte, nach den ersten Monaten mit einem andern zu vertauschen, das mehr Aussicht auf Auszeichnung bot. Jedes Mädchen war verpflichtet, drei Fächer zu studiren; nebenbei lernten die meisten Musik und Malen; das Atelier war natürlich stets dicht besetzt.

Wir standen sehr früh auf in Monticello; im Winter um ein halb sieben, im Sommer schon um sechs Uhr. Um acht Uhr begann der Unterricht der verschiedenen Klassen, welche die Mädchen mehr ihrer Leistungsfähigkeit, als ihrem Alter nach besetzten. Die meisten von ihnen zählten von sechzehn bis neunzehn Jahren. Um zwölf Uhr wurde zu Mittag gespeist, und um ein halb zwei Uhr saßen wir schon wieder im Schulzimmer. Um halb vier Uhr war aller Unterricht zu Ende. Fröhlich zogen die Mädchen ins Freie, — ohne Begleitung der Lehrerin. Wohnten wir doch auf dem Lande!

Um sechs Uhr wurde zu Abend gegessen, und dann erfolgte eine Erholungsstunde im Tanzsaal, der tagsüber zu Turnübungen diente. Die nicht tanzen konnten oder wollten, statteten sich auf den Zimmern Besuch ab oder quälten irgend eine populäre Lehrerin um eine schöne Geschichte, die gut ausgehen mußte. Dem Tanzvergnügen auf dem Fuße folgte eine sehr schöne Erholungsstunde, während welcher die Lehrerin der Oberklassen interessante Aufsätze aus guten Journalen vorlas. Von acht bis neun Uhr wurden Aufgaben für den folgenden Tag gearbeitet; dann huschte man wohl noch über den Corridor, holte sich einen Krug Wasser, hielt ein kleines Rendez-vous zu Häupten der Treppe oder in einer Fensternische ab, um zehn Uhr aber war das ganze große Gebäude in tiefes Schweigen gehüllt. Zuletzt verlosch auch der Lichtschein in den Zimmern der Vorsteherin, und das Dunkel, in welchem die Schule lag, wurde nur jede halbe Stunde gebrochen, wenn der Nachtwächter mit brennender Laterne durch die verschiedenen Gänge wanderte, um nachzusehen, ob alles in guter Ordnung war. Da kam es denn allerdings ein- oder zweimal im Jahre vor, daß dieser brave Schutzmann mit erschrecktem Gesicht und zitternder Hand an die Thüre der Haushälterin pochte, um ihr mitzutheilen, er habe Lichtschimmer in einem der kleinen Spiel- oder Erholungszimmer gesehen. Und es kam ferner vor, daß die Haushälterin in der Stille der Nacht auf ein Häuflein verwegener junger Damen traf, die sich in einem dieser Zimmer Rendez-vous gegeben, um dort, — o des Verbrechens! — eine Cigarette zu rauchen oder eine von St. Louis eingeschmuggelte Schachtel Bonbons zu essen. Solche Vergehen gegen die Schulordnung und den Gehorsam wurden übrigens von der sonst sehr nachsichtigen Vorsteherin streng bestraft; aber der beißende Sarcasmus, mit welchem diese den jungen Uebelthäterinnen die Thorheit ihres Benehmens klar machte, wurde mehr von ihnen gefürchtet als einige Tage Stuben-Arrest. Trotz der hie und da vorkommenden Insubordinationen brachte sie den ihr anvertrauten Mädchen stets dieselbe Liebe und dasselbe Vertrauen entgegen; sie hatte im großen und ganzen fast nie Ursache, ein solches Verfahren zu bereuen.

Monticello beschäftigte keine männlichen Lehrer, aber viele von den Lehrerinnen hatten einige Jahre auf der Universität zugebracht. Die Lehrerinnen wurden mit jedem Jahr neu engagirt; befriedigten sie nicht, so blieb die Einladung aus, was etwa dasselbe bedeutet, als wenn der chinesische Beamte die seidene Schnur zugeschickt bekommt. Zwar, erhängen braucht sie sich nicht, — aber:

„Johanna geht, — und nimmer kehrt sie wieder."

Hat aber „Johanna" das Glück, Vorsteherin und Schülerinnen zu befriedigen (letztere haben in dieser Sache ein gewichtiges Wort zu sprechen), so kann sie kaum ein behaglicheres, angenehmeres Heim finden als Monticello, denn auch sie genießt fast unumschränkte Freiheit, und (wenn sie es versteht, Mädchenherzen zu gewinnen) fast unbegrenzte Liebe. Denn die jungen Amerikanerinnen des Westens sind sehr impulsiv, und es bedarf nur eines freundlichen Entgegenkommens, um sich binnen kurzer Zeit eine Anzahl jugendlicher Verehrerinnen zu schaffen.

Feste und Vergnügungen waren keineswegs von unserem Schul-Programm verbannt. Da gab's vor allen Dingen (außer den Weihnachts-, Ostern- und Pfingstferien, die die Schülerinnen zu Hause verbrachten) das große Dankfest des 24. Novembers, das in ganz Amerika mit Jubel und Truthahn-Diners en gros gefeiert wird. In Monticello gelangte der Truthahn allerdings nicht zu der hohen Ehrenstufe, die er sonst im Lande einnimmt: erstens, weil die Mädchen wohl wußten, daß dieser erste Truthahn nur der Vorläufer zu all den anderen war, die im Winter allsonntäglich auf den Mittagstisch kamen, zweitens, weil niemand Zeit fand, sich gemüthlich am blühenden Wohlergehen Amerika's zu erfreuen (für dessen bildliche Darstellung man den Truthahn, ohne seine Einwilligung und sehr zu seinem Leidwesen, erkoren), denn am Abend um acht Uhr begann der Maskenball, das Glanzereigniß der Saison. Da mußte noch in geschlossenen Zimmern geschneidert, frisirt und drapirt werden; da wurden geheimnißvolle Zwiegespräche gepflogen, und die Puderbüchse und der Farbentopf wanderten von Zimmer zu Zimmer. Männliche Gäste waren nicht eingeladen, deshalb mußte dieser Fehler (in den Augen der Mädchen fast ein Verbrechen) auf geniale Weise vertuscht werden. So kam es, daß, trotz der Abwesenheit von männlichen Besuchern, jedes Mädchen abends um acht Uhr am Arm eines Galans erschien. Die Busenfreundin hatte sich für den Abend in einen Busenfreund verwandelt und fühlte sich in der Rolle so glücklich, daß sie nach Schluß des Balles mit Seufzen und Wehklagen an den nächsten Morgen dachte, der mit den unterbrochenen Lectionen auch wieder enge Taillen und lange Röcke brachte. Washington's Geburtstag wurde ebenfalls durch ein solennes Diner mit nachfolgendem „freien" Nachmittag gefeiert.

Der sogenannte „Washington-Pudding," welcher dem „father of the country" zu Ehren auf den Tisch kam, erweckte in mir allerdings das Gegentheil von patriotischen Gefühlen, ich erholte mich aber meist von den Folgen dieses vaterländischen Diners durch eine Spazierfahrt in Miß H . . . .'s altmodischer Kutsche, welche vom bereits mittelalterlichen Roß „Grover Cleveland" gezogen wurde. Miß H. war nämlich Demokratin mit Leib und Seele. Mein erstes Schuljahr fiel gerade in die Zeit der Wahlen, und ich sah mit Erstaunen, welch regen, fast leidenschaftlichen Antheil die ganze Schule an den politischen Zuständen und Fragen nahm. Die Hälfte unserer Mädchen waren democrats, die andere Hälfte republicans. Ein paar Farmerstöchter aus dem Dorf, welche theil am Unterricht nahmen, kämpften für die Partei der „prohibitionists," — also Anti-Wein, Anti-Bier, anti- irgend ein Getränk, außer Kaffee und Milch. Da der Tag der Wahlen als Feiertag betrachtet wurde, so kann er wohl einen Platz auf der Vergnügungsliste finden. Schon am Morgen gegen neun Uhr versammelten sich Vorsteherin, Lehrerinnen und Schülerinnen in der Kapelle, um

ihre „Stimmen" für oder gegen Cleveland abzugeben. Zwei große Vasen rechts und links vom Podium nahmen die „Stimmen", resp. die Wahlzettel der jugendlichen Politikerinnen auf. Betrug war unmöglich, denn eine der ältesten Lehrerinnen (ich hatte sie scherzend den „Hohenpriester Monticello's" getauft) stand wie die verkörperte Unbestechlichkeit zwischen den Vasen. Sie auch war es, welche am Abend die Stimmen zählte. Am Nachmittag bildeten Demokraten und Republikaner zwei große Züge, die, reich mit Bannern, Fahnen, hohen Hüten und patriotischen Sprüchen ausgestattet, rechts und links von der Gasanstalt im Hinterhofe aus durch den Park schritten. Kam es zu einem Zusammenstoß der zwei Parteien, so entstand ein weithin tönendes Geschrei.

Die Republikanerinnen riefen mit gellenden Tönen: „Lang' lebe Harrison!" Dabei schwenkten sie ihre Banner und die mit Sprüchen und Versen umwundenen Hüte. Die Demokratinnen übertönten das Geschrei der feindlichen Partei dadurch, daß sie die aus der Küche geraubten Kupfer- und Zinndeckel lärmend aneinander schlugen; auch trug eine der patriotischsten jungen Damen einen lebendigen Hahn, der seinen Gefühlen (welcher Art sie auch waren) durch schrilles Krähen Ausdruck gab. Ganz im Hintergrund der Bäume tauchte das Banner der „Enthaltsamen" auf, deren kleine Zahl und schüchternes Auftreten den Sarkasmus der anderen Parteien hervorrief. Nachdem Lehrerinnen und Schülerinnen sich also eine Stunde lang im Park ausgetollt, erwartete die Patriotinnen ein gutes Abendessen. Allgemeiner Waffenstillstand wurde bis an den nächsten Morgen geschlossen, aber als es sich am anderen Tag herausstellte, daß die Republikanerinnen sieben Stimmen mehr zählten als die Demokratinnen, wurden (um in diplomatischer Weise zu schreiben) „die freundlichen Beziehungen wieder abgebrochen". Denn obwohl unser politischer Kampf in der Schule nur ein Spiel war, so lag doch hinter diesem Spiel ein gewisser Ernst. Alle wußten, daß sie vielleicht früher oder später wirklich und wahrhaftig ihre Stimme für das Wohl und Wehe des Vaterlandes abgeben würden; und so war das Spiel theilweise eine Vorbereitung auf die Zeit, in welcher amerikanische Frauen Hand in Hand mit ihren Vätern, Gatten oder Brüdern ihr „Für oder Wider" niederschreiben werden. Ob das Vaterland dabei profitiren wird, das wollen wir dahingestellt sein lassen. Die Schreiberin dieser Skizze steht außerhalb der sogenannten „Frauenbewegung", sie enthält sich deshalb aller Bemerkungen über diesen Punkt.

Die Arbeitszeit der amerikanischen Schulen dauert acht bis neun Monate. Wie rasch vergehen diese unter geregelter Arbeit und Erholung! Die Schlußfeier (Commencement, wie sie drüben seltsamer Weise genannt wird) kommt schneller, als man es für möglich gehalten; sie findet Anfang Mai oder Anfang Juni statt. Da hat Monticello sein schönstes Kleid angezogen. Büsche und Beete stehen in vollem Schmuck herrlicher Blüthen und Blumen; buntfarbige Vögel fliegen durch die warme Luft; prächtig belaubte Bäume weben ein grünes Dach über den weichen Rasenplätzen. Eine Musik-Kapelle spielt auf einem im Freien errichteten Podium. Scharenweise kommen die Eltern der jungen Mädchen gezogen, welche die schmerzlich entbehrten Lieblinge für den Sommer heim holen, aber auch eine große Zahl theilnehmender Freunde oder neugieriger Bewohner der umliegenden Ortschaften schwärmt im Park umher und betrachtet lächelnd das festliche Treiben. Um neun Uhr morgens beginnt die officielle Feier; da wandeln die jungen Mädchen durch die dichtgedrängten Reihen der Besucher die große Treppe hinab in die festlich geschmückte Kapelle und nehmen, wie am Sonntag Morgen, auf den Stühlen Platz. Ein reizender Anblick, diese weiß gekleideten, jugendlich-anmuthigen Gestalten, diese lebhaft bewegten Gesichter, welche dem Podium zugewandt sind, denn dort sitzen die Schülerinnen der Oberklasse, die ihr Schluß-Examen gemacht haben und die Schule auf immer verlassen. Rechts von ihnen haben die Herren vom Comité und die Festredner Platz genommen; letztere halten etwas allzu hochtönende Ansprachen, von denen keine an das Herz der jungen Mädchen klingt, wie die der Vorsteherin, welche ihnen in einfachen aber packenden Worten und ergreifendem Ernst die Pflichten der Frau ans Herz legt. Emancipation, Politik, Gelehrsamkeit sind aus ihrer Rede verbannt, und das echt Weibliche, das ewig Weibliche tritt so stark in den Vordergrund, daß dem Gegner der Frauenbewegung das Herz im Leibe lacht. Nicht daß die Vorsteherin ihren vorangeschrittenen Ansichten und ihrer tiefen Ueberzeugung von dem großen Berufe der Frau untreu wird, aber mit Recht dringt die geistvolle Dame, welche ihr impulsives, selbstbewußtes und etwas oberflächliches Mädchen-Publicum kennt, auf die Erziehung des Herzens und des Gemüthes, auf die Pflichten der Hausfrau. Sie weiß, daß dies wunde Punkte im amerikanischen Frauenleben sind. — Ein schöner Chorgesang endet die Morgenfeier, welcher das für alle Gäste bereitete Diner folgt. Am Nachmittag aber entführt ein Zug nach dem anderen die Schar der Schülerinnen, und abends um neun Uhr steht Monticello einsam und ruhig im weiten Park. Aber in tausend Familien spricht man über den schönen Festtag, und tausend junge Mädchen erzählen mit dankbarem Herzen von der „Alma Mater", der herrlichen Schule, in der sie, wie vor Jahren ihre Mütter, mit Liebe, Fleiß und Geduld zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen wurden.

Nachdruck verboten.

Die Freuden-Groschen.

Von Karin Gräfin Bussy in Laasow.

Geld ist mir bisher stets als das Prosaischste und Leblosteste auf Erden erschienen, und doch hat mich neulich der Anblick von zwei Fünfmarkstücken und von einigen Zehnpfennig-Nickeln zu Thränen gerührt. Sie lagen in einem kleinen Kasten aus gelbem Holz mit Blechbeschlägen, — Lory's Sparbüchse. Wie gut hatte ich einst diesen kleinen Kasten gekannt, in dem sie so sorgsam ihre Ersparnisse aufhob, nur um sie anderen zu geben. Sie konnte von keiner Bitte hören, keine in der Zeitung lesen, sie konnte nicht anders, sie mußte dem Bittenden etwas geben. Und so kam es, daß Lory im ersten Jahre nach ihrer Rückkehr aus der Pension sich in steter Geldverlegenheit befand. Sie bekam ein reichliches Taschengeld, aber sie langte nie damit. Die Eltern schalten, Lory weinte, aber es erfuhr niemand, wohin das Geld gewandert war. Einmal kam es doch an den Tag, als unsere Mutter die Geduld verlor und genaue Rechenschaft über den Verbleib des Taschengeldes forderte. Und nun sollte Lory die schwere Kunst lernen, ihr Wohlthun ihren Verhältnissen anzupassen. Da las sie in einer Zeitschrift religiösen Inhalts, daß jemand vorschlug, ein jeder solle für eine Freude, die ihm der liebe Gott schenke, welcher Art sie auch sei, ob himmlischen oder irdischen Ursprungs, aus Dankbarkeit einen Groschen den Armen geben, und um ein System in ihre Freigiebigkeit zu bringen, wollte sie dies auch thun. Sie kaufte sich die kleine gelbe Sparbüchse und da ihr junges Leben sehr reich an Freuden aller Art war, so wanderte mancher „Freuden-Groschen" hinein.

Bald aber erkrankte Lory, um nach unsäglichen Schmerzen zu sterben. Der Epheu auf dem Grabe, in dem sie nun seit acht Jahren ruht, ist dicht und grün, und die jungen Frauen unserer Brüder und ihre Kinder wissen nur dem Namen nach, wer sie war. Zuweilen spricht einer unserer Bekannten mit mir von „der seligen Comtesse Lory", mit jenem weichen Ton in der Stimme, mit dem man von den Todten spricht, aber das ist alles, bis auf das Nichtvergessenkönnen unserer Herzen. Und neulich an einem stillen Sonntagnachmittage besah ich mir allerlei alte Sachen, — Andenken an begrabene Menschen und an todte Zeiten, kleine unscheinbare Dinge, deren Werth niemand kennt, als der, dem sie gehören, jene Dinge von denen Owen Meredite so ergreifend sagt: „hard world harm them not, my right to keep them, hath been sorely earn'd." — Da fand ich unter anderen kleinen Heiligthümern die alte Sparbüchse, in die einst Lory's junge schlanke Hände die „Freuden-Groschen" hineinlegten.

In ihrer langen Krankheit hatte ich sie nie mehr bei ihr gesehen. Man sah damals so viel anderes, so viel Herzzerreißendes, Trauriges! Vor meiner Seele steht ihre zarte, hinschwindende Gestalt, ihr abgezehrtes Gesichtchen, mit den großen, blauen Kinderaugen, die uns geduldig ansahen und so angstvoll zu fragen schienen: muß ich denn sterben und ich bin doch noch so jung? — Diese langen bangen Wintermonate voll dunkler Tage und endloser Nächte, voll Schmerz und Kampf, voll Auflehnung und voll Ergebung bis das junge gequälte Herz endlich still stand und der Frieden Gottes auf dem blassen schönen Todtenantlitz leuchtend lag. Und aus jener letzten Zeit des Leidens, in der es uns, die wir sie so lieb hatten, schien, als sei sie für sie nur eine lange düstere Nacht, die sie uns erhellte durch ihre Geduld, in die aber für sie auch nicht ein Freudenstrahl fiel, — da kamen die Freuden-Groschen aus Lory's Sparbüchse, wie ich aus den Notizen ersehe, die sie mit zitternden Buchstaben auf einem Zettel notirte, der neben dem Gelde liegt. Mein Gott, welches waren denn die Freuden, für die sie den Dank hier niedergelegt hatte? Waren es Lichtstrahlen, die Du ihr sandtest, von denen wir nichts wußten? War es etwas von dem, was in keines Menschen Seele je gekommen, was kein Auge gesehen und was kein Ohr gehört, was Du aber denen bereitet hast, die Dich lieben und was ihre Augen schon sehen durften und ihre Ohren schon vernehmen, so nah der ewigen Heimat? Wie geweiht kam mir dies Geld vor, das sie hier zurückgelassen, weil sie nicht mehr die Zeit gehabt hatte es einem anderen zu geben, der auch litt und seufzte wie sie. Das eine der beiden Fünfmarkstücke habe ich jetzt in ihrem Namen einem blinden Kinde gegeben, von dem anderen aber kann ich mich nicht trennen. Immer wenn ich von einer Bitte höre, scheint sie mir noch nicht groß genug, um Lory's letzte Freuden-Groschen dafür hinzugeben, und es wandert an seiner Stelle ein anderes Geldstück in die Welt, das nicht von sterbenden Händen gehalten wurde und das keinen Heiligenschein für mich trägt!

Nachdruck verboten.

Vom vierblättrigen Klee.

Ein Märchen von Elsa Fürstin Cantacuzène in München.

Damals, als der liebe Herrgott alle die Blumen und Blätter erschaffen hatte in den Wiesen und Feldern, da ließ er, — kaum eine Spanne weit von einander, — einen rothen und einen weißen Klee aus dem Boden wachsen. Knospenhaft guckten die Köpfe noch aus den dreitheiligen Blättlein hervor und nickten sich zu. Gar gern wären die beiden näher beisammen gestanden, um sich alles ins Ohr zu flüstern, was sie entzückte von des Sommers aufkeimender Herrlichkeit. Weil sie aber festgewurzelt waren, konnten sie nicht von der Stelle, und es blieb ihnen nichts übrig, als sich nach der Decke zu strecken. Die Decke war für sie der blaue Himmel, der sich über ihnen wölbte. Nach ihm streckten sie also ihre schlanken Stiele, und die laue Luft und das frische Bergwasser ließen sie fröhlich in die Höhe schießen. Waren sie erst einmal recht groß gewachsen, dann wollten sie den Wind zu Hülfe rufen: der würde ihre Köpfchen schon zu einander neigen.

Und so geschah es auch.

O, welch seliges Leben begann da! Plaudern konnten sie nun nach Herzenslust, und die süßesten Düfte hauchten sie sich zu. Der Wind aber trieb ein loses Spiel: als er des Abends einst wieder über die Höhen strich, da beugte er die zwei Kleeköpfchen so dicht zusammen, daß sie wonnig erzitterten und der Rothe es nicht lassen konnte, die kleine weiße Blüthe zu küssen. Die erglühte nun ganz rosig, und der kecke Räuber selber wurde so dunkelroth, als es nur je ein Alpenklee gewesen ist.

Der Wind lief davon. Er hatte über Nacht noch viel zu thun. Doch den nächsten Morgen, da würde er wieder kommen, und wie herrlich sollte es dann werden! Unterdessen zog der Mond herauf und schaute lächelnd in die Träume der beiden Blüthen. Ahnungslos in wonnigem Schlummer merkten sie nicht, wie eine böse große Spinne, voll Gift und Neid, graue Fäden spann und ein Netz daraus webte, fein und fest.

Emsig hatte die graue Hexe im Mondenschein gearbeitet, unhörbar, rastlos, die ganze Nacht. Und als die Morgensonnenstrahlen den Schlaf aus den Blumenkelchen lockten und der Frühwind zu den zwei Kleeblüthen geflogen kam, zu süßem Spiel, da spannte sich das große Schleiernetz zwischen ihnen aus. Umsonst rüttelte der Wind an den hohen Gräserhalmen, an denen die Spinne es aufgehängt, vergebens suchte er das dünne Gewebe zu zerreißen: es zitterte, doch es hielt fest. Getrennt waren die beiden, ihr Glück war zerstört.

Da ließen sie die Köpflein hängen und weinten jeden Morgen und jeden Abend die größten Thautropfen. Höhnisch saß die alte Spinne in ihrem Netz, stolz auf ihr Werk. „Nimm doch den Schmetterling, der Dich umkost," rief sie der armen weißen Blüthe zu, „der ist schmuck und jung und voll schmachtender Luft! Oder den braunen Maikäfer dort: wenn auch nicht Schönheit ihn plagt, treu scheint er und verständig! — Und Du mein kecker, liebestrunk'ner Rother! Wilde Hummeln und sparsame Bienenmütter buhlen um Deine Gunst; locken Dich ihre aufgespeicherten Schätze nicht? Und schau, wie die schillernde Libelle Dich umgaukelt, schenk ihr Dein heißes Herz!" Doch, was gingen Käfer und Schmetterlinge die beiden Liebenden an? Mochten sie anderswo flattern und werben!

„Rother Klee, —
Weißer Klee, —
Tiefes Weh
Füllt das Herz den beiden,
Seit man sie thät scheiden!"

So zirpten die Grillen im Gras, und so sang es die Lerche in die Morgenluft hinaus. Schwarzgetupfte Marienkäfer und lustige junge Fliegen wollten mitleidig die heißen Liebesgrüße wenigstens hin und her tragen; doch sie verfingen sich im trügerischen Netz. Sogar einem muthigen Johanniswürmchen erging es nicht besser, obgleich es die Sache sehr klug anfangen wollte und sich mit seinem Laternchen in einer stockdunkeln Nacht auf den Weg machte. So war denn alles gescheitert. Trostlos sahen die zwei Armen in den lachenden Sonnenglanz.

Nun aber kam Johannisnacht! Wundersam geheimnißvoll regt es sich da in allen Knospen und Kelchen, in allen Blüthen wird es lebendig: denn es ist der Blumenelfen wonniger Festtag. Und wenn ein solches Elflein gerade um Mitternacht einen Mondstrahl erwischt, der es hinaufträgt zum lieben Herrgott, dann darf es eine Bitte an ihn richten, und die Bitte wird immer erfüllt.

O, wie hatten die Kleeblüthen sich nach der Zauberstunde gesehnt, und wie hatten sie allabendlich den Mond gebeten, sie gewiß nicht zu vergessen um Johannis-Mitternacht! Nun verhallte der letzte Glockenschlag, und — wäre ein Sonntagskind da gewesen, so hätte es zwei herzige Elflein hinaufgleiten sehen auf silberigem Mondstrahl zum Himmelsvater. Freilich, wie sie dann Hand in Hand vor ihn hingetreten sind und ihre Bitte vorgetragen haben, und wie er freundlich mit ihnen gesprochen hat, das hätte sogar das Sonntagskind nicht sehen können. Aber ein Sternchen hat es ihnen erzählt; ein neugieriges Sternchen, das gehorcht hatte und zum Schlüsselloch hineingeguckt, was zwar beides im Himmel eigentlich verboten ist.

Zuerst also hat der liebe Gott sie um ihr Begehr gefragt, dann haben sie ihm ihr Herzeleid geklagt und ihn gebeten: „Zerstör das Netz und laß die garst'ge Spinne sterben!" Er aber, der Herr, der viel weiser ist und nicht so kurzsichtig wie verliebte Blumenkinder, der schüttelte den Kopf und lächelte: „Doch all die anderen tückischen Spinnen, die im bergenden Dunkel der Nächte auf Erden wirken und weben, seine trennende Fäden und Netze, — wie wollt Ihr Euch ihrer erwehren? Hat Eure Liebe nichts Besseres ersonnen?"

Da fielen die zwei Elflein sich in die Arme und umschlossen sich, so fest sie nur konnten. „O, lieber Gott," riefen sie flehend, „nimm uns alles, was Du willst, nur laß uns beisammen! Von unsern drei Blättchen wollen wir Dir jedes das schönste schenken, — als Dankesopfer, nimm's hin! — Die vier, die uns aber bleiben, die trenne nicht mehr, bitte bitte! Ein einziger Stengel soll sie tragen, vereinigt für immer!"

Den kleinen Engeln, die im Halbkreis um ihren Schöpfer standen, waren schon lange die hellen Thränen in die Augen gekommen vor Rührung ob solcher Liebestreu. Unser Herrgott aber sprach: „Euer Wunsch sei Euch gewährt; es ist ja heut Johannisnacht!"

Die ist also vom vierblättrigen Klee der Geburtstag geworden. Seitdem dürfen die Engel, die damals dabei gewesen sind, manchmal einen pflanzen. Aber sie dürfen's nur, wenn sie irgendwo auf der Erde ein Menschenpaar entdecken können, das ebenso treu zusammen hält, wie der rothe und der weiße Klee.

Und darum sind die „Vierblättrigen" gar so selten!

Nachdruck verboten.

Zur Geschichte der weltlichen Frauen-Orden.

Von Dorothee Goebler in Berlin.

Das Vereinsleben, welches gerade in unseren Tagen so manche wunderbare Blüthe treibt, verdankt sein erstes Aufsprießen durchaus nicht nur der modernen Zeit. Seine Anfänge reichen bis in das graue Alterthum zurück. Der Geselligkeitstrieb, den Allmutter Natur in jede Brust gepflanzt, ließ den Menschen schon frühzeitig die Gemeinschaft anderer gleichgesinnter Genossen suchen, um mit ihnen vereint zu streben, zu schaffen und sich der errungenen Erfolge zu freuen. Zwei Ideale schwebten dem Mittelalter als die höchsten vor: Gottesdienst und Rittertugend, aus dem Zusammenfluß beider entstanden die ersten geistlichen Ritterorden.

Mitten im vollen Leben stehend und doch dem Dienste der Jungfrau und ihres Sohnes geweiht, bot der geistliche Orden dem wilden Junker vortreffliche Gelegenheit, der Kirche zu dienen, ohne der weltlichen Lust vollkommen entsagen zu müssen; und so fanden die Vereinigungen der Templer bald regen Zuspruch, selbst die Söhne der Fürsten und Könige setzten eine Ehre darin, unter ihren Fahnen zu streiten.

Es waren indessen nicht nur die Männer, die nach der Vereinigung mit anderen strebten, auch die Frauen thaten ihnen nach. Hielten die Templer es für ihre heiligste Pflicht, zu Ehren Gottes Wunden zu schlagen, so erkannte das sanfte Herz des Weibes bald, daß es noch dankbarer sei, mit milden Händen Wunden zu heilen. Die ersten geistlichen Frauen-Orden widmeten sich demgemäß ausschließlich der Krankenpflege und anderen Werken der Barmherzigkeit.

Als eigentliche Begründerin der Frauen-Orden gilt die heilige Syncletia. Früh verwaist hatte sich die Jungfrau in die Wüste zurückgezogen, um dort der Buße zu leben. Der Ruf von ihrer Frömmigkeit drang sehr bald in die Welt hinaus und brachte ihr Schülerinnen zu. Um 318 war die Zahl derselben schon so gewachsen, daß sie an die Gründung eines eigenen Klosters denken mußte; in der Wüste Thebais wurde es erbaut. Eine Ordensregel bestand in diesem ersten Kloster noch nicht. Syncletia wirkte allein durch das Beispiel: Nächstenliebe und Arbeitsamkeit schwebten ihr als höchste Ziele vor. In Bezug auf Kleidung war sie sehr streng. Ihre Farbe sollte die der verwelkten Rosen sein, das wallende Haupthaar mußte unter einer dichten Binde verschwinden. Dem einen Orden folgten bald mehr und mehr, wie es indessen die Männer nicht immer in die strenge Abgeschiedenheit der Klöster zog, so suchten auch bald die Frauen Vereinigungen, die ihnen neben dem Gottesdienste die Theilnahme an den Freuden der Welt erlaubte, — die weltlichen Damen-Orden entstanden neben den geistlichen.

Die älteste Gemeinschaft dieser Art ist die der Johanniterinnen, die sich zuerst in Jerusalem selbst eine Heimat suchten. Schon in ihrem Aeußeren unterschieden sie sich wesentlich von den Nonnen der heiligen Syncletia: das Kopftuch war ihrer Tracht allerdings verblieben, an die Stelle des fahlen Nonnenkleides trat indessen ein außerordentlich kostbares und farbenprächtiges Gewand. Ueber den weitwallenden rothen Rock und das faltenlose schwarze Mieder fiel ein rother Mantel mit hellem Pelzbesatz und langer Schleppe, auf der Brust prangte das Ordenskreuz. Als die Ungläubigen die Insel Rhodus in ihre Macht bekamen, legten die ritterlichen Ordensschwestern allerdings Trauer an, aber auch das neue schwarze Gewand erhielt durch die weiße Garnirung des Kopftuchs, die weißen Kreuze auf Brust und Schultern und die prächtige Schärpe, welche in kunstvoller Arbeit die Marterwerkzeuge Christi zeigte, einen mehr als einfachen Ausputz. Nach der 1187 erfolgten Eroberung Jerusalems durch die Heiden verloren sich die Johanniterinnen über alle Länder; erst als ihnen die Gemahlin Alfons II. von Arragonien zu Sixenna eine neue Zufluchtsstätte anwies, sammelten sie sich wieder zu innigerer Gemeinschaft.

Auch der Orden der Beghuinen erfreute sich in jener entlegenen Zeit vielen Zuspruchs. Fürstinnen und Bürgerfrauen standen Seite an Seite in seinen Reihen. Halb weltlich, halb geistlich, bot er seinen Schwestern eine Zuflucht vor den Stürmen des Lebens und wehrte ihnen doch die Theilnahme an eben diesem Leben nicht. Frau Fama behauptet sogar, die frommen Damen hätten an letzterem mehr als gerade nöthig theilgenommen. Der Beghuinen-Orden blühte besonders in Deutschland, die Hauptwirksamkeit seiner Mitglieder erstreckte sich auf die Krankenpflege, vor allem waren die Aussätzigen ihrer Obhut unterstellt. Eingeschlossen in die Georgenspitäler, wären diese Unglücklichen von aller Welt verlassen gewesen, hätten die Beghuinen nicht ihren Verkehr mit dem Außendasein vermittelt.

Allein auch sonst schoß das Ordenswesen üppig empor. Die Frauen vom deutschen Orden fanden neben ihren ruhmreichen Brüdern allerdings wenig Anerkennung, allein auch ihrer Thätigkeit fehlte es an Erfolgen nicht.

Die Hauptstätte der Damen-Orden blieb vorläufig Spanien. Neben dem Orden von Calatrava blühte hier noch der Orden des heiligen Jacob, beide zum Schutze gegen die Einfälle der Mauren gegründet. Von den Mitgliedern verlangte man die Ahnenprobe auf vier Geschlechter, zugleich mußten sie das Gelübde des Gehorsams und der Keuschheit ablegen. Fiel den Rittern als erste Aufgabe der Kampf gegen die Mauren zu, so hatten die Damen die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau in jeder Beziehung zur Anerkennung zu bringen. Die Schwestern von Calatrava trugen ein weißes Gewand mit rothem Ordenskreuz und schwarzem Kopftuch, die von St. Jacob hüllten sich in weite, faltenreiche, schwarze Kleider, über welche ein weißer Mantel fiel. Beide Orden bestehen noch heute; aber nur der König kann die Großmeisterwürde in ihnen übernehmen.

Direct aus einer Klostergemeinschaft hervorgegangen war der Orden von Nivelle in Brabant. Gegründet von ehemaligen Benediktiner-Nonnen, gehörte er zu den vornehmsten Vereinigungen der Frauenwelt, die Zahl seiner Mitglieder war nur gering, denn zur Aufnahme erforderlich waren nicht weniger als zweiunddreißig adlige Ahnen und zwar in ununterbrochener Reihenfolge. Außerdem kostete diese Aufnahme, sowie das ganze Ordensleben ungeheure Summen; die Tracht war in jeder Beziehung kostbar und luxuriös. Bei der Ceremonie der Einweihung schon trug die neue Schwester ein weißes Gewand aus feinster Leinewand, über welches in weiten Falten der schwere, mit Hermelin gefütterte schwarze Sammetmantel fiel. Das Ordensgelübde wurde in der Kirche auf einen Degen abgelegt. Welchen Zwecken die Vereinigung diente, weiß man nicht mehr, besonders nutzbringend für die Allgemeinheit scheint dieselbe also nicht gewesen zu sein.

Kein Damen-Orden direct, aber doch ein solcher, der auch Frauen in seinen Reihen duldete, war der besonders in Norddeutschland sehr verbreitete Kaland. Ursprünglich von Priestern begründet und nur aus solchen bestehend, nahm er sehr bald auch Weltliche in seinen Reihen auf. Als seine Ziele galten Krankenpflege und Wohlthätigkeit, sowie Beistand in der letzten Todesnoth und Fürbitte für die Seelen der Verstorbenen. In erster Linie nahmen sich die Kalandsherren der heimatslosen Wanderer an, die in den Kalandshöfen beherbergt und verpflegt wurden. Als die Frauen zum Orden Zutritt erhielten, arteten die Zusammenkünfte bald zu wüsten Bachanalien aus, und der Volksmund meinte etwas boshaft: es wäre nur gut, daß die Mitglieder über alle Vorkommnisse Stillschweigen gelobt hätten, man könnte sonst nette Dinge zu hören bekommen.

Als erster wirklich selbständig arbeitender Damen-Orden hat wohl die Vereinigung der Ordensfrauen von der Passion zu gelten, die um den Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts begründet wurde. Ueber ihre Stifter weiß die Chronik nichts mehr zu berichten, die Wirksamkeit der Mitglieder erstreckte sich gleichfalls auf die Krankenpflege und den Dienst der Barmherzigkeit; sie lebten in den Hospitälern selbst und waren über die ganze damalige Kulturwelt verbreitet. Auch die Tracht der Passionsschwestern war äußerst kostbar. Der mit rothen Aermeln verzierte weiße Rock wurde von einem rothen, mit reichem Goldschmuck versehenen Gürtel zusammengehalten. Ein schwarz gefütterter, weißer Mantel hing um die Schultern, während ein kostbarer weißer Schleier das Haupt umschlang, gerade über der Stirn der Trägerin prangte ein kleines rothes Kreuz.

Mit dem im Wechsel der Zeiten immer weiter fortschreitenden Verfall der Kirche und der Religiosität überhaupt kam auch in die Frauen-Orden ein neuer, durchaus weltlicher Zug. Ihre Bestrebungen gelten nicht mehr dem Gottesdienst allein, sie wenden sich auch allgemeineren Interessen zu, suchen die Frauen zur Höchst-Entwicklung ihrer weiblichen Tugenden anzuspornen, oder nehmen sie als ein Zeichen besonderer Ehrung in die Reihen ihrer Mitglieder auf.

So stiftete Johann I. von Castilien den „Damen-Orden von der Schärpe", um durch seine Verleihung jene tapferen Frauen zu belohnen, die bei der Belagerung von Piacenza durch die Engländer die Männer immer von neuem zum Kampfe antrieben. Dem einen Verdienst-Orden folgten bald mehr. Die „Blumentöpfe der Mäßigkeit" in der Steiermark, die „Kornähre" in der Bretagne, der schwedische „Marie Eleonora-Orden" und der „Damen-Orden zur himmlischen Halskette" in Oesterreich waren gleichfalls bestimmt, weibliche Verdienste zu würdigen und zu lohnen, verschwanden indessen schneller als sie gekommen.

Ein gleiches Schicksal ereilte den von Luise Elisabeth von Merseburg zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gegründeten „Orden des Todtenkopfes", und die von der Witwe des Kaisers Ferdinand III., Eleonore von Gonzaga, gestiftete Vereinigung der „Sclavinnen der Tugend". Beide Orden sollten ihre Schwestern vor allzu üppigem Lebenswandel zurückhalten, fanden aber gerade deshalb nur zu Lebzeiten ihrer mächtigen Stifterinnen Anerkennung. Die Zeiten mittelalterlicher Askese waren eben vorbei, die lebensfrohen Lichter des achtzehnten Jahrhunderts hatten auch in erster Reihe die Lebensfreude auf ihre Banner geschrieben.

Sehr vernünftigen Bestrebungen huldigte der Joachims-Orden in Sachsen-Coburg, der seinen Mitgliedern als heiligste Pflicht das Abschaffen der Ammen gebot. Einen wunderbaren Gegensatz bildeten jedoch der Orden der Treue, gegründet von der Gemahlin Christians VI. von Dänemark und der Orden de la Cordilière, den die Witwe Karls VIII. von Frankreich gestiftet hatte. Sollte der erstere seine Mitglieder zur strengsten Pflichterfüllung in der Ehe erziehen, so war der letztere gewissermaßen eine Vereinigung glücklicher Witwen und feierte die von ihren Männern erlösten Frauen. —

Von den heute noch bestehenden Frauen-Orden findet sich der älteste in Oesterreich; es ist das „Sternenkreuz". Seine Gründung wurde durch einen eigenthümlichen Vorgang veranlaßt. Im Hause Habsburg erbte seit alten Zeiten eine kostbare, sorglich gehütete Reliquie fort, ein Splitterchen von dem Kreuze Christi. Als die verwitwete Kaiserin Eleonore, Tochter Karls II. von Mantua, das Kleinod in ihrer Obhut hatte, brach in ihrem Zimmer Feuer aus. Der ganze Inhalt des Raumes fiel den Flammen zum Opfer, nur der Splitter vom Kreuze fand sich unversehrt in dem zertrümmerten Reliquien-Schrein. Zur Erinnerung an die wunderbare Rettung gründete die fromme Fürstin den Orden vom Sternenkreuz, dessen Aufgaben vorzüglich die Verehrung des Kreuzes, Frömmigkeit und Nächstenliebe sind. Großmeisterin ist gewöhnlich die Kaiserin selbst oder eine der ihr nächststehenden Prinzessinnen. Eine besondere Tracht ist den Schwestern nicht vorgeschrieben, wohl aber tragen sie auf der linken Brust ihr Ordenszeichen. Es ist das ein ovales Schildchen, auf dem sich der doppelte Adler mit goldenem Kreuz befindet.

Dem Sternenkreuz an Alter gleich kommt der russische Katharinen-Orden. Peter I. gründete ihn 1711 aus Dank gegen seine Gemahlin, die ihn durch einen klugen Friedensschluß vor drohender türkischer Gefangenschaft befreite. Der Katharinen-Orden hat besonders durch die Gründung von Schulen und milden Stiftungen unzähliges Gute gethan. Das Ordenszeichen trägt auf der einen Seite das Bild der heiligen Katharina, auf der anderen ein Nest junger Adler, die von den Alten Atzung empfangen, und wird an einem grellrothen Bande mit silberner Einfassung getragen.

Die zahlreichsten Frauen-Orden findet man in Bayern. Der 1766 von der Kurfürstin Elisabeth Augusta gegründete Orden der heiligen Elisabeth nimmt außer den Prinzessinnen und den Palast-Damen nur noch sechs dem höchsten Adel angehörende Mitglieder auf. Der ihm 1784 folgende St. Annen-Orden des Damenstifts zu München, sowie der 1803 gegründete gleichnamige des Damenstiftes zu Würzburg waren schon etwas weniger exclusiv, allein erst der Theresien-Orden (1827) wurde auch weiteren Kreisen zugänglich, das 1870 gestiftete Verdienstkreuz wird an Männer und Frauen gleichzeitig verliehen.

Von den übrigen Ländern haben Spanien und Portugal die ältesten Orden aufzuweisen, den „Marie-Luisen-Orden", der schon 1792 entstand und den Orden der heiligen Isabella, dessen Stiftung in das erste Jahr des neunzehnten Jahrhunderts fällt; beide nehmen nur Mitglieder aus den vornehmen Kreisen auf. Der Marie-Louisen-Orden verpflichtet seine Schwestern, die Krankenhäuser zu besuchen und am Geschick der Leidenden theil zu nehmen. Sein Abzeichen besteht aus einem achtspitzigen goldenen, weiß und lila emaillirten Kreuz, dessen Mitte das Bild des heiligen Ferdinand zeigt. Der Orden der heiligen Isabella präsentirt sich als goldene Medaille mit dem Bilde seiner Schutzpatronin und hängt an einem rosa Bande.

Von den preußischen ist der 1814 von Friedrich Wilhelm III. gegründete Luisen-Orden als der älteste anzusehen. Das kleine schwarz-goldene Kreuz mit dem blauen Schildchen wurde jenen edeln Frauen verliehen, die dem Vaterlande in schwerer Zeit durch glühenden Patriotismus und helfende Liebeswerke zur Seite standen. Ursprünglich sollte sich die Zahl der Mitglieder nur auf hundert belaufen, Preußen darf stolz darauf sein, daß diese Zahl sich als zu klein erwies. Aehnlichen Zwecken wie der Luisen-Orden dienten das preußische Verdienstkreuz, der sächsische Sidonien-Orden und der Olga-Orden in Württemberg, alle drei 1871 gegründet und bestimmt, die Brust jener muthigen Frauen zu zieren, welche im Kampf gegen Frankreich die Wunden heilten, die der Krieg geschlagen. Das Verdienstkreuz zeigt auf schwarzem Email-Grund ein rothes, weißgerändertes Kreuz und wird am schwarz-weißen Bande getragen. Der Sidonien-Orden trägt seinen Namen zu Ehren der Gemahlin Herzog Albrechts des Beherzten und besteht aus einem achtspitzigen weiß-emaillirten Kreuz, dessen Mittelschild im dunkelblau-geränderten weißen Felde das Portrait der Herzogin Sidonie trägt. Der Olga-Orden verdankt seinen Namen der Königin von Württemberg. Als Ordenszeichen dient ein silbernes Kreuz, dessen Arme in Kleeblattform auslaufen; ein auf den Silbergrund gelegtes zweites rothes Kreuz trägt den Namenszug des Königs und der Königin.

Als jüngster im Reich der Frauen-Orden tritt endlich das 1883 von der Königin Victoria gegründete „Rothe Kreuz" hervor; wunderbarer Weise ist England, dessen Frauen denen anderer Länder in der Oeffentlichkeit so weit voraus sind, gerade das letzte, welches eine Auszeichnung für weibliche Verdienste fand. Es steht darin sogar zurück hinter Persien, dessen schmählich gemordeter Schah Nasir-ed din schon 1873 einen „persischen Frauen-Orden" gründete.

Nächstenliebe und Frömmigkeit haben einst in entlegener Vorzeit die ersten Frauen-Orden gestiftet. Nächstenliebe und Frömmigkeit, die beiden schönsten Tugenden des Weibes, sind ihnen bis auf unsere Tage treu geblieben, nicht mit Unrecht darf man wohl behaupten, daß die Geschichte der Frauen-Orden eines der hervorragendsten Ehrenblätter ist in der Geschichte der gesammten Frauenwelt.

Nachdruck verboten.

Gräberstätte zu Blidah.

Zu dem Bilde von P. Reiffenstein in Weimar.

Siehe Seite 93.

P. Reiffenstein, der Künstler, der uns eine der heiligen Stätten der Mohammedaner, die Gräberstätte zu Blidah, so charakteristisch vor Augen führt, hat zwar sein ständiges Heim in Weimar, aber der malerische Orient lockt ihn oft zu langen Studienreisen aus diesem hinaus: auch gegenwärtig weilt der Künstler schon seit Monaten wieder in Indien, um neue Motive für seine Bilder, neue Studien für seine Skizzenmappen zu sammeln. Blidah ist die Hauptstadt eines Arrondissements der französischen Provinz Algier, deren Bevölkerung sich zu ziemlich gleichen Theilen aus einheimischen und französischen Elementen mischt. Ungefähr eine halbe Meile von Blidah an der Straße nach Medeah befinden sich die Grabmäler des mohammedanischen Heiligen Mohammed-el-Kebir und seiner zwei Söhne, die von den Eingeborenen, um dort ihre Andacht zu verrichten, von den Europäern um ihrer malerischen Lage Willen viel besucht werden. O. P.

Redactions-Post.

Antworten.

Zur Kunst, Bowlen zu brauen. — Herr H. von Remagen giebt in dem vorigen Heft höchst schätzenswerthe Mittheilungen über dieses Thema, verketzert dabei aber Bowlen aus blühendem Wein.

Mir ist die Abneigung gegen eine Weinblüthen-Bowle, das köstlichste Getränk welches mir bekannt, unverständlich. Es mag ja manchem leid thun, den „Schein" der edlen Rebe zu brechen; er läßt ihn lieber zur Traube reifen, oder auch diese lieber zu Wein keltern. Zur Weinblüthen-Bowle genügt aber vollkommen Jungfernwein. Ich lasse das Recept nach dem schon viel verbreiteten, im Verlage dieses Blattes erschienenen Buche „Sophia" folgen: Man thut eine gute Hand voll Weinblüthen, am besten von vitis odoratissima, auf zwei Flaschen Moselwein, Oesterreicher oder Tiroler Weißen und läßt dieselben eine halbe Stunde ziehen. Nach Geschmack giebt man Zucker hinzu und dann noch vier Flaschen vom gleichen Wein, eine Flasche kohlensaures Wasser, sowie kurz vor dem Auftragen eine Flasche Sect. Die Terrine ist von Anfang an in ein Gefäß mit reichlich Eis zu stellen, dem soviel Wasser hinzuzugeben ist, daß beides bis auf einige Finger breit zum Rande der Terrine geht. Diese Bowle reicht für zehn Personen. — Ein Zusatz von Schaumwein (NB. gutem!) schadet keiner Bowle. Auf je vier bis fünf Flaschen kann man eine Flasche Schaumwein rechnen, die erst unmittelbar vor dem Anrichten zugegossen wird. Bowlen sollen kühl, aber nicht eisig sein. Es genügt, den Wein zwei Stunden vor dem Ansetzen der Bowle auf Eis zu legen, und die Bowle selbst etwa eine Stunde vor dem Anrichten in Eis zu stellen. Im Nothfalle thut's auch ein recht kühler Keller oder recht kaltes Wasser. X.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 13, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. Juli 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die schöne Cadoranerin.

Novelle von

Georg Freiherr von Ompteda in Dresden.

Wir kamen vom Pusterthal über den Kreuzbergpaß nach Italien hinab. Kaum hatten wir die Grenze überschritten, so gewannen auch schon die Ortschaften ein anderes Aussehen: Deutsche Reinlichkeit und Ordnung wichen, Bettelwesen begann, die Häuser zeigten sich verwahrlost, unsauber, verräuchert. Der sorgsame Bewurf der Wände, der freundliche weiße Anstrich fehlte, und die Gebäude schauten aus, als wären sie nicht fertig, mitten im Bau stehen geblieben. Einzelne trugen ihr Dach schief, wie einen Hut, auf das Ohr oder in die Stirn gesetzt.

Die Dolomit-Landschaft blieb gleich schön. Allmählich nahm sie mildere, weichere Formen an, und nachdem wir das enge, gewaltige Thal hinter uns hatten, wo wir hoch über der schäumenden Piave fuhren und gegenüber die tausend Fuß hohen Wände des Terza Grandemassion sich emporthürmten, da that sich plötzlich das Thal von Pieve di Cadore auf.

Als wir uns dem Fort-gekrönten Orte näherten, die Landschaft üppiger ward, Maisfelder sich einstellten und Laubbäume, deren Anblick wir in Wochen des ernsten Hochgebirges fast aus dem Gedächtniß verloren, da versöhnten wir uns allmählich mit den baufälligen Häusern und dem Volke, das hinter dem Wagen lief, Kußhände warf und: „un soldo!“ flehte.

Langsam zogen uns die Pferde die Straße hinan, nach dem Orte, wo Tizian einst geboren. Es war gegen Abend; die grünen Fensterläden fingen an sich zu öffnen, in den Thüren standen Neugierige und schauten nach den Fremden aus. Wir fuhren am „Progresso“ vor, dem ersten Gasthof am Markt, dem gegenüber sich das Denkmal erhob des größten Sohnes von Pieve di Cadore.

Nach dem Abendessen gingen wir hinaus vor das Hotel und wanderten ein wenig auf und nieder. Die Dunkelheit drohte hereinzubrechen, deshalb schlug ich vor, schnell noch einmal durch den Ort zu gehen, um einen allgemeinen Eindruck zu bekommen, denn am nächsten Morgen wollten wir schon zu früher Stunde nach Cortina d'Ampezzo weiter.

So schlenderten wir denn die Hauptstraße hinab, an der Kirche vorüber. Neugierig lasen wir die italienischen Aufschriften über den Läden, an den Häusern und freuten uns über die große Zahl von „Vendito di vino“ oder „Vendito di liquori“. Vor den Thüren saßen, standen die Leute, schauten aus den Fenstern. Auf einem Platze spielten junge Leute Ball, den sie sich mit holzbeschienter Hand zuschlugen, um ihn, wenn er wiederkam, mit sicherem Schlage zurückzuschleudern.

Gegen die Straße zu ward der tiefergelegene Platz durch eine Mauer abgeschlossen, an der Jung und Alt lehnte, um dem Spiele zuzusehen. Gute Treffer wurden beifällig belohnt, Fehlschläge belacht oder bedauert: Alles schien eifrig theilzunehmen an Erfolg oder Niederlage.

Ich sah mir die Zuschauer von der Seite an, die in ihrer gespannten Aufmerksamkeit interessanter schienen als die Spieler dort unten. Ein Krüppel hockte auf der Mauer. Ihm fehlten die Beine, auf einem Wägelchen schob er sich fort, das neben ihm stand, und es war ein Räthsel, wie er die Mauer hinaufgekommen. Daneben lehnten dunkeläugige Mädchen, Körbe auf dem Rücken, in denen sie Erde zum Straßenbau trugen. Sie waren zerschlissen gekleidet, Rücken wie Händen sah man die schwere Arbeit an; aber alle hatten einen feinen Zug der Schönheit.

Aus der nahen Carabinieri-Kaserne waren zwei Carabinieris gekommen und schauten gleichfalls dem Spiele zu. Auf der Straße ging im Eilschritt eine Alpenjäger-Patrouille vorüber, wohl dem Fort zu, das sich hoch über den Häusern erhob.

Je mehr der Abend hereinbrach, desto belebter ward es. Zu zweien liefen die Mädchen auf und ab im bloßen Kopf oder mit bunten Tüchern im Haar. Die schwarzen Augen, die leichtgebräunte Gesichtsfarbe gaben ihnen für unseren Blick, die wir aus dem Pusterthale kamen, wo nur wenige Mädchen etwas Anziehendes haben, einen eigenen, besonderen Reiz.

„Was für schöne Gesichter man doch hier sieht!“ sagte ich unwillkürlich zum Freunde, und er gab selbstverständlich zurück:

„In der Geburtsstadt Tizian's?“

Da hörten die Ballspieler unten mit ihrem Spiel

Schuhplattler. Nach dem Gemälde von Karl Rickelt in München.

Siehe Seite 104.

auf, vielleicht waren sie müde, vielleicht konnte man den Ball nicht mehr scharf genug erkennen. Die Zuschauer glitten von der Mauer herab, drehten sich herum und strömten die Straße hinauf und hinab. Dabei gewahrte ich ein Mädchen, das mit ihrer Freundin langsam den übrigen folgte.

Fast im selben Augenblick stieß mich mein Begleiter an:

„Sehen Sie 'mal! Da, da, die Große!"

Sie ging dicht an uns vorüber, und beide bekamen wir aus den großen schwarzen Augen einen Blick zugeworfen, daß mich fast ein verlegenes Gefühl überschlich. Gekleidet war sie halb städtisch, das heißt, ihr einfaches Kleid, das die prachtvolle üppige Figur eng umschloß, zeigte das Bestreben, der herrschenden Mode nahe zu kommen. Im schwarzen Haar trug sie nichts, im Mundwinkel eine winzige brennendrothe Alpenrose, wie man sie selten sieht, wie sie nur in großen Höhen blühen. Sie zeigte lächelnd die Zähne, weiß, eng geschlossen, regelmäßig, und beugte sich zu ihrer unscheinbaren Begleiterin, als antworte sie auf einen Scherz.

Doch es war nur Koketterie: Die andere hatte kein Wort gesprochen.

Nun schritt sie dahin mit leicht wiegendem Gang, ein wenig herausfordernd, aber auffallend stolz und schön, und immer rechts, links die Augen werfend. Wir blickten ihr nach, bis sie an der Straßenbiegung verschwunden war, dann kehrten wir langsam zum „Progresso" zurück. Unterwegs drückte der Freund seine Bewunderung aus: Solch ein schönes Mädchen habe er selten gesehen. Ich meinte, nachdem ich ihm zugestimmt, nur das Augenspiel gefalle mir nicht, denn ich gestand mir, so etwas von Blickewerfen noch nicht erlebt zu haben.

Der Freund behauptete, das sei italienische Art.

Die Dunkelheit war mittlerweile gänzlich hereingebrochen. Im „Progresso" flammten die Lichter auf, der kleine Marktplatz erhellte sich von allen Seiten, sogar in Tizian's Geburtshause, neben unserem Hotel, vor dem ein schöner alter Brunnen plätscherte, entzündete sich eine einsame Lampe. Ueber uns wölbte sich der Himmel in sternenklarer Pracht. Es war ganz still in Pieve di Cadore.

Wir waren noch die herbe Luft der Höhen gewohnt, und uns schien der Abend drückend heiß, sodaß wir übereinkamen, uns noch eine Stunde ins Café zu setzen, unter ein Zeltdach am Markt. Dort hatten eine Menge Italiener Platz genommen: Sommerfrischler aus Venedig, Treviso, Belluno, vielleicht sogar weiter, aus Verona oder Mailand.

An einem kleinen Marmortischchen fanden wir Platz, gerade das Denkmal des größten Cadoraner vor Augen. Um uns herum wurde leise geplaudert, italienisch, zum Theil französisch mit schwachem italienischem Accent. Wir wollten Eis essen, doch bei unseren mangelhaften Sprachkenntnissen gelang es uns nicht, es dem Mädchen verständlich zu machen. Gerade das Wort fehlte uns.

Da fragte ein Herr vom Nebentisch herüber, ein alter Mann mit weißem Bart, hellem Sommeranzug, Strohhut und rother Cravate:

„Vous désirez des glaces, Messieurs?"

„Oui, Monsieur."

Und der Fremde übersetzte der Kellnerin:

„Gelato!"

Nun war im eigentlichen Sinne das Eis gebrochen. Wir bekamen das Gewünschte, und ich tauschte ein paar artige Dankesworte mit dem alten Herrn. Dann blieben wir schweigend sitzen und starrten in die sternenflimmernde Nacht hinaus. Kein Wort ward gesprochen: wir gaben uns ganz dem Zauber dieses Abendbildes hin.

Vor dem Café spazierten noch immer die Mädchen auf und ab, kichernd und sich wichtige Geheimnisse erzählend, Arm in Arm an einander gedrängt. Ab und zu gingen ein paar Fremde dazwischen aus dem Hotel. Und da kam auch die große Schönheit wieder des Weges. Erst im letzten Augenblick erkannte ich sie, als sie in den Lichtbereich des Café trat. Wieder warf sie ihre Blicke nach allen Seiten, immer hing ihr die Alpenrose im Mundwinkel.

Wir blickten ihr nach, und sie fesselte derartig unsere Aufmerksamkeit, daß wir beide nur noch darauf lauerten, wann sie wiederkäme. Nach einigen Minuten schritt sie von neuem an uns vorbei, drehte um und kam zurück. Sie legte also offenbar immer eine gewisse Strecke zurück.

Ein Dutzend mal mochte sie auf und ab gegangen sein, stiller und stiller war die Straße geworden, die übrigen blieben allmählich fort, und endlich kehrte auch sie nicht wieder.

Der Mond war aufgegangen und schien in weißem Licht auf den Platz vor dem „Progresso". Unter seinen hellen Strahlen ward die Beleuchtung im Hotel schmutzig gelb. In Tizian's Hause erlosch die Lampe.

Da legte mir der Freund leicht die Hand auf den Arm:

„Wenn ich wie Du das Talent hätte, Novellen zu schreiben: das gäbe eine Novelle!"

Bei diesen Worten stand mir mit einem Schlage, als hätte der Anstoß nur das Bild lösen müssen, eine Geschichte vor Augen, und ich sagte:

„Das ließe sich schon machen! Hier ist ja an Ort und Stelle alles gegeben, nur etwas Phantasie dazu, und die Novelle ist da!"

Der Freund wollte sofort hören, wie die Geschichte werden sollte, und ich erklärte ihm mit wenigen Worten andeutend:

„Ich denke es mir etwa so: Der alte Tizian, der draußen in der Welt Ehre, Ruhm und Höchstes genossen, kehrt als Meister in seine Vaterstadt zurück. Das alte Haus bezieht er am Markt, wo er geboren ist, und lebt nun still in dem unscheinbaren Gebirgsneste, nur seiner Kunst. Für die Kirche malt er noch ein Bild aus Dankbarkeit, sonst hat er den Pinsel aus der Hand gelegt und will den Abend seines Lebens still genießen. Seine Augen sehen die Schönheit wie einst, die sanften Linien der Hügel, bläulich verschwimmend im Abendlicht, die wilden Formen der Dolomiten-Berge dort oben, des Monti Marmarole, vor allem des höchsten und kühnsten, über die Wolken empor sich thürmend, des Monte Froppa. Weit drüben aber über dem Cadoraner-Thal die Terza Grande. Und wie einst entzückt seinen Blick ein schönes Gesicht, ein dunkles Auge.

Vor seinem Hause sitzt der alte Meister, die Kinder ziehen den Hut, wenn sie vorüberschreiten, ehrfürchtig, und eines flüstert dem anderen zu: „Das ist Tiziano". Aus der Ebene ist Besuch gekommen: Ein junger Florentiner, den der Herzog geschickt. Er soll ein Bild bestellen, ein letztes Bild. Kein anderer kommt dem Tizian gleich, keiner kann es malen.

Aber der alte Mann schüttelt nur langsam den Kopf. Es ist Feierabend. Er arbeitet nicht mehr.

Und andere Abgesandte nahen: Ein junger Priester, sie brauchen ein Altarbild. Der größte Meister ist dem Bischof eben gut genug für die wunderthätige Muttergottes. Mit Gold soll das Kunstwerk aufgewogen werden, und die Madonna wird dessen gedenken, der sie ehrt.

Doch der alte Künstler schüttelt nur langsam den Kopf. Es ist Feierabend. Er arbeitet nicht mehr.

Den Abgesandten zeigt er die welke Hand, sie ist müde und er sagt zu ihnen:

„Seht Ihr denn nicht, daß sie zittert?"

Und sie antworten:

„Sie ist noch stark genug! Und wenn sie zittert, ist sie auch zitternd noch eines Meisters Hand!"

Da sieht Tizian sie ernst und lange an:

„Soll ich mein Lebenswerk verderben nun, wo mein Auge nicht mehr scharf ist und meine Hand bebt?"

Die Abgesandten gehen, und es heißt im Lande: „Tiziano ist alt, Tiziano malt nicht mehr."

Vor seinem Hause sitzt der alte Meister, und wie einst entzückt seinen Blick die scharfe Form der Marmarole, die gewaltige Terza Grande, und hier unten im Ort ein schönes Gesicht, ein dunkles Auge. Die Kinder ziehen ehrfürchtig den Hut, und eines flüstert dem anderen zu: „Das ist Tiziano". Mählich wird es Abend. Die Dunkelheit bricht an. Ueber den Häuptern flimmern die Sterne. In den Häusern entzündet sich hier und da ein Licht.

Arm in Arm kommen die Mädchen vorüber. Alle grüßen den Greis.

Da plötzlich schärft sich sein Auge. Er hebt den Kopf, einem Mädchen schaut er nach, wie er bis zu seinem Alter noch keines gesehen. Aber das Dämmerlicht kann täuschen, und als sie am Arm der Freundin den Weg zurückkehrt, steht der alte Meister von der Bank auf, tritt vor und läßt sie dicht an sich vorbeischreiten.

Sie ist groß und von üppiger Gestalt. Ihr schwarzes Auge brennt, das tuchlose Haar ist frei im Knoten auf dem Scheitel zusammengesteckt. Kirschroth sind ihre Lippen, blendendweiß die Zähne, und im Mundwinkel hängt ihr eine brennendrothe Alpenrose, wie sie nur ganz oben wachsen. Mit leicht wiegendem Gang schreitet sie hin, herausfordernd, als wollte sie sagen: „Bin ich nicht schön?"

Als sie an Tizian vorüberkommt, schaut sie ihn an mit ihren kecken, blitzenden Augen, und da denkt der alte Meister plötzlich wieder seiner Kunst. Sein Auge wird wieder jung, es leuchtet und saugt die Umrisse der Schönheit ein. Seine Hand schließt sich, als faßte sie den Pinsel. Er weiß es bestimmt: er wird das schöne Mädchen malen.

Am anderen Morgen spannt er die Leinwand auf und ordnet die Farben, sucht Pinsel und Palette hervor und geht ans Werk. Wie er die Schönheit gesehen, wie sie ihm im Gedächtniß steht, so entwirft er ihr Bild. Sein Auge ist fest, wie damals, als es jung war, seine Hand sicher und schnell.

Der alte Meister hat sich eingeschlossen, um sein Werk zu vollenden, nur zur Abendstunde sitzt er vor der Thür und wartet, bis das Mädchen vorüberkommt. Er studirt sie Linie um Linie, er betrachtet sie, als dürfe er nie wieder ihre Züge vergessen. Aber niemandem spricht er von seiner Arbeit. Und als er fertig ist, bleibt er lange vor dem Bilde stehen. Er findet, es ist gut. Seinem Alter wird es keine Schande machen. Doch er hat es abgelehnt, der Muttergottes die Ehre zu erweisen. Niemand darf sein Werk schauen.

Nur das Mädchen soll es sehen.

Und eines Tages, als mittags, wo die Straße verödet liegt in der Sonnengluth, die Schönheit lächelnd vorübergeht, tritt der alte Meister in die Thür seines Hauses und ruft sie herein. Sie weiß, was es bedeutet, von Tizian gemalt zu sein, und mit erglühenden Wangen bleibt sie unbeweglich stehen, als der Maler an das Bild tritt und nach der Natur mit eilender Hand letzte Lichter und Farben auf die Leinwand wirft.

Er ist fertig. Palette und Pinsel legt er fort. Fort für immer. Nun wird er kein Bild wieder malen. Er küßt mit sanften Greisenlippen das schöne Mädchen auf die Stirn und läßt sie hinaus.

Dann bleibt er allein mit seinem Werk. Er betrachtet es lange, und es gefällt ihm, er ist stolz auf die letzte Arbeit seines Lebens. Damit kann er schließen. Jetzt wird er wirklich Feierabend machen. Jetzt kann es im Lande heißen: „Tiziano ist alt, Tiziano malt nicht mehr". Nun mögen die Abgesandten kommen der Fürsten und Priester: Er spricht die Wahrheit, die Farben vertrocknen, die Pinsel werden spröde und hart.

Doch der alte Meister denkt der Muttergottes, der er die Ehre nicht hat thun wollen. Eine andere Leinwand nimmt er und spannt sie über das Bild, eng darüber, daß man die doppelte Schicht nicht gewahrt. Am anderen Tage soll Vecelli, sein Schüler, darauf eine Arbeit beginnen. Der Bischof mag sie bekommen. Der alte Meister will nicht mehr, aber des Schülers kunstreiche Hand soll der Muttergottes die Ehre geben.

So glaubt sich Tizian entsühnt.

Und der junge Priester holt das Bild. Auf dem Altar der wunderthätigen Muttergottes wird es aufgestellt. Ein Raunen geht durchs Land: wer kranken Herzens zur Madonna kommt, wem eine Schöne Wunden schlug, der wird geheilt. Das Bild ist schöner doch als alle.

Der alte Meister hört es. Er nickt langsam, als es ihm berichtet wird.

Vor seinem Hause sitzt er an den lauen sternenhellen Abenden, die Kinder ziehen ehrfürchtig den Hut und flüstern: „Das ist Tiziano". Wie einst entzücken die Heimatberge seinen Blick: der wilde Monte Froppa, gewaltig, kühn die Terza Grande. Wie einst erfreuen seinen Blick: ein schönes Gesicht, ein dunkles Auge.

Arm in Arm kommen die Mädchen vorüber. Alle grüßen den Greis. Nur die Schönheit ist nicht mehr dabei. Sie ist fort aus Pieve di Cadore. Es heißt, in San Vito fand sie einen Mann.

Aber Tizian meint, sie sei fort, drunten, wo die wunderthätige Muttergottes hängt. Doch der alte Meister ist nun an die hundert Jahre bald. Sein Auge wird schwach, seine Hand zittert, sein Gedächtniß läßt nach, und die Leute begreifen es nicht, was er sagt, wenn sie ihn nach seinem letzten Meisterwerke fragen, das eine heilige Familie gewesen sein soll, denn dann antwortet er geheimnißvoll, und letzte Lebensgluth leuchtet in seinem schönheitsdurstigen Auge auf:

„Das Mädchen mit der Blume!" . . . .

Ich hatte geendet, und der Freund fragte erstaunt:

„Ist denn das eine wahre Geschichte?"

„Nein, wenigstens habe ich sie eben erfunden."

„Das sollten Sie wirklich schreiben. Und es müßte heißen: „Das schöne Mädchen von Pieve di Cadore!"

Aber der Name gefiel mir nicht, und das ganze war ja nur eine flüchtige Laune: Darum wehrte ich lachend ab:

„So dürfte der Titel nicht lauten. Das ist zu lang. Ich würde lieber sagen: „Die schöne Cadoranerin". Die Sache hat nur einen Haken. Ich erinnere mich zwar, daß Tizian beinahe hundert Jahre alt geworden ist, aber ob er je wieder nach Pieve gekommen ist, ob er im hohen Alter aufgehört hat zu malen, das weiß ich alles nicht. Historische Novellen aber . . . ."

Ehe ich meinen Satz beenden konnte, hatte sich der alte Herr am Nebentisch erhoben, der uns vorhin als Dolmetsch gedient, war zu uns herangetreten und sagte — wiederum auf Französisch:

„Entschuldigen Sie, wenn ich den Lauscher gemacht

habe, aber Sie sprachen laut genug, daß ich es unwillkürlich habe hören müssen. Sie dachten wohl, es verstände hier niemand Deutsch. Nun . . . ich bin mehrere Jahre in München gewesen und verstehe so ziemlich Ihre Muttersprache. Ich habe nur die Uebung verlernt und getraue mich nicht, Deutsch zu sprechen. Sie verstehen ja Französisch . . .

„Jawohl, allerdings . . ."

„Nun gut. Ich habe vorhin gehört, Sie sind Schriftsteller . . . ."

Ich wußte nicht, wo das hinausging, und erhob mich nun auch, weil es mir peinlich war, den alten, sehr vornehm ausschauenden Herrn so lange stehen zu lassen. Er fuhr fort:

„Ich habe die kleine improvisirte Geschichte gehört, die mich sehr interessirt hat . . ."

„Es war ja nur ein Scherz."

„Er hat mich aber unterhalten, weil ich daraus gesehen habe, wie die Phantasie des Dichters die Dinge ganz anders malt, als sie sind. Wir haben in Italien die Schule der Veristen. Sie sind wohl nicht . . ."

„Ich gehöre allerdings keiner Schule oder Richtung an. Ich suche der Natur nahe zu kommen, lasse jedoch auch die Phantasie gelten. Kurzum, ich schreibe, wie mir die Feder gewachsen ist, so zu sagen . . ."

Der alte Herr nickte bedächtig:

„Sehr gut, sehr gut! Es ist mir nun interessant gewesen, zu beobachten, wie sehr die Wirklichkeit von dem abweicht, was Sie vorhin erzählt haben. Ich denke, es müßte für Sie wiederum von Interesse sein, zu hören, was dies Leben erzählt, im Gegensatz zu dem, was Sie Sich ausgedacht haben."

„Sehr von Interesse, natürlich!"

„Gestatten Sie also, daß ich Ihnen von den Mädchen etwas erzähle?"

Ich war sehr erfreut über die leichtlebige Liebenswürdigkeit des alten Herrn und lud ihn ein, an unserem Tische Platz zu nehmen. Er dankte und setzte sich. Mein Freund hatte versucht, sich vorzustellen, doch der alte Italiener lüftete nur höflich seinen Strohhut und brummte etwas von „Guten Abend".

Der Fremde begann sofort:

„Ich nehme zuerst an, daß wir dasselbe Mädchen im Auge haben: Die große schöne Person, die vorhin mit der Kleinen öfters hier auf und nieder ging, mit der Alpenrose im Mundwinkel."

„Allerdings, die meinte ich."

„Ein schönes Mädchen. Ah, eine schöne Vertreterin unserer Nation. Im Norden sieht man solche Mädchen nicht!"

„Nein."

„Sie heißt Enrichitta Menardi. Der Vater ist Weinhändler hier in Pieve. Unten in der Contrada Arsenale wohnt er. Das Mädchen ist erst siebzehn Jahre alt!"

Wir waren erstaunt, so daß er noch einmal versichern mußte, sie sei erst siebzehn Jahre. Ich hatte sie auf zweiundzwanzig geschätzt. Nun fuhr der alte Herr fort zu erzählen:

„Sie müssen nämlich wissen, daß ich seit mehreren Jahren den Sommer in Pieve zu verbringen pflege, während ich in Mailand wohne. Die kleine Enrichitta habe ich mit Bonbons gefüttert, als sie noch nicht zehn Jahre zählte. Es war immer ein auffallend hübsches Kind. Ich wohne stets bei denselben Leuten, im Hause neben dem Weinhändler. Daher weiß ich auch so ziemlich über die Verhältnisse der Leute Bescheid.

Mit Tiziano stehen sie jedenfalls in keiner Verbindung.

Aber der alte Menardi hat dafür eine andere Verbindung: die mit seinem Keller. Und die ist sehr innig. Er säuft. Das heißt er säuft stark. Er säuft selbst sehr stark. Die Mutter ist lange todt, und die Kleine, die Enrichitta, ist so wild aufgewachsen. Viel Erziehung hat sie wohl nicht bekommen, — wer hätte sich auch darum kümmern können? Da ist es denn kein Wunder, wenn sie den ganzen Tag auf der Straße liegt. Denn sie ist nicht viel zu Haus. Immer läuft sie herum, um dem Vater zu entgehen, der mit seinen Freunden zu Hause unten in der Stube sitzt und trinkt. Er hält sie frei, darum sind es seine Freunde.

Da nun Enrichitta immer auf den Gassen ist, so hat sie so etwas Dreistes bekommen, so die Augen überall . . . wie Sie ja gesehen haben. Aber in Wirklichkeit ist die Sache nicht so schlimm. Es sollte nur 'mal einer ungezogen gegen sie sein, der würde es schon zu hören bekommen!

Das wissen auch die Leute hier in Pieve, daß es bei ihr nur die Augen sind und nicht das Herz. Ihr Herz, das ist vergeben. Ihr Herz ist in . . . Verzeihen Sie eine Frage: wie kamen Sie vorhin auf San Vito?"

Offengestanden wußte ich es wirklich selbst nicht zu sagen. Ich zuckte die Achseln:

„Das weiß ich nicht . . . es fiel mir gerade so ein. Wie ich unsere Wagen-Route für morgen früh im Reisehandbuch nachlas, da kam irgendwo hier in der Nähe der Name San Vito vor. Weil ich nun einen Nachbarort von Pieve di Cadore brauchte, so nahm ich San Vito. Dorthin sollte Tizian's Schöne verschwunden sein!"

Der alte Herr zog sich seine rothe Cravate zurecht und setzte mit einem Ruck den Strohhut in den Nacken:

„San Vito! Das ist das einzigste, wo Ihre Novelle stimmt. Ihr Herz ist in San Vito. Daher hat sie auch die Alpenrosen!"

„Aus San Vito?"

„Jawohl, aus San Vito. Die Alpenrosen stammen vom Monte Antelao oder vom Pelmo. Haben Sie gesehen, wie roth, wie dunkel sie sind? Die sind kräftig und ganz frisch. Von ganz hoch oben kommen sie, denn weiter unten ist ihre Zeit längst vorbei. Da sind sie matt und schon gebleicht, verwelkt. Es weiß auch jeder hier im Ort, wer der Enrichitta die schönen Alpenrosen bringt, und gerade deshalb hat sie immer eine in der Hand oder im Mund. Sie will es zeigen, daß sie von ihm sind.

Nur zu Haus zeigt sie's nicht, denn der Vater darf es nicht sehen. Um keinen Preis. Der nähme sie ihr gleich fort und schlüge sie ihr aus den Fingern. Und das verhält sich so:

Die Enrichitta, die will immer 'was Besonders haben. Das war schon von jeher so, seitdem ich sie kenne. Ob ihr der Vater einen Mann bestimmt hat, kann ich zwar nicht sagen, aber ich denke es mir, denn mit dem, den sie haben will, ist er nicht einverstanden. Das ist ein armer Bursche, aber ein bildschöner Kerl. Der Santo Bassi, aus San Vito. Er ist Bergführer."

Nun machte der alte Herr eine Pause, holte ein roth und weiß gewürfeltes seidenes Taschentuch hervor und fing an, sich zu schnauben. Er faltete das Tuch wieder zusammen und steckte es ein:

„Das ist ein bayrischer Catarrh. Den habe ich seit München. Also . . . wo war ich doch: Santo Bassi aus San Vito di Cadore, Bergführer. Ja, Bergführer. Sie sehen also, mit Tizian's ist es nichts. Die Wirklichkeit ist stets anders, als die Herren Schriftsteller sie darstellen. Nehmen Sie mir's nicht übel, aber ich bin ein fürchterlich prosaischer Mensch, und wenn ich solche Geschichten höre, wie vorhin, dann reizt es mich immer, der Wahrheit zum Recht zu verhelfen. Die Welt ist nun 'mal nicht . . . nicht poetisch . . . Sind Sie mir böse . . .?"

Dabei schob er seinen Strohhut wieder ganz nach vorn, daß er ihm dieses Mal beinahe bis an die Augenbrauen ging. Ich mußte unwillkürlich lachen und gab die Versicherung, nicht eine Secunde verstimmt gewesen zu sein. Mein Freund dagegen schien sich über den alten Herrn geärgert zu haben. Er verstand Französisch so ziemlich, doch er sprach es nicht, darum sagte er Deutsch:

„Die Thatsache, daß das Mädchen einen Bergführer oder den Bergführer Santo Bassi aus San Vito liebt, mag ja der Wirklichkeit entsprechen, aber sie ergiebt darum trotz aller ihrer Wahrheit noch keine Novelle."

Doch der alte Herr ließ sich nicht irre machen:

„Ah, unseren Veristen würde das vielleicht dennoch genügen . . . Das ist doch immerhin sehr schön und 'was Besonderes, daß dieses prachtvolle Mädchen, das sicher irgend einen Conte bekommen könnte, vielleicht einen Principe, nicht von ihrem armen Führer lassen will."

„Werden sie sich denn heirathen?" fragte ich.

„Gewiß! Sie sparen dazu. Ich weiß, daß sie sparen. Sie spart es sich an ihren Kleidern ab, und das will was heißen bei so einem Mädchen. Er legt alles bei Seite, was er verdient. Und er verdient viel. Er ist einer der kühnsten und besten Dolomiten-Führer. Wenn es Erstbesteigungen giebt oder neue Anstiege versucht werden, da nehmen die großen Alpinisten, wenn sie nicht allein gehen, immer Santo Bassi mit. Drum ist er auch selten zu Haus in San Vito. Er ist immer unterwegs. Schon im Herbst pflegt er engagirt zu sein für den nächsten Sommer, und für Außergewöhnliches wird er natürlich auch außergewöhnlich bezahlt.

Nun denken Sie Sich die Sorge und Angst von dem Mädchen. Es wird ja nichts passiren, aber es kann doch etwas geschehen. Wissen kann man's nicht, um so weniger, da er, wenn der Lohn hoch ist, natürlich alles versucht. Sie läßt sich nichts merken, die Enrichitta, immer geht sie herum, als ob ihr alles zu Füßen läge, immer hat sie die Augen überall. Das ist nun 'mal ihre Art so, aber das kann ich Ihnen sagen, die denkt doch nur an ihren Santo!

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

„Der schwarze Mann!"

Dem Leben nach erzählt von M. Schmidt-Cartlow in Berlin.

I.

„Sylvie!"

„Ja, Bobby!"

„Sylvie, ich seh' so 'was!" . . .

„Was denn?"

Eine Zeitlang bleibt's still in dem dunklen Raum; es ist spät in der Nacht. Dann hört sich's plötzlich wie das erstickte Schluchzen eines Kindes an, das sein Köpfchen in Kissen vergräbt.

„Hast Du wieder Angst, Bobby?" Keine Antwort erfolgt, nur ein erneutes, jämmerliches Weinen.

„Na, Bobby, was siehst Du denn? . . . 'Was Schwarzes?"

„Nein, 'was Weißes!"

„Wo, Bobby?"

„Da!" . . . Ein gellender, unartikulirter Schrei! Dann patscht Etwas mit nackten Beinchen über den Fußboden hin, und in der Thür erscheint eine weibliche Gestalt mit der Lampe. Die wirft ihren hellen Schein auf ein merkwürdiges Bild! Kerzengerade in seinem kleinen Bett aufgerichtet steht ein vielleicht fünfjähriger Knabe. Er hat ein todtenblasses Gesichtchen, das niemand vergessen könnte, der es einmal gesehen. Selbst das Entsetzen, selbst die Todesangst, welche sich in seinen Zügen ausprägt, vermag ihrer Lieblichkeit keinen Abbruch zu thun. Das Kind zittert wie Espenlaub. Seine ausgestreckten Hände weisen auf einen Punkt in der Luft, auf etwas Weißes, das sich leise hin und her bewegt. Seine großen, ausdrucksvollen Augen starren darauf hin, als hätten sie einen Geist gesehen!

Neben der vergitterten Bettstelle, die Arme wie beschützend um den kleinen Bruder geschlungen, steht Sylvie im Nachtröckchen. Sie ist etwas älter, ebenso blond und ebenso blauäugig wie der Knabe, aber nicht so schön; sie sieht blühender, gesunder aus!

„S'ist ja bloß die Gardine, Bobbychen!" sagt sie tröstend, während das Lampenlicht hell auf das „Weiße" fällt, das bei jedem neuen Windstoß, der an den Fensterläden rüttelt, auf und nieder tanzt. Aber gleich darauf, mit einem scheuen Blick auf ihre nackten Füße, läßt sie Bobby los.

„Fräulein kommt!" hat der Kleine sie verstanden, dann huscht sie in ihr eigenes Bett zurück.

Bobby's große, erschrockene Augen lösen sich plötzlich von der Gardine los. Sie bleiben mit ihrem starren Blick auf „Fräulein" haften, die jetzt die Lampe aus den Händen setzt und zu den Kindern herantritt. Seit drei Jahren hat sie ihre Erziehung geleitet und mit einem einzigen Blick die Situation erkannt!

„Fräulein" ist das, was man gewöhnlich „eine sympathische Erscheinung" zu nennen pflegt; sie trägt das Haar mit äußerster Einfachheit glattgescheitelt hinter den Ohren und macht den Eindruck, als ob sie niemals heftig werden könne. Ihre Züge sind regelmäßig. Es liegt etwas Bestimmtes, eine große Festigkeit des Willens darin ausgesprochen. Ihre ganze Erscheinung könnte vermuthen lassen, daß sie eine zwingende Gewalt über sich selbst, wie über andere habe. Besonders in ihren Augen ist dergleichen zu lesen, die nicht erzürnt, aber strenge auf den zitternden Knaben blicken. Es sind so kühle, kluge, durchdringende Augen!

Daß Fräulein Lorm „klug" ist, findet der neue Inspector auch, der sich im Nebenzimmer mit ihr und der Castellanin schöngeistig beschäftigt. Dergleichen Lese-Abende bieten für den Mann, der Werth darauf legt, eine gebildete Frau zu heirathen, die günstigste Gelegenheit, dieselbe auch nach dieser Richtung hin zu prüfen, ehe er das Herzensbündniß wirklich schließt, und der Inspector Grunow, welcher sich selbständig zu machen wünscht, legt in diesem Falle großen Werth darauf. Er findet es in hohem Grade zartfühlend von der Castellanin, daß sie z. B. mit ihm und Fräulein Lorm gemeinsam „Die Weber" von Gerhart Hauptmann liest!

Weniger ihr geistiges Verständniß weiß er an ihr zu schätzen, als jenes feine Taktgefühl, mit ihrer Gegenwart dem Fräulein und ihm zu gegenseitiger Schätzung zu verhelfen. Aber des Inspectors Gedankenleben soll Nebensache bleiben, und wir kehren daher zu Fräulein Lorm und ihren kleinen Zöglingen zurück!

Sie hat ohne Umstände das aufgeregte Kind in sein Bettchen gelegt und beugt sich nun tief über das holde, blasse Gesicht.

„Bobby," sagt sie mit leiser, eindringlicher Stimme, „wie konntest Du nur so gottlos sein, nach dem Beten noch solchen Lärm zu machen und mich so heftig zu erschrecken?

Und Du, Sylvie, mit den bloßen Füßen auf der kalten Erde! Ihr wollt wohl, daß Euch die neue Mama mit einem tüchtigen Schnupfenfieber gleich am ersten Morgen in die Betten schickt? Es würde Euch nur recht geschehen, weil Ihr so unfolgsame, böse Kinder seid!"

Bobby's Engelsgesichtchen bekommt jetzt einen trotzigen Ausdruck, der vollkommen irdisch ist.

„Will keine neue Mama!" sagt er mit einem Seitenblick auf die Gardine und ist plötzlich glühend roth geworden. Seine Pulse schlagen wirklich wie im Fieber.

Fräulein Lorm lacht leise, aber ganz leise auf.

„Glaub's wohl!" — spricht sie vor sich hin und deckt den Kleinen bis zum Halse zu.

„Ich aber will jetzt, daß Du ein guter Junge bist und endlich schlafen wirst! Ein guter, braver Junge, wie ich ihn vorhin in sein Bett gesteckt! . . . Hast Du mich verstanden, Bobby? Ich muß nun wieder gehen!"

„Nein, nein! . . . Bleib' hier!" Die kleinen, brennenden Hände klammern sich an Fräulein Lorm's Faltenärmel fest. Todesangst und Entsetzen kehren zurück in die lieblichen Züge.

„Mußt ja nich' weggehen! Bobby kann nich' allein schlafen! . . . Nein, nein! Er kann nich'!"

„Und weshalb nicht?" fragt Fräulein Lorm mit einem so ruhigen, gleichgültigen Gesicht, daß das Kind sich vom Trotz aufs Bitten verlegt.

„Weil, weil, . . . nu, weil das Weiße wiederkommen wird! Ach, bleib' doch bei mir, — bitte, bitte, ich hab' so Angst!" Die in die Aermel festgekrallten Fingerchen lösen sich los, die kleinen Arme schlingen sich um Fräuleins Nacken, fest, voller Innigkeit.

„O, Du!“ . . . fleht die süße Kinderstimme, zärtlich, schmeichelnd, — „geh' ja nich' fort von Bobby!“ . . . Und die hellen Thränen rollen über das lächelnde Mäulchen. — — —

Fräulein Lorm richtet sich empor. Sie wirft einen Blick auf Sylvie, ob die auch zugedeckt im Bette liegt. Die alte Kirchenuhr schlägt gerade zwölf vom Thurme, die höchste Zeit also, daß die Kinder zur Ruhe kommen! Nur sie selbst muß noch unbedingt den letzten Akt der „Weber“ zu Ende lesen! Sie wird ihn nicht beenden können, wenn Bobby in diesem aufgeregten Zustande sich selber überlassen bleibt! Und sie ist so gewissenhaft in der Erfüllung ihrer Pflichten! Aus diesem Grunde greift sie zu dem letzten, unfehlbaren Mittel, das ihr und ihm vollkommene Ruhe sichern wird.

„Das mit dem Weißen ist ja Unsinn, Bobby!“ sagt sie strenge. „Das war ja die Gardine, die durch den Luftzug hin- und herbewegt wird, und außerdem kommt nie ein Geist zu Kindern, wenn sie artig sind! Wenn Du nun aber nicht folgsam bist, nicht mäuschenstill, jetzt gleich, Bobby, dann werde ich in die Küche gehen und Euch den „Schwarzen Mann“ ins Zimmer schicken, der Euch in seinen großen Sack steckt und in den Schornstein hängt! Du kennst ihn doch, mein Kind? — Derselbe, der Euch neulich holen wollte! . . . Ich gehe gleich!“

Sehr selten im Leben hat Fräulein Lorm ihren Zweck verfehlt! Auch augenblicklich hat sie ihn erreicht! Sie kann nun ruhig ins Nebenzimmer gehen, ruhig „Die Weber“ zu Ende lesen. Bobby ist still geworden! Er wird sie nicht mehr stören! Er starrt die Sprecherin mit seinen großen Augen an und erinnert sich, wie schrecklich das gewesen, als neulich jener „Schwarze Mann“ zu ihm und Sylvie gekommen! Sein Herz steht beinahe still vor Angst. Unter den seidigen, blonden Ringellocken liegt feuchter Schweiß, und Fräulein trocknet seine Stirn ab, ohne ihre Gesichtszüge zu verändern. Dann nimmt sie die Lampe und leuchtet noch einmal über die beiden Kinderbetten. Auch Sylvie scheint müde zu werden, — so ist ja alles in Ordnung!

Es giebt Menschen, welche niemals, in keiner Lebenslage, ihren Principien untreu werden; Fräulein Lorm gehört zu diesen Menschen! Sie hat diese Kinder nie geschlagen, weil körperliche Züchtigung gegen ihr persönliches Empfinden ist; es ist ihre Ueberzeugung, daß Schläge Lärm und oftmals auch Verstocktheit hervorrufen. Ihre Erziehungs-Methode ist eine andere und befriedigt sie vollkommen. Sie hält das Gefühl der Furcht für wirksamer als das des physischen Schmerzes, besonders für ein so sensitives Kind wie Bobby! Sie hat es oft erprobt in ihrer langjährigen Thätigkeit, und unsere Grundsätze gewinnen größtentheils erst Festigkeit durch die Erfahrungen unseres Lebens! — Man hat allgemein behauptet, daß Bobby und Sylvie sogenannte „Musterkinder“ seien, daß sie aufs Wort gehorchten, und ersterer hat eben ja wieder den Beweis geliefert! Beinah ist es jämmerlich, wie sehr sich der alberne, kleine Bengel fürchtet, aber er schweigt wenigstens, und Fräulein Lorm ist der Ansicht, daß ihre eigenartige Methode Liebe und Vertrauen in dem Kinderherzen weit mehr aufrecht erhält als körperliche Strafen! So darf sie Bobby und Sylvie jetzt getrost sich selber überlassen und den ergreifenden Schluß des berühmten Dramas in der entsprechenden Stimmung zu Ende lesen! — — —

— — — — — — — — — — — — — —

„Es ist wirklich erstaunlich,“ sagt der Inspector bei ihrem Wiederkommen, „wie groß der Einfluß ist, den Sie auf Kinder ausüben! — Ein paar Minuten und der Friede ist wieder hergestellt!“

Ein Blick aufrichtiger Bewunderung begleitet seine Worte. Fräulein Lorm lächelt bescheiden.

„Durch die unschädlichsten Mittel, angewandt zur rechten Zeit, erreichen wir am meisten im Leben, Herr Inspector!“ Darauf setzt sie sich an die Seite der Castellanin und fährt in ihrer Lectüre fort.

* * *

Nebenan im Schlafzimmer bleibt alles still! Still wenigstens für die Lesenden! Sylvie richtet sich leise auf, damit die Bettstelle nicht knarren soll.

„Bobbychen, schläfst Du?“

„Ja!“ . . .

Aber das ist nur wie ein ängstlicher, flüsternder Hauch, dann hört man nichts weiter, als den fiebernden Athem des Kleinen.

„Du, Bobby, ich glaub', Fräulein ist gar nicht zu dem schwarzen Mann in die Küche gegangen; die hat selber Angst! . . . Schlaf' nu man weiter, Bobbychen!“

Und dann erstirbt auch das Flüstern. Sylvie schläft endlich ein, und Bobby denkt an den großen, weiten, tiefen Sack des „Schwarzen“, der oben zugebunden wird, damit nie ein Kind daraus entschlüpfen kann, das er sich einmal darin gefangen hat. Es kommt zuerst in den Schornstein, und dann bringt er's zur Hexe, die es schlachtet oder im Backofen verbrennt!

Bobby bleibt mäuschenstill. Er glüht wie die Flammen selber, und er ist nicht mehr allein. Der ganze höllische Teufelsspuk umsteht sein vergittertes Bettchen. Der blickt geradewegs in die weitgeöffneten Augen des Kindes, die keine Thränen haben, weil sie nicht weinen dürfen, weil Bobby stumm sein muß! Draußen stürmt der Wind, und Fräulein Lorm liest drinnen die Geschichte der Armen. Dergleichen ist besonders schaurig, wenn der Sturm in den Wipfeln der alten Bäume haust! Nie aber hat sie diesem armen Kinde die kleinste Geschichte von einem Englein erzählt, das es des Nachts behütet und an seinem Bettchen wacht. Warum hat Fräulein Lorm das nie gethan? — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

II.

Gerade achtzehn Jahre war Gretchen von Rhoden geworden, als der Graf Stauffen um ihre Hand angehalten und sie zur Mutter seiner beiden kleinen Waisen auserwählt hatte. Ihr erster „Ausgehwinter“ war's gewesen, sie selber noch das reine Kind in aller Augen, aber sie hatte „Ja“ gesagt. Es störte sie nicht im geringsten, daß die Bekannten sie nicht alt genug für ihr neues, pflichtenreiches Leben erachteten. Für fünf kleinere Geschwister hatte sie ja bisher gesorgt, und für die Eltern war sie stets der verkörperte Sonnenschein gewesen. Warum durfte sie nun nicht Graf Stauffen's Sonnenschein werden, für den sie seit dem letzten Weihnachtsball geschwärmt, und den sie jetzt schon wirklich lieb gewonnen hatte? Warum durfte sie nicht mit seinen Kindern weiter spielen? . . . Es sollten so liebliche und so wohlerzogene Kinder sein und noch so klein! Gretchen konnte nicht begreifen, weshalb man ihr mit diesen ewigen Bedenken kam? Sie war so glücklich in dem Bewußtsein, eine Braut zu sein! — So ungeheuer früh schon, als die erste aller ihrer Freundinnen! Einmal freilich hatte sie bitterlich geweint, als wieder ein neuer Gratulant nicht ganz das unerschütterliche Vertrauen in ihre achtzehn Jahre setzte, das doch Graf Stauffen in sie gesetzt. Bitterlich hatte sie geweint, und mehr als den besten Willen konnte sie nicht mitbringen in ihre junge Ehe. Warum würde er sie sonst zu seiner Frau gewollt haben, wenn er ihr nicht vertraute? Und darauf war sie zu ihm gegangen und hatte ihm die Sache zur Entscheidung vorgelegt, die unschuldigen Kinderaugen noch voller Thränen.

„Clemens,“ hatte sie gemeint, „wenn Du vielleicht doch denkst, daß ich nicht gut genug für Deine lieben Kleinen sorgen werde, daß ich es noch nicht so recht verstehe, dann möchte es am Ende besser sein, wenn Du mich gar nicht zu Deiner Frau nimmst! Bitte, sage es mir dann offen, Clemens!“

Sie war ein so herziges, kleines Ding in jenem Augenblick gewesen! Und da diese rührende Selbstlosigkeit, außer ihr, wahrscheinlich keine einzige in seiner ganzen Damenbekanntschaft bewiesen hätte, so drückte Graf Stauffen sie mit warmer Herzlichkeit an seine Brust und versuchte es, ihr einzuprägen, daß sie eine derartige Frage niemals wieder an ihn richten dürfe!

Damit war Gretchen endgültig über diesen Punkt beruhigt worden und dann auch wirklich als eine der reinsten, lieblichsten Bräute mit dem gereiften Mann vor den Altar getreten.

Das war eine schöne, feierliche Stunde gewesen, aber beinahe noch feierlicher war's ihr vorgekommen, als sie dann bald darauf, schon im Reisekleid, Abschied von ihrem Großmütterchen genommen. Das hatte nicht Theil an den Festlichkeiten nehmen können, weil es gelähmt in seinem Rollstuhl saß, und gerade bei Gretchens Eintritt fiel auf diesen Rollstuhl die Sonne, ein Streifchen Wintersonnenlicht, wie es die Februar-Nachmittage bieten, aber es machte das weiße Haar so glänzend und das faltige Gesicht so froh. Die Alte sah aus, als sei sie mitten unter den vergnügten Menschen gewesen und habe nichts entbehrt. Seltsam klingt es vielleicht, aber Gretchen hatte die Empfindung gehabt, als sei sie heute zum zweiten Mal in einer Kirche. Und jungen Leuten, wenn sie mit sehr alten in nähere, geistige Berührung treten, soll das häufiger so ergehen. Die Runzeln, die Falten, die Erfahrungen sind dann die Predigt. Sie ist oft eindringlicher in ihrer schlichten Weise als jene in den Gotteshäusern.

„Leb' wohl, Großchen!“ sagte die kleine Gräfin Stauffen, die gar keine Zeit mehr hatte, weil draußen schon die Droschke auf sie wartete. „Ich bin schnell gekommen, um Dir noch einmal einen Kuß zu geben! . . . Ich muß gleich wieder fort! . . . Du weißt, von langem Warten ist Clemens kein Freund! Adieu, mein liebes, liebes Großchen!“ —

Sie lachte schelmisch auf und schlang die Arme um die alte Frau. Halb war sie noch hier, halb war sie schon weit fort auf der Hochzeitsreise, die doch das Herrlichste blieb, das Allerschönste, das sie ihrem Verlobten abgeschmeichelt hatte! Bis jetzt hatte sie noch nichts von der wunderschönen Welt gekannt. Nun sollte sie dieselbe kennen lernen. Es zog sie hinaus mit jubelnder Freude, — es hielt etwas sie fest in diesem kleinen, sonnenbeglänzten Raum.

Großmütterchen war's nicht allein, die lächelnd ihre Hände nahm und einige Minuten lang nicht wieder frei gab. So milde war es, dieses Lächeln der alten Frau.

„Ja,“ sagte sie, „vielleicht ist es eine lange Reise, mein Herzenskind, die Du heute mit Deinem Manne angetreten! Mögest Du ihm die Gefährtin werden, die Leid und Freude mit ihm theilt, die nie vergißt, daß sie zusammen in die Heimat wandern, die stets bedenkt, wie viel Gott ihr ans Herz gelegt, und daß er einst viel von ihr fordern wird! Du bist kein Kind mehr, nun Du heilige Pflichten übernommen hast. Von jetzt ab ist Dein Platz bei Deinen Kindern!“ Das war die Predigt der Alten gewesen! Ernst, schlicht und wahr!

Mit ihrem weißen Haar kannte sie das Leben besser, als das junge, glückliche Geschöpf. Und Gretchen vergaß es nie, wie sie ihr gerade das gesagt, was Recht und Pflicht für sie geworden. Noch niemand hatte ihr das heute, an ihrem Hochzeitstage, so ernst und ungeschminkt gesagt. Dann flog sie die Treppe hinunter und fuhr mit ihrem Gatten hinaus in die Sonne.

Es giebt Tage, wo gleichsam alles damit übergoldet ist. Die Alte oben im Erkerstübchen nickte den Reisenden zu und sah ihnen noch lange nach mit ihrem milden Lächeln . . .

Sie dachte, daß dieser Schritt des Mannes, den er in eine neue Zukunft that, ein großes Risico gewesen, — sie dachte, daß er kein Kind zur zweiten Mutter seiner Kinder hätte wählen sollen, aber sie dachte auch, daß ja so manches, was wir kurzsichtigen Menschen nicht übersehen können, oftmals zum Besten ausschlägt und in Segen endet.

So kam es, daß Großmütterchen ohne Sorge in ihres Lieblings Zukunft blickte. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Das junge Paar war von Florenz nach Rom und von dort weiter nach Capri gegangen. Gretchens Briefe, die sie mit gewissenhafter Pünktlichkeit nach Hause sandte, sprudelten über von einem unbeschreiblichen Entzücken. Sie schien weder geistige Abspannung, noch körperliche Müdigkeit zu empfinden, und nur aus den letzten, klein gekritzelten Karten ging hervor, daß Graf Stauffen anfing, müde zu werden. Auf der allerletzten, die in Sorrent gestempelt war, stand kurz, daß die entzückende Hochzeitsreise um eine Woche zu früh beendet werden müsse, da Bobby ein Schnupfenfieber bekommen, und Clemens keine Ruhe mehr in der Ferne habe.

„Diese verwünschte Reiserei!“ sagte Herr von Rhoden, der sich in Stauffen's Seele hineindachte und all dergleichen für unnöthigen Plunder hielt.

„Armes Ding!“ meinte mitleidig die Mutter, welche an die Prosa einer Krankenpflege denken mochte, und: „Gott sei Dank, daß sie endlich ihren rechtmäßigen Platz einnimmt!“ sagte Großmütterchen von ihrem Rollstuhl her. Sie war eine sehr einfache, alte Frau, aber gegen diese überzeugende Wahrheit wußte niemand etwas einzuwenden. Das wenige, das sie sprach, war immer erprobt und weise. — — —

(Schluß folgt.)

Victoria, Königin von Großbritannien und Irland.
Nach einer Photographie von Russel & Sons in London.
Siehe den nebenstehenden Artikel.

Nachdruck verboten.

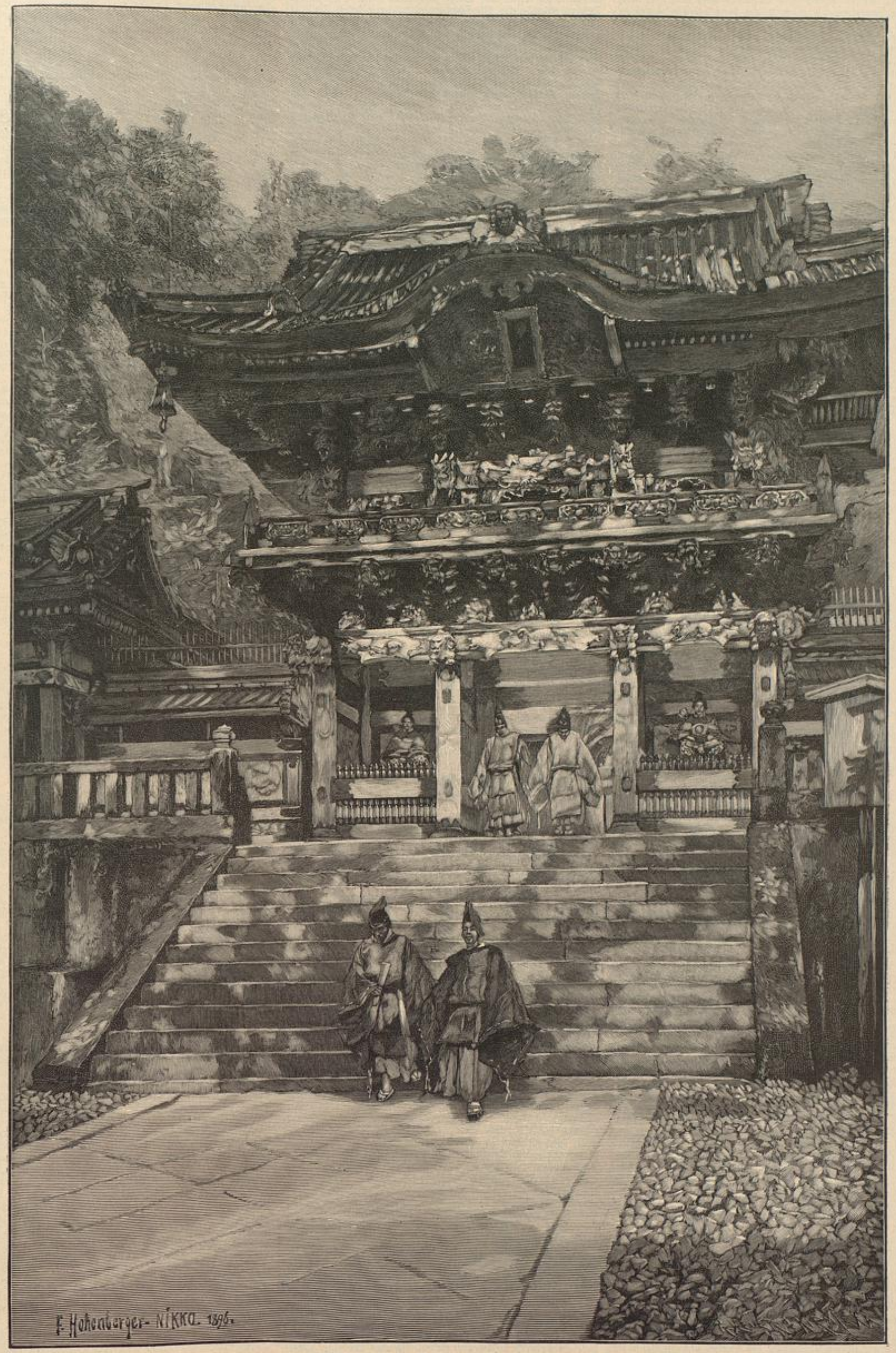
Aus dem Leben der Königin Victoria von England.

Von Erna Schmidt in Berlin.

Siehe nebenstehendes Portrait.

Am 20. Juni d. J. feierte die englische Nation das sechzigjährige Regierungs-Jubiläum ihrer Königin, — ein seltenes Fest, das bis jetzt einzig in der Geschichte Englands dasteht, denn nie zuvor ruhte das Scepter des Königreichs so dauernd in einer Hand; nur viermal in der langen Reihe seiner Beherrscher ist eine annähernd lange Regierungszeit zu verzeichnen gewesen. Heinrich III. (1216—73) regierte 57 Jahre, Eduard III. (1327—77) 50 Jahre, die Königin Elisabeth (1559—1604) 45 Jahre, Georg III. endlich (1760—1820) 59 Jahre. Wie das glorreiche Zeitalter Elisabeths England einst als Erstes in den Waffen und in der Literatur sah, so kann Englands jetzige Königin den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, eine in mehr als einer Hinsicht segensreiche Regierung geführt, in den vereinigten Reichen ihres Landes manche treffliche Neuerung eingerichtet, die Grenzen ihrer außereuropäischen Besitzungen erweitert und gesichert zu haben. Nicht ohne Kriegsgeschrei und Kriegsgefahren, nicht ohne politische Wirren und Schwierigkeiten mancher Art verflossen die 60 Regierungs-Jahre der 78jährigen Königin, der, ebenso wie ihrem Gemahl, persönliche Anfeindungen, selbst meuterische Angriffe nicht erspart blieben. Der Krimkrieg forderte die größten Opfer, die Greuel in Indien erfüllten Europa mit Schrecken und Abscheu, Streitigkeiten mit Jung-England in Nordamerika wie in Irland, Kämpfe und Blutvergießen in Aegypten und in den englischen Colonien gefährdeten Gut und Leben britischer Söhne, im Lande selbst aber herrschte Frieden, selbst in den Jahren, wo fast jeder andere der europäischen Staaten revolutionären Strömungen ausgesetzt war. Kunst und Wissenschaft gediehen unter der Regierung der Königin Victoria, Handel, Gewerbe und Industrie blühten, Kirche und Staat gingen Hand in Hand in dem Bestreben, England gut und groß zu machen.

Der im Jahre 1817 erfolgte Tod der Prinzessin Charlotte, einzigen Kindes des regierenden Königs Georg IV. und seiner Gemahlin Caroline von Braunschweig-Wolfenbüttel, ließ schon



Das Yōmei-mon-Thor in Nikko. Nach dem Gemälde von F. Hohenberger in Berlin. — Siehe Seite 104.

fürchten, daß die Königskrone Englands über kurz oder lang an eine Seitenlinie übergehen würde, denn des Königs zweiter Bruder William war kinderlos und Prinz Edward noch unvermählt. Großen Jubel erregte daher die Verbindung des genannten Prinzen mit der verwitweten Prinzessin Marie Louise von Leiningen im Jahre 1818 und die am 24. Mai 1819 in Kensington Palace erfolgte Geburt eines Töchterchens, der Prinzessin Alexandrine Victoria, „The little May-blossom", wie sie fortan durch ganz England hieß. Noch hielt man für ausgeschlossen, daß dies Kind je berufen sein sollte, Englands Thron dereinst zu besteigen, der plötzliche Tod seines Vaters, des Herzogs Edward von Kent und Strathearne (am 23. Jan. 1820) jedoch ließ daran fast keinen Zweifel mehr. 1830 starb Georg IV., und sein Bruder, William IV., bestieg den Thron. Schon bei seinem Regierungs-Antritt wurden Bestimmungen getroffen, nach welchen im Fall seines Todes die Erbfolge auf seine Nichte Victoria von Kent übergehen sollte. Mit verdoppelter Sorgfalt umgab die verwittwete Herzogin von Kent nun die Prinzessin, an der die Hoffnungen einer ganzen Nation hingen; sie erzog sie zum Genuß aller kindlichen Freuden und Freiheiten und hielt sie frei von Ueberhebung und Selbstbewußtsein. Pünktlichkeit und Gehorsam, Rücksichtnahme auf andere und Güte gegen Untergebene wurden ihr vor allem als höchste Tugenden eingeprägt. Die Erkenntniß ihrer hohen Bestimmung aber wurde ihr so lange wie möglich vorenthalten. — Canon Wilberforce schildert das Zusammenleben von Mutter und Kind in einem Briefe mit wenigen charakteristischen Worten: „Gestern ließ mich die Herzogin zu sich bitten. Als ich eintrat, saß sie in einem niedrigen Sessel, neben ihr auf dem Teppich spielte ihr hübsches, kräftiges Töchterchen, die kleine Prinzessin Drina, die bald auch mit mir gut Freund wurde." Andere beschreiben die kleine Prinzessin als „ein äußerst lebhaftes Kind mit rothen Wangen und großen hellblauen Augen", ferner: „Prinzeßchen, im einfachen, grauen Leinenkittel, den großen, runden Strohhut halb im Nacken, begoß mit großem Eifer ihre Blumen und — ihre kleinen Füße, bis die Herzogin Einhalt gebot." — Folgende und andere Geschichtchen aus ihrer Jugendzeit finden sich in einem jüngst erschienenen Buch: „The Queen's resolve" von Ch. Bullock. Einmal war die Prinzessin eine Weile emsig mit Harken und Aufladen von Gras beschäftigt. Plötzlich warf sie die Harke von sich und stieß das halb beladene Wägelchen zur Seite. „Bin müde und mag nicht mehr; ich möchte jetzt auf meinem Esel reiten!" antwortete sie auf die Frage ihrer Gouvernante. „Nein, Prinzeß, das geht nicht, man läßt keine Arbeit unvollendet," lautete darauf der Verweis, und Englands künftige Königin nahm gehorsam, wenn auch mit Seufzen die ihr schwere Arbeit wieder auf. — Einst bei einem Aufenthalt in Ramsgate, einem Seebad in Kent, war die Prinzessin sehr schnell gelaufen und vornüber in den Sand gefallen. Ein Herr half ihr auf. Sie weinte, faßte sich aber schnell, dankte höflich und sagte: „Das kommt davon! Ein Glück, daß Mama es nicht gesehen hat, sie würde sonst sagen: ‚Die Prinzessin von England darf aber nicht so wild sein!'" Dann ging sie gemessenen Schrittes auf ihre inzwischen herangekommene Erzieherin zu.

Früh zeigte Prinzessin Victoria Liebe zur Musik; mit ihrem feinen Stimmchen sang sie als sechsjähriges Kind bereits allerlei niedliche Lieder, das Klavierspiel dagegen scheint ihr manche Plage verursacht zu haben. Einst nach mühseliger Uebestunde, in der besonders die linke Hand nicht pariren wollte, wandte sich die Prinzessin an ihre Lehrerin: „Sie haben mir immer gesagt, ich müßte tüchtig üben, um das Klavier zu beherrschen. Soll ich Ihnen einmal sagen, wie das am schnellsten geht? — So!" — Und sie klappte den Deckel über die Tasten, zog den Schlüssel ab und hielt ihn lachend in die Höhe. — „So! Nun bin ich Herrin über das Klavier, auch ohne zu üben, und ich werde ihm nur gestatten, wieder laut zu reden, wenn es mir gefällt!" — Es „gefiel" der kleinen Prinzessin aber schon nach wenig Minuten, das Klavier „wieder sprechen zu lassen"! Prinzessin Victoria mußte eben früh gehorchen lernen, weil sie dereinst herrschen sollte. Rührend ist die Scene, in der ihr klar wurde, daß sie Englands zukünftige Königin sei. Die Prinzessin hatte eine große Vorliebe für Geschichte, in der Mr. Davy, der nachmalige Bischof von Peterborough ihr Unterricht ertheilte. Die Stunde, worin er einige Ereignisse aus dem letzten Jahrhundert besprochen hatte, war zu Ende, und die Prinzessin trat einen Moment ans Fenster, um dem verehrten Lehrer freundlich nachzuwinken. Inzwischen legte die Baronesse Lehzen, — ihre Erzieherin, — die mit der Herzogin dieserhalb zuvor Rücksprache genommen hatte, die genealogische Tabelle des Hauses Hannover in das Buch. Als die Prinzessin es später wieder öffnete um, wie gewöhnlich, nach der Stunde das Gehörte nachzulesen, gewahrte sie das Blatt. „Was ist das?" fragte sie, „Solch ein Papier habe ich sonst noch nie gesehen!" — „Es war bisher auch noch nicht nöthig," erwiderte die Baronin Lehzen ruhig. — Prinzessin Victoria saß eine ganze Weile stumm vor der Tabelle, die sie studirte: „Ich stehe dem Throne also näher als ich es ahnte," sagte sie endlich halblaut, wie zu sich selbst und fügte nach einigem Zögern dann laut, zu ihrer Erzieherin gewandt, hinzu: „Wie stolz würden manche sein! Aber nicht wahr? doch nur weil sie nicht wissen, wie schwer es Fürsten haben? Es ist wohl viel Glanz dabei, aber noch viel mehr Verantwortlichkeit." — Und nach einer Weile: „Ich will gut sein, ja, ich will gut sein!!" —

In der That verdoppelte die Prinzessin von dem Tage an ihren Fleiß. Sie war ein begabtes Kind. In ihrem elften Jahr sprach sie bereits fließend mehrere moderne Sprachen, las Virgil und Horaz in der Ursprache und besaß auch recht hübsche Kenntnisse in anderen Wissenschaften, besonders im Rechnen. Sehr viel Freude hatte die Prinzessin am Religions-Unterricht und am Zeichnen. Mit ihrem zwölften Jahr begannen die Vorbereitungen auf ihre künftigen Herrscherpflichten; zunächst erhielt sie den ersten Unterricht in der englischen Verfassung und in National-Oeconomie durch Professor Amos. In ihrer Mutter hatte sie die beste, verständigste Führerin, die mit der Baronin Lehzen den Charakter und durch tüchtige Lehrkräfte die natürlichen Gaben der Prinzessin aufs glücklichste zu entwickeln bestrebt war. Durch häufige Reisen und Aufenthalt in den verschiedensten Gegenden des Reiches machte die Herzogin die künftige Königin mit dem Land und seinen Bewohnern bekannt; der Besuch von Fabrikstädten lehrte sie die Erzeugnisse des Landes und die Art ihrer Hervorbringung kennen, dabei versäumte die Herzogin nie, den Blick ihres Kindes dahin zu lenken, wo Noth und Mangel wohnten, wo Elend und Sorge zu lindern war. „Ich möchte Dich zu einem guten Menschen erziehen, dann wirst Du eine gute Königin werden," sagte sie einst. Das Leben und Wirken der Königin Victoria beweist, daß es der Mutter gelungen ist.

Am 30. August 1835 vollzog der Erzbischof von Canterbury, assistirt vom Bischof von London, in der königlichen Capelle des St. James' Palast in Gegenwart der Herzogin-Witwe von Kent, des Königs, der Königin Adelaide und der Herzogin von Sachsen-Weimar, nebst andern Mitgliedern des Königlichen Hauses, die Confirmation der Prinzessin Victoria. Kaum zwei Jahre später, — am 20. Juni 1837 ward sie Englands Königin.

Als der Erzbischof von Canterbury, begleitet vom Lord-Kanzler, ihr an dem Tage früh morgens die Nachricht von dem Ableben ihres Oheims nach Windsor brachte, waren ihre ersten Worte: „Ist's denn wahr! So bitten Sie für mich zu Gott um seinen Segen!" — „Mit Gott!" Das war und blieb Zeit ihres Lebens in guten wie in bösen Tagen ein Wort, das ihr Muth und Freudigkeit und reichsten Trost gewährte; Demuth und Bescheidenheit kennzeichneten stets ihre Handlungen als Königin. Sehr schwer wurde es ihr zuerst, sich als das Ziel allgemeinster Aufmerksamkeit zu fühlen. Am Tage der Proclamation in St. James' Palast, als das brausende: ‚God save our youthful Queen!' vieltausendstimmig zu ihr emporschallte, hielt sie sich nur mühsam aufrecht, einen Augenblick barg sie weinend das Haupt an der Brust der über alles geliebten Mutter. Zu einer ganz besonders prächtigen Feier gestaltete sich ihre Krönung im Westminster am 28. Juni des folgenden Jahres, wo der jungen Monarchin inmitten zahlloser auserlesener Gäste, Fürstlichkeiten und Gesandtschaften fast aller europäischen Höfe und der Edlen ihres eigenen Landes vom Erzbischof von Canterbury die altehrwürdige Krone St. Edward's aufs Haupt gesetzt wurde. Ein Augenzeuge berichtet darüber: „Die junge Königin trug über dem weißen, mit kostbaren Spitzen besetzten Atlasgewande den purpurnen Krönungsmantel; die Schulter war mit den höchsten Ordenszeichen geschmückt, eine schlichte Goldspange legte sich um ihren Scheitel. Als sie die Stufen zu St. Edward's Thron emporstieg, lag auf ihrem jugendfrischen Gesicht ein Schimmer von jenem Licht, das nicht irdischen Ursprungs ist; Erwartung und Hoffnung, Demuth, Bescheidenheit und Ergebung in Gottes heiligen Willen spiegelten sich darin, und dazwischen lag ein rührend hülfloses Etwas, das ihr die Herzen ihres Volkes auf immer gewann. „Unsere" *Königin* war sie bis dahin, — *unsere* Königin wurde sie fortan. — Gott erhalte sie uns lange!" —

Zwei Jahre verflossen, — eine Zeit, in der die junge Königin Rechte und Pflichten ihres Standes auszuüben Gelegenheit fand, die ihr aber auch die Gewißheit brachte, daß es gar einsam ist auf jener Höhe, „wo Fürsten stehen", und wo selbst die Mutter nur den zweiten Rang einnimmt. Groß war daher die freudige Erregung des ganzen Volkes, das seiner jungen Fürstin einen Ehegemahl längst gewünscht, als der Vetter der Königin, Prinz Albert von Sachsen-Coburg-Gotha (geboren im August 1819), im Jahre 1839 seinen Besuch in England wiederholte, und sich mit der Königin verlobte, worauf die Hochzeit am 10. Februar 1840 folgte. Seine persönliche Liebenswürdigkeit, sein Takt, mit der er sich in die schwierige Stellung eines Prinz-Gemahls hineinfand, die innige Liebe, die ihn mit seiner Gemahlin verband, ließen auch ihn einen der Königin ebenbürtigen Platz im Herzen des Volkes finden, für dessen Wohl er bis zum letzten Augenblick seines Lebens mit seiner Königin vereint gestrebt hat. Einundzwanzig Jahre glücklicher Ehe waren der Königin und ihrem Gemahl beschieden, neun Kinder wurden ihnen geboren. Die älteste Tochter Victoria „Prinzess Royal", geb. 21. November 1840, wurde die Gemahlin des Kronprinzen von Preußen, der Prinz von Wales heirathete Prinzessin Alexandra von Dänemark, Prinzessin Alice vermählte sich mit dem Prinzen Ludwig von Hessen, Prinz Alfred (Herzog von Edinburg) heirathete die Großfürstin Marie von Rußland, Prinzessin Helene den Prinzen Christian, Prinzessin Louise den Marquis von Lorne, Prinz Arthur (Herzog von Connaught) heirathete die Prinzessin Louise von Preußen, Prinz Leopold (Herzog von Albany) heirathete Prinzessin Helene von Waldeck-Pyrmont, und Prinzeß Beatrice heirathete Prinz Heinrich von Battenberg.

Wie glücklich das häusliche Leben der Königin gewesen, spricht sie selbst aus in Briefen und in ihren Tagebüchern aus späterer Zeit: „. . . Er (Prinz Albert) ist einzig in seiner Fürsorge, rührend in seiner Güte, mit der er jeden Stein aus meinem Wege räumt. Wie kann ich ihm je genug danken!" „Ich bin geradezu bürgerlich glücklich!" Wie das königliche Paar die Regierungsgeschäfte vereint besorgte, so war auch ihr vereintes Interesse der Erziehung und Ueberwachung ihrer Kinder gewidmet. Die Königin selbst ertheilte regelmäßig den ersten Unterricht, und neben vorzüglichen Lehrern war der Prinz-Gemahl nicht nur als Erzieher, sondern auch als Lehrer seiner Kinder thätig. Der Lieblingsaufenthalt der königlichen Kinder war Osborne, wo sie sich nach Herzenslust tummeln und beschäftigen konnten, auch in Balmoral, — mitten im Hochland, mit einer Aussicht auf die wild zerklüfteten, haidebewachsenen Berge, zur Seite das Flüßchen Dee mit seinen capriciösen Windungen, — weilten die Königin und ihr Gemahl mit ihrer Familie alljährlich mehrere Monate. Von hier aus wurden weite Spaziergänge unternommen; unerkannt erschien das königliche Paar in den Hochlandhütten, speiste unter dem niederen Dach, und erfreute sich an der großartigen Natur und an der köstlichen Urwüchsigkeit der Schotten. Zwei Bücher erstanden hier aus der Feder der Königin; 1869 erschien das erste: Leaves from the journal of our Life in the Highlands, 1885 wurde das zweite veröffentlicht: More leaves from the journal of our life in the Highlands. — Beide legen Zeugniß ab für den lebhaften Geist der Königin, ihren Blick für Naturschönheit und die Fähigkeit, das Gesehene hübsch zu schildern.

Das Jahr 1861, das so glückverheißend begann, brachte tiefe Trauer über die Königin und ihr Land. Im Frühling verlor sie ihre Mutter, und am 14. December desselben Jahres wurde der heißgeliebte Gatte ihr durch den Tod entrissen, zum bittersten Schmerz der Königin und des ganzen Landes. „Albert der Gute" nannte ihn das Volk mit vollem Recht. Sein Interesse für die Vorgänge im öffentlichen Leben, für Kunst, Wissenschaft und Handel, sein weises, maßvolles Urtheil in politischen Angelegenheiten sicherten ihm die höchste Anerkennung aller Nationen. Die Königin war wie gebrochen. Arbeit allein und die unerbittlichen Regierungspflichten, noch reicheres Wohlthun als bisher, Unterhaltungen mit ihrem verehrten Seelsorger Dr. Norman Macleod, auch die Correspondenz mit ihren fernen Kindern, Besuche von ihnen und ihren Enkeln halfen der gebeugten Königin endlich den Verlust tragen, der ihr bis heute unersetzlich scheint, der aber nicht der letzte geblieben ist. Als im Jahre 1877 die Königin zur Kaiserin von Indien proclamirt und zehn Jahre später ihr 50jähriges Regierungs-Jubiläum gefeiert wurde, fehlte schon mancher aus dem Kreise ihrer Kinder und derer, die ihrem Herzen theuer waren, — seither hat der Tod noch reichere Ernte gehalten. Aber Englands Königin ist nicht vereinsamt. „Ich bin Gott dankbar, daß er mir nicht alles genommen hat. Als meine Kinder nicht mehr klein waren, hatte ich Enkel, und jetzt sind Gottlob wieder Urenkel da, an denen ich mich freuen, um die ich mich sorgen kann," sagte die Königin jüngst zu einer ihr nahestehenden Persönlichkeit, und schaute voll Liebe auf die muntere Kinderschar, die um sie spielte. Mit Dankbarkeit blickt auch ganz England auf zu einer Herrscherin, die mit weiser, gütiger Hand die Zügel der Regierung zu führen und die Liebe und Verehrung ihres Volkes zu erwerben verstand.

Nachdruck verboten.

Einiges aus dem Schwesternberuf.

Von H. Cornelius in Wiesbaden.

I.

Nein, es ist ja kaum zu glauben! Fräulein von K . . . . ist also wirklich eingetreten als Schwester vom Rothen Kreuz?"

„Thatsächlich, gnädige Frau, sie soll von jeher eigenthümliche Ansichten gehabt und immer etwas Besonderes gewollt haben. Wie weit dies richtig, kann ich ja nicht bezeugen, — es wird so viel geklatscht!" „Ja freilich! Ob es aber wirklich so schwer ist, Schwester zu sein? Ich denke mir, mit einer Portion Pflichtgefühl und gutem Willen läßt sich die Sache schon machen."

Diese Unterhaltung, verehrter Leser, war mir, bei Uebernahme einer Pflege, zu hören vergönnt. Ich möchte mir erlauben, mit einigen Worten gerade *den* Punkt zu beleuchten, auf den es beim Schwesternberuf besonders ankommt.

Schwester zu *werden*, ist nicht schwer: man wählt den Verein, stellt die nothwendige Caution, wird eingekleidet und — ist somit Schwester, — aber ob man eine *gute* wird, bleibt offene Frage. Mit nachstehenden Beispielen gelingt es mir vielleicht, Gesagtes zu erläutern.

Frau B . . . war eine frohe, lebenslustige Dame, — hatte Vermögen, einen Mann, der sie zärtlich liebte, und konnte sich, wie man zu sagen pflegt, nicht mehr wünschen. Da brach die Cholera in Hamburg aus. Als eines der letzten Opfer dieser unheilvollen Seuche wurde Herr B . . . dahingerafft. Seine Gattin war untröstlich. Sie konnte und wollte auch den Verlust nicht verwinden. An Zerstreuungen fand sie kein Genügen, Lectüre, Kunst und Handarbeiten gewährten ihr keine Befriedigung, und die Wirthschaft für sie allein machte keine Umstände. Wozu wären auch die Dienstboten da? Doch das Leben, wie es jetzt war, wurde Frau B . . . unerträglich. Sie sehnte sich nach einer Beschäftigung, die sie vollkommen in Anspruch nahm, und, — dies aber nur ganz nebenbei, — die die Gesellschaft genügend würdigte, und welche vielleicht auch anderen von einigen Nutzen wäre. Nach einigem Hin- und Her-Ueberlegen beschloß Frau B . . ., Schwester zu werden.

* * *

Im Hause des Barons von S . . . . herrschte helle Freude. Fräulein Erna hatte sich mit einem Lieutenant verlobt und schwebte, als glückliche Braut, im siebenten Himmel. Leider sollte der schöne Traum nicht lange währen: es fiel ein Reif auch in „dieser" Frühlingsnacht. Es stellte sich heraus, daß Lieutenant von K . . . leidenschaftlicher Spieler war, und daß in seinem großen, menschenfreundlichen Herzen mehr Raum war, als nur für seine Braut allein. Erna kämpfte lange mit sich, — ihr Herz zog sie zu ihrem Bräutigam, während Vernunft und Ehrgefühl geboten, die Verlobung zu lösen, was auch endlich, auf Wunsch der Eltern, erfolgte. Daß Erna's Vertrauen zu den Menschen tief erschüttert war, ist wohl nicht zu verwundern. Sie fand weder zu Hause, noch in Gesellschaft Ruhe, da jede Uniform, jedes Säbelklirren sie an entschwundenes Glück erinnerte. Da erwachte in ihr, sich schließlich zu festem Willen gestaltend, der „unbesiegbare" Wunsch, sich der Krankenpflege zu widmen und somit der Gesellschaft den Rücken zu kehren.

* * *

In beiden genannten Fällen waren die Triebfedern zur Wahl des Schwesternberufes Unglück und bittere Enttäuschungen. Wie eine Wohlthat empfanden daher am Anfang die beiden Damen das mehr oder weniger abgeschlossene, ruhige Leben. Die Entbehrungen wurden als „Opfer" betrachtet, heldenmüthig mit in den Kauf genommen; auch sonstige Klippen ließen sich mit Pflichtgefühl und gutem Willen umgehen. Von nicht geringem Einfluß sind auch in der ersten Zeit die vielen neuen Eindrücke. Jeder aber, der meint, man lebe als Schwester von der „Welt" abgeschlossen, irrt sich. Nirgends mehr, als z. B. in der Privatpflege, lernt man die Welt kennen. Man steht den mannigfachsten Verhältnissen gegenüber, man blickt tief in manches Familien-Leben hinein, — ist es da ein Wunder, wenn diese Eindrücke auch nachträglich den Geist beschäftigen? Wenn das Schicksal des Pfleglings ein vom Glück mehr begünstigtes ist, als das eigene, — kann es unnatürlich scheinen, wenn sich ganz leise das Gefühl im Menschen regt: „Warum?" Warum dürfen viele, ja hundert andere ungeschmälert ihr Glück genießen, während man selbst . . . . . ? Erst unklar, dann aber immer mächtiger, wird dieser Gedanke, der, einem Baumstamme gleich, seine Zweige und Aeste in unsere Gedankenwelt erstreckt, schließlich die Oberhand behaltend. Jetzt erst scheinen einem die Entbehrungen wirklich als solche; das *beständige* Beugen des Ich unter fremden Willen und das Bewußtsein, *nie* sein eigener Herr zu sein, wird zuletzt unerträglich und führt, wenn man ehrlich gegen sich selbst ist, zu der Erkenntniß, daß man mit solchen Gefühlen nicht eine *gute* Schwester sein kann.

Der dritte Grund, der viele bewegt, die Krankenpflege als Beruf zu erwählen, ist die Nahrungssorge, die Nothwendigkeit, sich eine eigene Existenz zu schaffen. Mag auch ein ganz Theil „Neigung zum Beruf" hinzukommen, — es werden sich trotzdem verschiedene Mängel herausstellen. Die Anforderungen, welche die Krankenpflege an die Körperkräfte macht, sind groß, — und die pecuniäre Entschädigung dafür so gering, daß man sie in gar kein Verhältniß zu einander bringen kann. Nach einigem Ueberlegen wird jedem das klar zum Bewußtsein kommen und viel zu denken geben. Gut, wenn der Körper die Strapazen während der langen Reihe von Jahren, welche erforderlich sind, um eine Pensions-Berechtigung zu erlangen, aushalten kann, — wenn aber nicht, was dann?

Meiner Meinung nach muß der Beweggrund zur Wahl des Schwesternberufes nur echte Liebe sein. Nur diese wahre Liebe zum Beruf läßt die Launen der Kranken, die nicht wenigen Entbehrungen und Enttäuschungen mit der richtigen Geduld ertragen. Natürlich müssen jetzt auch, um eine vollkommene Schwester abzugeben, alle Tugenden, wie Treue, Demuth, Gehorsam, Pflichtgefühl, guter Wille ꝛc. ꝛc., hinzukommen, — denn Kranke pflegen, heißt mehr, als an ihrem Bett zu sitzen, ihnen spannende Erzählungen vorzulesen, — und dann und wann einen Löffel voll Arznei zu reichen!

Damit soll nicht gesagt sein, daß es nicht doch Charaktere giebt, die, selbst wenn sie aus anderen Gründen, als aus Liebe zum Berufe Schwester geworden sind, in jahrelang treu bewährtem Erfüllen ihrer Pflichten innere Zufriedenheit, ja sogar eine gewisse Freudigkeit finden werden, die ihnen das ersetzt, was andere unter Glück verstehen, oder das Bessere: wirkliches Glück.

Alles hier von mir Gesagte bezieht sich aber nur auf den wirklichen Schwesternberuf und nicht auf die jetzt so beliebte Phrase, die mir erst neulich wieder zu Ohren gekommen: „Es ist ja jetzt Mode, eine Zeit lang Schwester gewesen zu sein."

Es verdient alle Anerkennung und ist aller Ehren werth, daß sich junge Mädchen aus gebildeten, ja selbst hohen Kreisen der ersten Hülfe bei Unglücksfällen und den Nothverbänden bekannt zu machen. Doch gerade in dieser Hinsicht muß man noch oft gegen die allerengherzigsten Ansichten ankämpfen. Vieles wird als „unweiblich" verworfen, was einer Frau gerade den Stempel der Weiblichkeit aufprägen könnte, — denn des Weibes Natur ist mütterliches Fürsorgen. Vielfach wird auch in der „Jugend" ein Stein des Anstoßes gesucht — und gefunden. Ist es denn so etwas Absurdes, wenn man wünscht, gerade junge Mädchen zu dem schweren Beruf heranzubilden, die noch die jugendliche Spannkraft, Begeisterungsfähigkeit besitzen, und die sich noch ohne zu große Ueberwindung fremdem Willen beugen können?

Ebenso groß aber, wie der Unterschied zwischen Dilettantismus und wahrer Kunst ist, — ebenso verschieden ist der Schwesternberuf von dem Cursus, den junge Damen zwei bis drei Monate, auch wohl ein halbes Jahr lang „betreiben".

II.

„Was hat eine Schwester eigentlich zu thun?" Wie oft wird diese Frage an Betheiligte gestellt! Da man darauf nur sagen kann: Viel! — und dieses „Viel" eine Antwort ist, welche alles und zugleich nichts besagt, so möchte ich gern eine kleine Skizze darüber folgen lassen, was eine Schwester in sich verkörpern muß, um ihren Pflichten gerecht zu werden. Weit entfernt bin ich von dem Gedanken, diese Pflichten einzeln zu beschreiben, denn da würde ich wohl großen Anstoß erregen. Leute, die von Krankheiten sowieso nichts hören wollen, denen bei dem Gedanken an Nasenbluten schon schlecht wird, würden nur verächtlich die Nase rümpfen und sagen: „Pfui, wie unästhetisch! Wie kann man nur so etwas in einem nichtmedicinischen Artikel klarlegen?" Diejenigen aber, welche in ihren Familien Krankheitsfälle hatten, werden aus eigener Erfahrung ganz genau wissen, was alles dazu gehört, einen Patienten von morgens bis abends gewissenhaft zu besorgen.

Ich würde zwei Hauptmomente im Schaffen einer Schwester festhalten, um daran die nöthigen Erklärungen zu knüpfen: den rein praktischen Theil, und den psychischen.

Vorausgesetzt, daß die körperlichen Kräfte vorhanden sind, kann praktisch arbeiten jeder Mensch, der einigermaßen guten Willen und das Vermögen hat, nachzumachen, was andere ihm zeigen. Und das soll ja gerade eine Schwester. Sie muß sogar oft, bei der anfangs ganz natürlichen Unkenntniß der Krankenpflege, den Anordnungen der Vorgesetzten blindlings Folge leisten. Der Sinn dieser und jener Handreichung wird ihr erst später begreiflich. Gewöhnlich bestehen die ersten Anfänge einer jungen Schwester in sogenanntem Handlangerdienst der Erfahrenen gegenüber. Erst nach und nach darf sie kleine Arbeiten im Krankenzimmer selbständig besorgen: lernt Temperatur-Messungen, das Baden, Waschen und Kämmen der Patienten, was oft von schwierigster Art ist. Man kann sich ja auch leicht vorstellen, daß diese im alltäglichen Leben fortwährend vorkommenden Sachen im Krankendienst anders gehandhabt werden müssen. Man denke nur an einen Schwerkranken, der im Bett nicht gerührt werden darf, — oder an Elemente, die die Existenz von Wasser, Seife und Kamm als durchaus überflüssig betrachten. Nun kommt das Umbetten, das eventuelle Verbinden und Lagern der Operirten, das Umschlägemachen, und, nicht zuletzt, das Vertheilen und Reichen der Arzeneien und Speisen, wozu eine nicht geringe Geschicklichkeit gehört. Dieses sind so die täglich sich wiederholenden Pflichten, während die übrige Zeit reichlich durch die Befriedigung der sonstigen Bedürfnisse der Kranken ausgefüllt wird. Natürlich ergiebt sich ein großer Unterschied bei der Pflege von Kindern und Erwachsenen, Männern und Frauen, dann, — ob man innere oder äußere Krankheiten zur Pflege hat, ob dieselben ansteckender Art, und ob die Kranken fieberfrei oder bewußtlos sind. Anders ist der Dienst in Krankenhäusern und Kliniken, als im Privathaus und in der Armenpflege. Nicht zu vergessen ist der Posten einer Schwester im Operations-Saal und in der Nachtwache. — Schattenhaft ist dieser Umriß einer Thätigkeit, die, eigentlich aus fortwährenden kleinen Arbeiten bestehend, zu einer Verantwortlichkeit anwächst, die von vielen nicht verstanden und deshalb nicht gewürdigt wird, obgleich diese vielen oft ihre liebsten Angehörigen der Pflege einer Schwester anvertrauen.

Ein großer Fortschritt im Wesen der Vereine von Schwestern-Genossenschaften ist darin zu verzeichnen, daß sie so viel wie möglich danach trachten, gebildete Damen aufzunehmen, welchen der Eintritt als Schwester den Anfang eines Berufes bedeutet und nicht eine schutzgebende Lebensstellung nach einem vielleicht etwas „bewegten" Leben.

Ein Mensch, dessen Können und Wissen von den Kranken oft ein rührendes Vertrauen entgegengebracht wird, muß moralischen Hintergrund, muß Charakter haben, der sich fest und unabänderlich an das Gute hält, — — muß Religion haben. Um darin eine Richtschnur zu haben, könnte man vielleicht ein Gesetz formuliren, das nur zehn Worte enthält .... Worte, die gewichtig, verantwortlich sind, welche ein Menschenleben groß und lebenswerth erscheinen lassen können:

1) Gehorsam ist der Schwester erste Pflicht, — Gehorsam bis zur militärischen Subordination. Je weniger sie in einem gegebenen Befehle sucht, je mehr sie ihren Vorgesetzten darin vertraut, daß dieselben nur das Beste wollen, desto leichter und freudiger wird sie ihren Pflichten genügen und desto eher in der Arbeit Befriedigung finden.

2) Treue:

Sei getreu, getreu in Pflicht und Liebe, —
Täglich festige Dein Herz aufs neu,
Und wenn Dir das Glück nicht treu verbliebe,
Thu's ihm zuvor, bleib' Du getreu! (Frieda Schanz.)

Diese schönen Strophen möchte ich ohne weitere Erläuterung hierher setzen.

3) Die edle Tugend der Demuth ist für niemand unentbehrlicher als für eine Schwester. Niemand hat auch so viel Herzensgeduld nothwendig, wie ein Mensch, der andere gesund machen will und dazu gepanzert sein muß, mit einem harten Schild gegen Enttäuschungen bei Mißerfolgen, aber auch gegen Hochmuth und Selbstüberhebung bei schönen Resultaten.

4, 5, 6) Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit, — drei Eigenschaften, die jeder Mensch besitzen muß, der Ausspruch auf das Prädikat „gebildet" macht.

7, 8, 9) Wahrheitsliebe, Gewissenhaftigkeit und Verschwiegenheit sind ganz natürliche Folgen eines edeln Thun und Wollen's.

10) Verträglichkeit ist sociale Bedingung, denn ohne dieselbe ist ein Zusammenleben mit fremden und verschiedenartigen Elementen eine Unmöglichkeit.

Zum Schluß möchte ich der Schwester als Geleitwort sagen: „In alles sich finden, und an nichts sich gewöhnen, das ist die beste Gewohnheit."

Allerdings etwas schroffe Worte, die jedoch den Vortheil haben, einer Schwester den Idealismus des Berufes zu wahren, ohne welchen die Ausübung desselben zu einer Last und Bürde würde, denn der schweren und unangenehmen Momente giebt es genug.

Auch ist der Idealismus unbedingte Nothwendigkeit bei der Wartung des Kranken, der außer körperlicher Pflege auch psychische verlangt. Letzteres ist allgemeines Bedürfniß, zeigt sich aber so individuell, daß eine gründliche Menschenkenntniß erforderlich ist, um immer das Richtige zu treffen.

Mögen alle, die den Schwesternberuf erwählen, ihn mit Liebe, Treue und Freudigkeit ausüben!

Nachdruck verboten.

Londoner Briefe.

Von Henriette Jastrow in London.

VI.*)

Etwas über Münzen, Maße und Gewichte in Old England.

Der in Deutschland beliebte Ausdruck „der praktische Engländer" muß aus älterer Zeit stammen, aus einer Zeit, wo uns England als das unternehmendste Volk Europa's erschien, welches schnell Theorien in Praxis umzusetzen verstand. Unternehmend freilich sind die Engländer auch heute noch. Die geographische Lage des Inselreiches, welche die Bewohner förmlich herausfordert zu ausgedehnten Verbindungen in fernen Ländern, wird die Unternehmungslust wohl immer bei ihnen wach erhalten und sie vor der Gefahr kleinlichen Krämergeistes bewahren, die einem Binnenlande eher droht. Praktisch aber ist der Engländer von heute nicht mehr. Nicht mehr, denn den Beinamen mögen sie wohl früher verdient haben, dafür legen noch manche Ueberreste und Zeichen einstigen Forträumens alten Ballastes Zeugniß ab; aber auf diesen Lorbeeren vergangener Tage ruhen sie nun aus. Und wenn man eine Weile im Lande lebt, dann dämmert es einem nach und nach, daß das fromme Vorurtheil von dem „praktischen Engländer", welches man mit herüber genommen, ganz unbegründet, eigentlich recht grundfalsch ist. Es ist allerdings nicht Kleinlichkeit, die ihn davon abhält, praktische Neuerungen schnell und erfolgreich einzuführen, aber er ist einerseits zu conservativ und, je nach der Gemüthsart des Beurtheilers, von einer bewunderns- oder verdammenswerthen Geduld besessen, andererseits geht ihm, obwohl er ein bezeichnendes Wort für die Thätigkeit hat, doch die Eigenschaft tüchtigen „managements" ab, wie es in Deutschland mit jeder Neueinführung zu Tage tritt. „Mehr Licht!" möchte man zuerst ausrufen, wenn man herüber kommt. In diesem erleuchteten Lande liegt die Beleuchtung in der Kindheit. Die Straßen spärlich erhellt, wo keine glänzenden Schaufenster ihnen zu Hülfe kommen, kleinere Bahnhöfe selbst der Stadt erinnern mit ihren winzigen Gasflämmchen an die Zeit der Thranlampen, in den drawing-rooms läßt sich die Familie after dinner unter höchstens von einer Kuppel eingeschlossener Gasbeleuchtung nieder, deren Hin- und Herflackern kein Cylinder Einhalt gebietet; nur sehr, sehr allmählich gewinnen Gasglühlicht und elektrisches Licht Einfluß. Und wie sehnt man sich schließlich noch danach, erst auch zu der unter der miserabeln Beleuchtung Platz nehmenden Gruppe zu gehören, wenn der Droschkenkutscher uns in strömendem Regen vor einem der irgendwo versteckt nummerirten Häuser absetzt mit der lakonischen Bemerkung: „Das wird ungefähr Nr. 25 sein", und es uns überläßt, von Haus zu Haus zu gehen, durch den Vorgarten, bis dicht an die Hausthür, um endlich die ersehnte Nr. 25 zu finden. O die schönen, großen, schwarz-weißen Hausnummern in Berlin! Der Kutscher hatte ganz recht; von seinem Stand- oder Sitzpunkt aus war es unmöglich, die Nummer zu ermitteln, und er hatte schon genug Schwierigkeiten, der arme Kerl, um die Straße zu finden. Denn Straßenschilder werden nur wie eine Rarität vertheilt, und er mußte thatsächlich Passanten fragen, wie die Straße heiße, in der wir uns befanden und in der wir schon zwei Ecken passirt hatten. Das war einer der ersten Punkte, der an dem „praktischen Engländer" bei mir rüttelte. Auch in großen sozialen Aufgaben staatlicher oder städtischer Gemeinschaft, wie Wasserversorgung, Straßenreinigung, Schulen, vermag man ihn nicht zu entdecken, wenn man in London lebt. Glasgow schwebt uns immer als das Muster einer Stadtverwaltung vor, welche sich mit großer Energie und bedeutendem Geschick sozialer Aufgaben bemächtigt, aber der Schotte ist ein völlig anderer Menschenschlag als der Engländer. Beurtheilt man den Engländer nach seiner Metropole, — und dazu liegt eine gewisse Berechtigung vor, — dann kann man ihn in tausend Sachen bewundern und hochhalten, aber just das Prädikat „praktisch" wird man ihm nicht zugestehen. Das Telephon, in anderen Ländern ein Faktor von beherrschender Wichtigkeit, spielt in dem Verkehr der Weltstadt London eine ganz untergeordnete Rolle, weil es theuer (£ 20 = 400 Mark jährlich) und schlecht verwaltet ist, die Post steht an Schnelligkeit, Zuverlässigkeit, Billigkeit und Coulanz weit hinter continentalen Ländern zurück, und die vielgepriesenen Eisenbahnen fahren allerdings schneller als z. B. in Deutschland, sind aber ungleich theurer und namentlich im internen Verkehr in London weniger zuverlässig als die deutschen, auch fast durchweg schlechter, zum Theil geradezu miserabel eingerichtet. Eisenbahnen, Telephon, Wasserversorgung und Gasbeleuchtung liegen, wie nebenbei bemerkt sein mag, in Privathänden.

Mag man nun aber auch über manche Einrichtung im Lande verschiedener Meinung sein, so wird es doch kaum jemand geben, der das Münzen-, Maß- und Gewichtswesen Großbritanniens vom praktischen Standpunkte aus vertheidigen könnte. In der Schule, — ich meine in deutschen Schulen, — wird schon das englische System im Vergleich zu unserem schwer gefunden, und doch hat man da noch gar keine rechte Ahnung, wie es erst in Wirklichkeit damit bestellt ist. In der ersten Zeit, wo man meint, noch alles „mitnehmen" zu müssen, ließ ich mich auch einmal von den verlockenden Anpreisungen des Besitzers einer Wage verführen, um zu der, wie er versicherte, so werthvollen Erkenntniß meines Gewichtes zu gelangen. „8 stones 3", lautete das Verdict. Stones = Steine? Mir wurde etwas bunt. „Geben Sie es mir lieber in Pfunden", bat ich den Mann, denn englische Pfunde, das wußte ich, sind den deutschen Pfunden fast gleich. „1 hundred weight 3 pounds", erklärte der Ehrenmann. Ich stellte die Zuverlässigkeit seines schätzbaren Instruments in Zweifel. „Vor vier Wochen wog ich noch 115 Pfd., und jetzt auf einmal 103?" „I beg your pardon, Madam, 103? Wer sagt denn 103? One hundred weight (was im Schreiben cwt. abgekürzt wird) and 3 pounds macht ja genau 115 Pfund!" Und durch diese praktische Lection erfuhr ich denn, daß unter „a hundred weight" 112 Pfd. verstanden werden. Ein „stone" ist 14 Pfd. Menschen werden nach „stone" gewogen, auch manches andere noch, z. B. Wolle; 2 stones Wolle aber sind 1 tod, 6½ tods wieder 1 wey, 2 weys sind 1 sack, und 12 sacks endlich 1 last oder 39 hundred weights oder, — was ich aber nicht ohne Papier und Bleistift herausbekomme, 4368 Pfund. Und das ist nur erst Wolle! Dann kommt das landläufige sogenannte „Kaufmanns-Gewicht": 16 drachms = 1 ounce, 16 ounces = 1 Pfd., 28 Pfd. = ¼ Centner ꝛc. Wieder anders ist das Apotheker-Gewicht, noch wieder anders das Goldgewicht, verschiedenes Gewicht ist maßgebend für Stroh und für Heu, ja selbst Kohlen und Cokes werden nicht nach gleichem Gewicht gekauft.

Münzen glaubt man ja gleichfalls zu kennen, wenn man herüber kommt. 1 £ oder sovereign ist ungefähr 20 Mark gleich, 1 shilling ungefähr 1 Mark, das wird sich schon machen. Es macht sich aber garnicht so leicht. Denn in das complicirte gesetzlich feststehende System haben sich noch allerlei Eindringlinge eingeschmuggelt, die zum Theil gar sonderbar sich ausnehmen. So z. B. „half a crown" (2 sh. 6 pence), „eine halbe Krone", die ewig halb bleibt, auch wenn ihrer zwei oder mehr zusammen sind. „Für 4 oder 6 halbe Kronen sollte man das und das bekommen," hört sich zu drollig an für jemand, der erwartet, daß 2 Halbe 1 Ganzes ergeben, um so mehr, als auch eine Münze im Werthe von 2 halben Kronen, nämlich ein Fünfschillingstück, existirt. Dann kommt der Warenhändler mit seinen farthings, das ist ¼ penny. Selbst im Westend kosten die Stoffe mit Vorliebe z. B. 4/11 ¾ (was „four and eleven pence three farthings" ausgesprochen wird), um die höhere Zahl „5 sh." zu vermeiden, und wenn ich 13¾ yards davon kaufe, bin ich nur froh, daß der Verkäufer und nicht ich das Rechen-Exempel zu lösen hat. Beim Volke sind slang terms für Münzen sehr beliebt. 1 shilling heißt „bob", 1 sixpence ist ein „tanner", 1 sovereign 1 „quid", 1 penny wird „a copper" genannt. 2 pence und 3 pence werden allgemein in „toppens" und „thrippens" abgekürzt, 1 £ 1 sh. stellt „1 Guinea" dar. Diese vornehme Münze oder vielmehr der Münzbegriff kommt z. B. bei Möbeln in Anwendung, auch bei eleganteren Toiletten, welche durchweg nach Guineas gekauft werden, bei Subscriptionen, die ja besonders heuer im Jubiläums-Jahr wie die Pilze aus der Erde schießen, und glücklicherweise u. a. auch bei Autoren-Honoraren, weshalb wir denn über diesen Punkt nicht weiter murren wollen.

Bier und Wein erhält der gewöhnliche Sterbliche im „pint" (welches der Abwechselung wegen „peint" ausgesprochen wird), oder, wenn es hoch kommt, im quart, das sind 2 pints, oder gar, wenn er unsolide ist, im gallon, das sind 4 quarts, die ungefähr 4½ Liter darstellen. Im Engros-Handel aber werden die beiden Getränke mit gar verschiedenem Maß gemessen, denn auf 1 hogshead Wein gehen 63 gallons, während einem hogshead Bier nur 54 gallons gegönnt werden. Dann giebt es als Biermaße noch firkin, kilderkin, barrel, puncheon und butt, während Wein nach tierce, hogshead, puncheon (welches aber wieder vom Biermaß abweicht), pipe und tun gemessen wird.

Das Yard als Längenmaß ist auch bei uns, dem Namen nach wenigstens, bekannt; es ist etwas kleiner als das Meter, etwa 11 yards gleichen 10 Meter. Ein yard hat 36 inches, 1 inch ist auf Maßbändern gewöhnlich in 16 Theile getheilt, welche Eintheilung mangels kleinerer Maaß-Einheiten bei Zeichnungen und dergleichen dazu nöthigt, 1/32 inch oder selbst 1/64 inch anzugeben. 1 yard ist gleichzeitig 3 Fuß, dieselben Fuß liegen auch den Flächenmaßen zu Grunde: fathom, pole, furlong,

*) Vergl. Heft 6.

link, chain, naut. mile oder knot (Knoten: 6080 Fuß), und endlich auch der englischen, der schottischen und der irischen Meile, welche der größeren Complicirtheit wegen wieder unter sich verschieden sind. Geradezu monströs erscheint es, wenn $5^1/_2$ yards 1 rod ergeben, und $30^1/_4$ square yards (Quadrat-yards) 1 square rod. Was würde Archimedes dazu sagen! — Selbst das Zählen ist hier zu Lande nicht einmal ganz einfach. Da giebt es 1 dozen, das sind 12 Stück, aber daneben noch ein „long dozen", oder auch „baker's dozen", nämlich 13 Stück; dann 1 gross = 12 dozen und ein „great gross", welches 12 gross darstellt. 20 Stück bilden 1 score, 21 Stück wieder ein „long score", 5 score (100 Stück) sind ein „short hundred", während 6 score (120 Stück) ein „long hundred" repräsentiren. Unsere seltsame Zählart von Mandel und Schock für Eier würde in dieses System viel besser als in unser metrisches passen, ist aber nicht vertreten. Eier werden viel vernünftiger hier per „shilling" gekauft, und auf die Frage, wie theuer die Eier heute seien, bekommt man zur Antwort: „12, madam," das heißt: „für 1 shilling giebt es heute 12 Eier". Dagegen wird in Devonshire, wie mir wiederholt glaubwürdig versichert worden ist, noch heutigen Tages Butter per yard (Längenmaß) verkauft, und das, sollte ich meinen, schießt den Vogel ab, oder, wie es hier zu Lande heißt: „it takes the cake."

Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein System von der Complicirtheit wie das englische Münzen-, Maß- und Gewichtswesen, noch von einem anderen Standpunkt aus als dem laissez faire, Vertheidiger fände. Aber in den Erörterungen, die schon so lange hin- und hergehen, um endlich das metrische Maß auch in England einzuführen, ersteht dem alten System manch eifriger Apostel. „Decimal-Maß", eiferte einer von ihnen, „ist barbarisch. Mit zehn Fingern ist der Mensch geboren; ist es nicht offenbar, daß es die primitivste Art und demnach die niedrigste Stufe der Kultur darstellt, die 10 zur Grundlage des Maßes zu legen? Unser System beweist eben, auf wie hoher Kulturstufe wir stehen, und wir sollten dieses sichtbare Zeichen unseres kulturellen Fortschritts aufgeben und zur Barbarei zurückkehren? Nimmermehr!" Und siehe da, auch dieser Heilige findet seine Gemeinde!

Nachdruck verboten.

Das Yōmei-mon-Thor in Nikko.

Von Adolf Fischer in Berlin.

Siehe das Bild Seite 101.

Franz Hohenberger, ein junger Wiener Künstler, Schüler des verstorbenen berühmten Orientmalers Carl Leopold Müller in Wien, vollendete seine Studien in Paris, wo er zwei Jahre in eifrigster Thätigkeit verlebte. Hohenberger begleitete mich, als ich das zweite Mal nach Japan reiste, in das herrliche Land, um dort Kunststudien zu machen. Zweifellos zählt Hohenberger zu den jüngeren Meistern, deren Name in nicht allzuferner Zeit in erster Linie genannt werden dürfte. Mit seiner umfangreichen Collection japanischer Bilder, die er während eines mehr als einjährigen Aufenthaltes in Japan nach der Natur malte, bewies er, daß sein Können sich über alle Gebiete der Malkunst erstreckt, und wo bisher eine Gesammt-Ausstellung seiner Bilder stattfand, wie in Berlin, Düsseldorf, Cöln u. s. w., erntete seine vielseitige Begabung die ungetheilteste Anerkennung aller Sachverständigen und Kunstfreunde.

Das Bild, das hier wiedergegeben ist, stellt das Yōmei-mon-Thor, das im Jeyasu-Tempelbezirk in Nikko steht, dar; es ist das prächtigste ganz Japans.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts bauten die Tokugawa-shogune Jeyasu und Iemitsu an einem von der Natur überreich bedachten Orte des etwa hundert englische Meilen nördlich von Tokyo gelegenen herrlichen Nikkogebirges, inmitten wunderbarer Cryptomeren-Wälder, Mausoleen zu ihrem Gedächtnisse. Die der Erinnerung dieser mächtigen Herrscher geweihten Tempelstätten haben eine sehr bedeutende Ausdehnung; sie bestehen aus verschiedenen Höfen, die durch Wälle und Gitter getrennt, doch durch imposante Thore mit einander verbunden sind.

In den Höfen stehen Schatzhäuser, Bibliothek, Brunnenhaus, Tanzhalle für die heiligen Tänze, Priesterwohnungen, der Stall für das heilige Pony u. s. w.

Das Yōmei-mon-Thor gehört zum terrassenförmig aufsteigenden Complex des Jeyasu-Tempels; dreizehn breite Steinstufen führen zu demselben empor, es verbindet den zweiten mit dem dritten Tempelhof und besteht, wie alle japanischen Tempelbauten, aus Holz. Es dürfte kaum ein zweites Bauwerk geben, das diesem an blendendem Glanz und Farbenreichthum gleich kommt, kaum eines, das trotzdem so vornehm und harmonisch wirkt!

In den Nischen zu beiden Seiten des Eingangs sitzt je eine Gestalt aus dem shintoistischen Pantheon, Sadaijin und Udaijin geheißen, in der alten Hoftracht: auf dem Schoß haben sie einen Bogen liegen, auf ihrem Rücken hängt ein Köcher mit Pfeilen.

Die Pfeile, sowie die Gitterstäbe, die diese Nischen einschließen, sind von oben bis unten mit Schnitzwerk, geometrische Muster darstellend, bedeckt, weiß bemalt und mit gravirten goldgelben Bronze-Beschlägen reich verziert. Um zu verhüten, daß die tadellose Schönheit des Kunstwerkes den Neid der Götter errege und also Ungemach auf das Haus der Tokugawa lenke, schnitzte der Künstler auf eine Säule mit Absicht einmal das Muster verkehrt, das oberste zu unterst.

Aus den auf den Säulen ruhenden Balken treten als Balkenköpfe Kirin (chinesische Hundslöwen) hervor, auch auf den Querbalken selbst sind eben solche Fabelthiere im Hoch-Relief, in ganzer Figur und laufend dargestellt. Hohenberger, der das Tempelthor nur auf seine malerische Wirkung hin darstellte, konnte nicht das überreiche Schnitzwerk, all die zahllosen Verzierungen ausführen, da er ja nur die Grundstimmung, den Gesammteindruck wiedergeben wollte.

Erwähnen will ich noch, daß die reich geschnitzte, bunt bemalte Brustwehr, die noch um den Umgang des Obergeschosses zieht, von goldenen Kirin getragen wird, die sich über stufenartig aufsteigende Consolen erheben. Ueber der Brustwehr steigen abermals geschnitzte und weiß bemalte Pfeiler auf, weit vorspringende gehörnte Drachenköpfe schließen dieselben oben ab, auch das breite Mittelfeld des querliegenden Balkens wird von zwei mächtigen, mit einander kämpfenden Drachen bedeckt. Hierüber zieht sich eine Reihe imposanter goldener Drachenköpfe mit weit geöffneten rothen Rachen, die das nach oben geschweifte Dach tragen, an dessen Enden Zierglocken hängen. First, sowie Giebelseiten desselben sind reich mit goldgelben Bronze-Beschlägen verziert, zu den schwarzblauen, wellenförmigen Dachziegeln bilden sie einen wirkungsvollen Gegensatz. Links und rechts vom Thore dehnen sich Kreuzgänge aus, in denen Priester und Pilger Andachten verrichten.

Jahrhunderte alte, ehrwürdige, dunkelgrüne Cryptomeren-Bäume schließen den Tempelbezirk nach allen Seiten ab, sie bilden einen wunderbaren Kontrast zu den farbenfrohen phantastischen Baudenkmälern. Kunst und Natur gehen in Japan Hand in Hand, sie sind von einander unzertrennlich, ergänzen sich gegenseitig. Die den Göttern geweihten Stätten liegen ausnahmslos in wunderbaren Hainen; zweifellos wurde die Entwicklung der Baukunst stark beeinflußt von dem ernsten, ruhigen Rahmen, den die Natur bot. Lägen unsere Gotteshäuser stets in Eichen- oder Tannenhainen, so hätten dieselben sicherlich ein farbigeres Aussehen gewonnen, als dies heute der Fall ist; man würde gesucht haben, farbige Gegensätze hervorzurufen. Die auf dem Bilde die Treppe ernst herabschreitenden Shinto-Priester kommen eben von einer Andachtsübung; ihre weitärmeligen Gaze-Gewänder sieht man oftmals in den auffallendsten Farben, doch sind sie stets nur einfarbig, im Gegensatze zu denen der buddhistischen Priester. Die Inful-artige Mütze, Boshi geheißen, ist entweder aus Gaze-Stoff, meist aber aus steifem Papier und mit einem braunen Lack überzogen.

Nachdruck verboten.

Die Kosten eines Brautstandes und einer Hochzeit zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Von Dr. G. Schuster in Charlottenburg.

Gar häufig hört man heutzutage Klagen über übertriebene Ansprüche der Frauen an das Leben, die es vielen jungen Männern unmöglich machen, einen eigenen Hausstand zu gründen. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob und inwieweit diese Klagen berechtigt sind, sondern nur an einem schlagenden Beispiele darthun, daß dieselben vielleicht zu keiner Zeit mehr am Platze gewesen wären, als in der „guten alten Zeit". Im Jahre 1702 feierte ein ehrsamer Frankfurter Bürger seine Hochzeit mit einer Apothekers-Tochter. Die Kosten, welche dieses Ereigniß und der ihm vorausgehende Brautstand dem glücklichen Bräutigam verursacht haben, hat er gewissenhaft aufgezeichnet. Aus dem umfangreichen Schriftstück erhalten wir einen annähernden Begriff von der vielgerühmten Einfachheit unserer Vorfahren und lernen die Nothwendigkeit der ungezählten, in den früheren Jahrhunderten erlassenen Luxus-Gesetze ermessen.

Im ersten Kapitel berechnet der Bräutigam, „was er vor der Hochzeit seiner Liebsten verehrt". Wir erfahren hier zunächst, daß die Verlobung im Jahre 1701 stattgefunden hat, um dann weiter zu hören, daß die Braut jeden Sonntag den Besuch ihres Zukünftigen erhielt. Außer einem Blumenstrauß à 1 fl., — eine dabei regelmäßig wiederkehrende Gabe, — empfing sie fortwährend kostbare Geschenke, als da sind: Französische Seidenbänder und Seidenstoffe, Brabanter Spitzen, goldgestickte Handschuhe, blauseidene Strümpfe u. dgl., sodaß beispielsweise der Besuch am 20. August 1701 9 fl. 15 Kr., am 27. August 12 fl. 15 Kr., am 3. September 9 fl. 40 Kr., am 9. September sogar 24 fl. 49 Kr. Kosten verursachte. Zum Geburtstage empfing die Braut Geschenke, darunter einen Hermelin-Muff und nicht weniger als 6 Pfund Confitüren im Gesammtwerthe von 133 fl. 14. Kr.

Der zweite umfangreiche Abschnitt registrirt, „was hin und wieder ausgeben". An der Spitze stehen die Ausgaben für Geschenke an die drei Schwestern der Braut. Außer je einem Paar römischer Handschuhe erhielten die beiden jüngeren silberne Puderschachteln für 42 fl., während die älteste Schwester durch ein Diamantkreuz im Werthe von 50 fl. ausgezeichnet wurde. Hieran schließt sich eine Uebersicht über die anderen Verwandten verehrten Geschenke und die dafür aufgewendeten Mittel. Ein „Herr Vetter" und eine „Jungfer Baas, so wegen meiner Mariage sich viel bemüht", empfingen jener ein silbernes Waschbecken mit dito Kanne, deren Kaufpreis mit $74^1/_2$ fl. angegeben wird, diese ein silbernes Becken für $37^1/_2$ fl. Vermuthlich wollte der Geschenkgeber dadurch dem auch schon zu seiner Zeit geltenden Grundsatze, daß eine Hand die andere wasche, einen praktischen Ausdruck verleihen. Anderen Gliedern der vielköpfigen Verwandtschaft wurden — und zwar den männlichen silberne Degengriffe und Löffel, den weiblichen silberne Puderschachteln à 10 fl. 36 Kr. an Werth dargebracht. Der „studiosus theologiae, so Hochzeit-Carmina gemachet", wurde für seine Mühewaltung mit einer baren Entschädigung von 10 fl. bedacht, und für einen Tanz-Cursus, an dem das Brautpaar mit zwei Schwestern während $1^1/_2$ Monaten theilgenommen, wurden 11 fl. aufgewendet. „Herr Feuerlein Mahler" erhielt „vor unsere beiden Contrefaits" merkwürdiger Weise nur 39 fl., ein anderer Künstler dagegen, der den Rahmen dazu geschnitten und ihn vergoldet hatte, 66 fl. — Die „Braut-Paruque" ist mit $22^1/_2$ fl., der Brautdegen mit 27 fl. und der kattunene Bettvorhang mit 43 fl. in Rechnung gestellt. Das Kapitel schließt mit einer Aufstellung der den Dienstboten gespendeten Trinkgelder. Der geplagte Bräutigam zahlte den Mägden für „Heimleuchten" das erste Mal 3 fl., für 8 Mal hernach 8 fl., für 14 Mal folgend 7 fl., „zu geschweigen, was zuvor an die Mägde verehrt".

Der dritte Abschnitt handelt von den „Auslagen der Hochzeit". Zur Hochzeit, welche drei Tage währte, lieferte die Braut die Speisen, während der Bräutigam die Local-Miethe, die Musik, Bedienung und die Getränke zu bestreiten hatte. Die Feier selbst wurde in dem „christlichen Gotteshaus", dem „Kaufhause zum Braunfels", begangen, welches für diesen Tag sammt „Behenckung" (Decoration) für die Summe von 21 fl. gemiethet war. An 4 Kutscher wurden pro Tag 12 fl. und an 2 Hellebardiere „für zwei Tage aufwarten" 6 fl. verabfolgt, an die Tafeldecker („Tischdiener") „für die Tische aufzuschlagen und den dritten Tag aufzuwarten" nur 5 fl. An 24 Fackelträger wurden 3 fl., an die Musikanten 35 fl. 45 Kr. gezahlt und für Leuchter 4 fl. aufgewendet. Geradezu colossal waren die Ausgaben für Wein. Es wurden von den Hochzeitsgästen vertilgt: erstens 1 Ohm $13^1/_4$ Viertel (1 Ohm enthielt etwa 150 Liter) guter 84er (Jahrgang 1684) für 150 fl. 45 Kr., dann 3 Ohm 3 Viertel 94er für 184 fl. 16 Kr., ferner 2 Ohm 3 Viertel 97er für 48 fl. und 22 Kr. Außerdem wurde 1 Ohm für 3 fl. 30 Kr. und für 10 fl. 30 Kr. Sauerwasser getrunken. Für Gläser waren 7 fl. 24 Kr. und an den Küfer 8 fl. 36 Kr. zu zahlen. Der „Hochzeitslader" wurde mit 3 fl., die „Straßenjungen, so ihn begleitet", mit 2 fl., die Knechte, „so auf mich und meine liebste aufgewartet", mit 3 fl. bedacht und die Stadtarmen durch ein Geschenk von 50 fl. erfreut. An Auslagen des „Brautschmucks" sind verzeichnet: 1) für einen Diamantschmuck von einem Juden in Hamburg 852 fl. 22 Kr.; 2) für einen zweiten desgl., in Frankfurt gekauft, 225 fl. und für „beide zu fassen" 35 fl.; 3) für eine vergüldete Sackuhr 67 fl. 30 Kr.; 4) für eine silberne Toilette, von einem Augsburger Silberschmied bezogen, nebst silbernem „vergüldeten Spiegel", einer Decke von Tafft und Silberspitzen, einer silbernen Kehrbürste, einem „vergüldeten Riechwasser-Büchslein" dazu, „2 wohlriechende Luccheser Küßlein (Kissen), so aus Italien mitgebracht", 334 fl. und 32 Kr.

Nachdruck verboten.

Schuhplattler.

Zu dem Bilde von Karl Rickelt in München.

Siehe Seite 97.

Karl Rickelt ist wie wenig andere Künstler ein Kenner des tiroler Volkslebens. Trotzdem er Norddeutscher von Geburt ist, ist er doch in Tirol heimisch geworden, und mit Vorliebe sucht er seine Motive in dem schönen Berglande, das von München aus so leicht zu erreichen ist. Auf seinem Bilde „Schuhplattler" führt er uns in das behaglich ausgestattete Gastzimmer eines tiroler Dorfwirthshauses. Der Zitherspieler, den guten tiroler Rothwein vor sich, dampft aus seiner kurzen Pfeife, als sei es nicht nur seine Aufgabe, den Tanzenden aufzuspielen, sondern auch das ganze Zimmer einzuräuchern, und das Schuhplattler-Paar dreht sich um sich selbst und um einander, von Zeit zu Zeit laute Jauchzer ausstoßend. Zufriedene und vergnügte Leute sind es, die uns der Künstler vorführt, und vergnügte und zufriedene Gesichter sieht man immer gerne. O. P.

Redactions-Post.

Antworten.

v. G. in Magdeburg. — Der Aufruf, der zu einer Sammlung für Detlev v. Liliencron anregt, hat folgenden Wortlaut:

Der Dichter Detlev v. Liliencron begeht nächstens seinen vierundfünfzigsten Geburtstag, ohne daß es ihm bis jetzt gelungen ist, sich durch seine Schriften ein ihrer Bedeutung angemessenes, sorgenfreies Dasein zu verschaffen. Die unterzeichneten Künstler und Kunstfreunde, deren Blick sich auf das Lichtvolle dieser Erscheinung richtet, halten es für eine Ehrenpflicht Deutschlands, einem Dichter, der wie kaum ein anderer deutsche Lebenslust und Thatkraft in seinen Werken verkörpert hat, ein verbittertes Alter zu ersparen. Es ergeht hiermit der Aufruf, allgemein nach bestem Vermögen dazu beizusteuern, daß ihm (in Form einer Leibrente oder sonstwie) seine stete wirthschaftliche Sorge abgenommen und sein ferneres Schaffen erleichtert werden kann. Zur Entgegennahme von Beiträgen ist die Geschäftsstelle des mitunterzeichneten Herrn Consuls Auerbach (Berlin W, Taubenstr. 20) bereit; die Einzahlungen wolle man mit der Bemerkung „für die Liliencron-Stiftung" versehen. Nach Schluß der Sammlung, spätestens am 1. October d. J., wird an alle Beitraggeber als Quittung eine alphabetische Namen-Liste (auf Wunsch nur mit Nennung der Anfangsbuchstaben) nebst beigedruckter Angabe der einzelnen Beträge versandt, zugleich auch über die Verwendungsart der ganzen Summe berichtet werden. L. Auerbach. Hermann Bahr. Wilhelm Bode. E. Frhr. v. Bodenhausen. A. Böcklin. R. Dehmel. Marie v. Ebner-Eschenbach. Th. Fontane. E. M. Gegger. Klaus Groth. Gerhart Hauptmann. K. v. d. Heydt. G. Hirth. H. Graf v. Keßler. M. Klinger. A. Lichtwark. Max Liebermann. Rud. Maison. A. A. Oberländer. Wilh. Raabe. Emanuel Reicher. W. v. Seidlitz. Richard Strauß. Hans Thoma. F. v. Uhde.

Clara, München. — Ob ein Sammler von illustrirten Postkarten nur solche mit Ansichten sammeln, oder ob er seine Sammlung auch durch Postkarten mit aufgedruckten Genre-Bildchen bereichern darf, ist ganz dem Ermessen des Sammlers anheimgegeben. Regeln für derartige Liebhabereien lassen sich nicht aufstellen, und die Serie „Gnomen-Postkarten" von W. Haller, Verlag von H. Schick in Freiburg i. B., ist künstlerisch und technisch so hübsch ausgeführt, daß die einzelnen Karten des Aufbewahrens mehr werth sind, als viele der ganz unkünstlerisch hergestellten Ansichtskarten.

Radsport. — Die interessantesten Rennen dieses Jahres werden im Juli in Glasgow ausgefochten. Sie würden da Gelegenheit haben, die berühmtesten Fahrer aller Länder beisammen zu sehen. Ein Vorurtheil gegen das Fahrrad kann wohl nur noch bei denen bestehen, denen das neue Verkehrsmittel bisher unbekannt geblieben ist; über den Radsport, wie er auf den Rennbahnen betrieben wird, sind die Meinungen dagegen mit Recht getheilt.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft IA, 1. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. Juli 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die schöne Cadoranerin.

Novelle von Georg Freiherr von Ompteda in Dresden.

(Schluß.)

Wenn er in der Nähe mit seinem „Herrn“ ist, in Cortina oder so, dann kommt er abends heimlich nach Pieve und bringt ihr ein paar Alpenrosen oder eine Blume, obgleich er die Nacht vorher um drei Uhr auf den Popenq oder so gegangen ist und vielleicht am folgenden Morgen wieder auf die Croda da Lago muß.

Ich dächte, das gäbe doch auch eine Novelle. Was meinen Sie? Da brauchte man doch den alten Tiziano nicht zu bemühen.“

Er fing an zu lachen und schob sich mit einem Ruck seinen Strohhut wieder gänzlich in den Nacken.

Unwillkürlich fragte ich:

„Sie schreiben wohl auch?“

„Um Himmels Willen! Nein, Gott sei Dank! Nein! Ich denke mir das fürchterlich, seine Phantasie immer so anstrengen zu müssen. Ich bin ein alter Mann und will Ruhe haben. Aber ich beobachte im Stillen. Das macht mir Spaß, und ich habe immer gefunden, daß das Leben viel schönere und bessere, ergreifendere Geschichten erzählt als Ihre Bücher.“

Damit stand er auf, überwand noch einmal einen fürchterlichen Schnupfen-Anfall, wünschte uns „Gute Nacht“ und „Glückliche Reise“, zahlte und trollte langsam in die Nacht hinaus.

Wir sahen ihn nach Tizian's Hause zu gehen. Sein Strohhut war noch einige Zeit sichtbar, dann war er verschwunden. Das Café hatte sich geleert, und wir saßen allein. Mein Freund, etwas Materialist im Leben und nüchtern, verlangte eine unwirkliche Kunst, je süßlicher, je rhetorischer, je phrasenhafter, für desto schöner pflegte er Bücher zu halten. Nun meinte er ärgerlich:

„Auf diese Weise wird alle Poesie zum Teufel gejagt! Alter Esel, der Kerl!“

Ich sagte kein Wort; ich erquickte mich an der Milde des Abends, am Geflimmer der Sterne dort oben am ewigen Firmament, an diesem Nachtbilde des kleinen italienischen Bergstädtchens, und ein bitteres Gefühl der Unzulänglichkeit meiner Kunst zog mir in die Seele. Was war meine Erfindung vom Tizian, den ich „bemüht“, wie sich der alte Italiener ausgedrückt, gegen die Einfachheit und ergreifende Schönheit, wie sie der höchste Künstler bildet: Das Leben!

Die schönste Cadoranerin liebt einen einfachen Bergführer, und er bezwingt die schroffsten Thürme der Dolomiten, lothrechte Wände, steingefährdete Eisrinnen, handbreite schwindelnde Felsengrate, setzt täglich sein Leben aufs Spiel, um das Geld zusammen zu bringen, daß sie zu einander kommen können!

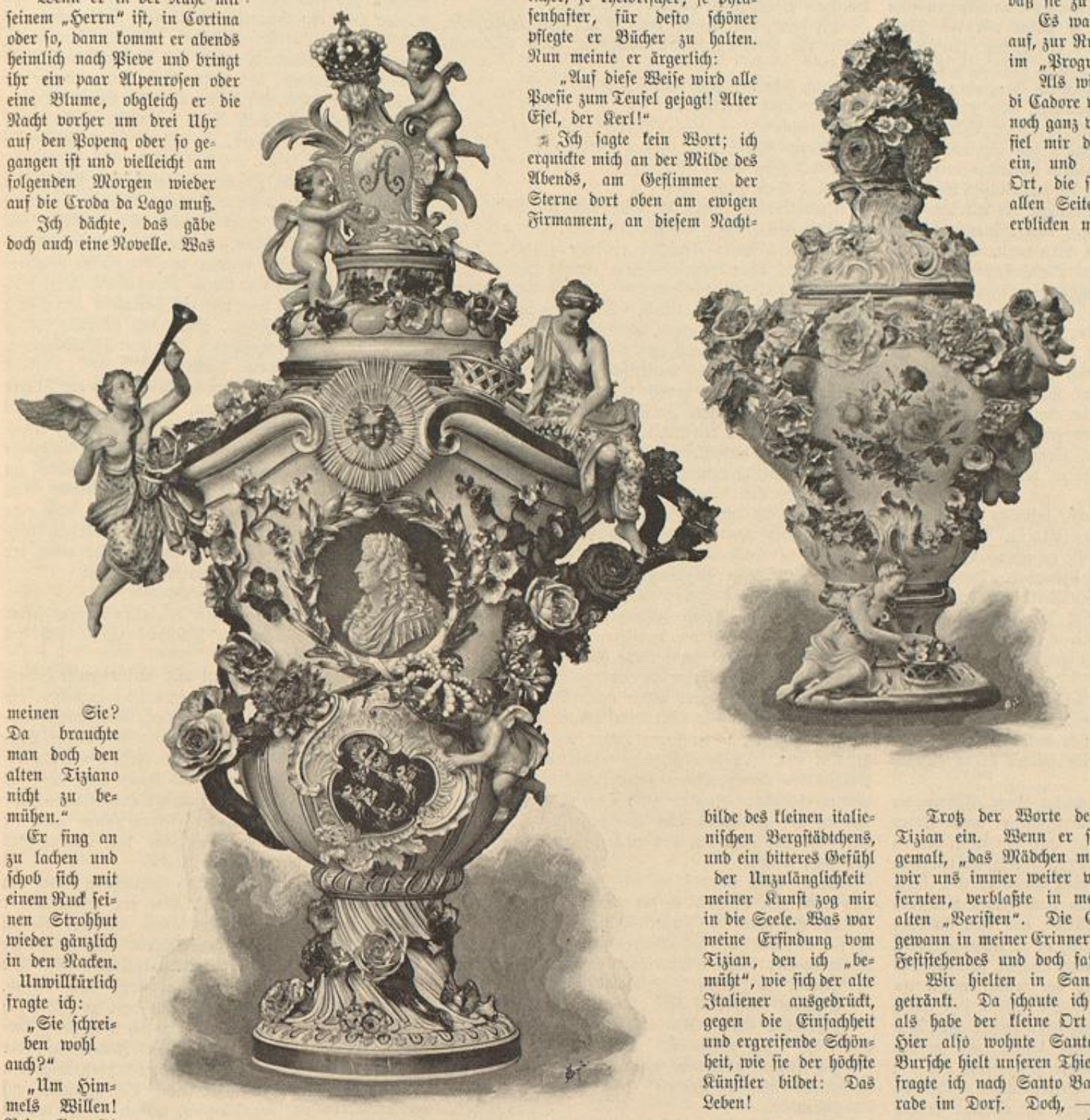
Es war spät geworden. Wir brachen auf, zur Ruhe zu gehen. Bald verlöschten im „Progresso“ die letzten Lichter.

Als wir am nächsten Morgen Pieve di Cadore verließen, schauten die Häuser noch ganz verschlafen aus. Unwillkürlich fiel mir die schöne Cadoranerin wieder ein, und bei unserer Fahrt durch den Ort, die stillen Gassen, lugte ich nach allen Seiten, ob ich sie nicht irgendwo erblicken möchte. Ich dachte mir aus, sie könnte uns vielleicht auf der schönen breiten, kühngebauten Straße begegnen, der „strada d'Allemagna“, die von Venedig kam und über San Vito und Cortina nach dem Pusterthale führte. Aber nirgends war sie zu sehen.

Ein paar Mädchen bettelten uns an mit bloßen Füßen und braunem Gesicht, mit dunkeln, auch schönen Augen, aber Enrichitta Menardi schaute doch noch anders aus! Sie gab ein Bild, wenn man sie nur ein einziges Mal flüchtig gesehen, ein Bild, das im Gedächtniß hängen blieb. So stolz, so aufrecht schritt keine andere, solche Züge gab es nicht wieder, solche Augen leuchteten nur einmal, und keine warf so die Blicke umher, daß man fast beängstigt ward, obwohl nichts weiter dahinterstecken mochte.

Trotz der Worte des alten Italieners fiel mir Tizian ein. Wenn er sie gesehen, er hätte sie doch gemalt, „das Mädchen mit der Alpenrose“. Und wie wir uns immer weiter von dem alten Bergneste entfernten, verblaßte in meinem Herzen der Spott des alten „Veristen“. Die Gestalt des schönen Mädchens gewann in meiner Erinnerung etwas Romantisches, etwas Feststehendes und doch fast Legenden-umwobenes.

Wir hielten in San Vito. Die Pferde wurden getränkt. Da schaute ich mich nach allen Seiten um, als habe der kleine Ort etwas Besonderes gewonnen. Hier also wohnte Santo Bassi! Ein halbwüchsiger Bursche hielt unseren Thieren den Tränkeimer vor. Den fragte ich nach Santo Bassi, ob er fort wäre oder gerade im Dorf. Doch, — ob mein Italienisch zu un-



Vieux Saxe. Vasen und Tassen der Königl. Porzellan-Manufaktur in Meißen. Siehe den Artikel Seite 110.

verständlich war, — kurzum, er schüttelte nur immer den Kopf.

Immer weiter ging es, immer weiter, über Cortina dem Pusterthale wieder zu, und als wir am Abend nach Schluderbach kamen, und die herbe Luft des engen Bergthales, der großen Höhe, uns wieder umwehte, als die farbenarme Tracht der Frauen uns nun auffiel, und daß längst das Kopftuch dem Hute gewichen, als das Tiroler Deutsch uns wieder entgegenklang, da war es mir, als wäre das alles da unten in Pieve di Cadore eigentlich nur ein Traum gewesen. Ich mußte lachen, wenn ich an den alten Italiener dachte im Café mit seiner praktischen Poesie-Auffassung. Wie ein Märchen kam es mir alles vor.

Nur die Gestalt der schönen Cadoranerin blieb mir vor den Augen.

Ein paar Tage später war auch die für den Augenblick meiner Phantasie entrückt, denn die gewaltig ernste Umgebung der „Drei Zinnen-Hütte", die ich zum ersten Mal sah, hielt mich ganz gefangen.

Ich war von Sexten aus mit meinem Führer nachmittags durch das Fischeleinthal, an den Dolomit-Zinnen Dreischusterspitze, Elfer, Zwölfer vorüber, in ein paar Stunden hinaufgestiegen, um den anderen Morgen eine Besteigung zu machen, aber je näher wir der Hütte kamen, desto zweifelhafter wurde das Wetter. Die jähen Thürme der „Drei Zinnen" waren zwar noch sichtbar, aber sie schauten gespenstisch aus tief hängenden Wolken heraus. Es hatte etwas Feierliches, diese große Oede und Einsamkeit hier oben, und in diesem Schutt- und Trümmermeere von wilden Zacken und Schroffen, von jähen Spitzen, die in abenteuerlichen Gestalten rings das kleine Hoch-Plateau umstanden, lag das winzige Werk von Menschenhand: Die kleine Schutzhütte des Alpenvereins.

Wir waren ganz allein mit dem Hüttenwart, der den ganzen Sommer hindurch hier haust, über siebentausend Fuß hoch. Nach dem Abendessen setzten wir uns auf die Bank vor die Hütte, nur kurz, denn wir wollten bald zur Ruhe.

Die Nebel geisterten umher, tief bis zum Boden, sie schlichen über die Felsen hin: träger Dunst. Es war kalt, und ich wickelte mich in den Wettermantel. Da tauchten zwei Gestalten auf, man hörte das Klirren eines Pickels beim Aufstoßen im Geröll, und sie kamen an uns vorüber. Ein großer schlanker, aber kräftig gebauter Führer mit dunkelm Gesicht und schwarzem Schnurrbärtchen. Artig lüftete er den Hut und sagte: „Guten Abend!"

Ihm folgte ein starker Herr, bebrillt mit blondem Vollbart, schwer schnaufend vom Marsch. Er setzte sich sofort in der Hütte und verlangte zu essen. Wir hörten ihn fragen, unterhandeln und schimpfen. Dann wurde wieder alles still, und nach einer Weile kam der Hüttenwart zu uns heraus und erzählte, der Gast habe allerlei Ansprüche gestellt, als ob er sich in einem großen Hotel befände. Er habe sich darüber aufgehalten, daß es nur Conserven gäbe.

Ich ärgerte mich darüber und sagte zu dem neuen Führer, der neben uns vor der Hütte stand:

„Der gute Mann sollte sich doch freuen, daß er überhaupt etwas kriegt und nicht in den Felsen bivouakiren muß!"

Schmunzelnd zuckte der große junge Führer die Achseln. Er gab mir recht, nur wollte er gegen seinen Herrn nichts sagen. Das gefiel mir von ihm, und da der Dicke in der Hütte sitzen blieb, so fing ich mit dem Führer ein Gespräch an. Deutsch sprach er mit einem gewissen Accent. Ich hielt ihn auch seines Aeußeren wegen für einen Ladiner, vielleicht aus dem Grödner Thal, da er gelegentlich erwähnte, er sei nicht von hier.

Ich erfuhr, daß er auf vier Wochen dauernd von zwei Engländern gemiethet sei, mit denen er seit ein paar Jahren zu gehen pflege. Sie wären jetzt unten in Schluderbach und machten ein paar Tage Rast. Dem einen sei bei der Besteigung der Croda rossa gestern durch einen Stein, den der andere losgemacht, der Fuß verletzt worden. Während der unfreiwilligen Ruhepause hätten sie ihm erlaubt, eine Tour mit anderen Herren anzunehmen. So wäre er heute Abend auf die Drei-Zinnen-Hütte gekommen.

„Und was wird morgen früh gemacht?" fragte ich.

„Die kleine Zinne; aber i mein', die große ist für den Anfang auch gut, daß i weiß, wie der Herr sein Sachen macht."

Neben einander standen sie vor uns, die gefürchteten Zinnen, die große, wie eine gewaltige Kathedrale, in der Vorderansicht, den Blick auf Portal und Thurm, war gerade beinahe vom Nebel frei, — die kleine Zinne noch jäher, wilder, unnahbarer geformt, einem Dachreiter auf dem gothischen Dome gleich, kleiner aber noch spitzer, ein Felsgebilde, das einst bis in neueste Zeit für unersteiglich gegolten, verbarg sich in Wolken.

Ich wollte Bedenken dagegen äußern, auf die Zinnen zu gehen, wenn man die bergsteigenden Fähigkeiten des Begleiters nicht kennt. Doch der Führer mußte selbst wissen, was er zu thun und zu lassen hatte. Ich mochte mich nicht einmischen, und beruhigt ward ich auch durch den jungen Mann, der mir weiter erzählte, daß „sein Herr", wie er ihm unterwegs mitgetheilt, „eine Menge Berge in der Schweiz gemacht".

Bald darauf gingen wir zur Ruhe. Der junge fremde Führer zuerst: er bedurfte des Schlafes, denn in den nächsten Tagen standen ihm mit seinen beiden Engländern große Anstrengungen bevor. Er kam eigens zu mir um „Gute Nacht" zu sagen, lüftete in seiner ungezierten, höflichen und doch stolzen Weise den Hut, daß man sein glänzendes, tiefschwarzes Lockenhaar sah, und ich gab ihm, wie ich es immer thue, kräftig die Hand. Diese Leute sind unsere Kameraden während vieler Stunden in Schnee und Eis, auf schlechten Felsen. Unser Leben hängt mehr wie ein Mal an ihrem Seil. Dort sind sie beinahe unsere Herren, — soll das Verhältniß sich nun auf sicherem Hüttenboden umkehren?

Während ich meinem eigenen Führer „Gute Nacht" wünschte, fiel mir ein, nach dem Namen des schönen kräftigen Burschen zu fragen.

„I denk', Sie kennen ihn. I hab' mir denkt, Sie hab'n scho vielleicht früher amal an Tour z'sammen macht!"

„Ich sehe ihn zum ersten Mal!"

„Das ischt der Bassi."

„Santo?"

„Santo Bassi! Jo!"

„Aus San Vito?"

„Aus San Vito! Jo!"

Unwillkürlich drehte ich mich nach der Seite um, wo der junge Führer verschwunden war, als müsse ich ihn mir nach dieser Neuigkeit genauer ansehen. Doch er lag wohl schon oben im Heu. Eigen war es mir doch, nun auch den Liebhaber der schönen Cadoranerin durch Zufall getroffen zu haben. Sie paßten zu einander! Es war ein schöner Bursche, ohne Zweifel!

Die Nebel hatten inzwischen die Zinnen wieder völlig verdeckt, aber auch die Dunkelheit war beinahe ganz hereingebrochen. Wir hatten jede Hoffnung auf eine Aenderung des Wetters aufgegeben, und ich ging mit dem Bewußtsein in den Schlafraum, daß ich am anderen Morgen würde ausschlafen können.

Mit Lärm, Brummen, Schelten stand der dicke Herr in der Nacht auf. Da ich durch seine Rücksichtslosigkeit nun doch nicht mehr schlafen konnte, erhob ich mich ebenfalls und trat fröstelnd und verschlafen vor die Hütte.

Es hatte kaum zu dämmern begonnen, und noch immer lag alles im Nebel. Während der Stunden, die wir geruht, war Regen niedergegangen. Das Geröll rundum zeigte es in der dunkleren Färbung schon an. Ich streckte die Hand aus: Jetzt hatte es aufgehört zu regnen, aber nach kurzer Verständigung mit meinem Führer gaben wir unsere Pläne auf. Die Temperatur war dermaßen gesunken seit dem Abend, daß wir annehmen konnten, in größeren Höhen würde Neuschnee gefallen sein. Ich beschloß, mich, wenn ein freundliches Geschick den unangenehmen dicken Herren entführt, noch einmal ein paar Stunden aufs Ohr zu legen. Dann konnten wir gemächlich über den Lavaredo-Sattel zum Misurina-See absteigen oder vielleicht durch das Rienzthal nach Landro.

Santo Bassi stand schon reisefertig da mit Rucksack und Seil, den Eispickel in der Hand.

Wir wünschten uns „Guten Morgen", und ich fragte, ob sie, in Anbetracht des Wetters über Landro oder den Misurina-See nach Schluderbach zurückkehren würden.

„Ueber die Zinnen!" meinte lächelnd Santo Bassi.

Erstaunt antwortete ich: „Bei dem Wetter?"

„Es wird schön! Und mein Herr will. Mir is's scho recht!" gab er zurück.

Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen: „Und denken Sie nicht an Pieve?"

„Pieve?"

Erstaunt blitzte er mich aus seinen dunkeln Augen an. Es war, als wollte er zuerst böse werden, dann aber sah er mir ins Gesicht, und als ich noch mit einem Ton der Bewunderung sprach: „La bella Enrichitta!" fing er an zu lachen, wobei er eine Färbung dunkler ward, und meinte nur überlegen, indem er die kräftigen schönen Glieder straffte:

„Ah . . . . Chi va piano, va sano!"

Mein Widerwillen, der dicke Herr erschien, und, ohne auch nur Lebewohl zu sagen, streifte er mich im Vorübergehen mit einem Blicke, der soviel heißen mochte als: „Was hast Du Dich eigentlich mit meinem Führer zu unterhalten? Der geht Dich gar nichts an!" Santo Bassi aber nahm freundlich den Hut ab und rief mir noch im Gehen zu, wohl in der Meinung, ich verstände Italienisch, und dadurch vielleicht zutraulich gemacht:

„Grazil, Signore, pro ‚la bella'! A rivederci!"

Und mir stand unwillkürlich wieder die schöne Cadoranerin vor Augen, lässig die Alpenrose im Mundwinkel, die ihr Santo Bassi geschenkt.

Ich trat wieder in den Schlafraum, warf mich auf die Matratze, wickelte mich in meine Decke und freute mich wie ein König, nun endlich das Zimmer allein zu besitzen. Darüber schlief ich bald ein und holte die gestörte Nachtruhe so gründlich nach, daß es längst Morgen war, als ich erwachte.

Die Zinnen schauten ganz wundersam aus: Unten noch immer verschleiert, oben jedoch frei. Dichte Nebelschleier wanden sich um die jähen Spitzen, stiegen hier und dort, senkten sich an anderen Stellen. Ein Riß in den Wolken, und plötzlich zeigte sich ein Stück blauer Himmel, aber er verschwand sofort wieder. Dann tauchte links einmal die Pyramide des Paternkofels auf, um nach ein paar Secunden wieder in den grauen Dunstballen zu vergehen.

Mein Führer meinte, heute würde wohl niemand zur Hütte heraufkommen, und es wäre das Beste, wir machten uns nun auch bald auf den Weg. Da ich den Abstieg über den Lavaredo-Sattel noch nicht kannte, so beschlossen wir, dorthin zu gehen. Ich war ein wenig in gedrückter Stimmung wegen des Wetters, da ich, ein bescheidener Steiger, nur meine Bergfahrten wegen der Schönheit der Blicke, der Erhabenheit der Gebirgseinsamkeiten unternehme. Doch da es bei unserem Aufbruche ein bißchen heller ward, so klärte sich auch meine Laune auf.

Gerade als wir gingen, kam noch eine Gesellschaft von Landro herauf: mehrere Damen und mehrere Herren mit zwei Führern, schwer bepackt. Sie wollten, wie wir aus ihren Gesprächen entnahmen, gern eine Besteigung der kleinen Zinne erleben, von der sie die fürchterlichsten Dinge gehört und hatten offenbar die Idee, solch eine Kletterei werde dort wie ein Schaustück den Gästen vorgeführt. Das unsichere, jedoch sich klärende Wetter war ihnen willkommen gewesen, da etwaige Besteigungen nun wahrscheinlich später stattfanden.

Als sie hörten, ein Herr sei heute früh mit Führer auf die große Zinne gegangen, wären sie am liebsten sofort wieder aufgebrochen. Doch sie hatten sich eingebildet, wie es nun herauskam, die Hütte stände unmittelbar unter den Zinnen, etwa wie die Bauhütte am Kölner Dom. Nun waren sie sichtlich empört, daß man, um auf die Anstiegsseite zu gelangen, noch eine Stunde zu gehen hätte. Eine der Damen erklärte, nicht einen Schritt mehr machen zu wollen, und einer der Herren sagte mit norddeutschem Sprachklang:

„Ich bin überhaupt wie zerschlagen!"

So beschloß die Gesellschaft vor allen Dingen sofort zu frühstücken. Nach dem Frühstück würde sich das weitere schon finden.

Durch dieses Zwischenspiel war meine ganze Heiterkeit wiedergekommen, und ich mußte laut auflachen, als mir mein Führer erzählte, das Gerücht von den Zinnenbesteigungen komme wahrscheinlich von den beiden Engländern Santo Bassi's, deren Thaten wohl von Schluderbach nach Landro gedrungen, und denen man, vielleicht gerade, weil Santo thatsächlich nach der Drei-Zinnen-Hütte gegangen, eine Besteigung der kleinen Zinne über die Nordwand andichte, allerdings eine der schwierigsten Klettereien in den gesammten Alpen.

Wir querten gemächlich einen Schutthang unter den Wänden des Paternkofels, in dem ein ausgetretener Pfad hinlief. Immer näher kamen wir der kleinen Zinne, um die unser Weg herumführte. Die Felswände stiegen fast unvermittelt aus den Karrenfeldern auf. Sie ragten düster aus dem Nebel, schwarz vom Regen. Langsam bummelten wir hin. Ab und zu warf ich einen Blick auf die Zinne, an die sich eine ganze Geschichte knüpft, von der einst Michel Innerkofler, der berühmte Dolomiten-Führer, der später drüben, nicht fern von uns, am Monte Cristallo, seinen Tod gefunden, auf die Frage, ob ihr beizukommen, gesagt: „Ja, wannst Flügel hätt'st!"

Und doch hatte er sie bezwungen! Ein ganzes Ersteigungsfieber hatte sich daran geknüpft. Eine neue Aera des Bergsteigens hatte sie eingeleitet; das Wort „unmöglich" schien, seitdem sie noch von Norden über den fast senkrechten, kirchthurmartigen Absturz erstiegen worden, aus dem alpinen Sprachschatze getilgt.

Die kleine Zinne war historisch geworden.

Ich betrachtete sie wieder genauer, als wir uns nun der Südseite gegenüber befanden, wo der Einstieg stattfindet. Nun kamen wir dem kleinen Schuttsattel nahe, der sie von der großen Zinne trennt. Deren Wände stiegen weniger fürchterlich zu den Wolken empor. Schutt, Absätze und Bänder, steil geschroffte, doch gut

gangbare Felsen vermitteln in den unteren Regionen den Anstieg.

Wir blieben einen Augenblick halten und lehnten uns auf die Pickel.

„Jetzt müssen's längst im Abstieg sein!“ meinte mein Führer, nachdenklich die Zeit überschlagend. Ich glaubte, der Santo würde mit dem Dicken schon geraume Zeit der Misurina-Straße zusteuern, doch mein Begleiter sagte lächelnd, während er den Halt benutzte, um sich die Pfeife anzuzünden:

„I glaub nit, daß 's scho herunter kommen sind. Die werd'n sich nit beeilt hab'n, und verschnaufen müssen's sich a am Gipfel.“

Mir kam ein Gedanke:

„Vielleicht sehen wir sie herunterkommen!“

„Scho meglich!“

Und unwillkürlich gingen wir näher an die Wände heran. Sie wuchsen und wuchsen aus dem Dunste: Kleine Zacken bildeten sich zu mächtigen Felsen heraus, niedrige Stufen schwollen zu hohen Wandabsätzen an, immer jäher, immer gewaltiger wurden die wilden Schroffen und Abstürze. Weiter oben alles verhüllt. Es schien mir sogar, als ob die Schleier besonders dick wären. Es flößte mir eine leise Besorgniß ein:

„Ist's nicht unvorsichtig bei dem Nebel?“

„Ah, na! Der Santo der kennt die Zinne so genau. Wann's dem Herrn nicht um eine scheene Aussicht zu thun ischt. Dem Santo ischt der Nebel scho recht!“

Ich erfuhr noch, der Dicke sei ein nobler Herr, habe der Santo behauptet, wenn er auch immer schimpfe. Er habe dem Santo eine gute Bezahlung zugesagt, wenn er mitgehe, denn in Schluderbach wären sonst alle Führer versagt gewesen gestern, und die Gesellschaft, die wir oben auf der Hütte verlassen, würde die Führer auch wohl nur bei dem Wetter bekommen haben.

Nun waren wir ganz nahe herangekommen. Rucksäcke und Pickel, die vor der Kletterei abgelegt werden, meinte ich gerade unter der der großen Zinne zugekehrten Wand auf dem Geröll liegen zu sehen. Als dunkler Fleck zeichneten sie sich ab.

„Sie sind also auf die kleine Zinne?“ fragte ich erstaunt, doch mein Führer blickte nur starr hinüber, ohne mir eine Antwort zu geben. Ich begann noch einmal:

„Dort legt man doch das Gepäck ab für die kleine, aber nicht für die große . . .“

Meines Begleiters Züge hatten einen furchtbaren Ernst angenommen:

„Dort hat man sei Lebtag nix abgelegt! Das ischt . . . das ischt . . .“

Und er schaute wieder mit angespannten Nerven hinüber nach dem kleinen, durch eine Anhäufung des Schuttes davor, nur undeutlich zu erkennenden, schwarzen Fleck. Er schien noch immer keine Worte zu finden, sondern trat links auf einen Felsblock, der vielleicht eine bessere Uebersicht ermöglichte. Ich nahm sofort meinen Feldstecher vor die Augen und fast im selben Athem riefen wir:

„Ein Mensch!“

Einen Rücken konnte man erkennen und etwas wie einen Stiefel, der über das Geröll emporsah. Die Stellung erschien so wunderbar, daß von einem Ruhen nicht die Rede sein konnte, und dort unter die Felswände, wo immer von den schmalen Bändern und Gesimsen gerade bei diesem Wetter ein Steinfall zu befürchten stand, würde sich niemand legen.

Es schien fast ohne Zweifel: Es war ein Abgestürzter.

Wir liefen so schnell uns die Füße über das Geröll trugen nach der Stelle hin, und je näher wir kamen desto sicherer ward unsere Vermuthung. Immer deutlicher wurden die Umrisse des Körpers, der dort lag, und als ich nur noch einige Schritte entfernt war, sah ich eine zweite, wie es mir dünkte, leblose Masse, nur wenige Schritte davon.

Es war Santo Bassi mit seinem Herrn.

Keuchend noch vom eiligen Lauf standen wir neben den beiden. Der erste Blick brachte uns die Gewißheit: Hier war jede Hülfe vergebens. Der Tourist war sehr entstellt, wohl von mehrmaligem Aufschlagen auf Bänder und Stufen. Sein Führer lag da auf dem Rücken als schliefe er ruhig. Der Hut befand sich ein Stück davon. Aus Santo Bassi's schwarzem Lockenhaar schaute eine furchtbare, ohne jeden Zweifel sofort tödtliche Wunde.

Der Fremde hatte das Seil noch um den Leib, aber es war zwischen ihm und seinem Führer gerissen. Das mittelste Stück fehlte. Vielleicht hing es irgendwo noch oben an einem Felsen.

Mein alter Führer stand tief erschüttert neben den Todten. Er nahm den Hut mit seinem Führerzeichen und Gamsbart vom Kopfe, strich sich mit der braunen Hand das ergraute Blondhaar, und eine Thräne lief über seine sonnenverbrannte Wange in den langen grauen blonden struppigen Bart. Ich sah, wie ein salziger Tropfen ihm auf dem Handrücken zitterte, um perlend abzufließen.

Der alte Mann fing leise an zu beten.

Und auch ich zog den Hut. Es war still um uns, die Nebel geisterten wieder umher, von Ferne, ganz von Ferne hörten wir das Aufschlagen eines Steines, der irgendwo als Todesgruß von der Ferne herabgesandt worden.

Ich betrachtete Santo Bassi's Hand, sie hielt noch immer krampfhaft das Seil umspannt, das tief ins Fleisch geschnitten. Blutige Spuren zeigten, wie bis zur letzten Secunde der junge Führer seine Pflicht gethan.

Eine kurze Besprechung mit meinem Führer, und wir kamen überein, daß er zur Hütte eilen sollte um die traurige Botschaft zu bringen. Vielleicht war die Gesellschaft noch da, die gern eine Besteigung erleben wollte und stellte ihre beiden Führer zur Verfügung. Wie eine Ironie des Schicksals dünkte es mir, daß sie gerade recht gekommen.

Ich sollte, bis die Führer einträfen, bei den Verunglückten bleiben, den unglücklichen Berggenossen den letzten Dienst zu erweisen.

Ein Stück wich ich zurück, um nicht unter der Wand zu stehen, an der die Todten vielleicht Steine losgemacht, die noch einmal herunter sausen konnten. Der alte Führer eilte davon zur Hütte. Er sprang über die Platten und Steine, er lief in langen Sätzen. Kleiner wurde er und kleiner, dann verschwand er hinter dem Felsen. Ich hörte noch Poltern und Rollen unter seinen Tritten, dann erstarben auch diese Laute menschlicher Anwesenheit, und ich stand ganz allein als Wache bei den Todten.

Den Pickel bohrte ich in das Geröll, lehnte mich auf die eiserne Haue, die Waffe des Bergsteigers im Kampfe mit den Höhen, und hielt stumm die Todtenwacht. Der Fremde lag etwas tiefer, ich sah ihn von meinem Standpunkte kaum. Nur Santo Bassi erblickte ich deutlich. Immer schaute er noch aus, als wolle er schlafen. Wie ich hinüberstarrte, fiel mir sein Rock erst auf, der zerrissen und durchlöchert war wie ein Sieb.

Ich schaute zu den Felswänden hinan, von denen die beiden den langen letzten, tiefen Fall gethan. Ich blickte hinauf, um die Stelle zu ergründen, wo sie ausgeglitten, oder wo der Herr den Fehltritt gemacht, den Santo nicht mehr hatte ungefährlich machen können. Seine vom Seil zerschnittenen Hände zeigten an, daß er Menschenmögliches aufgeboten, um im Sturz die schwere Masse zu halten. Waren sie bei einer Traverse gefallen? Hatte der eigenmächtige Mann gegen die Weisung des Führers gehandelt? War er vielleicht abgestürzt, während Santo geklettert, um einen sicheren Standpunkt zu erreichen? Hatten sie die kleine Zinne versucht, statt der großen, vielleicht weil der Herr gedrängt, weil er höheren Lohn versprochen?

Sie hatten keinen Zeugen. Niemand würde je ihr Geheimniß klären. Santo Bassi konnte nie wieder den Mund aufthun, um zu erzählen wie es gekommen.

Nie wieder brachte er eine Alpenrose der schönen Cadoranerin!

Und wie ich an sie dachte, während die Wolken tiefer und tiefer an den furchtbaren Wänden der kleinen Zinne niedersanken, während die tiefe Oede und Einsamkeit des ewigen Hochgebirges mich umgab, wo antwortlos der Laut der Menschenstimme verklang, wo nichts sich regte in der grenzenlosen Stille, als nur der Donner eines Steinfalles, des Todesgrußes der Höhen, da stand mir plötzlich, wie durch eine Luftspiegelung der Phantasie jenes freundliche sonnige Alpenthal vor Augen, jene Bergstadt Tizian's: Pieve di Cadore.

Es war mir, als säße ich wieder drunten im Café am lauen Sommerabend unter dem sternenfunkelnden Firmament, und vor mir, hart mich streifend, ging die Schönheit am Arme der Freundin vorüber, lächelnd, die schwarzen Augen werfend, mit wiegendem stolzen Gang gleich einer Königin, die Alpenrose im Mundwinkel, eine dunkelrothe, dunkel wie sie nur ganz oben wächst in großen Höhen, — ganz oben in großen Höhen, wo mit zerschmetterten Gliedern der lag, auf den sie wartete, der ihr nie wieder eine Alpenrose brächte.

Mir schien meine Geschichte von Tizian und der schönen Cadoranerin, die ich mir ersonnen, sehr matt, sehr falsch. Der alte Herr in Pieve hatte recht gehabt: Die Wirklichkeit war ganz anders, das Leben hatte andere, reichere, sattere, grellere Farben auf seiner Palette.

Ich lehnte mich fest auf meinen Pickel und sann und sann.

Die Nebel waren fast bis zum Geröll niedergesunken, sie hatten die jähen Wände versteckt, die Feuchtigkeitgesättigten Wolken begannen sich zu lösen, ein feiner Regen sickerte langsam auf das Gestein.

Nachdruck verboten.

„Der schwarze Mann!“

Dem Leben nach erzählt von M. Schmidt-Cartlow in Berlin.

(Schluß.)

III.

Der Märzschnee glitzert auf den Bäumen und Sträuchern des alten Schloßparks zu Eschenrode. An Bobby's Krankenbett sitzt Sylvie und windet an einem Schneeglöckchenkranz für die „neue“ Mama, die der Papa ihnen von seiner Reise mitbringen will. Die Hälfte der feinen Stiele brechen die kleinen ungeschickten Finger ab, und schließlich bleiben nur weiße Köpfchen übrig. Aber Sylvie betrübt das nicht! Irgend jemand hat heute von dieser neuen Mama gesprochen und etwas von „Liebhaben“ dabei gesagt. Nun überlegt das Kind den ganzen Tag, wie das wohl werden wird? Es hat nie etwas anderes über Stiefmütter gewußt, als daß sie kleine Kinder schlagen, und ist immer froh gewesen, daß es Fräulein Lorm gehabt, die ihm und Bobby nie einen einzigen Schlag gegeben! Nun sollte es eine Stiefmutter bekommen, die es lieb haben wollte! . . .

Außer dem Papa, der immer draußen auf den Feldern war oder fort auf Reisen, hatte niemand die Kleine so richtig lieb gehabt, aber sie war oft einsam gewesen und wußte nicht, warum, weil doch Bobby immer mit ihr spielte! Während sie jetzt über alle diese wichtigen Dinge nachdenkt, bricht sie die Blumenköpfchen ab. Wahrscheinlich muß diese neue Mama von Gold, oder aus dem Himmel herausgekommen sein, weil sie so gut sein soll, und das Herz schlägt ihr vor Aufregung, etwas so Schönes, Wunderbares, sehen zu dürfen. Eben so laut schlägt es, wie vor der Christbescherung am Weihnachtsabend.

Bobby, in seinen weißen Kissen, glüht wie eine Feuerkugel. Er hat es mit den Augen verfolgt, wie Sylvie beinahe jeden Stengel abgebrochen. Ihm ist das ein Zeitvertreib gewesen, — nun steckt er sein Fingerchen in den Mund.

„Hab' so Weh-Weh!“ wimmert er mit seiner heiseren, weinerlichen Stimme.

„Sehr tolles?“ fragt das kleine Mädchen zärtlich und bricht dabei auch noch den letzten Blumenstengel ab.

„Hm! . . . Sehr tolles!“

Sylvie ist beruhigt. Sie reicht ihm tröstend ein Schneeglöckchen herüber, und als er weiter wimmert, holt sie ihm ihre Lieblingspuppe, die grüne Tirolerin.

Bobby ist ein müdes, krankes Kind, das bald weiter quarren wird, aber diese Puppe, die ihre Augen öffnen und schließen kann, liebt er über alles. — Er beginnt, sie auszuziehen und zieht sie dann wieder an . . .

Er setzt Sylvie's Kranz auf ihre blonden Zöpfe, er preßt sie in seine Arme und küßt sie auf ihre runden, starren Glasaugen. Er hat sie so lieb, so lieb! Der erste schwache Freudenschimmer huscht über sein verweintes Gesichtchen. Aber alles dies macht ihn heiß, und er muß wieder schlucken. Er kann gar nicht mehr schlucken, der arme, kleine Kerl!

„Hab' so Weh-Weh!“

Die Thränen stürzen aus seinen Augen. Die Tirolerin ist vergessen! Sylvie kümmert das nicht mehr! Ihre ganze Seele ist bei der neuen „goldenen“ Mama, die in diesem Moment im Schlitten über den Schloßhof fährt. Sie hört die Glocken läuten und stürzt ans Fenster. Ihre Augen leuchten wie eine kleine Menschensonne, aber sie merkt es nicht, wie bitterlich ihr Brüderchen vor Schmerzen weint.

Fräulein Lorm im Nebenzimmer hat es gehört, und als sie in die Thür tritt, denkt Bobby plötzlich ans Dunkelwerden! . . .

Er sieht das Fräulein niemals kommen, ohne irgend etwas Schreckliches zu denken!

„Du weißt doch,“ sagt sie mit gedämpfter Stimme, und ist bemüht, ihm die Thränen abzutrocknen, „Du weißt doch, Bobby, wer diese Nacht durch Euer Zimmer gehen wird, wenn Du kein gutes, frommes Kind gewesen bist?“

„Wer?“ unterbricht sie der Kleine athemlos, schon in Erwartung eines neuen Geistes.

Fräulein Lorm thut, als horche sie mit Sylvie auf die Schlittenglocken.

„Nun, Eure Mutter!“

Ein Seufzer der Erleichterung . . .

„Bloß die lebendige, die uns der Papa mitbringt?“

„Nein, Eure todte!“

Fräulein Lorm sagt das kalt, mitleidslos, aber Bobby kreischt auf voller Entsetzen. Er weiß, daß sie kommen wird, weil die andere es gesagt hat, und diese andere gäbe etwas darum, hätte sie es nicht gesagt!

Zum ersten Mal im Leben hat sie diesem verschüchterten Kinde gegenüber ihren Zweck verfehlt! Zum ersten Mal hat sie sich völlig verrechnet! —

Kurze Zeit darauf, als Graf Stauffen seinen Kleinen die neue Mutter bringt und Sylvie auf ihrem Schoß vergeblich nach dem goldenen Krönchen sucht, das sie in ihren Haaren vermuthet hat, liegt Bobby in wilden Fieber-Phantasien, in der Gesellschaft von hundert Geistern, die alle als schreckliches Gerippe in einem weißen Laken durch das Zimmer huschen! —

— — — — — — — — — — — — — —

Die Dunkelheit bricht herein! Gretchen sitzt an dem Krankenbett ihres kleinen Sohnes, endlich an ihrem rechtmäßigen Platz! — Sie hat die Lampe bringen lassen und legt nasse Tücher auf sein brennendes Köpfchen.

Fräulein Lorm, deren Gegenwart das Kind zu beängstigen scheint, hat sie hinausgeschickt. Sie selbst ist nicht schwarz, auch nicht weiß gekleidet, und sie hat augenscheinlich etwas Beruhigendes für seine überreizten Nerven. Es muß sie nicht für einen Geist ansehen! Alles andere sonst, das sein Bettchen umsteht, sind Spukgestalten! . . . Es kennt sie, es plappert ihren Namen vor sich hin, und Gretchen lauscht darauf! Sie hat noch nie in ihrem Leben ein so krankes Kind gesehen! —

Mit einem jähen Ruck zieht Bobby das Deckbett über die Augen. Er sieht Jakob, den alten Kutscher, der im vorigen Jahr gestorben ist, und den ihm Fräulein Lorm so oft geschickt, noch nach dem Tode! . . . Er sieht lauter winzige, schwarze Männchen auf seinem Deckbett hüpfen, mit großen, glühenden Augen, o! wie glühend! Sie wollen ihn greifen, in ihre Säcke stecken, und dann binden sie sie oben zu. Er sieht, wie sie es machen! Es ist so eng in diesen Säcken, so finster, so furcht-

bar! Und plötzlich weist die zitternde, kleine Hand nach oben hinauf! Höher .... immer höher! Es kommt etwas geflogen!

„Was ist Dir, Liebchen?“ fragt die junge Frau, welche die Vorgänge in des Kindes Seele nur halb erräth und doch bemerkt, wie es körperlich und geistig leidet.

Bobby faltet die Händchen vor der Gestalt, die ihm entgegenschwebt.

„Die todte Mutti kommt!“ . . . flüstert er, mit weitgeöffneten Augen, selbst wie der Tod so blaß.

Und dann richtet er sich hoch empor! Es sieht wie ein langer, flatternder Mantel aus, den die Gestalt da oben trägt, wie ein ungeheurer Geistermantel, faltig, blaßgrau, weißlich schimmernd, — und jetzt! . . . jetzt breitet sie ihn über Bobby aus, und er muß ersticken! . . . —

Ein Fieberschauer schüttelt das todtkranke Kind! . . . —

Gretchen legt den kleinen Körper sanft zurück. . . Erschöpft schließen sich seine Augen.

„Weißt Du wohl, Liebling,“ sagt sie dicht an seinem Ohr, „daß es ein Engel ist, der eben da geflogen kam? Er rauscht mit seinen schönen, goldenen Flügeln wie der Wind und will in dieser Nacht an Deinem Bettchen stehen und Dich behüten! Siehst Du ihn mit seinem freundlichen Gesicht?“ —

Gar etwas Wunderbares ist es um das Glauben und Schauen eines Kindes!

Bobby hat die Augen wieder weit geöffnet! Er lauscht! . . . Er sieht! . . .

Ueber die holden Züge huscht ein Ausdruck hin, so süß, so still-glückselig, wie ich ihn nicht mit der Feder wiedergeben kann! . . . Es ist kein Traum allein! Das Kind sieht wirklich seinen guten Engel!

Die Reaction tritt ein, durch die zum ersten Mal der Schlaf in seine Augen kommt. Still wird es, immer stiller, von Minute zu Minute! Die alte Wanduhr tickt! . . .

Sie macht das einzige Geräusch, und Gretchen denkt darüber nach, wie wahr ihr altes Großmütterchen gesprochen! . . . Wie ernst es ist, die Kinderschuhe auszuziehen und jene weite, pflichtenreiche Reise durch das Leben anzutreten! —

— — — —

Viele Tage sind darüber hingegangen! Gretchen sitzt noch immer an Bobby's Krankenbett, aber die Pflicht ist es jetzt nicht mehr allein, jetzt ist es auch die Liebe, die sie hier wachen läßt, innige, aufopfernde Liebe, die sich selbst vergißt um des geliebten Wesens willen!

Niemand von den Ihrigen, sie selber nicht, hatte je geahnt, daß ihre Seele jemanden so lieben könne, wie sie dieses hülflose Kind lieben gelernt, dem sie der Inbegriff von Glück und Frieden geworden! Sie alle hatten es vergessen, über das Schicksal der Liebe nachzudenken! Sie wird uns wohl gegeben, aber was wir lieben sollen, wird uns nur geliehen! Wenn sie zur Reife kommt, dann nimmt Gott wieder, was sie nährte, und Liebe bleibt allein!

Gretchen beobachtet den kleinen Schläfer . . . Sie weiß, daß die Heftigkeit der Krankheit gebrochen ist, und zum ersten Mal hat heute der Arzt Hoffnung auf Besserung gegeben. Wie sie sich über das Bettchen beugt, schlägt Bobby seine Augen auf. Sie haben jenen zärtlichen, fragenden Ausdruck, der ihnen in lichten Momenten häufig eigen ist! Das Kinderhändchen schmiegt sich in die ihre.

„Mutti!“

Es klingt so süß, dieses Wort, besonders für Gretchen, die nicht Bobby's rechte Mutter ist und doch für ihn denkt und sorgt wie eine solche, die ihm sein ganzes Leben hindurch jene echte, wahre Mutterliebe schenken würde!

„Mutti, fliegt da wieder ein schöner Engel durch die Stube?“ . . .

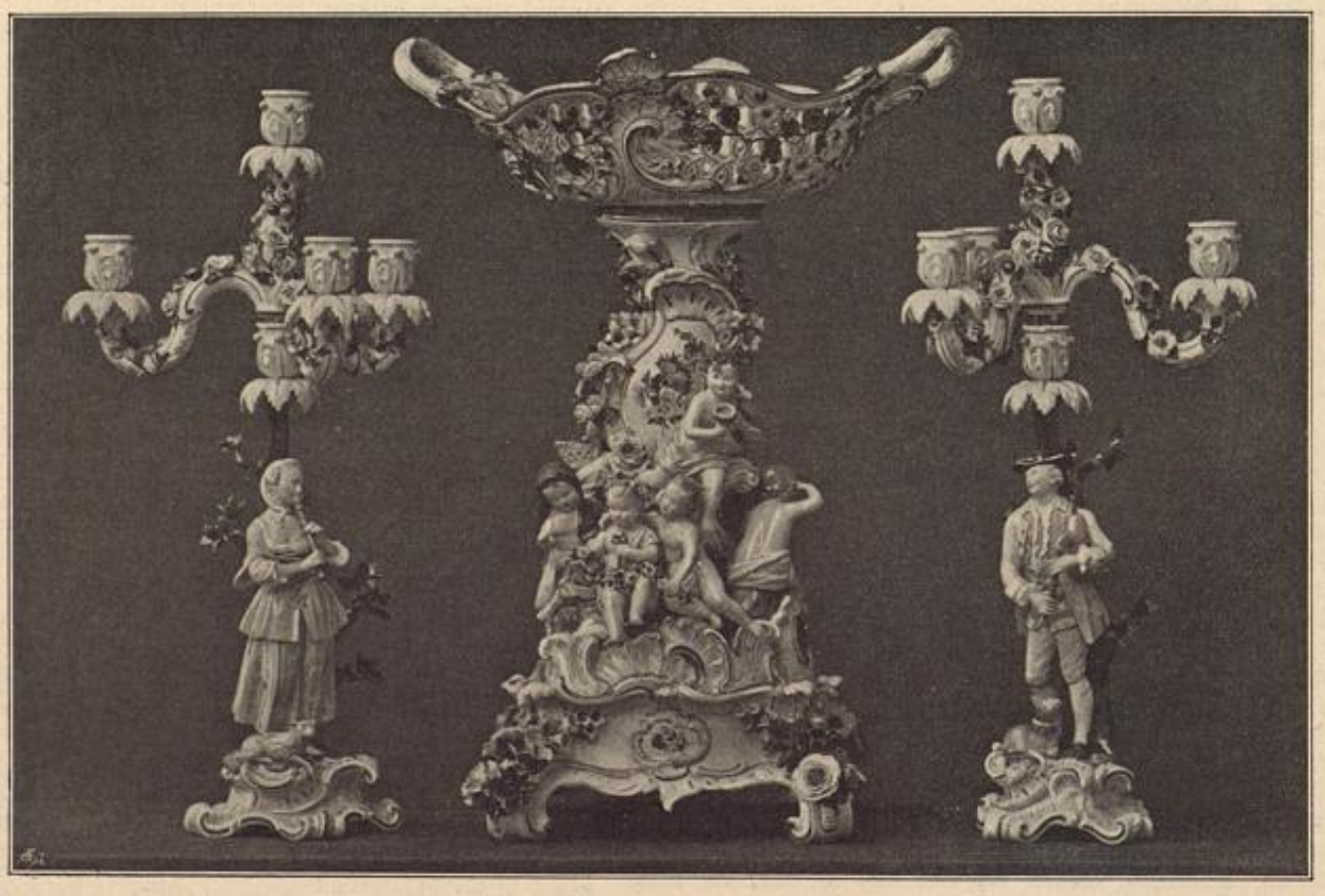
„Ich denke wohl, Herzchen! Das ist immer derselbe, der Dich behütet hat, als Du so krank warst, der jeden Abend wiederkommt!“

„Immer derselbe?“ — wiederholt das Kind, „der all die häßlichen, schwarzen Männer weggeschickt, als Du mit Papa zu uns kamst? . . . Weißt Du noch, Mutti?“ . . .

Bobby sieht so glücklich aus! Es liegt ein seltsamer Ausdruck in den großen, blauen Augen, welche theils auf Gretchens Gesicht, theils auf den Engel gerichtet sind, den sie zu sehen glauben. —

„Ist es sehr schön zu fliegen, Mutti?“

„Sehr schön, aber schlaf' jetzt wieder ein, mein Liebling!“



Vieux Saxe. Gruppen, Figuren, Schalen und Leuchter der Königl. Porzellan-Manufaktur in Meißen.

Siehe den Artikel Seite 110.

„Ich hab' bloß so Durst!"

Gretchen holt die Himbeer-Limonade vom Krankentisch, und der Kleine trinkt in langen, vollen Zügen. Er erscheint ihr schwächer, nun das Fieber nachgelassen hat, aber sie weiß ja, daß sie wenigstens nun wieder hoffen darf. Dann bleibt es eine Viertelstunde still, und nur die Wanduhr tickt leise ihren alten, monotonen Schlag, der niemanden stört. —

„Mutti, erzähl' mir, wie das auf dem Bilde ist!"

„Auf was für einem Bilde, Bobby?"

„Auf Deinem! Wie macht der gute Engel das, wenn er mit dem kleinen Kinde in den Himmel fliegt? . . . So hoch, über all die Häuser fort? Ist es nicht zu schwer für ihn?"

Gretchen versteht jetzt diese Frage. Bobby meint das Bild, das allbekannt geworden ist unter dem Titel: „Zu Gott". Sie hat es ihm einmal selbst gezeigt, und es hat hier über ihrem Schreibtisch seinen Platz bekommen.

„Wie macht der Engel das?" fragt Bobby wieder, so sehnsüchtig, als hinge seine Seligkeit von ihrer Antwort ab.

„Er trägt es in seinen Armen, Liebchen, und hält es so fest, daß es nicht zur Erde fallen kann!"

„Und das ist dann Fliegen, Mutti?"

Gretchen nickt, und es kommt ihr vor, als werde Bobby's Gesichtchen von Minute zu Minute schöner, als träume seine kleine Seele von tausend wunderbaren Dingen, die ihr selbst verborgen sind. Seine Finger, die wie Spinnenfäden durchsichtig geworden, zittern in ihrer Hand.

„Möchtest Du etwas, mein süßer Liebling? . . . Alle Wünsche wollen Papa und ich Dir gern erfüllen!" . . .

Gretchen möchte aufstehen und Clemens rufen! Bobby's Alabasterbläße ist so auffallend geworden! Sie kann aber nicht fort!

Das Kind richtet sich langsam, lächelnd auf. Es legt schmeichelnd die Aermchen um seiner Mutter Hals.

„Was will mein kleiner Schatz?"

„Weiß nich'!" sagt es mit seiner leisen, süßen Stimme, „bloß fliegen! . . . Mutti, woll'n wir 'mal?"

Wahrscheinlich meint es, den Engel in ihr zu sehen, der auf dem Bilde mit dem Kindlein gen Himmel fliegt! Wahrscheinlich!

Das ist kein Fieber! Das ist der Tod! Ganz plötzlich lassen die Hände los, das matte Körperchen sinkt zurück. Ein Zucken huscht um das lächelnde Mündchen! Dann ist alles vorüber! —

Ich übergehe die ausführliche Schilderung verschiedener Dinge, die sich im Laufe der Zeit, nachdem Bobby gestorben, in Eschenrode ereignet haben. Dem Ausspruch des Arztes zufolge war die Körper-Constitution des Knaben durch die beständige Nervenüberreizung so geschwächt, durch die seelischen Erregungen, die beinahe täglich durch Geister- und Spukgeschichten hervorgerufen, so vollständig zerrüttet worden, daß dieselbe einer schweren Krankheit nicht Widerstand hatte leisten können. Auch Fräulein Lorm's Abgang aus Eschenrode übergehe ich mit Schweigen. Der ergreifende Ernst der Thatsache spricht für sich selbst genug! Möchte er eine Warnung sein für alle die, welche bisher die Sache leicht genommen, welche nur zu gern den „schwarzen Mann" für ein Kinderleben verwerthen, weil er bequem für ihre Zwecke ist, weil er stumm macht, ohne Lärm zu machen! Möchten sie alle an die Verantwortung denken, die sie mit einer solchen Kinderseele übernommen haben! —

Auf Bobby's kleinem Hügel, dicht hinter der Kirchhofsmauer, blühen die schönsten Veilchen . . . Sylvie sitzt in der Frühlingssonne und pflückt davon. Das eiserne Gitterthor knarrt in seinen rostigen Angeln und schlägt hinter einem alten Mütterchen zusammen, das eine große Gießkanne in den Händen trägt. Es geht mit ihr von Grab zu Grab und begießt darauf die Blumen. Sylvie hält inne im Veilchenpflücken . . . sie kennt die Alte! Es ist die Frau vom Kutscher Jakob, der voriges Jahr gestorben ist, und all die vielen großen und kleinen Gräber gehören ihr allein! Sylvie mag sie gern leiden! Sie hat zu Hause eine so hübsche, weiße Ziege, die garnicht stößt mit ihren Hörnern, und Sylvie darf in den Stall gehen, so oft sie will! Sie sieht zu, wie die Alte es macht, wenn sie die Blumen begießt. Es muß gar zu schwer sein, diese große Gießkanne zu tragen! Sylvie geht zu ihr heran.

„Sind das hier alle Deine kleinen Kinder, Rieke?" fragt sie interessirt, indem sie auf die Gräber weist.

„Alle mitsammen, Dirning! 'S sind halt genug!"

Die Alte läßt sich nicht stören. Sie jätet das Unkraut auf dem kleinsten Hügel aus, das um das bescheidene Holzkreuz wuchert.

„O, das ist gut!" sagt die Kleine, „dann haben sie's viel besser, als unser Bobby, der immer allein sein muß!"

„Mußt ihn besuchen, Dirning, mußt ihm frische Blümel bringen! Die Todten lieben's halt auf diese Weise!"

„Thun wir auch, Rieke! Ich und Mutti besuchen ihn jeden Tag, und der Papa geht oft noch, wenn es schon dunkel wird, aber wenn er dann wieder weg ist, bleibt Bobby ja doch allein!"

„Rieke jätet weiter . . . Wahrscheinlich weiß sie keinen Rath zu geben! Als ob die Todten nicht zufrieden wären, wenn sie's nur still und friedlich haben!

„Nu aber weiß ich 'was!" sagt Sylvie plötzlich mit freudestrahlendem Gesicht, „das hilft dafür!" . . . Und sie hüpft über den Gottesacker hin, durch die schmalen Stege hindurch, zwischen den gepflegten und den verfallenen Gräbern. Ihre kleine Seele ist erfüllt von einem einzigen großen, befreienden Gedanken! Sie will ihre „Dolly" holen, die Tirolerin, die Bobby so lieb gehabt, — — sie will sie ihm schenken!

Als sie zurückkommt, ist die alte Rieke fort! Sie küßt ihre Puppe noch einmal auf die schönen Rosenlippen, weil sie weiß, daß sie ihr von jetzt ab nicht mehr gehört. Wenn es regnet in der Nacht, so wird das ihr grünes Kleid mit den goldenen Knöpfen gewiß sehr häßlich machen, und die blonden Zöpfe werden sich nie wieder kämmen lassen! . . .

Sie weiß das alles, die kleine Sylvie, aber wenn Bobby die „Dolly" hat, wird er nicht mehr so allein in seinem Grabe sein! Sie setzt sie steif gegen das Marmorkreuz, mitten unter die verwelkten Kränze, und dann geht sie überglücklich nach Hause. Gewiß! Die „Dolly" ist viel besser für das todte Brüderchen als alle seine frischen Blumen! —

„Mutti, was ist eigentlich, wo die Welt zu Ende ist?"

„Der Himmel, Sylvie!"

Die Wrutki-Quelle bei Abbazia. Nach dem Gemälde von E. T. Compton in Feldafing. — Siehe Seite 112.

„Ach so! . . . Und ist denn der Himmel immer? Geht der nie zu Ende?"

„Niemals, Sylvie!"

„Ja, aber warum bin ich und Du und der Papa denn noch nicht, wo Bobby ist? Ich möchte auch sein, wo 'was immer ist!"

Sylvie blickt nachdenklich vor sich hin, und ihre Mutti bindet die Schleife ihres Nachtröckchens zu.

Vor noch nicht langer Zeit hat sie selbst viel weniger, als ihre kleine Tochter, über dergleichen tiefgehende Fragen nachgedacht.

So kann es kommen, daß die Kinder unbewußt die Großen reifen und erziehen helfen!

„Mutti, sag' mir 'mal, warum müssen wir noch warten, bis wir in den Himmel kommen?"

„Weil wir noch besser werden sollen, Sylvie!"

„So gut wie Bobby war? War der richtig gut genug?"

Gretchen antwortet nicht sogleich. Sie nickt nur und glaubt vielleicht, daß dies genügt, aber sie irrt darin!

„Mutti, warum war unser Bobby gut genug?"

O, dieses „Warum" eines Kindes! Und doch hat es ein Recht, es auszusprechen! Wir aber haben die Pflicht, es niemals unbefriedigt zurückzuweisen! Das Kind hat ein Recht auf sich selbst, auf sein kleines Leben, so gut wie der Erwachsene ein Recht auf seine Individualität besitzt! Es hat seine eigene, kleine Welt und seinen eigenen Willen! Wir Großen sollen diesem letzteren gerecht werden, soweit das möglich ist und segenbringend für seine innere Entwicklung! Wir sollen das fragende Kind belehren!

„Mutti, ist Bobby darum so früh in den Himmel gegangen, weil er nu fertig war für den lieben Gott?"

„Ja, Sylvie, weil er zu gut war für diese Erde!"

„O, darum!" . . . sagt die Kleine und spricht dann ihr Abendgebet:

„Lieber Gott, ich bitt' Dich,
Mach' mich fromm,
Daß ich nu bald zu Bobby
In den Himmel komm'!"

Zwei Worte hat sie hinzugefügt, weil sie „so gern bald ‚da sein möchte, wo 'was immer ist'!" Dann schläft sie gesund und glücklich ein . . . Sie weiß, ihr Brüderchen spielt diese Nacht mit der Dolly, die zwischen seinen Blumen sitzt, und ist nicht mehr so allein!

Wir aber wollen sie schlafen lassen, diese beiden glücklichen Kleinen, jedes auf seine eigene Weise, und sie werden glücklich erwachen!

Nachdruck verboten.

Vieux Saxe.

Von A. B. in Dresden.

Siehe die Abbildungen auf Seite 105 und 108.

Vieux Saxe! Welche Fülle kulturhistorischer Erinnerungen wird damit heraufbeschworen! Ein ganzes Zeitalter tändelnder, gefälliger Boudoir-Poesie, zärtlicher Liebesabenteuer und unverzeihlichen Leichtsinns, — eine Welt, die der Sturmwind der französischen Revolution hinwegfegte, und die mit tief tragischem Ende fast zu hart büßte, was sie in naiver Genußsucht verbrochen. Marmor und Bronze verewigen die Thaten und Heroen der Geschichte, das gleichfalls dem Zahn der Zeit trotzende Porzellan setzt dem Geschmack, der Mode, den häuslichen und geselligen Sitten und Gebräuchen ein bleibendes Denkmal. Freilich ist es in seinen Kunsterzeugnissen, wie alle Luxus-Gegenstände, auf die oberen Zehntausend beschränkt, die aber spiegelt es in ihren wechselnden Launen mit erstaunlicher Treue wieder.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts begann die Vorliebe für Porzellan an den europäischen Fürstenhöfen sich einzubürgern. Die meist nach dem Vorbilde von Versailles lebenden Potentaten legten kostbare Sammlungen an, vor allem aber der kunstsinnige August II. von Sachsen, der nachmalige König von Polen. Mit großer Leidenschaft wurden von ihm chinesische, japanische, indische und persische Porzellane gesammelt, und die findigen Köpfe des Landes bemühten sich vergebens, die kostbare Masse herzustellen. Da, im Jahre 1707, glückte es dem früheren Apotheker-Lehrling Joh. Friedr. Böttger, der August dem Starken versprochen hatte, Gold zu machen, und deshalb von ihm bis zur Erfüllung seines Versprechens gefangen gehalten wurde, statt des Goldes eine braunrothe Masse zu erfinden, die alle bisherigen Versuche, Porzellan nachzuahmen, weit übertraf. Der König erblickte hierin Aussicht auf eine andere Goldquelle und ermächtigte seinen Alchimisten Böttger durch ein Decret vom 20. November 1709 zur Gründung einer Fabrik.

„Es machte Gott, der große Schöpfer,
Aus einen Goldmacher einen Töpfer"

ließ darum Böttger in goldnen Lettern über sein Laboratorium setzen.

Das ursprüngliche „Saxe" war von rother Farbe. Zahlreiche solcher Geschirre finden sich noch in den Räumen der Manufactur und in der kgl. Porzellan- und Gefäßsammlung zu Dresden vor. Sie zeigen bereits eine sehr gefällige, künstlerische Form. Da sind kleine Theekännchen, deren Deckel von Blättern und deren Henkel von Stielen gebildet werden. Eine andere Theekanne besteht aus einem aufgerichteten Fisch; eine dritte trägt statt der Henkel zwei geschmeidige Eidechsen. Geschliffen zeigt dies Porzellan die verschiedensten Nuancen, vom dunkelsten Braun bis zum lichten Rothgelb. Berühmt ist ein kleines Bas-Relief, Judith, mit dem Haupte des Holofernes, darstellend. Der Grund ist blank geschliffen; die Figuren dagegen haben durch eine leichte Politur an Schärfe und Bestimmtheit der Umrisse verloren. Daran schließt sich ein rothglasirtes Porzellan, dessen Farbe und Vergoldung durch einen eigenen Glanz an die Lackarbeiten der Japaner erinnern. Eigenthümlich ist das eisenfarbige Porzellan ohne Schliff und Glasur, aus dem ein 12 Zoll hohes Frauenbild gefertigt ward. Die Formen der übrigen daraus hergestellten Gegenstände sind höchst originell; manche zeigen noch Spuren von Vergoldung. Endlich gab es schwarz glasirtes Porzellan. Es wurde mit Arabesken und Blumen, freilich nur mittelst Oelfarbe, verziert und mit guter Vergoldung versehen. So ging die Manufactur bereits ihre eigenen künstlerischen Wege.

Der Zufall blieb Böttger treu. 1711 entdeckte er in seinem Haarpuder das Kaolin, die weiße, echte Porzellan-Erde. Auf der nächsten Ostermesse schon gelangten weiße Gegenstände zum Verkauf. Zur Bemalung verwendete man Blau unter Glasur. Mit diesem ausgeführte chinesische Muster bildeten die erste Decorations-Weise; damals bereits entstand das so bekannte Zwiebelmuster, dem eine chinesische Wasserpflanze (Nelumbo) zu Grunde liegt. Die ursprünglichen Fabrikzeichen ahmten chinesische Marken nach. Sie alle sind in Dr. Gräße's „Guide de l'Amateur de Porcelaines" genau verzeichnet.

Bald aber trat das wirkliche Meißener Zeichen, die gekreuzten Kurschwerter auf.

Nach Böttger's Tode nahm die Manufactur einen großartigen Aufschwung, und zwar durch den ausgezeichneten Modelleur Kändler. Er und seine Gehülfen schufen das eigentliche, ideale „Vieux Saxe", einen Schatz von Anmuth, Gefälligkeit und Zartheit, das in der Keramik bis jetzt einzig dasteht. Kändler suchte getreu den Charakter seiner Zeit wiederzugeben, und wie verstand er ihn! Der geniale Meister schuf mit seinen Nippes nicht Puppen, sondern Persönlichkeiten. Ein jedes Köpfchen ist eine Individualität für sich, frisch aus dem vollen Menschenleben herausgegriffen. Freilich war es damals nicht schwer, diesen glücklichen Griff zu thun. Die Porzellan-Künstler standen mit dem Hof in engster Beziehung, und dieser Hof war einer der prächtigsten, vergnügungssüchtigsten der ganzen Welt. Gala-Festzüge, Damenrennen, opernhaft mythologische Aufführungen, Bauernhochzeiten, Schäferspiele, Jagden und Carnevals-Scherze wechselten in tollem Reigen mit einander ab. Heute erschien irgend ein fürstlicher Besuch als Jupiter, August der Starke als Apoll und die Cavaliere und Damen bevölkerten als phantastisch aufgeputzte mythologische Figuren einen recht heiteren Olymp. Morgen gaben König und Königin ein Bauernfest im Gasthaus „Zum verbundenen Herzen" und empfingen als gemüthlich joviale Wirthsleute eine Schar neckischer Bauern und Bäuerinnen in bunten National-Trachten, oder in den naiv leichtfertigen, hochgeschürzten Schäfer-Kostümen. Ein ander Mal wieder drapirte sich der ganze Hof in die pomphaft überladenen Gewänder der italienischen Oper und stelzte in den Heldengestalten Griechenlands gespreizt und liebeschmachtend einher. Das alles copirte Kändler mit überraschender Echtheit, und er suchte sich die vornehmsten Don Juans und die pikantesten Dämchen als Modelle aus. Das Material, das biegsame, jeder Geradlinigkeit und Härte abholde Porzellan, erwies sich für die geschwungene Anmuth und capriciöse Leichtigkeit der Linien des Rococo wie geschaffen. Seine Bestimmung als zierliche Boudoir-Kunst ward endgültig festgestellt.

Die Werke der damaligen Zeit sind unschätzbar und fast unzählbar. Hunderte von gepuderten Cavalieren und Damen umschwärmen uns: auf den wunderbar fein modellirten Gesichtchen lose Neckerei, Verliebtheit oder kokettes Schmachten. Gott Amor, als schlauer Herzenskenner, drängt sich überall hinzu; er scheint die ganze Welt wie Marionetten an unsichtbaren Fäden zu lenken: kindisch übermüthig lacht er sich ins Fäustchen: sie müssen doch alle thun, was er will! Schon die Putten und Kinder tändeln als Pärchen, und trifft man den einen oder die andere allein an, so ist gewiß das Pendant nicht weit, — oder es wird einzeln irgend eine verführerische Kunst, wie Harfenspiel, Flöte, Clavicymbal eingeübt. Die niedlichen Musikanten und Musikantinnen treten gleich serienweise auf, — es existirt sogar ein aus zwölf Figuren bestehendes Affen-Konzert.

Graf Brühl, der bekannte Günstling August's III., läßt sich mit seiner Gemahlin als Gärtner und Gärtnerin modelliren. Ihm reihen sich zahllose Schäfer- und Schäferinnen an, unvermeidlich weiße Lämmlein hütend. Die Gräfin Cosel, die später so unglückliche Geliebte August des Starken, bildet oft in den verschiedensten Stellungen und Kostümen den Mittelpunkt anmuthiger Gruppen. So sehen wir sie mit August II. beim Kartenspiel, einem Cavalier bei Hofe Harfe vorspielend, oder dem Flöten-Konzert eines anderen lauschend. Jedenfalls ist sie auch eine der Papageien fütternden, sich putzenden oder mit Blumen und Schmuck tändelnden Schönen, deren Köpfchen sich kokett über den mit Spitzen verzierten Miedern wiegen. Die wunderbar fein gearbeiteten Spitzenbesätze (sie werden durch peinliches Auftragen einer feinen Masse in Stäbchenform ungeheuer mühsam hergestellt) bilden eine Hauptzierde der Rococo-Figürchen. Manches Anecdotenhafte meldet Frau Fama von den einzelnen Gruppen. Ein altes Factotum der Manufactur weiß verschiedenes zu erzählen, was aber für empfindliche Damenohren nicht geeignet erscheint. Der Geist der Zeit ließ an Leichtfertigkeit nichts zu wünschen übrig, und die derbe Komik mancher Genre-Bilder blickt sogar, trotz ihrer Grazie en miniature, noch ein wenig durch. Der bekannte, auf einem Ziegenbock reitende Schneider verewigt die Person des Grafen Hennicke, den Sohn eines Schneiders, der sich zum Günstling des allmächtigen Grafen Brühl aufschwang. Der König, den es reizte, ihn ein wenig zu demüthigen, soll ihm einst die humoristische Figur übersandt haben. Einer anderen Lesart nach aber ist es der Hofschneider des Fürsten, der den brennenden Wunsch aussprach, einmal einer Gala-Tafel beiwohnen zu dürfen. Er wurde in Porzellan modellirt und als ständiger Schmuck auf die Hoftafel gesetzt, — und dürfte wohl kaum in dieser Ehre völlige Befriedigung gefunden haben.

Ueberaus anmuthig sind die Genre-Bilder, die Familien-Scenen und Kindergruppen; fast immer sind sie neckisch und humorvoll. Was in Frankreich Boucher, Lancret, Van Loo, Pater und der geniale Antoine Watteau malten, gab Kändler plastisch wieder. Auf Vasen, Dosen, zierlichen Nippes oder großen Prunkstücken wurden die Bilder jener Maler copirt, von leicht geschwungener Cartouche umrahmt und sehr zart in den Farben gehalten. Oft auch benutzte man nur eine Farbe, das bekannte Kupfergrün oder ein helles, grelles Roth, wobei die Mal-Technik genau den Kupferstich nachahmte. Kändler schuf ferner eine Reihe von Schau- und Prunkstücken, die zumeist als Geschenke an fremde Fürstenhöfe gingen, deren Modelle man aber noch jederzeit benutzt. Es werden gerühmt: ein 1750 modellirter Spiegelrahmen, mit Figuren, Blumen und Laubwerk verziert, der von August III. Ludwig XV. zum Geschenk gemacht wurde. Der Künstler durfte sein Werk selbst dem französischen Hofe überreichen. Ferner eine große Gruppe mit einem Crucifix, als Geschenk für den Papst; vierzig allegorische Gruppen für die russische Kaiserin und endlich habsburgische Kaiserbüsten für den Wiener Hof. Herrliche, mit reichen Blumenbelegen verzierte Vasen, kostbare Uhrgehäuse, zahlreiche Leuchter und Consolen schließen sich an. Das Großartigste als Gruppe aber bietet die aus 23 Figuren bestehende Parnaß-Gruppe, eine Huldigung für August III.

Mit Vorliebe ahmte man auch die verzerrte, fratzenhafte Kunst China's und Japans nach, — darauf hin deuten noch die derb komischen Pagoden und verschiedene vogel- und hundeartige Ungeheuer in großen Dimensionen. Pfauen, Puter, Papageien, Gemsen, Hunde und Katzen, namentlich aber Affen waren gleichfalls in beträchtlicher Größe als Flur- und Terrassenschmuck beliebt. Man muß diese Stücke aber als verfehlt betrachten, weil sich die Nippes-Kunst zur Ausführung massiger Körper durchaus nicht eignet.

Während des zweiten schlesischen Krieges wurden sämmtliche Vorräthe in Dresden und Meißen für preußische Rechnung verkauft. Der churfächsische Archivrat Schimmelmann jedoch erwarb sie für 200,000 Thlr. zurück und rettete so seiner Heimat einen fast unbezahlbaren Schatz. Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts erfolgte, nach Jahren trauriger Kriegsnoth, eine zweite Glanz-Periode der Meißener Manufactur. Sie ist mit dem Namen des Kämmerers, Grafen Marcolini verknüpft, dem die Oberleitung der Fabrik übertragen wurde. Er taufte das Porzellan ‚Marcolini' und ließ, um es zu kennzeichnen, ein blaues Sternchen unter das übliche Fabrikzeichen setzen (※). Es ist allein für diese Periode das Merkmal untrüglicher Echtheit. Berühmt sind aus derselben zwei Déjeuners, das eine mit Bildern nach der Dresdener Galerie, das andere mit Prospecten vom Prater in Wien, eine Amorinen-Gruppe, eine Allegorie auf die Kaiserin Katharina II. als Besiegerin Tauriens, die drei Grazien nach Schenan und gefällige Arbeiten nach Josiah Wedgewood. Die Wedgewood-Decoration besteht im Auflegen feingepreßter Relief-Figürchen, meist nach antiken Sujets, auf Tassen, Vasen ꝛc. Sie ist mit Rücksicht auf den Empire-Stil wieder sehr in Aufnahme gekommen. Inzwischen ging der schon etwas nüchterne Stil Louis XVI. in den Empire-Stil über und brachte eine Rückkehr zur Antike mit sich. Man schaute sie nicht mehr mit Rococo-Augen an und kehrte zur echten, dem Porzellan weniger günstigen Geradlinigkeit zurück. Das Bisquit-Porzellan, — zweimal ohne Glasur gebrannt, — kam in Mode, und hierin liegt die Stärke jener Zeit. Ganz vorzügliche Kunstwerke wurden geschaffen, u. a. eine treffliche Nachbildung der Gruppe des Castor und Pollux von Ildefonso, Amor und Psyche, der florentinische Homeros, Sokrates, Antinous und die mediceische Venus. Neuschöpfungen waren: Selene und Endymion, Hero und Leander, Zephyr und Flora, die drei Grazien, Apoll und Daphne, der so bekannte Amoretten-Verkauf und zahllose Opferknaben ꝛc. ꝛc. Es finden sich auch einige weißglasirte christliche Figuren noch vor, die in dieser Periode entstanden. Die berühmte Hubertusgruppe, auf Bestellung der Königin von Sachsen kürzlich wiederum gefertigt, die Statue des heiligen Wenzel von Böhmen, der Tod des heiligen Xaverius und eine große Kreuzigung.

Das eiserne Scepter Napoleons, das auf allen wie ein mächtiger Druck lastete und sogar der bildenden, freien Kunst einen Gewaltstil aufzwang, gab der Anmuth und Grazie des Rococo den Todesstreich. In der rührigen Neuzeit aber hat er eine Wiedergeburt gefeiert, und der kostbare Schatz wird unermüdlich benutzt, erweitert und vervollkommnet nach den weisen Worten:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!"

Nachdruck verboten.

Zum Andenken an Carl Maria von Weber.

Von E. Schmidt in Berlin.

Siehe die Abbildungen auf S. 112.

Wenn es das Kennzeichen des Genius ist, Werke zu schaffen von höchstem Reiz für Mit- und Nachwelt, von entscheidendem Einfluß auf Gegenwart und Zukunft, Werke von bleibender Dauer, so steht C. M. von Weber unbedingt in der Reihe der ersten Genien unter den Opern-Componisten, vornehmlich derer des deutschen Volkes". Mit diesen Worten charakterisirt F. W. Jähns den Meister, dessen Leben und Wirken gerade jetzt wieder besonderes Interesse erregen dürfte, wo sein erstes und größtes romantisches Werk, „Der Freischütz", binnen kurzem die sechshundertste Aufführung im Königlichen Opernhause zu Berlin erleben wird.

„Abends als erste Oper im neuen Schauspielhaus „Der Freischütz"; wurde mit dem unglaublichsten Enthusiasmus aufgenommen. Ouverture und Volkslied da capo verlangt, überhaupt von siebzehn Musikstücken vierzehn lärmend applaudirt. Alles ging aber auch vortrefflich. Ich wurde herausgerufen und nahm Madame Seidler („Agathe") und Mlle. Eunicke („Aennchen") mit. Gedichte und Kränze flogen. — Soli Deo Gloria!" So schrieb am Abend des 18. Juni 1821 Carl Maria von Weber in sein Tagebuch.

Jene Aufführung am 21. Juni 1821 bedeutete einen Umschwung in der musikalischen Richtung des Jahrhunderts, einen vollständigen Sieg der deutsch-romantischen über die italienische Kunst, die seit Mitte des 17. Jahrhunderts an deutschen Höfen zumeist gepflegt und auch in Berlin an Gasparo Luigi Spontini, dem allgewaltigen General-Musik-Director des Opernhaus-Orchesters, den eifrigsten Vertreter und Förderer gefunden hatte. Wie in Dresden die Rivalen Francesco Morlacchi und Carl Maria von Weber einander gegenüber standen, so gingen auch in Berlin die beiden Richtungen, deutsch und italienisch, nicht friedlich neben einander her. „Hie Spontini, hie Weber" klang der Ruf zwischen den Anhängern beider Parteien in jenem Jahre 1821, da Spontini's „Olympia" und Weber's „Freischütz" kurz nach einander über die Berliner Hofbühne gingen, und Weber's Meisterwerk des Italieners „Olympia" zwar weit in den Schatten stellte, aber manche Angriffe von Gegnern der „neuen Richtung" sich gefallen lassen mußte. „Ein Singspiel ist's, ein Liederspiel, nichts weiter!" rief der erzürnte Spontini, — und selbst Professor Carl Friedrich Zeller, der damalige Leiter der Berliner Sing-Akademie wußte seinem Freunde Goethe nur geringschätzend über den Freischütz zu schreiben: „Von eigentlicher Leidenschaft habe ich vor allem Gebläse eigentlich wenig gemerkt. Kinder und Weiber sind toll und voll davon. Teufel schwarz, Jugend weiß, Theater belebt, Orchester in Bewegung, — und daß der Componist kein „Spinozist" ist, magst Du daraus abnehmen, daß er ein so kolossales Nichts aus benanntem Nihilo geschaffen hat!" — Nur Graf Carl von Brühl, der General-Intendant der Berliner Hofbühne, auf dessen ausdrücklichen Wunsch der „Freischütz" zur Aufführung gekommen war, blieb auch ferner der treueste Beschützer Weber's.

Sechsundsiebzig Jahre sind seit jener ersten Aufführung des „Freischütz" verflossen; andere Meister haben Großes, — in anderer Weise vielleicht Größeres geschaffen, aber auf seinem Siegeszuge durch die alte und neue Welt hat Weber's ewig junger „Freischütz" daneben an Werth und Werthschätzung nicht eingebüßt. Jetzt wie vor sechsundsiebzig Jahren entfesselt er diesseit wie jenseit des Oceans den ungetheilten, begeisterten Beifall seiner Hörer, denn er trägt in schöner Form den Stempel echt deutschen Wesens: Wahrheit, Einfachheit und Tiefe.

Carl Maria Friedrich Ernest Freiherr von Weber wurde am 18. December 1786 zu Eutin im Oldenburgischen als neuntes Kind des Kapellmeisters und Theater-Unternehmers Karl Anton von Weber und als erstes von dessen zweiter Gemahlin, Genoveva, geb. von Brenner, geboren. Bei dem unstäten Wanderleben, das sein Vater führte, mußte Carl Maria's Erziehung und Belehrung höchst lückenhaft bleiben, mehr noch, nachdem auch seine Mutter im Jahre 1798 ihm durch den Tod entrissen wurde. Wohl zeigte der Knabe mancherlei wissenschaftliche Begabung, sein musikalisches Talent jedoch trat so wenig hervor, daß sein erster Lehrer, sein Halbbruder Fritz, einst zu ihm sagte: „Carl, Du kannst alles andere werden, ein Musiker wirst Du nun und nimmer!" Erst vom Jahr 1796 an erhielt der Knabe, so gut es auf den Reisen seines Vaters zu ermöglichen war, geregelten Unterricht im

Klavierspiel, u. a. bei J. P. Heuschkel in Hildburghausen, theoretischen Unterricht bei Michael Haydn in Salzburg, ferner in München bei J. N. Kalcher; — er errang auch hier und Componist kleinerer Stücke wie einer (verbrannten) Oper. Trotzdem konnte C. M. von Weber sich nicht entschließen, ganz der Musik zu leben, vielmehr hatte den im Zeichnen geschickten Jüngling die damals von A. Senefelder erfundene Kunst der Lithographie so angezogen, daß er mit seinem für alles Neue leicht begeisterten Vater 1800 nach Freiberg i. S. übersiedelte, um hier „die Lithographie im Großen zu betreiben". Dies mechanische Arbeiten stieß jedoch den jungen Weber bald ab, er gab die Lithographie auf, um sich von jetzt an nur mit dem Studium der Musik und der Composition zu befassen und verschiedene Kunstreisen durch Deutschland zu machen. 1801 ging Franz Anton nach Salzburg zurück, Carl Maria dagegen nach Wien, wo er während der Dauer eines Jahres seine letzte musikalische Ausbildung bei dem Abt Vogler erhielt. 1804 ward C. M. von Weber auf Empfehlung des Abtes Vogler als Kapellmeister an das Breslauer Stadt-Theater engagirt, doch schon 1806 gab er die Stellung wieder auf und ging mit seinem Vater als „Herzogl. Musik-Intendant" des Prinzen Eugen von Württemberg nach Carlsruhe i. Schl., 1807 in Diensten des Prinzen Ludwig von Württemberg nach Stuttgart in eine gesicherte Stellung. 1810 ward durch eine schwere Unbesonnenheit seines bei ihm wohnenden Vaters dieses Verhältniß wieder gelöst, und fast mittellos verließen Vater und Sohn Stuttgart, um abwechselnd in Mannheim, Darmstadt, Frankfurt a. M., Prag, Leipzig, Gotha ꝛc. zu leben. 1812 kam C. M. von Weber zum ersten Mal nach Berlin, wo er die Erst-Aufführung seiner „Silvana" leitete. Hier starb auch sein Vater Franz Anton, für den er bis zu seinem Tode treu gesorgt, dessen abenteuerlich-ruheloses Wesen aber manchen Schatten auf Carl Maria's Leben geworfen hatte. 1813 übernahm der junge Künstler das Amt eines Kapellmeisters an der deutschen Oper zu Prag, doch seinen Urlaub verlebte Weber alljährlich in Berlin, in dessen kunstgebildeten Kreisen er bald heimisch ward. Besonders dem Zoologen Professor Hinrich Lichtenstein schloß er sich innig an; in seinem Familienkreise fand er auch Gelegenheit, sich der längst verehrten Schauspielerin Caroline Brandt zu nähern, die am 4. November 1817 seine Gattin wurde, nachdem Weber inzwischen seine Stellung in Prag aufgegeben und eine andere als königlicher Kapellmeister am Dresdener Hof-Theater angetreten hatte. In Dresden sollte auf des Königs Friedrich August I. Wunsch neben der unter Morlacchi stehenden italienischen, eine deutsche Oper gegründet werden, und Weber war dazu ausersehen, diesen Plan verwirklichen zu helfen. Die Stellung des jungen Kapellmeisters war außerordentlich schwierig, da sie einen offenen und geheimen Kampf mit den „Italienern" bedeutete, und vorderhand wenig Sympathie für die „deutsche Oper" in musikalischen und anderen Kreisen zu erhoffen war. Weber's liebenswürdige, geistreiche Gattin, die bei ihrer Verheirathung der Bühne entsagt hatte, wußte aber das Hauswesen ihm so heimisch zu gestalten, jede Mißhelligkeit in seinen Dienstverhältnissen ihn so weit vergessen zu machen, daß der Componist voll frohen Eifers sein schweres Amt weiter führte. So begann denn für C. M. von Weber jetzt jene fast stürmische Schaffens-Periode, deren Ergebnisse ihn zum volksthümlichsten aller Componisten Deutschlands machen sollten. Das inzwischen abgebrochene Ceccarelli'sche Landhaus im „Italienischen Dörfchen", das idyllische Felsner'sche Winzerhäuschen an der Klein-Hosterwitzer Berglehne in der Nähe des Lustschlosses Pillnitz, das gleichfalls bereits niedergerissene Sommerhaus in Kosel's Garten wurden im Laufe der Jahre 1818—25 Geburtsstätten der größten Weber'schen Tondichtungen, unter denen der „Freischütz" stets den ersten Rang einnehmen wird. (Jetzt gehört das „Weberhaus" in Hosterwitz einem Beamten der sächsisch-böhmischen Dampfschifffahrt und ist regelmäßig der Sommersitz des Königl. sächsischen Kriegsministers Edler von der Planitz. Eine bronzene Gedenktafel an der Vorderseite des Hauses (nach der Landstraße zu) mit der Inschrift „Carl Maria von Weber 1818—19, 1822—24", giebt von des längst geschiedenen Meisters Aufenthalt dort treue Kunde.) Schon 1810 war Weber zuerst mit der alten Volkssage des „Freischütz" bekannt geworden, die ihm einen passenden Text zu einer Oper zu geben versprach, und sein Freund, Alexander von Dusch, hatte die Sage zu bearbeiten versprochen; doch erst dem Dichter Friedrich Kind war es vorbehalten, des Meisters Mitarbeiter an der Freischütz-Schöpfung zu werden. Vom 21. Februar bis 1. März 1817 verfaßte Kind das Buch, das zuerst „der Probeschuß", dann „die Jägersbraut" hieß und endlich, doch erst nach der Composition durch Weber, den Namen „der Freischütz" erhielt. Weber's Arbeit daran dauerte mit mancherlei Unterbrechungen vom 12. Juli 1817 bis zum 13. Mai 1820, — ja eigentlich 1821. Dafür ist auch die Oper ein Wunderwerk voll unvergänglicher Schönheit. Während des Jahres 1818 ruhte die Arbeit Weber's am „Freischütz" fast gänzlich, doch gelangte die große Messe No. I in Es zur Vollendung, die Jubel-Ouverture, Lieder und anderes erstand; dem Meister blieb außer seiner Amtsthätigkeit und bei seiner schwankenden Gesundheit wenig Muße für größere Arbeiten.

Das Jahr 1819 brachte ihm den Verlust eines Kindes und warf ihn wiederum aufs Krankenlager, sodaß er auch der ehrenden Aufforderung seines Gönners, des Grafen Brühl, den „Freischütz" für die Aufführung in Berlin zu beschleunigen, nicht Folge leisten konnte. Im September kehrte Weber nach Dresden zurück, nahm am 23. October endlich wiederum die Arbeit am „Freischütz" auf und begann die Instrumentirung, die am Schluß des Jahres bis auf den dritten Akt und die Ouverture vollendet war. Erneutes Kranksein ließ Weber während des Jahres 1820 nicht viel am „Freischütz" arbeiten. Mitte April zog er mit Familie in das Landhaus in Kosel's Garten, in der Antonstadt-Dresden, und hier wurde der „Freischütz", die achte seiner Opern, am 13. Mai mit der Ouverture vorläufig beendet, jedoch erst völlig abgeschlossen in Berlin am 28. Mai 1821 mit der Aennchen-Romanze und Arie (Nr. 13). Bereits am 14. März 1821 war „Preciosa" in Berlin in Scene gegangen, mit dem „Freischütz" aber trat Weber in die Reihe der ersten Tondichter ein. Erdrückt fast von dem Jubel der Berliner, doch krank und mit den Anzeichen eines schweren Brustleidens kehrte Weber nach Dresden heim. Allein sein Schaffensdrang ließ ihn nicht ruhen. 1823 leitete Weber in Wien persönlich seine inzwischen in elf Monaten vollendete Oper „Euryanthe", sein „Schmerzenskind". Das Jahr 1826 endlich brachte die Aufführung seines „Schwanengesangs", des „Oberon" im Covent-Garden-Theater zu London, die er persönlich zu leiten von dem Manager, Kemble, aufgefordert war. Am 5. März traf Weber in Begleitung des berühmten Flötisten Fürstenau über Paris, wo er Cherubini kennen gelernt hatte, in London ein. — Sir George Smart, der Begründer der „London Philharmonic Society", nahm ihn gastlich auf. Publicum und Darsteller brachten dem Componisten und seinem „Oberon", der in englischer Sprache gegeben wurde, eine in England bisher nie dagewesene Begeisterung entgegen. Aber die vielfachen Aufregungen und ein unbezwingliches Heimweh nach Weib und Kindern verkürzten die Tage des todtkranken Meisters. Am 5. Juni früh morgens 7 Uhr fand man ihn, wie schlafend, leblos auf seinem Lager. Unter großer allseitiger Theilnahme wurde seine Leiche zunächst in der Moorfields-Kapelle zu London beigesetzt, erst 1844 erfolgte die Ueberführung nach dem katholischen Friedhofe in der Friedrichstadt zu Dresden in das Familiengrab, wo auch Weber's Söhne, der 1844 gestorbene Alexander und Max Maria (gest. 1881), sowie Weber's Gattin, die ihm 1852 im Tode folgte, ruhen. Ein einfaches Grabmal aus Sandstein mit den Namen der Verstorbenen zeigt die letzte Ruhestätte Weber's und seiner Familie; seit dem 11. October 1860 schmückt ein erzenes Standbild, modellirt von Rietschel, die Stadt Dresden. Im Herzen des Deutschen aber lebt unvergänglich das Erinnern an den Meister, der den Muth hatte, ein Bahnbrecher der romantischen Richtung und der Vertreter des Deutschthums in der Oper zu sein.

Nachdruck verboten.

Kleine Märtyrer.

Von K. Schirmacher in Paris.

Ein hellerleuchteter Saal, Kerzen, Blumen, geputzte Menschen, freundliche Gesichter, das war das Schauspiel, welches ein kürzlich in Brüssel veranstaltetes Wohlthätigkeitsfest bot. — Während Musik und Vorträge wechselten, ließ ich die Blicke über die Versammlung schweifen; bald wurden sie von einer kaum mittelgroßen, eleganten Männergestalt gefesselt, deren ausdrucksvoller Kopf mit ungewöhnlich klugen und zugleich ungewöhnlich gütigen Augen in die Welt sah.

„Wer ist das?" fragte ich eine vorbeikommende Bekannte die Vorsitzende des Brüsseler Frauenvereins.

„O, das ist jemand, mit dem Sie Sich sehr gut verstehen werden, einer unserer wärmsten Freunde und Anhänger, der Kapitän X. von der Kriegsschule," antwortete sie und benutzte eine eintretende Pause, um uns mit einander bekannt zu machen.

„Der Kapitän X. von der Kriegsschule?" dachte ich, „und der ein Freund der Frauenfrage? Das ist ja etwas ganz Neues," und ich sah mir daraufhin die schlanke Gestalt im tadellosen Civil-Rock noch einmal so genau an. Stand dieser merkwürdige Kapitän doch jetzt ganz dicht vor mir und mit ihm seine anmuthige, blonde Frau, die sich bald auch an dem folgenden Gespräch betheiligte.

„Wie sind Sie, Herr Kapitän, zu einem Anhänger der Frauenbewegung geworden?" fragte ich im Laufe der Unterhaltung.

„Durch meine Frau," entgegnete er lächelnd, dann setzte er ernster hinzu, „aber auch durch das Elend der Welt, vor allem durch das Leiden der Kinder . . ."

Als ich den Kapitän darauf etwas erstaunt ansah, denn in der Kriegsschule kümmert man sich für gewöhnlich nicht viel um das Elend der Welt und noch weniger um das Leiden der Kinder, da fuhr mein Gegenüber freundlich fort: „Sie kennen eben Brüssel nicht: sehen Sie, hier in diesem hellen Saal giebt man ein Wohlthätigkeitsfest, weil eine Menge Menschen in dieser reichen, lustigen Stadt leben, denen wohlgethan werden muß, die arm und elend sind. Gehen Sie einmal in die Straßen hinter Sanct Gudula, unten am Fluß. Streifen Sie einmal durch die flämischen Arbeiterviertel, dort können Sie etwas von Noth und Armuth sehen. Die Aermsten unter den Armen, die Elendesten unter den Elenden sind aber die Kinder, welche man mißhandelt, und die sich nicht schützen können . . ."

„O," fiel ich ein, „haben Sie auch hier in Brüssel so entsetzliche Fälle, wie den, der eben in Paris geschehen ist, der Fall, daß Eltern ihr eigenes Kind buchstäblich zu Tode gequält haben?"

„Jawohl," antwortete der Kapitän, „häufig kommt Aehnliches auch bei uns vor. Deshalb wollte ich fragen: Sind Sie schon bei den ‚Kleinen Märtyrern' gewesen?"

Als ich verneinte, fuhr der Kapitän fort: „Dann thun Sie es doch morgen; ich werde Sie anmelden, und glauben Sie, es wird Sie nicht gereuen!"

Ich nahm dankbar an, und am nächsten Morgen wanderte ich nach der Rue des Dominicains, im alten, unteren Stadttheile Brüssels gelegen. Auf dem Wege dahin ging mir so manches durch den Kopf, darunter auch eine Geschichte, die mir seiner Zeit viel Spaß gemacht. In Frankreich, wo es Sitte ist, die kleinen Kinder auf dem Lande bei Ammen in Pflege zu geben, besteht ein Gesetz, nach seinem Urheber la loi Roussel genannt, welches die strenge Ueberwachung dieser Pflegekinder und ihrer Pflegemütter anordnet; denn Nachlässigkeit oder Brutalität lassen sich letztere auch in Frankreich zu Schulden kommen. Solch eine Ueberwachung der kleinen Pflegekinder, — man nennt sie auf französisch les poupons (die Püppchen), — setzt natürlich ein zahlreiches Personal und deshalb nahmhafte Geldmittel voraus. Da die Gesellschaft sich nun nicht immer auf ihren wahren Vortheil versteht, — denn was wäre wichtiger als die Gesundheit der zukünftigen Generation? — fließen die Mittel für diesen Zweck nur spärlich, und das Gesetz Roussel theilt das Schicksal anderer ausgezeichneter Gesetze: es wird oft nicht angewendet. In einem französischen Departement nun befand sich ein Oberpräsident, der, gleich dem Kapitän X., von dem Leiden der Kinder etwas zu wissen schien, der daher alles daransetzte, daß in seinem Gebiete das Gesetz Roussel genau beobachtet würde. Folge davon: Die Pflegekinder im ganzen Departement gediehen, wurden dick und rund, und der Oberpräsident erhielt den Spitznamen: Le Préfet Poupon, weil er die Poupons so energisch unter seinen Schutz genommen hatte. In Frankreich geht es eben ohne einen Scherz nie ab; ich denke aber, der Oberpräsident wird sich den Zunamen zur Ehre angerechnet haben.

Unter solchen Gedanken langte ich vor dem mir bezeichneten Hause an: Oeuvre des Enfants Martyrs stand auf kupferner Platte an der Thür. Ich klingelte, worauf eine Pförtnerin, mit einem ‚Poupon' im Arm, mich freundlich zurecht wies; dann stieg ich die Freitreppe eines schönen, alterthümlichen Privathauses hinauf und wurde zu der Leiterin des Asyls geführt. Eine schlanke, blondhaarige Frau mit ruhigen, flämischen Zügen und blauen Augen empfing mich. Da Kapitän X. mich, seinem Versprechen gemäß, bei ihr angemeldet hatte, zeigte sie mir gern das ganze Haus.

Es war in dem Stil und mit der Raumverschwendung eines Patricier-Heims gebaut, hatte auch früher dem Vicomte de Grimberge gehört, dem Stifter des Asyls. Welche Beweggründe, welche persönlichen Erfahrungen diesen Mann dazu bestimmt, das Oeuvre des Enfants Martyrs zu gründen, konnte ich leider nicht erfahren. Wahrscheinlich hat er in den engen Straßen der Brüsseler Arbeiterviertel Scenen der Elternrohheit, des Kinderelends gesehen, die ihn zur Gründung seines Asyls bestimmten. Im Vorzimmer hat er dort ein Gemälde aufhängen lassen: Eine Lichtgestalt schützt ein solches Märtyrerkind gegen die Wuth entarteter Eltern.

Als die Leiterin mich dorthin führte, stand gerade ein Trüppchen kleiner Buben mit der Lehrerin vor dem Bilde und betrachteten es. Ich denke mir, sie müssen es in ihren kleinen, durch frühes Leiden vor der Zeit realistisch gewordenen Köpfen für ein schönes Märchen gehalten haben. Der Vater mit den geballten Fäusten, die Mutter mit dem bösen Lachen, die Scherben am Boden, der umgeworfene Stuhl und das zitternde Kind, das kannten sie recht wohl als Wahrheit. Die Lichtgestalt aber, die hatte sie gewöhnlich im Stich gelassen. Oder waren sie schon so weit, um zu begreifen, daß menschliche Güte, daß Philanthropie, daß dieses freundliche Asyl des Vicomte de Grimberge durch die weiße Frauenfigur verkörpert werden sollte? Vielleicht. Gar so intelligent sahen übrigens diese kleinen Mißhandelten, die man böswilligen, trunksüchtigen oder unsittlichen Eltern entzogen hatte, nicht aus. Mit ihren meist bleichen Gesichtern und meist schwermüthigen, dunkeln Augen machten sie einen traurigen Eindruck. Es waren, wie gesagt, lauter Knaben. „Ein Zufall", wie die Leiterin meinte und hinzufügte: „wir haben oft auch eben so viele Mädchen; nur dieses Jahr scheint die elterliche Wuth sich gerade gegen die Knaben zu richten."

„Wer führt Ihnen die Kinder zu?" fragte ich.

„Die Polizei, oft auch Nachbarn, die der Polizei Anzeige von elterlichen Brutalitäten machen. Wir nehmen die Kinder bei uns auf, kleiden, speisen, beherbergen sie, geben ihnen auch Unterricht und bringen sie dann in ehrenwerthen Familien unter, wo sie dauernd überwacht werden."

„So", dachte ich, „da besteht also ein Gesetz Roussel im kleinen; die Franzosen hätten dem Vicomte gewiß schon einen Spitznamen gegeben: le Vicomte Enfant, oder le Vicomte Martyr, oder noch besser l'Enfant Martyr. Nun, er würde sich wohl nichts daraus gemacht haben".

Damit traten wir in das Sitzungszimmer des Vorstandes, dann in die Bureau-Räume und endlich in den Eß- und Spielsaal der kleinen Märtyrer ein. Die kamen gerade in dem Augenblick von ihrer Anschauungsstunde vor dem Gemälde zurück und durften nun in den Garten gehen. Darüber wurden sie ganz lebhaft, und als ich vorschlug, — es war im Monat Januar, — sie sollten einen großen Schneemann machen mit Kohlenaugen und einem Mund aus Ziegelscherben, da stürmten sie fröhlich davon und rollten Schneeklumpen zusammen, die einem Gambrinus als Mittelstück hätten dienen können. Der Jammer, den diese Kinder früher erlitten, verflog also in dem freundlichen Heim, dessen großer Garten bald von lustigen Rufen wiederhallte.

„Aus was für Familien stammen die Kinder meist?" fragte ich die Leiterin, die mit mütterlicher Sorgfalt den Davoneilenden noch Tücher um den Hals gelegt und einem der Knaben die beim Spielen so gefährliche Brille abgenommen hatte.

„Aus armen Familien und hauptsächlich aus Trinker-Familien," war ihre Antwort. „Wollen Sie unser Album sehen?"

„Ihr Album?" wiederholte ich.

„Jawohl!" erklärte die Leiterin, „jedes Kind, das zu uns kommt, wird photographirt, und aus diesen Bildern ist mit der Zeit eine ganze Sammlung entstanden; die will ich Ihnen zeigen."

Damit legte sie den dicken Band vor mich auf den Tisch. Ich habe ihn von Anfang bis Ende durchgesehen, um das Buch mit einem Seufzer zu schließen. Welch eine Jammergeschichte haben mir die kleinen Gesichter erzählt! Wie sah man es den meisten Kindern schon an, daß sie die Erben von Trinkern, ja von Verbrechern waren. Neben kleinen Wesen, die verdummt, kraftlos, verkommen aussahen, traten andere, besonders Knaben hervor, deren viereckiger Schädel, vorspringender Unterkiefer und trotziger Blick die Raubthiernatur deutlich kennzeichneten.

„Das müssen unbequeme Gäste sein," sagte ich zu der Leiterin.

„O ja!" meinte sie. „Die Knaben, die Sie jetzt bei uns sehen, sind gute, kleine Jungen und von den Mißhandlungen noch nicht verdorben. Manches Kind aber war schon bei uns, aller bösen Neigungen voll. Von Gerade-Ansehen keine Rede; stets etwas Verstecktes; Freude am Wehthun, am Schaden. Diebsgelüste und wirkliche Verbrecher-Neigungen. Wenn wir solche Kinder im Hause hatten, war eine fortwährende Aufsicht nothwendig. Aber daß dem so war, that uns selbst im Herzen weh."

Schweigend drehten wir einige andere Blätter des Albums um. Ein liebliches Mädchengesicht fiel mir in die Augen. „Wer ist das?"

„Die Heldin einer sehr traurigen Geschichte," sagte die Leiterin, „das unglückliche Kind einer elenden Mutter; haben Sie nie von dem großen Proceß," — sie nannte einen Namen, der seiner Zeit durch alle Blätter ging, — „sprechen hören?" Ich bejahte stumm. „Wir sehen hier viel," sagte die Leiterin schlicht und that das Album des Jammers in den Schrein zurück.

„Wie halten Sie diese traurigen Eindrücke nur auf die Dauer aus?" fragte ich wieder.

„Es giebt auch viel Erfreuliches," wurde mir geantwortet. „Wir haben hier z. B. im Hause eine Pflege-Anstalt für Säug-

linge und eine Klein-Kinderbewahr-Anstalt. Wollen Sie die noch sehen?"

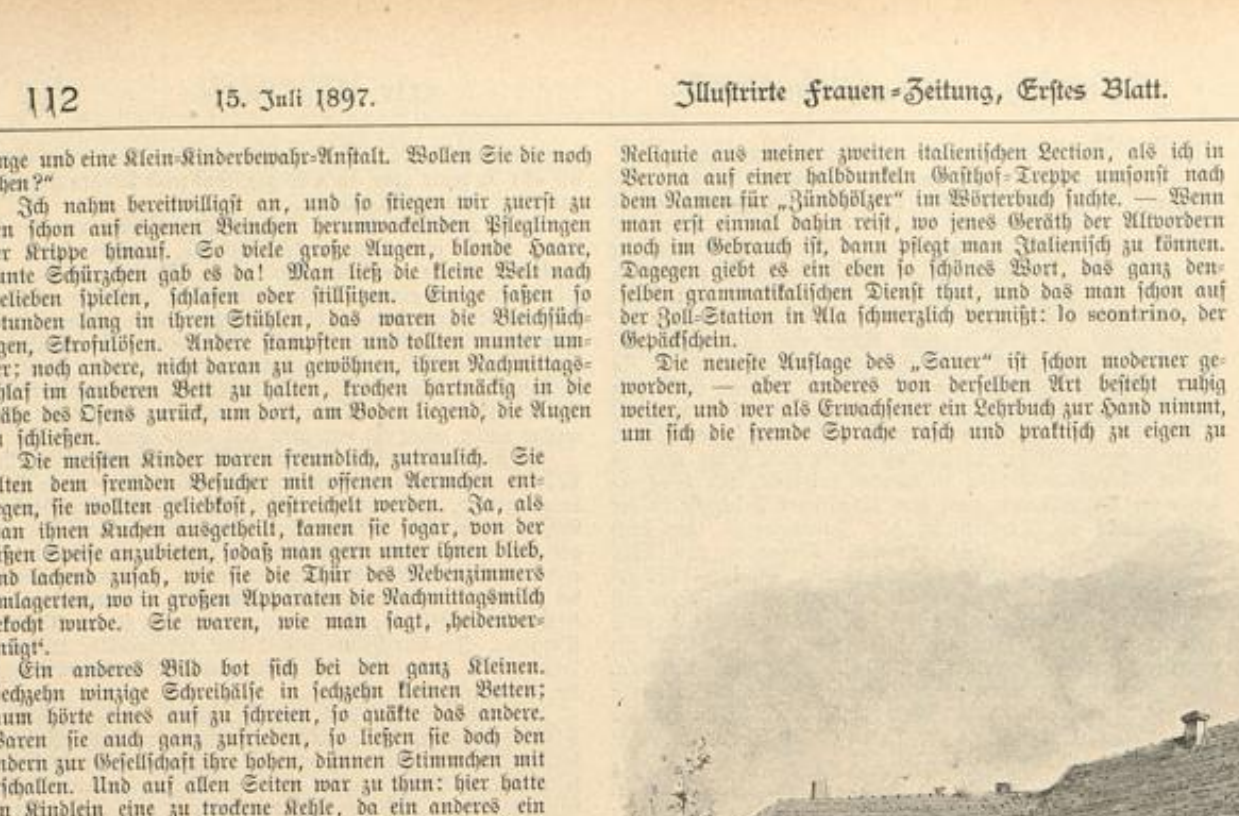
Ich nahm bereitwilligst an, und so stiegen wir zuerst zu den schon auf eigenen Beinchen herumwackelnden Pfleglingen der Krippe hinauf. So viele große Augen, blonde Haare, bunte Schürzchen gab es da! Man ließ die kleine Welt nach Belieben spielen, schlafen oder stillsitzen. Einige saßen so Stunden lang in ihren Stühlen, das waren die Bleichsüchtigen, Skrofulösen. Andere stampften und tollten munter umher; noch andere, nicht daran zu gewöhnen, ihren Nachmittagsschlaf im sauberen Bett zu halten, krochen hartnäckig in die Nähe des Ofens zurück, um dort, am Boden liegend, die Augen zu schließen.

Die meisten Kinder waren freundlich, zutraulich. Sie eilten dem fremden Besucher mit offenen Aermchen entgegen, sie wollten geliebkost, gestreichelt werden. Ja, als man ihnen Kuchen ausgetheilt, kamen sie sogar, von der süßen Speise anzubieten, sodaß man gern unter ihnen blieb, und lachend zusah, wie sie die Thür des Nebenzimmers umlagerten, wo in großen Apparaten die Nachmittagsmilch gekocht wurde. Sie waren, wie man sagt, ‚heidenvergnügt'.

Ein anderes Bild bot sich bei den ganz Kleinen. Sechzehn winzige Schreihälse in sechzehn kleinen Betten; kaum hörte eines auf zu schreien, so quäkte das andere. Waren sie auch ganz zufrieden, so ließen sie doch den andern zur Gesellschaft ihre hohen, dünnen Stimmchen mit erschallen. Und auf allen Seiten war zu thun: hier hatte ein Kindlein eine zu trockene Kehle, da ein anderes ein nicht mehr trockenes Bettchen. Der dürstende Schreihals verlangte seine Flasche, und der kleine Froschmensch wollte umgekleidet werden. War das ein Durcheinander! Wirklich um den Kopf zu verlieren.

Ganz unbewegt aber, nur aus freundlichen Augen ihre Zöglinge bewachend, saß eine alte Wärterin in der Mitte des Zimmers. Sie ließ sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Eins nach dem andern kam an die Reihe, wußte sie doch so gut die wahren von den eingebildeten Leiden ihrer Kleinen zu unterscheiden. Sie wartete sie ruhig, gütig und gewissenhaft, unterstützt von einer jungen Helferin. Die alte Frau hat täglich 12 bis 14 Stunden Dienst; das junge Mädchen schläft sogar des Nachts bei den Kindern, die ganz im Hause in Pension sind. Beide Frauen werden, mit Beköstigung, höchstens 3 Mark täglich verdienen. Und trotzdem diese wirklich aufopfernde Güte! Es ist, als ob die Mauern des alten Grimberge-Hauses den Geist der Güte und des Opfermuthes mittheilen könnten. Denn ohne diesen Geist müßte die Energie dort am Ende doch erlahmen.

So aber bleibt sie frisch. Leiterin, Lehrerinnen, die alte Wärterin und jungen Hülfskräfte haben, gerade so wie der Vicomte Grimberge und der Kapitän X. von der Kriegsschule, begriffen, daß hier in aller Stille etwas Großes geschaffen wird, daß kein Opfer zu schwer, um die Kindheit, die trotz unserer Civilisation noch namenlosen Brutalitäten



Carl Maria von Weber's Grabstätte in Dresden. — Nach einer Zeichnung von A. Reinhardt in Loschwitz.
Siehe den Artikel Seite 110.

ausgesetzt ist, zu beschützen, daß sie alle tagtäglich für die kleinen Märtyrer, oder die, welche zu Märtyrern werden könnten, die Lichtgestalt des Gemäldes verkörpern sollen, das uns im Vorzimmer der Grimberge-Stiftung begrüßt.

Nachdruck verboten.

Bescheidene Wünsche.

Von Irene Braun in München.

Wenn die Grammatik nur moderner wäre! Heut fragt' ich eine Spanierin im Traum: ‚Mein Fräulein, haben Sie die Lichtputz-Schere?' . . . . . sagt Ferdinand von Hornstein in den amüsanten Versen, die seine Reise nach Brasilien begleiten.

Dieselbe, „lo smoccolatoio", erschien mir als ehrwürdige Reliquie aus meiner zweiten italienischen Lection, als ich in Verona auf einer halbdunkeln Gasthof-Treppe umsonst nach dem Namen für „Zündhölzer" im Wörterbuch suchte. — Wenn man erst einmal dahin reist, wo jenes Geräth der Altvordern noch im Gebrauch ist, dann pflegt man Italienisch zu können. Dagegen giebt es ein eben so schönes Wort, das ganz denselben grammatikalischen Dienst thut, und das man schon auf der Zoll-Station in Ala schmerzlich vermißt: lo scontrino, der Gepäckschein.

Die neueste Auflage des „Sauer" ist schon moderner geworden, — aber anderes von derselben Art besteht ruhig weiter, und wer als Erwachsener ein Lehrbuch zur Hand nimmt, um sich die fremde Sprache rasch und praktisch zu eigen zu machen, der wird, je nach Temperament, betrübt oder wild über all den Ballast, den er von Anfang an mitschleppen muß.

Da giebt es moralische Erzählungen von der Grille und der Ameise, von Tantalus, dem Sohn Jupiters ꝛc. Was hilft mir's, wenn ich mich auf den Umgang mit Grillen verstehe und nicht weiß, wie man den Kellner ruft?

Warum giebt es keine moralische Erzählung: Der Orient-Expreß- und der Bummelzug?

Man hat ja Sprachführer, die alle nothwendigen Bezeichnungen enthalten und für flüchtigen Aufenthalt im Lande genügen, aber wer die fremde Sprache zu dauerndem Gebrauch lernen will, müßte nicht gezwungen sein, erst einmal alles im Gedächtniß zu behalten, was er nicht braucht!

In meiner holländischen Grammatik steht ein herzinniges Gespräch mit einem Duzfreund über dessen Befinden und das meinige. Nun muß man wissen, daß in Holland das „Du" gar nicht vorhanden ist; wiedergegeben wird es hier durch die altväterliche Form „Gij", „Ihr". Die einzig gebräuchliche Form ist für den Fremden das „Sie", wie bei uns. Außerdem, — wenn ich noch nicht weiter bin im Holländischen als die betreffende Lection anzeigt, so habe ich gar keinen intimen Jugendfreund, mit dem ich holländisch reden müßte!

Ich kenne einen Engländer, der seinen Bruder auf deutsch „Sie" nennt; einmal sagte ich ihm, wie komisch das für uns klingt. Er antwortete ganz ernsthaft: „Ich werde nie einen andern Menschen in Deutschland „Du" nennen. Glauben Sie, daß es meinen Bruder glücklich macht, wenn ich alle diese schwierigen Formen nur für ihn allein auswendig lerne?"

Der Mann hatte recht. Warum lernen wir also nicht auch baldmöglichst das „Sie" gebrauchen?

Noch ein Wunsch! Diese Lehrbücher sind von Männern geschrieben. Warum fragte nie einer seine Frau nach den deutschen Namen für die Bestandtheile der weiblichen Toilette und nach den technischen Ausdrücken auf dem Wäschezettel? In jedem Lehrbuch giebt es eine Rubrik dafür, und ich habe die meinige auch auswendig gelernt, ehe ich nach Italien ging, aber als ich zum ersten Mal Wäsche notiren sollte, ging es mir fast wie dem böhmischen Burschen, der die Kleidungsstücke seines Lieutenants hinmalt, weil er sie nicht schreiben kann.

Und noch etwas. Jedem Fremdling werden dieselben Fragen gestellt: „Wie gefällt es Ihnen hier? Haben Sie Sich gut eingewöhnt? Denken Sie lange zu bleiben?" — Noch nie aber hat jemand von mir wissen wollen, ob der König in der Dorfherberge übernachten wird, was der Lohn der Tapferkeit sei, und warum Tantalus die Aepfel über seinem Haupt nicht abpflücken kann, — sollte sich hieraus nicht ein Wegweiser für das Zusammenstellen der Uebungssätze ergeben?

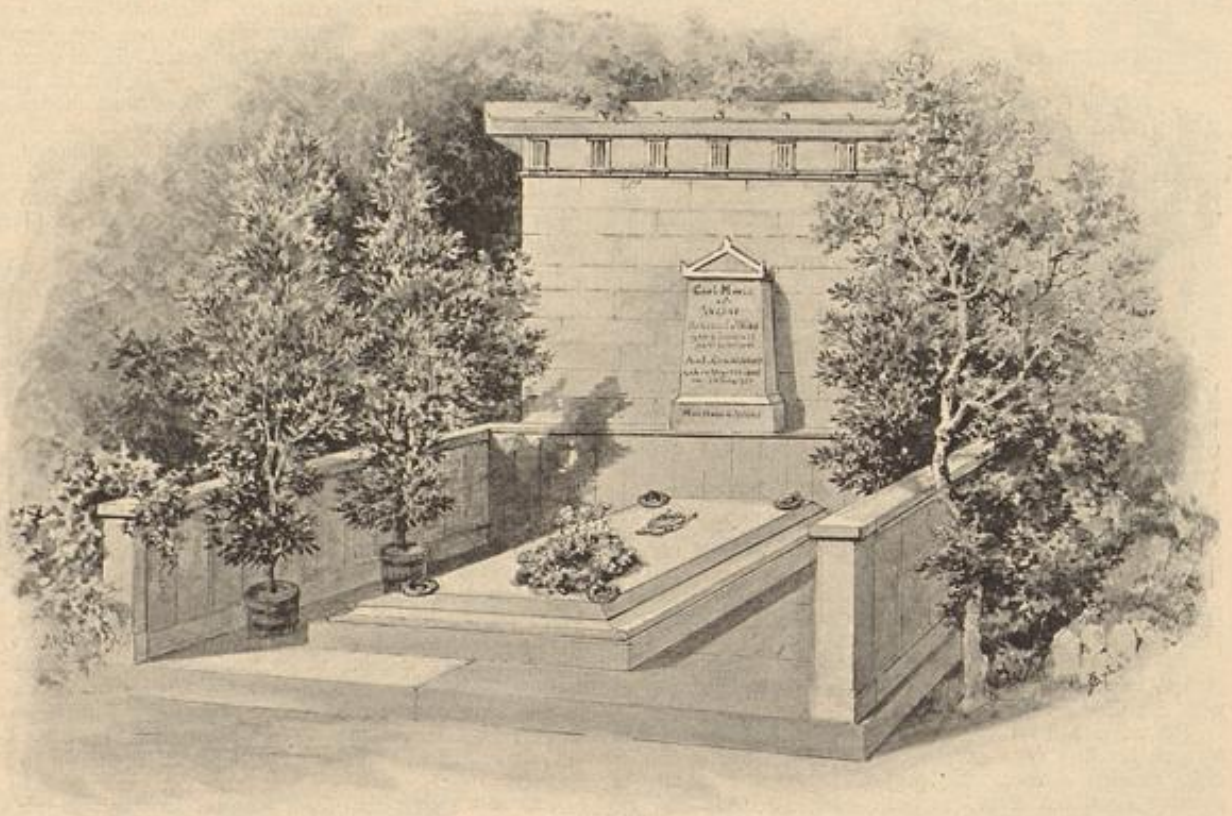
Vielleicht wäre es an der Zeit, einen Mittelweg zu finden zwischen dem Sprachführer und der sittlich so gediegenen und praktisch so unbequemen Grammatik!

Nachdruck verboten.

Die Wrutki-Quelle bei Abbazia.

Nach dem Gemälde von E. T. Compton in Feldafing.
Siehe Seite 109.

Von dem Luftkurort Abbazia, der in wenigen Jahren einen so rapiden Aufschwung genommen hat, führt durch dichten Lorbeer- und Eichwald ein Weg von zwanzig Minuten nach der Wrutki-Quelle, die versteckt in einer Falte des Monte Maggiore am Quarnero entspringt. Schon in alter Zeit muß diese Quelle als Wasch- oder Tränkeplatz gedient haben, da die sie umgebenden Felswände von Menschenhänden muldenförmig ausgemeißelt sind, um das Wasser aufzunehmen. Im Frühjahr oder nach ergiebigem Regen fließt das Wasser an drei Stellen aus der Felswand der wilden Schlucht und sammelt sich in diesen flachen Becken. Am Boden der Schlucht selbst, die von einem schwachen Bächlein berieselt wird, sind größere Vertiefungen ausgemeißelt, in denen sich zu allen Zeiten trübes Wasser hält, das von den slavonischen Frauen der nächsten Umgebung noch heute zum Waschen ihrer Linnen benutzt wird. An der Quelle vorbei führt der Saumweg zum Schutzhaus an der Fortezza und auf den Monte Maggiore. Er mündet in die herrliche Reichsstraße, die von Fiume über Mattaglio führt und in der Fortsetzung, — einerseits nach Triest, andererseits nach Pola, — ganz Istrien durchquert. T. F. C.



Carl Maria von Weber's Wohnhaus in Hosterwitz. — Nach einer Zeichnung von A. Reinhardt in Loschwitz.
Siehe den Artikel Seite 110.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 15, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. Berlin und Wien, 1. August 1897. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Freude und Schmerz.

Von Hermine Villinger in Karlsruhe.

Unter der Thür einer geräumigen, wohlgehaltenen Küche lehnte ein junges Mädchen und trommelte mit dem Hacken ihres Stiefels gegen eine neben ihr stehende Holzkiste.

„Liebe alte Dortel, ich bitt' Dich um alles in der Welt!“ sprudelte sie hervor, — „siehst Du,' wenn Du dieses Doppelkinnchen machst, kann ich Dich gar nicht leiden, denn das ist immer das Vorzeichen Deiner Beharrlichkeit, — nur dies eine eine Mal nimm Vernunft an und verstehe meinen Schmerz! — Siehst Du denn nicht ein, wie unangenehm das für mich ist, immer schon um ein Uhr zu Hause sein zu müssen, während meine beste Freundin bis halb zwei auf der Eisbahn bleiben darf? Hast Du denn keinen Sinn für diese sündhafte Verkürzung meiner Freude?“

„Nein!“ sagte die rundliche, äußerst phlegmatisch aussehende Persönlichkeit, welche am Herd stand, „wir essen um eins, wie's bei der Frau selig der Brauch war, und so bleibt's!“

„Ungeheuer!“ brauste das junge Mädchen auf und eilte über den Flur auf eine Thür zu, die sie aufriß: „Vater, Vater, Du mußt endlich einmal ein Machtwort sprechen! Es ist die höchste Zeit, es ist nicht mehr auszuhalten mit der Dortel, — Du mußt mir helfen, Vater!“

„Mein Gott, was ist denn schon wieder?“ fragte er, indem er sich mit einer hastigen Bewegung durchs Haar fuhr, „gieb doch lieber nach, Kindchen?“

„Aber Vater, was will ich denn? Um halb zwei erst speisen, — ist das vielleicht ein Verbrechen?“

„Nein, — aber —“

„Nun also.“ Sie nahm ihren Vater schmeichelnd beim Arm: „Komm, Du mußt es ihr befehlen, — fest: ‚es wird alle Tage eine halbe Stunde später gespeist, so lang es eine Eisbahn giebt.‘“

Widerwillig, mit einem Gesicht, in dem sich das größte Unbehagen spiegelte, ließ er sich zur Küche zerren. Da drinnen war ein Zischen und Prasseln, daß man sein eigenes Wort nicht hörte, und als der Herr des Hauses mit seiner bescheidenen Stimme anhub: „Liebe Dortel,“ — schrie sie aus dem sie umhüllenden Dampf heraus: „Haben Sie 'was gesagt, Herr Doctor? Ich hab' jetzt keine Zeit, sonst hängt mir mein Braten an —!“

„Da darf man Sie wirklich nicht stören,“ meinte er, „komm, komm, Elsbeth!“ — Und diesmal war er es, der das widerstrebende Töchterchen mit sich fort riß.

„Weißt Du, Vater,“ rief sie ihm nach, als er in seine Arbeitsstube ging, „Du bist die Schwäche in Person, Du hast gar keine Energie!“

Er seufzte. Rathloser konnte man dem Leben nicht gegenüber stehen, als dieser Mann mit dem bereits ergrauten Kopf, der über alle möglichen Dinge dieser Welt nachgedacht hatte, nur nicht über die tausend

Amanda. Nach dem Gemälde von Wilhelm Kray.

Siehe Seite 119.

Kleinigkeiten, die das tägliche Leben mit sich zu bringen pflegt. Dafür hatte die Frau gesorgt, die an alles gedacht, und deren Führung er sich außerhalb seines Berufes vollständig überlassen hatte. Sie war gestorben, als das einzige Kind vierzehn Jahre zählte, den Mann in einer beispiellosen Verzweiflung zurücklassend.

Zu seiner maßlosen Verwunderung kam jedoch die Suppe nach wie vor alle Tage pünktlich auf den Tisch, und seine Kleider hingen auch wie immer, schön sauber gebürstet, an ihrem alten Platz. Das that die Dortel; sie hatte vor zwanzig Jahren ihren ersten Dienst bei Frau Berndal angetreten, die ihr den eigenen Willen ausgetrieben und sie so erzogen, wie sich's für den Berndal'schen Haushalt schickte. Ueber diesen hinaus dachte sie nicht, und deshalb fand es der Anwalt für gerathen, seines Kindes wegen eine Dame ins Haus zu nehmen, aber davon wollte Elsbeth nichts wissen; sie erklärte, von niemanden erzogen werden zu wollen, als von ihrem Vater; auch sei es gerade genug, daß sie sich in die eigensinnige Dortel zu finden habe.

Es giebt verschiedene Arten des Jungseins, wie es dürftige und kraftstrotzende Pflanzen giebt; Elsbeth war die Jugend in ihrer ganzen Herrlichkeit. Schon als sie noch im Kinderwagen saß, machte sie Eroberungen ohne Ende; als sie zur Schule ging, bekam sie auch schon im ersten Jahr den ersten Liebesbrief:

„Liebe Elsbeth!

Da wir Dich durch meine Schwester schon ein Bißchen Kennen thun, wollen wir Dich Bussiren.

Mit tausend Grießen und Küssen

Dein Robert Braun, Sextaner.
Dein Julius Meyer, Sextaner."

„So ein Frätzchen ist doch ein wahres Unglück!" klagte Frau Berndal ihrem Gatten. „Wenn man sie nicht zurückhielte, sie wär' den ganzen Tag auf der Gasse, denn da heißt's alle paar Schritte: ‚Das hübsche Kind, — das reizende Kind', — und das gefällt ihr."

Und als der Anwalt mit seinem milden Lächeln meinte: „Geh, was hat das zu sagen?" wurde die kleine Frau ganz aufgeregt:

„Was das zu sagen hat? Daß ich meine ganze Energie dieser einfältigen Bewunderung entgegensetzen muß, einen wahren Kampf zu kämpfen habe, um das Kind vor dem traurigen Schicksal zu bewahren, ein eitles, selbstgefälliges und ganz und gar oberflächliches Geschöpf zu werden!"

Und nun starb diese Frau, und das aufblühende Kind war so gut wie sich selbst überlassen; Dortel holte die kleine Elsbeth zwar alle Tage von der Gasse herein und ruhte nicht, bis die Schularbeiten gemacht waren, gerade wie es die Frau selig gethan hatte. Als jedoch Elsbeth der Schule entwachsen war, war's auch mit Dortel's Weisheit zu Ende, denn nunmehr fehlte ihr das Vorbild, das ihr träger Geist durchaus zum Handeln nöthig hatte. Für das junge freudedurstige Wesen aber gab's fortan keinen Halt mehr. Nur hinaus, in Bewegung sein, dieses ganze lebendige Dasein mit der Luft einzuathmen; Gass' auf, Gass' ab zu rennen, mit den gleichalterigen Freundinnen, und dann heimzukehren, berauscht von all der Freude, von all der Bewunderung, die sie auf Tritt und Schritt genossen.

„O Vater, Vater, es war wieder so wundervoll!" Damit stürmte sie in die große, etwas düstere Arbeitsstube, mit den Tischen voll Aktenstößen und den dicken schwärzlichen Büchern in den Schränken längs der Wände.

Und der gute Anwalt schaute von seiner Arbeit auf, in das leuchtende Gesicht seines Lieblings; sie war ja so jung, kaum siebzehn, weshalb sollte sie sich nicht ihres Lebens freuen? Sie ging ja mit ihren Freundinnen draußen auf der Gasse, und für die Tanzstunde hatte die Mutter einer Jugendfreundin sie unter ihren Schutz genommen; da war sie wohl aufgehoben. Was sie sonst den Tag über trieb, während er mit seinem Beruf beschäftigt war, darnach erkundigte er sich nicht, das fiel ihm gar nicht ein; er sah sie nur kommen und gehen, immer strahlend und frisch wie der junge Tag, und er war der Meinung, daß, wenn ihr nichts fehle, überhaupt alles in Ordnung sei.

Und ihr fehlte ganz gewiß nichts; sie brauchte nur zum Haus hinaus zu gehen, da stand schon auf dem Trottoir gegenüber, immer auf demselben Fleck, der Tanzstundsverehrer Nummer 1; ein paar Häuser weiter, und der Eisverehrer tauchte auf; beide gingen nun hüben und drüben auf der Straße, in angemessener Entfernung hinter ihr her bis zur Kaiserstraße, wo sich noch eine ganze Menge Verehrer untergeordneten Ranges aufhielten, die aber der beiden Bevorzugten wegen sich nie ins Vordertreffen wagten. Elsbeth unterhielt sich köstlich; sich zu sagen, daß sie mit einem Blick jeden einzelnen dieser jungen Leute glücklich oder unglücklich machen könne, das versetzte sie in ein beständiges, inneres Kichern, das manchmal, — freilich ganz gegen ihren Willen, — auch laut wurde. In der Nähe des väterlichen Hauses nahm dann ihre Miene plötzlich einen ernsten, ja beinahe finsteren Ausdruck an, — nicht des Vaters wegen, — Gott bewahr'! Aber gegenüber im Nachbarhaus, da wohnte ihr Feind. Ja, sie hatte einen Feind in Gestalt eines geradnasigen, dunkelblonden Professors, mit grauen, äußerst unfreundlichen Augen. Den ganzen Tag saß der Mensch hinter seinem Fenster ohne Vorhänge und schrieb darauf los, und wenn sie zu ihrer Hausthür herauskam, dann sah er auf, und es traf sie ein ganz absonderlich grimmiger Blick. Der Elende! Er mißgönnte es ihr offenbar, daß sie sich ihres Lebens freute. Mochte er! Ein Mensch, der ein Gesicht hatte wie tausend andere, was ging der sie an? — Sie hatte freilich keine Mutter neben sich, die ihr das Glück einer Heirath als das Höchste hinstellte, das einem Mädchen widerfahren kann, sie hörte nichts von der Nothwendigkeit einer Versorgung und was alles in diesem Sinn einem jungen Geschöpf ans Herz gelegt zu werden pflegt; sie hörte nur die Dortel bei jeder Gelegenheit behaupten: ‚der Ehestand ist ein Wehestand'. — Und darnach sehnte sich Elsbeth ganz gewiß nicht; nur wenn das Große eintrat, jene Leidenschaft, wie sie sie aus den Romanen, die sie las, kannte und auf der Bühne dargestellt sah, — diesem Großen, Mächtigen, Wunderbaren wollte sie sich ergeben, das stand in ihr fest, aber sie sehnte es nicht herbei; einstweilen hatte sie keinen andern Wunsch, als den, ihre Jugend zu genießen, der inneren Freudebedürftigkeit nach Kräften genug zu thun. Sie lachte ihre Freundinnen aus, die nicht wie sie, jedes Buch lesen, jede Vorstellung im Theater besuchen durften. Sie hatte eine gar übermüthige Art zu sagen: ‚Ich erlaube es mir', — wenn eine der Mütter ihrer Freundinnen es für gut fand, eine Sache nicht zu erlauben.

Und in der That, es fing schon an, in der kleinen Welt, in der sich Elsbeth bewegte, nicht mehr so ganz geheuer für sie zu sein. Kleine Rügen wurden ihr zu Theil aus dem Munde der Tanzstunden-Mütter, sie sei zu ausgelassen, ihr ungebundenes Wesen wirke ansteckend auf die Herren und verderbe den guten Ton. Elsbeth, die kleine selbstherrliche Elsbeth, die schon lange kein Mensch mehr tadelte, ließ sich diese Eingriffe in ihr Wesen natürlich nicht gefallen und blieb wie sie war. Da kam eines Tages eine der Mütter, — diejenige, der Elsbeth für die Tanzstunde anvertraut war, — zum Herrn Anwalt und bat ihn um eine Unterredung. Sie sah dabei Elsbeth mit einem Blick an, in dem zu lesen war: ‚Liebes Kind, laß uns allein!' — Aber die Kleine nahm ganz dicht neben ihrem Vater Platz, schlang den Arm in den seinen und sah mit ihren großen, dunkeln Augen der Anklägerin kerzengerad' ins Gesicht.

„Ich komme in der wohlmeinendsten Absicht, Herr Doctor," begann die Dame, „es kann nicht so bleiben in der Tanzstunde, wie es jetzt ist; Elsbeth kennt keine Zurückhaltung, ja, ich möchte fast sagen, keine Bescheidenheit; sie thut alles, nur nicht das, was sie soll, und hört nicht auf das, was wir ihr sagen. Ich bin deshalb gekommen, Sie zu bitten, Ihren Einfluß bei dem Kinde geltend zu machen; ich bin überzeugt, ihre Mutter hätte das alles nicht gebilligt; sie hat die Erziehung sehr ernst genommen, und es lag durchaus nicht in ihrer Absicht, daß Elsbeth eine Straßenblume werde, wie das leider, — ich kann es Ihnen nicht verhehlen, Herr Doctor, — einstweilen der Fall ist."

Der gute Anwalt murmelte etwas von Dank und geleitete die Dame in höchster Bestürzung zur Thür hinaus.

„Aber Elsbeth!" sagte er zurückkehrend, „Kindchen, was machst Du denn für Sachen?"

Sie flog ihm an den Hals: „Sei nur ruhig, alter Vater, wir zwei, wir halten zusammen, gelt, und lassen uns nichts vormachen?! Ich bitte Dich, ich soll nicht lachen! Und so etwas Lächerliches wie den Tanzlehrer hast Du in Deinem Leben nicht gesehen! So, — „sie machte es ihm vor", so setzt er seine Füße, und mit dieser Stimme, die vor Affectation fast überschnappt, kommandirt er:

‚Häckchen, Spitzchen, eins, zwei, drei,
Häckchen, Spitzchen, eins, zwei, drei!'

Und da sitzen die Mütter und sehen ganz ernsthaft zu, wie er hüpft, und wie wir hüpfen. Und wenn ich dann lache, dann heißt es, ich habe mich unbescheiden benommen. Aber ich werde mich rächen! In der nächsten Tanzstunde sollen mir einmal alle die Mädel nach einander sitzen bleiben, das ist die größte Strafe für diese Mütter, die fortwährend etwas an mir auszusetzen haben!"

Der Anwalt sagte sich: ‚Ja, hier muß ich meinen Einfluß geltend machen, es ist die höchste Zeit'. „Elsbeth," wandte er sich an sein Töchterchen, „ich glaube wirklich, daß Du ein wenig zu übermüthig bist."

Sie sah ihn mit dem liebenswürdigsten Schelmenlächeln an: „Nicht die Spur! Weißt Du, Vater, alte Leute verstehen nicht viel von Tanzstund-Angelegenheiten, das müssen wir Junge unter einander ausmachen."

Hm, — da saß er und sann über seinen Einfluß nach; seine selige Frau, ja, wenn die noch lebte, es wäre niemals so weit gekommen. Mit welch unerschütterlicher Ruhe verstand sie es, den Uebermuthsanfällen Elsbeth's einen Dämpfer aufzusetzen!

„Du bildest Dir wohl ein, Du seist der Großvater dieser kleinen Person", hatte seine Frau öfter zu ihm gesagt, denn wenn er sich einmal in die Erziehung mischte, so war's nur, um Partei für die Kleine zu nehmen.

Und so war's geblieben; er hatte die Schwäche eines Großvaters und die Bequemlichkeit des alten Mannes. Da er jedoch keine Ahnung hatte, was er hätte thun sollen, so ließ er die Sache auf sich beruhen, um so mehr, als er kein Freund davon war, unangenehme Dinge ins Auge zu fassen. Er machte, daß er in sein Bureau kam, da war er an seinem Platz.

Berndal war ein gesuchter Anwalt, der durch seine Tüchtigkeit, sein Wohlwollen und seine Rechtlichkeit einen guten Ruf hatte. Aber heute sollte ihm das Vergessen unangenehmer Dinge nicht so leicht werden wie sonst; die Worte einer alten Frau, deren Sache er mit redlichem Eifer zu einem guten Schluß geführt hatte, waren ihm in alle Glieder gefahren: „Herr Doctor," hatte sie zu ihm gesagt, „Sie sind wie ein guter Vater zu mir gewesen, Gott vergelt's Ihnen an Ihren Kindern!" „Und Deinem Kinde bist Du kein Vater", fuhr es ihm durch den Sinn, „das mutterlose Geschöpf an Deiner Seite wächst auf wie eine wilde Blume; ich weiß nichts von ihrem Treiben, nichts von ihrem Denken. Sich selbst überlassen wie sie ist, kann ihr jeden Augenblick etwas zustoßen, etwas geschehen."

„Mein Gott," sprach er laut, „wo ist sie jetzt, wo treibt sie sich herum?" Eine plötzliche Angst erfaßte ihn, er nahm seinen Hut und stürzte in die Küche:

„Dortel, Dortel, wo ist die Elsbeth?"

„Wo wird sie sein?" bekam er zur Antwort, „in der Kaiserstraße, dort kann man sie zu jeder Zeit finden!"

„Wie können Sie ihr das erlauben?" polterte er heraus.

„Ich? Von mir läßt sie sich schon lange nichts mehr sagen, Herr Anwalt, das ist Ihnen Ihr Sach'! —"

Es war ein wunderschöner Maientag, die ganze Kaiserstraße war mit Sonne angefüllt, als der Anwalt auf der Bildfläche derselben erschien mit seinem raschen Geschäftsschritt, unter dem Arm den Aktenstoß, den er aus Zerstreutheit mitgenommen hatte. Er gehörte zu der Sorte Menschen, die auf der Straße nichts hören und nichts sehen; jetzt aber, da er seine Tochter suchte, sah er mit auffälliger Hast nach rechts und links, wobei er in der zur Mittagszeit sehr belebten Straße manchen Seitenstoß erhielt und austheilte. Mit einem Male sah er etwas Leuchtendes daherkommen, etwas heiter Farbiges, das im Glanze der Wintersonne doppelt lebte und wirkte. Alles sah der Gestalt nach, die mehr schwebte als ging; die langen Franzen eines türkischen Shawls flatterten wie glitzernde Flügel hinter ihr her, sie trug eine Mütze von weißem Pelz, Kleid und Jacke von dunkelrother Farbe waren mit ebensolchem Pelz besetzt.

Es war Parade, die Militär-Kapelle spielte einen rauschenden Walzer, und der arme Anwalt, der dem Strom entgegen ging, hatte seine liebe Noth in dem Gedränge. Plötzlich stand jene blendende Erscheinung, nach der alle Leute sahen, dicht vor ihm und sagte:

„Guten Tag, Vater!"

Er fuhr ordentlich zusammen: „Bist Du das? Wie siehst Du aus?"

Elsbeth, sonst nie um eine Antwort verlegen, warf plötzlich einen erschrockenen Blick auf ihren Vater. — Ja wohl, wie sah sie aus neben diesem schlichten, würdigen Mann?

Als ob es hinter ihnen brenne, mit so großen Schritten machte er sich davon, um aus der fatalen Kaiserstraße hinauszukommen. Elsbeth flog neben ihm her; sie hatte auf des Vaters Frage: „Wo sind Deine Freundinnen?" keine Antwort gegeben. Unter der Hausthür wiederholte er die Frage: „Wie kommt es, daß Du ohne Deine Freundinnen auf der Kaiserstraße bist?"

Sie traten in die große Arbeitsstube, und Elsbeth schwang sich auf einen der Seitentische: „Weil ich überhaupt keine Freundinnen mehr habe," sagte sie, „und

auch mit der Tanzstunde ist es aus, aber alle Herren sind auf meiner Seite, und nicht weniger als sieben sind ausgetreten."

Der Anwalt fuhr sich, wie immer wenn er rathlos war, durch die Haare: „So sag' mir doch, was ist denn geschehen?"

Sie nickte: „Alles will ich Dir sagen; mein Fehler war, daß ich mich wirklich rächte, nachdem die Mutter meiner Freundin dagewesen war, um sich über mich zu beklagen; ich machte das mit meinen Verehrern aus, und alle jungen Mädchen mußten während einer Tour sitzen bleiben, auch Lena, meine beste Freundin; sie hätte nicht erlauben dürfen, daß ihre Mutter mich verklagte!"

„Aber, das ist doch nicht an Dir," unterbrach sie der Vater.

Sie ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Es muß Gerechtigkeit in der Welt sein! Zum Schlusse der Tanzstunde sagte mir Lena's Mutter, daß sie ein Mädchen, wie ich eines sei, nicht länger unter ihren Schutz zu nehmen wünsche. Ich ging also das nächste Mal allein in die Tanzstunde, — o ja, ganz selbständig, — Dortel brachte mich, wie immer, in die Garderobe, und ich hatte mich aus purem Trotz wunderschön gemacht, — ein Kleid mit dreierlei Roth — es leuchtete nur so —"

„Abscheulich!" entsetzte sich der Anwalt.

„Wundervoll war's, ich merkte es an den Müttern; sie steckten mit einem Mal alle die Köpfe zusammen. Meinst Du, eine meiner Freundinnen hätte mir die Hand gegeben, oder ein Wort mit mir gesprochen? Aber meine Verehrer hielten zu mir, und wir tanzten, wir tanzten in einem fort, und plötzlich, denke Dir, denke Dir, Vater, war keine einzige Dame mehr da, — sie haben mich alle im Stich gelassen! So etwas hätte meine Mutter ganz gewiß nicht gethan, ich würde es ihr niemals erlaubt haben!"

Und Elsbeth glitt von ihrem Sitz herunter und warf sich auf das große, breite Canapee, wo sie in ein bitteres, ihren ganzen Körper erschütterndes Weinen ausbrach. Ihr Vater hatte sie zanken, sie ernsthaft zur Rede stellen wollen, nun lag sie da in ihrem Schmerz, und ihre Thränen brannten ihm auf die Seele.

„Aber Kind," sagte er, „warum hast Du mir denn von all dem, was in Dir vorging, nichts gesagt?"

„Weil ich stark sein wollte, und selbstständig, — und wenn ich nicht gesprochen hätte, so hätte mich diese Schwäche auch ganz gewiß nicht übermannt!" —

Sie versuchte ihre Thränen zu trocknen, die aber immer wieder hervorstürzten. „Es ist aber auch so bitter, wenn man sich sagen muß, daß man keinen Menschen mehr achten kann, weder das weibliche noch das männliche Geschlecht!"

Der Anwalt mußte unwillkürlich lächeln: „Da gehst Du denn doch ein wenig zu weit!"

Elsbeth erhob das Haupt: „Wie so? Elf Mütter, und darunter nicht eine, die sich des mutterlosen Kindes liebevoll angenommen hätte! Getadelt, ja, haben sie mich alle, aber so ganz ohne Liebe; die nahm ab in dem Maß, als meine Verehrer zunahmen; und das habe ich gemerkt, und das war mir so entsetzlich verächtlich, — pfui! pfui!"

„Elsbeth, Kind, Du hast kein Maß!" —

„Ach, Vater," unterbrach sie ihn, „Du bist ja viel zu harmlos, Du kennst die Menschen nicht! So neidisch wie die Frauen, so schwach sind die Männer; glaubst Du, daß je ein einziger meiner Verehrer den Muth gehabt hätte, mir zu sagen, ich thue Unrecht, oder was ich behaupte, sei nicht richtig? Ich versichere Dir, wenn ich von ihnen verlangt hätte, sie sollen sich mit den Füßen am Kronleuchter aufhängen, sie hätten es gethan!"

Der Anwalt nahm den Arm seines Töchterchens und ging mit ihr im Zimmer auf und ab.

„Glaube mir, mein Kind, Deine neunzehnjährigen Tanzstundsherrchen, das ist noch nicht das männliche Geschlecht! Es giebt schon Männer, denen es nicht einfallen würde, sich auf Dein Geheiß hin mit den Füßen an einen Kronleuchter aufzuhängen."

Elsbeth warf einen kurzen Blick nach dem Fenster gegenüber. „Bah!" meinte sie und schüttelte den Kopf, „wenn ich Dir sage, daß uralte Herren dastehen und mich angaffen, als sei ich ein Meerwunder?"

„Das kommt von Deinem auffallenden, rothen Kleide," sagte der Anwalt, „Du darfst nicht länger so gehen!"

„Das kann nicht Dein Ernst sein, Vater, denn ich kann mit dem besten Willen kein Unrecht darin sehen, diese schöne leuchtende Farbe zu lieben."

Der Anwalt seufzte: „So wollen wir uns darin einigen, Du gehst nicht mehr allein aus; ich begleite Dich, oder Dortel —"

„Nein, Vater! Das kannst, das darfst Du mir nicht anthun! Denke nur, wie sie dann alle über mich lachen: ‚Aha, jetzt wird sie gehütet!' — Und ich habe immer so geprahlt mit meiner Selbständigkeit!" —

„Du siehst, wie weit Du damit gekommen bist; Du hast keine Freundinnen mehr, man hat Dich aus der Tanzstunde gestoßen —"

„Still, still, nicht solche Dinge sagen, bitte!" unterbrach ihn Elsbeth. „Ich will nicht unglücklich sein, und zudem, — weißt Du, was Lena's Mutter für Grundsätze hat? — ‚Man muß vor allen Dingen nur immer recht bewundernd zu den Männern aufschauen, das haben sie am liebsten,' belehrte sie ihre Tochter, und Mili's Mutter, die sagte gar: ‚Ein Mädchen hat die Verpflichtung, sich so früh wie möglich zu verloben.' — Ich habe natürlich nicht geschwiegen, sondern meinen Freundinnen erklärt: ‚Eure Mütter sind entweder nicht bei Trost, oder nicht gescheidt.' Und das haben sie mir nie verziehen; von dem Augenblick an war ich das räudige Schaf in der Tanzstunde, und es hieß fortwährend: ‚Du bist zu laut, zu auffallend, das schickt sich nicht, und jenes schickt sich nicht!' — Und was habe ich denn gethan? Weiter nichts, als daß ich meine Verehrer außerordentlich schlecht behandelt habe. Dagegen Lena, die nie zu auffallend, nie zu laut war, weißt Du, was die gethan hat? Ein Gedicht hat sie angenommen, in dem von Liebe stand, und Mili, die immer ein Gesicht macht wie ein Schaf, hat sich von ihrem Verehrer Chokoladen-Plätzchen schenken lassen. Schrecklich, nicht? Und da soll man nun Respect vor diesen Müttern haben, die ihre Kinder zur Heuchelei erziehen? Aber Du mußt über alle diese Dinge schweigen wie das Grab, denn eigentlich hätte ich nichts sagen sollen; ich habe es aber gethan, damit Du siehst, wie die Welt ist, und nicht ganz über mich verzweifelst. Bist Du jetzt getröstet? Sei so gut und nicke!"

Sie zog ihm den Kopf herunter, zwei-, dreimal, und es blieb ihm nichts anderes übrig, er mußte in ihr Lachen mit einstimmen.

„So, nun bin ich wieder vergnügt!" rief sie aus. „Nun rasch zu Tisch, damit ich auf die Eisbahn komme, dort soll das letzte Restchen Trübsal abgeschüttelt werden."

„Aber," meinte der Anwalt, „wenn Du nun nicht länger mit Deinen Freundinnen zusammen sein kannst?"

„Hab' keine Angst," unterbrach ihn Elsbeth, „es ist alles vorbei, auch mit den Verehrern werde ich kein Wort sprechen, und Du weißt, man kann sich auf mich verlassen."

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Wladiu.

Eine galizische Studie von Victor Blüthgen in Freienwalde a/O.

Vom Lemberger Bahnhofe führt eine Landstraße ins Freie. Davon zweigt sich bald eine kurze Sackstraße ab, an der rechts ein versumpfter und verschilfter Teich liegt, weiter ein ehemaliges Vorwerk, auf das noch ein paar unbedeutende Gehöfte folgen.

Dieses Vorwerk gehört Wladiu's Tante, der Frau Nasarewitsch, und bei ihr wohnt er selber als Pflegesohn und einziges ihr näher verwandtes Glied der edeln Familie Nasarewitsch.

Das Vorwerk besteht aus ein paar wackligen, alten Wirthschaftsgebäuden rechts von der Straße, die das Inventar der Wirthschaft bergen, nämlich eine Kuh, die Milch giebt, um sie in der Stadt zu verkaufen, sowie eine Britschka und ein altes Rößlein, die den Transport bewerkstelligen.

Nicht bloß den Milch-Transport — sie bilden beide zugleich die Staats-Equipage Wladiu's und seiner Tante. Die Wahrheit zu sagen: ein erbarmungswürdiges Beförderungsmittel. Die Britschka ist so beängstigend locker in den Gelenken, daß man beständig in Angst sein muß, sie verliert eines der nothwendigen Glieder. Und der Gaul ist ein kleiner, struppiger, spahndürrer Galizier mit krummen Vorderbeinen und hängender Zunge.

Wladiu fährt auch nie in dem Gefährt bis in die Stadt, sondern steigt vor derselben ab und läßt die Tante Nasarewitsch allein weiter kutschiren. Denn er ist ein junger Mann, der sich genirt; hingegen ist die Tante in dieser Richtung ohne Bedenken.

Das Gutshaus, welches auf der linken Seite in einem zaunumschlossenen Gartengrundstück liegt, ist, äußerlich genommen, ein ziemlich verfallen aussehender, einstöckiger, quergestellter Bau mit einem kurzen Flügelansatz hinten, und im Innern recht verzwickt eingetheilt und bewohnt.

Die Frau Nasarewitsch bewohnt mit dem Neffen die Vorder-Front des Hauses. Man gelangt in die Wohnung durch das Eckzimmer, welches sich als ein flurartiger Raum darstellt: Bruchstücke, Reste von Fliesen und eingeschleppter Lehm bilden zusammen eine Art Mosaik-Fußboden; rechts hinten in der Ecke ist ein Herd, der den Raum zugleich als Küche legitimirt; links hinten führt eine Treppe auf den Boden, in einem Bretterverschlage, hinter dem sich noch ein durch eine wurmfräßige Thür verschließbarer Verschlag befindet. Eine Thür daneben durchbricht die Wand, und man gelangt durch sie in die rückwärtige Wohnung.

Der Verschlag ist vermiethet: in ihm haust Josefa Radwanska, ein scheues, weibliches Wesen von zweifelhaftem Alter, von dem man im Hause nur weiß, daß es tagsüber als Näherin in der Stadt sich aufhält und des Nachts grausam schnarcht.

Die rückwärtige Wohnung ist gleichfalls vermiethet, dort wohnt der Herr Wisokinsky mit Gattin.

Was endlich den Flügel mit dem einen Giebel betrifft, so hat denselben der Herr Kwiatkowsky mit zwei Töchtern inne, stille, fleißige Leute, die den Garten in Pacht haben; er liefert alljährlich herrliche Obsternten, die von Obsthändlern in der Stadt abgefahren werden. Von diesen Miethern wird nicht viel die Rede sein in unserer Geschichte, wohl aber von den Wisokinsky'schen, von Wladiu und von seiner Tante.

Der Herr Wisokinsky ist ein ehemaliger Guts-Administrator, der sich zur Ruhe gesetzt hat. Wie viel von den Einkünften seines Herrn er in seiner vieljährigen Thätigkeit für sich beiseite gelegt hat, das weiß selbst seine Gattin nicht — jedenfalls mehr, als seine Lebensweise und seine Frömmigkeit vermuthen lassen! Wenigstens würden seine Berufsgenossen, vielleicht sein ehemaliger Herr selber, ihn andernfalls über die Achsel ansehen in der Meinung, daß der Ochs ganz besonders dumm sein müßte, den man an eine volle Krippe stellt, und der nicht frißt. Seinem Aeußeren nach ist er ein ruhiger, ziemlich schweigsamer mittelgroßer Mann, der in den sechziger Jahren steht, mit einem frischen, gerötheten Gesicht und einem fast weißen Schnurrbart mit aufgedrehten Spitzen. Frühmorgens, wenn er aufgestanden, geht er vor eine Schüssel voll Wasser, taucht das Gesicht hinein und nimmt bei dieser Gelegenheit tüchtig den Mund voll, worauf er die Stube auf und nieder geht und rechts und links durch die Zähne spritzt. Alsdann fährt er mit einem Handtuch über das Gesicht, greift zu einem Besen und kehrt die Stube; denn Frau Wisokinska schläft in den Tag hinein. Sein Frühstück besteht unweigerlich aus einem Teller Kümmelsuppe, die er für sich und die Gattin, winters im Stubenofen, sommers auf dem gemeinsamen Herd im Nasarewitsch'schen Entree kocht.

Jetzt beginnt sein Tag. Er zieht den polnischen Schnürenrock an, steckt die Beine sammt dem Ende der weiten polnischen Hosen in die hohen Stiefel, setzt eine alte Jagdmütze auf, ergreift ein Gebetbuch und geht aus — im Sommer und bei gutem Wetter in die Felder, im Winter und bei schlechtem Wetter in die Kirche. Wenn er zurückkehrt, bringt er der Gattin in Papier gewickelt vom Zoll das Fleisch für den Mittag mit. Der Rest des Tages verläuft einfacher: wenn er nicht mit Frau Wisokinska Patience legt, so trinkt er schluckweis, sei es Thee, sei es irgend eine Sorte Schnaps, von dem er sich stets eine Auswahl hält, und dazwischen brät er Kartoffeln in der heißen Asche und ißt davon.

Frau Wisokinska hält nicht viel auf Ausgehen, ausgenommen ihre Kirchgänge; sie kocht, legt Patience oder besucht sich herüber und hinüber mit Frau Nasarewitsch und schwatzt mit ihr. Sie ist eine lange, unheimlich magere Person mit einem Kaninchengesicht, theilt merkwürdigerweise auch die nervöse Gewohnheit dieser Geschöpfe, häufig mit der Nase zu zucken.

Ist Wladiu daheim, so spielen diese drei Personen Preference.

Was Frau Nasarewitsch betrifft, so ist sie Witwe und, im Gegensatz zur Frau Wisokinska, klein und rundlich. Außerdem hängen der einen die grauen Haarsträhne eben so liederlich über die Ohren herunter, wie der andern, auch beide tragen sich gleich, — Sommer: Rock, Jacke und Babuschen, Winter: Bauernpelze, Männerstiefel.

Da ist nun Wladiu ein ganz anderer Mann. Er kann sich überall sehen lassen, wie nur irgend ein gut gewachsener, leidlich hübscher, junger Edelmann von fünfundzwanzig Jahren. Wenn er in die Stadt spazirt oder fährt (und bei schlechtem Wetter ist ohne Wagen gar nicht in die Stadt zu kommen, obwohl es nur zehn Minuten Wegs bis zur Zollstelle ist), so kann man ihn das eine Mal im modischen Jacket-Anzug, das andre Mal im Schnürenrock und in Stulpstiefeln erblicken, und man wird in jedem Falle finden, daß er gut aussieht.

Es ist selbstverständlich für einen eleganten jungen Mann in seinen Jahren, daß er womöglich alle Tage ins Kaffeehaus geht und Billard spielt. Ja, die Tante Nasarewitsch, deren Stolz er ist, hält darauf, daß er dies thut. Da ist Jedunia, die Milchmagd — was hat sie nachmittags zu arbeiten? Warum soll sie nicht bei schlechtem Wetter anspannen und den jungen Herrn bis zum Zoll fahren und nachts, wo es dunkel ist und er sich nicht zu geniren braucht, ihn vom Kaffeehause abholen?

Es ist wahr: mit der Kasse der Frau Nasarewitsch war es übel bestellt. Sie hatte zwar nicht geringe Hoffnungen in Gestalt von drei Prozessen, von denen keiner unter fünf Jahr alt war, und die sich auf ehemalige Besitzthümer der Nasarewitsche bezogen, weshalb sie denn auch häufig beim Advokaten in der Stadt zu thun hatte. Aber ihre verfügbaren Einkünfte lieferten außer dem Milchertrag nur ihre Miether. Und da diese Erträge zu wenig mehr hinreichten, als um die Gerichtskosten und die persönlichen Bedürfnisse Wladiu's zu bestreiten, so lebte sie im übrigen auf Borg. Zuweilen wurden ihre Gläubiger unangenehm; war der Zeitpunkt gekommen, wo sie nicht mehr zu beschwichtigen waren, was sich immer durch das Erscheinen des Executors andeutete, so nahm sie mit Hülfe eines gefälligen Israeliten eine neue Hypothek auf ihr Grundstück auf. Um große Summen handelte es sich dabei nicht, denn die häusliche Lebensweise der beiden Nasarewitsche war sehr einfach und mehr auf die polnischen Grüptöpfe, als auf egyptische Fleischtöpfe gerichtet.

Die Fürsorge für Wladiu's standesgemäßes Leben außerhalb hatte immerhin zur Folge, daß die Miethen gewöhnlich schon im Voraus aufgebraucht waren, wenn der Fälligkeits-Termin kam.

„Ich bitte, Almetschku (die eine Kwiatkowsky'sche), haben Sie nicht fünf Gulden zur Hand? Der arme Wladiu möchte doch so gern ins Kaffeehaus gehen, und ich hab' nichts für ihn. Der arme Bursch hat ohnedem nichts vom Leben, so jung wie er ist!"

Man könnte sagen, es wäre wohl angebracht gewesen, daß der Herr Wladiu sich einen Verdienst gesucht hätte. Allein derselbe hatte eine ausgesprochene Abneigung gegen geistige oder körperliche Anstrengungen irgend welcher Art. Die ganze Vergangenheit der Nasarewitsche protestirte gegen solche. Und wenn von den drei Prozessen, von denen keiner unter fünf Jahr alt war, nur einer gewonnen wurde, so hatte er jedenfalls nicht nöthig, seine Lebensweise zu ändern.

Uebrigens war es, wenn alle Stränge rissen, wohl anzunehmen, daß ein so hübscher junger Bursch eine reiche Frau bekam, auch wenn es gerade keine Schönheit war. Wenn man Wladiu reden hörte, so gab es deren bereits, die auf ihn warteten, zum Beispiel die eine Schlächterstochter aus dem Gewölbe neben dem Kaffeehause, ferner eine noch recht fesche Witwe, freilich eine Jüdin, von der sogar der Geschäftsvermittler der Tante, ihr weitläufiger Verwandter, zugestand, daß sie „schwer" sei; ferner die einzige Tochter eines Groß-Trafikanten, später

einmal die junge Frau eines reichen, klapprigen und steinalten Majors. Doch Wladiu war vorläufig noch nicht fürs Heirathen. Er konnte ja später wohl auch noch eine ganz andere Auswahl haben.

Eines Tages gab es einen Aufruhr in diesen einförmigen, alltäglichen Verhältnissen.

Es war im Juni, und es hatte acht Tage nach einander sehr melancholisch geregnet; Tante Nasarewitsch war in aller Frühe mit dem Milchwagen nach der Stadt gefahren, um erst in die Frühmesse und dann zum Advocaten zu gehen.

Hier theilte man ihr schonend mit, daß sie den ersten der drei Prozesse, von denen keiner unter fünf Jahr alt war, verloren hatte; in letzter Instanz verloren!

„Es war der, bei welchem wir am wenigsten Aussicht hatten," sagte der Advokat. „Ich hatte gleich nicht viel Hoffnung. Bei den beiden anderen, so denke ich bestimmt, haben wir mehr Glück."

Wladiu hatte sich kurz zuvor mit den Wisokinskys zur Preference niedergesetzt, als ihm die Tante durch die Thür zurief, er möge einmal herüber kommen. „Es muß etwas geschehen sein," sagte Frau Wisokinska, indem sie mit den Nasenflügeln zuckte und die Karten niederlegte, „geben Sie Acht, Herr Wladiu, sie wäre sonst bei der Thür eingetreten!"

Frau Nasarewitsch stand noch in dem weiten altmodischen Mantel, den sie auf ihren Stadtfahrten anzuziehen pflegte, im Küchenvorraum und sah recht niedergeschlagen aus.

„Ich muß Dir sagen, Wladiu, es giebt keine Gerechtigkeit mehr bei unsern Gerichten, denn ich habe den einen Prozeß wegen Tschenstowo verloren. Nicht nur, daß diese Oesterreicher unserem Vaterlande den Hals umgedreht haben, sie bringen uns außerdem noch durch ihre grundschlechten Richter, diese Erzräuber, um unser Geld!"

Sie hielt bei ihrer Jeremiade den Kopf noch mehr vorgeneigt als sonst, und ihr wenig anziehendes, für gewöhnlich recht ausdrucksloses Gesicht zeigte eine Mischung von Zorn und Trauer. Auch das regelmäßige, schlaffe Antlitz des Neffen, in dem nur die Nase ein wenig zu lang gerathen war, ward um einen Schein blasser.

„Dieser Advokat wird ein Esel sein, Tante Nasarewitsch," sagte er. „Wer weiß, ob er nicht von der anderen Partei gespickt worden ist, das ist mir noch glaubhafter. Auf eines von beiden wette ich."

„Glaube das nicht, Wladiu," versetzte sie und schüttelte den Kopf mit dem schwarzen Strohhut, auf dem eine Bandschleife und eine dürftige Feder saß. „Es ist nicht mehr in seiner Hand gelegen, mir in dieser Sache zu nützen. Er ist ein ganz guter Mann, wiewohl er jüdisch ist. Komm herein ins Zimmer, ich kann mich jetzt gar nicht bei den Wisokinsky'schen sehen lassen, so schlecht ist mir zu Muthe."

Wladiu folgte ihr und half ihr im Zimmer den Mantel abnehmen, und sie setzte den Hut ab und ließ sich in einen Fauteuil fallen.

„Wir haben noch zwei Prozesse, Tante Nasarewi," versuchte er gleich dem Advokaten, zu trösten, wiewohl ihm die Sache selber sehr nahe ging.

„Das sagt Ihr, aber es ist schlimm, es ist schlimm! Es wird wieder sehr viel Kosten geben, und ich weiß nicht, wo ich das Geld hernehmen soll. Der Sacher wird immer schwieriger, er nimmt schon so hohe Procente ..."

Die Rede erstickte mit einem Gemurmel.

„Ah was!" rief Wladiu, „es ist nicht immer schlecht Wetter! Wer weiß, was kommt! Ich werde mich indes umschaun ..."

Er fand nicht mehr die Zeit, sich über diese dunkeln Andeutungen näher auszulassen, denn draußen rief eine Stimme in den Flur hinein: „Holla, Wisokinsky!.." worauf Wladiu abbrach und die Thür öffnete. Da stand der Postbote mit einem Briefe in der Hand, die Stiefel bis zu den Knieen voll Schlamm. Und Wladiu eilte, die Verbindungsthür zu dem Wisokinsky'schen Quartier zu gewinnen und den Ruf des Boten zu wiederholen, worauf er mit Herrn Wisokinsky kam und dem feierlichen Akt der Ueberreichung beiwohnte.

„Von Przemysl," sagte Herr Wisokinsky, „von meinem Bruder ... Ist bei Ihnen etwas geschehen, Herr Wladiu? Vielleicht etwas Unangenehmes, was Gott verhüte?"

„Nicht gerade, — nur einen Verdruß hat die Frau Tante gehabt. Wenn es Ihnen recht ist, so spielen wir nachher weiter. Natürlich werden Sie erst den Brief lesen!"

„Ich bitte, Herr Wladiu," sagte der Herr Wisokinsky und ging, um seine Brille zu nehmen und den seltenen Genuß einer Brief-Lectüre mit seiner Gattin zusammen zu erleben, während Wladiu von dem Ereigniß seiner Tante Mittheilung machte. Die hatte leider nicht die rechte Stimmung, um es zu würdigen, zeigte sich vielmehr fortgesetzt so geschlagen von ihrem Mißgeschick, entgegen ihrer sonstigen Art, daß der Neffe vorzog, bald wieder zu Wisokinsky's zu gehen.

Der Herr Wisokinsky las soeben langsam den Schluß des Briefes, sah dann auf und sagte: „Wir werden Besuch haben, Herr Wladiu, denken Sie an! Die Sonia will kommen, die Tochter meines Bruders, des Magazin-Verwalters. Was will solch ein Dämchen bei uns? Sie wird wahrscheinlich eine rechte feine Stadtdame sein; sie leben dort gut und werden wohl nicht viel sparen."

Wladiu hatte plötzlich ein angenehmes Gefühl. „Nun," sagte er zuversichtlich, „ich werde schon sorgen helfen, daß sie sich nicht langweilt. Sprachen Sie nicht einmal aus, Ihr Herr Bruder wäre Ihr einziger Verwandter?"

„Das ist er," bestätigte der Herr Wisokinsky.

Ein vernichtetes Kunstblatt. Erinnerung an König Ludwig II. und Prinzessin Sophie.

Siehe Seite 119.

„Wir werden sie aufnehmen, so gut wir können," sagte Frau Wisokinska, „und der Herr Wladiu wird ihr ein wenig Lemberg zeigen. Ich hoffe, daß sie besseres Wetter haben wird, als in den letzten Tagen war. Sie kann bleiben, so lange es ihr hier gefällt."

„Haben Sie keine Photographie von ihr?" fragte Wladiu.

„Nein, sie haben es bisher verabsäumt, eine zu schicken. Ist's vielleicht gefällig, weiter zu spielen, Herr Wladiu? ..."

Wladiu erzählte der Tante nachher davon, sehr interessirt. „Wir werden sehen, Tante Nasarewitsch!" fügte er mit einem leichten Fingerschnipsen hinzu. „Ich kann mir denken, was diese junge Dame hierher führt, und es wird mich unterhalten, sie zu beobachten."

„Wieso meinst Du das, Wladiu? Ich verstehe Dich nicht, ich habe heute meinen Kopf nicht recht beisammen."

„Nun," sagte Wladiu so hin, „die Wisokinsky's — sind sie alte Leute oder nicht? Haben sie Kinder oder haben sie keine? Haben sie etwas hinter sich oder nicht? Ich denke, es ist nicht wenig; und außer dieser jungen Dame und ihren Eltern haben sie keine näheren Anverwandten. Es lohnt da wohl, einmal nach ihnen zu sehen und sich liebenswürdig zu machen, denn sonst könnten die Wisokinskys auch ihre Anverwandten vergessen und dagegen vorziehen, mit dem Gelde für ihr Seelenheil zu sorgen."

Tante Nasarewitsch sah ihn mit ihren gerötheten Augen bewundernd an. „Du bist doch ein kluger Bursch, Wladiu, daß Du gleich auf solch einen Gedanken kommst! Es ist schade; ich glaube, Du wärest ein besserer Advokat geworden, als der unserige; und es ist eine schöne Sache, wenn man alle Tage Expens-Noten ausschreiben lassen kann, so wie der," schloß sie mit einem Seufzer.

Wladiu zog vor, darauf nichts zu erwidern. Er lächelte bloß und fuhr aus seinem früheren Gedankengange heraus fort: „Sie kommt aus Przemysl und ist eine Magazin-Verwaltertochter. Wahrscheinlich glaubt sie, daß die Wisokinskys hier ein feines Haus führen. Sie wird schöne Augen machen, wenn Tante Wisokinska sie früh vor Kümmelsuppe setzt, und wird doch nicht wagen, sie auszuschlagen, aus Furcht, daß man ihr dies übel nehmen könnte. Ich bin bloß neugierig, wie lange sie das aushält! Ich werde wohl ein wenig für das Fräulein sorgen müssen, damit sie nicht vor Langerweile stirbt."

Tante Nasarewitsch dachte nach. Dann hob sie die Augen und sagte: „Du nimmst es, wie ich glaube, ein wenig leicht mit den Frauen, Wladiu. Ich hoffe, daß Du Dich hier etwas vorsichtig beträgst."

„Ah bah!" lachte darauf Wladiu selbstgefällig. „Ich scherze mit ihr, wenn sie hübsch ist. Was werde ich weiter thun?" Und er senkte, in angenehme Bilder sich vertiefend, seine etwas lange Nase auf die Buchweizengrütze nieder, in die er tapfer einzuhauen begann.

* * *

Drei Tage später geschieht es denn, daß Fräulein Sonia Wisokinska, ahnungslos bezüglich dessen, was ihr in Aussicht steht, auf dem Bahnhof in Lemberg eintrifft. Das Wetter hat sich zum Guten gewendet, die untergehende Abendsonne bescheint freundlich Onkel Wisokinsky und Tante Wisokinska sowie Herrn Wladiu, welche sie erwartet haben; letzterer wirft Feuerblicke aus seinen stark vergrößerten, wasserblauen Augen und zeigt eine äußerst befriedigte Miene, als ein lebhaftes, hübsches und zierliches Fräulein im besten Alter, mit blühenden Farben und in durchaus modischer Toilette sich auf Hin- und Herfragen als die Erwartete entpuppt und dem Onkel und der Tante die Hand küßt, wofür sie namentlich von Tante Wisokinska die verwandtschaftlichste Begrüßung erntet.

„Hier ist auch der Herr Wladiu Nasarewitsch, der Neffe unserer Hausfrau. Er wird ein wenig helfen, daß Du nicht vor Langerweile stirbst bei uns."

„Wenn das gnädige Fräulein damit einverstanden sein wird," sagt höflich der Herr Wladiu und verbeugt sich. Und das Fräulein wehrt: „Ich bitte," und prüft ihn mit einem raschen, aber ausgiebigen Musterungsblick ihrer klugen, braunen Augen. „Wir haben im Winter so viele Vergnügungen in Przemysl, daß mir nichts dienlicher ist, als mich ein wenig davon auszuruhen. Wenn es irgend angeht, soll ich mich eigentlich bei Ihnen langweilen."

„O, ich hoffe, das wird der Herr Wladiu nicht erlauben ..." meint Frau Wisokinska und schnuffelt auf ihre Art. „Gieb ihm Deinen Gepäckschein; wir haben einen Fiaker genommen, denn der Weg zu uns ist von dem abscheulichen Wetter in der letzten Woche übel zugerichtet, wie Du an unseren Stiefeln sehen kannst." Sie hatte ihre Kleider hoch aufgeschürzt und zeigte ihre Männerstiefel, die aussahen, als wären sie eben aus einem Sumpf gezogen.

Der Kutscher war durch ein hohes Trinkgeld bestochen worden, schielte indessen doch mißvergnügt auf die Fußbekleidung der drei Eingeborenen und brummte. Gleichwohl fuhr er, und die Gesellschaft vertrieb sich vollkommen die Zeit damit, Acht zu geben, daß man mit dem Kleide und dem zierlichen Schuhwerk des Fräulein Sonia nicht in Berührung kam, wobei Wladiu hinreichend Gelegenheit fand, die Kleinheit ihrer Füßchen zu bewundern.

Welch ein Glück ist ihm da in den Weg gelaufen! Hol' der Teufel den verlorenen Prozeß! Er hat zwar schon die zwei Tage vorher ein dunkles Vorgefühl gehabt, daß er sein Herz an diese junge Wisokinsky'sche Anverwandte verlieren wird; allein daß sie es ihm so leicht machen wird, sich zu verlieben, hätte er nicht gedacht!

Die kleine, rundliche Frau Nasarewitsch stand in der Thür, als der Fiaker einfuhr, und als Wladiu dem Fräulein aus dem Wagen geholfen hatte und sie der Tante zuführte, die auch einen Handkuß bekam, blinzelte er dieser ausdrucksvoll zu, ehe er sich umkehrte, um das Köfferchen ins Haus zu tragen.

„Ihr Herr Neffe ist sehr gütig," sagte Fräulein Sonia; „ich will hoffen, daß ich Ihnen hier nicht zu sehr zur Last falle."

„Ich bitte," dehnte hier Frau Nasarewitsch und umarmte sie ceremoniell, „so ein schönes Fräulein ... man erinnert sich seiner Jugend; nicht so, liebe Wisokinska? Aber ich will nicht aufhalten. Wenn's nachher gefällig ist? Ich habe gebeten, diesen Abend bei mir zu speisen," erläuterte sie zu Fräulein Sonia. „Ich denke, Sie werden schon Appetit haben."

Frühlingslandschaft bei Arco in Süd-Tirol. Nach dem Gemälde von C. Wuttke in München. — Siehe Seite 119.

Die Wisokinskys gingen mit ihrem Gast durch die Küche, wo es nach Backhähndeln und Rauch roch, Wladiu hinterher. Als er zurückkam, trat er zur Tante an den Herd.

„Ein schönes Mädchen!“ sagte er mit Enthusiasmus.

„Gewiß ist sie das, Wladiu! Ich fürchte nur, sie ist sehr verwöhnt. Doch dies kann uns gleichgültig sein.“

„Nun, das will ich nicht sagen,“ meinte Wladiu feurig. „Ich habe nie ein schöneres Mädchen gesehen. Ah freilich, ich werde mich nicht lumpen lassen!“ schloß er, mehr für sich.

Die Tante Nasarewitsch sah etwas ängstlich aus. „Auf ein paar Wochen!“ sagte sie. „Ich wollte nichts sagen, wenn sie eine Partie für Dich wäre, aber das glaube ich doch nicht.“

„Das wäre zu überlegen,“ sprach Wladiu leicht hin. „Von einem Magazin-Verwalter darf man annehmen, daß er seiner einzigen Tochter etwas zu geben hat: und mit den Wisokinskys würde sich vielleicht reden lassen, wenn sie es richtig anfängt, — danach wenigstens zu urtheilen, wie sie sich zu ihr benehmen.“

Tante Nasarewitsch drehte etwas nervös ein Backhendel um.

„Ich bin da nicht maßgebend; wenn Du Dich nur nicht verrechnest, Wladiu! Was die Wisokinskys betrifft, so wünsche ich ihnen noch ein langes Leben, aber ehe sie todt sind, ist von ihnen nichts zu haben, wie ich glaube ...“

Drüben sagte Frau Wisokinska: „Du wirst schon entschuldigen, liebe Sonia, wir alten Leute sind nicht besonders auf Besuch eingerichtet; Du mußt fürlieb nehmen, so gut wie wir's haben. Ich habe Dir dies Bett zurecht gemacht: Onkel wird im Wohnzimmer schlafen, solange Du uns beehrst, da können wir zwei früh ungenirt ruhen, solange es uns gefällt. Ich weiß ja, Ihr jungen Dinger schlaft auch gern in den Tag hinein.“

Das Fräulein sah sich ein wenig beklommen in dem ländlich einfach ausgestatteten Schlafraum um, in dem die Luft dumpfig war; aber sie beeilte sich, zu sagen: „O Tante Wisokinska, es ist sehr nett hier; ich bedaure nur, den Onkel gestört zu haben ...“

„Es ist ganz gut so. Er sorgt drüben für uns, und wenn wir aufstehen, brauchen wir uns nur hinzusetzen und zu frühstücken. Er ist ein so guter Mann, wie ich Dir nur einen wünschen kann. Aber Dein Herz wird wohl schon gewählt haben ... nun, ich will nicht gleich den ersten Abend danach fragen! Der Herr Wladiu mag nur das seine in Acht nehmen, denn Du bist ein herziges Ding.“

Und sie ging, die Nichte zu umarmen.

„Wie gefällt Dir der Herr Wladiu?“

„Er scheint ja ein netter Mann zu sein. Was treibt er eigentlich?“

„Die Wahrheit zu sagen: gar nichts. Aber, das ist jedermanns Sache, wie er seine Zeit verbringt. Frau Nasarewitsch sorgt für ihn, wie man nur für einen Sohn sorgen kann, — die Kleider häng' nur hier aus, — sieh, sieh, allerliebst bist Du ausstaffirt! Wenn bloß gut Wetter bleiben wollte!“

Fräulein Sonia war fertig, und sie kehrten zum Onkel Wisokinsky zurück, der stillvergnügt in der Stube spazirte, in welcher noch eben das einfache Mobiliar, die lederbezogenen Sitzmöbel zu erkennen waren. Dann ging's zu der Nasarewitsch hinüber, wo es freilich ein gut Theil stattlicher aussah: da waren die Polster mit lauter alten Handstickereien bezogen, schöne bunte, altpolnische Muster, überall Reste der einstigen Herrlichkeit der Nasarewitsche.

Fräulein Sonia bekam sofort eine große Hochachtung vor dieser Familie. Der Herr Wladiu gehört also einem vornehmen Hause an, in dem die Söhne nicht zu arbeiten pflegen. Er sieht in der That danach aus. Freilich hat seine Tante keine Köchin und trägt sich neben ihm sehr einfach und nachlässig ... aber die Wisokinsky'schen erscheinen ebenso einfach und haben es gewiß nicht nöthig. Man lebt hier wie auf dem Lande. Im übrigen trinkt man Wein zum Abendessen, und Herr Wladiu stößt viel mit ihr an und ist äußerst lustig und liebenswürdig ...

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Fenster und Fensterbehang.

Von Luise Hagen in Berlin.

In die dämmerigen Erdhütten des Landvolkes der melancholischen Bretagne dringt, wie uns Pierre Loti erzählt, das Tageslicht nur durch „Luken“, primitive runde Lichtöffnungen mit trüben Glasscheiben, an denen Farnkräuter die feinzackigen Umrisse ihrer Blätter sichtbar werden lassen. Die zähe Liebe jener starren Bauern-Naturen zum Althergebrachten hat dort ein Stück Vergangenheit erhalten, über welches die vorwärts eilende Kultur hinweg geschritten ist, so schnell, daß heutzutage sich niemand mehr einen Zustand menschlicher Wohnungen ohne Fensterglas möglich denken kann. Und doch gehört gerade das Fensterglas zu den verhältnißmäßig jüngsten Segnungen der Kultur.

An irländischen Burgen, die noch aus dem siebenten Jahrhundert n. Chr. erhalten sind, bestehen die Fenster aus handbreiten und armeshohen Spalten in dem etwa acht Fuß dicken Felsgemäuer, welches in schräger Richtung, nach außen sich verengend, durchbrochen ist, um das Tageslicht einzulassen. Weidengeflecht ersetzte den stolzen irischen Königen die Fensterscheiben, und die fürstlichen Hallen, die traulichen Kemnaten, aus denen Horand mit verführerischem Sange die edle Gudrun herauslockte, wurden gegen die Unbill der eindringenden Nässe und Kälte überdies durch Gobelins und Wandteppiche geschützt.

Wohl war das Glas schon den Phöniziern und Aegyptern in sehr früher Zeit bekannt, allein man verstand nicht, es zu pressen. Zuerst schätzte man es als Edelstein, später lernte man es schleifen und in Formen blasen. Die Spiegel der schönen Römerin bestanden bekanntlich aus polirtem Metall; erst in der Zeit Karls des Großen war die Kunst des Glaspressens so weit gediehen, daß man kleine Handspiegel verfertigte. Bahnbrechend wurde hier, wie auf so vielen anderen Gebieten, die kirchliche Kunst.

Um das Jahr 1079 begann man zu Tegernsee in Bayern die farbigen Kirchenfenster zu fertigen, — die 900jährige Erinnerung an diese Thatsache wurde im Herbst 1879 durch ein Gedenkfest begangen, — immer aber blieben die einzelnen Glasscheiben noch klein, und die Bleifassungen, in welche man die prächtig leuchtenden Heiligengestalten der gothischen Kirchenfenster einfügte, waren ebensosehr ein praktischer Nothbehelf wie ein künstlerisches Hülfsmittel, um die Figuren gegen die einströmende Lichtfülle in scharfen Umrissen herauszuheben.

Das gothische Spitzbogen-Fenster der Burgen und Schlösser jener Zeit bedurfte keines Behanges, keiner Gardine in unserm Sinne des Wortes. Seine Form verhinderte einerseits schon, daß eine zu große Lichtmenge das Auge von oben her traf, andererseits widersprach es dem Stilgefühl jener Zeit, eine Stoff-Drapirung der Bogenform des Fensters anzupassen.

Als dann das deutsche Bürgerthum in der Renaissance seine stolze Kraft zu entfalten begann, hatte man gelernt, Butzenscheiben zu fabriziren, und ein mit Glas geschlossenes Fenster wurde ein Luxus, den sich eine beträchtliche Anzahl wohlhabender Leute leisten konnte. Die Form des Fensters nahm an Breite zu; in der Höhe verminderte sie sich, wenigstens um den Spitzbogentheil. Ein eigentliches Bedürfniß für eine Gardine lag wegen des grünlichen Tones im Glase und wegen der geringen Höhe der Fenster auch jetzt noch nicht vor. So finden sich z. B. in den zwei prächtigen Renaissance-Zimmern aus der Friedrich Wilhelm-Stiftung der Stadt Berlin im königlichen Kunstgewerbe-Museum keine Fensterbehänge.

Noch im siebzehnten Jahrhundert wurden übrigens in England die Glasfenster so hoch geschätzt, daß ein Graf, als er auf Reisen ging, seine Fensterflügel ausheben ließ, um sie zu schonen. In der Mehrzahl aller Wohnungen vertrat damals noch das Oelpapier die Stelle des Fensterglases. Am Ende des vorigen Jahrhunderts konnte man in den italienischen Städten manchen prächtigen Palast finden, der nur papierene Fensterscheiben besaß. Dies Jahrhundert der Aufklärung veränderte indessen die Form des Fensters sehr wesentlich. Sie wurden höher und schmäler. Damit war denn auch die Nothwendigkeit gegeben, einen Fensterbehang zu schaffen, der das Auge gegen allzustarke Lichtmenge von oben schützte. Die Gardine war nicht länger ein bloßer Prunk-Gegenstand für fürstliche Schlösser, sie wurde zum Erforderniß des Bürgerhauses. Da sie nur Schatten spenden, nicht Kälte ausschließen sollte, genügte leichterer Stoff, den man mit Vorliebe weiß wählte. Die Kupferstiche Chodowiecki's zeigen uns solche Gardinen, die meistens noch in geraden langen Falten niederwallen und einen beweglichen Ausdruck beibehalten, sodaß wenigstens der Schein erweckt wird, als sollten sie nach Bedarf rück- und vorwärts gezogen werden. Im Goethe-Hause zu Weimar sehen wir kurze, bogenförmig drapirte weiße Fensterbehänge, welche nirgends verrathen, daß sie zum Hin- und Herziehen bestimmt sind. Das steife, altmodische Rouleau mußte zu Hülfe genommen werden, wenn man damals ein Fenster verdecken wollte.

Mittlerweile vergrößern sich die Fensterscheiben immer mehr, allein es sind noch viele einzelne Stücke erforderlich, um ein Fensterkreuz zu füllen. Auf der ersten Welt-Ausstellung zu London im Jahre 1856 staunte man über Glasscheiben, die heute nur noch ausreichen, um ein sehr winziges Schaufenster zu decken.

In den modernen Häusern unserer Tage hat das Fenster eine solche Höhe erreicht, daß das natürliche Stilgefühl unbedingt ein Bindeglied zwischen dem dunkeln Mauerwerk und dem hellen Fensterglas erheischt.

Die gestärkte weiße oder cremefarbene Gardine mit dem festonnirten Zackenabschluß genügt nicht mehr, wie andererseits das steife Rouleau dem verfeinerten Schönheitsgefühl nicht mehr entspricht, und so kommen wir zu dem Fensterbehang aus festem Stoff, der sich in Farbe und Gewebe der übrigen Ausstattung des Raumes harmonisch anzupassen hat, sowie dem eigentlichen Vorhang, dem beweglichen Fensterschleier aus leichtem Material, der zur Milderung des Lichtes dient. Das gab der modernen Textil-Industrie ein weites, dankbares Feld zum Schaffen, und sie hat es in ausgiebigster und erfreulichster Weise bestellt. Ganz besonders auf dem Gebiete des „store“, unter welcher Bezeichnung der Fensterschleier aus seiner englischen Heimat bei uns sich eingebürgert, ist die Mannigfaltigkeit überraschend.

Wie schnell ist eine Fülle von Spielarten erstanden! Da sind die fleißigen Erzgebirgler und Voigtländer geschäftig, große einheitliche Zeichnungen auf die Fensterschleier zu zaubern, in jenen Geweben, die unter dem Namen englischer Tüll in den Handel kommen, oder in Aufnäharbeit auf Tüllgrund, je nach dem Grade der Kostbarkeit durch Tamburir-Arbeit oder Handstickerei vervollständigt. Künstlerhand hat wundervolle Muster im Stil des neunzehnten Jahrhunderts geschaffen, mit welchen der duftige indische (Liberty) Mull, die schmiegsame Bastseide bedruckt werden, um ebenfalls als Fensterschleier zu dienen. Tüllgrund, mit Spitzenbändchen benäht und durchbrochen, wetteifern an Vornehmheit mit den kostbaren Cluny-Gardinen, denen geklöppelte Spitzen-Einsätze gegeben werden. Ein farbiges Granatapfel-Muster auf Madras-Mull und Nähmaschinen-Stickerei auf Müller-Gaze beweisen, daß künstlerisches Bestreben nach stilvoller Zeichnung und Maschinenarbeit nicht mehr auf gespanntem Fuße mit einander stehen. Der weiche, einheitliche Fluß der Falten deutet überall die Beweglichkeit des Stoffes an und dient dem schwereren farbigen Fensterbehang gewissermaßen als Folie. Auch letzterer bietet der Hand- wie Maschinenarbeit Gelegenheit, sich zu bethätigen. Sehr wirkungsvoll erweisen sich hier jene Kurbelsteppereien, die den mühevollen Schnurstickereien der alten Zeit nacheifern, vor allem aber die verschiedenen Arten von Aufnäharbeit, — mit einem Wort, solche Techniken, die auf großen Flächen und in gewisser Entfernung noch decorativ und ausdrucksvoll zur Geltung kommen.

Mit Stoffwahl und Ausstattung ist aber das Kapitel vom Fensterbehang durchaus nicht erschöpft. Hier erscheint die Anordnung von großer Wichtigkeit, und indem wir dieselbe den geübten Händen des Tapeziers überlassen, ist die Frage keineswegs befriedigend gelöst. Im Gegentheil, das Arrangement darf möglichst wenig an handwerksmäßige Uebung mahnen, ist doch die Faltengebung eine Kunst, deren besondere Gesetze nichts anschaulicher lehrt, als die faltenreichen Gewänder der alten Griechen und Römer. Jede Falte soll sich deutlich auf ihre Entstehung zurückführen lassen und mit ihrem Ausgangspunkt sichtlich vereint bleiben, — immer auf Grund des frei und natürlich sich Ergebenden. Und gerade bei einem Arrangement, das bestimmt ist, dauernd das Auge zu erfreuen, muß alles Steife, Ueberladene und Kleinliche vermieden werden, die Linien müssen in der Ruhe stets bewegt, klar und zwanglos fließend wirken.

Fensterschleier und Fensterbehang dürfen als ein Ausdrucksmittel des Geistes unserer Zeit angesehen werden. Sie sind, in der Art wie wir sie jetzt haben, Erfindungen unserer Zeit, und der Kulturforscher kommender Jahrhunderte wird ihnen seine Aufmerksamkeit nicht versagen können, wenn die deutschen Frauen verstehen, dieses Geschenk der Neuzeit mit richtigem Verständniß auszubeuten.

Seit einigen Jahrzehnten macht sich neben der Anwendung der weißen Bogen-Gardinen und der englischen Fensterschleier mit ihren farbigen Stoffbehängen eine dritte Richtung in der Ausgestaltung der Wohnhausfenster mit allem Nachdruck geltend: es ist dies die Rückkehr zur alterthümlichen Glasmalerei mit unterbrochenen Flächen. Denn die große, grelle Lichtquelle der modernen Fenster, ob sie nun noch so sehr umhangen ist, will sich nicht harmonisch in die trauliche Innerlichkeit der warm und farbig ausgeschmückten Wohnungen fügen. Kein anderer Ausweg bleibt, um auch diese Klippe zu umschiffen, als farbige Lichtwirkung durch das Glas mit möglichst geringer Einbuße an Lichtstärke. Wohlgemerkt aber ist bei solcher Malerei Einfachheit in Linien- und Farbengebung erforderlich, nur ornamentale Verzierungen, Pflanzen-Motive, Ranken, architektonische Formen eignen sich, bei denen die alte Zusammensetzung farbiger Flächen möglichst rein eingehalten wird, dazu kommt dann die milde Dämpfung, welche die unebene Oberfläche des Kathedral-Glases hervorbringt. Der künstlerische Mißgriff, lebensgroße Bilder in voller Portrait-Treue auf die glattglasigen Fensterflächen zu malen, wird ja ohnehin in einem Wohnhause selten sein. Schöne Anregungen für die Glasmalerei von Wohnhausfenstern, wie sie sein soll, bietet die Tiroler Glasmalerei zu Innsbruck, welche wieder genau die alterthümlichen, bemalten Butzenscheiben verfertigt.

In unserer modernen Zeit der Miethswohnungen und Massenumzüge freilich will die farbige Fensterbemalung als eine Zumuthung erscheinen, es gehört dazu unbedingt das Gefühl der Seßhaftigkeit, der Besitz des eigenen Hauses. Die Fensterbehänge und Gardinen kann man mitnehmen, wenn man umzieht, das ist „modern“. Aber vielleicht, wenn einst abseits von den großen Verkehrs-Centren der Weltstädte das schöne Streben zur Wahrheit geworden ist, daß jede arbeitsame Familie ihre eigene Heimstätte hat, wird gerade die milde und sanfte Stimmung, welche ein farbiges Fenster einem Raume verleiht, dazu beitragen, das Heimgefühl zu verinnerlichen.

Nachdruck verboten.

Zehn Minuten Aufenthalt.

Novellette von Stefanie Keyser in Sondershausen.

Aschtenfels! Alles aussteigen!“

Der Zug hielt auf dem Bahnhof, den eine freundliche mitteldeutsche Landschaft, vom stillen Main durchflossen, von grünen Höhenzügen eingerahmt, umgiebt. Die Dampfrosse stießen ihre rußigen Athemzüge in die sonnenflimmernde Luft und sausten zu frischer Fütterung nach ihren verräucherten Behausungen.

Das bunte Gewimmel der Reisenden überfluthete den Bahnsteig. Kurze Befehlsworte, laute Zurufe, erregte Damen- und ungeduldige Herrenstimmen schallten durcheinander. Dazwischen zog sich weihevolles Summen. Oberfränkische Bauern, die Frauen, schwarze, von Bandpuffen umbauschte Hauben auf den Köpfen, die Männer im Sonntagsrock, ordneten sich zu einer Wallfahrt; eintönig ihre Gebete murmelnd, folgten sie der Fahne mit dem Bilde ihres Schutz-Patrons durch Obstpflanzungen voll Marienbildern nach der prächtigen, zweigethürmten Kirche von Vierzehnheiligen.

Fromme Melodien, an alte Kirchenmusik und Sonntagsläuten gemahnend, tönten auch aus einer Gruppe, die den Zug nach Bayreuth erwartete.

Es war eine kosmopolitische Gesellschaft, alle Sprachen redend, Aristokraten und Bohémiens gleichberechtigt nebeneinander, Damen in Toiletten von raffinirtestem Chic und von gesuchtester Nachlässigkeit.

„Parsifal-Tolle! Wir sind eben in den Hundstagen,“ sagte ein Herr, der, auf seinen Stock gestützt, der Restauration zusteuerte. „Dieser Unfug noch zu dem Aufenthalt in dem Nest, wohin mich gewiß zehn Pferde nicht brächten, wenn es nicht Station für Kissingen wäre! Was meinen die Herren? Sect mit Pfirsichen, oder Sect mit Porter? Etwas Vernünftiges trinken wir doch bei solcher Mittagsgluth.“

„Ich muß verzichten,“ entschuldigte sich einer der Angeredeten, der mit Ammonshörnern vom Staffelberg und Achaten aus den nahen Steinbrüchen beladen war. „Ich will sogleich nach Kloster Banz aufbrechen,“ — seine Augen suchten die ehemalige Benedictiner-Abtei, welche hoch und stolz vom bewaldeten Berg herabschaute, — „möchte die Petrefacten-Sammlung sehen, die der Herzog Max von Bayern da oben unterbringen ließ. Gegen den Ichthyosaurus sind Ihre Crocodile, lieber Funk,“ — er wandte sich an einen dritten Herrn, — „die Ihnen beim Bau Ihrer ägyptischen Bahnen über die Schienen gelaufen sind, kleine Eidechsen. — Also, glückliche Reise, meine Herren!“

Der Badegast für Kissingen zuckte mitleidig die Achseln. „Dirigiren wir uns nach der Restauration, bester Funk. Die Kellner wedeln schon um uns herum wie getreue Hausthiere. Ah so! Sie erwarten noch eine Depesche? Unermüdlicher! Schon wieder neue Pläne? Na, ich belege einstweilen einen Platz für Sie.“ Er verschwand hinter der gedeckten Tafel, Funk begab sich ins Telegraphen-Bureau.

Der Beamte schüttelte auf seine Frage den Kopf.

In der blasirten Haltung des Weltmannes, nachlässig den Reisemantel über den Schultern, wandte auch Funk sich dem Speisesaal zu.

Aber plötzlich hielt er an. Seine stattliche Gestalt richtete sich auf. Der durchdringende Blick haftete an einer schönen blonden Dame, die der Bayreuther Gruppe langsam zuging.

„Wer ist diese famose Erscheinung mit der Goldmähne?“ fragte eine elegante Frau, die in eine Wolke von Veloutine-Duft und Atkinson'schem Parfum eingehüllt war.

„Neue Kundry,“ erwiderte der Herr, an dessen Arm sie hing, eifrig durch sein Monocle äugend, „Wagnersängerin par excellence.“

Unverwandt hing Funk's Blick an ihr, die in der souverainen Unbefangenheit heranschritt, welche die Kunst verleiht. Das leise Knistern des mit Seide gefütterten Lodenkleides begleitete jeden wie von strengem Rhythmus getragenen Schritt. Ein Schleier wehte von ihrem Hut, zartblau wie Bergesduft.

Sie war noch dieselbe! Sie trug auch damals gern Blau;

es däuchte ihn immer, als schimmere ein Stückchen Himmel, wenn sie auftauchte, — damals, — in der Rosenzeit.

Nein, doch nicht dieselbe. Die Bühnenluft hatte das schöne Gesicht gebleicht, die Thaufrische verwischt. Das Freudige, Erwartungsvolle lag nicht mehr in den Zügen, deren edler Schnitt schärfer geworden erschien.

Ja, ja! Wenn man erreicht, was man so heiß ersehnte, dann ist der Duft der Hoffnung verschwunden.

Jetzt ging sie an ihm vorüber.

Und wie einst, — einst in der Rosenzeit wurde sie unruhig; die blauen Augen irrten wie von etwas gestört umher, — und, — das Herz schlug ihm plötzlich hochauf, — sie blieb stehen.

„Ah!" Es war ein Ton äußerster, freudigster Überraschung, und ihr Gesicht überzog sich plötzlich mit der alten Rosenfarbe.

„Sie erinnern Sich meiner?" sagte er, den Hut in der Hand, und in seinen klugen Augen leuchtete es auf. „Des ehemaligen armen Ingenieurs, der die Eisenbahn nach Ihrer Musikstadt baute?"

„Können Sie fragen?" erwiderte sie mit weichem Vorwurf. „Der große Meister Franz Liszt hat einmal gesagt: ‚Schafft euch Erinnerungen!' Nun, Sie gehören zu den Erinnerungen der einstigen unbemittelten Gesangesschülerin."

„Jetzt sind Sie berühmt."

„Und Sie bilden sich zum Krösus aus."

„Ja, wir haben erreicht, was wir erstrebten," stimmte er fast wehmüthig zu, „praktische, moderne Menschen, die wir waren: Ruhm und Geld."

Beide unterdrückten einen Seufzer.

Es war still auf dem Bahnhof geworden. Das Publicum hatte sich zerstreut. Nur ein Kanarienvogel sang leise am offenen Fenster des Stations-Gebäudes; aus dem bescheidenen Gärtchen voll Verbenen und Reseden zog süßer Duft herüber.

„Denken Sie noch," fragte Funk leise „an den Garten des einst so beliebten Komikers, der sich zur Ruhe gesetzt hatte und nun seine Rosen zärtlich pflegte?"

Ihre Brauen zuckten. „Um sich von den ewigen gemalten Versatzstücken zu erholen. O ja! Dort trafen wir uns, zwar immer ohne Verabredung —"

„Aber jeden Abend," ergänzte Funk lächelnd. „Denken Sie auch noch daran, was er sagte, wenn wir uns unsere Hoffnungen für die Zukunft anvertrauten, die jeder sich planvoll gestalten wollte? — ‚Kinder, glaubt nur nicht, daß ihr zufrieden seid, wenn ihr erreicht, was ihr jetzt erstrebt. Ich wünschte mir in der Jugend, daß eine ganze Stadt sich über mich todtlachen möchte, und als das allabendlich geschah, hatte ich kein größeres Verlangen, als den Hamlet spielen zu dürfen. Nichts ist mir unwandelbar lieb geblieben, als mein braves Weib, die als „komische Alte" unsere Villa mit verdienen half. Deshalb rathe ich euch: vergeßt das Beste nicht.'"

Sie nickte, in Gedanken versunken. „Wie erhoben wir uns damals über den guten dicken Mann und seine ebenso gute dicke Frau, die sorglich die ausfallenden Rosenblätter sammelte."

„Und dann ging es forsch an das Abschiednehmen," fuhr er mit ironischen Lächeln fort. „Liszt kam, — o, ich sehe ihn noch, den alten Herrn im langen Rock des Abbés, mit dem silberweißen Haar und dem riesigen Blumen-Bouquet, das er wie eine gefeierte Schönheit trug, während seine vornehme russische Freundin das Courier-Täschchen umgehangen hatte! Sie folgten seinem Rath, dem Sprechgesang sich zu widmen, und reisten zu einem anderen Lehrer."

„Aber vorher," unterbrach sie ihn, „schaute ich zu, wie Sie den ersten Zug auf der neuen Bahn führten. Es sah schneidig aus, als Sie auf der bekränzten Locomotive standen in Frack, Cylinder, weißer Binde, die weiß behandschuhte Rechte auf das schwarze Ungethüm gelegt."

„Das wissen Sie noch nach einem Jahrzehnt?" fragte er hingenommen. „O, wenn Sie ahnten!" —

Er hielt einen Augenblick inne. Dann war es, als ob die kühle Haltung des Weltmannes vor der aufsteigenden Jugenderinnerung dahin schmelze wie Wachs an der Flamme.

„Da ringt man und kämpft, und ist endlich, — endlich der ersehnte Gipfel erklommen, und man meint, nun solle das Glück den Erfolg krönen, da ists öde und leer um uns — in uns geworden! Wohl rauscht manche Stunde voll leichter Freuden über solch armen, schwachen Erdensohn hin, aber immer ist die Stimme im Herzen zu hören, die da sagt: ‚Alles gäbest du für ein einziges unschuldiges Wandeln unter den Rosen.'"

Sie schlug die Augen voll zu ihm auf. Thränen schimmerten darin. „Wenn ich einmal in der Unrast meines Lebens den Ton nicht finden kann für den Schmerz um ein ewig Verlorenes, dann — beschwöre ich jene Zeit herauf. Wir haben ja nie größere Erfolge, als wenn wir ein Stück von unserem Leben hingeben." Um ihre Lippen spielte ein wehmüthiges Lächeln.

Ein paar Athemzüge lang schwiegen beide.

Dann sprach er tief bewegt: „So geht es uns Menschen des heutigen Tages: immer die Gedanken wie hypnotisirt auf einen Punkt gerichtet, — und darüber das Beste vergessen."

„Leider, ach leider!" flüsterte sie mit schmerzlich bebender Stimme.

Da, — ein schrilles Läuten.

„Schnellzug nach Höchst, — Neuenmarkt, — Bayreuth!". —

Sie schrie auf: „Um Gottes willen! mein Zug! Um fünf Uhr Probe zum Parsifal."

Es blieb keine Zeit zu einem herzlichen Abschiedswort. Nur noch einmal winkte sie hastig zurück mit dem blauen Foulard.

Athemlos sank sie in die Polster der ersten Klasse.

Fauchend und zischend setzte die Locomotive ein.

Jetzt Sammlung! Die Kunst verlangt den ganzen Menschen. Das Rosenparadies ihrer Jugend versank, — mahnend stieg die Höllenrose Kundry vor ihr auf. Würde ihr der wilde Naturschrei der nach Erlösung schmachtenden Zauberin gelingen?

Funk stand auf dem Perron, und seine Augen versanken in dem Sommerduft, in dem sein Jugendtraum verschwand.

„Mein Herr, das Telegramm, auf das Sie warteten, ist angelangt," erklang die Stimme des Telegraphen-Boten neben ihm.

Hastig entfaltete er das Blatt. „Doch noch Zahnradbahn auf den Kyffhäuser!" murmelte er dann. Seine Gedanken überflogen noch einmal alle Chancen des Unternehmens. „Da gilt es schnell zu handeln, damit uns niemand zuvorkommt."

Er eilte dem Stations-Chef nach. „Haben Sie eine geheizte Maschine zur Verfügung? Ich muß den Schnellzug in Eisenach noch erreichen."

Ein Laufen und Rennen, — die Telegraphen spielten, — die Dampfpfeife schrillte.

Diesmal die Hand im grauen wildledernen Handschuh auf das schwarze Ungethüm gelegt, sauste Funk davon nach einer dem Zuge Kundry's entgegengesetzten Richtung. —

In schwindelnder Hast schwingt sich das Triebrad des modernen Lebens; wen es einmal erfaßt hat, den vermag auch der heilige Gral nicht davon zu erlösen. Der Sehnsucht der Seele nachzuhängen, bleibt keine Zeit.

Nachdruck verboten.

Warum?

Von Aleardo Aleardi.

Sag mir: warum, wenn von der grünen Aue
Ein Lied herüber tönt, gedenk' ich Dein?
Sag mir: warum, wenn ich zum Himmel schaue,
Strahlst Du mir aus der Sterne gold'nem Schein?

Sag mir: warum mir's heute ist, als wäre
Von Dir ein Abglanz nur die Welt ringsum?
Du in den Blumen, in der Luft, im Meere . . . .
Du lächelst? . . . . Also weißt Du es, warum?

Aus dem Italienischen übertragen
von W. von Schnehen.

Nachdruck verboten.

Amanda.

Nach dem Gemälde von Wilhelm Kray. — Siehe Seite 113.

Der Schöpfer jener farbenprächtigen Gemälde, auf denen sich Najaden und Nixen tummeln, führt uns in dem Bilde, welches unser vorliegendes Heft ziert, zwar eine Elfengestalt vor Augen, aber eine solche von Fleisch und Blut. Sinnend und mit einem Anflug von Schwermuth lauscht die junge Dame einem Erzähler — vielleicht ist es der Künstler selbst gewesen, der ihr, als er sie malte, ein Märchen erzählte: von einem Fischerknaben, der in Liebe entbrannt war für eine schöne Wassernixe. Er hatte sie in einer lauen Vollmondnacht am Ufer spielen sehen, und seitdem saß er Nacht für Nacht am Meeresrand und starrte hinaus auf die tanzenden Wellen. Sie liebte ihn, aber sie zeigte sich ihm nicht mehr, denn sie wußte es, Verderben bringt es dem Sterblichen, wenn er, von Nixenarmen umschlungen, die kühlen Lippen der Meerjungfrau im Kusse berührt. Eines Abends aber hatte er sie doch überrascht. Sie saß am Ufer und hatte sich einen Kranz von Wasserlilien gewunden, dabei sang sie ein Lied, so zauberisch schön, daß ihm fast die Brust zerspringen wollte vor Wonne und Weh. Er stürzte vor ihr nieder und wollte sie umfassen, sie entwich aber schnell, streckte ihm die Hände abwehrend entgegen und rief ihm zu: „Entfliehe, Geliebter, der Meergott haßt die Menschen!" — Er aber hörte nicht auf die Warnung, sprang in einen Nachen und eilte ihr nach, und als sie in der Tiefe verschwand, folgte er ihr ohne Bedenken. Gurgelnd schlossen sich die Wellen über ihm, und als er wieder an der Oberfläche erschien, war das Leben von ihm entflohen — er hatte sich an den Lippen der Nixe den Tod getrunken. — Leises Weinen durchzitterte die Luft. Die Nixe trug den Leblosen in den Nachen, bettete seinen Kopf in ihren Schoß und küßte ihn immer und immer wieder. Dann nahm sie den Kranz aus ihrem Haar und drückte ihn dem Knaben auf die feuchten Locken. — —

„Eine traurige Geschichte, Meister," sagte Amanda, „ich sehe die beiden vor mir, denn Sie haben sie ja gemalt. Aber weshalb erzählen Sie mir so Trauriges?"

„Ist das Los des Fischerknaben nicht beneidenswerth?" fragte der lebensfrohe Künstler, „es muß doch herrlich sein, in dem Augenblicke zu sterben, in dem man sich bewußt wurde, sein Ideal erreicht zu haben. — Weshalb ich Ihnen das Märchen erzählte? Sie machen, wenn Sie allein sind und sich unbeobachtet wissen, so ernste, liebe Augen — die konnte ich bei unseren Sitzungen nie wiederfinden. Jetzt eben haben Sie mir sie gezeigt, und ich habe sie festgehalten. Ihr Portrait ist fertig, treten Sie an die Staffelei und sagen Sie mir, ob ich — mein Ideal erreicht habe." H.

Nachdruck verboten.

Ein vernichtetes Kunstblatt.

Erinnerung an König Ludwig und Prinzessin Sophie.

Siehe Seite 116.

Der Tod der unglücklichen Herzogin von Alençon hat eine Reihe von Erinnerungen aus vergangenen Tagen wachgerufen; es ist bekannt, daß die Herzogin einst dazu berufen war, als Gemahlin König Ludwigs II. auf Bayerns Königsthron zu sitzen, daß die Verlobung aber kurz vor der Hochzeit zurückging. Viele Photographien, welche König Ludwig und seine Braut, Prinzessin Sophie, zeigen, wurden wieder hervorgesucht; das eigenartigste und zugleich seltenste Bild aus jener Zeit ist aber unstrittig dasjenige, von dessen mittlerem Theile wir heute eine Reproduction veröffentlichen. König Ludwig und die Prinzessin sind bereits als Königspaar dargestellt. Die geflügelte Idealgestalt unterhalb des Brautpaares ist auf dem Originale in ganzer Figur zu sehen, sie sitzt auf einer Marmorbank und stützt die Lyra auf die Werke unserer Musik-Heroen, unter denen Wagner als der Liebling König Ludwigs besonders ausgezeichnet ist. Das Ganze ist von einer Art Triumphbogen umgeben, auf dem zwei Putten lehnen. In zwei Medaillons sieht man das Residenzschloß des Königs und das Palais des Herzogs Max. Der Kupferstich trägt die Unterschrift „Zur Vermählung Ihrer Majestäten König Ludwig II. und Königin Sophie von Bayern. Dem bayerischen Volke gewidmet", ist von F. Wanderer gezeichnet und von A. Meermann in Kupfer gestochen. König Ludwig ließ s. Z. die Platte und sämmtliche Drucke vor seinen Augen vernichten; wir verdanken es aber einem ganz besonders glücklichen Zufall, daß wir in den Besitz eines erhalten gebliebenen Exemplares gelangten, und es dürfte unsere Leserinnen gewiß interessiren, etwas über die Vorgeschichte des Kupferstiches zu erfahren.

Der jugendliche König von Bayern war zwar ritterlich und liebenswürdig gegen Damen, aber keine durfte sich rühmen, ihn je gefesselt zu haben. Da fiel dem Könige auf einem Hofballe die Herzogin Sophie auf, die in ihrer bestrickenden Schönheit, gehoben durch eine äußerst geschmackvolle Toilette, einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß er sofort den Entschluß faßte, am anderen Tage bei dem Herzoge Max im Palais an der Ludwigstraße um ihre Hand anzuhalten. Der König konnte die Nacht über nicht schlafen. Schon in aller Frühe — gegen sechs Uhr — bat er seine Mutter, die Königin Marie, für ihn um die Hand der Herzogin zu bitten. Die gute Königin fuhr voll Freude sofort — es war um sieben Uhr früh — zu dem Herzoge und überbrachte den Herzenswunsch ihres Sohnes. Gegen neun Uhr erschien der König selbst, und um zehn Uhr fand die feierliche Verlobung statt. In Bayern herrschte außerordentlicher Jubel, und zu der auf den 12. October 1867 festgesetzten Hochzeitsfeier wurden allenthalben im Lande Vorbereitungen getroffen. Alle Acte der Feierlichkeiten waren festgestellt und vorbereitet; auch lagen bereits fünftausend Exemplare des oben erwähnten Erinnerungsblattes zur Versendung an die Staats- und Gemeinde-Aemter bereit. Da verbreitete sich am 11. October das Gerücht von der Auflösung des Verlöbnisses. Das Gerücht bestätigte sich. General von Sauer, damals Flügeladjutant des Königs, war mit der Verständigung der Herzogin betraut worden.

Es ist damals viel über die Gründe, die eine so rasche Lösung des Liebesverhältnisses herbeiführten, gesprochen worden. Man will wissen, daß der Vater der Braut die Freiheit seiner Tochter zurückverlangt haben soll; es wurde aber auch gesagt, daß König Ludwig zurückgetreten sei. Die Wahrheit wird wohl nie an die Oeffentlichkeit kommen, und es ist müßig, Vermuthungen Raum zu geben. Thatsache ist, daß König Ludwig durch nichts mehr an seine früher angebetete Braut erinnert werden wollte. Die Marmorbüste der Braut schleuderte der König mit eigener Hand durch ein Fenster, und die Kupferplatte des Erinnerungsblattes wurde in des Königs Gegenwart zerschmettert, die fertigen Drucke durchschlagen und zum Einstampfen gegeben. Durch einen Zufall aber entgingen, wie es heißt, einige wenige Exemplare der Vernichtung; man fand sie später in einer Tischschublade; niemand wußte, wie sie dorthin gekommen waren. Unser Exemplar ist das einzige uns bekannte. Niemand wird das Bild ohne Wehmuth betrachten. Wenn die einstige Königsbraut später auch dem Herzog von Alençon die Hand reichte, so ist doch der Gedanke an jene schwere Zeit nie von ihr gewichen, und oft ist sie von tiefer Melancholie, die sich zeitweise nahezu bis zur Geisteskrankheit steigerte, heimgesucht worden. Der unglückliche König hat nicht minder gelitten. Wer weiß, ob nicht das Drama am Starnberger See mit der Aufhebung der Verlobung seinen Anfang genommen hatte. Ein eigenthümliches Zusammentreffen aber ist es, daß beide Verlobte durch die Elemente dahingerafft wurden, — er durchs Wasser, sie durchs Feuer.

Nachdruck verboten.

Frühlingslandschaft bei Arco in Süd-Tirol.

Nach dem Gemälde von C. Wuttke in München.

Siehe Seite 117.

Wenn man von Arco im Thale des Sarcaflusses wenige Minuten aufwärts geht, gelangt man bald zur Kirche und dem von herrlichen Wein- und Obstgärten umgebenen Kloster der Kapuziner von Arco. Eine Cypressen-Allee führt zur Rechten nach dem, auf einem sanften Hügel gelegenen Heiligthum. Die Kirche wurde im Jahre 1585 vom Grafen Arco erbaut und den Kapuzinermönchen übergeben. Unter Joseph II. im Jahre 1787 wurden die Mönche vertrieben. Erst dreizehn Jahre später kehrten sie zurück, mußten ihre Heimstätte jedoch abermals verlassen, als das Land von dem französischen Erbfolgekriege unter Napoleon (1810) heimgesucht wurde.

Franz I. rief die Kapuziner in ihr Kloster zurück, und sie blieben bis heute in dessen Besitz, erhielten sogar später noch das malerisch gelegene Schlößchen des Grafen Arco zum Geschenk.

Jenseits der rauschenden Sarca erheben sich majestätische Felsen, deren Gipfel von malerischen Burgruinen gekrönt sind. Kirche und Kloster sind auf unserem Bilde größtentheils hinter Oelbäumen versteckt, im Mittelgrunde aber grüßt uns „la casa bianca", ein allen Arco-Freunden wohlbekannter Ausflugspunkt, und fern im Hintergrunde sehen wir die Schnee- und Gletscherhäupter der Presanella-Gruppen, die sich bis zur Höhe von 3500 Meter erheben.

Wenn im April der Frühling dies gesegnete Thal ganz mit Blüthen überschüttet, so bezaubert uns hier ein Landschaftsbild einzig in seiner Art. Unser Künstler hat es vermocht, die Poesie der Landschaft in sein Bild hineinzulegen; wir spüren fast die friedliche Stille, die über dem Thale ruht, und vermeinen fast, den süßen Duft der Frühlingsblüthen zu athmen.

Nachdruck verboten.

Bernhard Baumeister.

Biographische Skizze von Leo Gerhard in Wien.

Siehe das Portrait auf Seite 120.

Der Wechsel im Kunstgeschmack, der sich in unseren Tagen vollzog und sich naturgemäß auch auf die darstellende Kunst erstreckte, hat so manchen bisher im Vordergrunde des Interesses und der Beliebtheit stehenden Künstler aus der innegehabten Position verdrängt oder ihn veranlaßt, sein Talent den Forderungen der immer weitere Kreise umfassenden Bewegung anzupassen. Zu den wenigen darstellenden Künstlern, die es nicht nöthig hatten, der neuen Richtung irgend welche Concessionen zu machen, und die trotzdem auf der Höhe ihres Ruhmes und ihrer Bedeutung verblieben sind, gehört Bernhard Baumeister. Zur Zeit, als die neuen Bestrebungen, — welche im Grunde nichts anderes sind, als die Wiederholung und die Wiederaufnahme früherer Geschmacksrichtungen, mit ihren Schlagworten von Naturwahrheit, Realismus u. s. w. — noch nicht auf die Bildfläche getreten waren, entzückte Baumeister längst seine Zuhörer durch die schlichte und dabei so eindrucksvolle Art seiner Darstellungsweise, durch die einfache, treuherzige Kraft

seiner Rede, durch das Markige und Kernige seines Wesens. Und wie er war, so ist er geblieben. Er weiß nicht, was die neuen Richtungen vorschreiben. Er hat seine Kunst nie in den Dienst des Tages gestellt, sie nicht der Mode unterthan gemacht, sondern sein Können stets auf das Bleibende, auf das Dauernde gerichtet. Was er spricht, kommt vom Herzen und tönt deshalb in den Herzen wieder. Es giebt bei ihm kein willkürliches Spielen mit Lauten und Affecten; jedes seiner Worte ist, wie es der Dichter vorschreibt: Fleisch und Blut und schlagendes Herz; was er spricht, ist lebendig und wächst natürlich aus der Situation heraus. Es ist Kunst, die wieder Natur geworden ist, aber verklärte, veredelte Natur.

Die Berliner hatten Gelegenheit, den Künstler in einigen seiner hervorragendsten Rollen, so in Otto Ludwig's „Erbförster", sowie als Pedro Crespo in Calderon's „Richter von Zalamea" kennen zu lernen. Ueber die Rolle im „Erbförster" äußerte sich einst Otto Ludwig selbst in folgender Weise:

„Der Förster ist eine mächtige, zusammengefaßte, sich selbst beherrschende Natur, — fest bis zum eisenköpfigen Eigensinn. Die Gewohnheit, sein ausgreifendes Wesen zu beherrschen, seine starken innigen Gefühle zusammenzuhalten, giebt ihm das Vornehme, die Ruhe, das plastisch Große, die Bewußtheit seiner Gewalt über sich selbst und über andere. Je mächtiger sein Gefühl, seine Leidenschaft, desto imposanter die ruhige Gewalt, mit der er sie zurückhält. Mit der Wiedergabe einer solchen Gestalt ganze und volle Wirkung zu erzielen, wird nur einer mächtigen, in sich zusammengefaßten, voll und ganz sich beherrschenden Natur gelingen."

Wie es Baumeister gelingt, diese Gestalt zu verkörpern, beweist am besten das schöne Wort eines Berliner Theater-Referenten, der nach der Aufführung des „Erbförster" erklärte: einem solchen Künstler gegenüber habe die Kritik die Aufgabe, die Feder wegzulegen und mit zu bewundern, sich mit zu freuen.

Das gleiche Urtheil galt auch der Darstellung des „Crespo", die zu den gewaltigsten und erschütterndsten Schauspieler-Leistungen zählt, welche die dramatische Kunst unserer Tage aufzuweisen hat.

Baumeister ist im Jahre 1830 in Posen geboren. Er gehört dem Burg-Theater seit 1852, also volle 45 Jahre, an. Zuerst trat er in kleinen Liebhaberrollen auf. In der Schar hervorragender Künstler, die der damalige Director Laube an dieser Bühne vereinigte, fand der junge Anfänger reichlich Gelegenheit, Vorzügliches zu sehen und zu hören, und so entwickelte und bildete er sein großes ursprüngliches Talent, bis es zur Bewältigung der größten Aufgaben reif war. Seit vielen Jahren nimmt Baumeister als Schauspieler und Regisseur neben Sonnenthal die erste Stellung ein. Nach dem Tode von Roderich Anschütz ging ein Theil der von diesem Darsteller gespielten Rollen an Baumeister über. Was Laube in seiner „Geschichte des Burg-Theaters" dem verstorbenen Anschütz nachrühmt, findet man bei Baumeister wieder: „Einen ausdrucksvollen Kopf, ein herrliches Organ, klare nachdrucksvolle Rede, ein warmes Herz, ein ehrliches Gemüth und eine begeisterte Hingebung an edle Zwecke. Er läutert, was er anfaßt, und erhebt es zu Bedeutung. Er erklärt den Gedanken mit logischer Sicherheit, er gruppirt die Rede mit ordnendem Verstande und wirft den starken Hauch des Schwunges dorthin, wohin er gehört."

Aus der reichen Zahl der von Baumeister geschaffenen Gestalten seien noch zwei ganz besonders hervorgehoben. Die eine ist der „Götz von Berlichingen". Die Vollkraft, die frische Herbheit und die gedrungene Sprachfülle dieses feudalen Revolutionärs kommen der Eigenart Baumeister's ganz besonders nahe. Eine andere, hocherquickliche und herzerfreuende Leistung ist sein „Falstaff," der jedem unvergeßlich bleiben wird, der ihn gesehen. Der niedrige Humor dieses stets angetrunkenen Haudegens wird in Baumeisters Wiedergabe veredelt, ohne von seiner Ursprünglichkeit etwas zu verlieren; er ist, wie es von dem Darsteller dieser Rolle wohl oft verlangt, aber selten geboten wurde, zugleich niedrig und imposant: niedrig durch den Standpunkt, der ihm angewiesen ist, imposant durch die unangreifbare humoristische Selbstzufriedenheit, mit der er diesen Standpunkt ausfüllt. So erreicht diese Episode in Baumeister's Darstellung den Vollwerth einer selbständigen, klassischen Komödie.

Baumeister ist aber nicht nur ein großer Künstler, sondern auch ein guter, edler Mensch. Stets dienstbereit und gefällig, hilft er, wo er kann; er hat mit seinen bescheidenen Mitteln mehr Wohlthaten erwiesen und mehr Thränen getrocknet, als mancher Millionär. Eine sonnig heiter angelegte Natur, liebt er und weiß er stets Behagen und Fröhlichkeit um sich zu verbreiten. Kommt es vor, daß ihm einer etwas in den Weg legt, dann lodert er nicht auf in Zorn und Haß, sondern er ersinnt einen Schabernack, einen lustigen Streich, der seinem Gegner eine leichte Verlegenheit bereitet, und sein Rachebedürfniß ist damit befriedigt. Solcher „Baumeister-Stückchen" giebt es eine Legion. Wie er einst einem Collegen, der ihn ungestüm an die Bezahlung einer kleinen Schuld mahnte, den Betrag auf der Scene in einer Römer-Tragödie, — während er ihm die Hand zum Abschied reicht, — in kleiner Münze in die Hand drückt, sodaß der Partner genöthigt ist, den Akt mit geballter Faust zu Ende zu spielen; wie er nächtlicherweise mit einer Anzahl Gesinnungsgenossen bei einem andern Collegen eindringt, um durch eine wohlorganisirte Katzenmusik einen Wortbruch zu rächen, — diese und ähnliche Stückchen sind wiederholt erzählt worden. Weniger bekannt dürfte es jedoch sein, daß Baumeister zu Beginn seiner Laufbahn nahe daran war, durch einen tollen Streich seine Stellung am Burg-Theater zu verlieren, und daß es nur dem verständigen und rechtzeitigen Eingreifen des Directors Laube zu danken war, daß Baumeisters Talent der Hofbühne erhalten blieb.

Das kam so: Baumeister, der zeitlebens ein großer Freund eines guten, kühlen Tropfens war, kam einmal nach einem „starken Frühstück" etwas weinselig ins Theater. Man gab die „Maccabäer", und Baumeister hatte einen der heldenmüthigen Brüder zu mimen. Plötzlich wandelte ihn die Lust an, die wenigen Sätze seiner Rolle in einem Dialekt zu sprechen, der weder vom Dichter vorgeschrieben, noch vom Regisseur empfohlen worden war, — mit einem Wort: er mauschelte. Darob, wie begreiflich, großes Entsetzen unter den Mitwirkenden. Man stellt ihn nach Schluß des Aktes zur Rede; er entschuldigt sich und verspricht, den Ulk fortab sein zu lassen; allein sein angeheiterter Zustand läßt ihn alsbald rückfällig werden, und er setzt die früher angeschlagene Tonart fort. Wohl mag hierzu auch der Umstand beigetragen haben, daß der gefürchtete Director an diesem Abende nicht im Hause war. Nach Schluß des zweiten Aktes muß aber Baumeister auf Anordnung des Regisseurs seine Rolle abgeben, ein College springt für ihn ein, und Baumeister wird nach Hause gebracht und verfällt, daselbst angelangt, nach wenigen Minuten in einen tiefen Schlaf.

Am nächsten Morgen, Baumeister lag noch im Bette, steht Laube vor ihm. „Was haben Sie denn gestern angestellt?" schnarrt er ihn an; „der oberste Chef Graf Lanskoronski war im Theater und hat in aller Gottesfrühe schon nach mir geschickt." „Wahrhaftig, Director, ich weiß es nicht mehr", antwortet der jetzt ernüchterte und über seine Zukunft etwas beunruhigte Künstler, „ich hatte stark gefrühstückt, und da . . ." „Na, wollen sehen, was zu machen ist," antwortet Laube. „Kleiden Sie Sich sogleich an, und kommen Sie aufs Bureau!" Eine halbe Stunde später erwartete der Künstler den Director vor der kleinen Thür, die zu dem Cabinet des Allgewaltigen führte. „Böse Geschichte!" flüsterte Laube, heraustretend, ihm zu. „Widersprechen Sie aber nicht, lassen Sie Sich ruhig alles sagen. Seine Excellenz erwartet Sie," fügte er laut hinzu. Baumeister trat ein. Als ihn der Graf erblickt, wird er roth vor Wuth. „Sie sind Hofschauspieler," schnaubt er ihn an, „und kommen — besoffen, — ja besoffen! — ins Theater? Schande, — Schande, — Schande!" stößt er dreimal in gesteigertem Ton hervor. Und dann fügt er ruhiger im Amtsstyl hinzu: „Sie sind entlassen!" Baumeister verbeugt sich, ohne ein Wort zu erwidern, und geht.

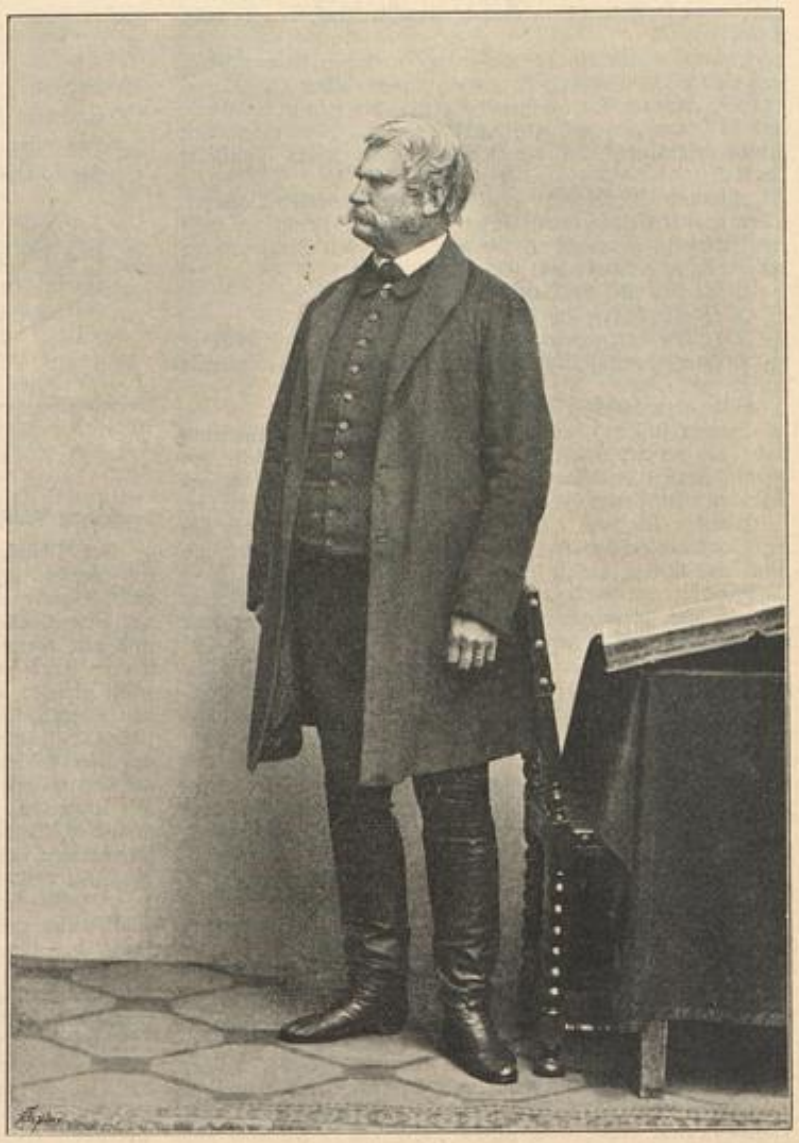
Bei der Thür erwartet ihn Laube. „Nun, — was ist?" „Ich bin entlassen." „Haben Sie etwas erwidert?" „Nichts." „Gut, werde versuchen, Sie herauszuputzen." Sprach's und verschwand wieder im Cabinet.

Unser Künstler verbrachte jetzt einige böse Augenblicke. Die Entlassung aus dem Verbande des Hoftheaters, — das war denn doch ein harter Schlag. Jetzt bereute er wohl ernstlich. Aber er hatte nicht viel Zeit dazu. Schon stand Laube wieder vor ihm. „Ich habe es durchgesetzt, daß Sie für diesmal mit 500 fl. Strafe davonkommen." „Herr du meine Güte, 500 fl.! — Woher denn . . . 500 fl. nehmen? . . ."

Laube zuckt die Achsel und geht, den reuigen Sünder seinen Gewissensqualen überlassend. Während dieser noch hin- und herspintisirt und überlegt, ob nicht die erste auferlegte Strafe der zweiten, absolut unerfüllbaren vorzuziehen wäre, tritt der Chef der finanziellen Abtheilung des Hoftheaters auf ihn zu. — „Sie, Baumeister," flüstert er ihm ins Ohr — „ich habe mich gestern im Theater köstlich unterhalten! Ich hab's gleich gemerkt, daß es mit Ihnen nicht ganz richtig war. Doch wegen der 500 fl. Strafe," fügte er noch leiser hinzu, „machen Sie Sich keine Sorgen; ich werde für Sie 1000 fl. Vorschuß beantragen, da bleibt Ihnen noch etwas zum Verjubeln übrig. Und den ganzen Vorschuß schenken wir Ihnen dann einmal gelegentlich."

So ward der Künstler aus der Tiefe der Verzweiflung wieder zur Höhe des Jubels gehoben, — und seine Augen leuchten heute noch vor Freude, wenn er diese Geschichte erzählt.

Baumeister gehört zu jenen bevorzugten Naturen, deren künstlerisches Wesen selbst durch die dahineilende Zeit keine Einbuße erfahren hat. Im Gegentheile! Wie der gesunde Baum alljährlich Ring an Ring ansetzt und an Festigkeit und Widerstandskraft zunimmt, so erweiterte und vertiefte sich von Jahr zu Jahr der Zauber dieses begnadeten Talentes. Die hinreißende Wirkung Baumeister's wurzelt darin, daß bei ihm Natur und Poesie, Schönheit und Wahrheit einander durchdringen. So verkörpert er, was von so vielen angestrebt und von so wenigen nur erreicht wird, die wahre, echte Kunst.



Bernhard Baumeister

Nach einer Photographie von R. Krziwanek in Wien.

Siehe den Artikel auf Seite 119.

Redactions-Post.

Antworten.

L. W. in Flensburg. — Ihre humoristische Plauderei hat uns viele Freude gemacht, namentlich, da wir eine treffliche Beobachterin und eine warmfühlende Menschenfreundin in der Verfasserin zu erkennen glauben. Ihre Vorliebe für die norddeutschen Himmelbetten theilen wir aber nicht, wir lieben das Himmelbett nur, weil es Fritz Reuter in der „Franzosentid" zu einem so überaus humoristischen Kapitel Anlaß gab; im übrigen verdammen wir es energisch! Das Unpraktische dieses Hausrathes aus der guten alten Zeit liegt auf der Hand: der Luftaustausch wird durch die Vorhänge wesentlich gehemmt, und der unter solcher Umhüllung schlafende Mensch ist für eine gewisse Zeit gezwungen, immer wieder dieselbe Luft einzuathmen, da der Erneuerungsprozeß zu langsam vor sich geht. — Sie werden sich das unpraktische Möbel hoffentlich nicht anschaffen. Lassen Sie recht bald wieder von sich hören. Besten Gruß!

Frau v. B. in Tilsit. — Der Künstler-Verein Malkasten wurde am 6. August 1848, hauptsächlich auf Anregung Emanuel Jaspe's gestiftet. Als Wappen führt der Malkasten den deutschen Reichsadler, der in den Fängen statt Scepter und Reichsapfel Bierglas und Hausschlüssel hält, und sein Wahlspruch heißt: „Durch komm' ich doch, komm' ich durch". Eines der glanzvollsten Feste des Malkastens war dasjenige im Jahre 1877 zu Ehren der Anwesenheit Kaiser Wilhelm I.

Helene St. in Gotha. — Der Brautkranz hat sich erst im vierten Jahrhundert bei christlichen Trauungen eingebürgert. Die Myrte war ursprünglich den Adligen vorbehalten, während die Bürgermädchen sich mit der sogen. Brautkrone (aus Silber- und Golddraht, Glas, Flitter und Papier hergestellt) schmückten. Später fand der Verlobungsring durch die Römer Eingang, doch erhielt ihn anfangs nur die Braut allein. Die verschiedenartigen Ceremonien bei der Verlobungsfeier können wir Ihnen an dieser Stelle nicht aufzählen, doch mag eine im „Nuodlieb", einer Erzählung aus dem elften Jahrhundert, dargestellte hier Platz finden: Der Bräutigam übergiebt der Braut den Ring auf dem Griffe des Schwertes mit den Worten: „Wie der Ring Deinen Finger fest umschließt, so gelobe ich Dir feste, unwandelbare Treue." Hierauf übergiebt der Vater die Braut an den Bräutigam, indem er sagt: „Hiermit übergebe ich meine Schutzbefohlene Eurer Treu und Gnade und bitte Euch bei der Treue, mit der ich sie Euch übergebe, daß Ihr ein gerechter und gnädiger Vogt seid und kein schlechter Schützer werdet." — Daß Sie nur ein „theoretisches Interesse" an dem Gegenstande nehmen, glauben wir Ihnen, da Sie es sagen, bitten Sie aber doch, uns s. Z. eine Verlobungsanzeige zu senden.

Kunstfreundin in München. — So viel wir ermitteln konnten, war es die französische Malerin Lebrun, welche Gottfried Mind den Namen **Le Raphael des Chats** beilegte. Der Name wurde damals sehr schnell bekannt, sodaß sich viele Fremde in Bern nur noch nach dem „Katzenraphael" erkundigten, denn von Mind wußten sie nichts. Der Künstler starb am 7. Nov. 1814, nicht am 10. Nov., wie Sie angeben. — Wenn Sie uns Ihre Adresse schreiben wollen, werden wir Ihnen brieflich noch manches Interessante über M. mittheilen.

Treue Abbonnentin in Wesel. — Sie sind im Unrecht, aber auch Ihre Freundin hat die Entfernung der Erde von der Sonne um einige tausend Kilometer zu gering angegeben. Vor uns liegt der Bericht des Professors Dr. Auwers, aus dem hervorgeht, daß die Entfernung der Erde von der Sonne nach den Ergebnissen aus den deutschen heliometrischen Messungen bei den beiden Venus-Durchgängen von 1874 und 1882 jetzt mit einer Genauigkeit bestimmt worden sind, wie sie vorher noch nicht erreicht wurde. Aus den beiden Venus-Durchgängen des vorigen Jahrhunderts hatte Encke die lineare Entfernung der Sonne von der Erde zu 153 000 000 km berechnet, ein Werth, der lange Zeit Geltung behielt, aber um etwa ein Dreißigstel seines Betrages zu groß angenommen war. Die deutschen Heliometer-Beobachtungen bei den Venus-Durchgängen 1874 in China, Persien, auf der Kerguelen-Insel und den Auckland-Inseln, und 1882 in Nordamerika, Bahia, Blanca und an der Magelhaens-Straße haben nun ergeben, daß die Entfernung 148 138 000 km (oder 19 085 066½ deutsche Meilen) beträgt.

D. T. in Altona. — Wir danken Ihnen für Ihre Anregung und werden wahrscheinlich noch im Laufe dieses Jahrganges einen Aufsatz über das Thema veröffentlichen.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Hein, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 16, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. August 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Freude und Schmerz.

Von Hermine Villinger in Karlsruhe.

(Fortsetzung.)

Die Sonne war verschwunden; noch war es nicht dunkel, aber die Laternen brannten schon, und ihr flackerndes Licht schien roth durch den wirbelnden Schnee, der in harten Flöckchen zur Erde fiel. Um diese Zeit war's, als Elsbeth sich dem väterlichen Hause näherte. Sie kam daher, ganz beschneit, mit hochrothen Wangen und lustig blitzenden Augen. Was hatte sie aber auch alles erlebt! Kaum hatte sie die Schlittschuhe an den Füßen gehabt, war's auch schon vorbei gewesen mit allen traurigen Gedanken. Die rothe Wintersonne goß ihr leuchtendes Licht über die weite, spiegelglatte Fläche, über die Elsbeth in großen, sicher ausgeführten Bogen dahinfuhr. Die Tanzstunden-Verehrer stürmten sofort herbei, aber Elsbeth verbat sich mit der größten Entschiedenheit jede Begleitung; sie trieb die Hartherzigkeit so weit, daß sie ihren Hauptverehrer auf die klägliche Versicherung hin: ‚Sie werfen mich in den Abgrund der Verzweiflung,' mit einem: ‚Nur hinunter!' abfertigte.

Die am Rande der Eisbahn herumtrippelnden Mütter, die ehemaligen Freundinnen, mit denen sie sonst in lustigem Geplauder dahingefahren war, sie alle sollten sehen, sie brauchte niemand, sie war sich selber genug. Sie bemerkte es wohl, daß Lena und zwei andere Freundinnen sie fortwährend verfolgten, bald dicht hinter ihr, bald ihr fast zur Seite fahrend, aber Elsbeth war blind, bis sie sich plötzlich gefangen sah, denn die jungen Mädchen hatten einen Kreis um sie gebildet und hielten sich an den Händen fest. Hierauf erfolgten die Zugeständnisse: „Wir vermissen Dich alle!" „Wir möchten Dich bitten, wieder gut zu sein." —

„Und Eure Mütter?" fragte Elsbeth.

„Mama hat gesagt, wenn Du sie um Verzeihung bittest, soll alles vergessen sein," meinte Lena.

„Ich um Verzeihung bitten? Nie!" erklärte Elsbeth, durchbrach den Kreis und flog davon, ohne ihres Weges zu achten, sodaß sie mit aller Wucht gegen jemand anprallte. Der vor ihr stand, war der mit dem schlichten, blonden Haar und den bösen, grauen Augen, der Professor aus dem Nachbarhause.

Er stellte sich vor: „Reichert."

Sie neigte das Köpfchen: „Ich weiß —"

Hierauf liefen sie neben einander her, und alles an ihm mißfiel ihr. Da er nicht sprach dachte sie: ‚Er muß schüchtern sein, ich will ihm zu Hülfe kommen'. „Wenn man nur das ganze Jahr eine Eisbahn hätte," warf sie hin.

Aber er war nicht wie ihre Tanzstunden-Verehrer, die jede Bemerkung aus ihrem Munde mit Enthusiasmus aufnahmen.

„Sie haben früh Ihre Mutter verloren?" fragte er, ohne ihren Ausspruch auch nur der Beachtung werth zu finden.

„Ich habe früh lernen müssen, selbständig zu sein," gab sie zur Antwort.

„Was verstehen Sie unter Selbständigkeit?"

„Nun, daß man nicht bei jeder Gelegenheit fragt: ‚Was soll ich thun?', sondern daß man einfach thut —"

„Was einem gefällt," half er nach.

Mehr noch als seine Worte verletzte sie sein Lächeln.

„Aus welchem Grunde soll man denn thun, was einem nicht gefällt?"

Wieder blieb die Antwort aus. Sie wandte erzürnt den Kopf nach dem Professor hin, der aber seine ganze Aufmerksamkeit ein paar kleinen Jungen zugewandt

Dorfidyll aus dem Spreewald. Von Jacques Schenker.
Nach einer Photographie aus dem Verlage von F. u. O. Brockmann's Nachf. in Dresden.
Siehe Seite 128.

hatte, die damit beschäftigt waren, auf einander loszuhauen. Elsbeth schoß es durch den Kopf: ‚Gab er Dir am Ende keine Antwort, weil das, was Du fragtest, ihm zu albern war?‘ Da rief der Professor sie an: „Sehen Sie einmal diesen kleinen Jungen!“ — „Ja, schäme Dich nur,“ wandte er sich an diesen, „wer betrügt, muß sich schämen! — Sie haben ausgemacht, wer am längsten auf einem Fuß zu fahren vermag, da hat er sich mit dem andern Fuß nachgeholfen, und obgleich sie es alle sahen, er leugnete. Jedenfalls muß er Strafe haben und darf heute nicht mehr mitspielen. Sind Sie nicht auch meiner Meinung?“ wandte er sich an Elsbeth.

Sie zuckte die Achseln: „Ich begreife nicht, wie man sich für solche unwichtige Dinge interessiren kann.“

„Für mich ist nichts unwichtig,“ erklärte er; „meine Mutter pflegte bei jeder Gelegenheit zu sagen: ‚Kinder, Geld fürs Theater haben wir keines, wer aber ein offenes Auge hat, dem wird an allen Ecken und Enden was vorgespielt‘. Damit hat sie uns allen den Star gestochen, und es ist mir, wenn ich nach Hause komme, immer ein wahrer Genuß, mit meinen Schwestern auszugehen; kein Kind ist ihnen unbekannt, jeder Hund hat seine Geschichte, und es geht kein armes, altes Weib vorbei, dessen Schicksal sie nicht zu lindern gesucht hätten. Aber,“ sagte er, auf seine Uhr blickend, „ich komme jetzt in die Lage, thun zu müssen, was mir vielleicht in diesem Augenblick nicht so ganz gefällt: das Vergnügen aufzugeben und der Pflicht zu folgen. Uebrigens,“ setzte er mit einem eigenen Lächeln hinzu, „ich will mich nicht besser machen, als mir zukommt, ich glaube, ich bin ein solcher Pflichtmensch, daß ich es nicht einmal über mich brächte, die Stunde, die ich mir für das Vergnügen erlaubt, zu überschreiten.“

Elsbeth sah ihn mit dem aufrichtigsten Entsetzen an: „Da fehlt's Ihnen an Muth! Sehen Sie mich an, ich erlaube mir, den ganzen Tag dem Vergnügen zu leben, und habe gar keine Gewissensbisse“.

Er sah in ihre lichtbraunen, in heiterem Selbstbewußtsein glänzenden Augen.

„Da hätten wir also beide etwas versäumt: mir geht der leichte Sinn ab und Ihnen — der ernste.“

„Fort mit ihm, ich will ihn niemals kennen lernen,“ rief sie aus, indem sie mit dem Schlittschuh nach hinten ausschlug, wie ein Gassenjunge.

Der Professor trat mit etwas zerstreuter Miene seinen Heimweg an.

Es war nicht so ganz ein Spiel des Zufalls gewesen, als er auf der Eisbahn mit Elsbeth zusammenstieß; er hatte sie mit der Absicht umkreist, endlich ihre Bekanntschaft zu machen, nachdem er dieses reizende, über alle Begriffe unruhige Wesen fast ein Jahr lang von seinem Fenster aus beobachtet hatte. Und nun war er ärgerlich über das Gefühl der Enttäuschung, das sich seiner bemächtigte, und er schalt sich unvernünftig; was hatte er denn erwarten können von einem Geschöpf, das nur dem Vergnügen nachjagte und mehr auf der Gasse als zu Hause war. Freilich, eine heimliche, leise Hoffnung hatte trotzdem in seinem Herzen gelebt; nun aber wußte er's nur zu genau: das war nicht das Mädchen, das er in das einfache Bürgerhaus seiner Eltern hätte bringen dürfen, nicht die Gefährtin, die seiner schlichten Denkungsart entsprach.

Mit welcher Sicherheit war dieses siebzehnjährige Geschöpf ihm, dem so viel älteren Manne, entgegengetreten; er hatte geradezu Mühe gehabt, seiner angeborenen Schüchternheit Herr zu bleiben. Nie hatte er sich dieser Eigenschaft, die ihm noch von der Erziehung anhaftete, so geschämt. Er war nicht wie andere junge Leute aufgewachsen; Tanzstunde und Bälle waren ihm fremd geblieben; erst seit er in der kleinen Universitäts-Stadt als Professor weilte, opferte er dann und wann der Geselligkeit ein paar Stunden; vorher war er nur fleißig gewesen und hatte für nichts anderes Sinn gehabt. Seinem Vater, einem kleinen Beamten in einer kleinen Stadt, war es nicht leicht geworden, den einzigen Sohn studiren zu lassen; nach ihm kamen vier Töchter. Und wie oft hatte die Mutter ihm ans Herz gelegt: „An Dir ist's, einmal für Deine Schwestern zu sorgen, denn für Dich ist all unser Erspartes draufgegangen, wenn sie nicht heirathen, haben sie einmal nichts —.“

Unter dem Druck dieser Verantwortlichkeit war er zu dem ernsten, pflichtgestrengen Menschen geworden, der gar nicht fähig war, einer so lebensfrischen, in Freiheit aufgewachsenen Natur, wie Elsbeth eine war, ein Verständniß entgegenzubringen.

Und Elsbeth hatte auch keines für ihn, — sie athmete förmlich auf; vielleicht hatte sie insgeheim ein wenig Angst gehabt vor den grauen Augen, die so ernst waren und so klar. Nun aber wußte sie's, der war's ganz gewiß nicht, dem zu liebe man seine schöne, herrliche Mädchenzeit zum Opfer brachte. Sie hatte es gleich heraus gehabt, wie wenig gewandt er war, und es amüsirte sie über die Maßen, daß so ein alter Professor einem so jungen Mädchen gegenüber nicht sicherer aufzutreten verstand.

Gerade vor ihrem väterlichen Haus brannte eine Laterne, und drinnen im Flur war es auch schon hell. In dieser doppelten Beleuchtung stieß Elsbeth, die rasch ins Haus wollte, mit einem Wesen zusammen, das eben im Begriff war, auf die Straße zu treten, — einem alten, kleinen Weibchen in vielen Röcken, mit einem dicken grauen Shawl, in dem ihre Hände staken; auf dem Kopf trug sie eine gestrickte Kapuze, deren Vordertheil ihr bis auf die Augenbrauen hing; aus der warmen Hülle schaute ein kleines, verhutzeltes Gesichtchen heraus, mit blinzelnden, halb erloschenen Augen.

So standen sich die beiden gegenüber, jedes hell beleuchtet durch das Licht von draußen und drinnen; ein größerer Contrast war nicht denkbar. Elsbeth sah das alte Wesen an, und wie der Blitz schossen ihr die Worte des Professors durch den Sinn, der von seinen Schwestern erzählte, es gehe kein armes, altes Weib an ihnen vorbei, dessen Schicksal sie nicht schon zu lindern gesucht hätten.

„Wer sind Sie?“ fragte sie, dicht vor der Alten stehen bleibend.

„Ha, 's' Aufwaschweible vom dritten Stock, ich komm' ja bald siebzehn Jahr ins Haus.“

„So lang schon!“ verwunderte sich Elsbeth, „wie kommt's, daß ich Sie nie gesehen habe?“

„Wenn man halt alt ist,“ meinte das Frauchen, „da will kein Mensch mehr was von einem wissen.“

Elsbeth sah die Sprecherin erstaunt an, sie begriff nicht, wie man so etwas sagen konnte, ohne sich halb todt dabei zu weinen.

„Aber,“ sagte sie, indem sie die Alte, die weiter wollte, festhielt, „es geht Ihnen doch nicht schlecht?“

„Ich hab' Arbeit,“ lautete die Antwort.

„Ja und sonst? — Sind Sie denn ganz ohne Freude im Leben?“

„Hm,“ die Alte trippelte auf ihren kurzen Beinchen herum, „ja freilich, der Sonntag ist mir schon eine Freud', weil ich da zweimal Kaffee krieg'.“ —

Erregt, die Kappe im Genick, die klirrenden Schlittschuhe am Arm, stürzte Elsbeth in die Arbeitsstube ihres Vaters: „Denke Dir, denke Dir, — hast Du das Aufwaschweible vom dritten Stock schon gesehen, das über siebzehn Jahre schon ins Haus kommt?“

„Gewiß, Du nicht?“

„Nein, aber heut', — zufällig, — denke Dir, sie hat keine andere Freude auf der Welt, als den Sonntag, weil sie da zweimal Kaffee bekommt. Wie viel Geld glaubst Du, daß sie brauchte, um täglich zweimal Kaffee trinken zu können?“

„Hm,“ meinte er, indem er ganz eigen vor sich hinlächelte, „eine Mark ungefähr.“

„Bitte, wir wollen ihr das geben.“

„Wir? Nein, mein Kindchen, wer einem Menschen Gutes thun will, der muß das von sich aus thun —“

„Aber was ist denn eine Mark, Vater?“

„Versuch's einmal, was dazu gehört, um eine zu verdienen; im Ernst, bringe dieser Armen ein paar Stunden Deiner Zeit zum Opfer, indem Du die Mark, die Du ihr zu geben wünschest, durch Arbeit verdienst.“

„Ja, aber wie denn?“ fragte Elsbeth.

„Die Gelegenheit wäre gerade günstig; einer meiner Schreiber leidet an Rheumatismus, der ihn sehr am Schreiben hindert. Ich zahle für den Bogen vierzig Pfennig und würde Dir in Anbetracht der guten That fünfzig geben; mit der Abschrift von zwei Bogen hättest Du Deine Mark verdient.“

„Wie,“ rief Elsbeth aus, „aber das ist ja herrlich! Täglich soll ich eine ganze Mark verdienen können? Ja, warum hast Du mir denn das nicht früher gesagt? Wie lange schon könnte die arme Alte ihren Kaffee haben!“

„Aber Kind, sie ist uns so oft auf der Treppe oder im Flur begegnet; wie kommt's, daß Dir das arme Geschöpf heute erst aufgefallen ist?“

Elsbeth wurde ein wenig roth: „Hm, da könnte am Ende der Professor schuld daran sein; er erzählte, wie seine Mutter sie alle das Beobachten lehrte.“

„Der Professor,“ sagte der Anwalt verwundert, „welcher Professor?“

„Der Nachbar drüben; ich habe ihn auf der Eisbahn kennen gelernt.“

„Aber Du sagtest mir doch, Du wolltest mit keinem einzigen Herrn —“

„Ich bitte Dich, Vater, das ist doch kein Verehrer, das ist ja ein ganz ungefährlicher Mensch, so gar nicht gewandt; ich möchte nur wissen, wozu ein Mensch so viel weiß, wenn man's ihm nicht einmal anmerkt.“

„Wozu?“ Der Anwalt ging, wie das seine Gewohnheit war, wenn er etwas überlegte, ein paarmal im Zimmer auf und ab; plötzlich blieb er vor seinem Töchterchen stehen: „Bist Du frei, heute Abend?“

„Leider,“ sagte sie, „kein Theater, kein Konzert.“

„Dann komme mit mir; frage nicht, vertraue dich einfach meiner Führung an.“

Des Abends nahm er den Arm seines Töchterchens, und sie wandelten mit einander die Kaiserstraße entlang, zur Universität. Sie fanden kaum noch Platz in dem großen Hörsaal, in dem sich, außer den jungen Leuten, Damen jeden Alters eingefunden hatten.

„Aber Vater, was soll ich denn hier?“ flüsterte Elsbeth ganz entsetzt.

„Nur erfahren, wozu es gut ist, wenn ein Mensch etwas weiß,“ gab er zur Antwort.

Im nächsten Augenblick ging die Thür auf, und Professor Reichert erschien; er trat an den Katheder und begann.

„Wir beschäftigen uns heute mit dem ästhetischen Wohlgefallen, mit dem Kapitel: ‚Das Reich des Schönen in der Kunst‘.“

Elsbeth machte große Augen; sie hörte lauter Dinge, von denen sie nichts verstand, und da ihr unruhiger Sinn zum Aufmerken nicht erzogen war, so wußte sie nicht recht, ob sie sich mehr schämen oder ärgern sollte. Nach und nach aber gingen diese Gefühle in ein immer größer werdendes Staunen über, und sie mußte sich gestehen: wie so ganz anders nimmt sich dieser Mann hier im Hörsaal aus, als draußen auf der Eisbahn. Wie frei und sicher klang seine Sprache, wie warm ging er in seinem Gegenstand auf! Elsbeth bemerkte recht wohl, mit welcher Aufmerksamkeit die Hörer an seinen Lippen hingen, und sie fragte sich insgeheim: Mein Gott, sollte ich denn unter all' diesen Menschen die Dümmste sein, die einzige, die nichts versteht?

Sie nahm sich zusammen, sie schloß die Augen, mit aller Macht sich zu concentriren suchend, und als es ihr endlich gelungen war, da erstaunte sie, wie sie vorher so ganz ohne Verständniß hatte sein können. Es war ja gar nicht so schwer zu begreifen, es klang alles so einfach, so selbstverständlich aus seinem Munde; hatte sie es nicht hundert Mal an sich selbst erlebt, im Theater zum Beispiel, wenn sie sich so ganz hingerissen fühlte, so völlig selber sich vergaß über der Darstellung einer großen Dichtung. Das also nannte man ästhetisches Wohlgefallen, dieses zeitweilige Aufgehen unseres Selbst im Genuß des Betrachtens. Elsbeth war ganz glücklich; immer leichter vermochte sie dem Sprecher zu folgen, immer mehr fesselte sie diese Welt des Denkens und des Schauens, von der sie bisher keine Ahnung gehabt. Es ging ihr jetzt umgekehrt wie zu Anfang der Vorlesung; da hatte sie nur an den Menschen gedacht, jetzt nahm der Inhalt der Rede sie so gefangen, daß sie darüber des Sprechers vergaß.

Schweigend ging sie nach dem Vortrag am Arm ihres Vaters nach Hause.

„Was mag wohl in dem Köpfchen vorgehen?“ fragte er sich. „Da sie schweigt, glaube ich fast, der Nachbar hat ihr Eindruck gemacht.“ —

Am anderen Morgen saßen Vater und Tochter beim Frühstück; der Kaffee wurde in dem freundlichen Veranda-Zimmer genommen, das sich Elsbeth ganz nach ihrem Geschmack auf das allerlustigste eingerichtet hatte.

Sie war eifrig beschäftigt, das Weiche der Brödchen in kleine Stücke zu reißen, denn Elsbeth war eine große Vogelliebhaberin, und erst, wenn ihre kleinen Kostgänger, die Amseln, Meisen, Finken und Spatzen, sich um ihr Frühstück stritten, gönnte sie sich auch das ihre.

„Wie man sich doch in seinem nächsten Angehörigen irren kann,“ meinte sie, mit einem schalkhaften Blick nach ihrem die Zeitung lesenden Vater, „Du bist ja ein ganz heimtückischer Mensch, Herr Anwalt.“

„Ich, — wieso?“

„Nun, Du nimmst mich da in diese Vorlesung mit, von der ich nicht die Hälfte verstehe, also wohl oder übel überzeugt sein muß, was für ein furchtbar gelehrter Mensch der Professor ist.“ Sie lächelte ihren Vater herausfordernd an: „Das bringt ihn aber meinem Ideal noch nicht um einen Finger breit näher.“

„Deinem Ideal? Wie sieht denn das aus? Du hast Dir da wohl was zusammengezimmert aus dem Lohengrin, Romeo und so weiter?“

Sie lachte hell auf: „Gefehlt! Gefehlt! Das meint man mit sechzehn Jahren, da ist man so dumm und glaubt, die Liebe müsse etwas Großes, Mächtiges, Ueberzeugendes an sich haben. Jetzt denke ich ganz anders; ich weiß genau, was ich will. Ja, ja,“ nickte sie ihrem Vater zu, indem sie ganz ernsthaft that, während ihr alle losen Geister aus den Augen blitzten, „liebenswürdig muß er sein, heiter, ein sprühender Mensch, und ich muß ihm ganz recht sein, er muß mich nur um meiner selbst willen lieb haben und darf keinen Augenblick denken: ‚wird sie eine ausgezeichnete Hausfrau sein,

meine Strümpfe wunderschön stopfen und mir nie widersprechen?' Das muß ihm alles einerlei sein, wie's auch mir einerlei ist, ob der Mann, der mir gefällt, eine hohe oder eine bescheidene Stellung einnimmt; denn gefällt er mir, so ist er in meinen Augen ein König, und wenn er nur ein Schreiber wäre."

„Hm ja, so redet man mit siebzehn Jahren," meinte der Anwalt.

„Soll ich vielleicht wie mit achtzig reden?" fragte Elsbeth. „O Vater, Vater, ich durchschaue Dich wie ein Wasserglas, Du machst jetzt Deinen krummen Kopf, was immer ein Zeichen Deiner inneren Betrübniß ist, aber ich kann Dir nicht helfen, und wenn Du Dir's noch so schön ausgedacht hast, es wird nichts daraus!"

„Was denn?" fragte er mit einem vergeblichen Versuch, so unbefangen wie möglich dreinzusehen.

Elsbeth schlug in komischem Entsetzen die Hände zusammen: „Nein, wie kann man nur so unschuldig aussehen und ein solcher Heuchler sein? Was denn, fragst Du? Du hast mit Dir selbst ausgemacht, er, — der Professor nämlich, wäre der richtige Mann für Deine liebe, unartige Elsbeth; er, der Professor hätte die feste Hand, die ihr Noth thäte, und würde aus ihr die brave, fleißige, ewig in Pflichten aufgehende Frau machen, so wie sie im Buch steht, — brrr! Wenn Du Dir das aber nicht ausgedacht haben solltest, Vater, so antworte mir, bitte, mit einem lauten, vernehmlichen Nein."

Der Anwalt lachte: die Kleine hatte ihm wirklich die Gedanken so genau wie möglich abgelesen.

„Ja, glaubst Du denn," fragte er, sich hastig erhebend, „ich habe nichts zu thun, als mit Dir den halben Morgen zu verplaudern?"

„Keine Antwort ist auch eine," rief ihm die Tochter nach, aber schon im nächsten Augenblick stand sie ganz ernsthaft da, an den Tisch gelehnt, anscheinend dem Treiben der Vögel zusehend; jedoch ihr Blick hatte etwas seltsam Abwesendes, in sich gekehrtes. Es war ihr nicht so schwer gefallen, des Vaters Gedanken zu errathen, waren es doch auch ihre eigenen; in der Vorlesung hatte diese leise, unbequeme Stimme sie zum ersten Mal belästigt: „Der, der ist der Mann, Dich zu leiten, Dich zu bessern —"

Sie fuhr erschreckt auf, und wie um ihren eigenen Gedanken zu entfliehen, eilte sie zur Thür hinaus, in das Arbeitszimmer ihres Vaters.

Er hatte sie erwartet; auf dem kleinen Tisch am Fenster lag alles, was sie zu ihrem Unternehmen nothwendig hatte, und sie machte sich unverzüglich ans Werk; sie wußte, gegenüber am Fenster saß der Professor und erhob nicht ein einziges Mal den Blick, wie im Taglohn darauf los arbeitend.

Der Anwalt schrieb an seinem Pult, oder er hatte in den Büreau-Zimmern nebenan zu thun; er hatte geglaubt, sein Töchterchen alle Augenblick zur Ordnung rufen zu müssen, und war nun ganz erbaut, wie ernsthaft sie die Sache nahm. Er war schwach genug, das tiefste Mitleiden mit ihr zu empfinden, und damit sie eine kleine Unterhaltung habe, empfing er einen Clienten in ihrer Gegenwart; ein dürrer alter Bauer erzählte eine weitschweifige Geschichte, warum er processiren wollte: Da war der Bruder seiner Frau, der hatte freilich einen Haufen Kinder, und die Noth saß ihm auf der Schwelle, aber er, der Bauer, wollte seine vierhundert Mark endlich heraus haben, die er ihm vor Jahren geliehen; wenn er auch keine Kinder habe, so sei das doch kein Grund, immer in der Familie den Gutgenug zu machen, er wolle sein redlich Verdientes auch selber genießen.

Nun freilich, — der Anwalt gab ihm ganz recht und redete dem Mann so zulieb, daß Elsbeth alle Mühe hatte, ihrer Empörung Herr zu werden und nicht dreinzureden. Mit eins aber kam der Vater so ganz sachte von dem Recht des Bauern zu dem Unglück des Schwagers, und jenes Recht wurde so klein, so klein im Vergleich zu dem Unglück, das plötzlich ein so ernstes, ein so vorwurfsvolles Gesicht annahm. Es war keine Viertelstunde verflossen, da hatte der Bauer alle Lust zum Processiren verloren; er ging ganz beschämt rückwärts zur Thür hinaus, indem er die Worte hervorstotterte: „Meine Frau, meine Frau, — Herr Doctor, wird Ihnen segnen!" —

Dieser Vorgang machte auf Elsbeth einen eigenen Eindruck; sie erkannte plötzlich, daß ihr Vater nicht nur der schwache, bequeme Mann war, wie er sich ihr gegenüber und im Hause zeigte; und es flog ihr durch den Kopf: Auch der drüben ist ein ganz anderer, als Du Dir eingebildet hast.

Als der Vater die Hand auf ihre Schulter legte mit der Frage: „Bist Du fertig, Kindchen? Die Schreiber gehen um Zwölf nach Hause, —" schmiegte sie einen Augenblick die Wange gegen diese Hand, die sie nie gezüchtigt hatte, und nahm dann mit hochrothen Wangen das erste Geld, das sie verdient hatte, in Empfang.

Alsdann wartete sie draußen auf dem Flur, bis der schlürfende Tritt der Aufwaschfrau die steinerne Treppe herauf kam. Schnell öffnete sie die Thür: „Aufwaschweible, hören Sie, da ist eine Mark, — alle Tage sollen Sie eine Mark haben, damit Sie auch an den Wochentagen zweimal Kaffee trinken können; verstanden?"

„Eine Mark," sagte die Alte, „alle Tag eine Mark für weiter nichts als zum Kaffee trinken, da muß ich mich doch gewiß verhört haben?"

„Nein, nein," erklärte Elsbeth, „so ist's, alle Tage eine Mark — nur zum Kaffee trinken." —

„O Herr Jeses, was giebt's doch für gute Leut'," — das Aufwaschweible fing an zu lachen, das heißt, es war nicht recht zu erkennen, was diesen eingeschrumpften, zahnlosen Mund plötzlich erzittern machte, während ihre harten trockenen Finger mit krampfhafter Hast die kleine weiche Hand umschlossen, die ihr eine so unverhoffte Gabe reichte.

Elsbeth begab sich in ihr Zimmer und nahm ein Buch; ihre Augen flogen über die Zeilen, aber ihre Seele war nicht dabei. Jawohl, der drüben hatte ihr den Star gestochen; das menschliche Elend, das sie nie beachtet, an das sie nie gedacht, es war jetzt auf einmal für sie vorhanden und beengte sie und gab ihr zu denken. —

„Das ist ja ein schrecklicher Mensch," brauste sie auf, „fort, fort mit ihm, — ich will doch sehen, ob ich ihn nicht los werde" —

„Weißt Du was?" sagte sie nach Tisch zu ihrem Vater, „ich warte, bis Du Deine Cigarre geraucht hast, dann begleitest Du mich zur Eisbahn."

Und der alte Herr war so hochbeglückt über diese Gnade, daß er die Hälfte seiner Cigarre auf der Gasse rauchte, nur um sein Töchterchen nicht warten zu lassen. Sie nahm seinen Arm; der drüben sollte sehen, daß sie ihren Schutz hatte, daß es nicht nöthig war, erziehliche Rathschläge an sie zu verschwenden.

Der Professor kam ihnen wirklich entgegen, als sie die Eisbahn betraten; er begrüßte den Anwalt, den er kannte, mit dem er oft denselben Weg ging, und während die beiden plauderten, befestigte Elsbeth rasch ihre Schlittschuhe und flog davon.

„Heute hat sie alles Recht, sich auszutummeln," sagte der Anwalt, ihr nachblickend, „sie hat sich nämlich zur Beschützerin der kleinen Aufwaschfrau, die ins Haus kommt, aufgeworfen und schreibt mir nun täglich zwei Bogen ab, damit sie dem armen Wesen eine Lebensfreude machen kann. Jetzt habe ich sie für ein paar Stunden fest, die wilde Hummel," meinte er mit einem vergnügten Lächeln, „empfehle mich, Herr Professor."

Dem war ganz eigen zu Muthe: Am Ende, — vielleicht, — er dachte den Gedanken nicht aus, es wurde ihm nur plötzlich heiß, und er riß den Hut vom Kopf, indem er sich aufmachte, um Elsbeth zu suchen, obgleich er völlig mit sich im Reinen gewesen war, das Mädchen in Zukunft zu meiden.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Zur Erinnerung an Jacob von Falke.

Von Julius Lessing in Berlin.

Siehe das Portrait auf Seite 124.

Zwei Jahre sind es her, daß der Altmeister der kunstgewerblichen Wissenschaft, der Director des österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien, Jacob von Falke, seinen siebzigsten Geburtstag feierte, getragen von der Verehrung zahlloser Freunde aus allen Theilen der gebildeten Welt. Dann hat er sich nach gethaner Arbeit von dem Felde seines Wirkens still zurückgezogen; er hat noch seine Lebens-Erinnerungen*) gesammelt und ist dann ruhig und schmerzlos, ohne Krankheit und ohne Anzeichen nahenden Verfalls, am 11. Juni, von einem Gehirnschlag getroffen, schnell dahingeschieden, ein harmonisches Leben friedlich ausklingend.

Das Bild, das er uns in seinen „Lebens-Erinnerungen" hinterlassen, würde uns den Mann in seinem vollen Werthe zeigen, wenn es die tiefe Bescheidenheit seines Wesens über sich vermocht hätte, auch von dem Widerklange zu berichten, den sein Wirken mehr als vierzig Jahre in der weiten Welt gefunden. Den Lesern dieses Blattes ist Falke kein Fremder, oft genug hat er an dieser Stelle zu empfänglichen Seelen gesprochen. Aber wem überhaupt in gebildeten Kreisen deutscher Zunge wäre Falke ein Fremder? Nur wenigen Sterblichen war gleich ihm die Gabe geworden, weithin vernehmlich über das zu reden, was ihm am Herzen lag, wie ein Prediger, — er gebraucht selbst dieses Bild, — zu wiederholen und immer zu wiederholen, was ihm Sache der heiligsten Ueberzeugung war, und daher seine Hörer niemals zu ermüden, sondern immer wieder zu erbauen und zu bestärken. Und diese seine Worte erschollen nicht nur einer engen Gemeinde von Kunstfreunden, sondern er wußte auch die Seelen derer zu gewinnen, die weitab standen von diesem Gebiete der Betrachtungen; machte er sie nicht zu Jüngern, so flößte er ihnen wenigstens Achtung vor dem ein, was ihm Gewissenssache war und schuf einen fruchtbaren Boden für immer weitere Aussaat. So war sein Wirken, wenn auch mit der Feder, fast mehr noch persönlicher als literarischer Natur, seine Schriften trafen das Bedürfniß des Moments mit siegreicher Kraft; die Bedeutung seiner Persönlichkeit darf weniger nach dem Schatze gelehrter Werke, als nach dem Wirken innerhalb seiner Zeit beurtheilt werden.

*) Lebens-Erinnerungen von Jacob von Falke. Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1897. 366 Seiten. 8°.

Wir wissen wie jung die Bewegung ist, die wir als kunstgewerbliche zu bezeichnen pflegen. Als Jacob Falke am 21. Juni 1825 in Ratzeburg geboren wurde, war von derartigen Fragen und Studien auch außerhalb Deutschlands noch nicht die Rede. Falke schildert in einem der reizvollsten Kapitel seines oben erwähnten Werkes, wie er in jener weltentrückten Idylle aufgewachsen ist, dem kleinen, halb zu Mecklenburg, halb zu dem damals noch dänischen Lauenburg gehörenden Landstädtchen, dessen rothe Ziegelhäuser im Kranze der Gärten auf einer kleinen Insel inmitten eines Landsees lagen, „wie ein Gericht rothgekochter Krebse in Petersilie auf blanker Schüssel." Aus einer Familie von Förstern und Landwirthen wuchs in seinem Elternhause ein tüchtiges Geschlecht von elf Geschwistern empor, von denen der eine Bruder, Johannes, vielfach gemeinsam mit Jacob gearbeitet hat. Falke bezog 1845 die Universität Erlangen, die noch in voller Abgelegenheit fast ausschließlich von Söhnen der fränkischen Lande besucht wurde, er wurde Burschenschafter, Bubenreuther, aber ohne jegliche politische Färbung; auch als er 1847 nach Göttingen kam und dort das „tolle Jahr" 1848 erlebte, bestand die ganze politische Thätigkeit der Studenten darin, daß sie, 600 Mann stark, feierlich aus der Stadt auszogen, „weil das Rauchen auf den Straßen verboten war." Es geschah dies aber zu Anfang der Ferien, und am Schlusse derselben kamen sie wieder und durften nunmehr rauchen. Diese ganz anspruchslosen, ohne jede Tendenz geschriebenen Schilderungen des damaligen Studentenlebens sind eine sehr lehrreiche Ergänzung zu den Aufzeichnungen anderer Männer von 1848, die ihre eigene Erregung von dem ganzen Volke getheilt glaubten. Dabei war Falke kein Duckmäuser, auch in Göttingen war er Burschenschafter, hat 1848 das Fest auf der Wartburg mitgemacht und hatte in herrlichen Fußreisen das deutsche Land weithin kennen gelernt. Seine Knabenjahre hatten ihn in die nordischen Hansastädte, vor allem häufig nach Lübeck geführt, als Student war er oft in Nürnberg und kam durch ganz Franken und Schwaben, dessen romantische Reize Uhland erschlossen hatte. Dann führte ihn sein Stern als Gymnasiallehrer 1850 nach Hildesheim, dem Stammsitz altsächsischer Kunst.

Von eigentlichen Kunststudien war in dieser Zeit noch keine Rede, eine solche Disciplin existirte weder auf den Universitäten noch in der Literatur, nur die griechisch-römische Kunst wurde von der klassischen Archäologie gepflegt; um die Gothik fingen die Romantiker an, sich zu kümmern; daß die Renaissance und gar die nachfolgenden Perioden der wissenschaftlichen Beachtung werth sein könnten, fiel damals noch niemandem ein.

Für Falke wurde es entscheidend, daß er, als gelernter Philologe und Historiker, eine Stelle als Erzieher im Hause des Fürsten Solms-Braunfels annahm. Dies führte ihn mit einem Schlage in die große Welt und vornehmlich in Düsseldorf in die kleine, damals sehr regsame Welt der bildenden Künstler.

Von Schloß Braunfels aus ging es in die hessischen Lande, dann kamen mit der fürstlichen Familie lange Aufenthalte in Hannover, Dresden, in Oesterreich, wo sich Beziehungen anknüpften, die später sein Leben bestimmten.

Falke war damals ganz erfüllt von allem, was er Herrliches von alter deutscher Kunst gesehen; er empfand die historischen Studien früherer Art als leer und einseitig, es drängte ihn, die Berichte von den Kriegs- und Staats-Actionen mit lebendiger Anschauung zu füllen. Aber was wir jetzt als Kulturgeschichte anerkennen, war damals auch noch kein wissenschaftliches Fach, allenfalls kümmerten sich die Maler um allerhand Details für ihre Bilder; Falke hatte hier, wie später, den Instinct des Zeitgeistes, er wuchs aus sich selbst in diese Studien hinein, noch nicht wissend, wohin sie ihn führen würden.

Das Jahr 1855 brachte ihn an seine richtige Stelle, an das erst drei Jahr alte Germanische National-Museum in Nürnberg, wo auch sein Bruder Johannes thätig war. Man wird seine Berichte über die thatendurstige und doch so eng begrenzte Thätigkeit jener Jahre nicht ohne innige Theilnahme lesen. Falke hatte die Kupferstiche für die Repertorien des Museums zu ordnen, dort lernte er auch die ersten kunstgeschichtlichen Schriften von Schnaase kennen. In dessen Niederländischen Briefen fand er, was er suchte: die Erkenntniß, daß nicht nur die Kunst, sondern jegliche Form der Lebensführung, des Geräthes, der Kleidung zu einem organischen Ganzen, einer bestimmten Kultur gehöre und aus dieser heraus verstanden werden müsse. So war nichts mehr unwichtig, sondern auch das Kleinste ein Glied in einer Kette, — die Mannigfaltigkeit der menschlichen Erscheinung, die sich scheinbar launenhaft in Tracht und Mode ausspricht, war organisch zu erklären. Aus diesen Anschauungen erwuchs sein erstes größeres Werk: „Deutsche Trachten- und Modenwelt", bezeichnenderweise ohne Abbildungen, in einer systematischen, kulturgeschichtlichen Darstellung der Entwicklung.

Aus den engen Verhältnissen des damals noch ganz mittelalterlichen Nürnberg kam er 1858, und nunmehr endgültig, nach Wien auf den Ruf des Fürsten Lichtenstein, dem er schon 1852 persönlich nahe getreten war. Falke übernahm die fürstliche Bibliothek und zugleich die Aufgabe, die Geschichte des Hauses zu schreiben, die in drei starken, auf Urkunden beruhenden Bänden abgeschlossen wurde. Zugleich hatte Falke die Gemälde und sonstigen Kunstsammlungen zu verwalten; bis zu seinem endgültigen Fortgange von Wien blieb dieser Zusammenhang gewahrt, und wir alle kannten ihn in seinem behaglichen Hause am Lichtenstein'schen Park. Dort gründete er auch seine reich beglückte Ehe mit der ganz ungewöhnlich reizenden und geistvollen Irländerin Emma Stevenson, die er in Nürnberg kennen gelernt hatte, und die der Stern seines Lebens blieb. Von den Söhnen dieser Ehe folgte einer, Otto von Falke, der Laufbahn seines Vaters; er ist der jetzige Director des Kölner Kunstgewerbe-Museums.

In Wien erwarteten Falke bald größere Aufgaben. Seit der Begründung des South Kensington-Museums in London, im Anschluß an die Welt-Ausstellung von 1851, war es ein feststehendes Programm geworden, daß dem in der modernen Fabrikarbeit verfallenen Gewerbe die nöthigen Lebenskräfte dadurch zugeführt werden müßten, daß man ihm die besten

Jacob von Falke.
Nach einer Photographie von Prof. Fritz Luckhardt in Wien.
Siehe den Artikel auf Seite 123.

Kunstwerke aller Länder und Zeiten als Vorbild beschaffe. Falke hatte mit diesen Bestrebungen schon in Nürnberg zu thun gehabt, wo Kreling seine Schule zuerst an die Gothik, allmählich aber auch an Werke der Renaissance anlehnte.

In Wien betrieb der geniale Eitelberger seit 1862 die Gründung des Oesterreichischen Museums. Die auf seine Anregung verfaßten Artikel von Falke in der amtlichen Wiener Zeitung bereiteten den Boden vor, 1864 konnte das Museum eröffnet werden, in welchem Falke als Director der Sammlungen fungirte, bis er 1885 nach Eitelberger's Tode die Leitung in weiterem Umfange übernahm und bis zuletzt fortführte.

Dieses Museum war das erste seiner Art auf deutsch-österreichischem Boden; für ganz Deutschland wurde es der Grundstein aller einschlagenden Arbeiten bis zum heutigen Tage, und niemand ist in deutschen Landen, der diesen Arbeiten nicht dankbarlichst verpflichtet wäre. Falke's Lebensthätigkeit vollständig darstellen, hieße zugleich die Geschichte dieses Instituts schreiben. Falke selbst hat in seinen Erinnerungen vieles davon erzählt, ohne eine Vollständigkeit anzustreben, selbst leitende Personen, wie Bruno Bucher, sind nicht erwähnt. Desto klarer sind die leitenden Gedanken dargelegt. Ohne bestimmte Absicht kam man im Zuge der Zeit dahin, die Formen der Renaissance als besonders mustergültig anzuerkennen und somit wenigstens eine Zeit lang auf ganz festem Boden zu stehen. Daneben wurden andere Perioden, besonders die orientalische Kunst, stark herangezogen. Mit überraschender Schnelle erblühte in Wien ein Kunstgewerbe, das auf der Welt-Ausstellung von 1873 seinen Höhepunkt zeigte. Falke hatte hierbei vor allem das Verdienst, die leitenden Gesichtspunkte den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, seine schriftstellerische Propaganda war geradezu unerschöpflich. Ich erinnere mich mit aufrichtiger Dankbarkeit, welchen Eindruck auf mich, als jungen Studenten 1861—62 seine Aufsätze in Westermann's Monatsheften machten, wie sie geradezu bestimmend auf meine späteren Arbeiten einwirkten. Falke griff allgemein bekannte Gegenstände des täglichen Gebrauchs heraus, zeigte an ihnen Werth und Unwerth der Form, ließ uns, — zunächst auf rein verstandesmäßiger Bahn, — erwägen, ob eine solche Form angemessen oder vernünftig sei. Selbst wer ein derartiges Stück nie gesehen, konnte ihm auf diesem Wege folgen. Mit ihm verurtheilte man die sogenannten „Ideen", aus denen heraus ein Tintenfaß wie ein Opernglucker, ein hölzerner Leuchter wie einer aus Leder aussah u. s. w. Man lernte die Rechte würdigen, welche Material und Technik an der Form haben, und war nun bereit, an seiner Hand die Werke gesunder Kunst-Epochen als Vorbilder zu studiren.

Dieser Methode, die an seinem Ideal, Plato, herangebildet ist, blieb Falke treu bis an sein Lebensende; noch in seinen „Erinnerungen" beginnt das Kapitel über die ästhetische Reform des Kunstgewerbes mit derselben Reihe von Fragen, und selbst jetzt, nach so vielen grundlosen Errungenschaften, konnten ihn harmlose Thorheiten, wie sie der weibliche Dilettantismus hervorbringt, als unvernünftig höchlichst verstimmen.

Falke hatte die Kraft und bis zu einem gewissen Grade auch die Einseitigkeit aller Reformatoren: ihm war der zündende Gedanke zunächst das Wichtigste, er gestaltete jeden Stoff verstandesgemäß, übersichtlich und wie selbstverständlich. Die vielen oft unlösbaren Fragen des Wie und Wo dieser Kunst-Prinzipien blieben zunächst bei Seite. Dies hinderte Falke nicht, auf die historischen Einzelheiten in der Geschichte des Kunstgewerbes einzugehen; er hat auch hierin werthvolle Beiträge geliefert, aber seine eigentliche Bedeutung lag in der zusammenfassenden Darstellung, in welcher er in jedem Falle nur genau so viel gab, als der betreffende Leserkreis in dem gegebenen Falle brauchen konnte. Hierauf beruht auch die große Wirkung seines Buches „Die Kunst im Hause" und seiner zahllosen Beiträge zu wissenschaftlichen und populären Zeitschriften, wie sich deren auch die Illustrirte Frauen-Zeitung rühmen darf.

Für Falke war es, — auch hierin glich er den großen Reformatoren, — ein Bedürfniß, für seine Propaganda auf festem Boden zu stehen. Die in der Renaissance wurzelnde Formensprache, das bewußte Zurückgehen auf alte, nur mäßig für moderne Bedürfnisse umzugestaltende Vorbilder blieb ihm maßgebend bis zu seinem Ende. An die Möglichkeit wirklich neuer Formen glaubte er nicht (pag. 227): „Die gewaltige Entwicklung der Architektur, das Anwachsen der Städte, die Pracht- und Riesenbauten der öffentlichen kirchlichen wie weltlichen Gebäude, — nicht einmal ein neues Kapitäl haben sie schaffen können!" Das ist richtig; aber dabei übersieht Falke den modernen Eisenbau, der ein Kapitäl überhaupt nicht mehr gebraucht! Von dem Wandel der Anschauungen, der uns jetzt alle unwiderstehlich ergreift, ist Falke unberührt geblieben. Wir dürfen ihn darum beneiden. Ihm ist das seltene Geschick geworden, in einer bestimmten Geistesrichtung aufzuwachsen, sich von ihr tragen zu lassen und sie zu leiten, ohne an ihr irre zu werden. Als die neuen Winde einsetzten, hatte er die Segel eingezogen und sich still beschaulich, seinen Erinnerungen lebend, in den Hafen zurückgezogen. So steht das Bild dieses wahrhaft liebenswürdigen, vortrefflichen Mannes harmonisch geschlossen vor uns, als wahre Verkörperung einer Periode, welcher Deutschland, Oesterreich und alle verwandten Länder nach Nord und Süd hin eine überraschend schnelle und vielseitige Entwicklung auf kunstgewerblichem Gebiete verdanken. Mögen jetzt auch vielfach neue Wege eingeschlagen werden, was hier geleistet worden ist, bleibt die Grundlage für alle kommende Entwicklung, und mit dem Segen, den sie verbreitet, wird Jacob von Falke's Name unlösbar verbunden bleiben.

Nachdruck verboten.

Wladiu.

Eine galizische Studie von Victor Blüthgen in Freienwalde a/O.

(Schluß.)

So beginnen ein paar Wochen, zum Glück vom schönsten Wetter begünstigt.

Die beiden jungen Leute begegnen einander gleich am nächsten Morgen im Obstgarten, wie auf Verabredung. Ein wunderschöner Vormittag in der absterbenden Obstblüthe.

„Nun, haben gnädiges Fräulein eine gute Nacht gehabt?" fragt Wladiu mit eleganter Verbeugung.

„O ich danke, ich habe sehr lange geschlafen."

„Hat Sie der Herr Onkel nicht aufgeweckt? Er hat ein sonderbares Vergnügen daran, früh in der Stube herum zu spucken und sie aufzukehren. Er liebt die Einfachheit; aber er ist ein netter Herr."

„Er wird vom Lande her seine Gewohnheiten haben," sagt sie, hinter ihrem Schirmchen lächelnd.

„Gewiß! Ganz wie meine Frau Tante! Sie bleibt dabei, die einfache Frau zu spielen, die sich so ärmlich behilft, als habe sie nicht fünf Gulden in der Tasche. Dabei prozessirt sie noch um zwei Güter, die ihr gehören werden."

„Ei, da kann man ja gratuliren, Herr Nasarewitsch. Da werden Sie eines Tages ein sehr großer Herr sein, denn ich höre, daß Sie ihr Erbe sind. Es ist gut, daß ich jetzt die Zeit gewählt habe, um Sie kennen zu lernen, denn später würden Sie mich vermuthlich nicht angeschaut haben."

Wladiu neigt den Kopf, sieht ihr unter dem Schirm durch in die Augen und sagt verbindlich: „Gnädiges Fräulein werden schon ganz anderen Leuten die Köpfe verdreht haben."

„Ach, das sind lose Scherze!" spricht sie geschmeichelt. Auch die klügsten Mädchen können dergleichen vertragen. „Aber wie kommt es, daß Ihre Frau Tante um die Güter prozessiren muß?"

„O ganz einfach: Die Nasarewitsche haben im Aufstand mitgekämpft und schwere Opfer gebracht; da haben hundsföttische deutsche Verwalter ihre Verlegenheiten gemißbraucht und sich betrügerischerweise in ihre Nester gesetzt. Hundsblut das! Wir werden es ihnen zeigen! Tante Nasarewitsch hat geschworen, die schwarzen Kleider zu tragen, bis dies geschehen ist. Außerdem wird sie bis dahin so ärmlich leben, daß man für sie betteln möchte. Wenigstens ist sie so verständig, dergleichen nicht auch von mir zu verlangen! Sie vermiethet jeden Winkel und capricirt sich darauf, mit einem elenden Milchfuhrwerk auszukommen. Nun, Gott ist gut. Auf diese Art wurde mir doch das Glück, gnädiges Fräulein kennen zu lernen."

„Ah, das wird so groß nicht sein," sagt sie und wiegt ihr hübsches Köpfchen. „Ist's gefällig, ein wenig in dieser Laube Platz zu nehmen, Herr Nasarewitsch?"

Er ist wahrhaftig ein hübscher, artiger Mensch und nach allem, was sie sieht und hört, eine gute Partie. Die Wisokinskys halten ja offenbar auch große Stücke auf ihn. Es ist nun an ihr, anzudeuten, daß sie sich ganz wohl neben ihm sehen lassen kann, wenn sie auch nicht gerade eine Aristokratin ist. So bemerkt sie denn gleich, als sie in der noch recht sonnigen Lattenlaube mit der Berankung von wildem Wein sitzen, durch die blühende Krone eines völlig krumm gewachsenen Apfelbaums von der Aussicht auf den Kwiatkowsky'schen Flügel geschieden: „Ich für mein Theil möchte denn doch nicht verurtheilt sein, lange hier bei Onkel und Tante zu leben. Die möchten schön die Augen sperren, wenn sie sähen, was für ein Haus wir in Przemysl führen! Aber ich kann mich ja nur freuen, daß sie so sparen, ganz wie Sie auch, Herr Nasarewitsch, in Bezug auf Ihre Frau Tante; denn ich darf wohl annehmen, daß sie dies für mich thun. Aber ich schenke Ihnen da ein großes Vertrauen, indem ich Ihnen dies sage," schloß sie schalkhaft, indem sie mit ihrem Schirmchen wie mit einem Fächer spielte.

„Ah, das wäre schon eines Kavaliers würdig, Mißbrauch damit zu treiben!" wehrt er mit Noblesse.

„Papa verwöhnt mich vielleicht zu sehr, und man läßt sich das so gern gefallen, wenn man jung ist. Bei Papa's Stellung ist das auch erklärlich: wir verkehren viel mit Militär . . ."

Das schlägt Wladiu in die Glieder. Da hat dieses reizende Fräulein schwerlich ihr Herz noch frei.

„O," sagt er und senkt melancholisch den Kopf, „da darf man ja nicht glauben, daß Ihr Herz noch Ihnen gehört."

Sie lachte. „Vielleicht gerade erst recht darum! Zwischen den Herrn Militärs ist man auf der Hut. Wenn man unter ihnen aufwächst, verlieren sie viel von ihrer Gefährlichkeit. Herr Nasarewitsch waren nie Militär?"

„Nein; meine Tante hat es zu verhindern gewußt, daß ich einer Armee angehörte, die unser Geschlecht fast vernichtet hat." (In Wahrheit hatte man ihn zu engbrüstig gefunden.) Er runzelt wichtig die Stirn.

Der Eindruck dieser Erklärung auf Fräulein Sonia war der gewünschte. Sie schämte sich ordentlich neben diesem ausgezeichneten Patrioten. So gab sie denn auch dem Gespräch rasch eine geschickte Wendung, indem sie einige recht wenig schmeichelhafte Zeichnungen von Offizieren entwarf, nicht ohne, wo es anging, anzudeuten, daß sie mit diesen Herren ein paar Jahre hindurch recht unbarmherzig gespielt habe. Da war sogar ein Prinz Rohan darunter, ihr Haupttänzer, und der Neffe eines preußischen Ministers, und der Graf X. und der Baron Z. . . .

Nun wußte der Herr Wladiu, daß ein Kavalier kein Bedenken zu tragen brauchte, sich ihr zu widmen!

In dieser sonderbaren und verwahrlosten Umgebung zwei so junge Leute, wie zwei Edelsteine in schlechter Fassung (so taxirt einer den anderen), auf einander angewiesen, was wird das geben?

* * *

Fräulein Sonia braucht früh keine Kümmelsuppe zu essen, der Onkel ist bei seinen Einkäufen auch auf Kaffee für sie bedacht gewesen, bedenkt die Küche überhaupt splendider als sonst und sorgt sogar, daß die Nichte immer ein paar Gulden in der Tasche hat, wiewohl sie wenig gebraucht, denn wenn sie in der Stadt spazieren geht, ist, anfangs wenigstens, außer Wladiu, immer Tante Wisokinska bei ihr. Später allerdings immer häufiger Wladiu allein, doch das ändert nichts, er wird sie doch nicht zahlen lassen!

Ja, er hat mehr Geld als sonst, woher, das braucht niemand zu wissen, für jetzt nicht einmal Tante Nasarewitsch. Es genügt, daß er mit einer so elegant gekleideten jungen Dame, welche die Erbin der Wisokinskys ist, in beständigem vertraulichen Zusammensein gesehen wird und eine gewisse Miene aufsetzt, wenn er nach ihr gefragt wird, um ihm Credit zu schaffen. Die Wisokinskys sind reiche Leute; das hat er immer gesagt! Dieser beneidenswerthe Herr Wladiu! Seine Bekannten behandeln ihn plötzlich mit achtungsvoller Artigkeit; wenn er mit diesem reizenden Mädchen im Konzertgarten oder vorm Kaffeehause sitzt, kommen sie, ihm warm die Hand zu drücken und sich nach seinem Befinden zu erkundigen, was er mit einer früher an ihm unbekannten wohlwollenden Ueberlegenheit beantwortet. Er kann nicht hindern, daß sich einer oder der andere die Erlaubniß ausbittet, sich zu ihnen zu setzen, aber er ermuntert niemand und weiß später allerlei Lustiges von jedem zu erzählen oder anzudeuten, der sich den Muth zu einer Annäherung genommen.

Sie amüsiren sich beide über die ganze Welt, über Tante Nasarewitsch und die Wisokinskys, über die anderen Miether und Fedunia mit der Milchkutsche, in der sie wohl zum Spaß bis zum Zoll fahren, über tausend Dinge, die sie sehen und die ihnen einfallen. Sie verstehen sich ausgezeichnet mit einander. Sonia nimmt am Ende sogar Wladiu's Arm an, wenn sie in die Stadt gehen; unter Wladiu's Bekanntschaft herrscht nach drei Wochen kein Zweifel, daß dies eine Verlobung geben wird, wenn sie beide nicht schon heimlich verlobt sind!

Wladiu sagt nicht ja, nicht nein, wenn er gefragt wird, er schmunzelt bloß bedeutungsvoll.

Sind sie nicht beide wie für einander geschaffen? Und hat das Schicksal nicht deutlich seine Absichten verrathen, indem es sie so bequem zusammenführte?

Es scheint nicht, daß die beiden Frauen ihnen etwas in den Weg legen wollen. Tante Wisokinska ist auf alle Fälle ein gutes Geschöpf, und solche Frauen haben Freude dran, wenn sich ein junges Paar zusammenfindet, und helfen gern Gelegenheit machen. Tante Nasarewitsch sieht immer ein wenig sauertöpfisch aus und schielt wohl öfters beobachtend, allein man merkt nicht, daß sie den Wunsch hegte, sich einzumischen.

Ueber Onkel Wisokinsky freilich wird man nicht ganz klar. Er hat sich neuerdings eine gewisse kurze und rauhe Art zu sprechen angeeignet, die man sonst an ihm nicht kannte, und vermeidet es auf eine in Wahrheit recht unbehagliche Manier, sich mit den jungen Leuten zu beschäftigen.

Sie empfinden das beide, allein keines spricht dem anderen davon; höchstens werfen sie einmal einander einen Blick darüber zu. Sie wollen keine Störung.

* * *

Eines Tages fragt Tante Wisokinska ihren Mann: „Was hast Du denn, Stasiu? Du brummst wie ein Bär, wenn auch nicht laut, so doch inwendig, ich merke Dir's an."

„Ah, die Sache mit dem Herrn Wladiu und der Sonia gefällt mir nicht, wenn Du es wissen willst. Das wird mir zu ernsthaft!"

„Ach, was Du gleich denkst! Laß doch das Kind, was hat sie sonst bei uns!"

„Ich denke, was richtig ist. Sie hat nichts, denn sie hat mir einen Brief ihres Vaters gegeben, daß Du's nur weißt, worin er geborgt haben will. Der Jasiu war immer auf den Großen hinaus, besonders seit er sich verheirathet hat. Ich werde mich hüten, ihm Geld zu leihen, dann kommt er in drei Monaten wieder damit. Und der Herr Wladiu ist ein Nichtsthuer und im Grunde ein Hungerleider, wenn er mir auch sonst angenehm ist. Worauf sollen die zwei heirathen?"

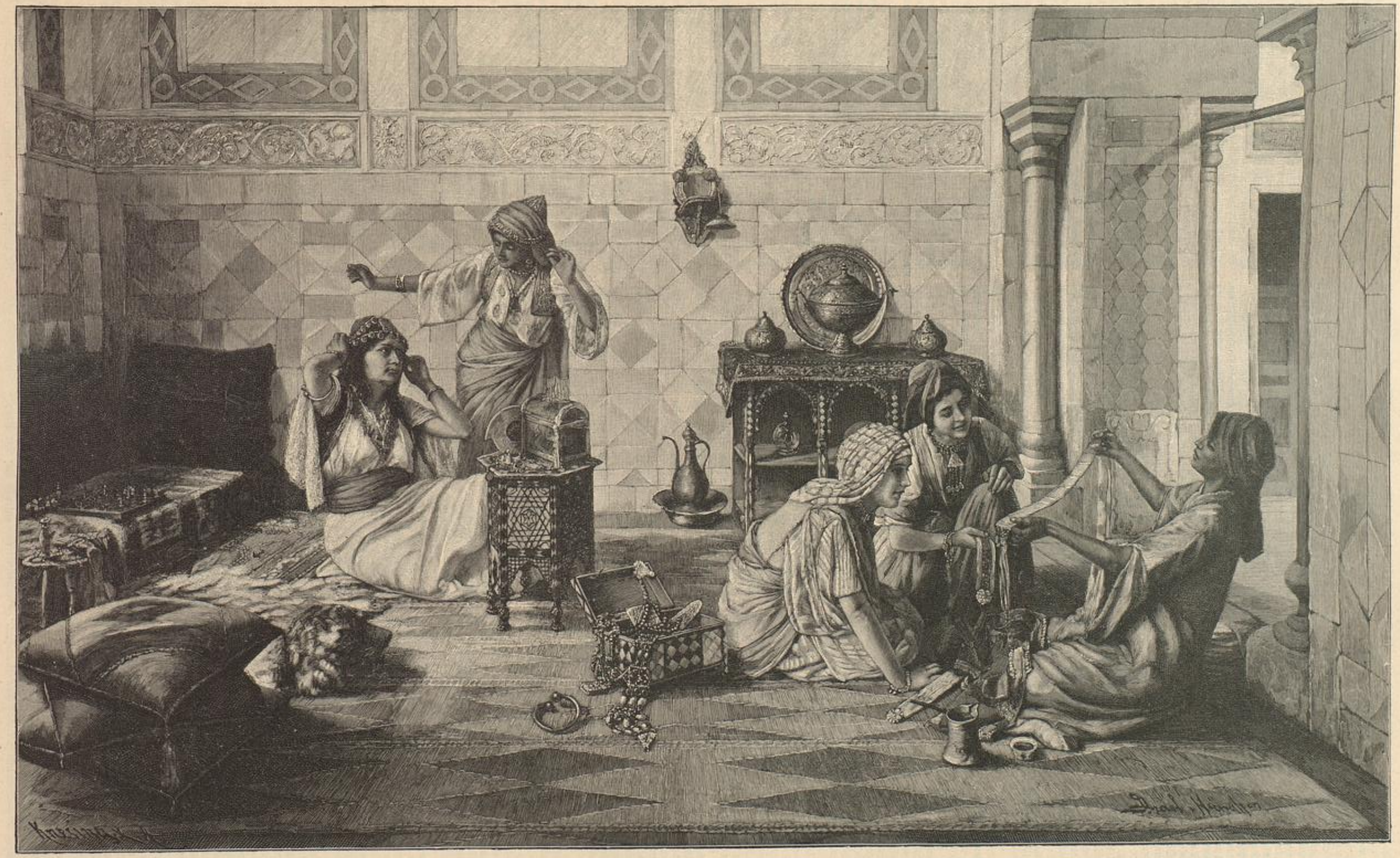
„Wie Du denkst, Stasiu. Aber was wird denn einmal aus unserem Gelde werden? Wir könnten die Sonia ganz gut schon bei Lebzeiten unterstützen, wenn sie einen so guten Mann bekommt, wie der Wladiu ist. Andere in der Stadt, reiche Mädchen und junge Witwen, nähmen ihn gleich wie er ist."

„Soll er die heirathen! So lange ich lebe, werde ich mein Geld nicht dazu hergeben, daß einer, der so jung und gesund ist, herumlaufen und den feinen Herrn spielen kann. Ich glaube auch nicht, daß der Jasiu mit so einem Mann für die Sonia zufrieden wäre, einem, der von ihm ziehen möchte, wo er doch selbst nicht auskommt."

„Nun nun," begütigte Frau Wisokinska betroffen, „jedenfalls ist es das Beste, die beiden jungen Leute ruhig gewähren zu lassen die kurze Zeit, daß die Sonia noch hier ist. Denn wenn sie ernstlich mit einander ständen, so würde man nur in das Feuer blasen, wenn man sie stören würde. In Przemysl wird sie ihn schon vergessen; in ihrem Alter wechselt die Liebe wie Tag und Nacht. Aber was Du von den Verhältnissen der Nasarewitschischen sprichst, scheint mir doch wohl zuviel gesagt, und wenn Du den Herrn Wladiu einen Hungerleider nennst, so ist das wohl ein zu hartes Wort."

„Ich dächte doch, Du wüßtest, wie oft sie schon vor dem Executor davon gelaufen ist."

„Sie hat doch immer nachher die Sache beigelegt; es ist doch wohl nur Nachlässigkeit von ihr, denn ich habe nicht ge-



Händlerin im Harem. Von D. Israel in München.
Nach einer Photographie von B. Reiffenstein in München.
Siehe Seite 128.

sehen, daß sie schon etwas auf das Versatzamt hätte schaffen müssen."

„Wenn Du so lange lebst, Celka, was Gott gebe, so wirst Du es schon noch zu sehen bekommen. Nichts haben sie, faule Prozesse haben sie." Er regte sich ordentlich auf.

Tante Wisokinska schüttelte heimlich den Kopf. Aber sie war zu sehr gewöhnt, ihrem Manne unbedingtes Vertrauen entgegen zu bringen, als daß nicht ein Stachel von seinen Reden in ihr zurückgeblieben wäre. Vielleicht war es doch gut, die beiden ein wenig zu warnen!

„Der Onkel meint," sagte sie, als sie diesen Abend mit Sonia schlafen ging, „daß die Nasarewitschischen so arm wären, wie ich gar nicht gedacht habe. Er ist der Meinung, daß der Herr Wladiu besser daran thäte, sich mit irgend einer Arbeit etwas zu verdienen, statt daß er beständig nur spazieren oder in die Kaffeehäuser geht. Natürlich, so lange Du hier bist, liebes Kind, ist es etwas anderes. Ich wüßte nicht, ob Du nicht schon längst wieder in Przemysl säßest, wenn er nicht wäre."

Fräulein Sonia lächelte für sich. „O, das wohl nicht. Aber was die Armuth der Frau Nasarewitsch betrifft, so kann das auch bloßer Schein sein, Tante Wisokinska. Ich habe so etwas gehört."

„Wohl vom Herrn Wladiu?"

„Wenn ich's sagen soll: ja! Ueber diesen Punkt darfst Du, glaube ich, Onkel beruhigen."

„Siehst Du, ich dachte es mir," sagte die Tante erleichtert, „und habe ihm auch widersprochen. Er ist manchmal recht mißtrauisch, wiewohl diesmal nur aus Fürsorge für Dich. Nun, schweigen wir darüber!"

Und Fräulein Sonia lächelte noch im Einschlafen. Jetzt wußte sie wenigstens, weshalb der Onkel sich so sonderbar stellte.

* * *

Am Morgen darauf fuhr Frau Nasarewitsch in aller Frühe mit Fedunia in die Stadt. Sie hatte am Tage zuvor ein Schreiben zugestellt erhalten, das ihr neuerdings Kopfzerbrechen machte. Als sie zurückkehrte, sah sie recht jämmerlich aus. Aber als Wladiu sie darüber zur Rede stellte, sagte sie so vor sich hin: „O, es ist nichts!" und dabei blieb sie.

Sie war im allgemeinen verschlossen, was ihre Sorgen betraf, und Wladiu ließ ihr darin recht gern ihren Willen. Jetzt, wo er ganz berauscht war von feuriger Liebe, hatte er erst recht für nichts Sinn, außer was Sonia betraf. Eben jetzt erwog er beständig: ob sie wohl schon aufgestanden sein möchte? Denn sie schlief in der That gewöhnlich mit der Tante, bis der halbe Vormittag um war. Zwischendurch wiederholte er sich, daß es nun doch wohl an der Zeit sei, sich dieses reizenden Mädchens zu versichern, und arbeitete die schwungvollen Worte aus, mit denen er das große Ereigniß einleiten wollte: eine einfache Frage ließ der Enthusiasmus, mit dem er sie anbetete, nicht zu.

Dennoch vergingen zwei Tage, ohne daß er dazu kam, seine Absicht auszuführen. Er wollte einen der nachmittägigen Stadtausgänge dazu benutzen, aber merkwürdigerweise zeigte Tante Wisokinska durch zwei Tage wieder das Verlangen, sie zu begleiten, den einen, um das Militär-Concert zu hören, den anderen, um Eis zu essen, worauf sie sonst nie sonderlichen Appetit verrathen. Die Wahrheit zu sagen, so war dies doch eine Nachwirkung der Bedenken ihres Mannes.

Am dritten Tage, als Wisokinsky gegen Mittag vom Zoll heimkehrte, mit einem guten Stück Kälbernem im Arm, pfiff er. Dies war etwas so Ungewöhnliches an ihm, daß sowohl seine Gattin, wie Wladiu und Sonia, die in der Wisokinsky'schen Wohnung beisammen saßen (Tante Nasarewitsch war gerade zum Kochen hinausgegangen), ihn erstaunt betrachteten.

„Was erlebe ich an Dir, Wisokinsky!" sagte die gute Frau erfreut. „Du bist so vergnügt, wie ich Dich lange nicht mehr kenne."

„O, ich traf einen alten Bekannten, mit dem ich mich sehr angenehm unterhalten habe," sagte Onkel Wisokinsky, plötzlich wieder gleichgültiger aussehend, indem er das Packet auf den Tisch legte und das Gebetbuch dazu.

„Wer ist es denn gewesen?"

„Du wirst es später erfahren, Celka; ich habe meine Gründe, jetzt darüber zu schweigen."

„Ei, ei," kopfschüttelte Tante Wisokinska, „was Du doch für Heimlichkeiten hast." Und sie schnuffelte wie immer, wenn sie etwas interessirte, mit ihrem Kaninchengesicht, aber sie fragte nicht weiter.

Die jungen Leute gingen noch ein wenig in die Luft, Sonia blieb jetzt immer über den Vormittag in ihrem hübschen Morgenrock, weil Wladiu fand, daß sie der ganz besonders reizend kleidete. Als sie draußen waren, sagte Wisokinsky zu seiner Frau:

„Celka, Du mußt es durchsetzen, daß die beiden heute Nachmittag nicht zur Stadt gehen, sondern bei der Nasarewitsch drüben sind, wenn es fünf Uhr ist, hörst Du?"

„Was hast Du mit ihnen vor, Stasiu?" fragt sie neugierig. „Ich dachte mir schon, daß es etwas geben würde, als Du vorhin so ankamst."

„Frage nicht und sage auch zu niemand davon; es muß so hinten herum geschehen, daß Du sie festhältst."

„Gut! Aber ich weiß schon, es bedeutet nicht viel Gutes, wenn die Männer Heimlichkeiten haben."

„O, manchmal doch," sagte er, wobei ein Zug von Arglist über sein Gesicht ging.

Tante Wisokinska grübelte, wie sie es anfangen sollte, um ihm den Willen zu thun. Endlich sagte sie: „Wie wäre es, Stasiu, wenn ich am Nachmittag Krapfen bük und uns damit bei der Nasarewitsch zur Jausen ansagte?"

„Wie Du das machen willst!"

„So wirst Du aber noch einen Gang in die Stadt thun müssen und die Zuthaten besorgen."

Auf einen Gang kam es ihm wahrhaftig nicht an, ein so passionirter Läufer wie er war, und diesmal erst recht nicht, wo er eine so vergnügte Sache im Kopfe hatte. Gerade als er ging, kam die Frau Nasarewitsch herein melden, daß der Herd in der Küche nunmehr frei sei.

„Ich bitte, Frau Nasarewitsch, ich habe gerade ein Anliegen," sagte die Wisokinska. „Was sagen Sie: ich werde am Nachmittag Krapfen backen und mich damit bei Ihnen zur Jausen einstellen, wäre Ihnen das recht? Die jungen Leute fliegen alle Tage aus, und man hat nichts von ihnen; ich dachte, wir könnten sie auch einmal für uns hier festmachen."

„Ah, das ist schon ein Gedanke. Aber Sie machen sich so viele Umstände, meine liebe . . ."

„Ich bitte schön, nicht im Geringsten . . ."

* * *

Den jungen Leuten will es gar nicht passen, daß sie zu Hause bleiben sollen; besonders Wladiu nicht, der heute endlich zum Ziele zu kommen gehofft hat. Aber es ging nicht gut an, sich zu sträuben. So zieht sich denn am Nachmittag ein guter Krapfenduft durch das Haus, und als die Krapfen gerade fertig sind, kommt der Herr Wisokinsky, zum Ausgehen gerüstet, in die Küche und sagt:

„Mich wirst Du schon entschuldigen, Celka, ich habe meinem Bekannten versprochen, noch ein Weilchen mit ihm beisammen zu sein. Ich möchte Dir rathen, punkt fünf Uhr auf zehn Minuten zu uns hinüber zu gehen, unter welchem Vorwande immer."

Damit trollte er sich auffallend eilig, die Frau Wisokinska in kopfschüttelnder Verwirrung zurücklassend.

„In meinem Leben sah ich ihn noch nicht so," sagte sie bei sich. „Wen er da getroffen hat, möchte ich fürs Leben gern wissen."

Gleichviel, sie geht mit der Schüssel voll Krapfen zur Frau Nasarewitsch hinein, die schon mit den jungen Leuten am Tisch sitzt und ihr bestes Gedeck aufgelegt hat, und berichtet. Man tröstet sich ja auch bald; die Krapfen sind ausgezeichnet, und nicht lange, so herrscht gute Laune am Tische. Freilich verliert Frau Nasarewitsch auch jetzt nicht ganz das Gedrückte, was sie immer an sich hat, und Frau Wisokinska schielt zuweilen zerstreut auf die alte hübsche Standuhr in der Ecke, mit dem gravirten Metall-Zifferblatt.

Auf einmal sieht sie, daß es fünf Uhr ist und steht auf.

„Ich bitte, mich auf ein paar Augenblicke zu entschuldigen," sagt sie. „Ich werde gleich wieder da sein."

Sie geht hinüber, unterwegs immer schnuffelnd und den Kopf schüttelnd. „Was dahinter wohl stecken mag? Es scheint, daß ich etwas erleben werde, aber Gott mag wissen, was es sein wird," sagt sie drüben für sich und sieht sich im Zimmer um, ob es da etwas für sie zu thun giebt.

Hüben beißt die Frau Nasarewitsch soeben in einen neuen Krapfen, wobei sie einen Seitenblick zum Fenster wirft. Da plötzlich, — einen Moment sitzt sie entgeistert, dann auf einmal springt sie wie von der Tarantel gestochen auf, schleudert den guten Krapfen von sich, als sei er lebendig geworden, und thut ein paar Schritte in die Stube hinein, wobei sie Augen macht wie ein verängstigtes Wild.

„Jessus Maria Josef! — Geht ihr beide zu den Kwiatkowsky'schen hinüber, Wladiu — aber rasch!"

Und mit wahnsinniger Hast, daß alles an ihr fliegt, schießt sie zur Thür nach der Küche hin, reißt sie auf, schleudert sie von draußen zu; — man hört sie den Schlüssel umdrehen und abziehen, darauf die Thür zum Wisokinky'schen Flur auf und zuschlagen . . .

Fort ist sie! Sonia sitzt wie betäubt, starrt zum Fenster, während Wladiu gleichfalls aufspringt: „Was ist, Herr Wladiu?" Und sie wendet sich wieder zum Fenster.

Auf der Straße draußen, am Zaun entlang, schlendert gemüthlich ein Mann in einer Art Uniform, mit einer schwarzen Mappe unter dem Arm. Im Augenblick steht er still, legt die Hand über die Augen und späht gerade herein, worauf er befriedigt herübernickt.

„O, Teufel!" sagt Wladiu. „Es ist ein Bekannter, Fräulein Sonia, mit dem wir nichts zu thun haben möchten. Ist's gefällig, in die Schlafstube nebenan zu treten?" Und er sperrt nach drei raschen Sprüngen die Thür zur nächtlichen Residenz der Tante Nasarewitsch auf.

„Warum soll ich das?" fragt Sonia zaudernd, offenbar durch die erhaltene Aufklärung nicht sehr beruhigt, indem sie einen Blick durch die Thür wirft. Hastig streift ihr Auge umher: „Da ist der große Schirm, Herr Wladiu, ich werde dahinter treten, wenn Sie wünschen, daß der Herr mich nicht bemerken soll." Sie huscht auch schon hinter den Wandschirm.

Ein kurzes Besinnen, dann steht Wladiu bei ihr.

„Pst! Fräulein Sonia, ich bitte, Sich ganz still zu verhalten . . ."

Es ist ein ausgiebig hoher und breiter Schirm, mit einer schönen, halbverblaßten Figurenstickerei darauf, und die beiden dahinter sind sicherlich vom Fenster aus nicht zu sehen. Dennoch sieht Wladiu beunruhigt aus. Allein diese vertraute Nähe des geliebten Wesens übt ihren Zauber, indem sie sein Blut in Wallung bringt. Er vergißt alles, nimmt ihre kleine Hand, die sie ihm widerstrebend läßt, und küßt sie inbrünstig.

„Sonia, süße Sonia . . ."

Ein stampfender Schritt in der Küche, — jetzt klopft es.

„Gnädige Frau Nasarewitsch . . ." sagt eine rauhe Stimme geschäftsmäßig.

Die Klinke raschelt und quiekt.

„Ich bitte, gnädige Frau, aufzusperren; die gnädige Frau wird diesmal zu Haus sein."

„Den Teufel wird sie," murmelte Wladiu unwillkürlich. In ihm fliegt alles vor leidenschaftlicher Erregung. Er drückt die kleine Hand und führt sie immer aufs neue an die Lippen, während Sonia wie erstarrt ist, eher einer Ohnmacht nahe, als verliebt. Sie haucht bloß: „Jessus, Jessus — nicht doch jetzt, Herr Wladiu . . ."

„Ich bitte, gnädige Frau Nasarewitsch, es ist eine ganz kleine Sache diesmal, um die ich pfänden soll, hundertzweiundfünfzig Gulden, dreißig Kreuzer, — die gnädige Frau Nasarewitsch wird das liegen haben . . ." fährt die Brummstimme draußen, möglichst in Flötenlage übergehend, fort.

„Gepfändet soll werden," zischelt Sonia entsetzt und fährt mit dem Kopf in die Höhe. „Jessus, Jessus, so ist das der Executor — Sie sagten doch, es wäre ein Bekannter von Ihnen?"

Wladiu wand sich wie ein Aal am Spieß, lächelte krampfhaft. „Süße — ach, Sonia — Sie wissen, Tante Nasarewitsch redet aller Welt ein, daß sie arm ist. — Sie zahlt immer erst dem Executor . . ."

„Ja, aber warum zahlt sie nicht? Warum läuft sie fort?"

Wladiu wägt den Kopf in seiner Bedrängniß. „Mädchen, Sonia . . ."

In diesem Augenblick rasselt die Klinke wieder, diesmal stärker, und draußen flötet es noch schmelzender: „Sie werden aufsperren, junger Herr; Sie sind gewiß im Zimmer, denn ich habe Sie durchs Fenster bemerkt."

„Ein Narr ist er," murrt Wladiu jetzt ärgerlich. „Was will er von mir? Ich bin ihn nichts schuldig."

„Mein Gott, so sperren Sie ihm doch auf," haucht Sonia verzweifelt und entreißt ihm ihre Hand.

Jetzt geht auch dem Manne draußen die Geduld aus. „Sie werden mich nicht zum Narren haben wollen, gnädiger Herr Nasarewitsch —" und er schlägt auf die Klinke und reißt dran, als müsse die Thür herausfallen. Sonia bekommt vor Angst wieder einen Schwäche-Anfall, Wladiu beeilt sich, sie aufzufangen, versucht sie zu küssen; da durchläuft sie's, und sie stammelt: „Nein, nein — Jessus Maria, schaffen Sie den Menschen fort — —!"

Sie findet die Kraft, sich aufzurichten, stößt Wladiu zurück; der zieht die Brauen zusammen, macht ein ziemlich dummes Gesicht, aber er faßt einen Entschluß. Er nimmt die Kommodschuhe von den Füßen, noch ein zärtlicher Blick, dann schleicht er auf Strümpfen in das offene Schlafzimmer und möglichst leise weiter, zu den Kwiatkowsky'schen hinüber. Bald darauf sieht ihn Sonia am Fenster vorbei gehn.

„Ich bleibe nicht hier," haucht sie, „in so einem Hausstande leben, — nicht um die Welt! Ein Schwindler ist ja das!"

Indem ward in der Küche die Stimme der Tante Wisokinska laut, welche sagte: „Was wollen Sie? Ich kann versichern, daß die Frau Nasarewitsch nicht zu Hause ist. Ah, — da ist der Herr Wladiu."

Mehr war nicht zu hören, denn der Herr Executor verließ die Küche, um draußen mit Herrn Wladiu zu verhandeln.

Sonia war halbtodt. Der Executor! Das ist ein Gespenst; das gehört zum Schrecklichsten, was es giebt. Sie glaubt auf einmal an nichts mehr, was ihr Wladiu vorgeplaudert. Hier ist Armuth, jämmerliche Noth! Und plötzlich nimmt sie ihren Muth in beide Hände und rennt in das Nebenzimmer, durch eine Thür hinaus, — da ist ein Corridor und er führt um eine Ecke, — — Gott sei Dank, da steht die Tante Wisokinska! Und Sonia fliegt ihr um den Hals und fängt herzbrechend an zu schluchzen.

„O Tante Wisokinska, ich bleibe nicht länger, ich fahre nach Haus. Ich will den Herrn Wladiu Nasarewitsch nicht wiedersehen, denn er hat mich belogen."

„Nun, nun, — das ist freilich ein unglückliches Zusammentreffen. Ich habe wohl dergleichen schon öfter erlebt, — vielleicht ist es wirklich besser, daß Du nach Przemysl fährst; wenn ich nicht irre, so wird es dem Onkel Wisokinsky sogar lieb sein, — nicht, weil er dich gern einbüßte, davon kann keine Rede sein, sondern wegen Herrn Wladiu. Komm nur herein mein Kind . . ."

Ist die Frau Nasarewitsch drinnen?"

„Nein, die ist nur durchgelaufen. Sie hat sich zu Nachbarsleuten begeben, wie sie das in solchem Falle zu thun pflegt. Du brauchst Dich heute vor niemand mehr sehn zu lassen, wenn Dir das am Herzen liegt, kannst Dich im Schlafzimmer aufhalten; ich werde sagen, daß Du Dich krank fühltest."

Wladiu bekam das zu hören, als er gleich darauf erschien, um die schlimme Scharte auszuwetzen. Recht beunruhigt zog er ab, nachdem er in einer auffällig laut gesprochenen Rede sich über die dumme Caprice der Tante beklagt, die doch das Geld liegen habe!

Diese erschien ein wenig später, wehklagte ihrerseits über die Parteilichkeit der Gerichte und das Mißgeschick, das die Nasarewitsche verfolge, die doch Märtyrer für die polnische Sache seien, sowie über die Hartherzigkeit des Juden Sacher, der nichts mehr leihen wolle. Darauf ging sie zu Wladiu hinüber.

Viel später erst kam Onkel Wisokinsky. Er sagte bloß „Ah" und „So so", als ihn Tante Wisokinska gleich mit dem Bericht über das Geschehene überfiel; aber er schnitt ein solches Gesicht dabei, daß diese nicht umhin konnte, ihm auf den Kopf zuzusagen: er habe vorher um das Kommen des Executors gewußt.

„Nun, — was wäre dabei?" knurrte er mit Händereiben. „Hätte ich's ändern können? Wie werde ich denn der Frau Nasarewitsch und dem Wladiu die Schulden zahlen?"

Er zeigte sich sehr einverstanden damit, daß Sonia am frühen Morgen abreiste, ging zu ihr und sagte ihr das.

„Es ist besser so; der Herr Wladiu könnte sich etwas einbilden, und er ist doch kein Mann für Dich." Sonia wurde roth, als er das aussprach, aber sie nickte als kluges Mädchen dazu.

Wladiu und seine Tante meldeten sich diesen Abend nicht mehr. Sie hatten drüben zuerst ein recht gedrücktes Wiedersehen gefeiert.

„Du wirst mir gewiß bös sein, Wladiu, denn diesmal fügte es sich ganz besonders unglücklich für Dich." Damit hatte sich Tante Nasarewitsch eingeführt. Sie setzte sich erst an den Tisch zu dem Rest der guten Krapfen, ehe sie ihn ängstlich anschielte.

Er stand am Fenster, ohne sich umzuwenden.

„Es war mir, bei Gott, nicht möglich, das Geld rechtzeitig zu beschaffen, wiewohl ich mir gerade jetzt alle Mühe gegeben."

„Wenn mir's nur die Frau Tante rechtzeitig gesagt hätte, so würde ich vielleicht Rath geschafft haben," warf er etwas protzig hinter sich. „Ah bah," sagte er dann auf einmal, drehte sich auf dem Hacken herum. „Polen ist noch nicht verloren. Ich werde vielleicht jetzt auf ein paar Stunden ins Kaffeehaus gehen. Die Geschichte ist zu dumm, — zu dumm . . ."

„Ja, das thu doch, Wladiu," rief sie erleichtert. „Schaff Dir andere Gedanken! Denn jetzt wird es übel um Dein armes Herz bestellt sein."

Als er fort war, machte sie sich über die Krapfen her und trank den kaltgewordenen Kaffee, sichtlich befriedigt.

„Gelobt sei Gott," murmelte sie für sich. „Es traf sich so gut als möglich. Der Wladiu muß eine andere heirathen, sonst weiß ich nicht, was werden soll. Er thut mir so leid, der Arme!"

* * *

Der Herr Wladiu war nicht wenig betreten, als er am folgenden Vormittag erfuhr, daß Sonia Wisokinska in aller Frühe abgedampft sei. „Ihr war so unwohl, daß sie so bald wie möglich nach Hause zu kommen wünschte," sagte Frau Wisokinska theilnehmend.

Zwar erkundigte er sich nach Sonia's Adresse, verfaßte auch ein vorwurfsvolles Schriftstück, worin er unter anderem versicherte, daß er der Tante Nasarewitsch schön den Kopf gewaschen habe, und am Schlusse seiner Liebe endlich den erwünschten schwungvollen Ausdruck gab. Doch erhielt er trotz geduldigen Wartens keine Antwort, worauf er sich tief gekränkt seinen älteren Heirathsaussichten wieder zuwandte.

Ich kann nur vermuthen, daß er mit einer davon inzwischen Ernst gemacht hat, und rathe auf die Verwandte des Sacher. Denn was die zwei hoffnungsvollen Prozesse betrifft, so reichte der Credit der beiden Nasarewitsche ganz gewiß nicht so lange, bis dieselben beendigt waren.

Nachdruck verboten.

Unterhaltungen über die Sterne.

Von Dr. Herm. J. Klein in Köln.

I.

Wenn die Sonne hinter den fernen Höhen verschwunden ist, die Schatten in einander fließen und abendliches Dunkel sich über die Fluren ausbreitet, dann belebt sich das weite Himmelsgewölbe allmählich mit Sternen. Zuerst taucht hier und da, wie verstohlen, ein blinzelndes Sternlein auf, man sieht es einen Augenblick funkeln und kann es gleich darauf nicht mehr wiederfinden; aber sobald die Dunkelheit mehr und mehr die Erde bedeckt, werden die Sterne am Himmel deutlicher, und zuletzt ist das ganze Firmament mit ihnen gleichsam wie besäet. Dieser Anblick des gestirnten Himmels ist jedem von der Kindheit an bekannt; aber nur sehr wenige sind mit dem Sternenteppich etwas vertraut, und nur die wenigsten wissen, welchen unsagbaren Genuß die Betrachtung des gestirnten Himmels gewährt, wie sie das Gemüth erhebt über die kleinen Freuden und großen Leiden, die der Tag bringt, und wie sie süßen Seelenfrieden dem Herzen spendet. In unseren großen Städten, mit ihren engen Straßen und hohen Häusern, mit ihrer nächtlichen Beleuchtung und dem ununterbrochenen Hasten und Jagen der Bevölkerung, ist allerdings eine ruhige, völlig ungestörte Betrachtung des nächtlichen Sternenhimmels kaum möglich; wer aber das Glück hat, eine Zeit lang auf dem Lande verweilen zu können, sollte sich dort die Betrachtung des gestirnten Himmels in einer klaren Sommer- oder Herbstnacht nicht entgehen lassen. Der Genuß, den diese Betrachtung gewährt, ist eine Quelle edler Freuden, die sich immer neu erschließt, auch wenn später nur ein Theil des gestirnten Himmels den Blicken zugänglich bleibt. Auch darf man nicht wähnen, daß weitläufige und tiefe Vorstudien nöthig seien, um sich in die Wunder des Himmels zu versenken, vielmehr ist es leicht, ein ziemlich weitgehendes Verständniß der Himmelserscheinungen zu erwerben, ohne mehr Geistesanstrengung aufzuwenden als zum Lesen eines Romans erforderlich ist. Der Astronom muß freilich sehr gründliche und schwierige Studien anstellen, wenn er den Anforderungen seiner Wissenschaft genügen und die Himmelskunde selbständig fördern will, allein die Ergebnisse seiner Forschungen, besonders soweit sie die Beschaffenheit der Weltkörper und ihre Ordnung im Raume betreffen, sind durchweg leicht verständlich. Wer sich nun auf diesem Gebiete etwas näher umschauen will, kann dies sehr leicht ausführen, indem er in sternenklarer Nacht den Blick zum Himmelsgewölbe emporwendet. Er ist dann sozusagen gleich auf dem Schauplatze der Erscheinungen und sieht vor seinen Augen das Heer der Sterne aufsteigen und niedersinken, rastlos und geräuschlos wie seit den ältesten Zeiten. Diese Drehung des Sternenhimmels von Osten nach Westen ist eine altbekannte Thatsache, die sich schon den ältesten Völkern bemerkbar gemacht haben muß; die Phönizier aber scheinen zuerst beobachtet zu haben, daß dabei ein Stern, der Polarstern, der hoch im Norden am Himmel steht, in Ruhe bleibt, sodaß alle anderen Sterne sich täglich um ihn drehen. Sie benutzten ihn daher auf ihren Meeresfahrten als Leitstern, um stets die Nordrichtung feststellen zu können, verheimlichten aber anderen Völkern diese Kenntniß. Erst der Philosoph Thales machte die Griechen mit dem phönizischen Leitstern bekannt, doch war die Schifffahrt derselben noch so primitiv, daß nur wenige aus der Kenntniß des Polarsterns Nutzen zogen. Dagegen war die Meinung allgemein verbreitet, daß die Himmelssphäre aus einem festen Stoff bestehe, eine Hohlkugel sei, an welcher die Sterne nach Art der Nägel befestigt wären. Während sie mit dieser Hohlkugel sich täglich einmal um die Erde drehten, behielten sie selbst gegen einander eine unveränderte Stellung; man nennt sie daher Fixsterne, d. h. eingeheftete, unbewegliche Sterne. Die Ansicht, der Himmel sei eine ungeheure Hohlkugel, und gar noch die von dem Philosophen Anaximenes im sechsten Jahrhundert v. Chr. ausgesprochene Meinung, diese Hohlkugel bestehe aus Krystall, kommt uns ungereimt vor, und dennoch blieb sie bis zum Mittelalter vorherrschend, selbst die größten Denker, Männer wie Aristoteles und Cicero haben nicht daran gezweifelt. Aber noch mehr: die Alten glaubten auch, daß diese krystallene Himmelskugel eine wirkliche Achse mit Zapfen besitze. Der berühmte Vitruv lehrte: „Der Himmel ist das, was sich unaufhörlich mittels einer Achse um Erde und Meer dreht; die Enden dieser Achse sind wie zwei Zapfen, welche dieselbe unterstützen, denn an diesen beiden Punkten hat die Macht, welche die Natur regiert, zwei Angeln angebracht, die als Mittelpunkte dienen. Eine derselben ist von der Erde und dem Meere aus nach oben gegen die nördlichen Sterne gerichtet, die andere aber auf der entgegengesetzten Seite, unterhalb der Erde, gegen Süden. An diesen Angeln sind, wie an zwei Mittelpunkten, kleine Raben angebracht, wie bei einem Rade oder einer Drehbank, um welche sich der Himmel ohne Aufhören dreht."

Obgleich es auch bei den Alten einige erleuchtete Männer gegeben hat, welche die tägliche Umdrehung des Himmels für eine bloße Scheinbewegung hielten, die dadurch entstehe, daß unsere Erde sich von Westen nach Osten um ihre Achse drehe, so fand diese Meinung doch keine Beachtung. Man konnte sich nicht von der Ansicht losreißen, die Erde sei der Mittelpunkt der ganzen Welt und befinde sich in Ruhe; ihre ungeheuere, schwere Masse war unmittelbar zugänglich und bildete die Unterlage für alles menschliche Dasein, die Luft dagegen erschien frei und leicht, und das sie umschließende Krystallgewölbe hielt man für leichter beweglich als die Erdmasse.

Erst Copernicus wies durch eine Reihe von Schlüssen nach, daß die Erde sich einmal täglich von West nach Ost um ihre Achse bewegt, und daß lediglich dadurch die scheinbare Bewegung des ganzen Sternenhimmels in der entgegengesetzten Richtung erfolgt. Das Buch, in welchem Copernicus diese Lehre der Welt verkündigte, erschien im Jahre 1543; er selbst hat die Wirkung desselben nicht erlebt, denn als das erste Exemplar des Werkes in seine Hände gelangte, lag er im Todeskampfe, und sein Geist war nicht mehr auf das Irdische gerichtet. Heute zweifelt kein verständiger Mensch daran, daß die tägliche Bewegung des gestirnten Himmels nur Schein ist und hervorgerufen wird durch eine entgegengesetzt gerichtete Umdrehungsbewegung der Erdkugel, indessen sind thatsächliche, wirklich augenfällige Beweise hierfür erst im gegenwärtigen Jahrhundert erbracht worden. Unter ihnen ist der von Foucault in Paris im Jahr 1851 zuerst angestellte Pendel-Versuch der berühmteste und für den Laien überzeugendste. Er beruht auf folgender Thatsache: Wenn man auf einer horizontalen, runden Scheibe zwei senkrechte Holzstäbchen anbringt, diese oben durch einen Querstab verbindet und aus der Mitte dieses letzteren einen Faden herabhängen läßt, an dessen unterm Ende eine Bleikugel befestigt ist, so hängt diese im Zustande der Ruhe senkrecht über dem Mittelpunkt der Scheibe. Bringt man die Kugel aus ihrer Ruhelage, so pendelt sie hin und her, ohne jedoch die Richtung ihrer Schwingungen merklich zu ändern. Dreht man nun die Scheibe sehr langsam und vorsichtig horizontal um ihren Mittelpunkt, so dreht sich natürlich der Querbalken mit, aber die Richtung des hin und her schwingenden Pendels bleibt unverändert, sie wird durch die Drehung des Aufhängepunktes nicht verändert. Nehmen wir nun an, man befinde sich mit einem sehr langen Pendel, welches stundenlang hin und her schwingt, genau über dem Nordpol der Erde und setze es dort in Bewegung. Da die Schwingungsebene des Pendels unverändert bleibt, so wird der Beobachter am Nordpole infolge der Erdumdrehung sich in vierundzwanzig Stunden einmal um diese Schwingungsebene herumbewegen. Da er aber die Bewegung der Erde nicht fühlt, so wird es ihm vorkommen, als drehe sich die Schwingungsebene des Pendels in vierundzwanzig Stunden einmal von Ost nach West. Auf dem Nordpol kann dieser Versuch allerdings nicht angestellt werden, weil noch niemand bis zum Nordpol gekommen ist, allein, es läßt sich berechnen, um wie viel sich die Schwingungsebene eines Pendels an jedem beliebigen Orte der Erde in einer gewissen Zeit scheinbar drehen muß, weil die Erde sich in Wirklichkeit unter ihr hinweg dreht. Durch angestellte Versuche hat sich ergeben, daß das Pendel in der That um den berechneten Betrag aus seiner Richtung abweicht. Die interessantesten Experimente dieser Art wurden im Kölner Dom angestellt. Das benutzte Pendel hatte eine Länge von beinahe 150 Fuß, und es brauchte zu jeder Schwingung volle vierzehn Secunden. An der Kugel war unten eine Spitze angebracht, welche die Richtung der Schwingung in einer Schicht feinen Sandes anzeigte. Schon nach wenigen Schwingungen konnte man deutlich erkennen, wie sich die Richtung mehr und mehr gegen Westen vorschob, und nach einer Stunde war die Kugel um $11^{2}/_{3}$ Grad aus der Anfangsrichtung gewichen, genau so viel als die Berechnung vorher ergeben hatte. Professor Garthe, welcher diese Versuche 1852 im Kölner Dom ausführte, erzählte mir, der Eindruck derselben sei nicht nur für die Zuschauer, sondern auch für ihn ein unbeschreiblicher gewesen. In dem hohen Chor des Doms sah man das Pendel in majestätischer Langsamkeit seine Schwingungen ausführen, kein Lüftchen regte sich, Todesstille herrschte in den weiten Hallen, aber das Pendel änderte langsam und gleichmäßig seine Schwingungsrichtung, Grad um Grad wich es von der Anfangslinie ab, und doch war nichts zu sehen, was diese Drehung hätte verursachen können! Angesichts dieses Schauspiels wurde es auch dem Uneingeweihten klar: nicht das Pendel wich aus seiner Linie, sondern die ganze Domkirche drehte sich in der entgegengesetzten Richtung, die Erde drehte sich unter dem Pendel hinweg! Aus den Reihen der Zuschauer aber ertönte plötzlich eine Stimme: „Copernicus, Du hast gesiegt!"

Nachdruck verboten.

Auch eine Dichterin.

Skizze von Johanna M. Lankau in Dresden.

Kein Mensch hätte es ihr angesehen, wenn sie in ihrem altmodischen Regenmantel und dem einfachen Capote-Hütchen so eilig durch die Straßen rannte. Ein schweres Bücherpacket und der theegrüne Regenschirm liefen immer und immer getreulich mit. Sie sah weder rechts noch links und bemerkte ihre Freunde erst, wenn diese sie ansprachen, aber auf dem Wege stehen bleiben, war nicht ihre Sache! — Nur oben bei Treumann und Sohn wurde Halt gemacht, und zwar jeden Tag zwei- oder viermal, je nachdem sie vor- oder nachmittags oder auch zu beiden Tageszeiten in der Armenschule Unterricht ertheilte. An sechs Wochentagen jahraus, jahrein sechzig bis siebzig Kinder unterrichten müssen, sie bis zur Ermüdung durch den Zahlenkreis von 1 bis 100 jagen oder mit ihnen lautiren: i n - in, i m - im und so weiter bis in die blaue Unendlichkeit, — immer dasselbe elementare Einerlei zehn, fünfzehn, zwanzig Jahre hindurch ausüben müssen, ohne pedantisch, wunderlich und verknöchert zu werden, sondern stets die stille, glückliche Heiterkeit und Zufriedenheit im Gesicht und in der Brust zu haben, das ist nur möglich, wenn man ein warmes Herz, eine reiche Phantasie, ein tiefes, begeisterungsfähiges Innenleben„ kurz, wenn man ein Dichtergemüth vom lieben Gott erhalten hat! Nun werdet Ihr den Literatur-Kalender zur Hand nehmen und ihren Namen suchen! Erspart Euch die Mühe, — sie steht nicht darin! Nie kam ein Band Gedichte oder Novellen unter die schwarzen Typen der Druckerpresse, und dennoch ist sie ebensogut eine Dichterin wie manche andere, deren Bücher mehrere Auflagen erleben und deren Lorbeeren in den Himmel wachsen. Freilich, dem Himmel ist ihre kleine Vorstadtwohnung am nächsten, über vier steile dunkle Treppen, durch eine mit allen möglichen Gerüchen erfüllte Atmosphäre, — diesen „Armen Leute-Geruch" ist sie aber von der Schule her schon gewöhnt, der fällt ihr deshalb nicht mehr auf die Nerven, — gelangt sie in ihr Stübchen, das im Sommer unerträglich heiß, im Winter empfindlich kalt ist. Als ob es nicht umgekehrt sein könnte! *

Freundliche, helle Gardinen, grüne Epheu- und Geranien-Stöcke zieren das Fenster. Von der Decke herab hängt der kleine runde Vogelkäfig, dessen Thürchen immer offen ist; denn Freiheit ist die Hauptbedingung für einen Sänger, sonst gerathen die Lieder schwermüthig, und zuletzt hört's Singen ganz auf. Natürlich, — wer es an sich selbst erfahren hat, muß es am besten verstehen! Den meisten Raum im Zimmer nimmt der Bücherschrank ein. Den nennt sie nicht anders als ihre „Speisekammer", denn all die papierenen Schätze hat sie sich vom Munde abgedarbt. Wenn sie dann die Thüren zurückschlägt und mit der schmalen, mageren Hand liebkosend über die Bücherreihen streicht, da fühlt sie, daß diese Bände ihr beinahe noch lieber als ihre Schulkinder sind, denn jene bleiben ihr treu und verlassen sie nicht, wie die frohe, lebhafte Schar, die jede Ostern jubelnd zu der anderen Lehrerin in die nächsthöhere Klasse zieht. Freilich birgt ihre Schatzkammer noch nicht die Blüthen der allerneuesten Literatur; die Bücher der Dichter der Gegenwart sind theuer, — und allem Theuern entsagen zu müssen, war bisher stets ihr Los. Aber sie weiß doch von jeder Neuerscheinung, kennt jeden neuen Titel und ist aus den Zeitungs-Kritiken auch so ziemlich über den Inhalt unterrichtet, was allerdings einem gemalten Mittagessen gleichkommt, — erst der Genuß verhilft zum richtigen Geschmack. Jeden Tag beeilt sie sich auf dem Schulwege, denn die ersparten fünf Minuten opfert sie oben am alten Markte dem Bücherladen von Treumann und Sohn. Schon von weitem bemerkt sie die ausgelegten Neuigkeiten, und wie beutegierige Indianer eilen ihre Blicke über die Bücher und Broschüren im Schaufenster. Mit langem Halse, auf den Zehen stehend, streckt und reckt sich ihre zierliche Gestalt empor, um hoch oben die verschnörkelte Buchstabenreihe auf dem blau-rothen Einbande zu enträthseln. Daß solche Extravaganzen jetzt modern sind! Sonderbar ist nur, daß sie früher noch kleinere und kunstvollere Druckschrift lesen konnte, gewiß ist das farbige Papier schuld! Oder sollten ihre Augen anfangen, Mucken zu bekommen? Ach, Unsinn! Sie ist ja erst fünfundvierzig gewesen und fühlt sich noch gar nicht alt; wie sollte sie es auch? Sie hat ja gar keine Zeit zum Altwerden! Es ist ihr überhaupt wie ein Wunder, daß sie schon so lange auf der schönen Welt lebt. Ihre Kindheit ist ihr erinnerlich wie eine lichtumflossene Aue voll Liebe und Freiheit, — dann kommt ein breiter tiefer Abgrund, der viele geliebte theure Menschen, Jugend und Freude, Liebesglück und Lebenshoffnungen verschlungen hat. Während andere Mädchen ihres Alters bei Spiel und Tanz, auf Maien-Spaziergängen oder Schlitten-Partien Lust und Freude kennen lernten, da saß sie über die Bücher gebückt und beschrieb die weißen Seiten mit vielen zierlichen Buchstaben. Wenn dann die jungen Leute von drüben gegen Mitternacht lachend aus dem Theater oder vom Tanzkränzchen zurückkehrten, da stand sie erst müde und abgespannt von ihrer Arbeit auf und schraubte ihre Lampe aus, sie hatte ja auch Gesellschafter gehabt: ihr Tintenfaß und den Federkiel!

Aber wie die Wegwarte endlich zum Blühen kommt, so war's auch mit ihrem Herzen gewesen. Ueber Nacht sproßten zarte, duftige Blüthen und Ranken, die umhegten und umkosten die Gestalt eines unschönen Mannes, von dem die Leute sagten, daß keiner einen schlechteren Gang und eckigere Manieren habe als er. Ach und gerade dieser Mann mußte der Erwählte ihres Herzens sein! Ihr war er jedoch der Herrlichste von allen, ihr Idol, ihr Gott, den sie im stillen anbetete. Freilich ganz im stillen, und der Mann mit dem Kinderherzen und dem unbeholfenen Aeußeren fand auch sie liebenswerth. Er besang sie in glühenden, formvollendeten Versen, verglich ihre blauen Augen mit Veilchenblumen und Himmelsbläue, ihre blonden Haare mit Seidenflocken und Sonnengold, — bis endlich jene Stunde kam, wo sie sich ihre Liebe und die Hoffnungslosigkeit derselben gestanden. Er — ein armer Literat, der kaum für sich etwas zu beißen hatte, sie — eine mittellose Hilfslehrerin an der Armenschule! Mußte schon das Brod der Armut gegessen werden, so wollte es jedes frei und allein essen, ohne die Thränen des anderen als Zukost zu haben. Sie gingen still auseinander wie zwei, die durch ein Gitter in einen schönen Garten sehen: zusammen ist ihnen der Eintritt verwehrt, und keines will allein ohne das andere hineingehen. . .

Ueber jene trübe Zeit half ihr fleißige, treue Arbeit hinweg, in schlafloser Nacht waren ihr Bücher die besten Tröster. Da durfte ihre Phantasie den herrlichen Garten durchstreifen, Rosen brechen, aus silbernen Quellen schöpfen, in Sonnenlicht und Freiheit schwelgen; da wandelte selig umschlungen ein Paar, das sonst Zeit und Raum und die Sorge des Lebens auf ewig trennte. Sie besaß die Gabe, sich ganz in die Gedankenwelt ihres Dichters zu versenken, eins mit seinen Ideen zu werden, seine Art zu denken und zu empfinden ging derartig in sie über, daß ohne ihre Absicht, ihre Stimmung, ihre Miene, sogar ihre Stimme den Ton verriethen, der dem Werke des gerade von ihr gelesenen Schriftstellers zu Grunde lag. — So hat sie bis heute immer in einer anderen, glücklichen, selbstgeschaffenen Welt gelebt. Eigentlich stehen ihr nur die Abendstunden und Sonntage zur freien Verfügung; der Unterricht, die Correcturen und die bescheidene Führung ihres kleinen Haushaltes nehmen ihre ganze übrige Zeit in Anspruch. Aber außer diesen kurzen Mußestunden hat sie zuweilen Augenblicke, die sie für alle Schätze der Welt nicht hingeben möchte. An solchen Tagen geht es ihr wie in dem Märchen, wo alles, was berührt wurde, sich in Gold verwandelte. Da scheint es, wenn sie früh erwacht, als ob ihr Stübchen eine hohe, säulengetragene Halle mit schimmernden Bildwerken und marmornen Fliesen, duftenden Springbrunnen und purpurfarbenen Teppichen sei, als ob ein üppiger Hain von dunklen Lorbeergesträuchen, silberblättrigen Eucalypten, breitschirmigen Pinien, zierlichen Myrthen und rothglühenden Granatbäumen durch's Fenster winke, und über allem ein wolkenloser, türkisblauer Himmel läge und rings umher weiche, sonnenwarme, duftende Luft wehe. Unten auf der Straße kommen ihr die Menschen so ganz anders vor! Sie schreiten ihr entgegen wie reine, hehre Wesen ohne Sünde und Schuld, ohne Alltagsstaub und kleinliche Gelüste, ohne Goldgier und Geiz. Und sie selbst wandelt mit gehobener Seele, wie von unsichtbaren Flügeln getragen, dahin, — unbekümmert über die verwunderten Blicke der Leute, die nicht begreifen, wie man an einem feucht-kalten Octobermorgen so verklärte, lächelnde, ziellos ins Blaue blickende Augen haben kann —, daß überhaupt eine mit so vielen Büchern bepackte Armenschullehrerin anders als unzufrieden und verdrossen in die Welt sehen könne. Sie merkt von allem nichts und spinnt ihren sonnigen Traum weiter aus, bis an die breitflügeligen Thüren des grauen Schulhauses. Hier steht sie aufathmend still und schließt wie mit einem Ruck in Gedanken das goldene Märchenbuch, denn sowie sie die Schwelle der Schulstube überschreitet, ist sie die demüthige Dienerin der Pflicht, — der strengen, unerbittlichen Herrscherin, die keine Phantastereien duldet, sondern fleißige Arbeit und aufreibende Thätigkeit verlangt und die alle unschuldigen Freuden, sogar das Herzblut und Lebensmark ihrer Unterthanen zum Opfer fordert.

In der Schulstube umringt eine Schaar braun-, schwarz- und flachsköpfiger Kinder die freundlich lächelnde Lehrerin, deren Hand jede der vielen kleinen, braunen Hände mit warmem Drucke umschließt. Eines der Kleinen bringt ihr ein Sträußchen halberfrorener Herbstastern mit, ein anderes ein selbstgesammeltes Bündel Grünfutter für das Piepmätzchen zu Haus, ein drittes

eine Hand voll rother Hagebutten, die, weil das kleine Mädchen so gern damit spielt, gewiß auch das Herz der Lehrerin entzücken müssen. . . . . Sie nimmt alles dankbar an und läßt keine der geringsten Gaben vergessen liegen, sie weiß, wie gern Kinder schenken und wie weh ein unbeachtetes Geschenk thut. Als letzte kommt ein kleines, lahmes Mädchen, das keinen Garten besitzt und nicht spazieren gehen kann. Die Mutter schenkte ihr am Morgen drei Pflaumen, — endlich hat auch sie eine Gabe für die liebe Lehrerin! Mit schüchternem, freudigzagendem Blick hält sie dem Fräulein das Päckchen entgegen —; Stolz und dankbare Liebe verschönen das welke, kränkliche Kindergesichtchen, als die Lehrerin ihr gerührt verspricht, „zwei der schönen Pflaumen" in der Pause zu verschmausen, die dritte soll das „Mareile" aber selbst kosten.

Auf dem Heimweg erscheint unserer Freundin das Bücherpacket lange nicht so schwer als andere Male, und die Wirklichkeit kommt ihr plötzlich nicht mehr so rauh und kalt vor, es ist, als ob über den grauen Häusern ein warmer, rosiger Hauch läge. Als sie durch die herbstlich gefärbten Stadtanlagen schreitet, flattert von einem der roth und gelben Bäume ein purpurnes Blatt unter den theegrünen Regenschirm. . . . So schenkt oft der Himmel einem einsamen Herzen einen kleinen Liebesfunken, der es erwärmt, beseligt, reich und glücklich macht! Viele andere bemerken so ein unscheinbares Flämmchen kaum, es gehört eben ein Dichtergemüth dazu, sich über verschämte Liebe und fallendes Herbstlaub zu freuen!

Nachdruck verboten.

Die Büttelflasche, das Wahrzeichen der Stadt Bautzen.

Aus unserem Leserkreise wurde uns die Photographie, von der wir untenstehend eine Reproduction veröffentlichen, mit der Bitte um eine Erklärung des merkwürdigen Gegenstandes übersandt. Wir erfüllen den Wunsch unserer geschätzten Abonnentin um so lieber, als wir annehmen, daß das Thema für weitere Kreise von Interesse sein dürfte. Unsere Abbildung stellt das Wahrzeichen der Stadt Bautzen, die Büttelflasche, dar.

Bevor wir näher auf die Bedeutung dieses Wahrzeichens eingehen, möchten wir aber erst eine Erklärung der Wahrzeichen im allgemeinen geben: Unter Wahrzeichen verstand man ursprünglich jedes charakteristische Merkmal einer Sache, durch welche sich diese von einer anderen unterscheidet. So pflegte man früher im Volksmunde selbst Feuermale und Leberflecke im Gesicht eines Menschen, sowie erhaltene Wunden beim Turnier mit gedecktem Visir als Wahrzeichen zu benennen. Unter dieser Bedeutung ist uns das Wort jedoch nicht mehr geläufig; wir verstehen unter Wahrzeichen hauptsächlich Städte-Wahrzeichen, und diese sind, etymologisch betrachtet, das Zeichen der Gewahrsame, d. h. die Umgrenzung der Orte, namentlich die Weichbild-Kreuze, Wette- oder Wethin-Kreuze. Wir erinnern uns hierbei an das Sprichwort „am Kreuze liegen", d. h. in schlechten Verhältnissen sich befinden: im Mittelalter machte man mit den Bettlern wenig Umstände, man entledigte sich ihrer auf die Art, daß die Bettelvögte sie zur Stadt hinaus bis zum Weichbilde führten; dort mochten sie — am Kreuze liegen bleiben.

Die Weichbild-Kreuze waren außerdem aber auch Wortzeichen, sichtliche Erkennungszeichen und Bilder für Losungsworte, und sie kommen deshalb auch oft „Worzeichen" geschrieben im Mittelalter vor. Sie sind aber auch sehr häufig Zeichen zum Andenken einer Sache oder Begebenheit, — z. B. Einstürze von Häusern, Thürmen ꝛc.

Die Büttelflasche in Bautzen.

Schließlich wurden, als ihre ursprüngliche Bedeutung beim Volke zum Theil in Vergessenheit gerathen war, auch Baudenkzeichen und auffällige Bildwerke an Kirchen, Brücken und Privathäusern, ferner alte Drudenbäume, Wirthshauszeichen, Schandsteine, Brunnen u. s. w. zu Wahrzeichen. Auch eigenartige Echos, — wir erinnern z. B. an das auf dem Kasseler Marktplatz, — sowie von einem bestimmten Standpunkte gesehene, humoristisch wirkende Gegenstände, z. B. die Statue eines Heiligen auf dem Dache der Schloßkirche in Dresden, die, von einer Stelle der Töpferstraße gesehen, den Anschein erweckt, als wenn der Heilige mit Aufmerksamkeit in einen Schornstein (des Schlosses) guckt u. s. w. erlangten die Bedeutung des Wahrzeichens.

Die Volks-Phantasie, die in Geschichtsfälschung bekanntlich Großes leistet, hat sich all dieser falsch verstandenen Gegenstände bemächtigt und sie mit einer Sage oder Legende umkleidet, und so barock manche dieser Geschichten sind, die größere Mehrzahl ist es werth, der Nachwelt erhalten zu werden.

Die Büttelflasche in Bautzen.
Nach einem alten Holzschnitte.

Noch vor 70 bis 80 Jahren, als die Wanderbücher noch nicht im Gebrauch waren und der Handwerksgeselle auf sogenannte Kundschaft oder den bloßen Lehrbrief wanderte, spielten die Wahrzeichen bei den Handwerksleuten eine große Rolle. Die Kenntniß der Wahrzeichen war für den Wanderburschen unbedingt nothwendig, denn nur damit konnte er dem examinirenden Altgesellen den Beweis liefern, daß er in dieser oder jener Stadt gewesen sei. Mit der Einführung der Eisenbahn ist so manche Eigenthümlichkeit aus der guten alten Zeit verschwunden, dazu gehört auch die Poesie des Wanderlebens. Die Landstraßen sind verödet, und wenn man heutzutage einem Bruder Straubinger mit dem Felleisen auf der Schulter begegnet, ist man meist geneigt, ihn für einen Stromer zu halten. Der praktische Nutzen der Wahrzeichen ist mit Einführung der Wanderbücher in Wegfall gekommen, niemand achtet mehr auf sie. Leider aber muß heutzutage manches alte ehrwürdige Haus einem modernen Prachtbau Platz machen, und dabei verschwindet ein Wahrzeichen nach dem andern. Es wäre zu wünschen, daß von den alten Bildwerken wenigstens Abbildungen aufbewahrt würden, und unserer Leserinnen würden sich ein Verdienst erwerben, wenn sie dazu beitrügen, daß dies geschehe. Auch die Liebhaberphotographen könnten hier viel Nutzen schaffen, wenn sie es sich zur Aufgabe machten, sämmtliche Wahrzeichen in ihrer Stadt, so weit sie zu photographiren sind, im Bilde festzuhalten.

Wir lassen nun die Erklärung der Büttelflasche folgen: Unter mehreren im Mittelalter fast in ganz Deutschland, sowie in Frankreich und selbst im Norden in Anwendung gebrachten Strafen hat sich vorzüglich die fast ausschließlich für das weibliche Geschlecht bestimmte Strafe des Steintragens bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts im Gebrauch erhalten. Verleumderinnen und zänkische Frauen, die sich wörtlich oder thätlich gegen einander vergingen, kamen bei weitem nicht so leichten Kaufes davon, wie in unseren Tagen, wo dergleichen mit einer öffentlichen Ehrenerklärung oder einigen Mark Strafe abgethan wird. Ein weit härteres Los wartete ihrer; denn mit einem schweren, in eisernen Bändern am Halse hängenden Steine mußten sie vom Ort ihres Wohnplatzes an einen anderen, oder durch mehrere Straßen der Stadt wandern. Zuweilen mußten sie auch eine dreimalige Promenade um den Marktplatz oder um das Rathhaus machen, bei welcher sie obendrein von dem Gerichtsfrohn und einem Trommler begleitet wurden. So verschieden übrigens die Form dieser Schandsteine war, ebenso verschieden war auch die Ceremonie, mit der die Vollstreckung der Strafe verbunden war. In Lübeck hatten die Steine die Form einer ovalen Schüssel; an anderen Orten gab man ihnen die Figur eines Frauenkopfes, dessen ausgestreckte Zunge mit einem Vorlegeschloß versehen war; oft hatten die Steine die Gestalt einer Katze oder, — wie in Bautzen, — die Form einer runden Flasche. Man nannte deshalb die Strafe selbst das Flaschentragen oder das Trinken aus des Büttels Flasche.

Das Gewicht dieses Halsgeschmeides war verschieden. Nach einem Dortmunder Statut vom Jahre 1348 soll der Stein einen Centner schwer sein. Ein altes schlesisch-sächsisches Rechtsbuch berichtet übrigens von zwei Steinen: „Der eine soll ihnen hinten hangen, der andere vorn, und ein jeglicher soll ein gewogen Stein behalben." Die Bautzener Büttelflasche hat jedoch nur ein Gewicht von 33 Pfund, sie ist aus Sandstein gearbeitet, und die Figuren sind darauf gemalt. Der Text auf der Flasche ist nicht mehr vollständig zu entziffern; nach einem alten Holzschnitte, der uns von einem Freunde unserer Zeitschrift überlassen wurde und den wir ebenfalls reproduciren, lautet er:

Wenn sich Mägd' und Weiber schlagen, müssen sie die
Flasche tragen.

Nach den in den Bautzen'schen Jahrbüchern befindlichen Nachrichten wurde sie im Jahre 1672 renovirt. Am 2. September desselben Jahres mußte eine wendische Frau die Flasche dreimal ums Rathhaus tragen, weil sie eine andere mit dem Rockenstecken geschlagen hatte; der Stecken wurde ihr vom Gerichtsdiener vorangetragen. Im Jahre 1678 ist die Strafe noch einmal verhängt worden, dann verschwindet die Büttelflasche aus den Gerichtsbüchern der Stadt Bautzen.

Wir richten an unsere geehrten Leserinnen die höfliche Bitte, Umschau nach alten Wahrzeichen zu halten und uns, — so weit sie zu erreichen sind, — Abbildungen einzusenden. Wo keine Abbildungen existiren, sind wir für eine kurze Mittheilung und Beschreibung des Gegenstandes sehr dankbar. Besonders erwünscht sind uns aber auch Sagen, welche sich auf die Wahrzeichen beziehen.

Wir hoffen im Interesse der Sache auf recht reiche Einsendungen und werden das Geeignete s. Z. in unserer Zeitschrift veröffentlichen. Die Red.

Nachdruck verboten.

Händlerin im Harem.

Nach dem Gemälde von D. Israel in München.
Siehe Seite 125.

Man pflegt Konstantinopel, Neapel und Lissabon als die drei herrlichst gelegenen Städte Europas zu preisen, giebt aber Konstantinopel den Vorzug, denn keine der beiden anderen Städte übt auf den Beschauer einen so sinnberückenden Reiz aus als das unvergleichliche Byzanz. Wo findet man auch eine Aussicht gleich der vom Thurm von Galata, von dem aus man über tausende von Dächern, Gärten, Kuppeln und Minareten hinweg das Schwarze Meer und den Marmara-See erblickt und auf die mit Villen und Kiosken besäten Ufer des Bosporus sieht, zwischen denen sich unzählige Segelschiffe und Ruderboote dahinbewegen. Ein schöneres Bild auch kann man sich kaum vorstellen, als wenn man bei sinkender Sonne durch den Bosporus dahinfährt, dann um die Spitze des Serail in das Goldene Horn einbiegt und ringsum die bleigedeckten Kuppeln, die Minarete mit ihren goldenen Halbmonden, die aus hochstämmigen Palmendickicht und dunkelm Cedernwald aufragenden Paläste und Thürme der Stadt mit Purpurlicht überströmt sieht. Leicht wiegt der Nachen durch die Fluth und schneidet mit schnellem Kiel die krystallklaren Wellen; leis umfächelt uns die laue Luft, — vom Ufer ertönen Flöte und Tambourin. Hier und da sieht man am Ufer Gruppen von Männern, die sich in süßem Nichtsthun auf den Rasen hingestreckt haben und ihre Wasserpfeifen rauchen, auch verschleierte Schönen aus dem Harem erblickt man, die sich mit Spiel und Tanz ergötzen. Wahrlich ein Bild aus Tausend und eine Nacht.

Konstantinopel ist aber nicht überall schön. Die größte Mehrzahl der Straßen, mit ihren elenden, verwahrlosten Häusern, ist enge und schmutzig; nichts weniger als prächtig gekleidete Menschen lungern herum und tragen dazu bei, das widrige Straßenbild noch abstoßender zu gestalten. Auch die stolzen Paläste der Reichen können uns keine Sympathie einflößen, wenn wir uns mit dem Gedanken befreunden sollten, darin leben zu müssen. All die verschwenderische Pracht, mit der die Paläste ausgestattet sind, würde wohl keine unserer Leserinnen veranlassen können, mit den Insassen zu tauschen. Das Frauenleben der Damen des Harems ist öde und leer. Sie finden nur an dem Glanz und Schimmer Gefallen, und da sie keine geistigen Interessen haben, ist die tödtliche Langeweile ihr Los. Ist es ein Wunder, wenn sie in Eitelkeit und Habsucht einander zu übertreffen suchen, wenn sie Intriguen anzetteln und kindische Spielereien treiben, nur um sich zu beschäftigen? Den größten Theil des Tages liegen sie träumend auf schwellenden Kissen oder kostbaren Fellen, und wenn es hoch kommt, schwingen sie sich zu einer Partie Schach auf — auch das wird ihnen langweilig, und so begrüßen sie es mit Freuden, wenn sich eine Händlerin im Harem sehen läßt, die Schmucksachen oder dergleichen zum Kauf anbietet. Dann kommt Leben in die träge Gesellschaft, dann sind sie ganz bei der Sache, alles zu betrachten und anzuprobiren, und da ihr Herr und Gebieter sie nicht allzukarg mit Taschengeld bedenkt, wird viel unnützer Tand gekauft. Unser Künstler führt uns ein solches Bild vor Augen, er hat die Haremsfrauen trefflich dargestellt, ebenso die Händlerin. Die letztere braucht keine sonderlichen Ueberredungskünste anzuwenden, ihre Ware loszuwerden, nur ein wenig Geduld muß sie haben, im übrigen weiß sie es schon, sie hat eine mächtige Fürsprecherin bei den Schönen — die Eitelkeit.

Nachdruck verboten.

Ein Dorfidyll im Spreewalde.

Nach dem Gemälde von J. Schenker. — Siehe Seite 121.

Es ist in neuerer Zeit sehr in Aufnahme gekommen, eine Vergnügungsfahrt durch den Spreewald zu unternehmen, und in der That bietet eine solche viel Anregendes und Belehrendes zugleich. Nicht nur die wendische und wendisch sprechende Bevölkerung in ihrer malerischen Tracht und ihren Sitten und Gebräuchen muthet den Fremden eigenartig an, es berührt auch seltsam, mitten im Deutschen Reiche einen Volksstamm zu finden, welcher sein Slaventhum in Sprache und Sitte bewahrt hat und des Deutschen kaum mächtig ist, — ja, man begegnet dort nicht selten Leuten, die kein Wort Deutsch verstehen. Nicht minder übt die Landschaft auf den Beschauer einen bestrickenden Reiz aus.

Das Land wird von der Spree vielarmig durchschnitten, viele Kanäle sind zur Entwässerung des sumpfigen Bodens angelegt, und so ist der Verkehr zwischen den einzelnen Dörfern und Gehöften fast nur auf dem Wasserwege möglich. Wer aber eine monotone Landschaft, ähnlich der holländischen, zu finden glaubt, der wird angenehm enttäuscht, wenn er üppige Wiesen und Felder von reichem Waldstand unterbrochen findet. Wenn man in einem Kahne von einem Dorfe zum andern fährt, kommt man häufig durch einen Wald; die Bäume haben ihre Zweige über das Wasser gebreitet und theilweise ein Laubdach gewölbt, daß man den Himmel nicht mehr sieht. Kein Laut dringt zu uns, nur das von den kräftigen Armen der Spreewälderin geführte Ruder klatscht leise ins Wasser.

Die strohgedeckten Wohnhäuser der Spreewälder sind klein und schmucklos, doch sie genügen den bescheidenen Ansprüchen der Bewohner vollkommen; was sie aber so reizvoll macht, ist ihre malerische Lage. Von Erlenbäumen beschattet, spiegeln sie sich im Wasser, auf dem schnatternde Enten lustig umherschwimmen. Die Wenden müssen friedfertige Leute sein, denn sie sind ja auf einander angewiesen; — wüßte man's aber nicht, man merkte es an ihren Wohnstätten, sie athmen Frieden und Bescheidenheit. H.

Redactions-Post.

Johanna L. in Prag. — So gerne wir Ihnen gefällig sind, möchten wir Ihnen doch keinen Rath geben, denn wir würden uns damit eine zu große Verantwortung aufbürden. Eine offene Aussprache wird jedenfalls am ersten zum Ziel führen.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur: für den literarischen Theil: Hugo Hein, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 17, 1. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. September 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Freude und Schmerz.

Von Hermine Villinger in Karlsruhe.

(Schluß.)

Inzwischen hatte es zu schneien angefangen, und als der Professor mit Elsbeth zusammentraf, trug er einen Kranz von weißen Haaren, der ihm ein seltsam verändertes Aussehen verlieh.

„Wie schön wird ihn das Alter kleiden", schoß es Elsbeth durch den Kopf, allein schon im nächsten Augenblick bereute sie dies innerliche Zugeständniß, und sie erklärte, indem sie lachend den Kopf zurückwarf:

„Nun ist's mit der Eisbahn bald zu Ende, aber das macht nichts, dann fahre ich Rad!"

„Glauben Sie, daß Ihr Vater damit einverstanden sein wird?"

„Mein Vater? Ich lasse mir überhaupt nichts verbieten und erlauben; ich thu', was ich für gut finde!"

Schon im nächsten Augenblick bereute sie das Gesagte; der Blick, mit dem der Professor sie ansah, war nicht nur erstaunt; er war im höchsten Grade mißbilligend. Wenn er nur wenigstens ein Wort gesagt hätte, — aber diese stille Verachtung! — In ihrem Aerger fuhr Elsbeth einer Stelle zu, wo das Eis schon tiefe Risse hatte und das Wasser sich zeigte.

„Sie werden einbrechen," rief ihr der Professor nach, „bleiben Sie zurück!"

Wie heftig, wie befehlend er das sagte. Lieber ins Wasser als gehorchen! Sie nahm einen Anlauf und war glücklich über die böse Stelle weg.

„Was hätten Sie gethan," fragte sie, zu ihm zurückkehrend, „wenn ich eingebrochen wäre?"

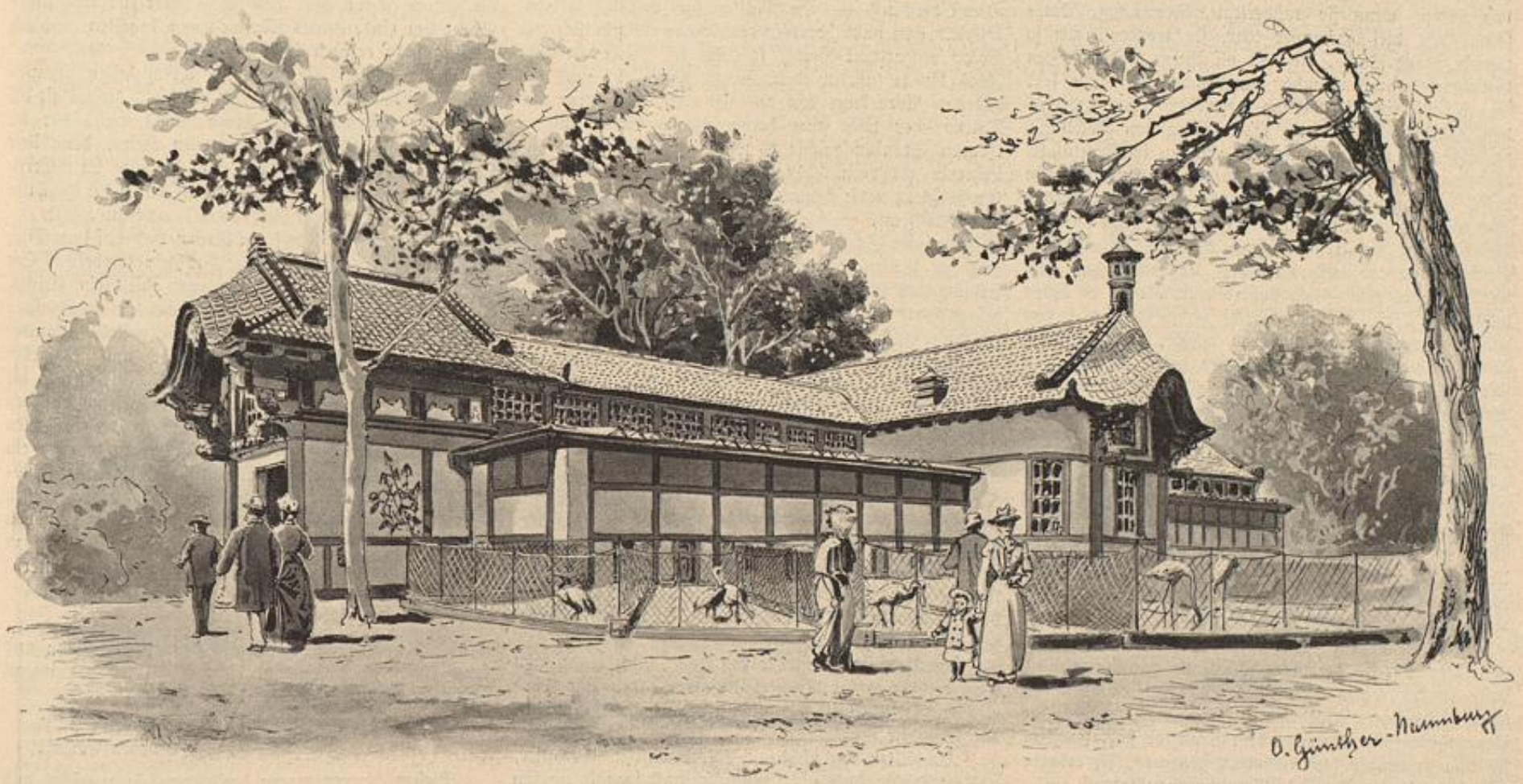
„Ich hätte Sie wahrscheinlich herausgeholt," gab er zur Antwort, „aber vielleicht unterlassen Sie diese Späße, wenn Sie kein Publicum mehr haben."

Er ging, und da es thaute, war keine Aussicht auf ein ferneres Begegnen. Elsbeth hätte viel darum gegeben, wenn sie die Erinnerung an jenes letzte Zusammentreffen auf der Eisbahn aus ihrem Gedächtniß hätte löschen können. Sie und der Professor saßen jetzt täglich jedes an seinem Fenster, anscheinend ganz und gar in ihre Arbeiten vertieft, aber mit jedem Tag begriff Elsbeth weniger, wie sie diesem Manne gegenüber so kindisch, so ganz und gar albern hatte sein können. Es war freilich ihre Absicht gewesen, ihm so abweisend wie möglich entgegenzutreten, allein hätte dies nicht in einer anderen Form geschehen können, — in einer ernsten, hoheitsvollen Form? Wenn er nun von ihr dachte, sie sei ein unerzogenes, keckes Ding, so war er vollständig im Recht; indes, man ist nicht gern verachtet, nicht einmal von dem Mann, der einem mißfällt. Ob sie nun wollte oder nicht, immer wieder traf sie's wie ein Stich in die Seele, wenn sie an seine Augen dachte, die so ehrlich waren, so ernst und so klar, — Augen, die alles rügten, nie etwas durchgehen ließen. Welch eine Tortur! Wie vollkommen müßte eine Frau an der Seite eines solchen Mannes sein! Da kam das Vergnügen natürlich immer zuletzt, und es gab nur Pflichten, langweilige, über alle Begriffe ernsthafte Pflichten. —

Es fiel ihr gar nicht ein, daß sie ja die ganze Zeit her mit der Erfüllung einer solchen Pflicht beschäftigt war, ganz aus eigenem Antrieb und noch dazu mit der größten Freudigkeit. Aus den zwei Bogen, die sie ihrem alten „Weibchen" zulieb abschrieb, waren vier geworden; sie rührte sich den ganzen Morgen nicht mehr vom Fleck, denn der Vater hatte ihr eine Sommerreise versprochen, und nun galt's, eine kleine Summe im Voraus zu verdienen, damit ihr Schützling nicht auf schmale Kost gesetzt war, während sie in Freuden lebte. O ja, und wie wollte sie sich freuen! Auf diese Reise setzte sie ihre ganze Hoffnung, die sollte sie von all den quälenden und unbequemen Gedanken erlösen, daß sie wieder fröhlich wurde wie zuvor. Es war ja schon gar nicht mehr zum Aushalten; wenn sie auf der Straße ging, und es begegnete ihr eine junge Frau, die sich mit ihrem Kind schleppte, benahm's ihr geradezu den Athem; eine Angst, ein Schrecken überfiel sie vor dem Ernst, der Verantwortlichkeit des Frauendaseins: gefesselt für immer, gehalten an allen Enden seines Wesens, nie mehr unbedingt frei sein können, — ja, warum drängte sich denn alles diesem schrecklichen Schicksal entgegen? Galt denn allen diesen heirathslustigen Mädchen die Freiheit, die ihr so köstlich dünkte, nichts?

Mit welcher Wonne schwang sie sich des Nachmittags auf ihr blank schimmerndes Stahlroß und sauste davon, hinaus aus den Gassen, ins freie, ins weite Land; da wurde ihr wieder wohl, da fand sie ihre Frische wieder, ihren Uebermuth, ihre glückselige Gedankenlosigkeit —

Der Professor aber saß voll Unruhe über seiner Arbeit, von Zeit zu Zeit einen grimmen Blick hinüber, ins Nachbargebiet sendend. Er konnte den alten Mann nicht begreifen, der das junge Geschöpf allein, Gott weiß wie weit, fahren ließ, ohne daran zu denken, was ihr alles zustoßen konnte, unvorsichtig wie sie war und ohne Schutz. Denn wenn er auch durchaus bei der Ansicht blieb, daß ein Mädchen wie Elsbeth nimmermehr für einen Mann wie er einer war, paßte, — ihr letztes Zusammensein hatte ihn darin nur noch bestärkt, — er brachte es trotz aller Vernunftgründe nicht dahin, ruhig zu bleiben, sobald er Elsbeth allein auf der Landstraße wußte. Er hatte sich bisher immer so in der Gewalt gehabt, und nun mit einem Mal sah er sich mitten in



Das Haus für Stelzvögel im Zoologischen Garten zu Berlin.
Von O. Günther-Naumburg in Berlin. — Siehe Seite 136.

einem Zwiespalt, dessen er mit all seiner Energie nicht Herr zu werden vermochte. Warum nur mußte ihm Elsbeth's Gesichtchen so unbeschreiblich gut gefallen, während ihn ihre Aeußerungen geradezu abstießen? Sie lauteten freilich ganz anders als die, welche er aus dem Munde anderer Frauen zu hören bekam. Der junge, so anerkannt tüchtige Professor wurde mit Einladungen überschüttet; die Mütter brachten ihm unumwunden ihre Sympathien entgegen, die jungen Mädchen, denen er sich näherte, bewunderten ihn, bevor er den Mund aufgethan. Wie leicht, wie normal hätte alles ablaufen können, — und doch! —

Eines Tages gewahrte Elsbeth, daß, wohin sie auch fuhr, in einer gewissen Entfernung immer ein zweites Rad auftauchte und sie begleitete; es kam und verschwand, war aber immer da, wo sich ein paar Handwerksburschen zeigten, oder wenn Elsbeth in ein Dorf fuhr. Sie wurde endlich ärgerlich und nahm den Radfahrer aufs Korn; eben war er hinter ihr, da machte sie Kehrt; er bog zwar in einen Seitenweg, aber zu spät. — Nun wußte sie's; erst erschrak sie bis in den Tod, und dann breitete sich eine dunkle Gluth über ihr Gesicht, und eine heiße Empörung loderte in ihrem Innern auf.

„Wie kann er", preßte sie hervor, „wie darf er; welches Recht nimmt sich der Mensch!" — Indes, die lebhafte Bewegung, der frische Luftzug brachte auffallend rasch diese heftige Wallung zum Ausgleich. War's nicht eigentlich ein Triumph für sie, daß er radelte? Ein Beweis, daß er nicht gänzlich in seiner Pflichttreue erstarrt war, daß man ihn seinen Büchern entziehen, am Ende gar auf Stunden seiner Beschäftigung abtrünnig machen konnte. „Fahr' Du nur zu", frohlockte sie, „mich kriegst Du doch nicht!" — Und es machte ihr eine heimtückische Freude, ihn, der erklärt hatte, eine Stunde für das Vergnügen sei genug, die doppelte Zeit und noch länger in der Irre herum zu führen.

Es bekam ihm wunderbar; sein blasses Gelehrtengesicht nahm zusehends eine kräftigere Färbung an, und ihm wurde seltsam weit und froh ums Herz, wie nie in seinem Leben; denn nie noch hatte ihn ein Vergnügen so hingenommen, weil er in jede Erholung, die er sich gönnte, seine Pflichten mitnahm, die Arbeit, die er im Kopf hatte, immer mit sich selber geizend, in der Besorgniß, zu viel Zeit zu verlieren. Nun aber verging's ihm immer mehr, das bängliche nach der Uhr blicken; das unruhige schnelle Wesen da vor ihm entriß ihn seiner Bedächtigkeit und entführte ihn seinem mahnenden Gewissen. Und wunderbar, jetzt in dieser Entfernung von einander verstanden sich die beiden viel besser; ihre Aeußerungen, die fortwährend Verstimmungen zwischen ihnen hervorgerufen hatten, fielen weg, und sie hatten Muße, über einander klar zu werden. Warum war er nur so böse auf das junge, übermüthige Geschöpf gewesen? wie hatte er das unberathene, mutterlose Kind so streng, ja so pedantisch beurtheilen können? Sie war so jung, alles in ihr quoll über von Leben; wenn sie unüberlegte, übermüthige Dinge sagte, wie viel harmloser war sie trotzdem, als so manche junge Dame, die mit all ihrem mädchenhaften Gebahren so unverkennbar durchblicken ließ, wie sehr sie es auf eine Eroberung abgesehen hatte. Nichts von alledem bei Elsbeth, keine Spur von Koketterie, ja, nicht der leiseste Wunsch zu gefallen, im Gegentheil! Und war sie nicht im Recht, wenn sie den Menschen floh, der für ihr Wesen nur Tadel haben würde? Sie wahrte ihr Selbst, und was that er denn anders? Welches war die Ursache seines Aergers, seiner tiefen Verstimmung? Doch nur der Umstand, daß das Mädchen, das ihm gefiel, anders war, als er es haben wollte, daß er, um ihr gerecht zu werden, viel von seinem eigenen Selbst aufgeben müßte, ja, mit seiner Familie schwere Kämpfe zu bestehen haben würde, denn Elsbeths Ausspruch: „Ich lasse mir überhaupt nichts verbieten und erlauben, ich thue was ich für gut finde", — und seine Mutter, die ihre Töchter lehrte: „Das Weib ist zum Dienen und Dulden geboren", — wie sollten sich Menschen mit so entgegengesetzten Anschauungen jemals zusammenfinden? Schon der Gedanke an sein Vaterhaus legte sich trennend zwischen ihn und das Mädchen, von dem sein Herz doch nicht lassen konnte. Und es überkam ihn etwas wie Scham bei dem Gedanken — sie an meiner Stelle hätte den Muth, bedingungslos ihrem Herzen zu folgen.

Es kam der Tag, an dem Elsbeth zum letzten Mal vor ihrer Abreise an ihrem Platz, am Fenster saß; sie hatte in der letzten Zeit jeden Tag drei Stunden mit ihrer Schreiberei zugebracht, ahnungslos, welch' eine Genugthuung sie ihrerseits dem Professor gab, nachdem sie ihm gegenüber den Ausspruch gethan: „Ich erlaube mir, den ganzen Tag dem Vergnügen zu leben". —

Wenn Elsbeth aufrichtig hätte sein wollen, so hätte sie sich sagen müssen: „Es ist nicht wahr, daß ich mich auf die Reise freue." Sie behauptete aber den ganzen Tag das Gegentheil; und als sie mit ihrem Vater in den Wagen stieg, um an die Bahn zu fahren, geschah's, daß ihr plötzlich ein ganz unvermutheter Thränenstrom aus den Augen brach.

„Was ist Dir denn?" fragte sie der aufs höchste erstaunte Anwalt.

„Es ist, —" sie faßte sich schnell, — „das Aufwaschweible war so bewegt, als ich ihr zum Abschied das Geld gab; es sagte immerfort: ‚Das ist zu viel, zu viel' — und weinte die ganze Treppe hinauf."

Der Professor sah den Abfahrenden nach; er sah die Dortel drüben am Fenster erscheinen, wie sie herumfegte und -wischte und dann die Läden schloß. Aber wenn er geglaubt hatte, nun ungestört, ohne irgendwelche Zerstreuung arbeiten zu können, sah er sich enttäuscht. Es war da etwas in seinem Herzen eingezogen, ein heißer quälender Schmerz, der ihm mehr Zerstreuung gab, als der Anblick des reizenden kleinen Kopfes da unten am Fenster. Er war mit Lust aufgestanden, mit Freudigkeit an die Arbeit gegangen und hatte das so hingenommen, seines Glückes unbewußt; nun erschien es ihm in der Erinnerung mit jedem Tag größer und größer und machte ihm die Gegenwart unleidlich. Endlich hielt er's gar nicht mehr aus und reiste eine Woche früher in seine Heimat, als er vorgehabt hatte.

So war denn alles zu, die Fenster hüben und die Fenster drüben, aber die kleinen Quälgeister, die da hin und her geflogen waren, nahmen ihren Flug ungesäumt ins Weite, und sie verfehlten ihre Opfer nicht. Den Professor trieben sie gar schon nach vierzehn Tagen wieder in die Stadtwohnung zurück. Seine einzige Rettung war das Rad; schnell fuhr er ins Freie, sowie die Verzweiflung ihn anpackte bei dem Gedanken: Wenn sie sich auf ihrer Reise verlobte, — wenn ich sie verlieren sollte. — Zweimal war er schon mit seinem Handkoffer an der Bahn gewesen, um ihr nachzureisen, aber im letzten Augenblick hatte er sich seines Beginnens geschämt und war wieder umgekehrt.

Er hatte nämlich zu Hause alles anders angetroffen, als er sich gedacht; die Reden, die er sich ausgesonnen, um die übermüthigen und unhäuslichen Eigenschaften eines gewissen jungen Mädchens in ein günstiges Licht zu stellen, sie waren ganz und gar überflüssig gewesen.

Es kam ihm vor, als habe sich alles im Hause verändert, seit er das letzte Mal, bei der Hochzeit seiner ältesten Schwester, mit den Seinen zusammen gewesen war. Er sprach darüber mit Hedwig, seiner Lieblingsschwester, die des Bruders klare graue Augen hatte, im übrigen aber ein untersetztes, wenig hübsches Mädchen war.

„Weißt Du," sagte sie, „es hat immer wie ein Alb auf der ganzen Familie gelegen: vier Mädchen und kein Vermögen. Der Vater seufzte beim Frühstück, beim Mittagessen und Nachtessen: ‚Ich bin ein müder, alter Mann, aber es hilft nichts, ich muß bis zum Grab im Dienst bleiben!' — Die Mutter kam aus der Athemlosigkeit gar nicht heraus, denn wenn sie glücklich den Vater aufgerichtet hatte, so kam die Reihe an uns: ‚Was könntet ihr werden, wozu eignet ihr euch am besten?' Aber keine von uns hatte ein ausgesprochenes Talent oder sonst eine hervorragende Gabe, und zu theuern Stunden reichte es auch nicht, sonst wäre ich Lehrerin geworden. Du weißt, wie glücklich es unsere Große gleich traf: kaum war sie ein halbes Jahr Stütze der Hausfrau, machte sie die gute Partie. Ich bot mich meinem Schwager als Ladenjungfer an; er machte mich zu seinem Buchhalter mit zweitausend Mark Besoldung; ich könne es aber noch weiter bringen, hat er gesagt, denn das Geschäft gehe immer flotter. Und das ist noch nicht alles; hast Du nicht bemerkt, wie unsere Dritte immer roth wird, so oft drüben, am Apothekerladen die Klingel geht? Da giebt's auch bald 'was, und so athmen denn die Eltern auf, und wir alle mit, — und da weht denn nun freilich eine ganz andere Luft bei uns."

In der That, wo war die Strenge, die Unerbittlichkeit der Eltern hingekommen? Als seine jüngste Schwester zu spät zu Tisch kam, und er, der so viel ältere Bruder, sich den Tadel gegen sie erlaubte: „Wie, Du warst den halben Morgen auf der Gasse, und nun kommst Du erst nach der Suppe?" Was antwortete da die Mutter: „Ach laß sie nur! Mag sie sich austoben, das ist gesund."

Der Professor schüttelte den Kopf: „Ich kenne mich nicht mehr aus bei Reichert's!" worauf der Vater mit einiger Verlegenheit bemerkte: „Ich sag's ja immer, der Balg ist verzogen! —"

„Ach Alter, thu' nicht so," unterbrach ihn die Mutter, „es ist Dir ja doch nicht ernst; weißt," wandte sie sich an ihren Aeltesten, „mit den Jahren läßt der schöne Eifer nach; man lernt ab- und zugeben später und einsehen, daß nicht jeder sein kann, wie man ihn haben will. Du dauerst mich oft jetzt, wie streng Du's gehabt hast, aber man sieht es gar oft in der Welt, wie schlimm so ein einziger Sohn ausarten kann in einem Kreis von Schwestern, die ihm alles zulieb thun und dadurch den Egoismus in ihm groß ziehen. Da habe ich mir so geholfen, daß ich Dir's früh und spät vorsagte: ‚Wir haben kein Vermögen, Deine Schwestern werden sich nicht verheirathen, es ist Deine Pflicht, einmal für alle zu sorgen. —'"

„Und damals schon, Mutter," unterbrach sie Hedwig, „habe ich mir vorgenommen, ich werde ihm helfen; er soll sich nicht mit der Last von vier Schwestern durchs Leben plagen; er soll sich verheirathen, damit das ausgezeichnete, pflichtgetreue, über alle Begriffe brave Geschlecht der Reichert nicht aussterbe. Hoffentlich," wandte sie sich an ihren Bruder, „kriegst Du eine recht leichtlebige Frau!" —

Der hielt's nach dieser Unterhaltung nicht länger unter den Seinen aus; denn es wurde ihm mit einem Male schwer, jene Würde zu bewahren, die sie alle an ihm gewohnt waren; er reiste in seine Stadtwohnung zurück.

Und eines Morgens, siehe da, öffneten sich die Fensterladen des Nachbarhauses; die Scheiben dahinter blickten in frischgescheuerter Pracht, und ein ebenso beredtes Zeugniß von Dortels Thaten gaben die tadellos geplätteten Vorhänge. Die Magd aber ging mit ihrem würdevollen Schritt und dem großen Handkorb auf den Markt, und als sie zurückkehrte, trug sie einen Strauß Astern in der Hand.

Astern! Der Professor nahm seinen Hut und rannte davon.

Ein paar Stunden später stand er mit hochklopfendem Herzen hinter seinem Fenster, das sich in einen vollständigen Blumengarten umgewandelt hatte, voll der herrlichsten Rosen und Veilchen, als sei nicht der Herbst, als sei der verheißungsvollste Frühling bei ihm eingezogen.

Elsbeths erster Blick traf dieses Fenster, als sie an der Seite ihres Vaters in die Straße fuhr.

Sie hatte sie auf der Reise nicht wieder gefunden, die alte Fröhlichkeit und Zuversicht. So oft sie auch ihren Vater veranlaßt hatte, den Platz zu wechseln und weiter zu reisen, die zwei ernsten grauen Augen gingen immer mit. Wenn sie sich einmal vergaß und die alte Ausgelassenheit über sie kam, hervorgerufen durch die Huldigungen, die ihr auf Schritt und Tritt zu Theil wurden, — der gute, bequeme Vater war nie zur Stelle, die grauen Augen immer. Ihr Blick machte sie oft plötzlich still und in sich gekehrt; sie mußte sich gestehen, es war nicht weit her mit ihrer Selbständigkeit, sie war zu jung, zu lebhaft und unerfahren, um ohne Schutz mit all den Männern verkehren zu dürfen, die sich um das so auffallend hübsche Mädchen bemühten. Unwillkürlich drängte sich ihr die Frage auf: „Was ist es nur, woher kommt es, daß überall, wo ich erscheine, die Frauen gegen mich und die Männer für mich sind? Sollte am Ende Lena's Mutter Recht behalten, und ich wirklich nicht erzogen sein?"

Und nun stand sie wieder in ihrem hellen, freundlichen Mädchenzimmer, aber ihr war, als gingen sie all die heitern, buntscheckigen Dinge nichts mehr an; sie fühlte sich fremd in ihrem eigenen Heim, denn ihre Erfahrungen lasteten auf ihr, und die alte Selbstherrlichkeit, die sonst nie einen trüben Gedanken bei ihr hatte aufkommen lassen, kam ihr diesmal nicht zu Hülfe.

Da fiel ihr Blick auf ein Packet, das auf dem Tisch lag und die Aufschrift trug: ‚Fräulein Elsbeth'. Sie nahm den Papierumschlag weg und hielt ein kleines, blau angestrichenes Kästchen in der Hand mit abgeblaßten rothen Blumen. Der an den Deckel geklebte Papierstreifen enthielt die Worte: ‚Freude und Schmerz'. Elsbeth las die Aufschrift ein zweites Mal, öffnete die kleine Lade und leerte deren Inhalt vor sich auf den Tisch; ein Rosenkranz kam zum Vorschein, dessen Perlen durch den Gebrauch fast schwarz geworden waren, ein wächsernes Christkindchen, mit völlig verwischten Gesichtszügen, ein schwarzes Haarwischlein, von einem rothen Faden zusammen gebunden; zwei Briefe, der eine von gelblich verblichener Farbe, der andere neu, lagen zu unterst im Kästchen. Elsbeth öffnete zuerst den erstern; er lautete:

„Liebe Zäzilia

Endlich bin Ich ein Angestellter an der Bahn und kann Nächstenz Gottseidank die Hochzeit los gehen zwei Flaschenweiv bringe Ich mit

Dein sehnsuchsvoller
Leopold Gerber."

Diesem Namen waren drei Kreuzlein zugefügt und dicht darunter, mit einer Stecknadel angeheftet, stand folgende Todesanzeige:

„Gott dem Allmächtigen hat es gefallen meinen geliebten Bräutigam Leopold Gerber, Bahnarbeiter, durch zwei Pusser in ein besseres Jenseits abzurufen.

Die tieftrauernde Braut
Cäcilie Birnstöckle."

Elsbeth hatte den andern Brief geöffnet, in dem mit zittrigen Buchstaben die wenigen Worte standen:

„Ein schöner Gruß und ich bin dod. Es macht aber Nichts und ich dank noch viel Mals.

Das Aufwaschweible selig.

Meine Andenken gehören Ihnen zum ewigen Vermächtniß Amen."

Wie traumverloren saß Elsbeth vor diesen armseligen Schätzen eines erloschenen Daseins. Es zuckte ihr um den Mund, und sie drückte plötzlich einen demüthigen Kuß auf das vergilbte Papierchen mit der Inschrift: ‚Freude und Schmerz'.

Sie wußte es nun, sie faßte es endlich: die beiden gehörten zusammen; es war unbeschreiblich kindisch von ihr gewesen, nur das eine zu wollen. Die grauen Augen sahen sie wieder an, und sie beugte sich vor ihrer klaren ernsten Macht, — der war frei, der war selbständig, weil er tüchtig war, weil er sich's errungen hatte, sie aber bedurfte eines Haltes, einer Leitung. —

Die Dortel erschien unter der Thür: „Fräulein Elsbeth, Sie möchten zum Herrn Doctor hinüber kommen!"

Das junge Mädchen erhob sich; sie nahm der Alten Vermächtniß mit; so trat sie bei ihrem Vater ein.

Der stand mitten im Zimmer, neben ihm der Professor, beide tief erregt; Elsbeth blieb erschreckt unter der Thür stehen.

„Kind," begann der Anwalt, aber die Stimme versagte ihm, er konnte nicht weiter reden. Es war auch nicht nöthig; der Professor war Elsbeth entgegengeeilt, und sie schauten sich an, fest und innig; was das Leben bringen mochte an Freude und Schmerz, sie waren bereit, sie wollten alles mit einander theilen; es gab keine Bedenken mehr für sie.

Nachdruck verboten.

Londoner Briefe.

Von Henriette Jastrow in London.

VII.*)

Dienstboten-Verhältnisse in England.

Die 255,500 Personen, welche die letzte Volkszählung in Großbritannien als „häusliche Dienstboten" aufführte, dürfen sich gegenwärtig über Mangel an öffentlichem Interesse nicht beklagen. Social-Politiker und National-Oekonomen ziehen sie in den Bereich ihrer Studien, Schriftsteller von Beruf suchen „The Domestic-servant-difficulty" vom psychologischen Standpunkt aus zu ergründen und theoretisch der Frage zu Leibe zu gehen, während Praktiker aller Stände, die Kleinbürgersfrau neben der Gräfin, Erfahrungen und Weisheitssprüche aus dem Leben mit mehr oder weniger literarischer und oratorischer Gewandtheit der Oeffentlichkeit unterbreiten. Alle sind darin einig, daß die Beziehungen zwischen den beiden Gruppen, Arbeitgeber und Arbeitnehmer im häuslichen Betriebe, unbefriedigt sind und im Interesse aller Theile dringend einer Besserung bedürfen. Neben den akademischen Erörterungen gehen denn auch praktische Schritte aller Art. So hat sich in Manchester bereits eine Vereinigung von Arbeitgebern „The Ladies' Domestic Association" gebildet, nicht um über die eigenen ewigen Dienstmädchen-Calamitäten in alter Weise zu lamentiren, sondern um die Mißstände zu untersuchen, unter denen ihre Arbeitnehmer zu leiden haben, und um diese Mißstände, wenn möglich, zu beseitigen. Denn das ist auch den national-ökonomisch Ungeschulten nunmehr klar geworden, daß der Mangel an guten Dienstboten, also die Abneigung besserer Elemente, sich diesem Beruf zu widmen, in den die Arbeitnehmer, trotz erheblicher Vortheile, unbefriedigenden Verhältnissen des Berufes seinen Grund haben muß. —

Aber während alle Welt sich mit ihr beschäftigt, scheint sie selbst, Mary Ann, an der Besserung ihrer Lage nicht sonderlich interessirt zu sein. Zwar existirt in dem Dorado der Trades Unions auch ein Gewerkverein für häusliche Dienstboten, aber bis jetzt hat er es weder zu ansehnlicher Mitgliederzahl, noch zu Reformen irgend welcher Art gebracht. Das nimmt freilich denjenigen nicht Wunder, der englische Dienstmädchen kennt. Von allen conservativen Engländern ist das Dienstmädchen am conservativsten. Wehe dem armen Manne, der einer Erfindung, die in das häusliche Leben einzugreifen bestimmt ist, Eingang zu verschaffen sucht; sei es eine neue Art von Kehrbesen, oder von Backpulver, oder ein Kohlenanzünder, — sie finden keine Gnade vor Mary Ann's Augen. Nicht einmal ein Versuch wird gemacht. Man hat ja „immer" mit dem ihr so wohlbekannten Besen gefegt, keine der früheren Mistresses hat das Backpulver angewendet, und Kohlen anders als mit Holz anzuzünden, — wer hätte das je gehört? Darum hält es auch für deutsche Familien hier so ungeheuer schwer, heimatliche Gewohnheiten beizubehalten, und wenn man bei selbst noch nicht acclimatisirten Landsleuten drei Gänge auf einem Teller vereinigt findet (manchmal, sage und schreibe: sieben verschiedene Gerichte in friedlicher Eintracht beisammen), dann ist der dienstbare Geist der Grund dafür.

*) Vgl. Heft 6 u. 13.

Mit ihrer deutschen Collegin verglichen, steht sich das englische Dienstmädchen in mancherlei Hinsicht bei weitem besser. Eine Köchin darf in London und auch in der Provinz einen Lohn von £ 22 bis 28 jährlich beanspruchen (440 bis 560 Mark), ein Hausmädchen £ 18 bis 20 (360 bis 400 Mark), und selbst ein Mädchen für alles, the maid-of-all-work oder „general servant", kurzweg „general" genannt, die von den National-Oekonomen zu den „unskilled labourers", den „ungelernten Arbeitern" gezählt wird, bekommt je nach Alter und Dienstdauer £ 15, 18, auch £ 20 und darüber. Aber auch der verhältnißmäßig höhere Lohn vermag die Abneigung nicht zu überwinden, die gegen den Dienst als „general" existirt. In den Augen der Mädchen ist eine gewisse Degradation damit verbunden, und es sind nicht nur die faktischen Nachtheile des Berufes, die Einsamkeit und Unfreiheit, die „slavery downstairs", die sie in die Fabriken treibt, sondern zum Theil ist der bloße Name „general servant" das Schreckgespenst.

Darum versuchte der Manchester Frauenverein, einen anderen Namen für die Beschäftigung zu finden, um sie der vorurtheiligen Unbeliebtheit zu entkleiden, aber die Vorschläge der Etymologen trafen noch nicht das Rechte und wurden verworfen. —

Zu den Löhnen tritt häufig noch Biergeld anstatt des Bieres, was, wie von manchen Seiten behauptet wird, sich als Hülfe gegen das unerträglichste Uebel eines englischen Dienstboten, die Trunksucht, erwiesen hat. In großen Haushalten wird vielfach die ganze Beköstigung in Geldeswerth verabreicht. Wie Statistiker festgestellt haben, wird die Beköstigung den männlichen Dienstboten mit 60 bis 70 Mark monatlich, weiblichen mit 50 bis 60 Mark vergütet. In solchen Haushalten wird dann eine der jüngeren Mädchen zur Bedienung der Dienerschaft ernannt, namentlich hinsichtlich der Verproviantirung, die natürlich beträchtlich unter dem vergüteten Preise hergestellt wird. Trotzdem behaupten die Anhänger dieses Systems unter den Arbeitgebern, daß es erheblich vortheilhafter für sie sei, als die Beköstigung in eigener Regie, und es erscheint einem einleuchtend, wenn man den Erfahrungen der Gräfin von Malmesbury lauscht, wie ihr Kutscher vorsorglich nach jedem Mittagessen den nicht vertilgten Theil des Bratens dem Kehrichthaufen einverleibte, „damit Auge und Magen nicht durch ein zweites Erscheinen des Gerichtes, sei es kalt oder als Hachê, beleidigt werden."

Zu den Löhnen tritt ferner noch ein Theil der Kleidung, nicht nur für den livrirten Diener, sondern auch in dem bescheidensten Haushalt für das Dienstmädchen. Das englische Dienstmädchen trägt, so zu sagen, eine Uniform. Auf dem ganzen britischen Eiland ist sie von nachmittags an in schwarzem Kleid mit weißer Schürze zu sehen, mit steifem weißen Umlegekragen und Manschetten, ein kleidsames Batist-Häubchen mit mehr oder weniger langen und breiten Bändern auf dem wohlfrisirten Kopf. Morgens wird ein Waschkleid getragen, und das für den Nachmittag nicht mehr genügend frische Häubchen tritt in den Morgendienst über. Wenn es auch hier ausgedient hat, ist häufig seine Laufbahn vollendet, denn oft ist es so complicirten Charakters, daß es wohlfeiler ist, es zu erneuern als es zu waschen. Das Häubchen wird von der „Mistreß" geliefert, oft auch das schwarze Kleid und die weißen Schürzen, und selbst in ökonomischen Haushalten wird letztere nebst Kragen und Manschetten außer dem Hause „auf neu" gewaschen, denn auf das smart Aussehen des dienstbaren Geistes am Nachmittag wird großer Werth gelegt. —

Schwarze Kleidung erfreut sich in diesem Stande auch außerhalb des Dienstes großer Beliebtheit, und man findet nicht selten Dienstmädchen, die seit ihrer Kindheit nie ein farbiges wollenes Kleid besessen haben. Allerdings ist das Ausgehekleid nicht von so spartanischer Einfachheit, wie die auf Latzschürze und Manschetten berechnete tägliche Tracht.

Das englische Dienstmädchen hat ziemlich häufig Gelegenheit, das elegantere Kleid zu benutzen. Jeden zweiten Sonntag, in manchen Häusern auch jeden Sonntag, ist sie von nachmittags an frei, ferner hat sie gewöhnlich einen Nachmittag im Monat zu privaten Einkäufen, dem „shopping", das ja hier solch große Rolle spielt, und ein Tag im Monat gehört ihr ganz und gar. An diesem Tage hat sie fast gar keine Pflichten, und selbst als maid-of-all-work liegt ihr kaum mehr ob als das Bereiten des Frühstücks. Die Familie begnügt sich an dem Tage mit kaltem Diner, oder es wird eine Hülfe in Gestalt eines jener „charwomen" angenommen, die hier wie bei uns nie ohne Korb antreten, gegen Abend von ihren Kindern besucht werden und sich allgemeiner Unbeliebtheit erfreuen. Ohne den freien Tag im Monat würde ein Dienstmädchen, und vollends „a general", ihr Leben unerträglich finden, ja er ist ihr noch wichtiger, als der Sommer-Urlaub. Aber auch der ist ihr sicher, vierzehntägige Sommer-Ferien sind fast allgemeine Sitte. Freilich wird davon nicht in allen Fällen Gebrauch gemacht, denn ein Mädchen, das keine zu besuchenden Freunde in der Nähe hat, wird häufig die großen Ausgaben einer längeren Reise scheuen. Gar manche erkennen die großen pecuniären Vortheile dieses Berufes und geben sich der „häuslichen Sklaverei," wie sie es nennen, mit all ihren Entbehrungen hin, um sich ein Heirathsgut zu ersparen oder alte Eltern zu unterstützen oder dergl., und so findet man denn sparsame Charaktere unter ihnen. Ob sie aber im allgemeinen sparsamer und besser sind als unsere Dienstmädchen? Hier zu Lande wird jeder unbedenklich die Frage verneinen. „Vor allen Dingen," sagt man hier, „ist das deutsche Mädchen nicht dem Trunke ergeben," dann wird ihr Anspruchslosigkeit, Arbeitsamkeit und die allen Deutschen beigelegte Gründlichkeit nachgerühmt: und so ist gerade ein Artikel, an dem im Vaterlande gar viel auszusetzen ist, einer der wenigen „made in Germany", die sich hier eines gewissen Ansehens erfreuen. Auch unsere alte Gesinde-Ordnung genießt hier eine ungeahnte Achtung, und vollends Dienstbuch und Miethsthaler werden als Ideal betrachtet. Deren Stelle ist hier durch nichts vertreten. Ohne ein Zeugniß vorweisen zu können, bezieht sich das Dienstmädchen auf eine ihrer früheren Mistresses, und da persönliche Erkundigung bei Londoner Entfernungen oft eine Tagereise bedeutet, werden schriftliche Auskünfte erbeten, die, wie die Klage lautet, in wenig gewissenhafter Weise zu günstig oder zu ungünstig ausgestellt werden. Die Miethsfrau, dieses ebenso unvermeidliche wie unbeliebte Factotum, lobt ihre Klientin natürlich mit Beredsamkeit, aber dennoch ist es nicht selten, daß diese einfach nicht zuzieht oder nach kurzer Zeit ohne Kündigung unter dem Schutze der Dunkelheit das Haus auf Nimmerwiedersehen verläßt. Auch die wohlthätigen Anstalten, welche die Stellenvermittlung für Dienstmädchen in die Hand genommen haben, erfreuen sich nicht allzu großer Sympathien.

Den Armen-Pflegerinnen wird zwar nachgerühmt, daß sie sittenstrenge und brauchbare Mädchen nachweisen, aber vielen „Herrschaften", welche das Mädchen nach allen Himmelsrichtungen hin befragen, ist das Verhör peinlich, dem sie sich zu unterwerfen haben. Ein Formular ist auszufüllen, enthaltend Beruf des Hausherrn oder sonstiger Familien-Glieder, Anzahl und Alter der letzteren, Anzahl der Räume, Beschreibung des Mädchenzimmers, Angabe der freien Zeit ꝛc.; wenn diese Angaben befriedigend ausfallen, begiebt sich eine Pflegerin zu persönlicher Besichtigung in das betreffende Haus und eventuell zum Abschluß des Vertrages, welcher unvermeidlich auch die Klausel enthält, daß das Mädchen von Mitgliedern der Association for Befriending Young Servants besucht werden darf, etwas, woran zahlreiche Mistresses noch mehr Anstoß nehmen, als an den Präliminarien. Dergleichen Institute kommen aber schließlich überhaupt fast nur für jüngere oder ganz junge Mädchen in Betracht, während in anderen Fällen, und namentlich für Special-Dienste, die Klippe der Gesinde-Bureaux nur durch gelegentliche Empfehlung oder durch Zeitungs-Annoncen zu umschiffen ist. Die Kündigung wird gewöhnlich vierwöchentlich festgesetzt, doch sind auch 14 Tage nicht selten. Merkwürdigerweise zieht das Mädchen am Morgen ab, aber erst am Abend zu, und man kann die Behauptung hören, daß der häufige Stellenwechsel mit der Errungenschaft dieses freien Tages in gewissem Zusammenhange stehe.

Welche Behandlung die Dienstboten hier zu Lande gewohnlich genießen, läßt sich, wie überall, kaum allgemein zusammenfassen. Denn obwohl die Gleichmäßigkeit englischer Haushalte einen gewissen Anhalt giebt, hängt doch bei der eigenthümlichen Natur des Berufes die Stellung jedes Dienstmädchens von dem Charakter der Mistreß ab. In einem Hause erzählte man als Curiosum, daß eine deutsche Dame nach mehrwöchentlichem Besuch dem Hausmädchen beim Abschied die Hand reichte, in anderen und reichlich so guten Häusern aber verschmäht man es nicht, sich dem Dienstmädchen auch menschlich zu nähern. Von Arbeiterschutz-Gesetzen irgend welcher Art wird der Stand nicht erreicht, die große sociale Gesetzgebung des Landes hat vor der Küche als Werkstätte Halt gemacht. Auch hier hat die Manchester-Vereinigung auf Deutschland hingewiesen, wo durch die Alters- und Invaliditäts-Versicherung wenigstens der Anfang gemacht ist, diese Arbeiterklasse in die Versicherungs-Gesetzgebung mit einzuschließen.

Die Region der Mädchen, sofern sie nicht in den Zimmern beschäftigt sind, ist gewöhnlich „downstairs." denn meistens sind Küche und Mädchenzimmer im Souterrain. Diese Einrichtung hat nicht nur die Nachtheile einer beschwerlichen und ermüdenden Verbindung mit der eigentlichen Familien-Wohnung, sondern sie bedeutet auch für die Mädchen einen beständigen Aufenthalt in dumpfen und halbdunkeln Räumen. In manchen Häusern schlafen sie in Dachzimmern, die meist hell und luftig sind. Wo Dienstboten beiderlei Geschlechts gehalten werden, bewohnen die weiblichen gewöhnlich den obersten, die männlichen den untersten Theil des Hauses. In solchen Häusern ist dann ein besonderes Eßzimmer und oft auch noch ein gemeinsames Wohnzimmer im Souterrain für die Dienerschaft vorhanden, und gemäß der Etiquette, die man oben in den Herrschaftsräumen beobachtet, wird auch in den unteren Regionen auf Rang und Stand gehalten, oft mit noch größerer Strikthеit als oben. Man unterscheidet „niedere" und „höhere" Dienerschaft, und wo beispielsweise beide Kategorien zusammen speisen, geht die Mahlzeit schweigend vor sich, denn den „Niederen" geziemt eine Unterhaltung nicht, und den „Höheren" geht sie gegen die Standesehre. Erst wenn nach aufgehobener Tafel die Höheren sich in ein anderes Zimmer begeben, um den Kaffee zu nehmen, geht in beiden Lagern die Unterhaltung vor sich. Dem „Parvenu" (der vom „Niederen" zum „Höheren" aufgestiegen ist), werden unten noch größere gesellschaftliche Schwierigkeiten bereitet, als seinem neu geadelten Schicksalsgenossen oben, so groß meistens, daß er den Schauplatz seiner erfolgreichen Thätigkeit mit einem neuen Felde vertauscht, indem er von vornherein als „Höherer" auftritt. Die Dienerschaft von Gästen wird mit Namen und Titel ihrer Herrschaft angeredet und zählt, was immer zu Hause ihr Rang sein mag, als Gast zu den „Höheren," ein Kapitel zu dem Sitten-Kodex, der dem Takt der unteren Region Ehre macht. — Die männlichen Diener haben meist keine sehr anstrengende Thätigkeit und werden oft nur als Staffage gehalten. Bei manchen Posten geht es so weit, daß behauptet wird, die Bezeichnung „footman" beziehe sich darauf, daß der Mann per Fuß bezahlt werde. Wendet man sich an ein Vermiethungs-Bureau behufs Engagement eines Lakaien zum Empfang von Gästen, so lautet die erste Frage: „Wie groß muß er sein?" Besteht man auf 6 Fuß, so wird man ihn unter £ 35 oder 40 (700 bis 800 Mark) jährlich nicht bekommen, ist man aber mit 5½ Fuß zufrieden, so läßt sich ein Beträchtliches sparen. Zwei Posten werden mit Vorliebe mit Vertretern der französischen Nation besetzt, die des Kammermädchens und des Küchen-Chefs, „französische Küche" bildet das Ideal des aristokratischen Engländers. Ganz eigenthümlich erscheint es, daß behauptet wird, das Feld des männlichen Dieners werde zusehends kleiner, das gewandte Zimmermädchen steche ihn aus. In diesem Falle sollen es aber nicht materielle Gründe sein, welche die männliche Arbeitskraft durch weibliche ersetzt, sondern der männliche Diener, so heißt es, besitze keine Anpassungs-Fähigkeit, er sei zu steif und schwerfällig, eine Behauptung, welche indessen in anderer Lesart vielleicht dahin lauten dürfte, daß die Abneigung gegen die mit dem Beruf verbundene Unfreiheit naturgemäß bei dem Manne noch stärker hervortritt, als bei der Frau.

Neuerdings ist eine Bewegung eingeleitet worden, um „gentlewomen," d. h. Frauen besserer Stände, dem Beruf, namentlich den „gelernten" Zweigen desselben (Köchin, Hausmädchen ꝛc.), zuzuführen, und es sind in der That Fälle bekannt, in denen der Versuch geglückt ist. Aber trotz der eminenten materiellen Vortheile, die der häusliche Dienst im Vergleich zu den sogenannten „höheren Berufen" bietet, hält es doch außerordentlich schwer, ihm Sympathien zu erwerben. Man sieht es auch immer mehr ein, daß in dem gegenwärtigen Stadium große Hindernisse dem im Wege stehen, aber man giebt die Hoffnung nicht auf, die Thätigkeit so zu gestalten, daß sie für bessere Elemente Anziehungskraft besitzt.

Nachdruck verboten.

Magusche.

Eine Geschichte von der kurischen Nehrung von Wanda von Bartels in München.

Es war im Juli, und die Sonne brannte auf den Sand der Nehrung hernieder, als wollte sie das Maß von Hitze, das der kurze Sommer ihr dort zu vertheilen erlaubt, mit einem Mal ausschütten. Blendend hell hoben sich die Kuppen der Dünenkette von dem einförmigen Blau des Firmaments, nur eine leise schwingende Linie dunstiger Hitze vermittelte den Uebergang und milderte die Farben dort, wo sie aneinanderstießen. Schwer lagerte die Gluth über den Wellen der Ostsee, die in leisen Athemzügen träge über die Granit-Brocken des Strandes liefen; zu schwach selbst, um die blutrothen Tangzweige, daran hier und dort ein winziges Bröckchen Bernstein flimmerte, von der Stelle zu bewegen. Kein Ton in der Luft, als das Summen der Mückenschwärme, deren ungeheure Mengen in grünlich schillernden Wölkchen über den Tangstreifen tanzten, ruhelos durcheinanderschwirrend, ungestört der glühenden Sonnenstrahlen sich freuend, stunden-, stundenlang.

Ueber die niedrige Vordüne kamen ein paar Krähen geflattert, unruhig, als ob sie gescheucht würden, und nicht lange danach tauchte ein helles Kopftuch über dem Sandhügel auf, wie ein großer weißgefiederter Vogel; eine helle Jacke folgte, und am Ende stand Magusche, wie sie leibte und lebte, bis zum dunkeln Rock mit dem grünen Saum und den unförmlichen Holzschuhen (die sie dort „Ganserompe" nennen), auf dem Rücken der Vordüne. Sie mochte wohl ein paarmal tief Athem schöpfen, weil der Sand locker und die Vordüne steil zu ersteigen war, denn sie stand einen Augenblick ganz still da oben: dann ging sie langsam auf den Sandhügeln entlang, durch das raschelnde blaue Strandgras, — nicht schlendernd, sondern mit den festen Tritten eines, der um eines Zweckes willen ausgegangen.

Ab und an beugte sie sich nieder, schnitt das bläuliche Gezweig der Stranddisteln dicht über dem sandigen Boden ab und sammelte es in ihre Schürze. Es wuchs nicht viel davon auf der Vordüne, und die Sonne brannte so heiß auf den Sand hernieder, daß es wahrlich kein Vergnügen sein mochte, dort oben auf und ab zu gehen, sondern eher eine Arbeit.

Magusche aber hörte nicht auf, bis ihre Schürze hoch mit den stachligen Zweiglein gefüllt war; dann kniete sie nieder in den glühenden Sand, löste ihre Schürzenbänder, verknüpfte sie mit den Zipfeln und schickte sich an, mit dem großen Bündel am Arm dorthin zurückzukehren, von wo sie gekommen. Und das war weit, — über die ganze Breite der Nehrung, denn ihr Dorf lag am gelben Wasser des kurischen Haffs, wie die andern auch.

Es war schön, über das blühende Heidekraut zu gehen und durch den duftenden Thymian, der in großen, violetten Flecken den weißen Sand bedeckte, bestrebt, den flüchtig Dahinstiebenden festzuhalten. Wie kleine Inseln tauchten die bewachsenen Stellen aus dem weißen, brennenden Sandmeer hervor, spärlich zuerst, dicht am Abhang der Vordüne und oft halb überweht, dann aber dichter und vermischt mit trockenem grauen Moos und Wachholder. Wilde Bienen und große, grünschillernde Fliegen flogen sumsend auf, wo Magusche's grüner Rocksaum über die Blüthen streifte, oder eine Eidechse barg sich raschelnd in den rothen Nadeln des Vorjahrs; sonst war es still ringsum und der Weg wohl geschickt, um auf ihm seinen Gedanken nachzuhängen.

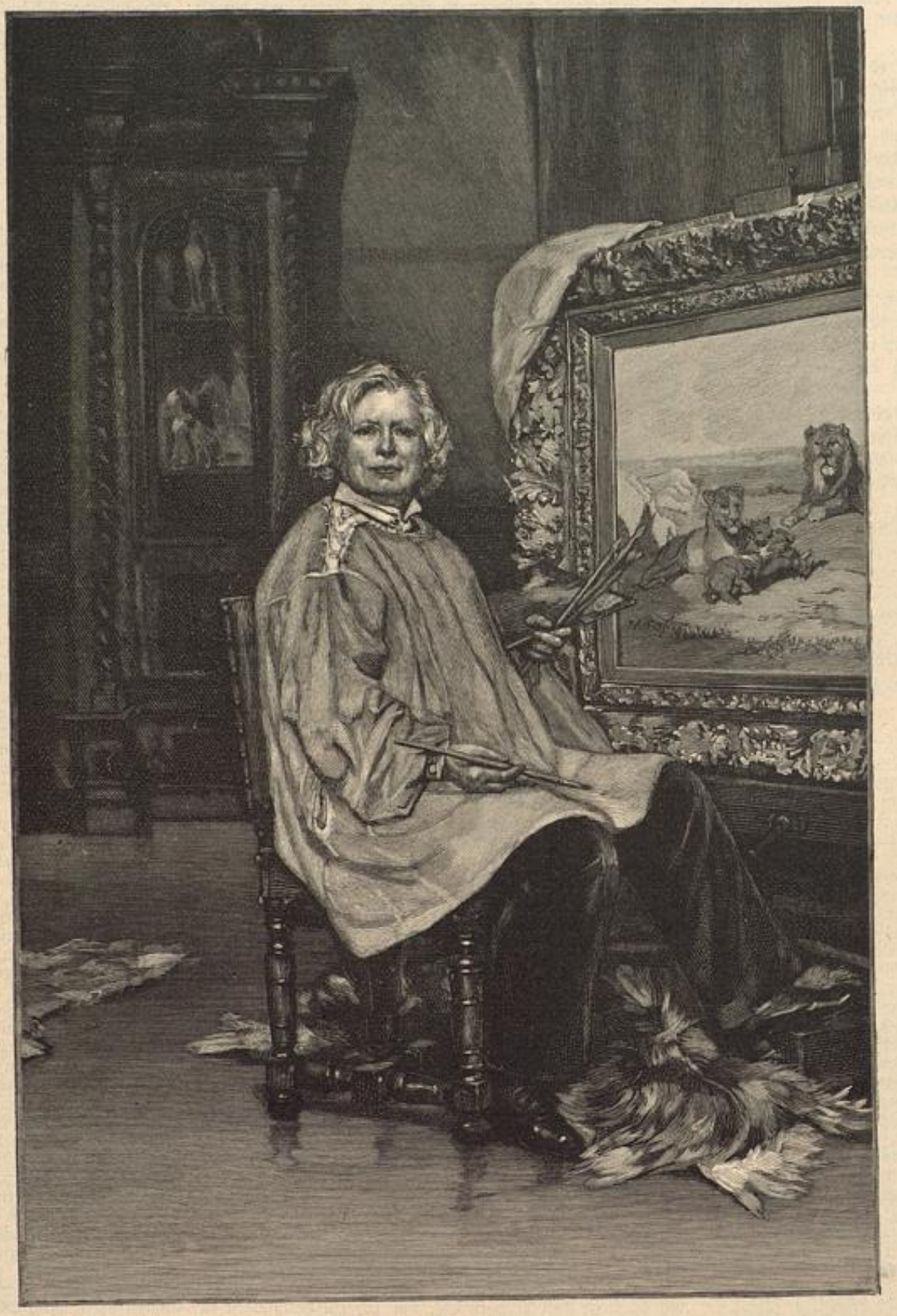
Aber in Magusche's Gesicht, das durch das weit überstehende weiße Kopftuch halb beschattet und auch wieder halb erhellt war, stand nichts davon zu lesen. Ihre ruhigen, dunkelgrauen Augen folgten ohne Voreingenommenheit allem, was um sie her ihr der Beachtung werth schien, während sie gleichmäßigen Schrittes ihren Weg verfolgte, bis Thymian und Heide hinter ihr lagen und mooriger, schwarzer Grund sie aufnahm.

Espen mit zitterndem Blattwerk und schwarzgrüne Erlen wuchsen dort, wo sie ging, und in den weißen Torfgrund hatten die schweren Hufe des Elchwildes ihre Spuren gedrückt. Es war schwermüthig dort, trotz der Sonne; und ob die Sprossen der Espen kaum eines Mannes Höhe hatten und die Erlenbäume dünne Stämme, so lag doch etwas wunderlich Altes, Vorzeitliches über dem Stückchen Moorland, als sei es von der vorüberrollenden Zeit vergessen worden. Und wunderlich vorzeitlich stand Magusche selber in der Landschaft, als ob sie gleich jung war, wie die Erlenbüsche; denn ihr Antlitz vom mattbräunlichen Ton der Hinduweiber, war nicht deutsch oder slavisch, sondern sprach durch den sanften, ein wenig gedrückten Ausdruck davon, daß sie einem niemals selbständigen Volksstamm entsprossen sein mußte, fremd da oben und frierend, obgleich vor mehr denn tausend Jahren dorthin verschlagen.

Wie singen die litthauischen Mädchen:

Sonnchen brannte heiß und strahlend
Dort, von dannen einst wir kamen,
Eh' wir, vor den Feinden fliehend,
Unsern Weg nach Norden nahmen.

Wilde große Blumen banden,
Schlangen wir ums Haupt zu Kränzen.
Nicht allein die bitt're Raute
Schmückte uns zu Fest und Tänzen. —



Rosa Bonheur.
Nach dem Gemälde von Achille Fould. — Siehe Seite 136.

Nordwind jagt die Todesgöttin;
Jene Zeit ist lang vergangen.
Hier ist Sturm und kalter Winter.
Wie wir zittern! Wie wir bangen!

Aber Magusche sang nicht. Ruhig durchschritt sie das Moorland, an dessen Ausgang die Preißelbeeren anfingen sich zu röthen, und stieg dann die Düne hinan, hinter der das Dorf lag. Der Sand war locker, wie Schnee, aber sie sank nicht ein, denn die Ganserompe glitten darüber hinweg, wie ein paar winzige Haffboote. Ab und an lag es auf dem blendenden Sand wie ein grauer Ring, bald größer, bald geringer an Umfang, und Magusche machte einen Bogen um diese Stellen. Denn die grauen Ringe sind die Bäume eines Waldes, den vor Zeiten die Düne begrub und die der Wind nun frei bläst. Der Stamm selbst ist verwittert und morsch geworden, aber die Rinde steht, einer hohlen Riesensäule gleich, unter dem Sande, und manch einer, der auf solchen grauen Ring trat, ist in dem hohlen Stamm versunken und vom Sand begraben, ohne daß ein menschliches Wesen sein wunderliches Grab ahnte.

Droben, auf der Kuppe der Düne, stand das Mädchen einen Augenblick still, um Athem zu schöpfen.

Schwarz und dunkel lag das Dorf zu ihren Füßen. Wie eine Reihe durstiger Elche, plump und lang streckten sich die Häuser bis dicht an das Wasser des Haffs. Kein Schornstein unterbrach die lange, gedrückte Fläche der Rohrdächer, die der überall durchquellende Rauch schwärzlich gefärbt hatte. Sand kam von der steilen Wand der Düne niedergestäubt, gleichviel, ob der Wind blies oder ruhte, und grub es ein; langsam, aber so sicher und unbezweifelbar, wie der Winter dem Herbste folgt.

Magusche sprang den Abhang hinunter, daß der lose Sand in kleinen Sturzbächen hinter ihr herrieselte; nun noch einen kleinen Bogen um den halb in Sande verwehten Kirchhof, und dann stand sie vor Adomas Bastic's Thür.

Adomas Bastic war Magusche's Vater, und die Thür war mit einer wunderlich dunkelblauen, traurigen Farbe gemalt, wie alle anderen Thüren und Fenster im Dorf, und da es Sonntag war, so war sie geschlossen, und Magusche mußte den hölzernen Riegel mit dem Strick aufziehen, was ein kleines Geräusch verursachte; so kam es, daß alle, die in dem großen Flur beisammen kauerten, sich nach ihr umsahen, als sie eintrat.

Ach Gott, was für ein Haufen von Menschen da beisammen war auf dem holperigen Estrich! Da war Adomas Bastic und Jons, sein jüngerer Bruder, die sahen einer aus, wie der andere, mit dickem, strohblondem Haar auf ihren runden Köpfen, rund herum glatt geschoren, — keine Spur von Bart, wie es sich an einem Sonntag gehört, — und hockten beide am Boden, und zwischen ihnen stand eine kleine Tonne, über deren Rand hingen sie die haarscharfen Lachsangeln, jede mit einem glitzernden Fischlein bespießt. Und da war Jons sein Weib, die das Feuer schürte, das am Boden hinter einem kleinen Lehmwall flackerte und seinen blauen Rauch hinaussandte unter das Dach, wo die Netze hingen; und Jons seine Kinder, ein ganzes kleines Gekrabbel in einer Ecke, und dicht am Feuer „das Mütterchen", die Ahne, auf einem Strohstuhl zusammengekauert. Ihre rechte, runzelige Hand hielt sie über die flackernden Flammen, obgleich draußen die Juli-Sonne brannte; mit der linken drückte sie eine alte Streitaxt von grünem Stein, die der Wind einmal irgendwo aus dem Sande geweht, gegen ihre Wange, denn der Stein half gar gut gegen das Reißen.

„Ach Gottchen, ach jachen," sagte Adomas Bastic gerade zu Jons und spießte ein Fischchen, „wie ist Lachschen doch klüger als Mensch, Jonschen, mein Bester! Faß' Du an Buchchen mit schmutzige Finger und bring's Pforrer, wo ist Klügste von uns. Pforrer wird sehen, wird riechen Buchchen, — — wird doch nicht merken schmutzige Finger. Aber nimm Angel mit schmutzige Finger!! Ach Gottchen, — ach Gottchen, nicht Lachschen, nicht jüngstes, nicht dümmstes wird beißen!"

Und Jons nickte und Jeke nickte, und Mütterchen murmelte etwas in die rothen Torfflammen, was sicherlich eine Zustimmung bedeutete; da gerade klinkte Magusche die Thür auf, trat ein, legte die Schürze mit den blauen Stranddisteln, ohne ein Wort zu sprechen, auf den Estrich zwischen die Ahne und das Tönnchen mit den Lachsangeln und sah dann über sie alle weg durch die offene Hinterthür in die blendende Sonne hinaus; recht wie jemand, der etwas angerichtet hat und nun thut, als ginge es ihn nichts an. Einen Augenblick war alles still.

Jeke, des Jons Weib, war die erste, die sprach.

„Magusche will heirathen," sagte sie und bückte sich, um die blauen Stranddisteln zu befühlen.

„Magusche will heirathen?" sagte die Ahne und rührte mit dem Bastschuh an die Disteln, daß sie raschelten, und dann schrieen die Kinder, wie ein Chor von kleinen Teufeln: „Magusche will heirathen!" stürzten sich auf das Mädchen, und die Mädchen heulten, und die Buben gaben ihr Rippenstöße, ganz wie es in der Ordnung war.

Adomas Bastic war lange still.

„Bist klug, Tochter," sagte er dann. „Mutter ist todt, Vater ist alt: sollst Mann haben. Es ist gut so, Magusche. Sollst auf September heirathen!"

Da setzte Magusche sich nieder auf den Estrich und begann von den blauen Stranddisteln zwei schöne Kronen zu flechten, eine größere und eine kleinere, jede in Form einer Glocke, und als Klöppel kam in jede eine schöne rothe Papierrose an einem Faden. Darunter wollte sie mit ihrem Bräutigam sitzen, wenn sie Hochzeit halten würde im September; das war so gewiß, wie daß die Düne das Dorf verschütten würde zu ihrer be-

Grasausläuten.
Nach dem Gemälde von Karl Rickelt. — Siehe Seite 136.

stimmten Zeit, ob Magusche gleich keinen Schatz hatte und keinen wußte, den sie sich zum Manne begehrte.

Dafür war Jeke da, denn sie war Magusche's nächste weibliche Verwandte, und darum band sie sogleich ihr helles Kopftuch über ihre krausen rothen Haare, sowie sie nur ein wenig zur Besinnung gekommen war und sagte: „Ich gehe zur Karalene." Dann schob sie sich zur Thür hinaus mit blitzenden Augen, denn es war nicht oft, daß eine so jung wie Jeke dazu kam, einen Freier auszusuchen. Das thaten meist die Mütter. Aber Magusche's Mutter war todt.

Magusche sah ihr nach, wie sie die Dorfstraße entlang ging, denn Jeke hatte nur die untere Hälfte der Thür geschlossen. Und da die Straße nur das kleine Stücklein Strand bedeutete, welches das Haffwasser vor den Giebeln der Häuser frei ließ, so konnte man Jeke's grüne Rockſäume hin und her schwanken sehen, bis sie die Thür der Karalene aufklinkte und dahinter verschwand. Mochte wohl einen Augenblick lang durch Magusche's Kopf der Gedanke blitzen, wen von den jungen Burschen die Karalene für sie vorgeschlagen würde, und ob es einer vom Dorf sein könnte oder von Karwoiten oder von Perwelk oder Nidden oder gar von den großen Dörfern vom Festland, etwa von Paßlaidßen oder Tammowischken.

War aber äußerlich nichts davon zu merken. Ruhig flocht sie weiter an den Kronen von Stranddisteln, während Adomas Bastic und Jons die Fischchen spießten und einen Angelhaken zum andern legten. Keines sprach, nur die Ahne seufzte manchmal tief auf, wenn sie die grüne Steinaxt auf die kalte Seite wandte.

Was war denn da auch viel zu reden! Die Karalene würde schon alles machen. Ja, die Karalene! Das war eine Kluge! Karalene heißt Königin, und wenn je eines Menschen Name seine Bedeutung ausgesprochen, so war es hier, denn sie regierte das Dorf, ob sie gleich keine reiche Frau war, weil sie alles wußte, alles that und Rath für alle hatte.

Wenn ein Gewitter kam, während die Enten brüteten, so besprach sie die Nester, damit die Eier nicht vom Donner faulten; zog eine Windhose über das Haff (und das war nicht selten), dann stand die Karalene vor ihrer Thür und beschwor die Windhose, daß sie an den Netzen und Reusen des Dorfes keinen Schaden anrichte. Wenn einer starb im Dorf, so kam sie und goß Wasser rings um sein Bett, damit des Verstorbenen Seele nicht als Giltinne oder Vampyr zurückkehre und die Lebenden schrecke. Und wenn jemand heirathen wollte, wie Magusche, so wußte sie sicherlich den Passendsten auszusuchen. Darum waren sie so ruhig bei Adomas Bastic unter dem schwarzgeräucherten Strohdach: die Karalene würde es schon machen.

Es währte eine hübsche Zeit, bis Jeke zurückkam; aber das war selbstverständlich, denn Adomas Bastic war nicht nur Fischer schlechtweg, er war Fischerwirth, d. h. er hatte irgendwo dort in den Dünen, wo das Moor anfängt, ein Stückchen beackertes Land, auf dem Kartoffeln wuchsen und Rüben und dünner Hafer, und er hatte ein Pferd, — ja; da konnte die Karalene nicht sagen, wie bei den Fischertöchtern: „Nimm den Enskys oder den Kristauf!" O nein, für Magusche paßte nicht ein jeder, und darum sollte die Jeke spät am Abend noch einmal wiederkommen und ein paar fette Enten mitbringen und ein Bündchen Flachs, dann wollten sie noch einmal reden.

So thaten sie denn. Und am Sonntag danach kam der Bursch, den die Karalene vorgeschlagen, der hieß Lauras und war von Karwoiten. Er gefiel Magusche, und Magusche gefiel ihm, und so war die Geschichte abgemacht, und im September waren sie Mann und Frau.

Still und stolz war Magusche gewesen; nun wurde sie wie eine Lerche, denn sie hatte einen Schatz, und dieser Schatz war ihr lieber Mann, der Lauras. Sie hieß nun auch nicht mehr Magusche, sondern Laurene, d. i. des Lauras Weib, und es war gut, daß sie einen andern Namen bekommen hatte, denn sie war nun und nimmer dieselbe.

Wenn der Lauras mit Adomas Bastic aufs Haff sollte, um Aalreusen zu legen, so nahm er so lange Abschied von der Laurene, bis der Alte ungeduldig schimpfte; wenn sie in die See fuhren auf Lachse, saß Magusche schon stundenlang auf der Vordüne, ehe sie heimkehrten, und sie thaten, als wären sie jahrelang getrennt gewesen. Wie Kinder liefen sie des Sonntags Hand in Hand über die große Düne und warfen sich mit Sand; und wenn die Männer fort waren und Magusche war allein, dann vergaß sie, das Pferd zu füttern und die Enten aus dem Stall zu jagen, denn sie strickte an einer wollenen Jacke für den Lauras, weiß mit blauen Blumen und einem schönen kurischen Spruch in der Borte. Darüber verging ihr die Zeit am besten. Sonst hatte sie alles hingenommen, wie es gekommen war, aber seit sie den Lauras kannte, sollte die Zeit Flügel haben, wenn er draußen war, und Ketten, wenn er heimkehrte, und lauter so thörichte Dinge mehr.

Aber die Zeit kümmerte sich nicht um Magusche's Wünsche. Sie hatte genug zu thun, immer ein bestimmtes Stück von der Ewigkeit zur gesetzten Frist herunter zu haspeln, darum eilte sie, wie sie konnte. Dabei war nichts zu ändern, und so kam es, daß der Herbst da war, ehe sie daran dachten. Ein schöner, stiller Herbst, ohne Stürme und Unwetter, der den Espenbäumen die gelben Blätter so langsam löste, daß sie wie müde Schmetterlinge zu Boden sanken, ohne noch einmal aufzuflattern. Da lief Magusche mit Lauras ins Moor und half ihm Schlagnetze stellen für die Krähen, die sie zu hunderten fingen; kam wohl auch mitunter, daß ein Fischadler ins Netz fiel, der darin tobte, wie ein gefangener Held, sodaß sie ihn mit Mühe zu meistern vermochten, oder ein Elch trabte vorüber und verscheuchte die Krähen, sodaß sie von Anfang beginnen mußten. Adomas Bastic hatte auch Krähen gefangen, und Magusche hatte die Federn gesammelt und das Fleisch eingesalzen, wie sie jetzt auch that, aber sie hatte nicht gewußt, daß dies alles so lästige Arbeit sei.

Der lange, sonnige Herbst hatte das Haff flach gemacht, und es wimmelte von Fischen, und in jedem Haus hatten sie alle Hände vollauf zu schaffen mit Reusen legen und aufnehmen und Netze flicken und packen und fortschaffen der Aale. Gerade da bekam Adomas Bastic das Reißen und konnte am Abend nicht mit Lauras hinausfahren zu den Reusen; so ging Magusche mit.

Es war nicht weit von Sonnenuntergang, als sie ihr Boot durch das raschelnde Schilf schoben. Magusche stand hinten, und während sie mit der langen Ruderstange in den Schlamm stach, lachte sie den andern zu, die ihre Boote ebenfalls hinausschoben, um nach den Reusen zu sehen.

„Wie die Magusche eine andere geworden ist," sagten die Leute vom Dorf. „Sie thut nichts als lachen und singen," und sie sahen ihr nach, wie sie so hell und lustig in ihrem Boote stand und der Wind ihre grünen Rockſäume schwenkte. Und dann ruderten sie, einer hinter dem andern her, an den Platz, wo die Reusen lagen, und es war nicht viel überflüssige Zeit zum Sprechen, denn in dem flachen Wasser mußte ein jeder wohl darauf achten, daß er nicht festfuhr.

Lauras und Magusche waren den übrigen um ein weniges voraus, und sie schwatzten und lachten, wie sie meistens thaten, bis sie nicht weit von den Reusen waren. Auf einmal hielt Magusche mitten in dem Satz inne, den sie eben begonnen, und helles Zornroth überlief ihr Gesicht.

„Ei Lauras," sagte sie hastig, „sieh schnell, — sie sind in den Reusen!"

Der Lauras fuhr herum wie der Blitz, und dann tauchte er die Ruder ins Wasser und zog aus allen Kräften, denn mitten in ihren Reusen saß ein polnisches Holzboot festgefahren, und mit Stangen schoben und drückten die Polacken, um loszukommen und dabei zerrissen sie des Lauras Netze gar jämmerlich.

„Hol' Euch Satan, Flissacken, schafpelzige!" schrie Lauras wüthend und tauchte die Ruder ein, daß das gelbe Wasser hoch aufspritzte. „Heraus aus den Netzen, das sollt Ihr mir zahlen!"

„Wart', zahl' Dir schon, Kur', dummer!" sagte der Pole, der dem Lauras am nächsten stand, und ehe der sich's versah, sauste die Stange des Polen auf ihn nieder, daß er lautlos zusammensank.

Einen Augenblick war hüben und drüben alles wie erstarrt. Da rieselte ein kleiner dunkler Tropfen aus des Lauras Schläfe, der hob den Bann. Mit laut gellendem Schrei hob Magusche die lange Ruderstange, aber fluchend riß der Polenbaas seinen Knecht zurück. Da kamen die andern vom Dorf, und ihre flachen Boote umringten das Holzfloß, und die Stangen durchpfiffen die Luft und trafen mit helltönendem Klang aufeinander, während die Menschen brüllten, wie wilde Thiere. Es war eine Schlacht, wie zu Zeiten der Hansa, und sie endete damit, daß sie den, der den Lauras erschlagen, mit sich führten, ob die Polen sich gleich tapfer um ihren Landsmann balgten.

Sie hatten ihn mit Stricken gebunden, und nun lag er in seinem schmutzig grauen Schafpelz in dem Boot, das den andern voran den Weg nach dem Dorfe nahm, ganz zusammengeschnürt, wie ein Bündel. Die Mütze war ihm vom Kopf gefallen, sein struppiges, schwarzes Haar hing in zusammengeklebten Strähnen über seine Augen, sodaß man nicht viel von seinem Gesicht sehen konnte. Wenn er aber den Kopf bewegte, sodaß das Haar zurückfiel, so sahen seine Augen wild und unruhig darunter hervor nach dem Boot, das dem seinen folgte; und das war Magusche's Boot.

Sie stand aufrecht darin, und der Wind schwenkte ihre grünen Rockſäume, wie vorhin, da sie mit Lauras hinausfuhr; und da sie allein war und das Boot mit der Stange vorwärts stoßen mußte, so arbeitete sie hart und mit fliegendem Athem. Aber ihr Antlitz war weiß, wie von Stein, geworden, nur ihre Augen waren lebendig geblieben. Sie blitzten wie dunkler Stahl, und ihre Nasenflügel bebten, und jedesmal, wenn sie die Ruderstange aus dem Wasser hob, zuckte der Gefangene zusammen, denn ihre bebenden Hände, ihr fliegender Athem und die Funken, die aus ihren Augen sprühten, weissagten ihm nichts Gutes. Keinen Blick hatte sie für den todten Lauras, der mit seiner Jacke zugedeckt hinter ihr im Boote lag. Wie im Fieber, und doch weiß bis in die Lippen, stieß sie die Ruderstange ins Wasser und zog sie heraus, schneller, immer schneller und die Augen unverwandt auf den gerichtet, der ihr den Lauras erschlagen.

Doch sie war ein Weib und war allein, und das Boot, darin der Pole lag, regierten zwei Männer. Sie sahen sich nicht um nach Magusche, denn sie redeten miteinander von des Lauras jachem Ende, und ohne sich weiter zu beeilen, ruderten sie ihr Boot ruhig fort, wie sie es gewohnt waren, stetig und sicher. So kam es, daß Magusche's Boot erst an das ihre stieß, als sie das Schilf dicht am Dorfe erreicht hatten. Das gab einen dumpfen Stoß, und als die Männer sich umsahen, da sahen sie Magusche in ihrem Boote stehen, hoch und groß und mit weißem Antlitz, die Ruderstange mit beiden Armen hoch über ihrem Kopf erhoben, und während ihre Augensterne schwarzblau wurden, wie Gewitterwolken, ließ sie die Stange auf des Lauras Mörder niedersausen.

Das konnte keiner mehr hindern. Hätte auch niemand wollen, wenn er es selbst vermocht hätte, denn sie fanden: dies sei Magusche's Recht.

Danach sahen sie sie schwanken, wie einen Baumwipfel, den der Wind wiegt, ganz langsam, und dann fiel sie vornüber auf den Bootsrand, und wie eine Todte trugen sie sie heim zu ihrem Vater.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Ein Kapitel über „Häusliche Kunst".

Von Theod. von Rommel in Deutz-Köln.

Seufzend trat Else einen Schritt zurück, — wahrlich, diese Baumgruppe war prachtvoll gelungen: wie die lichte Birke sich so zart und duftig von der dunkeln Ulme abhob! Und daneben die Blutbuche, — einfach köstlich! Sie nahm ihren Platz vor der Staffelei wieder ein und begann, dem leicht untermalten Hirsch sein charakteristisches Gepräge zu geben.

„Wie wird Alfred sich freuen," dachte sie lächelnd, „diese Füllung für den Jagdschrank macht letzteren zu einem Prunkstück, um das ihn seine Kameraden und Jagdfreunde beneiden werden, — und um sein talentvolles Frauchen noch mehr — — —"

„'n Tag, Schatz, so fleißig?" Der hastig eintretende Hauptmann warf einen flüchtigen Blick auf die Staffelei, dann auf die Uhr. „Laß, bitte, gleich das Essen auftragen, — ich habe kaum eine Stunde Zeit und bin fürchterlich hungrig."

„Aber, —" Else schrak zusammen, „es ist erst ein Viertel nach zwölf."

„Um Ein Uhr Dreißig kommt der Rekruten-Transport aus Köln, — ich sagte Dir doch gestern, daß wir um zwölf essen müßten! Heda! Hiero—ny—mus!" Der Bursche stürzte herbei, um den staubigen Dienstrock aufzufangen und die „Strippen" unter den Stiefeln zu lösen. „Punkt eins den zweiten Rock und die besseren Stiefeln! Daß ein Paar anständiger, heiler Handschuhe da sind, verstanden?!"

Schuldbewußt eilte Else zu ihrem Nähtisch, dessen unterstes Fach einen Berg zerrissener Handschuhe versteckte, riß ein Paar heraus und flog in die Küche. „Anna, flicken Sie 'mal die Finger, — schnell, schnell! Ist das Essen fertig?"

„I wo denn!" sagte Anna erstaunt. „Gnädige Frau haben es doch auf halb zwei befohlen wie immer; ich wollte gerade den Braten beisetzen."

„Was thun? Der Herr will gleich essen.

„Hieronymus kann ja nebenan ein Paar Coteletten holen gehen, die sind gleich fertig."

Aber Hieronymus kopfschüttelte den Auftrag von sich ab. „Isch muß noch de Säbel putze, un in Stall muß isch au' noch!"

„Gehen Sie schnell, Anna!"

„Aber, gnädige Frau, die Handschuhe!" Anna fand es als besseres Mädchen unter ihrer Würde, mit dem Korbe auszugehen.

Else kam eine glorioſe Idee: sie ergriff den rohen Kalbsnierenbraten, säbelte einige Stücke davon ab und briet sie rasch auf offenem Feuer. „Ach Gott, die Kartoffeln!" — Sie waren noch nicht aufgesetzt.

„Donnerwetter! Wann kriegt man denn endlich sein bißchen Futter?!" tönte es aus der Eßstube.

O, er bekam um ein Uhr etwas zu essen, der arme hungrige Hauptmann! Geschmacklose Wassersuppe, schwarzgebratene Fleischstücke und halbgare Kartoffeln. „Hieronymus, schnell Brod, Butter und Käse!" — eine vernichtende Kritik!

Beim hastigen Umkleiden warf der Bursche mit dem schönen Namen die Terpentin-Flasche um und begoß die zweite Garnitur. Nun war Alfred's Geduld erschöpft: „Geschwind den besten Rock, Sie Heupferd! —" und: „Sei so freundlich, mit Deiner Malerei das Eßzimmer zu verschonen, — der Gestank macht Kopfweh, und das Dr . . . . zeug ruinirt die Kleider, — eine theuere Schmiererei! — Zum Teufel, kümmere Dich lieber um die Küche, daß man 'was Genießbares erhält! — —"

Ob die Abnahme des Rekruten-Transportes so lange dauerte, oder ob Hauptmann Hartwig seinem mißhandelten Magen im Restaurant Genugthuung bot, — er war um halb sechs noch nicht zu Hause, um welche Zeit Else sich seufzend entschloß, rasch den Café der Frau Landgerichtsrath Helmer zu besuchen.

„Liebste Frau Hauptmann, ich dachte schon, Sie hätten mich vergessen . ."

Die Damen waren alle im Boudoir der Hausfrau versammelt, einem geräumigen Eckzimmer mit hellem Erker, der zum Atelier umgewandelt war. Der ganze Raum zeigte einen Anstrich von gesuchter Genialität: die Tapete war kaum sichtbar vor allerlei selbstgemalten und -gebrannten Bildern, auch ausgetuschten Holzschnitten und Stahlstichen; Gips-Modelle bekrönten die Schränke. In der Ecke neben dem Erker beleuchtete eine in Kleineisen-Arbeit nicht übermäßig exact ausgeführte Ampel ein hohes, mehrtheiliges Gestell, dessen Wände gewagte Bronzemalerei-Blumen zierten, und dessen Fächer alle nur erdenklichen Handwerkskasten der schönen Künste füllten. Der Platin-Apparat, die Kerbschnitt- und Lederpunz-Werkzeuge, Gummiknetmasse, Papierblumen-Material, eine photographische Camera, ein Modellir-Carton für Gips-Reliefs, — und noch vieles andere fand sich vor.

Else unterdrückte einen Seufzer, — ja, andere Ehemänner hatten das Verständniß für die künstlerischen Bedürfnisse ihrer Frauen!

„O," lachte gerade die geniale Hausfrau auf eine diesbezügliche Frage, „hier ist mein Reich; mein Mann hat hier nichts zu sagen („wo anders auch nicht," flüsterte eine boshafte Nachbarin Else ins Ohr), er betritt meine „Raritätenwinkel" fast nie. Hier male, schnitze und brenne ich den ganzen Tag, bis ich müde bin; dann lese ich drüben noch ein Stündchen oder greife zu einer Handarbeit, — dabei vergeht die Zeit nur allzu schnell, das können Sie glauben!"

„Stört Sie nie der Haushalt?" wagte Else zu fragen.

„Der Haushalt? Der darf mich nicht stören. Jeden Sonnabend gebe ich meinen Leuten das Küchenbuch mit den täglichen Speisezetteln und sonstige Verordnungen, sowie das nöthige Geld, das sie zu verrechnen haben. Meine Haushälterin ließe es sich auch gar nicht gefallen, wenn ich in der Küche nachsehen wollte. Und für den hohen Lohn kann ich wohl verlangen, daß alles am Schnürchen geht."

„Ach ja, bei perfecten Leuten —"

„Und keine Kinder im Hause, — das Töchterchen ist doch noch im Pensionat?"

„Gewiß, dort bleibt sie auch noch zwei Jahre —"

Ein Gefühl von Neid stieg in Else auf, — wer es auch so gut hätte! Sie besaß kein Atelier, keine „perfecten" Leute, und ihr kleiner Curt plagte sie genug und zwang sie zum beständigen Aufpassen; wie böse war Alfred neulich gewesen, als der Bengel an einer Oelfarbentube geleckt und sich den Magen verdorben hatte!

Sie besah nur flüchtig das neueste Kunstwerk der glücklichen Gastgeberin: ein Fenster des Ateliers hatte eine Borte aus vergoldeten Streichhölzern erhalten, die weniger schön als merkwürdig aussah. Auf die staunenden und bewundernden Ausrufe sagte die Künstlerin bescheiden-stolz: „ja, sehen Sie, ich mache so gern aus nichts etwas und habe mir schon lange den Kopf zerbrochen, wozu man die abgebrannten Streichhölzer verwenden kann."

„Weggeworfen gefallen sie mir besser," flüsterte Else's Nachbarin.

„Hier übrigens mein letztes Werk." Die Frau Landgerichtsrath holte einen großen Gegenstand, der sich als Ofenschirm erwies. Er bestand aus einem mit zusammengenähten Seidenresten überzogenen Pappdeckel; diesen bunten Hintergrund, an dem alle Farben, außer Roth, vertreten waren, schmückte ein flott in Oel gemalter Mohnblumenzweig.

„Entzückend!" rief Else diesmal aufrichtig und mußte ihrer Nachbarin recht geben, die leise sagte: „Sehen Sie, das ist nun wirklich schön, — aber Mohnblumen in Oel sind das einzige, was sie thatsächlich kann; alles übrige ist Schund. Ich wollte, ich hätte ein Drittel der vergeudeten Zeit!"

Die Sprecherin war eine kleine magere Frau, die sich Else auf dem Heimwege anschloß und von ihren acht Kindern erzählte.

„Früher glaubte ich auch, zu den Berufenen zu gehören," sagte sie zuletzt, „ich habe als Mädchen sogar in der Kunstgewerbe-Ausstellung den großen ersten Preis erhalten für ein gemaltes und gesticktes Banner und wurde überhäuft mit Ehrenbezeugungen. Aber ich versichere Sie, seit ich verheirathet bin, habe ich den Pinsel nur zum Anstreichen von Dielen und Küchenstühlen benutzt und die Nadel zum Ausbessern

und Kinderkleider-Nähen. Und ich bin auch so glücklich, — ohne Ruhm!"

Else schauderte. —

Der Jagdschrank wurde nicht fertig; aber eine zwei Meter lange Leinwand, auf der sich rothe Kreidestriche herumtummelten, kündigte ihren Entschluß an, daß sie „mehr Künstlertrieb als Hausfrauen-Begabung" in sich spürte.

Alfred ging dem „widerlichen Gestank" aus dem Wege und erklärte, wenn er keine ordentliche Häuslichkeit fände, kehre er eben zu seinen Junggesellen-Gewohnheiten zurück.

Kurze Zeit darauf machte Else nach einem einsamen Mittagessen sich auf den Weg zu ihrer Cousine Marianne, die an einen Artillerie-Hauptmann Erich verheirathet war. Da die Regimenter in sich wohl einen regen, unter einander aber lauen Verkehr pflegen, sah man sich nicht allzu häufig.

Der Bursche in der Drillichjacke öffnete und bat um ihren Namen. „Einen Augenblick!" — er trat hinter die Glasthür, durchsuchte ein Notizbuch und sagte dann: „Die gnädige Frau lassen bitten!"

Erstaunt deutete Else auf das Buch: „Woher wissen Sie denn —?"

Der Soldat zeigte treuherzig das abgegriffene Notizbuch: „Da haben Frau Hauptmann alle Namen aufgeschrieben, die Besuche machen kommen und die Regeln: Sonntags wird stets angenommen, falls die Herrschaften zu Hause sind und keinen Gegenbefehl geben, wochentags nur zwischen fünf und sechs, falls — — Bei Verwandten," er machte eine Verbeugung, „immer annehmen, zu jeder Zeit, — die stehen extra, sehen Sie. Ihren werthen Namen habe ich noch nicht gekannt; die übrigen kenne ich beinahe alle auswendig. — Bitte, hier eintreten! — —"

„Das ist auch eine ‚häusliche Kunst'," dachte Else, der fürchterlichen Dummheiten des lieben Hieronymus sich erinnernd, der die Kochfrau in den Salon führte und den General wegschickte mit dem Bemerken: die gnädige Frau sei noch nicht angezogen.

In dem Kinderzimmer bot sich ihr ein reizendes Bild: Marianne saß im einfachen, netten Hauskleid malend am Fenster, neben ihr, ebenfalls eifrig beschäftigt, ein Junge von zehn und ein Mädchen von acht Jahren.

„Die reinsten Heinzelmännchen! Haltet Ihr denn keine Mittagsruhe?"

„So wenig wie Du," lachte Marianne, sie begrüßend.

„Wir arbeiten zu Vaters Geburtstag," erklärte Nina wichtig, und Karl hob stolz sein Schnitzmesser und deutete auf das vor ihm liegende Lineal. Dann holte er unaufgefordert einen Stuhl für die Tante und legte Arbeit und Werkzeug sorgsam in die Schublade. „Bubi ist wach," meldete er dann, hinter dem großen Bettschirm verschwindend, der das geräumige Zimmer fast in zwei Hälften teilte.

„So hole die Flasche, und dann marsch, in den Garten, — Du auch, Nina!" Die Kleine verzog den Mund, ging aber gehorsam.

„Du bist kategorisch."

„Wie wollte ich sonst die drei Kinder bändigen, mit dem einen Dienstmädchen! Ist auch gesund, wie kräftige Kost. Zuckerwerk verdirbt Magen und Charakter."

„Sei nicht so moralisch, sonst krieg' ich Katzenjammer."

„Ei, ei, — was hast Du angestellt?"

„Nichts. Aber — — — sag erst 'mal: Du malst und ‚künstlerst' doch auch?"

„Wunderschöner Ausdruck! Ja, ‚ich künstlere' auch, — sieh doch!"

„Reizend! was giebt es?"

„Einen Sessel für meinen Gatten; d. h. das Gestell ist alt und hatte früher eine von den unpraktischen Sammetstickereien. Nun soll diese Lederarbeit daraufkommen, — ist sie nicht von vornehmer Wirkung? Wenn man etwas Uebung hat, ist die Sache gar nicht so schwer."

„Was macht denn Nina dabei?"

„Sie flicht Lederstreifen zur Borte für Armlehnen und Rückwand."

„Großartig! Hat sie dazu Geduld?"

„Sie ist stolz darauf, — was denkst Du! Sieh hier, — wenn ich hiermit fertig bin, will ich eine superporte malen. Das Brett ist einer alten Kiste entnommen, und Nina hat die Grundirung geliefert."

„Unmöglich!"

„Oho! Ich mischte die Kreide- und Leimlösung, sie strich sie mit einem großen Pinsel auf; ich schliff ab, und sie grundirte diese schöne vom dunkeln Braun in hell-Lederfarben übergehende Schattirung."

„Das ist ein Talent!"

„Keine Spur, bloß ein Kind, das genau thut, was man sagt. Ich gebe ihr die fertig gemischten Farben, sie trägt sie in den angegebenen Zwischenräumen auf, und ich habe bloß noch mit dem Vertreiber zu arbeiten."

„Was sagt Henry zu Deiner Kunst?"

„Er ist entzückt davon. Durch ihn habe ich erst gelernt, wirkliche kleine Kunstwerke zu schaffen."

„Ach, alle anderen Männer scheinen Engel! Kann er Terpentin riechen und Siccatif?"

„Nein, da flieht er."

„Alfred auch! Wie machst Du's denn?"

„Ich male eben hier, im Kinderzimmer, das er nur vorübergehend betritt."

„Aber —"

„Die Kinder, meinst Du. Denen schadet ein bißchen Terpentin nichts; so viel ist's ja nicht, ich bin doch keine Berufsmalerin! Und dann, siehst Du, dies Fenster hat oben Gaze, kein Glas. Ich nahm wohlweislich den größten Raum mit drei Fenstern zum Kinderzimmer. An jener Querwand hinter dem Schirm stehen die drei Bettchen, — das Fußende nach der Mitte des Zimmers gerichtet. Jenes Fenster bleibt verschlossen, es beherbergt die Tannenbäumchen, die den Walddust imitiren sollen. Die kleinen Bettladen kennst Du, die habe ich eigenhändig auf weißem Tannenholz gebrannt und lackirt; ebenso die Kommode und die beiden Schränke."

„Ja, diese sind besonders entzückend, der eine trägt Bilder aus Dornröschen, der andere aus Aschenbrödel."

„Niedlich, nicht wahr? Und sehr praktisch; da Kinderkleider so kurz sind, ließ ich unten noch zwei Bretter einfügen, die prächtige Wäschefächer abgeben und später zu entfernen sind."

„Das runde Spieltischchen hast Du auch gebrannt und die Stühlchen! Ich erinnere mich, daß Karl sie zum zweiten oder dritten Geburtstag bekam; wie gut sich die Figuren und Thierchen gehalten haben."

„Ich will sie für Bubi doch noch 'mal frisch brennen."

„Aha, für das Nesthäkchen! — Was ist das für ein niedliches Sitzmöbel?"

„Das ist, — pardon! — ein ‚cache-pot', aber nicht für Blumentöpfe. Er besteht aus einer Kiste, deren Oeffnung nach vorn genommen wurde. Oben als Sitzgelegenheit ein Kissen, innen Tapete, ringsum rosa Cretonne mit bordeaux Band-Garnitur. — Unser Arbeitsplätzchen ist das große Podium, das unter den beiden Fenstern, worauf wir gemüthlich sitzen. Es hat genügend Schubladen für Spielsachen und so weiter. Hier mein Nähtisch," — sie hob die Platte, auf der sie arbeitete, ab, — „dort der Kinder Arbeitstisch."

„Gnädige Frau, der Herr Hauptmann sind erwacht."

„Brennt die Kaffeemaschine?"

„Zu Befehl, ja."

„Sagen Sie, wir kämen sogleich. Setzen Sie noch eine Tasse auf!"

„Hab' ich schon gethan."

„Sehr gut, — es freut mich, daß Sie selbständig denken."

Der Bursche grinste übers ganze Gesicht und verschwand.

„Herrgott, Du verstehst's! Mich lachten die Leute aus, wenn ich so schulmeisterlich mit ihnen reden wollte."

„Glaub' ich nicht, Elsi! Du mußt Dir nur angewöhnen, immer ruhig und gelassen zu bleiben, den Leuten erhaben, quasi älter zu erscheinen. Respect muß sein, deshalb freundlich, aber ein kleines bißchen von oben herab; dabei gleichmäßig ruhig, selbst wenn Du ihnen am liebsten etwas an den Kopf werfen möchtest."

„Ach, hast auch Du solche Gelüste?"

„Gehabt, — gewiß."

„O, ich werde sie nie los!"

„Marianne warf einen prüfenden Blick auf den Kaffeetisch, und klingelte.

„Josef, der Zucker fehlt."

„Aber er steht dicht neben Dir auf dem Büffet!" sagte Else.

Marianne lächelte. „Es ist nicht der eine Schritt dahin, den ich etwa scheue; es ist der Grundsatz, dem Gedächtniß des Burschen einzuprägen, was auf den Tisch gehört."

„Jawoll, an meiner Frau ist eine Lehrerin verloren gegangen," nickte Henry ernsthaft, „wie hat sie mich gedrillt, Elsi, — fabelhaft!"

„Ach, mein Mann läßt sich nicht drillen!"

„Meiner auch nicht," tröstete Marianne, „glaube ihm nur nicht! Das erste Jahr unserer Ehe quälten wir uns schrecklich, weil wir uns absolut gegenseitig „ziehen" wollten. Ich glaubte, heirathen heiße eben bloß „gnädige Frau" spielen, musiciren und malen nach Herzenslust und für das übrige Dienstboten sorgen zu lassen. Aber der böse Mann machte mir klar, daß Kochen, Haus und Leute regieren größere Fertigkeit und Geduld verlangt, als Malen und Klavierspielen. Ich lernte bei ihm, daß die Ehe nur bei einem geordneten Haushalt glücklich sein kann, und er lernte bei mir, daß die Frau nicht bloß Haushälterin sein darf, daß sie das einförmige Gleichmaß der Tage durch Kunst und Poesie schmücken soll, daß sie abwechselnd Kochlöffel und Pinsel, oder dergleichen zur Hand nehmen darf, — jedes zu seiner Zeit. Ich zeigte ihm, daß künstlerische Decorations-Gegenstände, die jeder Mann liebt, nicht kostspielig und „antik" zu sein brauchen, — er lehrte mich dafür, daß es unkünstlerisch ist, im Kleinen kleinlich zu sein. Hier, unterbrach sie sich, „sie selbst!" — sie nahm ein prächtiges Tambourin von der Wand, „darin siehst Du unser beider Lehren vereinigt. Dies ist eine Tortenschachtel, mit einem schönen glatten Fensterleder straff wie eine Trommel überspannt. Ich brannte eine römische Landschaft darauf, die dann, mit Lasur-Farben ausgemalt, wie eine Sepia-Malerei auf Sammet aussieht. Nun hielt ich es für fertig, aber Henry besorgte erst den rothen Holzrand ringsum und dann mit unendlicher Mühe die echten großen Schellen und den rothen Behang. Nun ist es charakteristisch und trotz des einfachen Materials ein Decorations-Stück von schöner Wirkung."

„Prächtig! das ist 'was anderes als die Streichholzfenster von Frau Helmer!"

„Siehst Du," rief Henry, „das ist auch so eine, die mich zur Verzweiflung bringen könnte! Die Losung der modernen Dilettanten ist: ‚aus nichts etwas machen,' — das Motto ist gut, aber was machen sie denn aus „nichts?" Wieder „nichts!" Oder nennen sie die tausend unnützen verstaubten Kinkerlitzchen „etwas"? Ich nicht! Was um seiner selbst willen da ist, muß schön sein, das sind Ziergegenstände. Aber schmutzige Ballblumen decoriren nicht mehr, aus bewickelten Haarnadeln mag ich keinen Photographie-Ständer, und wer den Platinstift nicht führen kann, hänge keine „ver"brannten, verzeichneten Bilder auf. Nur kein Schund! — Es ist schrecklich, wie darin gesündigt wird! Das ist gerade, als ob im Haushalt mit Margarine gekocht würde, oder der Mann nichts Anständiges zu essen haben sollte."

„Höre auf, Henry! Mit Deinen Vergleichen steht's gewöhnlich schlimm, — Deine Logik ist nicht weit her!"

„Ach was, ein Soldat braucht keine Logik! — Hab' ich nicht recht, Elsi?"

„Ich glaube, ja," sagte diese nachdenklich.

„Du glaubst bloß, — ich habe recht, sag' ich Dir! Die sogenannte häusliche Kunst besteht nicht in dem bißchen Malen und Decoriren, das man schließlich auch für Geld haben kann. Es ist ein gewisses Etwas, das die Räder der Haushaltsmaschine lautlos drehen läßt, das Wohlbehagen schafft, auch wenn die Frau nicht eigenhändig kocht oder malt. Die Kunst, eine Miethswohnung zum Heim zu machen, das ist die richtige „häusliche Kunst", — einerlei, ob die Frau Malerin von Fach ist, oder bloß Kochkünstlerin, oder in beidem Dilettantin; wer dies versteht, der verdient die große, goldene Medaille: das Glück!"

Else nickte und verabschiedete sich. Sie fand es äußerst schwierig, den richtigen Zeitpunkt für den Gebrauch von Kochlöffel oder Pinsel zu erfassen. Als sie zu Hause sah, daß Curtchen die Staffelei umgestürzt und sich ein Loch ins Köpfchen geschlagen hatte, ließ sie sämmtliches Malgeräth auf den Speicher schaffen und verfiel in das Extrem der „nimmerruhenden" Hausfrau. Da dies ihrer Unerfahrenheit nichts schadet, und allzugroßer Eifer nie übermäßig lange anhält, so ist zu hoffen, daß Hauptmann Alfred etwa nächstes Jahr seinen Jagdschrank erhält, ohne auf das Mittagessen verzichten zu müssen, und daß Frau Else auch noch einmal die goldene Medaille verdienen wird.

Nachdruck verboten.

Die Insurgentin.

Eine wahre Geschichte von Heinrich Foerster.

Zur Zeit meiner glücklichen Jugend kam ich zum ersten Male nach Kreta. Anläßlich der letzten Pariser Weltausstellung war ich in der französischen Hauptstadt gewesen und hatte in einem alten royalistischen Hause des Faubourg St. Germain die Baronin Marie Esperance de S., mit der ich seit langem in brieflichem Verkehre stand, persönlich kennen gelernt und die Einladung der in jeder Hinsicht bedeutenden Dame gern angenommen, sie im Herbst auf ihren kretischen Besitzungen zu besuchen. Theils aus Gesundheitsrücksichten, theils in Folge von Erlebnissen, die der Baronin das Bedürfniß nach ungestörter Einsamkeit nahelegten, und theils aus Interesse an Land und Leuten, das sie bei einem flüchtigen Besuche der südlichen Insel gewonnen hatte, pflegte sie seit Jahren den Winter und oft auch den Sommer auf „Kiriti" zu verbringen.

Mein damaliger kretischer Aufenthalt gehört zu den schönsten und leuchtendsten Erinnerungen, die ich besitze. Zum ersten Male nahm mich der Zauber einer südlichen Landschaft gefangen, wenn ich auf weiten Ritten durch die Berge streifte, oder wenn ich hinunter nach Canea fuhr, das farbenbunte Bild eines orientalischen Hafenplatzes, alle Tage aber verklärte die feinsinnige Gastfreundschaft einer Frau, deren Name in französischen, wie englischen Literaturkreisen gleich geachtet ist. Welch' eine Fülle interessanter Bekanntschaften drängte sich in jenen Tagen zusammen: die liebenswürdigen Damen des österreichischen General-Consuls, in dessen Hause eine echt österreichische Gemüthlichkeit herrschte, britische Kaufherren, ein Münchener Maler, Madame Liane Miramare, die brillantenbehängte, ewig Bonbons naschende Asiatin mit dem Firniß Pariser Eleganz, Sr. Excellenz der Herr Gouverneur Pascha, ein humaner, fein gebildeter Mann, der gute, dicke, athenische Pope, Fatime, die liebliche Tscherkessin, des Gouverneurs so und sovielte Gemahlin, Charis, das anmuthige Hirtenmädchen von Khalepa, die mir Führerin und Lehrerin ward auf meinen Forscherzügen in die blumigen Gefilde der uralten, kretischen Volkspoesie, — und Du vor allen anderen . . . Teresa mia!

Im vorigen Jahre kam ich wieder nach Kreta. Die glücklichen Jugendtage waren längst vorüber. Des Lebens bitterstes Leid hatte mich aus der Heimat getrieben, ein körperliches Leiden kategorisch nach dem Süden verlangt. Wie anders war alles geworden! Auch auf Kreta. Die Meisten meiner einstigen Bekannten fand ich nicht wieder. Nur der Kawaß der Baronin, ein schöner, stattlicher Armenier, der zu mir auf das Schiff kam, um sich meines Gepäcks zu bemächtigen, war derselbe, die unverändert Liebenswürdige und Gütige, die Baronin selbst, die mich in ihrem Dog-cart am Quai erwartete; freilich die Züge um den feinen Mund hatten sich verschärft, das schöne, volle Haar war grau geworden, aber sie scherzte, „Muß denn mit dem Schnee des Hauptes das Eis in des Menschen Herz treten!" Und leise fügte sie den Spruch aus ihrem Wappen hinzu: semper idem.

Wie einst auch begrüßte mich droben in der Villa Khalepa die, deren Gruß mich damals glücklich gemacht, — Teresa mia! Sie kam aus einer der unglücklichsten Ehen, die ich kenne, sie hatte Jugend und Lebenslust verloren. Als wir uns, beide fern dem Lande unserer Geburt auf fremder Erde, die Hand gaben, da waren wir wie zwei verirrte Kinder, die Heimweh haben und ohne Heimat sind.

Die Baronin hatte noch einige Gäste im Hause: einen englischen Vetter und ein befreundetes Ehepaar aus der Schweiz.

Obwohl es überall im Lande gährte, und man alle Tage von Zusammenstößen zwischen dem türkischen Militär und den sich in den Bergen versammelnden Aufrührerischen hörte, unternahmen wir doch Ausflüge, die uns für einige Tage von Hause fortführten. Es war wohl etwas kühn und wagehalsig, und wir sollten dafür mit einigen Stunden Angst bestraft werden. Wir hatten die letzte Nacht mehr romantisch als comfortabel in einem auf lieblicher Bergeshöhe gelegenen Castell verbracht, in dem eine kleine türkische Besatzung lag. Die Sonne kam eben herauf, als mich Flintenschüsse weckten. Eine kleine Schar Insurgenten hatte einen Ueberfall des Castells geplant und gewagt. Vorerst schützten uns die starken Mauern und die wohlgezielten, aus sicheren Schießscharten kommenden Schüsse unserer türkischen Wirthe. Trotzdem war die Situation auf die Dauer nicht ungefährlich. Man hatte diesen Ueberfall keineswegs erwartet, die Munition war knapp, die Insurgenten verhältnißmäßig in beträchtlicher Zahl und von einem fanatischen Muthe beseelt.

Das Schießen dauerte schon stundenlang. In der Nähe der Schießscharten athmete ich bereits die unangenehme Luft des Schlachtfeldes: Rauch und Pulvergeruch, Blutdunst und Schweiß. Da, — auf einmal schwiegen die Schüsse der Angreifer. Einen Augenblick herrschte unheimliche Stille. Man hörte unterdrückte Rufe, das Schmerzgestöhn der Verwundeten, das leise, letzte Schluchzen der Sterbenden, — und dann erscholl laut und gellend ein Wuthgeheul, ein Angstschrei aus allen Kehlen: die Insurgenten waren verloren! Eine ziemlich starke Escorte Gensdarmerie, die das Land durchzog, war, durch den Lärm angelockt, auf der durch den Wald geschützten Seite des Berges herangekommen und hatte die kühnen Angreifer umstellt: eine Salve, — — noch eine, — — — und eine dritte, — — — sie mußten sich ergeben.

Die Gefangenen wurden in sicheren Gewahrsam gebracht, den schwer Verwundeten halfen wir, so gut wir konnten, die Sterbenden und Todten bettete man im Schatten des inneren Hofes.

So war es Mittag geworden, die Sonne hinderte uns an der Fortsetzung unserer Reise, und wir beschlossen, erst gegen Abend unsere Pferde zu satteln.

Ich ging, mir noch einmal die Kampfstätte anzusehen. Da gewahrte ich plötzlich am Waldsaum drüben einen jungen Menschen. Seine Kleidung, die zur Hälfte aus Uniformstücken bestand, die Flinte über der Achsel, der Revolver im Gürtel, sagte mir auf den ersten Blick, daß er einer von den Aufrührerischen sein mußte.

Ich konnte nicht begreifen, warum er sich hier, wo ihm auf alle Fälle Gefahr drohte, herumtreibe. Ich rief ihn an, er hörte und kam näher.

Er war ein ganz junger, auffallend hübscher Bursch, dem die kurze Jacke und das runde Käppi ein schmuckes Aussehen gab.

Ob ihn die Furcht jetzt nun doch scheu machte? Ich hatte Mühe einige Worte aus ihm heraus zu bekommen. Vielleicht war daran auch mein wenig schönes und sein sehr gebrochenes Englisch schuld, denn als ich ihn in der Sprache seines Landes anredete, wurde er zutraulicher. Er bat mich um meine Vermittelung. Er wünsche die Verwundeten und die Todten — dabei zitterte seine Stimme, als wolle sie im Schluchzen ersticken — zu sehen. Mit Hülfe der Baronin, die in den maßgebenden türkischen Kreisen Ansehen und Einfluß besaß, konnte ich ihm wohl zur Erfüllung seiner Bitte verhelfen; ich machte ihn jedoch darauf aufmerksam, daß es dann möglicherweise um seine Freiheit geschehen sein werde. Er bestand trotzdem auf seinen Wunsch.

Mir gefiel der junge Fremde; er war so hübsch, so sympathisch, seine Bewegungen so anmuthig, seine Art zu sprechen, so bescheiden, daß er im Fluge mein Wohlwollen gewonnen hatte. Ich that für ihn, was ich thun konnte.

Umgeben von einer Anzahl türkischer Soldaten, zwei Offizieren und der Baronin, die sich leicht auf Teresa Fromenti's Arm stützte, gingen wir zu der Arkadenhalle des Hofes, wo die Todten lagen. Der Fremde schien ruhig und gefaßt, und doch verrieth mir ein unruhiges Leben in den Fingern den hohen Grad seiner Erregung. Jeden der Todten sah er genau an, seine Lippen bewegten sich wie im stillen Gebet. Schließlich kamen wir an den Ort, wo wir den schönen, kraftvollen Mann gebettet hatten, welcher der Anführer der übrigen gewesen zu sein schien. Noch im Tode und obgleich er furchtbar zugerichtet war, lag auf seinen Zügen ein Ausdruck von Muth und Begeisterung. Ein Blick nur, — und der Fremde stürzte mit gellendem Schrei auf ihn zu. Er kniete neben ihm und sah ihn starr an, er faßte die blutige Hand, er küßte die kalte Stirn, — und dann kauerte er wieder neben ihm, als glaube er es doch noch nicht, daß es ein Todter sei, als müsse er warten, ob nicht das Leben zurückkehre.

Mit einem Male lachte er, erst leise, — und dann laut und kreischend, ein unheimliches, irrsinniges Lachen. Und nun fing er an, mit dem Todten zu sprechen, flüsternd, daß ich es nicht verstand, sanft, als wolle er ihn überreden.

Plötzlich dann sprang er auf. Sein erhitztes Antlitz überflog ein glückliches Lächeln, als er ein wenig zurücktrat und dann mit graziösem, tänzelndem Schritt wieder auf den Todten zuging. Es schienen mir die ersten Bewegungen eines Nationaltanzes zu sein, dem ich oft schon zugesehen hatte. Als er dem Todten gegenüber stand, zögerte er einen Augenblick, dann mit schnellem Entschluß ergriff er ihn und riß ihn empor mit einer ungestümen Kraft, die man der jugendschlanken Gestalt nicht zugetraut hätte, schwenkte ihn herum und tanzte mit dem leblos hin und her geschleiften Körper in rasender Drehung, bis der Todte seinen Armen entglitt und schwer aufschlagend zu Boden stürzte. Wie erstarrt stand der Fremde da.

Ein lähmender Schrecken hatte uns alle gefangen gehalten, jetzt siegte bei mir das Mitleid, das schmerzend mein Herz zusammenzog, und ob die Scene auch so grausig war, daß ich die Augen hätte schließen mögen, trat ich doch schnell auf den Unglücklichen zu.

„Haltet ein! Beruhigt Euch! Laßt dem Todten die Ruhe!"

Da flammte es in den schönen Augen jäh auf, die Adern unter der zarten Stirn schwollen, weißer Schaum netzte den hübschen Mund.

„Todt", rief er „Todt? Er ist todt? Ihr habt ihn getödtet — — Mörder seid ihr — — — Mörder!"

Und, den Säbel wild schwingend, drang er gegen uns vor. — Entsetzt wich ich zurück, die Offiziere sprangen dazwischen, der Säbelhieb eines Gensdarmen traf den Rasenden zu Tode, lautlos brach er neben der Leiche zusammen. Ich beugte mich zu dem Bewußtlosen.

Das Antlitz war kreideweiß, die Augen geschlossen, die schön geschwungenen Lippen wie durstend halb geöffnet.

Das Blut aus der breit klaffenden Kopfwunde strömte über die Schläfen, ich wollte es trocknen, stillen, fortwischen, da schlug er die Augen auf, klar und ohne jeden irren Ausdruck, seine Lippen bewegten sich.

Ich hielt mein Ohr an seinen Mund und fing das Wort auf, das er zweimal wiederholte: „Durst . . . . Durst . . ."

Ich winkte unserem Reitknecht und ließ mir meine Feldflasche reichen, in der ich noch etwas Genzaner Wein hatte.

Ich träufelte ein paar Tropfen auf die zitternden, heißen Lippen, dann kniete ich neben dem Unglücklichen und wollte dem zu Tode Getroffenen Jacke und Hemd lockern, — da fuhr ich erschrocken zurück.

„Mein Gott, — es ist eine Frau — —!"

Ein eigenthümlich seliges Lächeln ging über das sterbende Antlitz. In den qualvollen Schmerzen, die den feinen Kopf durchziehen mußten, lächelten die Augen wie verklärt.

Und leise und zart wie der Hauch eines Sommerabendwindes flüsterte der im Tode zuckende Mund: „Ja, — ich bin eine Frau . . . ." und nach einer Weile lauter, wie durchtönt von Glück und Jubel, und doch mit dem letzten Athemzuge des schwindenden Lebens verklingend: „Sein Weib . . . ." — — —

Als wir wenige Tage später auf dem Rückwege nach Khalepa waren, besuchten wir die Gräber der Gefallenen. Unter einem Hügel schlummern der Insurgentenführer und sein Weib, die Insurgentin.

Unsere kleine Gesellschaft war schon weiter geschritten, nur ich stand noch in wehmuthvollem Sinnen, und durch Zufall trat Teresa an meiner Seite. Wie im Selbstgespräch sagte ich, von dem Grabe Abschied nehmend: „Die armen Leute, von denen das Vaterland ihr Glück als Opfer forderte!"

Teresa hatte das schöne Haupt zur Seite gewandt. Ich fühlte es sozusagen, wie sie mit aufsteigenden Thränen kämpfte. Dann sah sie mich an, und während sich eine Thräne, einer Perle gleich, von den langen, dunklen Wimpern löste, sagte sie mit der ungestümen Leidenschaftlichkeit ihres südländischen Herzens: „Ich neide sie um ihr Glück! Sie ist für den Geliebten gestorben, sie hat ihn bis zum Tode besessen, das Bekenntniß zu ihm hat ihre letzte Erdenminute verklärt, der Tod hat sie vereint — ein glückliches Los!" Als habe sie zu viel gesprochen und als sei sie erschrocken über sich selbst, hielt sie plötzlich ein, langsam schritt sie den anderen nach.

„Teresa . . ." sagte ich leise und bang, und wenn sie mich noch einmal angeschaut hätte, ich hätte wohl das thörichte Wort gesprochen, das sich mir im Banne der Jugenderinnerung auf die Lippen drängte.

Aber der Wind, der von dem wunderbar leuchtenden Meer herwehte, entführte ihren Namen, sie mochte ihn nicht gehört haben. Mit gesenktem Haupte und müden Schritten ging sie weiter. Wir haben nie wieder von dem Grabe der Insurgentin gesprochen, nie wieder auch von dem, was wir begraben mußten.

Nachdruck verboten.

Grasausläuten.

Nach dem Gemälde von Karl Rickelt. — Siehe Seite 133.

Zu den Bräuchen und Belustigungen, durch welche das Landvolk seiner Freude über das Wiedererwachen der Natur Ausdruck verleiht, gehört auch das „Grasausläuten".

Vor Zeiten über das ganze deutsche Alpengebiet verbreitet, hat es sich jetzt fast nur mehr im tieferen Unterinnthal und Zillerthal erhalten. Wer am Georgi-Abend (24. April) durch eine der Ortschaften Schwaz, Vomp, Jenbach, Kramsach, Brixlegg, Breitenbach geht, kann diesem von der männlichen und weiblichen Dorfjugend arrangirten Zuge leicht begegnen.

Voran zieht der breitschultrige „Melker" mit dem herkömmlichen rußigen Sennerhemd und darüber gekreuzten rothen Hosenträgern. Auf dem Rücken trägt er die beim Aufzug zur Alpe übliche „Kopfkraxe", aus der hölzerne Milchschüsseln, eine dickbekrustete Mus(Brei)pfanne und ein eiserner Kochhafen schauen. Ihm folgen paarweise in taktmäßiger hopsender Bewegung die Buben mit den Schellen; den Schluß macht der in Lumpen gekleidete „Wurzengraber". Aus dem Rückkorb desselben gucken Graswurzeln, Kröten, Eidechsen und ähnliches grausliches Zeug. Die Stelle der „lustigen Person" vertritt der flinke „Hudeler", der mit seinem kohlschwarzen Gesicht allerlei Grimassen schneidet, mit einer großen Sennerpeitsche knallt und den zuschauenden Dienglen (Mädchen) das Gesicht mit seiner rußigen Melkerpfanne zu schwärzen sucht.

So geht der Zug unter ohrenzerreißendem Geschelle und Gejohle durch die Dorfgassen auf die Felder, wo man den Korb des Wurzengrabers wenn möglich mit blühenden Kirschbaumzweigen füllt. Auf weiten Umwegen kehrt man dann durch eine andere Gasse in das Dorf zurück. Darauf erhalten die Glocken- und Schellenträger, besonders von denjenigen Bauern, an deren Feldern der Zug vorübergegangen, Brod, Butter und Käse, hie und da auch Geld. Man glaubt nämlich, daß durch diesen lärmenden Umzug das Wachsthum, besonders der Wiesen befördert werde. Merkwürdig ist, daß nach dem „Grasausläuten" das Vieh nicht mehr auf die Wiesen getrieben werden darf.

In Fügen (Zillerthal) geht beim „Grasausläuten" ein alter Mann mit. Es ist dies zweifellos noch eine verblaßte Erinnerung an die Vorführung des „Kampfes zwischen Sommer und Winter", wobei letzterer durch einen alten Mann oder durch den Tod symbolisch vertreten wurde.

Früher wurde der oben geschilderte Brauch, der manche Aehnlichkeit mit dem salzburgischen „Kühetreiben" hat, auch von großen Burschen geübt; jetzt kommt dies unseres Wissens nur mehr hie und da, z. B. im unterinnthalischen Dorfe Breitenbach vor. Dann geht es allerdings nicht so solid her, wie bei den harmlosen Umzügen der Kinder, und das ohrenbetäubende Schellengeklirre, Johlen und Peitschenknallen, welches bis tief in die Nacht Gassen auf, Gassen ab und von Gehöft zu Gehöft hallt, hat etwas unheimlich Aufregendes. Doch ist man trotzdem im allgemeinen dieser altvererbten Volkssitte nicht abhold, wenn diese wilde Jagd auch manchmal im Gasthause eine kleine Rauferei als Nachspiel hat.

Nachdruck verboten.

Rosa Bonheur.

Nach dem Gemälde von Achille Fould. — Siehe Seite 132.

Wenn man die größten Künstler unseres Zeitalters aufzählt, so wird der Name der französischen Malerin Rosa Bonheur unter den ersten und besten genannt; ihre Gemälde sind sehr geschätzt, sie werden mit Gold aufgewogen, und es ist keine Seltenheit, daß ein Gemälde, — wenn überhaupt einmal eins zur Versteigerung gelangt, — mit Hunderttausenden bezahlt wird. Erst vor kurzer Zeit wurde das bekannteste Gemälde „Der Pferdemarkt" für eine halbe Million Francs verkauft.

Was die Gemälde der Künstlerin besonders auszeichnet, ist die Naturwahrheit aller Gestalten, die Einfachheit der Darstellung und ein poetischer Hauch, der über dem Ganzen liegt. Wenn der Künstlerin auch ein männlicher Zug, der sich besonders in der Darstellung von Pferden und Stieren offenbart, nicht abgesprochen werden darf, so schimmert doch meist das weibliche, weiche Temperament durch, und vielleicht ist gerade dieser Umstand die Ursache, daß ihre Gemälde einen so unendlichen Zauber auf den Beschauer ausüben.

Rosa Bonheur ist am 16. März 1822 in Bordeaux geboren; sie entstammt einer großen Künstlerfamilie, denn nicht nur ihr Vater, sondern alle ihre Geschwister waren Maler; sie besitzen fast alle einen gewissen Ruf und sind merkwürdigerweise auch alle Thiermaler. Rosa aber ist als Künstlerin die größte unter ihnen. Trotzdem der Vater in sehr bescheidenen Verhältnissen lebte, ließ er doch allen seinen Kindern eine sorgsame Erziehung angedeihen; von ihm erhielt auch Rosa den ersten Unterricht. Er hat das große Talent seiner Tochter frühzeitig erkannt, und gerade von ihr trennte er sich nur mit schweren Herzen, als seine Frau gestorben und er gezwungen war, seine Kinder in eine ländliche Pension zu geben, um selbst nach Paris ziehen und dort die Mittel zur Erhaltung seiner Kinder verdienen zu können.

Rosa hatte bei ihrem Vater so viel gelernt, daß sie auf eigene Hand weiter arbeiten konnte; sie besuchte die Viehmärkte und Schlachthäuser und machte dort emsige Studien. Die Eigenartigkeit ihres Berufes und der Verkehr mit rohen ungebildeten Menschen brachte es mit sich, daß sie sich der Männerkleidung bediente, trotzdem wurde sie aber von den Viehtreibern und Schlächtern häufig belästigt. Sie ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern behielt ihr Ziel fest im Auge, und mit der Zeit gelang es ihr auch, selbst den rohen Menschen durch ihre Kunst Achtung abzugewinnen, ja sie erzählt noch heute mit Stolz, daß sich mehrere Männer zu ihren Beschützern aufgeworfen hätten, und daß manche Schlägerei ihretwegen entstanden sei.

Im Jahre 1840 stellte Rosa zum ersten Male aus! Es waren zwar noch ziemlich unvollkommene Gemälde, aber sie fanden solche Beachtung, daß der Ruhm der jungen Künstlerin zu ihrem Vater drang, der sich darauf sogleich zu seinem Töchterchen aufmachte, um zu sehen, was sie geleistet habe. Im Jahre 1845 erhielt Rosa die Medaille dritter Classe. Großes Aufsehen aber machte im Jahre 1848 ihr Gemälde „Rinderherde in Cantal", für welches ihr die Medaille erster Classe zugesprochen wurde. Damit war ihr Ruhm begründet und ihre Zukunft für alle Zeit gesichert. — Die junge Künstlerin ist durch die ihr gewidmeten Auszeichnungen nicht geblendet worden, sie hat fleißig weiter gearbeitet, und es war ihr das höchste Glück, daß ihr Vater es noch erlebte, wie seine Tochter und Schülerin seinen Namen zu hohen Ehren brachte.

Heute lebt die Künstlerin auf ihrem Schlosse By in tiefster Waldeinsamkeit. Sie arbeitet noch immer, trotzdem sie sich ein großes Vermögen erworben hat, — aber sie malt jetzt nur zu ihrem Vergnügen. Neugierigen ist ihr Atelier streng verschlossen, nur Auserwählten gelingt es, Einlaß zu erhalten. Wer aber zu den Auserwählten zählt, der weiß die Liebenswürdigkeit der alten Dame mit den treuen Augen und dem schneeweißen Haar nicht genug zu rühmen. Heiter plaudernd sitzt sie arbeitend vor ihrer Staffelei und erzählt ein Erlebniß aus ihrer Jugend oder von ihrem Vater, nie aber davon, daß sie mit Auszeichnungen überhäuft wurde und sogar zum Offizier der Ehrenlegion ernannt wurde. — An eins muß sich der Besucher allerdings erst gewöhnen: die Künstlerin trägt im Atelier noch immer Männerkleidung. Sie sagt, daß diese ihr bequemer sei, wenn sie eine Leiter ersteigen, oder niederknieen müsse, sie fühle sich freier darin und könne besser arbeiten. Das wollen wir ihr wohl glauben; einer großen Künstlerin sieht man außerdem kleine Eigenthümlichkeiten gerne nach. H.

Nachdruck verboten.

Das Haus für Stelzvögel im Zoologischen Garten zu Berlin.

Von O. Günther-Naumburg in Berlin. — Siehe Seite 129.

Der Zoologische Garten zu Berlin hat in jüngster Zeit durch den Bau neuer, ebensowohl durch ihre entsprechende äußere Ausstattung, als auch durch ihre zweckmäßige innere Einrichtung bemerkenswerther Thierhäuser manche Verschönerung erfahren. Unter den neuerdings errichteten Gebäuden dieser Art verdient in erster Linie das seiner Vollendung entgegensehende „Haus für Stelzvögel" hervorgehoben zu werden. Dasselbe befindet sich gegenüber dem großen Vogelhause und erstreckt sich in einer Länge von ca. 50 Metern bis dicht an die südliche Straßenfront des Gartens. Die Architekten Kaiser und v. Großheim in Berlin, nach deren Plänen bereits mehrere neue Thierhäuser erbaut wurden, haben auch zu dem Stelzvogelhause den Entwurf geliefert; die Ausführung desselben liegt in den Händen der Berliner Firma Held und Franke. Das in japanischem Stil aufgeführte Gebäude besteht aus einem rechteckigen Mittelbau, an dessen Längsseiten sich gleichfalls rechteckige Seitenflügel anschließen; letztere endigen in einen kleinen Vorbau, durch welchen man in das Innere des Hauses gelangt. Das Mitteldach der Seitenflügel ruht auf einer Glasfenster-Galerie, welche nebst Spengler'schen Buckeldächern und seitlich angebrachten Fenstern zur Erhellung der einzelnen Räume dient. Die äußeren Mauern sind aus Fachwerk hergestellt, während die Innenwände aus massivem Mauerwerk bestehen. Verleihen schon die architektonischen Formen, vor allem die charakteristischen geschweiften Dachsäume, dem Gebäude ein ebenso eigenartiges wie gefälliges Aussehen, so wird der durch dasselbe hervorgerufene Eindruck durch die Farbenzusammenstellung wesentlich erhöht. Hellgrüne, glacierte Ziegel bilden die Eindeckung der Dachflächen, während First und Grat das gleiche Material in dunkelrother Farbe zeigen. Die Farbe des Holzes ist mit wenigen Ausnahmen gleichfalls dunkelroth und bildet besonders zu den hellfarbigen Wänden einen lebhaften Contrast. Die Portale sind mit Thierköpfen und Guirlanden, die Seitenwände eines jeden Vorbaues mit farbigen Blumen geschmückt. Zur Aufnahme der Thiere dient eine Reihe an den inneren Seitenwänden angebrachter Käfige, und zwar sind diejenigen der Fleischfresser durch Glas, die übrigen durch Drahtgitter verschlossen. Wasserbassins und sonstige Einrichtungen, welche die Lebensweise der Vögel erfordert, geben der inneren Einrichtung ein charakteristisches, der Heimat der ausländischen Bewohner entsprechendes Gepräge. Voraussichtlich werden die langbeinigen Herren dieses Hauses schon im Herbst ihre bisherigen Wohnstätten verlassen und das neue Heim in Besitz nehmen können. H. Düring.

Redactions-Post.

Antworten.

Besorgte Mutter in Plön. — Sie brauchen keine Angst zu haben, die Ringelnatter ist so harmlos und furchtsam, daß es erst vieler Kunststücke bedarf, sie überhaupt zum Zubeißen zu bewegen. Die Fälle, von denen Sie gehört haben, sind große Seltenheiten, und dann haben besondere Umstände dazu beigetragen, daß nach dem Bisse Vergiftungs-Erscheinungen beobachtet wurden. Im allgemeinen wird der Biß giftzahnloser Schlangen für ungefährlich gehalten, wenn aber trotzdem Vergiftungen vorgekommen sind, so glauben wir nicht, daß diese eine Folge des gereizten Zustandes der Schlange sind, — man nahm früher an, der Speichel der Schlange würde in gereiztem Zustande giftig, — sondern daß der Speichel von dem Schleim verschlungener Frösche vergiftet ist. Sie kennen doch die Thatsache, daß man sich eine Augenentzündung zuziehen kann, wenn der Schleim von einem Frosche zufällig ins Auge kommt.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Heim, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 18, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. September 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

„Modern".

Novelle von A. von Klinckowstroem.

Zwischen all dem wunderlichen Krimskrams einer todten Vergangenheit war's, wo das moderne Kind des neunzehnten Jahrhunderts die häßlichen Worte gesprochen hatte, welche Bernt Mussow in der Seele brannten und dort ein schmerzhaftes Wehgefühl zurückließen.

Er war angenehm angeregt gewesen. Dieser kleine Salon der Frau von Willberg, mit seiner Empire-Einrichtung von reinstem Stil, rief in ihm stets die Empfindung des Heimischseins wach, die Erinnerung an die eigene enge Heimat im lieben Norddeutschland, wo, neben der Pietät für den von Großeltern und Urgroßeltern überkommenen Hausrath, zugleich der Kultus der klassischen Kunst hochgehalten wurde.

Sie waren eben etwas altmodische Leute, die Mussow's, konnten sich nicht in die neue Zeit hineinfinden, wußten auch übrigens in ihrem fernab gelegenen Erdenwinkel nicht viel davon und sahen die Welt vom professorlichen Philologen-Standpunkt an. Es kam für sie fast einer umwälzenden Staats-Action gleich, als Bernt, der seine künstlerischen Studien auf der kleinen heimischen Akademie begonnen und vollendet hatte, nach München übersiedelte, wo sich ihm ein reicheres Feld für seine Thätigkeit zu eröffnen versprach und weitere Förderung durch das Studium der alten Meister.

Der Begriff „Münchener Kunst" umschloß für sie die klassischen Schätze der alten Pinakothek, sie umschloß aber auch Namen wie Feuerbach, Cornelius, Kaulbach und Piloty, und der junge Mussow rückte mit einem ganzen Berg tüchtiger Principien in die Musenstadt an der Isar ein, ging auch zuerst gerade und ernsthaft den vorgeschriebenen Weg und eiferte gegen die Neuerer, welche ihren jungen überschäumenden Realismus den ehrwürdigen Traditionen entgegenzusetzen wagten. Aber dann kam er doch hie und da mit diesen Neuerern in nähere Berührung. Das ungebundene Junggesellen-Leben führte sie zusammen. Mit der schnell aufflammenden Anschlußfähigkeit der Jugend schloß er Freundschaften ohne Berücksichtigung der künstlerischen Richtung. Er besuchte Ateliers und Sonder-Ausstellungen, die alles auf den Kopf stellten, was ihm bis dahin heilig gewesen war; er vernahm kecke aufrührerische Reden, bei denen ihm Hören und Sehen verging, und wenn er mit den neuen Freunden hinauszog, um Studien nach der Natur zu machen, kam ihm die Wahrnehmung, daß man eben diese Natur ganz individuell auffassen und in einer Weise zur Darstellung bringen könne, welche gewaltig von der Schablone abwich, durch deren Brille er die Dinge zu sehen gewohnt war.

Ehe er es sich versah, tappte er blindlings in den brandenden Wogen umher, welche der Kampf der neuen Schulen gegen die Vertreter der bisher allein berechtigten Kunstrichtung aufschäumen ließ. Ganz hülflos stand er da, wollte gern sich selbst getreu bleiben und vermochte doch nicht, sich dem Reiz zu verschließen, der in der freien Bahn lag, welche Jungdeutschland für sich beanspruchte.

Und heimlich versuchte er es in der Stille seines kleinen Ateliers, einmal nach dieser oder jener Manier, die ihn nun gerade beeinflußte, zu arbeiten, und wenn er sich ein paar Tage da hineingedacht hatte, ekelte ihn die eigene Arbeit an, daß er die Leinwand voller Wuth von der Staffelei riß und hinter den großen Renaissance-Schrank stopfte, den er sich als erstes Erforderniß eines Künstlerheims von einem Antiquar erhandelt hatte. Diese neue Manier lag in ihm nun einmal nicht, und dann versuchte er es wieder in der alten, auf der heimischen Akademie erlernten Weise, ohne daß es ihm besser gelang. Er war ganz unsicher geworden. So viel Neues hatte er im Verlauf der letzten Monate kennen gelernt, daß über all dem Kennen ihm das Können abhanden kam.

Dort hinter dem Schrank lag jetzt schon ein ganzes Häufchen solcher angefangenen Nachempfindeleien begraben, und immer wieder riß ihn jede schnell aufflackernde Begeisterung für irgend etwas Absonderliches in neue

Siehe den Artikel auf Seite 142.

Versuche hinein, ohne daß er doch so den Ausdruck für das zu finden vermochte, was als künstlerisches Empfinden in ihm nach Bethätigung seiner Ideen rang. Er konnte eben nicht über sich hinaus, litt unter der anerzogenen Correctheit und Begrenztheit der Auffassung. Alles, was ihm als groß und ideal für den Entwurf eines Bildes vorschwebte, mit dem er die Welt zu erobern gedachte, wurde klein und philiströs, sobald er mit correcter, gut geschulter Hand nach hergebrachten Regeln diesen Entwurf auf der Leinwand festzuhalten bestrebt war.

Darüber hatte er eine Jahres-Ausstellung vorbei gehen lassen, ohne es zu wagen, in die große Concurrenz mit einzutreten. Nun stand die zweite in Sicht, und immer hatte er sich noch nicht entdeckt, suchte haltlos nach einer Richtung umher, der er sich anschließen könne, während er doch noch mitten im Alten steckte. Es fehlte ihm eben der Muth, aus sich herauszutreten und, nach dem Vorbild von Jungdeutschland, mit kecker Hand die Welt mit einer neuen Schule, seiner eigenen Schule, zu beglücken. Die, aus welcher er hervorgegangen, haftete ihm an als etwas, von dem er sich nicht loszumachen vermochte, und mit Entsetzen sah er die Geldmittel, welche die liebevolle Vorsorge selbst nicht sehr begüterter Eltern ihm angewiesen, zusammenschmelzen.

Er hatte sich das so leicht gedacht, in der Kunst-Metropole Erwerbsquellen zu finden, und nahm mit Bestürzung wahr, daß rings um ihn her hunderte von jungen Künstlern erfolglos um die nackte Existenz rangen.

In all diesen Nöthen war ihm das Willberg'sche Haus, für welches er Empfehlungen aus der Heimat mitgebracht hatte, ein rettendes Asyl. Da konnte er sich wieder an dem Anblick des Alten, Hergebrachten, Gewohnten erquicken und stählen, denn das Willberg'sche Ehepaar hielt unentwegt an einer Kunst- und Lebensrichtung fest, welche ihren Jugendjahren Glanz und Schönheit gegeben hatten, wenn schon es freundlich die gastlichen Pforten allen öffnete, welche Gefallen daran fanden, mit frohen alten Leuten froh zu verkehren, ohne Ansehen der Person und der Strömung, der die Person angehörte. Da trafen sich denn die Anhänger der verschiedensten „Ismen" in friedlicher Geselligkeit, und hier war es, wo Bernt Mussow zum ersten Mal die Bekanntschaft von Fräulein Dora Sandel gemacht hatte.

Sie führte mit ihrer Schwester zusammen ein Atelier für Kunststickerei und Malerei, und daß dieses Atelier so gut ging und so reiche Einnahmen erzielte, lag wohl freilich in erster Linie an den genialen Entwürfen der blonden Dora, deren Schirme, Wand-Decorationen, Fächer und Kissen ihren Weg bis in die fernsten Welttheile hinein fanden, in zweiter Linie jedoch auch in dem Umstand, daß man sich schwer ein herzigeres Köpfchen denken konnte, als das ihre.

Förmlich Mode war es geworden, zu der schönen Kunstgewerbtreibenden zu wallfahren und von ihr Bestellungen ausführen zu lassen, welche man einer ebenso begabten, aber weniger hübschen Concurrentin schwerlich gemacht hätte. Und als praktisches Kind ihrer Zeit nützte sie diese Mode aus und verlangte und erzielte Preise, die es ihr ermöglichten, nicht allein auf dem angenehmsten Fuß zu leben, sondern auch ein kleines Vermögen zurückzulegen.

Das gab ihr ein ungeheueres Selbstbewußtsein; und das Gefühl, auf eigenen Füßen zu stehen und die jungen Künstler ihrer Bekanntschaft überflügelt zu haben, ließ sie mit einem starken Uebermuth, der zuweilen in verächtliches Unterschätzen ausartete, auf jene herabsehen.

Natürlich war sie Frauenrechtlerin, und obwohl ihr nicht ganz klar schien, was sie in ihrer bevorzugten Lage eigentlich damit zu erreichen strebte, fehlte sie doch auf keiner der zahlreichen Frauen-Versammlungen und rechtelte das ganze Jahr hindurch munter mit, wobei sie es sich angelegen sein ließ, ihr Haar kurz zu scheren, daß es sich nur oberhalb der weißen Stirn wie ein seidenweiches goldenes Bürstchen emporbäumte, und ein gewisses männliches, etwas burschikoses Wesen zur Schau zu tragen. Auch der Reform-Kleidung nahm sie sich mit Eifer an, weil diese weichen, weiten, wickelnden Gewänder ohne einschnürendes Mieder vortrefflich zu ihrer biegsamen Gestalt paßten. Die Rechtlerei kleidete sie alles in allem gut, wie etwa ein gewagtes Pierrette-Kostüm; doch wies sie energisch jeden Verdacht des Gefallenwollens von der Hand und erging sich in einem Ton scharfer Gehässigkeit, wo von den Männern im allgemeinen als Princip die Rede war, das bekämpft werden müsse, während sie im Einzelfall entschieden nachsichtiger schien.

Mit diesem Persönchen traf Bernt Mussow also im Willberg'schen Hause zusammen, und das herzgewinnende Lächeln, das die blonde Sirene für jeden in Bereitschaft hatte, bethörte den jungen Mann, welcher noch in den altmodischsten Anschauungen über die Beziehungen der Geschlechter zu einander befangen war.

Sie sprach auch sehr verständig über Beruf und Arbeit und schien so vertrauenerweckend, daß Bernt schließlich nicht umhin konnte, ihr sein Herz auszuschütten und ihr von seinen künstlerischen Nöthen und Zweifeln Mittheilung zu machen.

Jeden weniger unbefangenen Menschen würde der

ironische Ausdruck stutzig gemacht haben, mit welchem Fräulein Dora ihn anhörte, doch er bemerkte das nicht einmal, sprach sich in eine schöne Wärme hinein, die sein Gesicht röthete, und seine Offenheit gab ihm etwas knabenhaft Liebenswürdiges. Sie betrachtete ihn schließlich mit einer gewissen nachdenklichen Aufmerksamkeit, die er für Theilnahme hielt, während die junge Dame doch nur überlegenes Mitleid mit der Schwäche und Haltlosigkeit der Männer empfand, die sich ganz mit Unrecht das starke Geschlecht zu nennen beliebten.

„Wie gut Sie sind!“ sagte er endlich und hob seine wirklich schönen, beredten Augen dankbar zu den ihren. „Da hören Sie nun schon eine halbe Stunde geduldig meine Jeremiaden mit an.“

„Oh, keine Ursache!“ entgegnete sie obenhin und schämte sich ein bißchen vor seiner Treuherzigkeit. „Es hat mich sehr interessirt, — wirklich sehr.“

„Es geht doch nichts über weibliche Herzensgüte! Ja, ja, ich sah es auf den ersten Blick, daß Sie ein warmer, mitfühlender Mensch sein müßten. Darin kenne ich mich aus.“

Beinahe hätte sie ihm ins Gesicht gelacht. Doch seine Zutraulichkeit gefiel ihr eigentlich, und da sie merkte, daß sie auch seinen Augen wohlgefällig sei, ließ sie alle ihre kleinen Künste der Cocetterie spielen, in denen sie, wenn sie wollte, trotz aller Rechtlerei Meisterin war, und verdrehte dem armen Jungen ordentlich den Kopf.

Während des allgemeinen Aufbruchs trat er zu ihr heran und fragte ehrerbietig, ob er sie heimgeleiten dürfe.

„Warum denn?“ fragte sie sehr verwundert.

„Nun, ich meine doch, einer jungen Dame kann es nicht angenehm sein, abends allein durch die Straßen zu gehen.“

Sie lachte gerade heraus und warf den Kopf auf. „Ich bin durchaus in der Lage, mich selbst zu beschützen und Belästigungen abzuschütteln.“

„Trotzdem möchte ich um die Erlaubniß bitten.“

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, ich kann Sie nicht hindern, mit mir den gleichen Weg zu gehen.“

Er war überglücklich und schritt durch die menschenüberfüllten Straßen mit einer Ehrerbietung neben ihr her, die beinah etwas Feierliches hatte.

Das machte sie ungeduldig.

Es wäre ihr ein Triumph gewesen, wenn er zudringlich geworden wäre und ihr Gelegenheit gegeben hätte, ihn gehörig abzufertigen und sich dann ihres leichten Sieges und ihrer Sicherheit in der Handhabung unverschämter Männer zu freuen. Wie artig und wohlerzogen er war! Das paßte gar nicht in ihren Kram. Es war entschieden ihre Pflicht, seine innerste, wohl nur maskirte Abscheulichkeit ans Licht zu bringen, um dann sagen zu können: „Seht, so sind die Männer. Wir Frauen sind doch bessere Menschen!“

Mit süßem Lächeln reichte sie ihm vor der Thür die Hand und dankte ihm für die Begleitung, und als er hastig fragte, wann und wo er sie wiedersehen werde, erfuhr er, daß sie jeden Montag bei Frau von Willberg den Thee zu nehmen pflege.

Das schrieb er sich hinters Ohr, und von da an hatte das Willberg'sche Haus keinen glücklicheren Stammgast an den Montagen als Bernt Mussow.

Es war an diesen Tagen zuweilen ein wenig einsilbig hergegangen. Die Gesellschaft bestand aus bunt zusammengewürfelten Elementen, welche gerade um dieser Buntheit willen Gesprächs-Themata vermieden, die geeignet schienen, die heterogenen Geister aufeinander platzen zu lassen. Jetzt hatten die Leute ihre Freude an den kleinen Scharmützeln, welche zwischen Dora Sandel und Bernt Mussow allwöchentlich an dem gastlichen Theetisch stattfanden.

Er war bestrebt, ihr die idealen Anschauungen zugänglich zu machen, in welchen sein Innerstes wurzelte und die einer Zeit angehörten, mit welcher die heutige Jugend nichts mehr anzufangen weiß. Bernt sprach logisch und klar und führte einen Schatz gediegener Bildung ins Treffen, mit dem Dora nicht Schritt halten konnte, weil ihr von Hause aus diese gründliche Vorbildung fehlte. Sie hingegen suchte ihn zu ihren ultramodernen Principien zu bekehren, und hierbei kam ihr zu statten, daß sie durch glänzende Einfälle und natürlichen Witz, welche alle Mängel ihrer Theorien und Einwände verdeckten, eine nicht zu unterschätzende Gegnerin war und die Lacher oft genug auf ihrer Seite hatte.

Bernt blieb aber immer in den Grenzen achtungsvoller Ritterlichkeit, er sah das schonungsbedürftige Weib in ihr, dessen reizenden Capricen Rechnung getragen werden müsse.

Gerade das reizte Fräulein Dora auf das äußerste. Sie wollte nicht geschont werden, wollte als ebenbürtige Gegnerin für voll angesehen werden, und ihre Ausfälle wurden um so heftiger, je länger sie auf die erste unehrerbietige Aeußerung warten mußte, die ihr Gelegenheit gegeben hätte, über die Brutalität der Männer Zeter zu schreien.

„Was wissen Sie denn von Idealismus?“ rief sie eines Tages geringschätzig, als sie von dem Gegner stark in die Enge getrieben worden war. „Sie tappen selbst noch umher, wie der Blinde unter den Farben, haben noch nicht einmal eine eigene künstlerische Richtung. Worin besteht denn Ihr künstlerisches Ideal? So sagen Sie's doch! Das ist das allein Maßgebende. Mit Ihren allgemein gehaltenen Phantastereien werden Sie keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken, geschweige denn, uns zu Ihren Ansichten bekehren können. Das, was man in seinem Beruf ist, das ist man auch im Leben.“

Er verstummte. Sie hatte da eine Wunde berührt, von der sie wohl selbst nicht ahnte, wie schmerzhaft sie sei, und ganz rücksichtslos öffentlich zur Sprache gebracht, was er ihr, ihr allein, in einer Anwandlung spontanen Vertrauens an jenem Abend ihres ersten Zusammenseins mitgetheilt hatte.

Im Augenblick reute sie das übermüthig Hingeworfene, weil sie sah, daß er darunter litt. Aller Augen richteten sich neugierig auf ihn. Sie hatte ihn geradezu an den Pranger gestellt, und ein leises Bangen, wie er es aufnehmen werde, bemächtigte sich ihrer.

Bernt faßte sich schnell. Er wollte der Tafelrunde nicht das Schauspiel einer Niederlage geben, wollte wenigstens einen geordneten Rückzug antreten, und sich vor seiner Gegnerin verbeugend, sagte er, wenngleich mit zornbebender Stimme: „Sie haben recht, gnädiges Fräulein. Ich bin wirklich nicht in der Lage, mitreden zu können, wo so gewichtige Kämpferinnen, denen die Kunst der ideale Selbstzweck ist, und welche deren berufenste Vertreterinnen sind, in die Schranken treten.“

Nun lachte alles auf Dora's Kosten, denn sie hatte es oft genug ganz naiv ausgesprochen, daß ihre Kunst nach Brod gehe und sie das Handwerk nur betreibe, weil es für sie einen goldenen Boden habe.

Sie ärgerte sich umso mehr, als er ihr keine Gelegenheit mehr gab, die Scharte auszuwetzen, sondern von Redouten und ähnlichem Unsinn zu sprechen begann, als sei sie keiner ernsthaften Unterhaltung werth. Auch stand er bald danach auf und empfahl sich, ohne ihr das Anerbieten zu machen, sie wie sonst heimzugeleiten.

Bernt war innerlich erregter, als er sich den Anschein gab. Eine förmliche Wuth hatte ihn gepackt, gegen sich selbst, gegen die blonde Feindin, von deren Zauberbann er nicht mehr los konnte, und die ihn doch so erbarmungslos quälte.

Recht hatte sie. Wie durfte er von Idealen sprechen, er, der noch nicht einmal das eigene künstlerische Ideal gefunden hatte? Ein elender Stümper war er, weiter nichts! Als er zu Hause angekommen war, warf er sich verzweifelt in den vor der Staffelei stehenden Holzstuhl und betrachtete seinen neuesten Entwurf, einen stillen Weiher mit Abendstimmung und untergehender Sonne, welche durch braune Kiefernstämme leuchtete. Er hatte die Studien dazu im verflossenen Herbst fleißig nach der Natur gemacht, nun es aber galt, das Gemälde auszuführen, konnte er sich wieder nicht von den Einflüssen befreien, welche ihn immer, ohne daß er es recht merkte, gefangen nahmen. Das war alles so nachempfunden, halb Uhde'sche Staffage, halb Hofmann'sche Manier!

Alle Lampen und Kerzen, die in seinem Bereich waren, zündete er an, um das halb vollendete Machwerk einer genauen Betrachtung zu unterziehen. Und in diesem grellen und unerbittlichen Schein kam es ihm stümperhaft und elend vor. Das war nicht das, was er gewollt. All sein Können verkroch sich in der unselbständig nachempfundenen Manier, sobald er Stift und Pinsel zur Hand nahm. Er erinnerte sich genau der reichen warmen Empfindung, die ihn beim Anblick eben jenes Weihers in der großen farbengesättigten Natur durchfluthet hatte, des schönen starken Wollens, das er gehabt. Was war von alledem geblieben, was war daraus geworden? Ein Stück Leinwand, zwei Meter im Geviert, mit blaß verschwommenen und doch kleinlichen landschaftlichen Formen darauf, ohne Stimmung, ohne Kraft.

Ja, wenn er hätte zu dem Alten zurückkehren können, zu der Schule, aus der er hervorgegangen war! Aber er steckte zu tief drin in dem Neuen, hatte zu viel Fremdartiges gesehen, in dem er sich noch nicht zurecht zu finden vermochte, hatte sich arm daran gesehen und wußte nun nicht mehr aus noch ein.

Und darauf, auf diese seine Kunst, seine daheim von allen gepriesene Begabung hatte er eine Existenz bauen wollen? Er hatte glauben können, daß es ihm beschieden sein werde, den Lorbeer um seine Stirn zu winden und eine hervorragende Stellung unter den Zeitgenossen zu erringen? Lächerlich! Es blieb ihm wahrhaftig nichts übrig, als den Farbenkasten zuzuklappen und zu erklären: „Ich bin nichts und kann nichts!“

Doch was dann? — Ja, dann hatte er eben Schiffbruch erlitten und seine moralische Insolvenz eingestanden. Er war zu alt, um noch vollständig umsatteln zu können. Mit sechsundzwanzig Jahren ist man nicht mehr jung genug, um eine neue Berufswahl zu treffen, zu welcher die Vorstudien fehlen. Sein ganzes Herz hing außerdem an der Kunst. Von Klein auf hatte er nur für sie Interesse gehabt, die ihm jetzt schnöde den Rücken wenden zu wollen schien, in dem Moment, wo er sich ihr mit Leib und Seele zu eigen gegeben.

Da hatte er nun wochenlang von früh bis zur Dämmerung seinen ganzen Fleiß eingesetzt, und mit einmal öffneten ihm ein paar übermüthige Worte die Augen über sich und seine künstlerische Unfähigkeit, gerade als er sich mit der Hoffnung trug, einen großen Wurf thun zu können, der seinen Namen mit einem Schlage bekannt machen und ihm die Möglichkeit geben sollte, sich eine sichere Existenz aufzubauen, die er mit jemand theilen konnte. Denn darüber war er sich ganz klar, daß eine neue, mächtige Triebfeder des Vorwärtsstrebens mit der Liebe zu Dora Sandel in sein Leben getreten sei. Als reifer, fertiger, überall anerkannter Künstler wollte er vor sie hintreten und um sie werben. Er war bis zur Tollheit vernarrt in sie, vermochte sich ein Leben, in dem sie keine Rolle spielte, gar nicht mehr auszudenken, und bei allen ihren stachligen kleinen Bemerkungen überkam ihn jedes Mal das Verlangen, diesen spottenden Mund durch heiße Küsse zum Schweigen zu bringen, sie, die so eitel auf ihre Berufsleistungen war, den höchsten und schönsten Beruf des Weibes zu lehren.

Das war nun alles vorüber. Ihre vorhin ihm hingeworfene Herausforderung war herzlos und grausam gewesen und hatte ihm gezeigt, daß sie nichts für ihn empfand, — gar nichts. Eine trostlose Oede schien sich vor ihm aufzuthun, in der er keinen Lichtstrahl sah, nichts, was ihm etwa eine Hoffnung für die Zukunft lassen konnte.

Und er saß vor seinem unfertigen Bilde und starrte es mit immer trüber werdenden Augen an. Nein, das war nicht der große Wurf, von dem er geträumt. Daraus konnte in aller Ewigkeit nichts werden. Die Individualität fehlte ihm und damit die Befähigung zur Meisterschaft.

Die Kerzen brannten herunter, lang waren sie ja ohnehin nicht gewesen; jetzt erloschen sie, eine nach der andern, auch die eine der beiden Petroleum-Lampen ging aus; ein übelriechender Qualm erfüllte das Zimmer.

Bernt erwachte aus seinen trostlosen Träumereien, strich sich mit der Hand über die Stirn und wollte nach der Uhr sehen. Sie war stehen geblieben, der Zeiger wies noch auf zehn Minuten vor Vier. Emporspringend ging er zum Fenster hin, hinter dessen Vorhängen es hell wurde, da hielt der junge Tag seinen Einzug, und Bernt sah mit seinen überwachten Augen und seinem müden Herzen in das herrliche Morgenbild hinaus.

Noch traumumfangen breitete sich die große Stadt, in weißliche Nebelwolken gehüllt, vor ihm aus, und aus den wogenden Schleiern tauchten die Kronen der Bäume am Karlsplatz mit bräunlich schwellenden Knospen, glänzend und tropfend von Feuchtigkeit empor. Es lag etwas Geheimnißvolles in diesem wallenden Dunstmeer, das sich weich und weiß um die Dinge legte und deren Formen aufzulösen schien, sodaß die Häusermassen ringsumher geradezu gigantisch aufragten. Dann glänzte hier ein Fenster auf und dann dort, mit plötzlichem feurigem Leuchten. Die große Lichtspenderin Sonne war, wenn auch selbst den Städtern noch unsichtbar, in ihr Recht getreten, und am mattgefärbten Himmel begannen leichtsinnige Morgenwölkchen ihr Spiel mit dem beweglichen Südost.

Bernt sah dies alles vom Atelier-Fenster an. Seine Hand umkrampfte noch immer den Vorhang, den er unwillkürlich zurückgezogen hatte. Ja, wer das so malen, wer das festhalten konnte! Das war Stimmung! Das war Natur! Doch ihm würde es in aller Ewigkeit nicht gelingen, so viel stand fest. Und aufseufzend wandte er sich in den noch halb dunkeln Raum zurück, in welchem die einzige noch brennende Lampe einen gelben blassen Fleck bildete, welcher erfolglos gegen das allmählig eindringende Tageslicht ankämpfte. Er besaß nicht einmal mehr so viel Energie, sie zu löschen. Mochte sie doch von selbst ausgehen, wenn sie wollte. Nur schlafen wollte er, nichts mehr denken!

Und er warf sich auf das Bett, das mitsammt dem verhüllenden Wandschirm eine Ecke des Ateliers einnahm, und begrub das Gesicht in die Kissen.

Doch auch der Schlaf, der ihn einige kurze Stunden hindurch bis zum Klopfen der Putzerin umfing, vermochte nicht, seine Lebensgeister zu frischer Schaffensfreudigkeit neu zu erwecken. Wie zerschlagen fühlte er sich an Leib und Seele, und statt des frohen Eifers, der ihn sonst

jeden Morgen von der brodelnden Kaffeemaschine fort an die Staffelei trieb, fühlte er nichts als stumpfsinnige Leere in sich, die ihn thatenlos auf den alten wackeligen Divan streckte.

Da lag er stundenlang, die Arme über dem Kopf verschränkt, und grübelte finster vor sich hin. Und der Tag verging. Er konnte den Entschluß nicht finden, zum Essen zu gehen. Der Gedanke an das lustige Geschwätz der Kameraden am gemüthlichen Stammtisch in der dunkeln Ecke des Restaurants, wo sie ihre Mahlzeiten gemeinsam einzunehmen pflegten, war ihm unerträglich. Sie alle sprachen von ihrer Arbeit, ihren Aussichten. Dieser und jener hatte sogar lohnende Aufträge. Sie standen eben auf eigenen Füßen oder besaßen doch wenigstens ihren festen künstlerischen Standpunkt. Nur er allein brachte nichts vor sich, weil er über sich hinaus gewollt und sein Können überschätzt hatte.

Heimlich, wie ein Geächteter, schlich er mit dem sinkenden Abend in die Straßen und suchte auf Umwegen ein weit gelegenes Wirtshaus auf. Der Hunger trieb ihn hinaus. Noch hatte er ja Geld. Noch war er der Pensionär seiner Eltern. Unwillkürlich lachte er bitter auf. Ja, das würde er wohl in alle Ewigkeit bleiben. Er war nicht der Mann dazu, sich eine Existenz zu gründen, eine eigene Familie mit seiner Arbeit zu ernähren. Und wie er die Theresienstraße kreuzte, deren elektrische Kugellampen schnurgerade, eine hinter der anderen, in der Perspective zusammenflossen und sich anscheinend zuspitzten, wie eine feurige Lanze, schien ihm diese grellleuchtende harte Linie ein Symbol der neuen Zeit. Etwas unerbittlich Grausames lag in der Helle und Härte, an dem gerade in die Dunkelheit Herausschießenden, Zielbewußten. Es that ihm weh, und er eilte hastig weiter, der Schillingstraße zu, wo ihm ein stilles kleines Wirthshaus bekannt war.

Während er auf das bestellte Abendbrod wartete, nahm er gedankenlos die „Fliegenden Blätter“ zur Hand. Mit einmal gab es ihm einen Ruck. Als Maler hatte er keine Zukunft; warum aber sollte er nicht wie so viele andere als Zeichner und Illustrator ein lohnendes Auskommen finden? Es war ja ein Schritt vom Wege, der ihn bis zur höchsten Spitze emporführen sollte, doch das Illustriren war immerhin eine einträgliche Beschäftigung, und es war kein Grund vorhanden, weshalb ihm nicht glücken sollte, was so vielen schon geglückt war. Ihm wurde wieder ganz froh und leicht ums Herz. Wie hatte ihm dieser Ausweg nicht schon längst einfallen können! Das war's vielleicht gerade, wo seine eigentliche Begabung lag. Eingehend vertiefte er sich in das Studium der „Fliegenden Blätter“, prüfte bald diese, bald jene Manier. Dann stand sein Entschluß fest.

Nach Hause stürmend, konnte er den nächsten Morgen kaum erwarten. Oh, jetzt wollte er sich schon rühren, nun er mit sich einig war. Eine Reihe von Entwürfen wirbelte ihm im Kopfe herum, Illustrationen moderner Gedichte, Plakate, Journal-Einbände und Ornamente. All das wollte er an verschiedenen Stellen einreichen, sei es bei einer lithographischen Anstalt oder bei einem großen Plakat-Institut, vielleicht glückte es ihm auch bei den Verlegern der zahllosen illustrirten Zeitschriften.

Ein fieberhafter Thätigkeitsdrang packte ihn. Nicht mehr nach künstlerischen Ehren ging sein Sinn, nur Brod wollte er verdienen, sich auf eigene Füße stellen. Wie eine fixe Idee bohrte es sich in sein Gehirn, daß er in die Lage kommen müsse, eine Familie zu ernähren. Dann konnte er der Spöttereien mit dem Selbstbewußtsein gegenüber treten, das sie zu Schau trug. Er war entschlossen, ein Zusammentreffen mit ihr bis dahin zu vermeiden. Freilich, zwei bis drei Monate konnten darüber vergehen. Doch was machte das aus. Dann war er ein Mann, der seine Bahn klar vor sich sah und nicht mehr haltlosen Phantomen nachjagte. Vielleicht würde sie ihn auch ein wenig, ein ganz klein wenig vermissen, würde in den Willberg'schen Salon kommen mit dem triumphirenden Gefühl, ihr Opfer dort, wie sonst, zu ihren Füßen zu finden, bis mit dem Befremden über sein Ausbleiben endlich sich die Sehnsucht nach ihm sich einstellte.

Eine Woche hindurch arbeitete er eifrig und ausdauernd. Er war diese Art der Beschäftigung nicht gewohnt, sie ermüdete ihn und machte ihn ungeduldig, aber das Ziel, das er sich gesetzt, trieb ihn vorwärts. Es gab Zeichner, die als Illustratoren einen Weltruf besaßen und außerdem jährlich ein kleines Vermögen verdienten. Die berühmten Franzosen verschmähten es nicht, Plakat-Entwürfe zu machen, ja es gehörte eigentlich geradezu zum künstlerisch modernen guten Ton, sich an Plakat-Concurrenzen zu betheiligen. Alle diese Erwägungen hoben Bernts Stimmung, und als der Montag herankam, erklärte er sich vor sich selbst energisch, daß er sich stark genug fühle, dem bisher allwöchentlich eingehaltenen Zusammensein mit der schönen, nur zu sehr geliebten Feindin aus dem Wege zu gehen; ja er schrieb sogar an verschiedene seiner Freunde, um einen gemüthlichen Abend im Café Luitpold mit ihnen zu verabreden.

Doch der Abend kam und mit ihm die Sehnsucht nach dem behaglichen Theetisch, an dem er die letzten Monate hindurch allwöchentlich so schöne Stunden verlebt hatte. Der Gedanke, sich ins raucherfüllte, menschendurchwogte Café zu begeben, um mit einigen Kameraden Fachsimpeleien und Specialitäten-Bühnenklatsch zu sprechen, wurde ihm unüberwindlich. Aber er wollte doch fest bleiben. Festigkeit gehörte nun einmal zu seinem neuen Programm, und entschlossen schlug er den Weg zur Briennerstraße ein.

Die Luft war köstlich, trotzdem der März noch in den Kinderschuhen stand. Lenzduft und Lenztreiben allerorten. Es war auch eigentlich noch früh, er konnte ganz gut ein wenig umherspazieren und sich nach heißer Tagesarbeit erquicken. Und mit einmal stand er, ohne daß er es sich hätte erklären können, wie er dahin gekommen, in einer der stillen, nach dem englischen Garten hin führenden Straßen und starrte wie hypnotisirt nach den hellen Fenstern hinauf, welche vermuthen ließen, daß dort oben Gäste versammelt seien.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Unterhaltungen über die Sterne.

Von Dr. Herm. J. Klein in Köln.

II.

Die Vertheilung der Sterne über die Himmelsfläche ist eine sehr unregelmäßige, ebenso ist die Helligkeit oder der Glanz der Fixsterne im einzelnen äußerst verschieden. An gewissen Stellen des Himmels sieht man zahlreiche hell funkelnde Sterne auf engem Raume zusammengedrängt, während an anderen Stellen nur wenige und schwach leuchtende Sternchen sich dem Auge darbieten. Um sich nun am Himmel leichter zurechtzufinden, hat man schon in den frühesten Zeiten der menschlichen Kultur einzelne Gruppen von Sternen zusammengefaßt und ihnen Namen gegeben. So entstanden die Sternbilder und ebenso die Benennungen einzelner sehr heller Sterne. Zu Homer's Zeiten kannten die Griechen noch nicht das Sternbild des kleinen Bären, und der große Bär oder Himmelswagen hieß später bei ihnen „die Dreherin“, weil dieses Sternbild den Himmelspol umkreist. Uralt sind die Sternbilder des Thierkreises, und wahrscheinlich stammen sie zum Theil aus den Zeiten der alten Chaldäer; die heutigen Namen sind diesen Sternbildern und Sternen von den Griechen beigelegt worden. Während des Jahreslaufs durchwandert die Sonne diese zwölf Sternbilder, aber die hohe Dauer des Jahres selbst knüpfte sich für die ältesten Völker zunächst an Erfahrungen, die sie auf der Erde machten. So begannen die alten Egypter zur Zeit der ersten Pharaonen ihr Jahr mit dem heutigen siebzehnten Juni, der als der erste Tag des Anschwellens des Nils galt, und da zufällig um diese Zeit der hellste Stern des Himmels, der Sirius, morgens vor Aufgang der Sonne am Osthimmel sichtbar wurde, so brachte man ihn mit dem Anschwellen des Nils und dem Jahresanfang in Verbindung. Auch kannten die alten Egypter nur drei Jahreszeiten, nämlich die Zeit der Ueberschwemmung des Nils, die Zeit der Saat und die der Ernte und Dürre. Die Namen der zwölf Sternbilder des Thierkreises sind: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische. Man darf aber nicht glauben, daß zwischen diesen Namen und der Gruppirung der Sterne in den betreffenden Sternbildern auch nur die leiseste Aehnlichkeit bestehe, und das Gleiche gilt für die Namen aller übrigen Sternbilder. Die Alten kannten nur achtundvierzig Sternbilder, später hat man zwischen diese noch eine Anzahl anderer eingefügt, und als der südliche Himmel bekannt wurde, entstand das Bedürfniß, auch dessen Sterne zu Bildern zusammenzufassen. Man ist dabei leider nicht sehr glücklich gewesen, denn Sternbilder mit den Namen: Pfau, Kranich, Phönix, Indianer, amerikanische Gans u. s. w. nehmen sich neben den uralten Bezeichnungen: Orion, Hercules, Kassiopeja, Ophiuchus u. s. w. doch recht kläglich aus. Dies fühlte im siebzehnten Jahrhundert der Jesuit Schiller so lebhaft, daß er alles Ernstes den Vorschlag machte, die sämmtlichen bisherigen Sternbilder zu streichen und an ihrer Stelle dem südlichen Himmel Bilder aus dem Alten, und dem nördlichen Bilder aus dem Neuen Testamente einzuräumen, den zwölf Bildern des Thierreiches aber die zwölf Apostel zu substituiren. Dieser Vorschlag erschien aber selbst damals zu abgeschmackt, um auf Beifall rechnen zu können. Heute haben die Sternbilder als solche nur eine historische Bedeutung, der Astronom bedarf ihrer eigentlich nicht, ja von den sehr lichtschwachen, nur im Fernrohre sichtbaren Sternen kann man oft gar nicht bestimmt sagen, in welchem Sternbilde sie stehen, weil die Grenzen dieser Sternbilder nur ziemlich willkürlich gezogen werden. Dagegen bedienen sich die Astronomen auch heute noch der Namen mancher hellen Sterne; so z. B. heißt der hellste Stern im Sternbilde des großen Hundes: Sirius, Aldebaran heißt der hellste Stern im Stier, Regulus der hellste Stern im großen Löwen, Prokyon der hellste Stern im kleinen Hund, Wega der glänzendste Stern in der Leyer, Altair der hellste im Adler, Capella der hellste im Fuhrmann u. s. w.

Vom Sirius an, dem hellsten Fixstern des Himmels, sieht man alle Abstufungen der Helligkeit bis zu den kleinsten Sternchen, die man wahrnehmen kann, ja an vielen Punkten des Himmels glaubt man nur in einzelnen Momenten noch kleine Lichtpünktchen aufblitzen zu sehen, die gleich darauf wieder verschwinden. Diese ungleiche Helligkeit und regellose Vertheilung der Sterne macht eine Schätzung ihrer Anzahl sehr schwierig. Wenn man fragt, wie viel Sterne jemand in einer klaren Nacht mit bloßem Auge wahrzunehmen glaubt, so kann man die verschiedensten Schätzungen hören. Der eine spricht von vielen Tausenden, ein anderer von Hunderttausenden, ein dritter hält die Anzahl überhaupt für unermeßlich groß. Die Astronomen haben aber die dem unbewaffneten Auge sichtbaren Sterne ganz genau gezählt und aufgezeichnet, und man kann sicher überzeugt sein, daß auch das schärfste menschliche Auge im Laufe des ganzen Jahres an unserem Himmel nicht mehr als höchstens 5000 Sterne wahrzunehmen vermag. Das ist eine so geringe Anzahl, daß mancher sich darüber wundern wird, und doch ist das Ergebniß vollkommen sicher, und wer den Versuch machen wollte, sich selbst davon zu überzeugen, wird bei weitem noch nicht diese Anzahl zusammenbringen.

Schon die alten Astronomen haben die Sterne je nach ihrer Helligkeit in Größenklassen unterschieden, indem sie die hellsten als erste Größe bezeichneten, die schwächsten dagegen, welche man noch eben mit bloßem Auge sehen kann, zur sechsten Größe rechneten. Diese Unterscheidung macht keinen großen Anspruch auf Genauigkeit, aber sie hat sich doch bis heute erhalten, und man sieht auf den Sternkarten Bezeichnungen für die Sterne erster, zweiter, dritter Größe u. s. w. Als das Fernrohr erfunden war, fand man sogleich, daß es noch viele Sterne giebt, welche man mit bloßem Auge nicht mehr wahrnehmen kann, und je vollkommener die Ferngläser wurden, umso mehr Sterne wurden sichtbar. Man hat daher für diese nur in Teleskopen sichtbaren Sterne die Größenklassen fortgeführt und spricht von Sternen siebenter, achter, neunter, zehnter Größe, ja in den mächtigsten Teleskopen der Neuzeit erkennt man noch Sterne, die so lichtschwach sind, daß sie zur sechzehnten Größe gerechnet werden müssen.

Es ist nun eine merkwürdige Thatsache, daß die Sterne umso zahlreicher sind, je lichtschwächer sie erscheinen. Am ganzen Himmel giebt es etwa zwanzig Sterne erster Größe, siebzig Sterne zweiter, zweihundert Sterne dritter, fünfhundert Sterne vierter, fünfzehnhundert Sterne fünfter, sechstausend Sterne sechster and zwanzigtausend Sterne siebenter Größe, sodaß durchschnittlich jede folgende Größenklasse dreimal so viel Sterne umfaßt, als die vorhergehende. Nach einer genauen Untersuchung, welche der berühmte Astronom Littrow angestellt hat, kann man annehmen, daß die Zahl sämmtlicher Sterne des Himmels, welche in unseren mächtigsten Fernrohren noch sichtbar sind, über eintausendzweihundert Millionen beträgt. Das ist eine so ungeheure Anzahl, daß wir uns keine richtige Vorstellung davon machen können, und doch ist damit der Reichthum des Universums an Sternen bei weitem nicht erschöpft. Jenseits der Grenze, welche unsere größten Teleskope in Raum erreichen, giebt es noch zahllose Sterne, die wir freilich nicht direct mehr sehen können, welche ihr Vorhandensein dagegen auf eine andere Weise sichtbar machen, nämlich mit Hülfe der Photographie. In der That ist die Himmels-Photographie heute in der Lage, auf der Platte Sterne sichtbar zu machen, welche das größte Fernrohr nicht mehr zeigt, und, wunderbar genug, diese uns sonst unsichtbaren Sterne haben mit ihrem eigenen Licht ihr Bild eingezeichnet, mit Lichtstrahlen, die seit Anfang der Welt unsichtbar den unermeßlichen Raum durchirrten. In diesen Stern-Photographien offenbart sich uns eine wahrhafte Unendlichkeit von Gestirnen, grenzenlos wie der Raum ist ihre Anzahl, niemand vermag sie zu zählen, kein menschlicher Verstand ihre Anordnung zu ergründen. Aber noch mehr. Rings um den Himmel zeigt sich ein matt leuchtender Bogen von nebligem Lichte, die sogenannte Milchstraße, welche man in klaren Nächten deutlich unter den Sternen verfolgen kann. Besonders im Sternbilde des Schwans zeigt sich die Milchstraße sehr glänzend, und man erkennt dort in ihr hellere Wölkchen, die hier und da von dunklen Streifen durchsetzt werden. Schon die Alten haben vermuthet, daß diese Milchstraße nichts anderes sei, als die Anhäufung einer unermeßlichen Zahl von Sternen, die so dicht gedrängt sind und so weit von uns abstehen, daß sie einzeln gar nicht mehr gesehen werden können und nur ihr vereinigtes Licht uns wie ein schwacher Nebelschimmer erscheint. Als das Fernrohr erfunden worden, fand man in der That, daß in der Milchstraße zahlreiche Sterne sichtbar werden, und die Anzahl dieser Sterne wurde immer größer, je mächtiger die Fernrohre wurden. Der große Fr. W. Herschel richtete zu Anfang dieses Jahrhunderts sein Riesen-Teleskop auf die Milchstraße, um sie ganz in Sterne aufzulösen, aber auch ihm gelang dies nicht, und im Jahre 1818 sagte er ausdrücklich, die Milchstraße sei für sein Teleskop unergründlich. Er fand in ihr Stellen, an denen auf einem Fleck, scheinbar nicht größer als ein Nadelkopf, die Sterne zu Tausenden gedrängt standen, und wieder andere, wo auf schwarzem Grunde nicht das kleinste Sternlein leuchtete. Diese dunkeln, kreisförmigen Flecke sind gleichsam wie Oeffnungen in der Sternschicht. Herschel's Schwester, Caroline, hat über die Auffindung der ersten dieser „Oeffnungen“ dem Sohne Herschel's folgendes geschrieben: „Eines Abends, als der Vater im Sternbilde des Skorpions den Himmel durchforschte, rief er nach langem peinlichen Schweigen plötzlich aus: ‚Hier ist wahrhaftig eine Oeffnung im Himmel!‘ Dann, nachdem er geraume Zeit diesen Ort betrachtet hatte, ließ er ihn entmuthigt vorüber ziehen.“ Diese Oeffnungen in der Sternschicht der Milchstraße sind später auch von anderen Beobachtern wiedergefunden worden, eine Erklärung dafür, weshalb dort bis in unergründliche Tiefen die Sterne fehlen, ist aber noch nicht gefunden. Seit Erfindung der Photographie hat man auch diese zur Aufnahme der Milchstraße benützt, und besonders auf der Lick-Sternwarte in Californien sind höchst merkwürdige Photographien derselben erhalten worden. Sie zeigen, daß die Milchstraße in ihren verschiedenen Theilen von verschiedener Structur ist. In einer Region bestehen die dem Auge neblig erscheinenden Partien aus hellen Sternen, während sie in anderen aus feinen Streifen gebildet werden, die den Staub-Partikelchen gleichen, in noch anderen sieht man auch auf den Photographien nichts als diffusen Nebel, vermischt mit hellen Sternchen. Dadurch wird die Thatsache klar, daß die Milchstraße auch für die mächtigsten photographischen Fernrohre unergründlich ist; die Myriaden kleinster Sterne, welche diese Apparate noch darstellen, stehen noch immer auf nebligem Grunde, dessen Zerlegung jenseits der Kraft unserer Instrumente bleibt. So giebt es auch hier keine Grenze, und nirgends wird dem Auge ein letzter Stern sichtbar, stets bleibt noch ein Unergründliches und Unfaßbares. Mit dem Dichter muß auch der Forscher ausrufen:

„Senke nieder, Adlergedank', dein Gefieder
Kühne Seglerin, Phantasie,
Wirf ein muthloses Anker hie.“

Dohna.

Nachdruck verboten.

Durchs Müglitzthal.

Von Ferdinand von Wohldorf.
Mit Illustrationen von A. Reinhardt.

I.

Station Mügeln „Erst!“ denkt der Reisende, „noch nicht einmal Pirna, wo die sächsische Schweiz anfängt, rücken wir uns also noch einmal gemüthlich zurecht.“ „Erlauben Sie, nein, — hier müssen wir aussteigen!“ „Was denn, wie denn? Die berühmten steinernen Napfkuchen liegen doch erst da hinten gerade vor uns?“ „Aber das Müglitzthal zweigt hier ab, und Sie haben Sich doch meiner Führerschaft anvertraut, gleichviel wohin, wenn's nur zu Schönem sei! Also hinaus jetzt, umsteigen in die Secundär-Bahn!“

Die Secundär-Bahn! Soll man sie eigentlich lieben oder hassen? Immer die eine gerade Linie entlang führt die große Hauptbahn die große Masse der Touristen, wie in unserem Falle von Dresden nach dem Schlaraffenlande der sächsischen Schweiz, deren Hauptformen Ludwig Richter in Bechstein's Märchenbuch durch obengestreifte Napfkuchen, — „Bäben“ sagt der Sachse, — so sehr bezeichnend wiedergegeben hat. Bastei, Schandau, Königstein, Lilienstein, Papststein, Pfaffenstein u. s. w., — lauter gute Sachen, aber immer wieder dieselben guten Sachen. Nur der verschmitzte Naturbummler (mit Verlaub zu sagen), nur der Sonderling unter den Touristen wagte sich tagemarschweit abseits von den beiden eisernen Parallelen, die neben der Elbe herlaufen. Er wagte sich abseits und fand Schönes und Freundliches, Erhabenes und Behagliches in Hülle und Fülle, wo muntere Wässerlein über die Mühlenräder grüner Thäler, wo Rehe durch die einsamen Hochwälder stattlicher Berge liefen. Mit der Zeit aber krochen die Secundär-Bahnen neugierig seinen Abwegen nach. Jetzt kann er schneller zu seinen stillen Lieblingsplätzen, — aber andere Leute sind auch so gescheit.

Je nun, das Müglitzthal wenigstens ist noch nicht durch die Eisenbahn verdorben, und gar zu schnell wird's auch mit diesem Verderben nicht gehen. Das vergnügte Bähnchen hier wird sich nicht auswachsen zu einer großen Bahn, auf der Zug hinter Zug pfeifend und polternd herdrängt, denn in den Bergen hört die Reise auf; es giebt hier keinen Durchgangsverkehr der großen Welt, es bleibt alles, sozusagen, Idylle. Und auch das Reise-Publicum wird sich nicht regimenterweise gerade zwischen diese zwei Thalwände schieben, denn wem Reisen bedeutet, die Doppelsterne im Bädecker abzugucken, der findet an der Müglitz nichts, was er mag. Es sind keine landwirthschaftlichen Millionen-Wunder an ihr zu sehen, keine Berge, die so berühmt sind, daß man in die Zeitungen kommt, wenn man beim Herunterfallen den Hals bricht, keine Felsen, die aussehen, wie man's eigentlich nicht glauben sollte, und kein Schnee, außer zu einer Jahreszeit, wo sich's paßt. Wer zur Naturbetrachtung ganz und gar nichts Eigenes mitbringt, wer nur durch die stärksten „Effecte“, nur durch Knaller und Schlager aus Stumpfsinn oder Blasirtheit aufgeweckt werden kann, — er ziehe in Frieden am Müglitzthale vorbei! Wer aber so viel in sich hat, daß seine Seele schon auf einen leiseren Anruf von draußen freundlich zu antworten vermag, wer im Herzen reich genug ist, daß er etwas zu geben hat: Sinn für Wald und Wiese, die sich in schönen Linien mit- und durcheinander heben und neigen, Auge für seine malerische Schönheiten in klarer Luft, Verständniß für geschichtliche Erinnerungen, Herz für ein schlichtes, treu arbeitendes und ernstes Volk, der wird an der Müglitz doppelt zurückempfangen, wo er giebt. Leben doch Leute, die sich geradezu verliebt haben in dieses Thal, das König Johann-Philalethes das schönste von Sachsen genannt hat.

Wie wir aus Mügeln hinausfahren, dem fabrikreichen, das noch halb und halb wie eine Vorstadt von Dresden dreinschaut, hinaus und ins Müglitzthal hinein, da zeigt's ja schon reizvoll ein Bild, das sich oft in ihm mit ähnlichen Formen abwandelt: saftige Wiesen mit zerstreuten Busch- und Baumgruppen bis zu den Hängen, an denen oft der Fels zwischen den Bäumen hervorbricht, und die dann auf ihrem breiten Rücken wieder welliges Ackerland tragen, Felderland um zerstreute, stattliche Bauerngehöfte. Oft wie Burgen liegen sie droben, zumal wenn sie zu stolzen Herrensitzen ausgewachsen sind, wie des Herrn von Lüttichau Rittergut Gamig, an dem freilich kein kleinerer mitgebaut hat als Gottfried Semper, der Meister. Aber wir achten ihrer doch bald nicht mehr viel, denn vor uns, wo das Thal sich biegt, schließt nun ein entzückendes Bild die Ansicht: hoch an den Wänden des Thales klettern Häuser und Häuslein zu ihrer Kirche hinauf, die sie über den Kirchhof hin gar hüterlich überblickt, und weiterhin rechts zeugt altes Gemäuer davon, daß hier dereinst eine wackere Burg gestanden hat. Dohna ist's. Ach, die einst hier hausten, hatte schon Friedrich der Rothbart mit diesem Burggrafenthum belehnt; sie könnten viel erzählen, die alten Steine da, denn gar friedfertige Herren waren seine ehemaligen Gebieter zumeist nicht eben, wenn auch durch zwei Jahrhunderte im Dohna'schen Rathskeller ganz in der Nähe das „Dohn'sche Mal- und Ritterding“ ein Schöppenstuhl berühmter Rechtsweisheit war, zu dem man selbst vom Auslande her gelegentlich einmal Recht suchen ging. Jeschke von Dohna besonders trieb's etwas arg, aber da kam die Nemesis, und Markgraf Wilhelm der Einäugige schleifte ihm die Burg. Nur spärliche Trümmer stehen noch aus alter Zeit, denn den runden Thurm droben neben dem Schießhaus hat erst in diesem Jahrhundert ein Enkel des alten Geschlechts erbaut. Jetzt geht's droben friedlich zu, denn die Schützen, die zu Zeiten dort knallen, sind schwerlich kriegerischen Geblüts, sie meinen das nicht so schlimm, und wenn ihr König gleich nebenan das Füßchen auflegen läßt, hat er keinen Aufruhr zu befürchten. Geh muthig selbst in den runden Thurm, o Wandrer, seine Verließe werden Dir kein Grausen anthun, denn weißt Du, was jetzt darin ist? Ein Tanzboden fürs junge Volk.

Lebe wohl, Dohna, Du liebes Nest, dessen Ahnen dereinst in schlimmen Zeiten den Dresdnern so muthig das Fleisch in die Mauern geschmuggelt haben, daß das schöne Privileg eigener Fleischbänke noch bis heute an sie erinnert; lebe wohl, Dohna, — auch der Zug einer Secundär-Bahn kann nicht ewig in Deinem Bahnhof verweilen, und heute dürfen wir Dich ja nur begrüßen! Weiter geht's,

Mühlbrücke in Dohna.

Schießhaus und Burg in Dohna.

an der Müglitz fort, durch Busch, Wald und Wiese an Häusern und auch an Fabriken vorbei, die der Wassernixen ungebrochene Naturmädelkraft zu allerlei Hantirungen anstellen. Enger wird das Thal und felsiger rechts und links sein Hang. Da kommt ein großes Schloß in Sicht, von dem jeder Schuljunge im Sachsenlande ob einer ganz merkwürdigen Thatsache weiß: es hat seine Keller, wo wohlgesittete Häuser sonst die Böden zu tragen pflegen, — droben im obersten Stockwerk. Wie hängt das zusammen? Schloß Weesenstein ist herumgebaut um einen steilen Felsen, den es nun sozusagen mitten im Leibe hat: bald als eine Wölbung, bald als eine Wand guckt er nun da, nun dort entgegen, wenn man in den Zimmern herumgeht, und Raum folgt auf Raum ganz querköpfig absonderlich: zum ersten Stockwerk steigt man bergab, und liegen die Keller im fünften droben, so liegen die Pferdeställe im dritten. Es ward auch von oben nach unten gebaut; seine obersten Theile sind seine ältesten. In ihnen gingen ja wohl die ersten Besitzer, eben jene Burggrafen von Dohna, noch aus und ein. Aber das ist lange her, lange selbst

für ein steinern Haus; Schloß Weesenstein hat mancherlei Herren gehabt, ehe sein jetziger kam. Der ist des deutschen Reiches General-Feldmarschall Prinz Georg von Sachsen; beim Lustwandeln in seinem Schloßgarten mag er wohl flüchtig an Versailles gedenken. Nicht gar weit drüben übers Feld, der Elbe zu, liegt freilich Groß-Sedlitz, das mit ganz anderer Deutlichkeit an das große Vorbild aller fürstlichen Parkanlagen aus des Sonnenkönigs Zeitalter gemahnt.

Das Züglein klingelt auf dem Bähnlein weiter, — ein schöner Wald, nicht wahr, jetzt hier an den Hängen rechts? Ich will's schon glauben, es ist auch ein Parkwald. Droben, freundlicher Begleiter, liegt nämlich das Rittergut Maxen, dem gehört er zu. Nicht gar zu lange ist's her, da herrschte dort oben um den damaligen Besitzer, den preußischen Major von Serre, oft ein gar reges und eigenartiges Leben; sogar ein höchst exotischer und, was noch viel merkwürdiger, ein gleichzeitig künstlerisch thätiger Prinz war dabei. Siehst Du dort den Aussichts-Pavillon? Den hat er, Raden Saleh mit Namen, seinem Wirthe erbaut. Einmal aber sah man dort ältere und jüngere „Ritter vom Geist" besonders würdig und lebhaft debattiren, — weißt Du, worum sich's handelte? Denke nur, um die deutsche Schillerstiftung, die jetzt so segensreich manchem einen Dankeszoll stiftet, der besser begabt war, das Gold der Musen zu erwerben, als das Gold der Münzen, — man kann sagen: hier oben kam sie zu Stande! Und das schuf dann freilich eine freundlichere Erinnerung für den Ort, als die, so den „Finckenfang" umgeistert.

Den Finckenfang? Werden hier allen Vogelschutz-Gesetzen zum Trutz die Finken so massenhaft gefangen? Nein, der Finckenfang wird mit ck geschrieben, — wenn er nämlich ausnahmsweise 'mal richtig geschrieben wird. Du mußt das Bähnchen verlassen und das Thal in die Höhe steigen, dann siehst Du den Hügel dort oben rechts, von dem aus ein großes Gasthaus mit seiner hellen Terrasse viele Meilen im Umkreis die Leute herladet, eine berühmte Aussicht zu genießen. Aber damit treibt's weder Finken- noch Gimpelfang. Den Namen hat die Gegend anderswo her. Im Jahre 1759 war's, für die Preußen im ernstesten des ernsten siebenjährigen Krieges. In Dresden hatten sie, die Preußen, noch eben ganz fest gesessen, Schmettau hatte sie commandirt, und als die Reichsarmee anrückte, hatte der ihr tapfer zu widerstehen gedacht, — da war von Friedrich unmittelbar nach dem Schlachtenunglück von Kunnersdorf der Befehl gekommen: vor allem sind die Kassen zu sichern! Das hatte dem Schmettau den Muth genommen, er hatte capitulirt, nicht ahnend, daß Friedrich schon zu seinem Entsatze heranrückte. Mittlerweile war es des Königs Bruder, dem Prinzen Heinrich, gelungen, Daun's Oesterreichern ihre meisten Stellungen in Sachsen zu nehmen: jetzt, im November, standen sie in der Pirnaer Gegend und mußten wohl über die Grenze zurück. Dorthin aber schickte Friedrich den General von Finck mit einem kleinen Corps dem Feind in den Rücken, daß er Daun's Retirade nach Böhmen verhindere. Mit nur 12000 Leuten? Finck bemerkte dem König, das gehe doch kaum. Da ward der alte Fritz böse: „Er weiß, daß ich keine Difficultäten leiden kann: mach Er, daß Er fortkommt." O weh! Finck kam dem Preußenkönige gründlich „fort". Wohl wehrte er sich tapfer, als ihn die Uebermacht umschlossen hatte, die Daunischen aber „fingen" ihn doch mit seinem ganzen Corps, — und sie blieben nun lieber noch ein Weilchen in Sachsen. Freilich, der Preußenkönig blieb auch dort; bei Wilsdruff, also dem starken Feinde sozusagen gegenüber, bezog er trotzig mit seinem zusammengeschmolzenen Heere das Winter-Quartier.

Nicht nur wir Menschen wandeln uns mit den Zeiten, wir einzelnen Leute, nein, auch der ganze Charakter einer Gegend verändert mitunter verhältnißmäßig schnell sein Gesicht. Zu Daun's und des großen Friedrich Zeiten war die Straße durchs Müglitzthal von internationaler Bedeutung, zwischen Dresden und Teplitz, das einst auch bessere Jahre hatte, als jetzt, war sie die nächste nicht nur, sondern auch die bequemste Verbindung. Im Zeitalter des Dampfes kommt's auf eine Ecke nicht an; jetzt umfährt man hübsch das Erzgebirge, statt hinüberzuklettern, — der Reisende, der's eilig hat, fährt von Dresden nach Teplitz über Bodenbach. Aber ein Flügelrad schwirrt oft genug die Straße daher: Männlein und Weiblein sitzt darauf und radelt bei Glockensignal und Allheil mit dem schwerathmigen Dampfroß um die Wette, — besonders allerdings thalabwärts. Gut, daß auf dem Felsenblock dort, auf „Wittich's Raubschloß", der böse Mann nicht mehr haust, der von dort aus vor bald einem halben Jahrtausend die böhmischen Kaufleute „aufgehoben" haben soll, — auch solch eine stramme Radlerin hätte vor seinen Augen vielleicht mehr Gnade gefunden als gut gewesen. Der schlimme Wittich hat ja ohnehin übergenug auf dem Gewissen. Nun ja, sein Ende war auch danach: zweimal ist er todtgeschlagen worden, wenn beide Sagen recht haben, die darüber gehen. Denn nach der einen erschlug ihn sein eigener Sohn, nach der andern erschoß ihn Ritter Weinhold von Bärenstein, welchem für diese That vom Markgrafen ein zeitgemäß Privilegium ward: Wild, das er auf seinem Gebiete aufgehetzt, durfte er bis an die Dresdener Brücke verfolgen. Ich sprach neulich einen, der wollte ihn auf der Pragerstraße in Dresden haben mitternachts hinter einem Reh her spuken sehen, mitten zwischen den elektrischen Straßenbahnen, daß ihm die Kutscher das Signal gaben: Vorsicht. Höchst sonderbar habe das ausgesehen, meinte mein Gewährsmann, und der lügt sonst selten . . .

Aber nun treibt uns der Anblick eines würdigen Ortes die Possen aus dem Kopf: lieblich hinein ins Seitenthal gelagert, aus dem die Prießnitz ihres Weges kommt, grüßt uns freundlich, behäbig und „hell", wie die Sachsen im allgemeinen und die „hiesigen" ganz im besonderen sind, Glashütte. Und nun fühlen wir uns doch auch hier wieder und heute noch „international", denn Glashütte, das wissen wir ja, kennt man, so weit die Uhren gehen, zum mindesten

Wittich's Raubschloß.

Glashütte.

Schloß Weesenstein.

Volke der Glashütter Erzgebirgler eine neue Industrie zu gründen; er wußte das Ministerium für seine Sache zu gewinnen, und der Staat gewährte ihm eine kräftige Unterstützung. So wurden Hirten, Bergleute, arme Handwerker, Bauern hier oben zu Uhrmachern, das Glück trat der Unternehmerlust und der Rührigkeit zur Seite, die Glashütter Uhren kamen zu mehr und mehr Anerkennung und schließlich zu einem Weltruf; es gab ein großes Fest,' als man vor zwei Jahren dem Begründer dieses Gewerbes ein Denkmal setzte. Eine Uhrmacherschule, zu der jetzt Adepten dieser feinen Kunst aus fernen Ländern wallfahrten, und neue Fabriken entstanden zu der berühmten ältesten, und natürlich steht nun alles, was mit der Uhren-Fabrikation zusammenhängt, im Mittelpunkt des Lebens im Städtchen. Burkhardt's bekannte Rechenmaschine entsteht aber auch hier, auf daß sie beweise, wie der einmal erweckte Spintisir-Geist noch anderen Knifflichkeiten sich zuwendet, als dem Messer der Zeit. Und Holzwaren- und andere Fabriken noch bezeugen überhaupt, daß die Glashütter ein ungewöhnlich betriebsames Völkchen sind. Nur an was man zunächst bei ihrem Namen denkt, das darf man bei ihnen nicht suchen: Glashütten giebt's nicht. Glaserze fand man früher hier und verhüttete man, Silber daraus zu gewinnen: das gab den Namen, aber — „es war einmal". Lange Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege schon war's kein rechtes Leben und kein rechtes Sterben mit dem Glashütter Bergbau, 1876 erst erlöste ihn ein sanfter Tod. Immerhin ist der Ortsname auf unserem Wege die erste Mahnung daran, daß wir vom Elbthale her sacht ins Erzgebirge gekommen sind.

die Taschenuhren. Ueber fünfzig Jahre ist es nun her, — anno 1845 war's, — daß der weitgereiste Dresdener Uhrmacher Ferdinand Adolf Lange den Plan verwirklichte, mit dem armen

Nachdruck verboten.

Maguſche.

Eine Geſchichte von der kuriſchen Nehrung von Wanda von Bartels in München.

(Schluß.)

Und die Zeit lief. Sie ſpann den October zu Ende mit des Lauras Begräbniß auf dem Friedhof, auf dem die Düne die Grabhügel ſo ſorgſam ſchichtet, daß ſie am Ende ausſehen, wie ein einziger großer Sandhaufen. Sie dämpfte die gelbe warme Herbſtſonne und jagte die Nordſtürme über das Haff, vor denen die Elche ſich tief in die Moore und die jungen Schonungen flüchteten. Schnee laſtete auf den Dächern, und der Froſt ſuchte die ruheloſe Düne feſtzuhalten, wo er konnte. Aber erſt, als der November im Strom der Vergangenheit untertauchte, wie die übrigen Monate des Jahres, da gewann Maguſche ihre Geſundheit wieder.

Das erſte, was ſie deutlich empfand, war, daß ſie fror, und als ſie ſich entſchloß, ihre Augen zu öffnen, ſah ſie, daß jene fahle Dämmerung um ſie herrſchte, die dem Morgen vorangeht. Sie ſchob ihren Kopf bis an die Bettkante. Da ſah ſie durch die offene Thür Jeke, ihres Oheims Weib, vor dem Feuer knien und wie ſie ſich mühte, es anzublaſen. Der rothe Schein lief über Jeke's Antlitz und erloſch dann wieder, einmal, — zweimal, — dreimal; ſie ſah es ganz deutlich, obgleich ſie zu müde war, ſich zu bewegen. Dann hielt Jeke inne mit Blaſen und wartete, bis die blauen hüpfenden Flämmchen ſich auf den Scheiten niederließen. Der Rauch ſchlug ihr in die Augen, daß ſie thränten, — — — ja, warum that Jeke das alles? Warum machte ſie das Feuer, während Maguſche im Bett lag, ohne ſich zu rühren. War das nicht ihre eigene Sache?

Maguſche hatte das Gefühl, als müſſe ſie hinaus und an Jeke's Stelle auf dem kalten Eſtrich ſtehen, die Arme übereinander geſchlagen und fröſtelnd und gähnend warten, bis das Feuer hell genug brannte, um die Hafermehlſuppe darüber zu kochen, wie ſie es ſchon hundertmal gethan hatte, erſt für ihren Vater, dann für den Lauras, ihren lieben — —.

Sie konnte nicht zu Ende denken, denn zugleich mit einem ſtechenden Schmerz im Hinterhaupte blitzte ihr die Erinnerung auf an das, was geſchehen war. Er war ja todt, der Lauras! Sie hatten ihn ihr ja erſchlagen. — — Und ſie brach in ein faſſungsloſes Weinen aus, das ihr die Kehle zuſammenſchnürte und wie ein irres Gelächter hinausklang auf den Flur zu Jeke.

Schlaff fielen Jeke's Arme hinunter, und mit offenem Munde lauſchte ſie eines Augenblickes Länge auf die Töne, von denen ſie nicht wußte, was ſie bedeuteten. War Maguſche über Nacht geſtorben, und ſaß am Ende der Vampyr auf ihrem Bett und marterte ihre Seele? Ein Grauſen packte ſie an, und ſie riß die Thür zu ihres Schwähers Kammer auf und ſchüttelte ihn am Arm.

„Auf, Adòmas, ſchnell," ſchrie ſie in ſeine Ohren, „was iſt doch, o Gottchen, mit der Maguſche!"

Es dauerte einiges, bis Adòmas Baſtie ſo weit wach war, um zu begreifen, was ſie ihm ſagte.

„Geh, Jeke, geh, Herzchen, Schwägerin," ſagte er zitternd, als er verſtanden, „geh, weck die Ahne. Sie ſoll die Bibel nehmen gegen den Vampyr, dann gehen wir zuſammen."

Da ging Jeke zur Ahne. Die ſaß im Strohſtuhl, denn ſie hatte das Reißen (und für das Reißen iſt es nicht gut, in den Federn zu liegen); die nahm die Bibel in die eine Hand, und in der andern hielt ſie die Heiden-Streitaxt, mit der ſie ſonſt ihre Wange kühlte, und dann gingen ſie mit Adòmas Baſtie hinüber zu Maguſche.

Das wilde Weinen, das ſie wie ein Sturmwind geſchüttelt hatte, war vorüber, nur langes zitterndes Schluchzen ohne Thränen durchtobte ſie, wie bei den Kindern, wenn ſie aufhören zu weinen. Ihre Augen öffneten ſich weit beim Eintritt der drei und ſchloſſen ſich dann vor dem dunkelrothen flackernden Licht des Kienſpans, den Jeke am Herdfeuer entzündet hatte und nun hoch über ſich hielt, vorſichtig nach Maguſche hinüberſpähend.

„Biſt todt, Maguſchchen, mein Kindchen? Biſt todt?" fragte die Ahne und preßte mit den verkrümmten Fingern ihrer linken Hand die Bibel an die Bruſt; mit der rechten legte ſie Maguſche die grüne Steinaxt auf die Stirn, ſodaß Maguſche, von der kalten Berührung erſchreckt, die Augen weit aufriß.

„Sie iſt nicht todt, Maguſche, unſer Kindchen," ſagte die Ahne befriedigt und glitt ſeufzend auf einen Strohſchemel, der neben Maguſche's Bette ſtand.

„Wenn ſie nicht todt iſt, ſo iſt ſie geſund," ſagte Adòmas Baſtie mit der Gewißheit eines Mannes, der immer das Rechte trifft. „Und es iſt gut, daß die Maguſche geſund iſt, denn ſie war ohne Sinne lange genug. Laß ſagen im Dorf, Jeke, daß ſie kommen, ſich zu freuen über die Maguſche. Und die Maguſche ſoll aufſtehen und ſich freuen mit Adòmas Baſtie, weil ſie entronnen iſt der Giltinne*)."

Da dachte Maguſche deſſen, der der Giltinne nicht hatte entrinnen können, und von neuem ſchüttelte ſie das Weinen.

„Was greinſt, Maguſche, mein Kindchen?" ſagte Adòmas Baſtie und ſtreichelte ihre Hand. „Wer wird weinen über einen, der liegt ruhig im Sand, und wo die Düne hat begraben ſchon in ſechs Wochen ſein Kreuz bis zum Spitzchen. — Sei luſtig, Maguſche! Da iſt der Enskys und der Selmas und der Kriſtauf und noch mehr; die ſind ſchon geweſen bei der Karalene und haben gefragt, welchen Du zuerſt wirſt nehmen. Und ſei ſtill, mein Kindchen! Du wirſt eine Zeit gehen zu dem einen und eine Zeit zu dem andern, und dem Du am beſten gefällſt, der wird Dich nehmen zu ſeiner Hausfrau."

Maguſche's Weinen war verſtummt, und ihre Hand zuckte unter der ſchmeichelnden Berührung von ihres Vaters Fingern, während ihre Augen groß und ſtarr an ſeinem Munde hingen.

„I mein Gottchen, wer wird ſich ſo haben!" tröſtete auch Jeke. „Du biſt eine junge Wittwe, Maguſche, wirſt haben Leute genug, daß Du nur brauchſt zu wählen, wie Du ſie willſt. Aber jetzt mußt Du aufſtehen."

Und dann gingen ſie hinaus alle drei, und Maguſche blieb allein.

Ihre Augen ſtarrten weit offen auf die geſchloſſene Thür, und in ihrem Kopf ging es wie ein Hammer, immer daſſelbe: „Erſt den Enskys, dann den Selmas, dann den Kriſtauf, und dem Du am beſten gefällſt, der nimmt Dich zu ſeiner Hausfrau", — und der Lauras liegt draußen unter dem Sand der Düne! Ja, ſo war es, ſo ſchrieb es die Sitte vor für eine junge Wittwe. Und der Lauras liegt draußen unter dem Sand der Düne. Und der Lauras liegt draußen . . . . . es war wie ein Hammer, immer daſſelbe, immer daſſelbe.

Zuletzt konnte ſie es nicht mehr aushalten. Sie ſprang aus dem Bett und kleidete ſich an. Es ging ſchwer, denn ihre Hände zitterten, und ſie mußte ſich öfters niederſetzen, um nicht hinzufallen, denn ihr Kopf war ſo dumpf und ſchwer, und immer arbeitete der Hammer: „Erſt den Enskys, dann den Selmas, — und der Lauras liegt draußen unter dem Sand der Düne."

Als ſie fertig war, ging ſie hinaus. Da ſtand Jeke vor der Hausthür und ſchlachtete Enten. Maguſche lehnte ſich an den Thürpfoſten und ſah die Dorfſtraße hinunter. Wie wunderlich ſtill es war durch den Schnee, in dem jeder Ton verſank, wie die Fußtritte der Menſchen. Ganz weit, im letzten Haus etwa, ſchlug jemand auf ein Holz; das klang ſo laut und kalt und ſchrill in der Stille. Kleine hohle Eiskruſten ſtanden über dem Haffwaſſer, das in der Winterſtille zu ſchlafen ſchien. Dann ſah ſie auf Jeke, wie ſie die flatternden Thiere zwiſchen ihre Knie klemmte, ihnen die Hälſe zurückbog und einen ſcharfen Schnitt hineinthat, daß das heiße Blut in den Schnee fiel; und in ihrem Kopf ging es immer noch: „Erſt den Enskys, dann den Selmas," — — — nein, das ging nicht gut an. Wenn auch dieſe todt wären, dann würden andere kommen und um ſie freien, ſolange ſie ſelber nicht todt war. Ja, ſie ſelber. Auf einmal wurde es ihr ganz leicht zu Muthe.

„Wo iſt der Vater?" fragte ſie Jeke.

„Hab' ich ihn nicht geſehen; glaube, daß er das Boot macht fertig für mich, denn ich muß die Entchen nach Scholen bringen," ſagte Jeke.

„Ich will mitfahren und Dir helfen," ſagte Maguſche. Und dann half ſie ihr die Enten rupfen und in Körbe packen. Und dann trugen ſie die Enten ins Boot. Jeke plauderte von allerlei Dingen, und Maguſche ſagte „ja" und ſagte „nein", aber es war leicht zu merken, daß ſie nicht immer wußte, wovon die Rede war; aber Jeke meinte bei ſich, das käme von der Krankheit.

Am Ende gegen die Mittagszeit waren ſie fertig. Vorſorglich ſchnitt Jeke zwei dicke Schnitten Schwarzbrod und geräucherten Speck, band beides in ein roth gewürfeltes Tuch, und dann machten ſie das Boot klar, ſetzten die Segel und fuhren ab.

Der Wind kam von Finland herunter und brachte dunkle ſchwere Schneewolken mit. Aber er wehte ſo zäh und ohne abzuſetzen, daß keine einzige Flocke ſich löſte. Nur das Haffwaſſer ſtaute ſich, wie unruhig witternde Wölfe, und die Wellen ſchoben die Köpfe zuſammen, und das kleine Boot begann zu ſchlingern.

„Wir werden lange brauchen nach Scholen," ſagte Jeke und nahm das Bupillis, das iſt ein wunderlich gebogenes, ein wenig ausgehöhltes Holz (etwa wie eine lange hohle Hand), und begann vom Haffwaſſer zu ſchöpfen und das Segel damit anzugießen. Der Wind aber blies auf das naſſe Segel und wandelte das Waſſer in ſchweres, glitzerndes Eis, ſodaß das Boot nun ſchwerfälliger als ſonſt über die Wellen glitt und das Segel nur widerwillig gehorchte.

„Du biſt eine Thörin, Jeke, mit Deiner Ungeduld," ſagte Maguſche und ſah nach den Wolken, „wir wären ſchneller gefahren mit dem trockenen Segel."

Sie ſprachen nicht viel. Maguſche hielt die Segelleine in ihren halberſtarrten Fingern und das Steuer, Jeke ſtand vorn und ſchlug ſich mit den Armen, hauchte auch wohl in die Finger, um warm zu werden. Es war eine lange Fahrt mit dem gefrorenen Segel, und halberſtarrt kamen ſie erſt am Nachmittag gegen drei Uhr nach dem Ort ihrer Beſtimmung, anſtatt in wenigen Stunden.

An dem Platz, wo ſie anlegten, ging einer vorbei, der die Frauen kannte.

„He, Maguſche," rief er ihnen hinüber und ſchob die kurze Pfeife in den Mundwinkel, „na, wie thut's? Biſt wieder geſund geworden?" Und lachend fragte er die Jeke: „Wen wird ſie nehmen?"

„Weiß ich?" ſagte Jeke und zuckte die Achſeln. Und als etwas bemitleidenswerth Wunderliches ſetzte ſie hinzu: „Sie weint um den Lauras."

Maguſche ſchwieg. Ihr Hals ſchnürte ſich gewaltſam zuſammen, und ſie ſchluckte an dem, was ihr in die Kehle ſtieg; aber ſie bückte ſich, ohne zu weinen, und reichte Jeke die Körbe mit den Enten ans Land.

„Geh voran, Jeke," ſagte ſie dann, als ſie alle heraus waren, und ſah an ihr vorbei auf die dunkeln, rauchgeſchwärzten Moosdächer des Dorfes und auf die windzerzauſten, krüppeligen Bäume, in deren Wipfeln die Krähen ſaßen und in den Wind ſchrieen. Jeke antwortete nicht. Sie nahm die Körbe mit den Enten und ging damit zur Botenfrau, die ſie beſtellt hatte. Mochte wohl denken, Maguſche ſei noch müde von der Krankheit.

Maguſche ſah ihr nach, bis ſie zwiſchen den düſtern Hütten verſchwunden war, dann ſtand ſie auf, um das Boot zum Heimweg zu wenden. Sie ſchwankte ein wenig, als das gelbe Haffwaſſer um des Bootes Spitze rauſchte, und ſie mußte ſich feſt auf die lange Ruderſtange ſtützen, um nicht umzufallen; auch fiel ihr die Arbeit des Wendens augenſcheinlich ſchwer in dem quirlenden Waſſer, das den Nordwind ſpürte, denn ſie war noch ſchwach. Aber ſie ſtand hochaufgerichtet im Boot, und ihre grauen Augen prüften Wolken, Wind und Wellen mit ruhiger Sicherheit. Das Schwierigſte war für ſie, das halbgefrorene Segel wieder aufzuziehen, und faſt meinte ſie, ihre Kräfte verſagen zu fühlen; aber am Ende war es oben und feſtgebunden und bereit, des Nordwinds Athem aufzufangen.

Hei, wie er hineinblies, daß die Nußſchale von Boot ſich weit auf die linke Seite legte und der Schaum auf dem Wellenrücken dicht an dicht mit dem Bootsrand Schritt hielt!

Maguſche's Augen begannen zu leuchten. Sie lehnte ſich leicht gegen den niedrigen Verſchlag im Heck des Bootes, darinnen die Fiſcher Tau-Enden, Angeln, wohl auch eine warme Jacke oder den Oelrock aufzuheben pflegten, nahm die Segelleine in eine Hand und in die andere das Steuer und begann nordwärts gegen den Wind zu kreuzen.

Einen Augenblick wandte ſie den Kopf nach dem Dorfe, darinnen ſie Jeke gelaſſen, und es ſchoß ihr durch den Sinn, was ſie wohl ſagen würde, wenn ſie, ſich zur Heimkehr rüſtend, das Boot nicht mehr fände. Aber ſie tröſtete ſich, daß um dieſe Zeit viele von ihrem Dorf mit Enten nach Scholen führen, und daß es darum Jeke nicht an Gelegenheit mangeln würde, heimzukehren.

Auch war es nur der Blitz eines Gedankens, der ſie daran zu denken quälte, denn es war ſchwer genug, gegen den Nordwind anzukreuzen und erforderte Maguſche's ganze Geſchicklichkeit und Kraft, da das Toſen von Minute zu Minute zunahm. Heulend jagte der Wind die dichtgeballten Wolken herauf, eine über die andere ſchiebend, bis das Tageslicht völlig verlöſcht war und nur eine fahle Dämmerung die Luft erfüllte.

Wie die eiſernen Ringe klirrten, als der Wind ſie ſchüttelte! Wie das Segel flatterte und knallte, wie er hineinblies! Laut aufrauſchend kippten die Wellen, wie helle geſpenſtige Berge, vor Maguſche's Boot zuſammen und verrannen, während über ihrem Haupte die Tau-Enden gegen den Maſt klatſchten, an dem ein Zittern niederlief, wie Furchtſchauer, das den Boden des Bootes leiſe beben ließ, ſtunden-, ſtundenlang. Wie der Wind ſich mühte, ſie ſüdwärts zu treiben, und wie Maguſche langſam, aber ſicher vordrang gegen Norden, immer kreuzend, immer hin und her, hin und her; und jedesmal beim Umwenden gewärtig, von ihm gepackt und hinabgezogen zu werden auf den ſchlammigen Grund des Haffes. Das war ein Kampf, ſchwer genug für ein Weib.

Aber ſie hielt aus, denn ſie wollte nicht hinunter auf den Schlamm, als Futter für die Aale, o nein, ſie wollte etwas anderes, und darum hielt ſie aus, bis ſie taxirte, daß ſie etwa auf der Höhe von Karwoiten ſein müſſe, zwei gute Stunden nordwärts von ihrem Heimatdorfe. Da that ſie von ſelber, was der Nordwind ihr mit allem Heulen nicht hatte abringen können: ihre halberſtorbenen Finger ließen das Segel nieder und kehrten die Spitze des Bootes nach Süden.

Hei, wie der Wind es packte und es vor ſich herjagte von einer Welle zur andern, wie einen Pfeil! Das war eine Fahrt! Wenn die Wellen lang und flach waren, ſchoß es darüber weg, und ſie nahmen es, eine von der anderen Rücken, und warfen es ſich zu, ſchneller und ſchneller; wenn aber eine kurze Woge aufſprang, ſo fuhr des Bootes Spitze hinein, wie in einen Glasberg, und das eiſige Waſſer ſchäumte hinein und lief über Maguſche's Füße, und der Wind blies es zu Eis. Ihre hölzernen Schuhe wurden ſchwer, und ihre grünen Rockſäume ſtarrten von Eis und zogen ſie nieder. Da zog ſie ihr Tuch über den Kopf und kauerte neben den Verſchlag auf den naſſen Boden, die Hände um die Knie geſchlungen. Der Nordwind rüttelte den Maſt und blies die Falten des Segels auf, das vor ihr lag, ſodaß es in der Dunkelheit ausſah, als höben ſich geſpenſtige Geſtalten vor des Fahrzeuges Boden, um ihr zu drohen; aber ihre Augen ſtarrten darüber weg ins Leere. Er blies auf ihre Finger und machte ſie ſtarr und todt; ſie merkte es nicht. Er riß die Wolken auf, und eine Laſt von Schnee, fein wie Rauch und ſpitz wie Nadeln, ſtürzte nieder und hüllte ſie ein, — ſie ſaß, ohne ſich zu rühren, und in ihr wurde es ſtill und licht. In ihren Ohren fingen ſeine Glocken an zu läuten, ganz hell und in hohen Tönen; und ohne daß ſie ſich hätte Rechenſchaft geben können, was es war, ſo wußte ſie, daß hinter den Tönen etwas Herrliches war, was näher und näher kam, — ſo leicht, ſo leiſe, — — ſo wunderbar, — näher — — — und näher.

Gerade bei ihrem Dorfe ſetzte der Nordwind das Boot in das raſchelnde todte Schilf des Vorjahres. Da braucht niemand ungläubig den weiſen Kopf zu ſchütteln: es giebt ſo etwas. Gerade bei ihrem Dorfe. Und als ſie ſie heraushoben, war ſie todt.

„Sie iſt erfroren," ſagten die klugen Leute; und dann muthmaßten ſie, daß Jeke über Bord gefallen. Darin irrten ſie nun freilich, denn Jeke lebte und kam zurück, aber mit Maguſche war kein Irren möglich, darum begruben ſie ſie auf dem Friedhof, wo der Lauras lag; aber ſie konnten es nicht begreifen, wie ſo ein junges, warmblütiges Weib hatte auf dem kurzen Wege erfrieren können.

Die Düne aber begriff es. Feſt und feſter deckte ſie die Gräber zu und die melancholiſchen blauen Kreuze. Ob der Nordwind brüllte, oder der Regen tropfte, oder Schnee durch die Luft ſtob, — immer rieſelte der Sand von oben herab auf die Gräber, darinnen der Lauras und die Laurene ſchlafen ſollten, bis zur fröhlichen Auferſtehung.

*) Giltinne = Todtesgöttin.

Nachdruck verboten.

Auguſt von Heyden.

Von Jaro Springer in Steglitz.

Siehe das Portrait auf Seite 137.

Mit Auguſt von Heyden, der am 1. Juni geſtorben iſt, hat die Berliner Kunſt einen ihrer älteren Maler verloren, der einmal berufen ſchien, unter den Vorderſten zu ſtehen. In den ſiebziger Jahren, wachgerufen und erhalten durch die Kriege und die politiſchen Ereigniſſe, war in Berlin eine Kunſtrichtung aufgekommen, die, ohne das ſpecifiſch Berliniſche aufzugeben oder zu verleugnen, zum erſten Mal der neuen Stellung Berlins entſprechend die gültige deutſche Kunſt zum Ausdruck brachte. Nach den damaligen äſthetiſchen Anſchauungen mußte die Hiſtorien-Malerei an erſter Stelle berufen erſcheinen, was dieſe Berliner Kunſt wollte, darzulegen. Heyden, mit der beſonderen Art ſeiner künſtleriſchen Begabung, wurde damals als einer der beſten Vertreter dieſer Berliner Kunſt und als der gefeiert, in deſſen hiſtoriſchen Bildern geſunden wurde, was man gerade ſehen wollte.

Auguſt von Heyden iſt der Weg zur Kunſt nicht leicht geworden. Er wurde am 13. Juni 1827 in Breslau als Sohn des Regierungsraths Friedrich von Heyden geboren. Der Vater iſt als Dichter bekannt, ſeine epiſche Dichtung „Das Wort der Frau" wird noch heute geleſen. Vom Vater erbte auch Auguſt von Heyden die in Schleſien von Alters her heimiſche Gabe erzählender Kunſt, die er im ſpäteren Leben übrigens nicht nur in ſeinen Bildern verwendete. Der eigenen Neigung entgegen, ſtudirte Heyden in Breslau und Berlin Bergfach. Lange Jahre blieb er dem Beruf treu, und die tüchtige Kraft und ſeltene Energie, mit der er alles anfaßte, verſchaffte ihm auch hier ſchnelle Erfolge. Als er ſich 1859 endgültig zur Malerei wandte, war er ſchon mehrere Jahre verheirathet, und als Ehemann und Vater ſetzte er ſich noch unter die Schüler der Akademie. Es war die Berliner Akademie. Man hat ſich daran gewöhnt, den damaligen Unterricht der Berliner Akademie

gering zu schätzen. Da thut man ihm Unrecht. Er war ganz gewiß nicht schlechter, als der heutige, und verglichen mit den jetzigen Verhältnissen hatte er noch den Vortheil, daß er dem lernenden Künstler volle Freiheit gewährte. Es gab keine befehdete Richtung. Heyden lernte im Atelier Steffeck's, der damals manchem die Wege wies, der als Lehrer Berliner Künstler mehr bedeuten würde, wenn er seine Derbheit zu Kraft, seinen rohen Realismus zu einem gesunden hätte vertiefen können. An Frische und Lehrtalent fehlte es Steffeck nicht, vielleicht aber an Ernst. Die Grundlage, die er auch so gab und auch Heyden gab, war jedenfalls nicht schlecht und derart, daß darauf weiter gebaut werden konnte. Daß er sich bei allem, was man an Kunst in Berlin lernte, nur um eine vorläufige Anweisung, eine Art Elementar-Unterricht handelte, daß die eigentliche und feinere Schulung nur das Ausland geben konnte, war allgemeiner Glaube. Belgien und Frankreich galten als die bevorzugten Lehrstätten. Heyden ging nach Paris und arbeitete 1861 bis 1863 im Atelier Coutures. Als sein Schüler bezeichnete sich Heyden gern, und wenn er auch später die Grenzen Coutures erkannte, dankbar sprach er stets von seinem Lehrer. Die technische Erziehung und coloristische Ausbildung vollendete Heyden in Paris, Auffassung und Richtung hat er dorthin schon fertig mitgebracht. Den Abschluß des Pariser Aufenthalts bildete ein schöner Erfolg. Das hier fertig gestellte erste größere Bild, die heilige Barbara als Schutzpatronin der Bergleute, zugleich ein Abschied an den früheren Beruf, wurde im Pariser Salon 1863 ausgestellt und holte hier die goldene Medaille. Das Bild ist jetzt in einer kleinen rheinischen Kirche. Das gute Stück gesunder Romantik, das es zeigt, findet sich bis zuletzt in Heyden's Bildern, und dann, wenn er seinem Vorgange aus der deutschen Vergangenheit beigemischt erschien, sicherte es immer den Erfolg (die Volksmenge vor den Luther'schen Thesen, Luther und Frundsberg auf dem Wormser Reichstag). Dieser Neigung entstammt es auch, daß Heyden gern und zu einer Zeit, als Richard Wagner noch nicht in der Mode stand, aus der nordischen Mythologie Stoffe wählte. Die Walküren, jetzt im Königlichen Schloß, zeigen mehr als die eigentlichen Geschichtsbilder, diese besondere Richtung einer Phantasie. Vielleicht sind die Walküren das Beste, was er geschaffen hat. In seinen großzugigen Arbeiten decorativer und monumentaler Malerei (die beiden Vorhänge für das Opernhaus, der Thierkreis in der National-Galerie, die Wandgemälde im Keller und im Bürgersaal des Berliner Rathhauses) kommt das decorative Element mehr zu seinem Recht, als das monumentale. In der älteren Berliner Decorations-Malerei nimmt Heyden, wie ich glaube, keine unwichtige Stellung ein.

Hier aber, in diesen Blättern soll nicht des Malers allein gedacht werden. Für die „Illustrirte Frauen-Zeitung" war er mehr. Künstler und Gelehrter waren bei August von Heyden eins. Dem Historien-Maler war die Kenntniß der Trachten unerläßlich. Mit der ihn auszeichnenden Energie betrieb Heyden Kostüm-Studien, er sammelte ein Material und so reiche Kenntnisse, daß er bald als einzige Autorität für dieses Gebiet galt. Mehrfach hat er kostümgeschichtliche Artikel für die „Illustrirte Frauen-Zeitung" geschrieben: Ueber den Schuh, den Muff, die Trauerschnebbe. Als vom Jahre 1876 ab, aus der Initiative des Verlegers und Herausgebers hervorgegangen, die „Blätter für Kostümkunde" im Verlage und als Beilage der „Illustrirten Frauen-Zeitung" erschienen, wurde Heyden der unermüdliche Berather für das Unternehmen. Im Vorwort zum ersten Band steht darüber, daß August von Heyden „vom dritten Heft ab in hervorragendem Maße seine Kräfte dem Werke widmete und dasselbe gestalten half." Bis zum Jahre 1887, als das Unternehmen zum Abschluß kam, blieb Heyden's Theilnahme an den Blättern für Kostümkunde die gleiche. Dem Fernerstehenden mag hier eine kurze Aeußerung über dieses Kostümwerk gestattet sein. Es befriedigt zunächst künstlerisch, wenigstens vom dritten Heft ab, als an die Stelle des colorirten Stahlstiches der Holzschnitt trat. Außer Heyden finden sich unter den künstlerischen Mitarbeitern Burger, Defregger, Doepler, Gentz, Skarbina, Thumann. Nicht wenige Blätter, — so besonders die von Skarbina, — sind von hohem künstlerischen Werth. Vor anderen Werken ähnlicher Art sind die Blätter für Kostümkunde durch das Hinzunehmen der Volkstrachten ausgezeichnet. Die Untertitel „Historische und Volkstrachten" giebt dem Werke die Signatur. Auch bei den Volkstrachten dieselbe exacte Darstellung, wie bei den historischen Kostümen. Der beigegebene Text giebt in den meisten Fällen mehr als eine Beschreibung, ganz ernste Abhandlungen finden sich. Und namentlich wenn unter der Erläuterung die Chiffre A. v. H. steht, kann man immer auf eine gründliche und abschließende Darlegung rechnen. Die über die Blätter für Kostümkunde mit dem Freiherrn von Lipperheide geführte Correspondenz ist mir freundlich zur Verfügung gestellt und liegt mir vor. Sie zeigt, wie sorglich sich Heyden um das Unternehmen mühte. In einem Briefe vom 30. October 1876 schreibt Heyden an den Freiherrn von Lipperheide: „ . . . . . Ich hoffe auch bald für die Leitung unseres Unternehmens Ihnen eine Kraft an die Hand geben zu können, gegen welche die meinige doch nur sehr schwach erscheinen wird. Ich bin froh, die Sache in guten Gang gebracht zu haben, und bleibe der eifrigste Mitarbeiter, die Leitung aber muß doch in Händen liegen, die ihr viel mehr Zeit widmen können, als ich, wenn der Erfolg Ihrem überaus glücklichen Gedanken entsprechen soll. Ich kann Ihnen für den literarischen Theil nicht genug zur Hand gehen; wenn ich meine Pflicht voll erfüllen sollte, müßte ich die Zeit haben, alle Artikel, das Kostümfach betreffend, selbst zu schreiben, oder doch zu überarbeiten . . ." Immer der gleiche Ernst und das energische Zufassen, immer das bereitwillige Anerkennen fremder Arbeit, auch das freimüthige Zugeständniß, daß sie werthvoller als die eigene sei. So stand er auch in der Kunst und unter den Künstlern. In den letzten Jahren malte er weniger und stellte kaum noch aus. Er machte der jüngeren Generation Platz, aber nicht mürrisch und verbittert, nicht unter Lamentationen über Verderb und Untergang der Kunst. Er erkannte das Recht der jungen Kunst. Vornehm und immer ganz mühte er sich, ihr Bahn zu machen. Nicht deswegen allein trat er für die modernen Künstler ein, weil sein eigener Sohn unter ihnen in der vordersten Reihe stand. Bei dem Kampfe zwischen Alter und neuer Kunst handelte es sich für Heyden nicht um die Jugend, sondern um die Kunst.

Kampf und Arbeit füllten sein Leben bis zuletzt. In beiden fand er Genuß. Als eine ausgelebte harmonische Persönlichkeit steht August von Heyden in der Erinnerung, als eine kräftige Künstlernatur, die mit eigenem Willen sich Weg und Richtung schuf.

Nachdruck verboten.

Erste Studien auf dem Zweirade.

Von F. Ranzow in Berlin.

Als ich, ein wißbegieriger Adept, in die geheimnißvolle Kunst des Radfahrens eingeweiht wurde, die, damals noch ein Sport, heute schon laut amtlicher Auffassung ein Volks-Transport-Mittel geworden ist, da gab es noch keine Lehrsäle und Lehrbahnen, keine geprüften Meister in der Reichshauptstadt. Damals war noch der Händler, der seinem Kunden zu einem noch enormen Preise irgend eine „Maschine" angehängt hatte, durch geheiligten Brauch verpflichtet, den Knappen vom Stahlroß auch zum Ritter zu schlagen. Nach Werkstatt-Schluß, häufig sogar noch um die tiefe Mitternacht, trafen sich Lehrer und Schüler auf einer einsamen Straße, die wenig Fußgänger und vor allem wenig Wagen passirten; und das große Werk begann.

So lernte auch ich einst. Die Seitenfronten zweier öffentlicher Gebäude schließen eine Sackgasse ein, die ausgezeichnet gepflastert ist, — die erste Bedingung der Oertlichkeit, — in die sich aber nach Bureau-Schluß kaum je ein Gefährt verirrt. In den dunklen Fensterhöhlen der langen Fronten haust das Schweigen; nur zwei dralle Kellnerinnen, denen ihr Beruf in der kleinen Budike gerade Zeit läßt, bilden das Publicum meines Debuts in der Tragikomödie.

Eine kurze theoretische Belehrung macht den Anfang: „Also immer die Lenkstange in die Richtung drehen, wo Sie kippen. Un nu 'ruff!" Der Meister hält das Rad, ich schwinge mich in den Sattel. „So, nu treten!" Ich trete aus Leibeskräften, während der „Professor" die Lenkstange dirigirt. In merkwürdigem Zickzack geht es vorwärts, die Kellnerinnen machen Witze, der Lehrer keucht. Die Straße ist zu Ende, das Rad wird angehalten, ich steige ab. Hin und her, zehn Mal, geht die Reise. Allmählich finde ich Geschmack an der Sache, werden die Bewegungen nach rechts und links weniger krampfhaft; aber meine Hände pressen noch immer auf die Korkgriffe, als wollte ich die Lenkstange zermalmen, sodaß mich der Daumen schmerzt.

Der Meister läuft noch immer unermüdlich neben mir her; nur hat er den Angriffspunkt nach dem dritten Mal an meiner Taille und nach dem sechsten Mal an dem Sattel gewählt; mit virtuoser Kunst rückt mich der alte Rennfahrer jedes Mal wieder ins Gleichgewicht, wenn mein Schwerpunkt sich wesentlich aus der Unterstützungsebene zu entfernen droht. Dabei klingt unablässig sein ermahnendes „Treten, treten!" in meine Ohren. Uns beiden rieselt der Schweiß aus allen Poren. Wir genehmigen eine „kleine Weiße". Neu gestärkt geht's wieder an die Arbeit!

Wieder sitze ich im Sattel, wieder tönt das „Treten, treten!" — aber nach wenigen Metern ist es mir, als sei die Stimme entfernter, als sei der Meister und Helfer nicht neben mir. Umsehen kann ich mich natürlich nicht, aber ich habe das Gefühl, als halte mich niemand mehr. Ein jäher Schreck durchzuckt mich und mein Rad, — ach, es ist so empfindlich gegen Gemüthsbewegungen seines Reiters, — kippt nach rechts. Ich reiße die Lenkstange herum, kippe nach links, reiße die Stange noch viel stärker nach links und sehe mit stiller Verzweiflung dem Unvermeidlichen entgegen. Das Schicksal naht sich in Gestalt der Bordschwelle, das Rad macht einen Sprung, schnellt mich aus dem Sattel; ein Klirren von Stahl, ein Platschen von Menschenfleisch, — da liegt die Pastete!

Mit lachender Beschämung suche ich mich zusammen, mir ist kein ernstlicher Schaden geschehen, nur eine Schrunde am Knie und eine Schürfung an der Hand. Und wie der Riese Antäus erhebe ich mich in neuer Kraft, nachdem ich Mutter Erde berührt habe. Eine Art freudiger Wuth hat mich erfaßt: „Heute muß die Glocke werden." Das nächste Mal gelingt es mir schon, die ganze Strecke allein zurückzulegen, von dem einen Ende der Straße, wo mich der Meister „startet", bis zu dem andern Ende, wo mich der Geselle „trinkgeldhoffnungsvoll" in Empfang nimmt. Und so rolle ich hin und her, wie eine Thonkugel, die sich zwei Knaben abwechselnd zuschieben, und lasse es mich wenig kümmern, daß ich noch ein paar Mal vorzeitig herunter muß „von steiler Höh". Stolz pilgerte ich nach Hause.

Ach, ich ahnte nicht, durch welche Schrecken ich noch wallen mußte, ein unglücklicher Tamino, ehe ich in jene heiligen Hallen einfahren durfte, wo man das Purzeln nicht kennt. Der nächste Abend war den höheren Künsten des Auf- und Absteigens gewidmet. Und hier wurde mir meine Turnkunst zum Verhängniß. Die schneidige Eleganz, mit der ich mich in den Sattel zu schwingen, mit der ich beim Absprung in gestreckter Haltung, mit „hohlem Kreuz" und straffem Schwungbein meinem Lehrer nachzuahmen versuchte, ist sehr angebracht am festen Reck und Barren, aber gar nicht an einer Maschine, die nach allen vier Dimensionen beweglich ist, wenigstens so lange nicht, bis man die Zauberformel gelernt hat, die den stählernen Unhold bannt. Schließlich ging ich als Sieger aus dem Kampfe hervor; aber die ehrenvollen Narben, die ich davongetragen, hätte ich jedem andern gegönnt. Sie heilten schnell, bis auf eine, die sich quer über das Kniethell meiner besten Hose zog. Das edle Kleidungsstück schmückte bereits am nächsten Abend die cavalleristisch gerundeten Unterextremitäten meines Stiefelfuchses.

Hoch war der Preis, doch herrlich der Lohn. Fast niemals habe ich mich so vogelfroh und vogelleicht gefühlt, als an dem tauenden Junimorgen, als ich zum ersten Mal den Flug ins Weite wagte. Die Finken lärmten in den Birken, schnurgerade zog sich die Chaussee nach Osten, und vor mir, fern am Horizont, quollen Rosenwolken am Himmel empor, daß die Kiefernstämme starrten, wie eitel Rothgold. Der frische Morgenwind sang mir vor den Ohren, und ich war so selig, wie vor langen Jahren, als ich zum ersten Male die schwarzblaue Silhouette des Riesengebirges vor mir erscheinen sah, auf meiner ersten Wanderfahrt ins deutsche Land.

Ein herrlicher Tag! Wenn auch der große weiße Spitz der am Wege lagernden Zigeunerbande mir Wermuth in meinen Freudenbecher schüttete, als er kläffend und mit scherzhaften Attentaten auf meine Waden neben mir hersprang. Mein Rad schwankte bedenklich; noch besaß ich nicht die Kunst, die seither schon mancher Dorfköter zu seiner Trauer erfahren hat, die Kunst eines derben Hausknecht-Fußtrittes vom hohen Roß herab, und mußte „es eben leiden"; gerade wie einst, als sich mir eine Wespe auf die Nase setzte, während der Herr Feldwebel: „Stillgestanden!!!" commandirt hatte, hinderte mich auch hier eine höhere Gewalt, mich zu wehren.

Noch zwei Mal kam ich arg zum Scheitern. Das eine Mal, als ich kecklicherweise nach der Uhr sah. Da befand ich mich plötzlich in horizontaler Schichtung in einem Graben, der glücklicher Weise nicht mehr viel Wasser hatte. Mein Rad lag friedlich neben mir, einer der größten Vorzüge übrigens des Radelns vor dem Reiten; man wird zwar auch abgeworfen, aber der Gaul geht wenigstens nicht durch.

Das zweite Mal mußte ich die Erde küssen, als ich zuerst einen Berg hinabfuhr. Die Havel und der Himmel lachten beide, und ich schaute so recht selig in die silberne Weite vor mir, als mein Halbrenner plötzlich in Galopp überging. Beide Füße flogen von den Pedalen, ich klammerte mich krampfhaft an die Lenkstange und hockte in einer höchst wahrscheinlich sehr wenig graziösen Stellung auf dem durchgehenden Satan. Ein Glück, daß kein Amateur-Photograph mich „gemomentet" hat. Immer schneller wurde die Fahrt, immer toller pfiff der Wind vor meinen Ohren, krampfhaft hielt ich Gleichgewicht und Mitte. Endlich schien es mir, als lege sich die wilde Gewalt; ein schüchterner Versuch, das Pedal wieder zu fassen, ein Krach (mein Fuß war zwischen Schutzblech und Pneumatik gekommen), ein Sturz: und der Galopp war in ein „Ventre à terre" übergegangen! Das starke Blech war aufgerollt, wie ein Stück Papier. Der Himmel und die Havel lachten; und unten am Strom freuten sich zwei Schnitterinnen.

Seitdem habe ich in den Alpen „gegentreten" gelernt, und nach der Uhr sehen kann ich schon lange. Aber wenn ich durch die Welt fliege, beide Hände in den Hosentaschen, ganz unbekümmert um die Maschine, die für mich keine Mucken mehr hat, dann denke ich noch oft und gern an die schöne Zeit, wo mir das alles so neu war und so ein bißchen herzklopferisch bange. So muß es einem Kinde zu Muthe sein, das eben zu gehen gelernt hat.

Nachdruck verboten.

Die Kleinkunst auf der Münchener Kunst-Ausstellung.

Von Irene Braun in München.

Siehe die Abbildung auf Seite 144.

Wenn man die Münchener Kunst-Ausstellung durchwandert, theils bewundert, theils den Kopf geschüttelt, mit den Bekannten über die verschiedenen „—isten" gestritten, nur in Gedanken die ersten und zweiten Medaillen, vielleicht da und dort etwas anders vertheilt hat, zieht man sich gern in die Gemächer der Kleinkunst zurück, die uns zeigen, welch erfreulichen Aufschwung das Kunstgewerbe in unseren Tagen genommen hat, frei vom geistlosen Wiederholen althergebrachter Formen, doch auch ohne sich vom Geist der „Alten" loszusagen: lebenskräftig und, im Anschluß an die alte Lehrmeisterin Natur, noch unabsehbarer Weiterbildung fähig.

Und wie in England und Holland die decorativen Künste wieder mehr und mehr im Rang steigen, so verschmähen es auch unsere heutigen Künstler nicht, eine Form aus dem täglichen Leben zum Ausgangspunkt für ihre künstlerische Phantasie zu wählen und in der Beschränkung, die Zweck und Material auferlegen, sich als Meister zu zeigen.

In den beiden Räumen hier, — unsre Abbildung zeigt das vom Architekten Th. Fischer ausgestattete Zimmer, — ist eine glückliche Auswahl moderner Kleinkunst getroffen, die frisch und jugendlich wirkt und dabei doch nicht „über die Schnur haut".

Schon die allgemeine Farbenstimmung des Raumes wirkt vornehm und wohlthuend, ein sattes, feines Blaugrün ist der Grundton für Holzvertäfelung und Thüreinfassung und geht auch durch die decorativen Landschaften von Riemerschmied, welche, die Thür umschließend, reich und doch discret, zwei Wandflächen schmücken. Den Abschluß nach oben bildet ein heller Stuckfries von Erler, Wasserwogen und Seethiere; der Plafond zeigt leichtes blaugrünes Blätterwerk, von Goldbändern durchschnitten. Auch der Vorhang, der die Nische mit dem tief goldgelben Kachelofen halb abschließt, ist blaugrün, ein Werk aus H. Obrist's Atelier; auf schwerem Plüsch sind eine Unmenge kleiner Silberflämmchen gestickt, — sie mahnen auch wieder an die zitternd nach oben steigenden Luftwellen. An der anderen Wand hängt der berühmte „Peitschenhieb" des Meisters, auf brauner Seide gestickt, der Wunderbaum mit den seltsam geschwungenen Aesten; — die Schlingen, die eine durch die Luft sausende Peitsche beschrieb, haben ihm die Composition „suggerirt". Ueber der Nische schreitet auf röthlichem Feld ein stilisirter Panther, — Majolica-Platten aus dem Münchner Atelier der von Heider, die auch eine Reihe originell und kräftig behandelter Vasen und Schalen ausgestellt haben. Die Vasen von M. Länger in Karlsruhe sind dem Material nach einfach irdenes Geschirr, nach Form, Farbe und Decorations-Weise jedoch echt künstlerische Arbeiten; besonders schön wirken die schlanken Krüge, auf welchen langstielige Blumen, vom Grund aus wachsend, oben einen dichten, einfarbigen Kranz um die Vase bilden. Auch C. Kornhas in Karlsruhe stellt gute Gefäße aus, mit den lüster geflammten Glasuren, die in der Fünfkirchener Industrie von W. Zsolnay eine erstaunlich reiche Ausbildung erreicht haben. Der Reiz dieser Technik liegt darin, daß die Farben außer ihrem eigentlichen Ton noch einen anderen farbigen Metallglanz besitzen, der bei seitlich einfallendem Licht höchst reizvoll zur Geltung kommt. Es ist die Technik, die schon den maurischen und bestimmten altitalienischen Majolicen ihren hohen Werth verleiht, mit allen Hülfsmitteln moderner Wissenschaft weitergebildet. Wie mit verschiedenfarbigem Metall selbst gemalt, erscheinen die kostbaren Fayencen von Clement Massier in Golfe Juan bei Cannes, — theils in allen Regenbogen-Farben spielend, theils matt schimmernd; die wenigen Stücke hier geben nur einen schwachen Begriff von dieser großartigen, im Augenblick zu Paris in der sehr interessanten Exposition céramique reich vertretenen Industrie. Nur einen Seufzer unterdrückt man im Stillen: „Möchte doch die Majolica weniger kosten, welche die Simse dieser Bücherschränke und Büffets verziert!"

Auch die Schränke selbst von H. von Berlepsch haben etwas sehr Anziehendes; sie erinnern ein wenig an englische Formen, wirken aber sehr originell durch eine Zusammenstellung von gitterartig durchbrochenen und wieder geschlossenen Flächen, welch letztere mit wenig erhabenem und ganz discret getöntem

Schnitzwerk decorirt sind. Die Motive der Schnitzerei halten sich dabei auf einer feinen Grenzlinie zwischen naturalistischer und stilisirender Behandlung; sehr reizend ist für eine Leiste der Klee, — Blüthe und Blatt, — verwendet. Gute Eisenbeschläge erhöhen die Wirkung.

Neu sind auch die getriebenen Metallwaren von G. Wilhelm und H. Lind, die zu dem matten und glänzenden Kupferton noch eine Art rothen Emails zeigen. Die Gläser von Koepping in Tulpen- und Lilienform, mit ihren schlanken Stengeln und den graziösen langen Blättern, sind schon bekannt, überraschen aber immer wieder durch ihre Feinheit in Form und Ton. Zu den kostbarsten Gefäßen gehört eine Collection von Gallé in Nancy, Vasen, wie aus Halb-Edelstein geschnitten, merkwürdig große Stücke darunter, von zartester Farbenwirkung; eine becherartige Vase z. B. trägt auf gelblich durchschimmerndem Grund in leisem Relief ganz wenige, blumenartige Gebilde, Mattrosa, Bräunlich, Grauviolett, — und im Katalog das Motto: Parle-moi doucement, sans voix parle à mon âme! Ueber ein anderes Stück steigt, nach einem Citat aus Victor Hugo, „der unendliche Friede des Himmels von allen Seiten hernieder", — was für die eine kleine Vase doch etwas überwältigend klingt.

Mancherlei kleine Metallwerke, Statuetten ꝛc. sind zum Schmuck in den Räumen vertheilt, die Leuchter von H. von Berlepsch zeichnen sich durch kräftig graziöse Formen aus.

Auch die Handwebereien sind neu, gobelinartige Gewebe, in denen der echt decorative Flächenstil mit wenigen, einfachen Tönen und kräftiger Umrandung sehr glücklich zum Ausdruck kommt. Besonders gut wirkt der Wandbehang mit Schwänen, nach einem Entwurf von Eckmann in Scherrebeck (Schlesw. Holst.) ausgeführt. In ähnlich decorativer Weise sind die Glasfenster von C. Ule behandelt, mehr Glasmosaik als -Malerei; der Entwurf von Riemerschmied zeigt flotte, jugendliche Gestalten beim Tennis-Spiel.

Auch unter den Schmuckstücken finden sich viele interessante Dinge, auch hier sind neue Wege eingeschlagen und manchmal durch minder kostbares Material eigenartige Effecte erzielt.

Noch viel Geschmackvolles wäre zu nennen, — auch die Holzeinlagen von Linde Kögel, nach eigenem Verfahren, und die Seidestickerei der Prinzessin E. Cantacuzene, und andere kleine Kunstwerke der Nadel, — fast jedes Stück hat sein Recht darauf, zu dem Bilde unseres modernen Kunstgewerbes mitzuwirken, und wem das Gedeihen unserer Kleinkunst am Herzen liegt, der wird frohen Muthes an diese Ecke der Ausstellung zurückdenken.

Nachdruck verboten.

Von der Ueberschwemmung bei Dresden.

Mit einer Abbildung nach einer Original-Photographie.

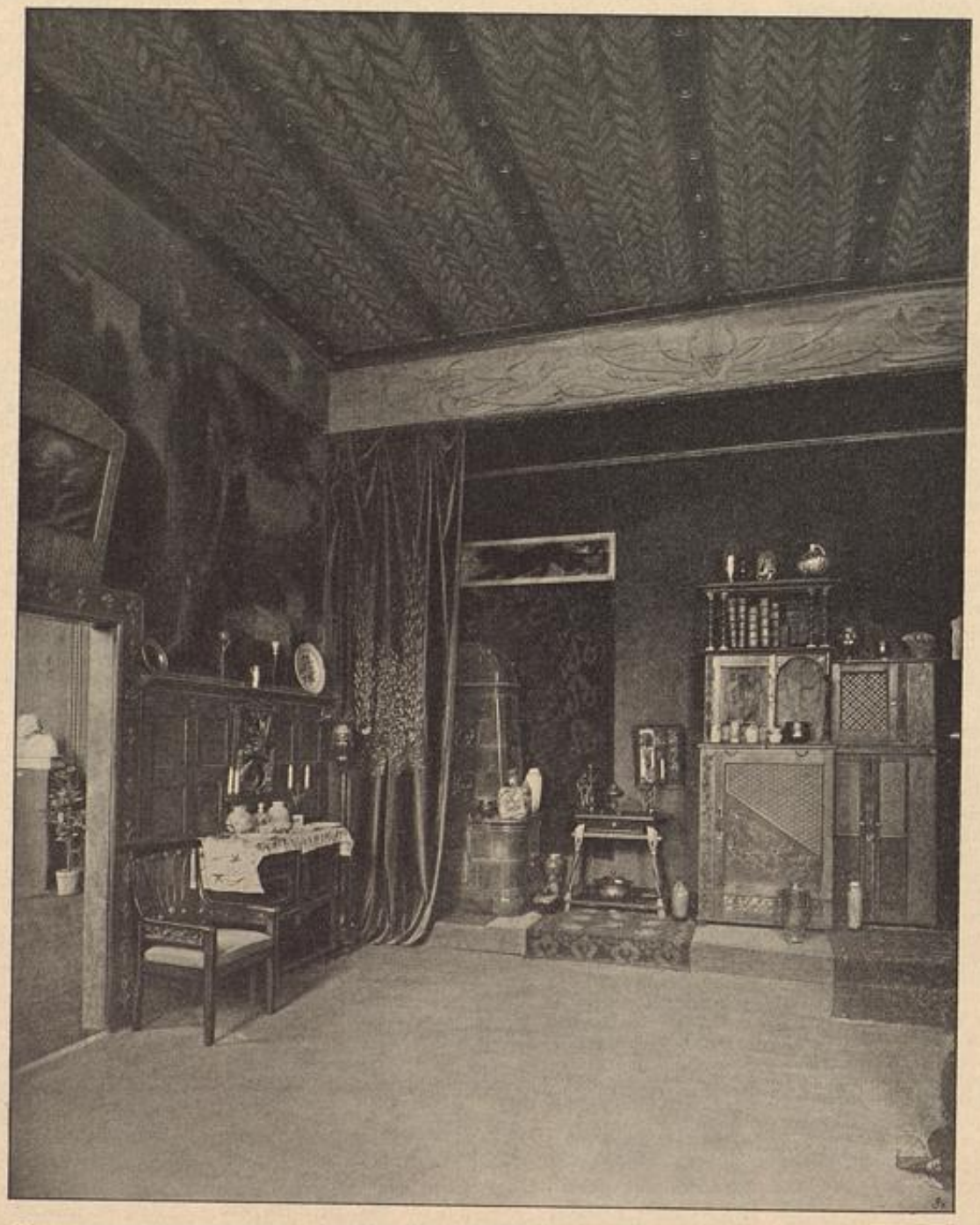
Seit Menschengedenken ist das Elbthal mit den einmündenden Thälern der Weißeritz, Müglitz, Gottleuba u. s. w. nicht von einem so furchtbaren Wasserunglück heimgesucht worden, wie in den letzten Julitagen des laufenden Jahres. In diesen engen Thälern, die sämmtlich dem Verkehr durch Haupt- und Nebeneisenbahnen bis in ihre innersten Winkel erschlossen sind, lebt eine zahlreiche, fleißige Bevölkerung, die theils durch den Bergbau, theils durch die daran schließende Industrie oder durch den Ackerbau ihr Brod findet. Die Flüßchen, die durch diese Thäler oder, nach sächsischem Sprachgebrauch, Gründe der Elbe zuströmen, sind für gewöhnlich ganz friedfertig und unschuldig, sodaß sie das idyllische Bild der grünen Thäler nur in reizvoller Weise beleben und verschönern. Am 30. Juli aber waren diese Thäler und diese Flüsse nicht wiederzuerkennen. Die Weißeritz insbesondere, die mit ihren verschiedenen Quellflüssen durch den Plauen'schen und Rabenauer Grund fließt, glich an diesem Tage einem reißenden Meere, welches, die ganze Thalsohle ausfüllend, mit rasender Wuth dahinstürmte, Menschen und Menschenwerk unbarmherzig und widerstandlos vernichtend. Am Nachmittag begannen die Wasser plötzlich infolge der ungeheueren Regengüsse zu schwellen, und zwar mit so gewaltiger Schnelligkeit, daß viele Menschen mit knapper Noth nur ihr Leben zu retten vermochten, indem sie ihr Eigenthum den Wogen überließen. Viele aber hatten nicht einmal dazu die Zeit, sondern fanden ihr Grab

Von der Ueberschwemmung bei Dresden: Zerstörtes Haus in Potschappel.

inmitten der vom Wasser zerstörten und weggeschwemmten Häuser. In Potschappel, — aus welchem Orte wir eine Abbildung bringen, — sind ein Bäckereigrundstück, die Villa des Baumeisters Timmel und die Tischer'sche Schmiede gänzlich zerstört. Mit der Schmiede, die am Fuße des Thalaufstiegs nahe einer Brücke stand, gingen nicht weniger als elf Personen zu Grunde, die im Hause wohnten oder beschäftigt waren. Der Besitzer selbst soll sich, als er das hereinbrechende Unglück bemerkte, absichtlich mit in das Wasser gestürzt haben, obschon er sich hätte retten können. Noch Tage lang nach dem Unglück bot der Plauen'sche Grund einen grauenhaften Anblick: überall sah man zerstörte Straßen, umgestürzte Mauern, Geländer, Telegraphen-Stangen, Bäume und Einfriedigungssäulen, zerstörte Brücken, freihängende und herabgerissene Eisenbahnschienen, herabhängende Gasrohre, abgerissene, geborstene Häuser, Schuppen und Mauer-Ruinen, aufgehäufte Schlammmassen, abgerissene überfluthete und versandete Ländereien, ferner Brückenbogen und Eisenbahn-Tractate, die durch aufgehäufte Balken, Bretter und Steine, Bäume und Gestrüpp, auch Möbelstücke und Betten versperrt waren, eingerissene Buchten und Löcher, unter Wasser gesetzte Keller, verschlämmte Wohnungen und obdachlos umherirrende Bewohner, die vergeblich nach ihrem einzigen Besitzthum ausschauten. Mehr denn hundert Familien sind allein in Deuben obdachlos und aller Mittel entblößt. Aehnlich steht es in Plauen, Hainsberg, Döhlen, Cotta und Löbtau in unmittelbarer Nähe Dresdens, wo die Weißeritz in gleich fürchterlicher Weise gehaust hat. Tiefes Mitleid hat wohl jeden erfaßt, der das Bild der Zerstörung, den Jammer und das Elend der Betroffenen mit eigenen Augen gesehen hat, und dazu das Gefühl jämmerlicher Ohnmacht gegenüber dem Sturm der Elemente, die in wenigen Augenblicken zerstören, was Menschenhände in jahrelanger mühsamer Arbeit erbaut und geschaffen haben. Und doch, —

„Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergeh'n", —

es war ein wahrhaft großartiger Anblick, als die aufgeregten Fluthen noch anderen Tags durch das enge Thal dahinbrausten, und es ist ein wahrhaft erhebendes Gefühl, wenn wir jetzt hören und lesen, wie allenthalben die werkthätige Liebe sich regt und sorgt und giebt, um den Beschädigten zu ersetzen, was überhaupt zu ersetzen ist, zum Beweise, daß nicht bloß Materialismus und Eigennutz die Welt beherrschen, sondern auch Nächstenliebe und Barmherzigkeit.



Zimmereinrichtung in der Münchener Kunst-Ausstellung. Ausgestattet von Th. Fischer.

Redactions-Post.

Frau v. B. in Ulm. — Ob wir es für gut halten, daß Sie Ihr Töchterchen ein Tagebuch führen lassen, fragen Sie uns. Darauf können wir Ihnen eine bündige Antwort leider nicht geben; es kommt ganz darauf an, wie das Tagebuch geführt wird, dem einen wird es zum Fluch, dem andern zum Segen gereichen. Wer ernst angelegt und im stande ist, seine Erlebnisse möglichst objectiv zu betrachten, dem wird die Führung eines Tagebuches ersprießlich sein; wer aber etwas zur Eitelkeit neigt, dem muß das Tagebuch entschieden verboten werden. Die Eitlen, die sich abends mit Macht zu dem „geliebten Tagebuch" hingezogen fühlen, wollen Schwarz auf Weiß bewundern, was für einen correcten Lebenslauf sie den Tag über zu ihrer Freude geführt haben. Das Tagebuch wird in diesem Falle zum Stapelplatz von Sentimentalitäten und coquetten Selbstbespiegelungen. Dem entgehen selbst große Männer nicht. Lavater z. B. wurde durch sein Tagebuch verleitet, während Fichte, Goethe, Byron ꝛc. durch dasselbe objectiv gefördert sind. Der vortreffliche Roman „David Copperfield" von Charles Dickens besteht zum größten Theil aus dem Tagebuch des Verfassers; — solche Tagebücher zu führen, vermögen allerdings nur Auserwählte!

Junge Hausfrau in Wolfenbüttel. — Wir können Ihnen unser aufrichtiges Mitleid nicht versagen, so sehr hat uns Ihre traurige Geschichte gerührt, die Sie uns — mit lachendem Gesichte erzählen. Aber einen Rath vermögen wir Ihnen leider nicht zu geben; vielleicht wissen Sie mit folgender kleinen Anekdote etwas anzufangen, — sie am richtigen Orte zu verwenden: Königin Marguerite von Italien fragte einst im Frühling ihren königlichen Gemahl um seine Meinung darüber, ob sie wohl noch jung genug wäre, ihr Lieblingskostüm, ein weißes Musselin-Kleid, zu tragen. „Diese Frage," erwiderte König Humbert, „erfordert reifliche Ueberlegung." — Einige Tage später langte eine große Kiste für die Königin in Monza an. Die Lakaien trugen sie in die Gemächer der Königin und meldeten dieser, wie ihnen befohlen war: „Die Antwort Seiner Majestät!" Die Kiste enthielt ein halbes Dutzend der duftigsten weißen Kostüme, welche der König für seine Gemahlin hatte anfertigen lassen.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Heiu, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 19, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. October 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

„Modern".

Novelle von A. von Klinckowstroem.

(Fortsetzung.)

Vielleicht war es doch unhöflich, wenn er ohne Entschuldigung ausblieb. Nur hinaufspringen wollte er zu Willbergs, wirklich nur für einen Moment, um zu erklären, daß er für den Abend eine andere Verabredung habe. Fräulein Dora sollte schon sehen, daß sie nicht die Macht besaß, ihn zu halten und nach Belieben am Gängelbande zu führen.

Rasch eilte Bernt die Treppe empor.

Das Hausmädchen nahm ihm lächelnd Hut und Havelock ab und bemerkte, um zu zeigen, daß es auch nicht so ganz ohne Beobachtungsgabe sei: „Fräulein Sandel ist schon da."

Beinahe hätte er die Person grob angefahren. Was ging ihn das an? Doch ihm fehlten schlechterdings die Worte, so heftig klopfte sein Herz, und wie er eintrat, sah er nichts weiter als ein blondes Köpfchen, das sich ihm erwartungsvoll zuwandte.

Das ironische Lächeln, welches Dora's Lippen umspielte, hätte ihn wohl stutzig machen sollen, denn es sagte ganz deutlich: „Ich wußte wohl, daß Du nicht so viel Schneid haben würdest, mir zu zürnen." ‚Schneid' war nämlich einer ihrer Lieblingsausdrücke. Aber er fühlte sich nur so über alle Maßen froh, daß er keiner Ueberlegung fähig war.

Sie saß auf einem niedrigen Hocker am Kamin und wartete ganz ruhig, bis er die Wirthe nebst den anderen Anwesenden begrüßt haben würde, um dann zuletzt zu ihr zu kommen. Das Beste kam ja immer zuletzt.

Immer noch hatte er kein Wort der Entschuldigung und Erklärung vorgebracht. Es schien eben allen ganz selbstverständlich, daß er da war und blieb, und Dora schüttelte ihm burschikos die Hand, und paffte etwas hastig Rauchwolken aus der Cigarette, die sie zwischen den Zähnen hielt. Ehe er es sich versah, hielt er eine Theetasse in der einen Hand, die ihm Frau von Willberg gereicht, und ein Tellerchen mit pikanten Brötchen und Mayonnaise, das ihm die Enkelin des Hauses, ein flinkes Backfischlein, aufgenöthigt, in der andern. Dora lachte und deutete mit der Fußspitze auf einen Sitz in ihrer Nähe.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen? Sie machen eine etwas unglückliche Figur mit all den Eßwaren."

Er gehorchte. Ihm wollte kein unbefangenes Gesprächsthema einfallen.

„Nachtragend sind Sie nicht, wie ich sehe," begann sie die Unterhaltung.

„Ich weiß, daß man mit den Launen einer Dame Nachsicht haben muß."

Das war nun gerade keine sehr glückliche Antwort.

„Oh, wir machen keinen Anspruch auf Nachsicht," entgegnete Dora. „Vielleicht gehören Sie zu den Leuten, welche auch die linke Backe darbieten, wenn sie einen Schlag auf die rechte empfangen. Ich nicht. Ich gestehe, daß ich mich letzthin durch die geringschätzige Art, mit der Sie mich auf meinen Standpunkt als Kunsthandwerkerin hinwiesen, verletzt fühlte, und ich trage es Ihnen nach."

Uebelgelaunt. Nach dem Gemälde von H. Kaulbach.
Nach einer Photographie aus dem Verlage von Franz Hanfstaengl in München.
Siehe Seite 152.

„Welche Genugthuung verlangen Sie also von mir?“ scherzte er. „Wollen Sie mich zum Duell herausfordern?“

„Sprechen Sie nicht solchen Unsinn! Sie wissen, daß das nicht geht.“

„Warum nicht? Jeder Mann, der mich beleidigt, würde von mir zum Zweikampf herausgefordert werden. Wollen die Frauenrechtlerinnen sich mit den Männern auf gleichen Fuß stellen, so mögen sie das auch in dieser Beziehung thun. Aber da wird dann mit einmal das zarte Geschlecht ins Treffen geführt: es darf beleidigen, ohne zur Verantwortung gezogen zu werden.“

Alle im Lauf der Woche in ihm angesammelte Bitterkeit kam in diesen von ihm etwas scharf hervorgestoßenen Worten zum Durchbruch. Das gewährte ihr eine gewisse Genugthuung und stellte ihre gute Stimmung wieder her. Er war doch noch gereizt, endlich einmal in der That gereizt.

„Das Duell ist ein ganz überwundener und durchaus unsittlicher Gebrauch!“ sagte sie ruhig. „Und vom rein menschlichen Standpunkt aus zu verdammen. Auf jede andere Weise bin ich bereit, den Strauß mit Ihnen auszufechten, zu dem Sie mir den Fehdehandschuh hingeworfen haben.“

„Da hört doch die Naturgeschichte auf! Ich hätte Ihnen den Fehdehandschuh hingeworfen? Ich? der ich nichts weiter verlange als —,“ beinah hätte er gesagt: „Als mein ganzes Leben in Liebe und Frieden an Ihrer Seite zu verbringen.“ — Doch besann er sich bei Zeiten und fügte hinzu: „Mit aller Welt in Frieden und Harmonie zu leben.“

„Sprechen wir uns nur klar aus. Was verstehen Sie unter Harmonie? Doch wohl nur etwas sehr Einseitiges. Die Suprematie des Mannes, Ihre Suprematie also, soll willig anerkannt werden. Wir anderen Menschen in langen Kleidern sollen uns vor derselben in Demuth beugen und unsere Unzulänglichkeit eingestehen, dann finden Sie den daraus entstehenden Zustand köstlich harmonisch.“

„Nein!“ rief er warm. „Im Gegentheil, ich bin bereit, die Suprematie des Weibes im vollsten Maße anzuerkennen und das Knie vor ihr zu beugen, in allem was uns Männern fern liegt, in der Anmuth, der Liebenswürdigkeit, dem schnellen Erfassen der Situationen, vor allem aber in der Herzensgüte. Ich gebe willig zu, daß die Frau, wenn auch zum Glück zarter beanlagt als wir, doch jeder seelischen Größe fähig ist —.“

„Hören Sie auf!“ unterbrach sie ihn. „Mir wird übel! Das sind so die Schlagworte, mit denen wir blind und dumm gemacht werden sollen. Warum spricht denn niemand davon, daß wir fürs praktische Leben einen sicheren Blick haben, und die Stellungen, die wir uns mühsam Schritt vor Schritt erkämpften, mit unbedingter Zuverlässigkeit bekleiden? Schlagen Sie doch gefälligst die Zeitungen auf. Beinah täglich können Sie da lesen, daß irgend ein Kassirer mit den ihm anvertrauten Ersparnissen armer Leute durchgebrannt ist. Nun giebt es aber bereits eine Unzahl von Kassirerinnen, und noch nie hat man gehört, daß eine von ihnen sich einer Veruntreuung schuldig gemacht hätte.“

Bernt konnte dem nichts entgegensetzen, weil es ihm an Beweismaterial mangelte. Er hielt noch immer die Tasse in der einen, den Teller in der anderen Hand, und sah sehr hülflos aus, weil er nicht wußte, wohin damit.

Dora lachte, schob einen kleinen Tisch, der in ihrer Nähe stand, neben ihn, befreite ihn von den beiden unbequemen Dingen, rückte dann selbst ihr Hockerchen mit an den Tisch, und nahm von seinem Teller ein Brötchen, das sie mit Appetit verzehrte.

Der Gedanke, jetzt noch ins Café Luitpold zu gehen, wäre heller Wahnsinn gewesen. Das war so gemüthlich hier, so häuslich! Alles hatte sich zu kleinen Gruppen zusammengefunden, und wie auf stillschweigende Verabredung ließ man ihn mit dem Gegenstand seiner Verehrung allein in dem Plauderwinkel am Kamin. Dazu summte der silberne Theekessel auf dem mit allerlei guten Dingen besetzten großen Mitteltisch gar vergnüglich.

„Welche Wohlthat für einen armen Junggesellen, einmal den Abend in einer schönen Häuslichkeit zubringen zu können!“ bemerkte Bernt. „Ja, wer auch erst so weit wäre, ein eigenes Heim gründen zu können, in welchem man liebe Gäste empfangen kann!“

„Halten Sie das für das Erstrebenswertheste, Gäste bei sich zu sehen?“

„Ich als Norddeutscher besitze natürlich in hohem Grade den Sinn für Gastfreundschaft. Ich kann mir nichts Schöneres denken, als einen Kreis guter Freunde um den eigenen Tisch zu versammeln; dabei der eigenen lieben Hausfrau gegenüber zu sitzen, mit der man so eins ist, daß jeder Blick einen Gedankenaustausch bedeutet, und so recht das Gefühl häuslichen Behagens zu empfinden.“

„Das in Pantoffeln und in der Pfeife gipfelt. Ich kenne das schon!“ warf sie dazwischen.

„Ich rauche niemals Pfeifen!“ betheuerte er eifrig, „und was die Pantoffeln anbetrifft, so würde ich mir die gewiß abgewöhnen, wenn sie meiner Frau unlieb wären.“

Er fing an, den Kopf zu verlieren, und wer weiß, zu welchen Erklärungen er sich hätte hinreißen lassen, wenn sie ihn noch länger mit diesem lieblichen, fragenden Ausdruck angeschaut hätte. Doch ihr Gesicht wurde auf einmal wieder kühl und undurchdringlich, und während sie ihre Fußspitzen eingehend zu betrachten schien, warf sie ganz oberflächlich hin: „Ja ja; ich gestehe, daß ich auch ein gewisses Behagen um mich liebe. Indessen habe ich so viel geschäftlich zu thun, daß meine Häuslichkeit darunter leidet. Ich werde mich wohl nächstens nach einem Mann umthun, der mir den Haushalt führt. Ernähren kann ich ihn ja, und da er es nicht umsonst thun wird, werde ich die Ceremonie einer Trauung, unter Wahrung aller gesetzlichen Rechte, über mich ergehen lassen müssen.“

Sie hatte ihn wohl nur necken, vielleicht auch sich instinktiv gegen etwas zur Wehr setzen wollen, was über sie hereinbrach und gegen das sie sich als Frauenrechtlerin mit allen Kräften sträubte, denn es konnte ihr nicht entgehen, wo er hinaus wollte. Seit Wochen hatte sie es kommen sehen, hatte mit dem Feuer gespielt, und auf einmal überfiel sie die Angst, daß sie sich die stolzen Flügel ihres Selbstgefühls daran verbrennen könne. Jetzt wartete sie beinahe athemlos darauf, daß er sagen werde: „So lassen Sie mich dieser Mann sein!“ Und dann. — Ja was dann werden würde, das wußte sie selbst noch nicht. Vielleicht würde sie ihn mit der Bemerkung abfertigen, daß sie kein großes Zutrauen zu seinen haushälterischen Fähigkeiten besitze; — vielleicht aber auch die Segel streichen, und sich benehmen wie das erste beste liebesselige Durchschnittsmädchen.

Aber sie wartete vergebens. Die Worte wurden nicht gesprochen.

Bernt war es zu Muth, als werde ein Eimer eisigen Wassers über ihn ausgegossen und lösche seine frohe Stimmung. Ihre herzlose hochmüthige Anmaßung schlug ihm ins Gesicht und wandelte alle Liebe, die er für dieses Geschöpf empfunden hatte, in Verachtung. Wer so sprechen konnte, war jeder wahren Weiblichkeit bar und unfähig, Liebe zu empfinden und zu erwidern. Er hatte sich gründlich in dem Mädchen getäuscht. Es besaß wirklich nichts als sein reizendes Aeußeres und praktischen Geschäftssinn. Aber trotzdem krampfte ihm das Herz mit einem unendlichen Wehgefühl zusammen. Unfähig, auch nur den geringsten Bissen hinunter zu würgen, erhob er sich hastig, sah nach der Uhr und murmelte etwas von einer Verabredung, die er innehalten müsse.

Das bleiche verstörte Gesicht, mit dem er sich empfahl, und der Umstand, daß Dora mit gerunzelter Stirn und trotziger Haltung allein am Kamin sitzen blieb, sagten der Hausfrau, daß etwas Unliebsames zwischen den jungen Leuten vorgefallen sein müsse, und sie machte daher keinen Versuch, den Davonstürmenden festzuhalten.

Dora ihrerseits fühlte, daß alle Anwesenden, wenn auch ganz discret, nach ihr hinsahen, und mit plötzlicher erzwungener Lustigkeit sprang sie auf und rief lachend: „Unser Freund hat in seinem Benehmen zuweilen etwas Unvermitteltes, das an den bekannten Kanadier erinnert, der von Europens übertünchter Höflichkeit nichts wußte!“ Doch ihr war erbärmlich schlecht dabei zu Muthe.

Bernt hatte ihr nicht einmal die Hand zum Abschied gegeben. Sie wußte, daß sie diesmal zu weit gegangen und daß er wohl endgültig fertig mit ihr sei. Ein eigenthümliches Gefühl schnürte ihr die Kehle zusammen. Am liebsten wäre sie in heiße Reuethränen ausgebrochen. Doch das hätte wohl gar zu sehr weiblicher Schwäche ähnlich gesehen, und mit der ganzen Kraft ihrer Eitelkeit schluckte sie Thränen und Reue und Zorn hinunter und gab sich so munter und gesprächig, wie seit langer Zeit nicht. Schließlich war sie doch Siegerin geblieben und hatte diesem Manne gezeigt, wie sie über die Ehe dachte. Das war auch etwas werth.

Ein paar Tage hindurch redete sie sich in diese Siegesstimmung hinein und war dabei im geschäftlichen Verkehr und bei der Arbeit so launenhaft und unberechenbar, daß sie sich eine gewinnbringende Kundschaft verscherzte und ein Kissen, auf dessen zartgetöntem Seidenstoff gemalte und gestickte Orchideen des effektvollen Abschlusses harrten, total verdarb.

Danach wurde sie kleinlaut und weich, nachgiebig gegen alle Welt, und ging unruhig umher. Ihr kam mit einmal die Ueberzeugung, daß ihre kleine Häuslichkeit ein ziemlich unordentliches Gepräge besaß, und statt ihrer Schwester Vorwürfe darüber zu machen, wie sie es sonst unfehlbar gethan hätte, ließ sie sich herbei, selbst Hand anzulegen, wirthschaftete mit Feuereifer umher, fegte Staub ab, studirte ernsthaft in allerlei Kochbüchern und stellte sich zum Erstaunen der nachlässigen bayrischen Küchenfee an den Herd, um in eigener Person allerlei absonderliche Gerichte herzustellen, über deren Gelingen sie dann eine kindliche Freude empfand.

Diesmal wurde es selbst der ernsthaften, geduldigen Schwester, auf der inzwischen die Sorge für das Atelier allein lastete, zu bunt, und sie fragte, wann denn die wirthschaftliche Tändelei ein Ende haben werde. Es seien verschiedene Bestellungen eingelaufen, und Dora wisse doch recht gut, daß nur sie die Entwürfe dazu machen könne.

„Liebes Kind,“ kam die freundliche Antwort, — nebenbei bemerkt, war die Schwester um zehn Jahre älter, — „unsere Häuslichkeit hat auch Rechte an mich, und man soll uns arbeitenden Frauen nicht den Vorwurf machen können, daß wir jede weibliche Beschäftigung hintenan setzen.“

Das ging so die ganzen letzten Tage der Woche hindurch. Am Montag athmete sie dann tief auf, als läge etwas Ueberwundenes, Schweres hinter ihr, sie kleidet sich mit einer Sorgfalt für den Willberg'schen Thee-Abend an, welche etwas ganz ungewohntes war. Eine weiße Nackenrüsche aus duftigen Spitzen mußte in das blaue Velvet-Kleid hinein, und eine gelbe Rose im Gürtel schien unerläßlich, dem Eifer nach zu urtheilen, mit dem sie in allen umliegenden Blumenläden danach suchen ließ.

Ganz froh und freudig trat sie den gewohnten Gang an, denn sie war nun vollständig mit sich einig, daß sie Bernt Abbitte leisten, und ihn mit freundlichen Worten und gewinnender Anmuth zu ihren Füßen zurückzwingen werde.

Ihre Anstrengungen und löblichen Vorsätze waren indes umsonst. Bernt ließ sich nicht blicken, und aus übergroßem Zartgefühl sprach in ihrer Gegenwart niemand von ihm, sonst hätte sie wohl erfahren, daß er an das Willberg'sche Ehepaar einige Worte geschrieben und gebeten hatte, ihn nicht der Undankbarkeit zu zeihen, wenn er dem gastlichen Hause für längere Zeit fern bleibe.

Je froher und freudiger sie gekommen, um so niedergeschlagener und verwirrter trat sie den Rückweg an. Sie hatte bestimmt darauf gerechnet, daß er da sein und Frieden mit ihr machen werde. Nun sank ihr das Herz. Sie vermochte den Gedanken nicht zu ertragen, daß sie ihn verloren haben könne. Mochte er als Künstler sein, was er wollte, als Mensch war er ihr lieber geworden als alles andere in der Welt. Sie konnte ihn nicht missen. Der Verkehr mit ihm war ihr nothwendig wie die Luft, wie das tägliche Brod. Nebenbei hatte ihre Eitelkeit auch einen empfindlichen Schlag erlitten, und wie sie heim kam, riß sie die Unglücksrose aus dem Kleide, warf sie auf die Erde, trat mit beiden Füßen auf ihr herum, und schluckste und schnüffelte dabei vor sich hin, daß die sonst mit stoischer Ruhe begabte Schwester theilnehmend fragte: „Was hast Du denn? Du bist wohl verschnupft?“

„Mein Gott, ich werde doch wohl noch schnüffeln dürfen, ohne Rechenschaft darüber geben zu müssen!“ klang es heftig zurück. „Natürlich habe ich den Schnupfen!“

Allmählich jedoch redete sie sich in die Ueberzeugung hinein, daß es ein bloßer Zufall gewesen, welcher Bernt am Montag fern gehalten hatte, daß er den nächsten Willberg'schen Abend gewiß nicht versäumen werde. Er konnte ja doch auch nicht mehr ohne sie sein! Und eine Woche lang ging sie hoffnungsvoll einher, um dann am nächsten Montag die nämliche Enttäuschung durchzumachen.

Diesmal weinte sie nicht, geberdete sich auch nicht wie ein ungezogenes Kind. Nur sehr blaß und still wurde sie, und müde und ernst ging sie herum.

Bernt ahnte nicht, daß sie sich die Sache so zu Herzen nahm. Er selbst litt sehr, und sein ganzer Optimismus ging ihm verloren. Immer klangen ihm die verächtlichen Worte im Ohr: „Ernähren kann ich ihn ja, und da er es nicht umsonst thun wird, werde ich wohl, unter Wahrung aller gesetzlichen Rechte, die Ceremonie der Trauung über mich ergehen lassen müssen.“

Nun, wenn sie ihn damit gemeint hatte, so dürfte sie doch wohl die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben. Er wollte ihr schon zeigen, daß er im stande sei, sich selbst zu ernähren, und auch noch eine Frau dazu. Wenn es ihm gelang, was er jetzt so heiß anstrebte, sich als Illustrator und Ornamenten-Zeichner eine feste Stellung zu schaffen und einträgliche Verbindungen anzuknüpfen, welche ihm sichere Bürgschaften für die Zukunft boten, so würde er vor ihren Augen um das erste beste Mädchen, das ihm gefiel, werben, und sich eine Häuslichkeit einrichten, die ihr klar machen mußte, was sie sich verscherzt hatte.

So dachte er in den Momenten, in denen ihm der

Zorn zu Kopf stieg. Aber es kamen auch Zeiten, in denen er verzweifelt seine verlorene Liebe bejammerte und vor Sehnsucht nach der noch immer leidenschaftlich Begehrten verging. Und immer kämpfte er alles tapfer nieder und arbeitete, wie er nie zuvor gearbeitet hatte, mit einer eisernen verbissenen Energie. Er ließ sich kaum Zeit zu den nothwendigen Mahlzeiten.

Abends war er dann abgespannt und saß theilnahmlos und müde im Kreise der Freunde, und all die überschäumende Jugendthorheit, die um ihn her tobte, brandete vergeblich gegen seinen Trübsinn an. Er hörte aus allem nur den Jubel über frohes Gelingen, über Lust und Freude an der Arbeit heraus und verglich damit das eigene mühsame Ringen mit einer Aufgabe, in die er sich nur künstlich hineinzwang, die ihm nicht lag, die er eben nur wie eine Last trug, welche er einem festen, ersehnten Ziele entgegenschleppte. Die Sorglosigkeit, mit der die Kameraden jeden Tag seine eigene Plage haben ließen und sich nicht um das ‚morgen' scherten, wenn ihnen nur das ‚heute' gehörte, brachte ihm die schweren Sorgen, welche ihn bedrückten, nur noch schärfer zum Bewußtsein. Und doch war ihm dieses Zusammensein ein Bedürfniß. Er hielt es nicht im Atelier aus, wenn die Dämmerung hereinbrach und seinen Mühen ein Ziel setzte. Nach der Stille, die den ganzen Tag über um ihn her geherrscht hatte, sehnte er sich nach menschlichen Stimmen und hellem Licht, nach etwas, das ihn auf andere Gedanken brachte.

Und dabei versuchte er, seine Energie zu prüfen, übte sich im Entsagen, um zu sehen, wie weit er es darin bringen könne. Zwei Gläser Bier machte er sich zum Gesetz, damit richtete er sich viele Stunden hindurch ein, versagte sich jede Art von Tabak, und stand Folterqualen aus, wenn rings um ihn her lustig getrunken und geraucht wurde. Hatte er denn ein Recht, sich's sorglos wohl sein zu lassen? Er war ja mit seinen sechsundzwanzig Jahren noch immer seinen Eltern zur Last, verdiente nichts.

Das sollte aber bald anders werden. Er arbeitete ja nach bestem Können und mit Fleiß, wie nie zuvor, und mußte nach irgend einer Richtung hin Erfolg haben. Mit zwei hervorragenden Verlagsfirmen und einer lithographischen Anstalt war er in Verbindung getreten, hatte Probe-Illustrationen, Plakat-Entwürfe und Ornamente für Bücher und Karten eingeschickt und zeichnete emsig weiter, um Neues in Bereitschaft zu haben, wenn Bestellungen einliefen. Währenddessen stand das unvollendete Bild, der stille Weiher mit dem Sonnen-Untergang immer noch auf der Staffelei und grinste ihn höhnisch an, wenn er so recht muthlos zu werden drohte. Welch verzweifelte Aehnlichkeit mit einer verlöschenden Petroleum-Lampe diese Sonne da hatte! Und erst die Nebelschleier, die sich auf dem Wasserspiegel zwischen dem Schilf entwickelten, — die schienen einem Kochtopf zu entquellen. Es war einfach niederdrückend, daß er keine Stimmung hier hinein zu bringen verstand! Mochte das Bild dort als fortwährende Mahnung an seine künstlerische Unzulänglichkeit stehen bleiben und verstauben!

Sein ganzes Interesse concentrirte sich jetzt allein auf die Ankunft der Postboten, die er auf ihrem Gang durch das Haus mit Herzklopfen verfolgte. Hörte er die schweren Stiefel des Stephanjüngers vor seiner Thür Halt machen, so stand ihm der Athem still.

Immer waren es belanglose Dinge, welche für ihn kamen: Rechnungen, Drucksachen, Ankündigungen. Die Wochen verstrichen. Er entschloß sich endlich, erneute Anfragen an die Firmen, welchen er seine Probe-Arbeiten eingeschickt, zu richten. Jetzt mußte doch eine Entscheidung kommen.

Eines Tages, als er zufällig gerade nicht darauf wartete, klopfte es.

„Herein!"

Der Postbote brachte ein flaches Päckchen, dessen Papphülle Bernt nichts Gutes erwarten ließ. Er konnte sich geraume Zeit hindurch nicht entschließen, das Päckchen zu öffnen. Es war ja klar, daß man ihm von irgend einer Seite seine Arbeiten zurücksandte. Endlich löste er den Bindfaden und überflog den beigefügten Brief.

Höfliches Bedauern. Der Verleger war mit Anerbietungen ähnlicher Art überfluthet, hatte seinen Bedarf auf ein Jahr hinaus gedeckt, würde sich trotzdem entschlossen haben, etwa Convenirendes zu nehmen, wenn die Blätter neue Ideen oder geniale Ideen verrathen hätten. Aber das sei alles schon so oft dagewesen, und, um es gerade herauszusagen, zu kleinlich in der Auffassung. Man brauche jetzt Frisches, Originelles ꝛc. ꝛc.

Der arme Kerl war wie vor den Kopf geschlagen. Wieder um eine Hoffnung ärmer! Er verriegelte die Thür, ging mit aufgeregten Schritten auf und nieder und warf sich dann der Länge nach aufs Sopha.

Was nun? Was sollte er thun, wenn auch die anderen von ihm unternommenen Schritte zu keinem Resultat führten? Dann starrte ihm der Hunger ins Gesicht, und es blieb ihm nur die Wahl, entweder den Eltern zum so und so vielten Mal zu schreiben: ‚Schickt mir Geld!' oder de- und wehmüthig heimzukehren, und zu bekennen: ‚Ich habe mit denen da draußen nicht Schritt halten können. Mein Talent reicht nur für das Kunstbedürfniß einer norddeutschen Provinzialstadt aus.' Tanten und Basen und Gevattern würden dann vielleicht bei ihm ihre Portraits malen lassen, weil er aus München kam und den Rummel verstehen müsse, unbekümmert darum, daß er eigentlich seines Zeichens Landschafter war und nur hie und da einmal ins Genre hinübergriff. Wenn er Glück hatte, wurde er möglicherweise der Lenbach seiner engen Heimat.

Es lag ein bitterer Humor in dem Gedanken. Er mußte gallig auflachen. Das sollte das Ende seiner Träume sein? Niemals! Lieber hier in der Fremde im Kampf um die Existenz und mit der Concurrenz verderben, als sich dieses Armuthszeugniß ausstellen!

Da lagen die Blätter, an die er so viel Fleiß gewendet. Er konnte sie getrost verbrennen. Mit einem Fluch schleuderte er sie zu Boden, um sie doch nach einer Weile beschämt wieder aufzunehmen. Durfte er denn gleich den Muth vollständig sinken lassen? Nahm sie dieser Verleger nicht, so nahm sie vielleicht ein anderer. Noch war Polen nicht verloren. Standen doch auch noch von zwei Seiten die Entscheidungen über seine anderen Probe-Arbeiten aus. Seine Hoffnungen belebten sich wieder. Er packte die Zeichnungen abermals sorgfältig ein und sandte sie mit einem Brief, der schon beinah eine flehentliche Bitte war, an den Verleger einer nicht gerade übermäßig wählerischen Familienzeitschrift.

Diesmal versprach er sich wirklich etwas davon. Wie hatte er sich auch gleich an eine der ersten und vornehmsten Verlagsfirmen wenden können! Zunächst mußte er doch als Illustrator und Zeichner bekannt werden. Freilich würden wiederum sechs Wochen ins Land gehen, bis er einer Annahme gewärtig sein konnte, und er mußte doch inzwischen leben. Aber er hegte die bestimmte Ueberzeugung, daß eine oder die andere seiner noch ausstehenden Probesendungen Erfolg haben werde, und mit der äußersten Sparsamkeit vermochte er ganz gut, sich noch ohne weiteren Zuschuß von seinen Eltern einige Zeit über Wasser zu halten.

Und er wartete aufs neue.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Privat-Eigenthum.

Eine lustige Geschichte aus der Sommerfrische.

Von Alwin Römer.

Gott sei dank! Der Weg war ein bißchen klotzig!" stöhnte im Vorgefühl der köstlichen Ruhe, der er sich in dem eben betretenen Hotelzimmer hingeben wollte, der junge, etwas arg verstaubte Radfahrer, Herr Baumeister Heinz Döring, und entledigte sich dabei der Halbstiefel. Er hatte eine tüchtige „Tour" zurückgelegt und war dabei nicht immer auf Straßen gefahren, die mit der Wasserwage auf ihre horizontale Lage hin geprüft waren. Bis zur Abendtafel in diesem herrlich gelegenen, einsamen Waldhotel, das er für etliche Tage als Mittelpunkt seiner Ausflüge erkoren hatte, blieben ihm noch über zwei Stunden Zeit, und die wollte er dem lieblichen Schlummer opfern, dessen Schatten sich schon beschwerend auf seine Augenlider senkten. Schnell hatte er sichs bequem gemacht, das Radfahrer-Kostüm mit einem leichten Hausanzug vertauscht, zum Ueberfluß noch ein Bändchen Reiselectüre aus dem vorangeschickten Koffer genommen und lag nun lang auf dem gut gepolsterten, braven, alten Kanapee, jede Secunde bereit, sich von seiner olympischen Hoheit Morpheus in die weichen Arme nehmen zu lassen. Lächelnd, weil er wußte, wie unnöthig es eigentlich sei, schlug er die erste Seite des Buches auf und blinzelte die Buchstaben an. Und richtig, kaum hatte er die ersten zehn Zeilen gelesen, ohne natürlich von ihrem Inhalt irgend etwas begriffen zu haben, da fielen ihm sachte die Lider zu, das Buch sank mit dem Arm langsam auf seine Brust herab, und leise, wohlig tiefe Athemzüge verkündeten den listig lauernden Stubenfliegen, die die Nasen eben Entschlummerter mit Vorliebe als Aussichtsthürme zu besteigen pflegen, daß ihr Vergnügen jetzt beginnen könne.

Aber ehe die erste dazu kam, den lockenden Gipfel, von dem aus der schöne braune Wald des Haupthaares, wie die kühn geschlungenen Linien der Schnurrbart-Höhenzüge so großartig zu betrachten waren, zu erreichen, war dem armen Opfer das Buch aus den sich leise lösenden Fingern geglitten und hatte mit jener berüchtigten Tücke des Objectes, die seiner Zeit „Auch Einer" festgenagelt hat, den etwas weit herunterhängenden Zipfel einer mit ein paar hundert zweifellos höchst nothwendigen Franzen versehenen Tischdecke dabei zu fassen vermocht, sodaß sich im Moment eine ganze Ladung von Dingen, die dem verderblichen „Zug nach unten" nicht widerstehen mochten, auf dem Körper Heinz Döring's Rendezvous gaben. Und da sich dabei auch ein ziemlich volles Glas Wasser befand, das sein boshaftes Naß in aufdringlichster Weise auf den Brustlatz des Schläfers ergoß, so war es kein Wunder, daß der sonst ganz respectabel tiefe Schlummer dadurch mit unangenehmer Plötzlichkeit unterbrochen wurde.

Leise fluchend sprang der Baumeister auf, besah sich kopfschüttelnd den Schaden, den dieser rothe Teufel von „Engelhorn" angerichtet hatte, wechselte die Kleidung noch einmal, rückte vorsichtshalber den Tisch mit der ebenso geschmackvollen wie praktischen Decke ab und legte sich dann zum zweiten Male nieder, neugierig, wie die zweite Station lauten werde, auf der der Eilzug seiner Träume nothgedrungen anhalten würde.

Ach, der Aermste sollte sich in seinen unheilvollen Ahnungen nicht betrogen haben! Keine fünf Minuten verharrte er auf seinem Sopha, von den letzten Wellenschlägen des eben überwundenen Kummers noch in den schnell wieder aufdämmernden Traum verfolgt, da drängten sich auf einmal, erst wie im leisen Tasten, dann aber unerbittlich lauter werdend, die Klänge eines nicht gerade „wohltemperirten" Klaviers in den Raum, und eine frische, silberreine Mädchenstimme hub gleich darauf an:

„Noch ist die blühende, goldene Zeit,
O du schöne Welt, wie bist du so weit!
Und so weit ist mein Herz und so klar wie der Tag,
Wie die Lüfte, durchjubelt von Lerchenschlag!
Ihr Fröhlichen, singt, weil das Leben noch mait:
Noch ist die schöne, die blühende Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!"

Natürlich waren auch etliche jener Fröhlichen, denen das Leben noch maite, vorhanden und ließen sich durchaus nicht nöthigen, in den verheißenden Refrain einzufallen, und so klang es alsbald in einem etwas gemischten, aber offenbar ehrlich gemeinten Chorus, während der Baumeister Heinz Döring auf seinem Kanapee einen gelinden Tobsuchtsanfall bekam: „Noch sind die Tage der Rosen," mit jenen kühnen Klangfiguren auf dem letzten Worte, die die meisten Leute so schön finden, daß sie sich gewöhnlich nie zur rechten Zeit von ihnen zu trennen vermögen. Und dann begann die zweite Strophe: „Frei ist das Herz, und frei ist das Lied . . ."

Aber das ging über die Kräfte unseres todtmüden Radfahrers. Mit beiden Beinen zugleich sprang er auf den Erdboden und raste zum Knopf der elektrischen Klingel.

„Mensch!" schrie er den Kellner an, der ganz bestürzt auf das nervöse Signal des Baumeisters heraufgelaufen kam, „was ist denn das für eine Gesellschaft da unten, die fortwährend brüllt?"

„Es brüllt doch niemand!" erklärte verständnißlos der befrackte Jüngling. „Ah so, Sie meinen, wer das schöne Lied jetzt singt? Das ist Fräulein Gisela Walrath und noch verschiedene andere von unseren Pensionärinnen!"

„So? . . . Na, dann grüßen Sie sie, bitte, von mir und sagen Sie den Herrschaften, es wäre ein sehr schönes Lied, und ihre Stimmen wären noch viel schöner, aber schlafen könnte man dabei nicht, und ich wäre hundemüde! Ob sie sich den Genuß nicht lieber bis nach der Abendtafel aufheben wollten?"

„Schön, ich werde es bestellen!"

„Sie, hören Sie 'mal, Ober, bestellen Sie das lieber nicht!" rief Döring, sich mäßigend, hinterdrein, „es genügt, wenn Sie in meinem Namen höflichst bitten, etwas gedämpfter zu konzertiren, weil man jeden Ton hier hört und ich gerne ein bißchen ruhen möchte!"

„Wie Sie befehlen!" bemerkte der Schwalbenschwanz und sprang die Treppe hinab, fest entschlossen, der fröhlichen Runde kein Wort von allem zu verschweigen. Heinz Döring hörte am geöffneten Fenster, wie unten plötzlich eine Art Entrüstungssturm losbrach und jemand ganz wüthend auf die Tasten losschlug, jedenfalls, um ihm dadurch zu beweisen, wie gleichgültig ihm sein Schlummer sei. Es war ganz recht, daß der Kellner kein Blatt vor den Mund genommen hatte. Das waren ja Vandalen ärgster Art da unten! Dann aber lauschte er überrascht dem Tone einer Damenstimme, die da erklärte: „Höflich ist der Herr nicht, meine Herrschaften; aber bei der entschieden ‚mitternächtigen' Stunde hat er ein Recht, daß wir seine Müdigkeit respectiren. Hören wir also auf und gehen zum Lawntennis-Platze!"

„Sehr gut!" riefen lachend einzelne Stimmen.

Daraufhin erschallte noch ein Gemurmel, das zur Hälfte aus Beifall, zur Hälfte aus Mißbilligung zusammengesetzt sein mochte, und dann wurde es still dort unten.

„Verrücktes Frauenzimmer: das muß man sagen!" brummte Heinz Döring in seinen Bart und huschte dann wieder auf seine Lagerstatt.

Die nächste halbe Stunde ging es ihm erträglich. Abgesehen von den neugierigen Fliegen, die geologische Forschungsreisen in seine Ohrmuschel und andere Gebiete der Nachbarschaft unternahmen, störte ihn nichts. Leider aber hatte er vergessen, sein Fenster wieder zu schließen, und da bis zum Morgen desselbigen Tages eine alte Dame mit einem jungen Fräulein in diesem Zimmer gewohnt hatten, deren gezähmter Zeisig gewöhnt war, zum Fenster aus- und einzufliegen, so geschah es plötzlich, daß der kleine gefiederte Kerl mit schrillem Gezwitscher auf dem Tische vor des Baumeisters Antlitz herumhüpfte und sich offenbar nicht genug in Verwunderung darüber thun konnte, daß hier „ein fremder Kerl" auf dem Sopha herumlag. Die Zimmerveränderung seiner Gebieterinnen mußte „Mätzchen" wohl gründlich beim Spielen draußen verschwitzt haben.

Heinz Döring hatte im Schlummer seine Hand nach der Tischkante hinübergestreckt. Mätzchen aber war gewöhnt, mit Fingern besonders vertraulich umzugehen. Er pickte daher ganz ungenirt auf die Rechte des Baumeisters los, bis dieser mit einem fürchterlichen Fluche zum dritten Male munter wurde. Entsetzt flüchtete das Vögelchen hinauf zur Gardinen-Stange und hielt dem Grobian von diesem erhabenen Standpunkte aus eine gepfefferte Ansprache, kam aber damit ganz und gar an den Unrechten, denn dieser brutale Mensch war so gereizt über die ehrlichen Wahrheiten Mätzchens, daß er aufsprang, das Handtuch zu einer Art Geißel drehte und versuchte, den tapferen Verfechter seiner Rechte hinauszujagen. Mätzchen flog darauf nach dem Ofen hinüber, dessen Kachelzinne ihm sicheren Schutz gewährte, und verstärkte von dort aus die Aeußerungen seiner Entrüstung.

„Es ist unglaublich!" stöhnte Heinz Döring. „So eine Pechbude habe ich mein Lebtag noch nicht gehabt!"

Und abermals lief er zur Klingel.

„Der Herr befehlen?" erkundigte sich lächelnd der Kellner.

„Was haben Sie denn hier für freche Vögel?" schnaubte der Baumeister.

„Vögel?"

„Ja, freilich! Känguruhs sind's nicht! Da sehen Sie doch, dort oben auf dem Ofen . . ."

„Ach, das ist Fräulein Walrath's Mätzchen!"

„So? Na, dann sagen Sie Fräulein Walrath, sie möchte

Schloß Tirol. Nach dem Gemälde von N. J. Helm in München.
Nach einer Photographie aus dem Verlage von Franz Hanfstaengl in München.
Siehe Seite 152.

ihren geehrten Vogel hübsch eingesperrt halten. Ich habe durchaus nichts dagegen, daß sie einen hat, beileibe nicht; aber ich will nichts damit zu thun haben, verstanden?"

„Fräulein ist daran auch unschuldig, Herr . . ., Herr . . . Die Damen hatten dies Zimmer vorher und sind heute früh erst nach der Waldseite umgezogen. Das weiß der kleine Kerl eben noch nicht richtig . . ."

„Ja, ja, schon gut. Nun schaffen Sie aber das Vieh hinaus. Ich möchte schlafen!"

Der Kellner versuchte darauf sein Heil und lockte, so süß er nur konnte. Aber Mätzchen schien ihm nicht sonderlich zu trauen. Es blickte ihn mit seinen kleinen schwarzen Spitzbubenaugen pfiffig von der Seite an und blieb auf seinem Posten.

„Er kommt nicht!" meinte der Jüngling endlich.

„Das scheint mir auch so!" spottete Heinz.

„Ich werde Fräulein Walrath rufen müssen!" erklärte schließlich der andere, trat ans Fenster und brüllte, so laut es seine Lungen hergeben wollten: „Fräulein Walrath, Ihr Mätzchen ist oben im alten Zimmer!" worauf es aus ziemlicher Entfernung: „Ich komme gleich!" zurückschallte. Eine Minute später flog auch schon eine junge Dame ins Zimmer, bei deren Anblick Heinz Döring in ein ganz merkwürdiges Erröthen verfiel, was seinem männlichen Gesicht nicht gerade übel stand. Wo hatte er dieses schöne schlanke Fräulein mit den dunkelblauen Augen, die das Feuer der schwarzen zu haben schienen, schon gesehen? Richtig, jetzt besann er sich. Im Sedan-Panorama hatte sie vor ein paar Wochen neben ihm gestanden und ihn schon damals durch ihr herrliches Ebenmaß, die Grazie ihrer Bewegungen, die mädchenhafte Reinheit ihres lieblichen Antlitzes entzückt. Er mußte sie an jenem Tage wohl etwas auffällig angestarrt haben; denn mit einer nicht mißzuverstehenden Geberde des Unmuths hatte sie ihm plötzlich den Rücken zugewandt, und als sie gleich darauf hatte niesen müssen und er ihr, halb unwillkürlich, das etwas aus der Mode gekommene „Zur Gesundheit!" zugerufen hatte, war sie mit einem stolzen Blick, der sich jede Art von Vertraulichkeit energisch zu verbitten schien, zum Ausgang geschritten.

„Merkwürdig," dachte er mit einem leisen Gefühl der Beschämung über die damalige und auch die augenblickliche Scene, doch nicht minder mit einer Anwandlung aufwallender Freude, „wie man sich im Leben wiederfindet!"

Die junge Dame schien ihn nicht zu erkennen, obgleich sie bei seinem Anblick bestürzt zurückgewichen war. Sie hatte geglaubt, das Zimmer noch nicht wieder besetzt zu finden.

„Verzeihen Sie nur, mein Herr," sagte sie mit einem leisen Anflug von Verlegenheit, der sie allerliebst kleidete, „unser Mätzchen ist noch an diese Klause gewöhnt, die wir heute Mittag erst verlassen haben!" Und dabei hielt sie ihr Rakett wie ein Tellerchen zum Ofen hinauf und fing dann an, zu locken.

„Komm, komm, mein süßes Mätzchen!"

„Wenn er da noch widerstehen kann, hat er kein Herz!" sagte Heinz Döring galant, wofür ihn sofort ein sehr abkühlender Blick traf. Aber er hatte einen solchen erwartet und ließ sich dadurch also nicht sonderlich beirren.

„Sie haben übrigens durchaus keine Ursache, um Verzeihung zu bitten, gnädiges Fräulein," fuhr er fort. „Hätte ich vorhin mein Fenster nicht offen gelassen, so wäre ihr Vögelchen nicht in Versuchung gekommen, meinen Schlummer zu stören. Ueberhaupt, wenn ich nicht so sehr erschöpft von meiner Tour heute gewesen und dadurch mit meinen Nerven in Conflict gekommen wäre, würde mir der muntere Knirps entschieden Vergnügen gemacht haben. So aber —! Durch eine musikalische Barbarei schon vorher gestört —"

„Ah, dann habe ich sogar doppelt nöthig, Ihre Nachsicht anzurufen. Die ausübende Barbarin war ich, mein Herr! Entschuldigen Sie tausendmal, daß ich gewagt habe, Ihre zarten Ohren mit meiner widerwärtigen Stimme zu belästigen!"

Währenddessen war Mätzchen vergnügt vom Ofen hinunter gehüpft, hatte sich seiner schönen Herrin auf die Schulter gesetzt und verließ nun mit dieser in stummer Verachtung das Zimmer Heinz Döring's.

„Aber mein verehrtes gnädiges Fräulein," stammelte Heinz fassungslos, „ich meinte ja —, ich sagte doch nicht —"

Doch die Thür hatte sich hinter der beleidigten Königin schon geschlossen, und es blieb ihm nichts übrig, als den dumm grinsenden Kellner mit einer heftigen Verwünschung zum Teufel zu schicken.

Sein Schlafbedürfniß war merkwürdiger Weise zu Ende. Rasch entschlossen machte er jetzt Toilette und begab sich hinunter auf die Veranda, von wo aus sich ein prächtiger Blick über die nächsten Thäler und Höhen des Gebirges aufthat. Es wurde dort schon zur Abendtafel gedeckt. Außer den dienstbaren Geistern war jedoch niemand anwesend. Gelangweilt setzte sich Heinz an einen Tisch, auf dem eine ziemlich dickleibige Journal-Mappe lag, die merkwürdigerweise mit den neuesten Nummern der periodisch erscheinenden Witz- und Familien-Blätter versammelnden Abendgäste nichts wie Freude und Verehrung für dieses süße Geschöpf bemerkte, packte ihn das unbändige Verlangen, sie zu bezwingen, ihr Achtung abzunöthigen, sie kleinmüthig zu seinen Füßen zu sehen.

Wie ein Rausch war es ihm angeflogen, und unabläßig beobachtete er sie in den nun folgenden Tagen, sobald er sich selbst unbeobachtet wußte. Und immer mehr ging ihm das Verständniß für ihre natürliche Frische und heitere Anmuth auf. Wie sie mit ihren Genossinnen im Hause verkehrte, wie sie das Personal im Zaum zu halten wußte, ohne von ihrer Liebenswürdigkeit dabei etwas einzubüßen, wie sie den ergrauenden Schwerenöther von Hotelier mit einer ihm durchaus unwillkommenen väterlichen Verehrung abspeiste, wie sie den jungen Elegants, die mit im Hause wohnten, mit dem bewundernswerthesten Takte zu begegnen vermochte, wenn deren Huldigungen einmal leise über den unsichtbaren Grenzstrich des Schicklichen hinausschweiften, wie sie vor allem ihrer kranken, launischen, schwer zu befriedigenden Tante mit echt töchterlicher Liebe und Unterordnung zur Hand ging: das erfüllte ihn mit nie gekanntem Entzücken! Und aus dem anfänglichen Wunsche, sie zu seinen Füßen zu sehen, ward leise, leise der innige Drang, ihre Vergebung zu erlangen, vor ihr auf den Knieen zu liegen und thörichte Worte der Leidenschaft zu stammeln.

Die kleine Gärtnerin. Nach dem Gemälde von Paul Meyerheim in Berlin. — Siehe Seite 152.

Leider aber schien dazu nicht die geringste Gelegenheit herbeikommen zu wollen. Durch den Vorfall in seinem Zimmer hatte sie, wie es schien, kein Fünkchen von Interesse mehr für ihn. Sie sah an ihm vorüber, wenn er sich blicken ließ, brach sofort ihren Gesang ab, wenn er aus dem Walde zurückkehrte und in der Veranda sichtbar ward, schnitt ihm sogar die Möglichkeit ab, zu grüßen, indem sie ostentativ nach der anderen Seite sah, wenn er vorüber ging. Er quittirte dies alles durch ein spöttisches Lächeln, das ihm glücklicherweise zu Gebote stand, auch wenn ihm das Herz blutete, und wenn sie sich auch den Anschein gab, als bemerke sie es nicht, so stachelte die Maske dieses ewigen Gleichmuthes sie dennoch ziemlich bitter. Ihre Vergleiche, die sie im stillen zwischen diesem impertinenten Menschen und den übrigen Vertretern des stärkeren Geschlechts in der Wald-Pension anstellte, fielen bei ihrer Ehrlichkeit leider alle zu Gunsten Heinz Döring's aus. Er war elegant, nobel, redegewandt, körperlich geübt und sicher im Auftreten, wußte durch ein geistvolles Wort oftmals einem Streite die Spitze abzubrechen oder einen der sich eigensinnig für ihre unreife Meinung erhitzenden Jünglinge der verdienten Lächerlichkeit zu überliefern. Mit heimlichem Groll mußte sie sich dies alles sagen. Wie schön wäre es gewesen, wenn sie beide sich vertragen hätten! Wie viel reizvoller wären diese köstlichen Sommertage dann noch geworden! Aber er hatte ja Schuld daran, dieser Barbar! Sie hatte doch nicht angefangen!

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Der König von Sedulien.

Von Ernst Muellenbach (E. Lenbach).

Im Garten vor dem Regierungs-Gebäude blühte der Crocus, und in den noch unbelaubten Kastanien der Allee, die längs dem Garten zum Strome hinführt, sangen Buchfinken und Amseln ihr erstes Frühlingslied. Durch die Allee wandelte von der Stadt her, langsam und steif, im langen, schwarzen Rock mit schwarzer Binde, hohem Stehkragen und Cylinder-Hut der Kanzleirath Friedrich Sperling. Im Laufe von fünfund-

zwanzig Jahren, jedes zu ungefähr dreihundert Arbeitstagen, hatte er sich so daran gewöhnt, um diese Zeit diesen Weg von seinem Speisehause zum Bureau zu wandeln, daß er nun auch für seine Sonntags-Nachmittage keinen besseren Spaziergang mehr wußte.

Aus den offenen Fenstern eines Saales im ersten Stock schollen einzelne Laute gewichtiger Männerstimmen über den stillen Vorgarten. Vor wenigen Tagen war der Strom, vom schmelzenden Schnee geschwellt, nochmals über die Ufer gestiegen und hatte in etlichen Gemeinden des Oberlandes schauerlich gehaust. Die Noth war groß. Darum hatte der neue Regierungs-Präsident, ein noch ziemlich junger, rühriger Herr, die Spitzen der Behörden, sowie den Commerzienrath Janssen und mehrere andere der reichsten Bürger heute versammelt, um im Anschluß an ein kleines Herrenfrühstück einen Hülfsausschuß zu bilden.

Um zwölf Uhr hatte das Frühstück begonnen, und jetzt um halb drei tagten die Herren noch immer; die Ueberschwemmung gab ihnen anscheinend viel zu rathen auf. Im Königreich Sedulien war um dieselbe Zeit eine noch viel größere Ueberschwemmung gewesen. Dort aber begann gerade ein junger König zu regieren, der nun sogleich einen glänzenden Beweis seiner Herrschertugenden gab: er öffnete seinen Staatsschatz für die Nothleidenden, sandte ganze Regimenter von Pionieren und Aerzten in das Ueberschwemmungsgebiet, ja, er erschien selber, um den Unglücklichen Trost und Hoffnung zu spenden; es gelang herrlich, und indem der Kanzleirath Sperling sich's ausmalte, färbten sich seine blassen mageren Wangen bis hinter die großen Brillengläser von einem schönen zarten Roth der Begeisterung.

Keiner unter allen Gelehrten im Deutschen Reiche wußte etwas von diesem Königreich Sedulien, und doch bestand es schon etliche Jahre länger als das Deutsche Reich. Friedrich Sperling, von klein auf ein besonderer Liebhaber von Landkarten und Geographie-Büchern, hatte es entdeckt, oder richtiger erfunden, — während einer der langen Krankheiten, die den schwächlichen Knaben während großer Abschnitte seiner Kinderzeit ans Bett bannten. Ueber dem Bette war an der blaugetünchten Zimmerwand eine dunklere, wasserfleckige Stelle, uneben, mit allerhand Körnchen, Sprüngen und Einbuchtungen. Für die Phantasie des Knaben wurden die Sprünge zu Strömen, die Körnchen zu Bergen und Städten und der ganze Wasserfleck zu einem Welttheil, der binnen kurzem mehr geschichtliche Umwälzungen und mehr gute Monarchen erlebte, als die Geschichte unserer gewöhnlichen Menschheit von Adam bis auf diesen Tag zu melden weiß. Auch prägte sich das Bild dieser anderen Welt dem Gedächtnisse Friedrich Sperling's tief ein; er bedurfte alsbald seiner getünchten Landkarte nicht mehr und hätte sie jederzeit aus dem Kopfe neu malen können, sammt allen Namen. Es wäre unnütz, zu erforschen, aus welchen unbewußten Anklängen oder Einfällen diese Namen herrührten, zumeist waren sie recht wohlklingend; das mächtigste Reich hieß Sedulien, seine Könige residirten in Supara und hörten sämmtlich auf den Namen Friedrich, Zustände und Sitten ihres Reiches aber waren sehr wandelbar, da sie sich stets danach richteten, was Friedrich Sperling gerade in der Schule durchnahm. Im Reiche Sedulien wurde gleichsam Sühne gegeben für alle betrübenden Geschichtsereignisse in der übrigen Menschheit. Wenn der Schöpfer dieses Reiches für die Schule gelernt hatte, wie Brutus und Cassius bei Philippi fielen, so siegten in Sedulien zwei edle Bürger über drei Tyrannen; es gab auch etwas wie ein Canossa in der Geschichte Seduliens, aber dort stand der König am Fenster und sah den anderen draußen im Schnee Buße thun, ließ ihn aber nicht drei Tage stehen, sondern vergab ihm sogleich; und die Befreiungskriege waren in Sedulien kaum nöthig, da dort ein dem Kaiser Napoleon sehr ähnlicher, bösartiger Kriegs-Tyrann gleich beim ersten Angriff sein Waterloo erlebte und nach einem fernab, inmitten der blauen Wand aufragenden Sandkorn verbannt wurde.

Als Friedrich auf der Schule eben das Zeugniß zum Einjährigen ersessen hatte, — für den Kurzsichtigen und Engbrüstigen eine rein ideale Auszeichnung, — starb sein Vater, und er mußte, wie dieser, die Subaltern-Laufbahn einschlagen, um sich selber durchzuhelfen. Damit hörten die Ausströmungen aus dem Schul-Pensum in die sedulische Geschichte auf, die sedulische Welt aber blieb bestehen und wurde darum nicht ärmer. Nicht bloß alles, was der einsame junge Mann in Büchern und Zeitungen von großen Ereignissen las, fand in ihr sein besseres Widerspiel, — auch was er selber in seinem eigenen engen Kreise zu erleben und zu leiden bekam. Andere ertränkten ihren Groll über bedenkliche Maßnahmen einer hohen vorgesetzten Behörde in Bier oder setzten ihn in eine liebelose Kritik persönlicher Eigenheiten der hohen Vorgesetzten um. Friedrich Sperling war zu dem einen zu mäßig und zu dem andern zu harmlos; aber er sorgte dafür, daß jede Verfügung und Neueinrichtung im „diesseitigen" königlichen Dienste, die vor den prüfenden Blicken des Subalternen nicht bestand, im Königreiche Sedulien einen einsichtsvollen Monarchen veranlaßte, das Gegentheil anzuordnen.

Die Welt erfuhr nach wie vor nichts von Sedulien, und das war ein großes Glück für den eigentlichen König dieses idealen Reiches. Denn hätte er den Leuten erst etwas von seiner wunderlichen Spielerei verrathen, so würde sich ganz ohne Zweifel bald ein Mann der Wissenschaft gefunden haben, der den Bürger zweier Welten als anziehendes Beispiel einer seltenen Art von Geisteskrankheit mit irgend einem schwierigen griechischen Namen und als jedenfalls zum königlichen Staatsdienst ungeeignet bezeichnete. So aber ließ man ihn unangefochten und schätzte ihn als einen ordentlichen, merkwürdig anspruchslosen Menschen, der zwar gesellschaftlich unbrauchbar war, aber sich auch nie über etwas beklagte. Es gab auf den Bureaux zuweilen Stunden, wo weder eine dringende Arbeit, noch die Nähe eines scharfsichtigen Chefs zu eifrigem Streben zwang. In solchen Ruhepausen beschäftigten sich die Collegen je nach Art und Neigung, einige erzählten sich 'was, andere dichteten für Vereins-Aufführungen oder spielten wohl gar Skat; Friedrich Sperling aber saß still und blickte in die Weite, nach seinem Lande Sedulien. Auf die Fragen der Collegen, was er treibe, hatte er stets nur dieselbe mit freundlichem Lächeln gegebene und mit Lachen aufgenommene Antwort: „Ich denke". Die Collegen gaben sich schließlich damit zufrieden. Einem der hohen Vorgesetzten aber, der zufällig auch davon hörte, schien ein so viel denkender diätarisch beschäftigter Secretär doch bedenklich, und daher veranlaßte er nach einigem Nachdenken, daß Friedrich Sperling in definitiver Anstellung zur Registratur versetzt wurde, wo man ihn einsam in einen Wirkungskreis bannte, der vornehmlich Ordnungssinn, Gewissenhaftigkeit und deutliche saubere Handschrift verlangte, der das Denken aber weder zu erfordern, noch zu befördern versprach. Und vielleicht war dies wiederum ein Glück für Friedrich Sperling; denn diese stille Thätigkeit erleichterte es ihm, seine Seele pünktlich nach des Dienstes immer gleich gestellter Uhr zwischen den Angelegenheiten des königlichen Staatsdienstes und des Königreiches Sedulien zu theilen, ohne daß ihm etwaige aufreizende Bemerkungen unzufriedener Collegen den Gegensatz der realen und seiner idealen Wahn- oder Traumwelt gar zu herausfordernd zeigten. Still und sorgsam erfüllte er seine Amtspflichten und wurde demgemäß anerkannt; nach der üblichen Zahl von Dienstjahren, ja sogar noch ein paar Jahre früher, empfing er den „Charakter" eines Kanzleirathes, sein Gehalt kletterte langsam und regelmäßig wie ein Faulthier in die Höhe, — bereits überstieg es die Bedürfnisse eines soliden Junggesellen, — und es gab Leute, die sich wunderten, warum der Kanzleirath Sperling als ein Mann in sicherer und pensionsberechtigter Stellung sich noch immer nicht nach einer Frau Sperling umsehe.

Daran dachte er längst nicht mehr, und in so bestimmter Form hatte er wohl kaum einmal daran zu denken gewagt. Aber es gab eine Zeit, — eine kurze Zeit, wo der damals noch sehr gering besoldete Diätar mehr als sonst durchs Fenster seines ärmlichen Zimmers schaute und von einem ihm selbst unerklärlichen Gefühl erröthete, wenn eine gewisse junge Nachbarin mit allerliebsten braunen Locken vorüberschritt. In der Armuth paßte sie ziemlich zu ihm, denn ihre Mutter war eine Beamtenwitwe mit kleiner Pension, und sie selber Verkäuferin in einem Chocoladen-Geschäft. Ungefähr ein Vierteljahr lang bewunderte und grüßte sie der Diätar Friedrich Sperling. Weiter kam er in dieser Welt nicht. In Sedulien aber war dies das merkwürdige Zeitalter, wo dort ein König Friedrich regierte, der als Schreiber verkleidet um eine schöne sittsame Verkäuferin warb und später an der Seite dieser holden Königin die menschenfreundlichsten, herrlichsten Stiftungen für arme Brautpaare begründete. Aber nach Ablauf eines Vierteljahres begann ein neues Blatt in der Geschichte des Traumlandes, ein anderer König Friedrich kam, der ehelos blieb, nur für sein Volk schuf und in seinen Mußestunden einsam, wie der Ritter Toggenburg, nach dem Fenster der Geliebten hinüberstarrte, die ihm ein grausames Geschick entrissen hatte; denn die Nachbarin vermählte sich mit einem fünfzehn Jahre älteren Fabrikanten Namens Janssen, der sich aus kleinen Anfängen sehr rührig und umsichtig hinaufarbeitete, bis er die größte Maschinenfabrik im Regierungsbezirk und die ausreichende Steuerkraft besaß, um zum Commerzienrath ernannt zu werden, — ungefähr um dieselbe Zeit, als Friedrich Sperling Kanzleirath wurde. —

Jene einzige Liebesgeschichte Friedrichs lag nun schon viele, viele Jahre hinter ihm; die einzige Tochter des Commerzienrathes war jetzt bald so alt, wie ihre Mutter damals gewesen war. Wie kam es, daß der einsame Träumer heute so oft daran denken mußte? Daß ihm ein hübsches, weiches Gesicht mit braunen, leuchtenden Augen und braunen Locken immerfort zwischen die herrlichsten Worte und Werke seines überschwemmungbesiegenden Königs von Sedulien gerieth? War es, weil die Luft so feucht und veilchenduftig war und die Vögel so munter sangen und die Straße so still wie damals, als er nach der ersten stummen Begrüßung mit der neuen Nachbarin hier seinen gewohnten Weg nach dem Bureau schritt?

Aber die Stille zerriß. Um die Wegbiegung, von der Stadt her, schnob und rasselte es pfeilschnell näher, ein wildes, feuriges Gespann mit schleifenden Zügeln. Der Kutscher kauerte machtlos, hülflos auf seinem Sitz, hinter ihm lagen in den seidenen Kissen zwei todtenblasse Gestalten, ein junges Mädchen und eine Frau, die sich verzweifelnd umschlangen und umsonst nach Hülfe ausstarrten. An den Fenstern des Regierungs-Gebäudes wurde es lebendig, Lakaien und Herren stürzten aus dem Portal, aber der Wagen war schon vorüber, dem Ufer zu, wo hinter dem niedrigen Eisengeländer der Strom im senkrecht ausgemauerten Bette rauschte . . .

In diesem Augenblick dachte und träumte der Kanzleirath Sperling nicht. Wie ein unbewußter, blitzschnell empfundener und befolgter Befehl war es, daß er sich dem Schreckniß entgegenwarf. Dann fühlte er mehrere furchtbare Stöße auf die Brust, es war ihm, als ob er vorwärts gerissen und geschleift würde, dann hielt es mit einem letzten dröhnenden Krachen still, er schlug nieder und empfand nichts mehr.

* * *

Als er die Augen wieder öffnete, sah er sich in einem großen, prächtigen Zimmer; durch die hohen Fenster schimmerte das Abendroth. Er empfand einen wunderlichen Druck auf der Brust, es wurde ihm seltsam schwer, sich zu bewegen, und nur undeutlich erkannte er die Gesichter der Herrschaften, die um sein Lager standen: sein oberster Chef, dann der Geheime Sanitätsrath, der Commerzienrath Janssen und andere vornehme Leute; er empfand es fast peinlich, daß er vor solchen Herrschaften so bequem da lag, vor denen er sonst kaum bequem zu stehen wagte.

Aber es war noch jemand da, außer den Herren und der barmherzigen Schwester, die mit einem Arznei-Glase links neben dem Lager stand. Auf seiner rechten Hand fühlte er einen weichen, zarten Druck, fühlte es warm niedertropfen; und als er mühsam das Haupt nach der anderen Seite wandte, sah er ein schönes junges Mädchen mit braunen Locken, das vor dem Bette kniete und weinend die magere Schreiberhand küßte. Das Abendroth stimmerte auf ihren Stirnlocken und umspann sie wie mit einem rothgoldenen Kronenband.

Er hörte die Stimme des jungen Regierungs-Präsidenten: „Nun, lieber Herr Kanzleirath, es macht sich ja wieder! Ich gratulire Ihnen zur Rettungs-Medaille! Werde noch heute Bericht erstatten. Sie haben sich als Held erwiesen. Werden schon bald wieder auf den Beinen sein."

Und der Geheime Sanitätsrath nickte und lächelte: „Natürlich! Jetzt nur Ruhe, mein lieber Herr Kanzleirath! Hier ist ein Tränkchen, das wird gut thun gegen die Schmerzen."

Dann winkte er den anderen, sie gingen leise hinaus, auch das junge Mädchen erhob sich, der Commerzienrath Janssen legte den Arm um sie und berührte die Hand des Kranken: „Leben Sie wohl, Herr Kanzleirath! Sie haben mir alles gerettet, ich bin Ihnen zu ewigem Dank verpflichtet!" Dann geleitete er seine Tochter hinaus.

Der Kanzleirath verschluckte gehorsam den Trank, den ihm die Pflegerin einflößte. Der Arzt gab mit gedämpfter Stimme noch einige Befehle und verließ das Gemach. Das Abendroth schwand allmählich, die Dämmerung brach herein.

Der Präsident hatte die anderen Herrschaften bis ans Portal begleitet. Als er zurückkehrte, fand er den Arzt allein im Vorzimmer.

„Nun?" fragte er leise.

Der Geheime Sanitätsrath zuckte mit den Achseln. „Nichts mehr zu machen. In einigen Stunden ist es zu Ende."

„Jammerschade," sagte der Präsident. „Ein tüchtiger Beamter. Aber den Heldenmuth hätte ihm keiner zugetraut! — Wenn ich es ihm lohnen könnte!"

Der alte Arzt sah ihn scharf an. „Auch Ihnen hat er das Liebste gerettet, nicht wahr?"

Der Präsident drückte ihm die Hand. „Auch mir," erwiderte er. „Aber bitte, noch unter uns! Unter diesen Umständen, — Sie verstehen, — der Herr Commerzienrath wird meine officielle Werbung jetzt erst in einigen Tagen erwarten, — — nach dem Begräbniß." Er blickte fast scheu nach der geschlossenen Thür, als fürchtete er, der Kranke könnte das leise Wort gehört haben.

Aber der Kanzleirath Sperling hörte nichts mehr von dieser Welt. Durch sein müdes Hirn zog ein letztes, seliges Traumbild. Der letzte greise König von Sedulien, so lange vertrieben, verbannt, war von treuen Vasallen in sein Schloß zurückgeführt worden. Sie huldigten ihm alle, alle, die Prinzessin, die er zur Erbin seines Reiches ernannt, kniete vor ihm, sie küßte seine Hand, ihr goldenes Stirnband schimmerte im Abendschein, und er hob sie väterlich liebend zu sich empor. Nun war alles gut. Er fühlte sich so glücklich und müde; zufrieden lächelnd schloß er die Augen, um hienieden nicht mehr aufzuwachen.

Nachdruck verboten.

Drei Augenblicksbilder.

Von M. Tamms.

Die Commandeuse.

Das ganze Regiment hatte sich eingefunden, ihr Lebewohl zu sagen. Da standen sie, all die Getreuen, — Herren in Czapka und Säbel, mit aufgesetzten Bärten, Augengläsern, breiten Manschetten, Ketten-Armbändern, kurzen Röcken und weiten Hosen, und Damen in ihrer keulenärmeligen, federhütigen Sommerpracht. Alle hielten sie Blumen in den Fingern. Und alle lugten sie erwartungsvoll nach ihr aus.

War das ein Durcheinander, als sie endlich kam!

Siegend durchschritt sie das Heer ihrer Sklaven. Ihre hohe, zur Fülle neigende Gestalt wiegte sich stolz in den Hüften, und der Gruß des scharfgeschnittenen Gesichts war in jedem Zoll commandeusenmäßig. Schnell noch und huldvoll hielt sie Cercle, dann pfiff der Zugführer, und sie stieg, an der Hand des überglücklichen Regiments-Adjutanten, in ihr Coupé. Ein Heer blüthenweißer Taschentücher flatterte empor, an zweihundert Waschleder-Finger flogen an die Czapkas, — langsam glitt der Zug von dannen.

Da saß sie nun in ihrem Abtheil, allein, gelangweilt. Was kümmerten sie die flachen Wiesen und öden Felder, die an ihr vorübersausten? Himmel, wie eintönig! Und dazu dufteten die Blumen so stark! Blumen, Blumen, wohin sie blickte, auf den Sitzen, in den Netzen, — die guten Leute, sie so sehr zu verwöhnen! Und zu guterletzt waren gar sie daran Schuld, wenn sie sich an ihren Liebesgrüßen eine regelrechte Migräne holte.

Sie gähnte und schloß die Augen. Schlaff und welk lag ihr einst anmuthiges Gesicht in den Coupé-Polstern. In der Ruhe der Züge traten die vielen, kleinen Fältchen um Auge und Mund unbarmherzig als Zeugen nahenden Lebenswinters auf. Aber was thut's? Sie braucht sich ihrer nicht zu schämen, hat doch die sociale Stufenleiter mit derjenigen ihrer Jahre gleichen Schritt gehalten. Ein ganzes Regiment liegt ihr zu Füßen. — — — —

Noch im Einschlummern schwebt das bekannte, stolze Lächeln um ihren Mund.

Wie lange mag sie geschlafen haben? Wahrhaftig, da draußen ist, als sie jetzt emporfährt, aus dem nebligen Morgen ein siegendsonniger Sommertag geworden! Schnell schwingt sie sich aus den Polstern. Sind das, — sind das da hinten nicht Berge? Freilich, noch hüllen sie sich in blaue Schleier und dämmern nur eben gleich einer Fata Morgana am Horizont empor. Aber Berge sind es. Und hier unten ist ja auch der Fluß. Ihr Fluß! Was die zwei Worte umfassen!

Die Commandeuse sieht mit einem Mal ganz anders drein. Wie durch Zauberei weggewischt sind die Fältchen von Lippen und Stirn. Hoch, froh, erwartungsvoll, mit gerötheten Wangen und einem weichen Lächeln steht sie am Fenster. An den langen, gebogenen Wimpern glitzert es feucht. Ein zitternder Seufzer gleitet über ihre Lippen. „Grüß Gott, Heimat!" ruft sie zwischen Lachen und Weinen. Und plötzlich rafft und reißt sie von Sitzen und Netzen, was ihr an Blumen am nächsten liegt. Die Rosen des Oberst-Lieutenants, des Adjutanten schwüle Veilchen, Rittmeisters spitzenumhülltes Wagenrad, — — eins nach dem anderen fliegen sie mit kühnem Sprung hinunter in die hüpfenden Wellen. „Grüß Gott, Heimat!" Sie jubelt es ordentlich in den Sonnenschein hinaus. Jugendlich ist sie geworden, zum Verwundern jugendlich.

„Ratter, ratter" geht der Zug.

Allmählich treten die Berge aus ihrem Incognito hervor. Schimmernde Dächer, gezackte Giebel, spitze Thürme und verwitterte Thore drängen sich ihnen zu Füßen. Zwischendurch, immer eiliger, immer klarer und geschwätziger, murmelt der Fluß. Mit seinem hellsten Begrüßungspfiff stampft der Zug in den Bahnhof.

Ein wohlgenährter Gepäckträger, anscheinend durch Nichtsthun fett geworden, räkelt sich an der Säule. Ein frackschößiger Piccolo läßt sein „Warme Würstchen" durch die Lüfte gellen. Der rothbemützte Stations-Chef steht breitbeinig in der Halle. Hinter den nickenden Büschen des Bahngärtleins halten zwei fliegenumsummte Schimmel vor einem gelben Postwagen.

Kein Heer sporenklirrender Halbgötter! Keine weißgewaschene Ehren-Jungfrauenschar!

Aber die Regiments-Commandeuse, die noch immer am Fenster lehnt, vermißt sie nicht. Sie sieht sich fast die Augen blind nach jenem alten Paar, das dort auf dem Perron steht. Wie ein Kind, dem der Märchenglanz des Weihnachtsbaumes die Blicke blendet, hat sie ihre Hände gefaltet. Ueber die Wangen laufen zwei stille Thränen. Und die zerwehten Haare umflattern ein seliges Gesicht.

Jung ist sie, — ganz kinderjung!

Die beiden alten Leute auf dem Perron sind währenddessen vorgetreten. Die behäbige Gestalt des Mannes reckt sich. Der Matrone blanke Vogelaugen prüfen Wagen nach Wagen. „Kind!“ ruft sie, „Herzenskind!!“

Da, — dort, — — die Commandeuse winkt und nickt aus dem Fenster. Aufjubeln die beiden Alten. So schnell die schwerfälligen Glieder wollen, streben sie vorwärts, Mütterchen mit den Händen aufgeregt die Luft durchfuchtelnd, Vater sich das Sacktuch aus der Tasche zupfend, weil die alten Augen zu beschlagen drohen. Und jauchzend fliegt die Tochter in die Arme ihrer Eltern. Ach Gott, die Wonne! Das Kind, das Kind ist wieder da!

* * *

Ja, lieben Leute, so geht's. Es giebt einen Jungbrunnen, durch dessen Bad selbst eine allerhöchstmögende Frau Regiments-Commandeuse sich willig wieder zum Kinde wandeln läßt. Und jeder von Euch kennt ihn. Heimat! heißt er. Wehe demjenigen, für den seine Wasser nicht mehr rauschen!

Programmelchen.

Sie ist nicht gut retouchirt, diese Photographie, aber ähnlich ist sie doch und von so großem Werth für mich, daß ich mich um keinen Preis von ihr trennen möchte.

Man denke sich einen langen, breiten, speisenbesetzten Tisch, so recht ein Muster-Büffet, wie man's in unserer Gegend als Oase in der Wüste langathmiger Tanzfeste bisweilen noch findet. Ein richtiges, kleines Verpflegungs-Fort. An den vier Ecken als Wachtthürme stehen die Pasteten; Remouladen- und Frucht-Saucen schlängeln sich durch wahre Wälle von süßen und sauren Speisen, und in der Mitte ist ein Waffen-Arsenal an Messern, Gabeln und Löffeln aufgespeichert, mittelst dessen man den Sturm getrost wagen kann.

Da war's, an einem solchem Büffet, daß ich mir als heimlicher Amateur-Photograph sein Bild einfing. Er stand da, vornübergeneigt, sodaß der Kronleuchter die Elfenbeinplatte seines durch die Haare gewachsenen Hauptes mit einer Licht-Aureole übergoß, und suchte über die Kneifergläser hinweg mit fröhlich zwinkernden Augen eine zur Attaque geeignete Stelle. Bald nickte er den Speisen, bald mir zu, als ich mit vollem Teller an ihm vorüberschritt, rieb sich die Hände und schmunzelte: „Ich mache mir erst mein Programmelchen!“

Sein Programmelchen! Er ahnte nicht, der gute, treue Mensch, daß er mit jenem Wort unbewußt eine Ueberschrift über sein ganzes Leben setzte. Nicht nur das essende und trinkende, — ach du lieber Gott! die Natur hat es weise eingerichtet, daß sie ihn klein geschaffen hat, dieweil die Decke, nach der er sich strecken muß, nicht gerade allzulang bemessen ist, — nein, sein Leben, wie es lacht und weint, Freundschaft hält, Ideale hegt, Glauben bewahrt und die reinste Kinderseele von der Welt im Busen trägt! Fürwahr, sein ganzes Dasein ist ein Programmelchen voll Liebe und Treue, das er in strenger Rechtschaffenheit aufgestellt und in unzerstörbarem Idealismus gehalten hat!

Ich glaube wohl, daß der große Herzenskundiger ihn dereinst als seinen getreuen Knecht zur Freude eingehen lassen wird. O, und ich sehe ihn schon im Geist, den guten, lieben Freund, wie er dann vor all den köstlichen Paradiesesfreuden stehen wird, — vornübergeneigt, sodaß die Milliarden großer und kleiner Sterne die Elfenbeinplatte seines Hauptes bestrahlen; wie er, über die Augengläser hinweg, mit staunenden Blicken die Himmelsgenüsse überschauen, sich schmunzelnd die Hände reiben und den Pförtner bitten wird: „Hab' noch ein Weilchen Geduld, lieber Petrus, — ich mache mir erst schnell noch mein Programmelchen!“

Das gelbe Kleid.

Sie war die Güte selbst gegen mich, und bald, nachdem wir uns kennen lernten, schoß die Freundschaft zwischen uns in Wurzel, — mit dem Frühling draußen um die Wette. O, das waren Maientage! In thauiger Morgenstunde durchstreiften wir Zwei die Wälder. Noch sehe ich uns wandern: sie trug das liebe gelbe Kleid mit der Piqué-Weste, das ihre schönen Glieder so schmiegsam umschloß. Das kluge Gesicht überschattete der Jägerhut, und zwischen die nach hinten gezwängten Ellbogen schob sie als Rückenstütze den festen Schirm. So, federnd und elastisch, eine Königin im einfachen Gewand, schritt sie neben mir über den Waldteppich — — stundenlang. Wo Schatten lockte, folgten wir der Ladung. Den Schoß voll schnellgerupfter Erdbeeren, die wir wohlig verschmausten, den Kopf voll rastlos quellender Gedanken, so genossen wir Natur und uns. Oder wir sammelten hinten am Teich, wo, schläfrig zusammengeringelt, im feuchten Moos die Kreuzotter sich sonnte, die ersten blassen Himmelsschlüssel und schmückten damit Gürtel und Hut.

Oft aber vergaßen wir alles, — blaue Luft, Tannengrün, Vogelsang und Erdbeerduft, — über unserem Gespräch. Was giebt es, das wir in jenen Morgen-Feierstunden nicht miteinander tauschten? Die unlöslichsten Ewigkeitsfragen pflückten wir vom Himmel und knackten uns daran fast die Zähne aus. Wir kletterten an unseren eigenen Gedanken so stolz in die Höhe, daß wir schließlich wie aus der Vogel-Perspective auf das Ameisengekribbel der menschlichen Leidenschaften herabschauten. Und dann wieder kroch unser grübelnder Geist in die Schlünde der Erde und in die Nebel fernster, altersgrauer Vergangenheit hinab, — bis wir schließlich, erschöpft und hungrig, an der kleinen Waldschänke Rast machten, und uns das übliche Schinkenbrod zur Brücke wurde, auf der wir fein säuberlich wieder zur Alltäglichkeit hinüberspazierten.

Ja, — das waren Maientage!

Allmählich aber, als der Sommer vorrückte und der Herbst herbeikam, begannen die zarten Triebe ihrer Freundschaft zu kränkeln. Es ging ihnen, wie Kindern, die zu schnell gewachsen sind: Saft und Kraft versagten. Ich konnte ihr nichts Neues mehr bieten. Sie hatte mich ausgelesen, die schöne Frau, und schlug nun das Buch zu, eilig nach neuer Lectüre greifend.

Mit einer anderen schritt sie durch die Wälder. Ich war vergessen. Plaudernd und lachend streifte sie an meinem Hause vorüber; und durch mein Fenster blickte ich ihr nach.

Sie trug dasselbe gelbe Kleid mit der hellen Weste; denselben Schleier; dieselben Handschuhe.

Und ich dachte bei mir: Wie haltbar doch solche Stoffe sind! Sie überdauern eine ganze Freundschaft und zwei junge, gesunde Augen dazu: — denn die meinen hatte ich mir fast aus dem Kopfe geweint.

Nachdruck verboten.

Schönheitsmittel früherer Jahrhunderte.

Von A. Oskar Klaußmann in Charlottenburg.

Es ist unsern Leserinnen gewiß bekannt, daß schon die ältesten Geschichtschreiber uns davon Nachricht geben, daß die Frauen Schönheitsmittel verwendeten, welche ebenso wie die heutigen Mittel dieser Art den Zweck hatten, die Schönheit des Körpers zu erhalten und zu fördern. Waschwasser und Salben für die Haut, Puder, Haarfärbe-Mittel, Zahnpulver, Pasten und allerlei andere Ingredienzien gab es schon im Alterthum, ja man kann sogar in der Anwendung dieser Schönheitsmittel eine gewisse Mode feststellen, auch läßt sich nachweisen, daß es gewissermaßen „Hochfluthen“ gegeben hat. Es gab Perioden in der Geschichte, wo die Frauen aller Stände eines Landes sich verpflichtet glaubten, Schönheitsmittel anwenden zu müssen, und wiederum kamen Zeiten, in denen die Schönheitsmittel sehr wenig Beachtung bei den Frauen fanden. Eine Hochfluth läßt sich in der letzten Zeit des römischen Kaiserreichs nachweisen, wo die römischen Frauen aller Stände die unsinnigsten und kostbarsten Schönheitsmittel anwendeten, wo eine römische Kaiserin auf Reisen fünfhundert Eselinnen mit sich führte, um in der Milch der Thiere alltäglich ein Bad zu nehmen, das ihre Schönheit erhalten sollte.

Eine ähnliche Hochfluth finden wir in dem Zeitalter Ludwigs XIV. und der darauf folgenden Epoche, nicht nur in Frankreich, sondern in all den Ländern, für welche die Sitten und Gebräuche des Hofes Ludwigs XIV. bewundernswürdige und nachahmenswerthe Beispiele waren. Aus einer Zeit vor dieser letzten Epoche, aus dem 15. und 16. Jahrhundert, möchten wir den Lesern und Leserinnen einige Schönheitsmittel mittheilen, die außerordentlich harmlos und nach heutigen Begriffen lächerlich sind: aber wir sollten uns wohl hüten, über diese unschuldigen Mittel zu lachen, denn unsere heutigen Schönheitsmittel sind noch lächerlicher, als die aus dem 15. und 16. Jahrhundert, sie sind meist gefährlich. Fast sämmtliche Schönheitsmittel, mit geringen Ausnahmen, besonders die französischen Fabrikate von „Schönheitswassern“, enthalten Gifte, Blei, Antimon u. s. w., und schaden dem Körper so außerordentlich, daß der Nutzen, den sie der Haut bringen, dazu in gar keinem Verhältniß steht.

Diese Schönheitsmittel des 15. und 16. Jahrhunderts verbreiteten sich meist durch die Tradition, da das Schreiben damals noch wenig beliebt war, am allerwenigsten aber von den Damen betrieben wurde. Von der Großmutter auf die Mutter und auf die Tochter vererbten sich durch Erzählung die Recepte für die Schönheitsmittel; Apotheker, Aerzte und kluge Frauen kannten dergleichen, und sie ließen es sich angelegen sein, ihre Geheimnisse anzupreisen und theuer zu verkaufen. Hin und wieder findet man aber doch Recept-Bücher, in denen die Ingredienzien ausführlich angegeben werden, aus denen sich die Schönheitsmittel zusammensetzten. So ist vor nunmehr zwei Jahren in Venedig ein Manuscript aufgefunden worden, welches nicht nur für die Geschichte und die Entwicklung der Schönheitsmittel, sondern auch für die Kunstgeschichte einen bedeutenden Werth hat. Dieses Buch, von einer Gräfin Mani verfaßt und „ricettario“, d. h. Recept-Buch, benannt, giebt vor allem Kunde über die Mittel für das Haarfärben.

Auf den alten Gemälden findet man nämlich die brünetten und schwarzhaarigen Römerinnen und Venezianerinnen mit goldblondem und röthlichem Haar, und die Forscher der Kunstgeschichte waren schon längst der Ansicht, daß diese Haarfarbe nicht eine natürliche, sondern eine künstlich hergestellte sei. Die Bestätigung dieser Ansicht findet sich in dem angedeuteten Buche. Man erfährt aus demselben, daß die Frauen im 15. und 16. Jahrhundert ihr Haar mit allerlei Tincturen, mit Seifen, Oelen und Wassern einrieben, sich dann mit unbedecktem Kopf und aufgelöstem Haar stundenlang dem glühendsten Sonnenbrand aussetzten und dadurch ein Bleichen ihres Haares, eine Umwandlung der schwarzen Farbe in eine goldblonde oder röthliche erzielten.

Sebastian Brant, der Verfasser des „Narrenschiff“, muß diese Sitte der Haarfärberei gekannt haben, und nach ihm müssen auch die Männer diese Haarfärbe-Mittel in Anwendung gebracht haben, denn in seinem Buche sagt er wörtlich in dem Kapitel „von den neuen Moden“:

„Jetzt lernen Männer Weiberart
Und schmieren sich mit Affenschmalz;
Mit Schwefel und Harz pufft man die Haar'
Und schlägt darein dann Eierklar,
Daß es im Schüsselkorb werd' kraus.
Der hängt den Kopf zum Fenster 'raus,
Der bleicht das Haar mit Sonn' und Feu'r.“

Das zu den vorstehenden Versen vorhandene Original-Bild trägt die Jahreszahl 1494. Auch in Deutschland pflegte man also damals, ebenso wie in Rom und Venedig, das Haar zu färben, und deutsche Recepte belehren uns auch über die Art und Weise, in der man diese Umfärbung der Haare herbeiführte.

In einem alten Recept-Buch nämlich, auf das sich die folgenden Zeilen immer wieder beziehen werden, wird als Mittel zum Haarbleichen angegeben: man solle das Haar täglich einmal mit grüner holländischer Seife bestreichen und es dann der Sonnengluth aussetzen. Ist die Seife eingetrocknet, so soll man die Haare mit Buttermilch wieder anfeuchten und hierauf trocknen lassen. Durch öftere Wiederholung dieses Mittels würde man eine hellere Haarfarbe erzielen. Vor der Pottasche wird gewarnt, da die Haare davon brüchig werden.

Nebenbei mag erwähnt werden, daß auch schon zur römischen Kaiserzeit sich die römischen Frauen durch künstliche Mittel ihr dunkles Haar in das goldblonde der germanischen Frauen umwandelten, welche Farbe damals gerade in Mode war.

Die Schönheitsmittel, die seit Jahrhunderten und auch in der von uns angedeuteten Zeit zur Anwendung kamen und sich auf die Pflege der Haare bezogen, hatten sonst meist zwei verschiedene, ja entgegengesetzte Aufgaben zu erfüllen: das eine Mal das Wachsthum der Haare zu fördern, das andere Mal Haare zu entfernen, die sich an Stellen zeigten, wo sie nach den Begriffen von Schönheit nicht wachsen durften.

Um Haare fortzubringen, pflegte man dieselben Mittel anzuwenden, die man heute unter dem Namen „Depilatorien“ kennt, vor allem den Kalk, und unser Recept-Buch empfiehlt, „lebendigen Kalk“ zu seinem Pulver zu verreiben und mit einer scharfen Lauge eine Salbe daraus herzustellen; damit sollen die Haare weggetrieben werden. Es wird aber ausdrücklich erklärt, daß die Haare wieder wachsen, das Mittel daher wiederholt angewendet werden müsse.

Außer diesem Mittel wird empfohlen, Schöllkrautsaft mit Baumöl zu vermischen und damit den Ort zu bestreichen, auf dem die Haare verschwinden sollen. Beim Lesen des nächstfolgenden Receptes zur Entfernung von Haaren bitten wir aber die Leserin, nicht zu lachen; es lautet: „Nimm fünf Fledermäuse, brenne sie zu Pulver, das stoße zusammen mit Ameisen, so viel deren dazu genug sind, daß es eine Salbe werde; dann schmiere den Ort, auf dem die Haare stehen, und es werden keine Haare dableiben.“

Auch durch Pflaster, die man auf die behaarten Stellen legte, entfernte man die Haare, und ein Recept empfiehlt, dazu Tannenharz, Terpentin und gelbes Wachs zu nehmen, dasselbe in einem Tiegel zergehen zu lassen und die Nacht über ein Pflaster von dieser Masse aufzulegen, nachdem man die betreffende Stelle zuvor sorgfältig mit warmem Wasser abgewaschen hat.

Um im Gegentheil Haare wachsen zu lassen, nehme man Zwiebelsaft (Zwiebelsaft wird auch heute noch zur Förderung des Haarwuchses angewendet), mische ihn mit frischem weißen Honig, bade dann den Kopf in warmem Wasser und bestreiche die Haut mit dieser Salbe. Man nahm auch Blätter von Nußbäumen, Samen von „Sevenbaum“ und das Kräutlein Frauenhaar, kochte es zusammen mit Regenwasser in einem neuen Topf bis zur Hälfte ein, netzte die Spitzen der Haare damit und steckte sie unter die Schlafmütze.

Schon im Hohen Liede Salomons preist der Geliebte an der Braut den köstlichen Duft ihres Haares. Auch im 15. und 16. Jahrhundert wendete man wohlriechende Pulver an, um dem Haar einen angenehmen Duft zu geben. Ein solches Pulver wurde hergestellt aus Bisam, Gewürznägelein, Lavendel, Zibet und grauer Ambra. Dieses Pulver wurde direct in die Haare gestreut, oder man füllte es in kleine Säckchen von dünnstem Schafleder, befestigte diese Säckchen bei Nacht unter der Nachtmütze so, daß sie dem Haar auflagen und es parfümirten.

Ein anderes wohlriechendes Pulver fertigte man aus Moos an, das auf Eichen wuchs. Man that dasselbe in einen leinenen Sack und ließ es einen ganzen Tag im Wasser weichen; dann trat man es mit Füßen, wusch es in reinem Wasser und ließ es zwei, drei Tage trocknen; nun wurde es wieder getreten und gestoßen, dann wieder getrocknet und endlich mit Rosenwasser angefeuchtet und zu Pulver zerrieben. Das Rosenwasser machte wohl bei dem Mittel hier die Hauptsache, und das Eichenmoos war gewissermaßen nur der Träger des Wohlgeruchs.

Wie heute, pflegte man in jener Zeit auch die Schönheit des Auges. Rothe Augen galten für einen entschiedenen Schönheitsfehler, und um das Auge glänzend und klar zu machen, griff man zu den sonderbarsten Mitteln. Ein sehr einfaches Verfahren, das aber wahrscheinlich wenig half, war das, eine Schlange zu fangen, ihr die Haut abzustreifen und diese zu verbrennen. Wenn man den Rauch davon in die Augen ziehen ließ, wurden diese angeblich nicht nur gegen alle Gebrechen gefeit, sondern auch besonders schön und glänzend.

Ein nicht ungefährliches Mittel war: Fein gestoßenen Vitriol, mit Zucker und gepulverter florentinischer Violenwurz vermischt in weichem Brunnenwasser aufgelöst; hiervon wurde des Abends, vor dem Schlafengehen, in jeden Augenwinkel ein Tropfen geträufelt.

Man nahm auch das Dotter von einem gekochten Ei, preßte es durch ein leinenes Säckchen in ein Glas und goß Regenwasser hinzu. Dazu that man Bleizucker und ließ ebenfalls davon jeden Abend einen Tropfen in das Auge fallen. Wichtig war allerdings bei der Herstellung dieses Schönheitsmittels, daß das Säckchen mit einem rothen Faden zugebunden wurde! Natürlich handelte es sich bei diesem rothen Faden um die geheimnißvolle Kraft, die man der rothen Farbe, als der hellsten und auffälligsten, in jener Zeit zusprach.

Das Schminken ist seit dem Uranfang aller Kulturzeiten Brauch gewesen. Die Aegypter bereits schminkten sich, und arabische Aerzte und Chemiker erfanden ganz besondere, neue Zusammensetzungen, um das Gesicht schön roth oder weiß anzumalen.

Geben wir aus unserem Schatzkästlein ein Recept an, um rothe Schminke zu bereiten, wie sie im 16. Jahrhundert üblich war! Dasselbe muß allerdings aus der Zeit nach der Entdeckung Amerika's stammen, weil rothes Farbholz einen Hauptbestandtheil bildete. Man überschüttete das Holz mit starkem, destillirtem Weinessig, fügte dazu Wasser, pulverisirten Alaun und Fischleim und mischte es in einer Flasche. Mit dieser Schminke bemalte man mittelst eines Pinsels die Backen und Lippen und verrieb mit einem Finger die Farbe, um die richtige Tönung herzustellen. Man machte auch Schminkläppchen, indem man gereinigte Leinenläppchen sechs Tage in dieser Mischung liegen ließ.

Man färbte Wangen und Lippen anscheinend mit ein und demselben Färbe-Material, machte jedoch auch eine Art Lippen-Pomade aus Nußöl, in welchem man rothes Wachs zergehen ließ.

Um die Haut zu verschönen, und um das herbeizuführen, was man heute einen „guten und reinen Teint“ nennt, suchte man noch nach anderen Mitteln. Man bereitete allerlei „Wasser“, die bewirken sollten, die Haut rein, straff gespannt, glatt, glänzend und ohne Runzeln zu erhalten.

So mischte man im 16. Jahrhundert ein venetianisches Wasser für das Gesicht nach folgendem Recept: Man nehme im Maimonat von einer schwarzen Kuh eine gewisse Quantität Milch, thue in diese acht zerstoßene und in Stücke zerschnittene Citronen und vier Pomeranzen, außerdem etwas Honig, lasse alles in einem Bade von heißem Sande destilliren und gebrauche dieses Wasser zum Waschen.

Man kannte auch schon die kosmetischen Wirkungen der Kleie, die man heute noch mit Vorliebe anwendet. Im 16. Jahrhundert that man Roggenkleie in Weinessig, fügte dazu einige Eidotter und destillirte die Flüssigkeit auf warmem Wege. Das so erhaltene Wasser füllte man in Flaschen, verstopfte

diese wohl und setzte die Flaschen noch acht bis zehn Tage der Sonne aus.

Ein anderes Schönheitswasser sollte nicht nur das Gesicht schön erhalten, sondern auch die Runzeln daraus vertreiben; das Recept ist so originell, daß wir es wörtlich, — allerdings in Hochdeutsch und nicht in der schwerfälligen Sprache der damaligen Zeit, — wiedergeben wollen, zumal es ein Beweis dafür ist, daß auch damals schon die Frauen keine Mühe scheuten, wenn es galt, Schönheitsmittel herzustellen.

Das Recept lautet: „Nimm fließendes Wasser, welches stark geschlagen ist, am besten also solches Wasser, welches durch ein Mühlenrad gegangen ist. Dieses thut man in ein Gefäß und schüttelt es einige Stunden. Dann seiht man es durch ein reines Tuch, füllt es in einen neuen Topf, wirft in diesen eine Handvoll Gerste, die vorher gereinigt und gewaschen worden ist, und läßt dann das Wasser mit der Gerste so lange kochen, bis die Körner zu keimen beginnen. Dann wird das Wasser abermals durch ein leinenes Tuch geseiht und in eine Flasche gefüllt, sodaß dieselbe dreiviertel voll ist. In jede Flasche kommen drei Tropfen weißen Balsam, dann aber muß die Flasche zehn bis zwölf Stunden ohne Aufhören geschüttelt werden, bis sich der Balsam ganz mit dem Wasser vereinigt hat. Wäscht man sich mit diesem Schönheitswasser, so gehen sogar die Runzeln nach einiger Zeit hinweg, man muß es aber täglich mindestens einmal ausführen.

Wir können hier selbstverständlich nicht annähernd ein Bild angeben, was alles zusammengerührt wurde, um die Gesichtshaut zu verschönern; man brauchte bunt durcheinander Schwefel, Weihrauch, Myrrhen, Petersilien-Samen, Pfirsichkörner, Rosmarin-Blüthen, Alaun, Weinstein, Citronen, Mandel-Blüthen, Weißwein, Wasser von Maiblumen, Erdbeerkraut, Weinhefe, Terpentin, Lilienblätter u. s. w. u. s. w.

Sommersprossen waren stets ein unangenehmer Schönheitsfehler, und bis heute ist es bekanntlich nicht gelungen, ein unfehlbares Mittel gegen diese unangenehmen Feinde eines zarten und reinen Teints aufzufinden. Vor einigen Jahrhunderten wendete man gegen Sommersprossen Bleiweiß, mit Eiern vermischt, als Pasta an, womit man das Gesicht wahrscheinlich nur bei Nacht einrieb.

Ein anderes Mittel bestand aus Schwefelblüthe, Brombeersaft, Weingeist und Eisenfeil-Spänen, welche zusammengethan und destillirt wurden. Mit diesem Wasser mußte man die Flecke am Morgen und Abend bestreichen; aber — verschwunden sind sie nicht!

Man nahm auch Citronensaft, Weingeist, Essig, pulverisirten Alaun und Rindsgalle, destillirte die Flüssigkeit und bestrich mit der daraus gewonnenen Tinktur die Sommersprossen. Der Effekt war derselbe wie bei dem vorhergenannten Mittel.

Gegen die sogenannten „Finnen" im Gesicht wendete man ein Mittel an, das jedenfalls sehr gefährlich war. Es bestand nämlich aus Vitriol, Grünspan und Alaun, welche in Branntwein aufgelöst wurden. Das Gesicht sollte morgens und abends damit gewaschen werden.

Neben der Haut des Gesichts pflegte man auch die Hände, da schon vor Jahrhunderten kleine und weiße Hände für eine besondere Schönheit galten. Zwei Recepte, welche Schönheitsmittel zur Erzeugung weißer und zarter Hände angeben, seien im folgenden gegeben:

Man nahm Aepfel, schälte sie, zerstieß sie in einem Steinmörser, besprengte sie mit Rosenwasser und Weißwein, rührte zerkrümeltes Weißbrod und zerstoßene geschälte und in Wein zerriebene Mandeln darunter, dazu fügte man ein wenig weiße Seife und kochte so eine Art Pasta, die man wohl als Waschseife für die Hände verwendete.

Ein noch kostbareres Mittel für die Hände bestand in zwei Pfund süßen Mandeln, die in einem marmornen Mörser gestoßen wurden. Man weichte sie dann in Ziegen- oder Kuhmilch, füllte sie in einen grobleinenen Sack und preßte sie unter einer Presse aus. Die ausgepreßte Flüssigkeit wurde in einem Kessel über Kohlenfeuer mit Borax, Walrath und Alaun unter beständigem Umrühren verkocht, dann wurden Krusten von weißem Brod hinzugefügt. Nach fünf- bis sechsstündigem Kochen entstand eine zusammenhängende „Masse", welche man zur Pflege der Hände als ein ganz „fürtreffliches" Mittel verwendete.

Weiße Zähne galten selbstverständlich immer für etwas besonders Schönes, und man darf sich daher nicht wundern, daß unter den Schönheitsmitteln der früheren Jahrhunderte Latwergen, Pasten und Pulver zum Reinigen der Zähne sich befinden. Hier folgen drei Recepte, aus denen wir gleichzeitig erfahren, in welcher Art und Weise man damals die Zähne pflegte:

Man nahm, erstens, Rosenwasser, Rosen-Syrup, weißen Honig und Wegebreit-Wasser zusammen, von jedem ein Loth, dazu vier Unzen Vitriol-Spiritus, mischte alles zusammen, goß von der Flüssigkeit auf ein Tuch und rieb die Zähne damit. Dann wurden Mund und Zähne noch gespült mit Wasser, das man aus Rosen oder aus Wegebreit gezogen hatte.

Das zweite Mittel lautet: Nimm Salbei, rothe Rosenblätter, von jedem so viel, als man zweimal mit den ersten drei Fingern erfassen kann, dazu eine Unze Viola-Wurzel, ein Quentin Rosenholz, zwei Quentin Mastix, ein Quentin Zimmetrinde, sechs Quentin Bimsstein, ein Loth pulverisirten rothen Sandel, sechs Quentin rothe Korallen, mache alles zu Pulver und daraus eine dünne Latwerge.

Das dritte Recept lehrt die Zubereitung einer Masse, die sich kneten ließ, und die man auf die Zähne auflegte, um diese weiß und gleichzeitig den Mund wohlriechend zu machen. Die sonderbarsten Ingredienzien verwendete man zu dieser Pasta: rothe Korallen, Dattelsteine, Perlen, durchgesiebten gelben Sandel, durchgesiebten Kalmus, Viol-Wurzel, für einen Schilling weißes Brod, das man trocknete, zerrieb und durchsiebte. Diese Masse übergoß man mit zwei Gläsern Rosenwassers, fügte noch einen in ganz kleine Stücke gehackten Apfel, sowie als Bindemittel Traganth, der in Rosenwasser aufgelöst war, hinzu und knetete alles zu einer Masse, die man beliebig verwenden konnte.

Da man unsere heutigen Zahnbürsten damals noch nicht kannte, rieb man die Zähne mit Tüchern oder mit geschnitzten Stäbchen von weißem Holz. Man machte auch Stenglein, d. h. Stäbchen aus allerlei Ingredienzien und rieb mit diesen die Zähne. (Die Reinigung der Zähne durch das Reiben mit Holzstäbchen findet man noch heute bei den Negern, insbesondere in Ostafrika.)

Wir schließen unsere flüchtige Uebersicht mit einem Gesetz, welches von dem englischen Parlament im Jahre 1779 auf Antrag der Regierung erlassen wurde. Die Anwendung von Schönheitsmitteln und Toiletten-Kunst hatten nach dem Vorgange Frankreichs nicht nur in Deutschland und England einen Umfang angenommen, der zu den schlimmsten Befürchtungen Anlaß gab und die englische Regierung bewog, ein kräftiges Machtwort zu sprechen:

„Alle Weibsleute, ohne Unterschied des Alters, Ranges oder Standes, gleichviel ob Jungfrauen oder Witwen, welche nach dem Erlaß dieser Akte irgend einen der männlichen Unterthanen Seiner Majestät in verrätherischer oder betrügerischer Weise durch Schminken, Salben, Schönheitswasser, künstliche Zähne, falsche Haare, spanische Woll-Corsets, Reifröcke, Hackenschuhe und gepolsterte Hüften zur Eingehung einer Heirath verlocken, machen sich der Strafe schuldig, die das Gesetz über das Vorgehen der Zauberei verhängt hat, und eine solche Heirath soll nach Ueberführung eines solchen Frauenzimmers für null und nichtig erklärt werden."

Wir möchten nicht unterlassen, noch zu wiederholen, daß sämmtliche der in unserm Aufsatze genannten Mittel in der That nur sehr wenig werth, manche aber geradezu gesundheitsgefährlich waren.

Nachdruck verboten.

Uebelgelaunt.

Nach dem Gemälde von H. Kaulbach. Siehe Seite 145.

Er ist ein braver Junge, der Beppo, kreuzbrav. Daß er manchmal einen dummen Streich machte, versteht sich von selbst, denn wozu wäre er sonst ein Junge; wurde er dabei aber von seinem Vater abgefaßt, dann gab's eine Strafpredigt oder auch wohl einen fühlbaren Denkzettel, — je nach der Schwere des Verbrechens. War sein Rücken in Mitleidenschaft gezogen, flüchtete Beppo zu seiner Mutter, nicht um sich Trost zu holen, denn sie war eine verständige Frau, die ihren Einzigen nicht verzog. Sie hielt ihm vielmehr noch eine eindringliche Strafpredigt, aber die war so milde und so sanft, ihre Worte klangen so melodisch, daß es Beppo scheinen wollte, als wär's der beste Balsam für seine schmerzende Kehrseite.

Beppo's Mutter war eine Italienerin. Ein Maler hatte sie und ihren alten Vater vor Jahren veranlaßt, mit nach München zu kommen, um ihm Modell zu stehen; sie war damals noch ein Kind. Und als sie heranwuchs und ihre südländische Schönheit sich herrlich entfaltete, wurde sie auch von den anderen Münchner Malern bestürmt, ihnen Modell zu stehen, ja sie kam geradezu in Mode und verdiente viel Geld. Aber auch Xaver hatte ihre Schönheit bemerkt, und der spielte den sämmtlichen Malern einen argen Streich; er ging mit der schönen Italienerin zum Pfarrer, der aus ihnen ein Paar machte, und dann zogen sie in die Berge, um das kleine Gasthaus von Xavers Vater zu übernehmen. In der ersten Zeit hatten sie Ruhe, als sie aber erst entdeckt waren, kamen die Maler zu Dutzenden gezogen, um die schöne Wirthin zu zeichnen. Xaver war zwar über das Aufblühen des Geschäfts sehr vergnügt, wollte jedoch von dem Abkonterfeien nichts wissen, — vielleicht war er ein wenig eifersüchtig, — er bedeutete den Malern, die Fazen zu lassen, denn eine Wirthin habe mehr zu thun, als sich stundenlang hinzusetzen und sich begaffen zu lassen. Er konnte indessen nicht hindern, daß die Musensöhne, wenn sie zu Mittag aßen oder ein Glas Bier tranken, ihr Skizzenbuch stets vor sich liegen hatten und darin krizzelten, sobald sich irgend eine Gelegenheit bot; — was wollte er machen? Da kam ihm der Beppo zu Hülfe. Beppo konnte noch nicht laufen, er lag vor dem Hause im Sande und ließ sich von der Sonne bescheinen, und sein Gesicht, seine Beinchen und seine Händchen waren so staubig, als wäre er wochenlang nicht gewaschen worden. Das machte dem kleinen Schelm aber gerade Spaß, er wühlte umsomehr im Sande herum, und seine schwarzen Augen glänzten vor Vergnügen. So hatte ihn ein Maler gezeichnet, und seitdem war die Aufmerksamkeit auf Beppo hingelenkt worden. Beppo war inzwischen acht Jahre alt und ein kräftiger Junge geworden. Viele Maler kamen nur seinetwegen ins kleine Gasthaus, um ihn zu malen, heute sogar der Meister Kaulbach aus München, dem der Beppo besonders gut gefiel. Beppo war ganz stolz und hatte schon sein italienisches „Gwand'l" angelegt und den alten Filz aufgesetzt, der kaum einem Hute mehr ähnlich sah, — aber so wollten's die Maler. Vergnügt präsentierte er sich der Mutter, indem er sich breitbeinig, die Hände in den Seiten, vor ihr hinstellte, — ein richtiger kleiner Italiano. „Gelt, Beppino mio," sagte die Mutter, „gehst noch und holst mir ein Brod, es ist keins mehr im Haus; die Magd hat in der Küche zu schaffen, — gelt, Beppinetto, sei brav und hol's!" Der aber mochte nicht. „Wenn ich mich zeig' in meinem zerrissenen Anzug, Mutterle, lachen mich die Jungen aus und hänseln mich, — und wenn ihrer viele sind, kann ich's doch nicht riskiren, mit ihnen zu raufen?"

Da streichelte die Mutter ihm die Wangen und sah ihn mit ihren lieben Augen an: „Geh, Beppinettino mio, geh und hol's! Du darfst aber nicht raufen, weißt doch, daß der Vater sonst zankt!"

Und Beppo ging.

Als er mit dem Brod im Arm zurückkam, hatten ihn aber doch einige Nachbarskinder gesehen, eilig liefen sie hinter ihm her und schrien das Beppo so verhaßte: „Nettel, Netti, Nettel, — Italiano, Betti, Bettel!" Beppo kribbelte es in den Fingern. Wie gern hätte er sein Brod auf die Erde gelegt und sich auf seine Gegner gestürzt, aber sein Mütterchen hatt's ihm ja ausdrücklich verboten, da durfte er's nicht. Er nahm also das Hasenpanier und lief heim. Die ganze Schar folgte ihm schreiend und johlend. Kurz vor seinem Hause hatte ihn einer der größten Jungen eingeholt und suchte ihm seinen Mantel herunterzuzerren. Da drehte sich Beppo unwillig um und blitzte den Uebermüthigen mit funkelnden Augen an, dann stellte er sich ruhig hin und sah mit Verachtung auf die Widersacher nieder. „Wartet nur, wenn ich erst abgemalt bin und meine anderen Kleider wieder angelegt habe, — dann — —!" Und mit Würde verschwand er in der Küchenthür, hinter welchem seine Mutter stand und die Scene beobachtete.

Ja ja, der Beppo ist ein braver Junge. H.

Nachdruck verboten.

Schloß Tirol.

Nach dem Gemälde von N. J. Helm in München. Siehe Seite 148.

Unter den zahlreichen alterthümlichen Burgen und Ruinen, welche von den Bergzinnen auf das Städtchen Meran hinabschauen, zeichnet sich besonders das auf dem Küchelberge gelegene Schloß Tirol, das Castra Toriola der Römer, aus. Es ist nicht nur sehr malerisch gelegen, sondern auch mit der Geschichte des Landes aufs innigste verknüpft, nennt man es doch die Stammburg, von der Tirol seinen Namen erhalten hat.

Das Land Tirol wurde anfangs von keltischen und gallischen Stämmen bewohnt, von denen die Rhätier der bekannteste sind. Unter Kaiser Augustus wurde es von den Römern erobert. Markomannen, Alemannen, Gothen und später die Hunnen unter Attila verheerten es wechselweise, dann wurde es von den Franken unterworfen und kam schließlich in die Hände der Bayern. Im zwölften Jahrhundert gelangte durch Kaiser Friedrich I. ein Theil des Landes an den Grafen Berthold von Andechs, der sich von da ab Herzog von Meran nannte. Als im Jahre 1248 der Mannesstamm der Grafen von Andechs ausstarb, kam das Land an den Grafen von Tirol, den Besitzer des Schlosses, und wurde im Jahre 1359 durch die einzige Tochter des Grafen Heinrich, die bekannte Margarethe Maultasche, ihren Vettern, den Herzögen von Oesterreich, vermacht. So kam Tirol an das Haus Oesterreich, welches im Jahre 1369 die bayerischen Ansprüche mit Geld abkaufte und im Jahre 1803 die bis dahin reichsunmittelbar gewesenen Gebiete der Bischöfe von Trient und Brixen einzog. Als dann das Land durch den Preßburger Frieden wiederum an Bayern abgetreten wurde, stand das Volk unter Andreas Hofer auf, um es Oesterreich zurückzugewinnen. Im Jahre 1814 kam Tirol endgültig wieder an Oesterreich.

Daß das Schloß während der vielen Kriege und Unruhen manchen Drangsalen ausgesetzt war, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Gegenwärtig liegt der älteste Theil in Trümmern, während ein anderer neu hergestellt ist. Man genießt vom Schlosse aus eine unvergleichliche Aussicht, — ein Blick auf unsere Abbildung wird dies bestätigen.

Nachdruck verboten.

Die kleine Gärtnerin.

Nach dem Gemälde von Paul Meyerheim in Berlin. Siehe Seite 149.

Landraths hatten ein Gartenfest arrangirt und dazu alles eingeladen, was von Jugend und Schönheit im Städtchen lebte. Es sollte herrlich werden: Nachmittags ein Schäferspiel, dann Tanz im Freien und abends Italienische Nacht und Feuerwerk. Sogar eine ganze Musik-Kapelle sollte aus Berlin kommen. — Auch Elsa hatte eine Einladung erhalten. Sie war glücklich, denn sie hatte noch nie eine größere Gesellschaft mitmachen dürfen, war sie doch kaum der Schule entwachsen. Dem Vater hatte sie das Versprechen abgeschmeichelt, ihr ein neues Kleid zu dem Feste zu schenken, und als es ihr zugesagt war, ließ sie der Mutter keine Ruhe, ein extrahübsches Kostüm mußte ausgewählt, die Stoffe mußten gekauft, die Schneiderin bestellt werden. O, sie würde schön sein in ihrem rothen Kleidchen mit dem zierlichen weißen Brusttuch, dem Spitzen-Schürzchen, den seidenen buntgestickten Strümpfen und den netten Lackschuhen. Ob Nachbars Franz wohl auch auf dem Feste sein würde? Gewiß! Und ob sie ihm gefallen und er mit ihr tanzen würde? Ihr Herz pochte bei dem Gedanken.

Dann war der große Tag gekommen, und Elsa stand im Garten des Landraths. Vor ihr wogte eine Menge geputzter jugendlicher Gestalten, zaghaft stand sie von fern, — ihr Muth hatte sie gänzlich verlassen. Und dort — ging Franz! Er hatte sie sogleich bemerkt und kam auf sie zu. Eine dunkle Röthe stieg ihr ins Gesicht. In ihrer Verlegenheit gab sie sich den Anschein, als bemerke sie ihn noch nicht, sie neigte sich zu einer Rose, als wolle sie sie pflücken. — —

So hat unser Künstler die kleine Gärtnerin gesehen und sie schnell gezeichnet.

Redactions-Post.

Helene W. in Flinsberg i. Riesengeb. — Als es noch keine Regenschirme gab, schützte man sich mit sogenannten Regentüchern, einfachen viereckigen Tüchern, die man über den Kopf nahm und unter dem Kinn zusammenfaßte. Es liegt ja sehr nahe, sich auf diese Weise „vor Nässe zu schützen", und der Brauch ist auch uralt, obgleich wir erst im siebenten Jahrhundert die Regentücher in der Geschichte erwähnt finden. In der Bamberger Gegend benutzen die Bauernfrauen es noch heute. Der Regenschirm ist ohne Zweifel in Nachahmung des morgenländischen Sonnenschirms entstanden; er schloß sich anfangs ebensowenig wie dieser. So viel wir ermitteln konnten, ist er um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu uns gekommen und wurde damals nur von vornehmen Leuten benutzt. Erst als ein Gestell erfunden wurde, mittelst dessen sich das Dach des Schirmes herunterklappen ließ, fand er weitere Verbreitung. Hoffentlich haben Sie in der letzten Zeit Ihrer Sommerfrische den Regenschirm nicht mehr gar zu oft gebrauchen müssen.

Angehende Schriftstellerin in Bamberg. — Ihr Brief ist vielversprechend. Senden Sie uns das Manuscript ein, wir werden es gerne prüfen.

Frau Luise W. Danzig. — Wir möchten Ihnen nicht empfehlen, Ihren Sohn zu bestimmen, sich der Forstwissenschaft zu widmen. Die Forstlaufbahn bietet augenblicklich wenig Aussicht. Die Vorbereitung ist langwierig und theuer, da, wie die Verhältnisse jetzt liegen, erst nach achtzehn- bis neunzehnjähriger Dienstzeit auf feste Anstellung gerechnet werden kann. Wenigstens in Anschauung des preußischen Staatsdienstes ist das Fach nur vermögenden Leuten zu empfehlen, oder solchen, die zeitweilig ins Ausland gehen wollen, denn dort sind die Verhältnisse etwas günstiger. — Wenn Sie uns Ihre genaue Adresse angeben wollen, werden wir Ihnen Ausführliches schreiben.

Wißbegierige in Heidelberg. — Ihr Brief hat uns sehr erfreut; Sie werden bereits im vorliegenden Hefte Ihren Wunsch theilweise erfüllt sehen.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Hein, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 20, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. October 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

„Modern".

Novelle von A. von Klinckowstroem.

(Schluß.)

Die ewige Spannung, in der Bernt lebte, verbunden mit seelischen Leiden und körperlichen Entbehrungen, die er sich jetzt direct auferlegen mußte, denn er aß sich nur mehr einmal des Tages ordentlich satt, blieben nicht ohne Einwirkung auf seinen äußeren Menschen. Er wurde blaß und hohläugig, und ein verbitterter Leidenszug legte sich um seinen Mund. Auch ließ er sein sonst so sorgfältig gestutztes Haar struppig wachsen, weil er selbst die Ausgabe für den Friseur scheute, und nahm allmählich ein vernachlässigtes Aussehen an.

Bei Willbergs ließ er sich nicht blicken. Er schämte sich seiner äußerlichen Heruntergekommenheit, schämte sich auch, dort wie ein Hungriger zu essen, denn er traute sich nicht die Selbstüberwindung zu, in Anbetracht seines leeren Magens und der appetitlichen Dinge, die es dort stets gab, so zu thun, als speise er nur der Gesellschaft wegen ein wenig mit, wie die andern es thaten. Vor allen Dingen aber scheute er ein Zusammentreffen mit Dora.

Ihretwegen hätte er übrigens ruhig hingehen können, denn sie mied das gastliche Haus auch schon seit geraumer Zeit, seit sie sich überzeugt hatte, daß er absichtlich fern blieb.

Und dann kamen in seine schon ohnehin so verzweifelte Stimmung hinein Schlag auf Schlag neue Enttäuschungen. Der unerbittliche Postbote brachte die unglückseligen Päckchen in dem wohlbekannten Format zurück, eines nach dem andern; zuerst die Placat-Entwürfe und Ornamente von der lithographischen Anstalt.

Ein paarmal war er schon persönlich dagewesen, um sich nach einer Entscheidung zu erkundigen, bis man ihn dort barsch anließ. Ob er etwa glaube, daß man nichts weiter zu thun habe, als seine Angelegenheiten zu erledigen?

Er bat ganz bescheiden, man möge ihm doch bald eine Antwort zutheil werden lassen. Nun hatte er sie, diese Antwort, und sie lautete kurz und bündig: „Nicht flott, nicht modern genug, zu conventionell!" Und beinahe dieselben Worte, nur noch mit etwas Bedauern verbrämt, gebrauchte die zweite der großen Verlagsfirmen, an die er Illustrations-Proben gesandt hatte. Endlich, um das Maß seines Unglücks voll zu machen, kamen auch die Blätter zurück, die er schon zum zweiten Mal hatte in die Welt wandern lassen.

Da entsanken ihm Muth und Selbstvertrauen. Sein Leben schien ihm völlig verfehlt. Wozu war er denn überhaupt in der Welt nütze? Was leistete er, das ihm eine Existenz-Berechtigung gegeben hätte? Wie ein gefangenes Thier im Käfig lief er im Atelier hin und her. Die Wände schienen zusammenzurücken und ihn erdrücken zu wollen. Er hielt es nicht länger aus, er mußte hinaus ins Freie. Luft, Luft um jeden Preis, oder er erstickte an seinem gramvollen Zorn.

Und er stürzte hinaus, durchrannte die Straßen, ohne den ihm Begegnenden ins Gesicht zu sehen, sonst wäre ihm die junge Dame gewiß aufgefallen, die bei seinem Anblick stehen blieb und eine Bewegung machte, als wolle sie ihm die Hand entgegenstrecken. Aber er lief an ihr vorüber, hörte nicht einmal, daß sie seinen Namen hinter ihm herrief.

Die Dame war indessen entschlossen, sich nicht so ohne weiteres aus dem Felde schlagen zu lassen, sie folgte ihm mit einer Eile, welche der seinigen fast gleichkam. Trotzdem gewann er einen Vorsprung. Ihr ging der Athem aus. Sie merkte zu ihrem Schaden, daß, wo es Körperkraft und Ausdauer galt, der Mann der Frau jedenfalls überlegen ist. Mit einem Mal blieb er vor einem Schaufenster stehen, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, und starrte auf die Auslagen. Damit war ihr Zeit gegeben, die Entfernung zwischen ihnen zu verringern. Sie sah, wie er die Hand gegen die Stirn preßte und überlegte; dann ging er in den Laden.

Jetzt erreichte auch sie den Laden. Das Schaufenster, vor dem sie stand, gehörte einer Waffenhandlung. Durch die Glasscheiben der Thür konnte sie Bernt sehen. Er beugte sich über den Ladentisch und suchte unter einer Anzahl kleiner, dunkelblinkender Revolver, welche der Verkäufer vor ihm ausbreitete. Es dauerte eine Weile, bis sie handelseinig wurden. Der Verkäufer setzte dem Kaufenden die Construction auseinander, schob die schmalen Patronen in die dazu bestimmten Oeffnungen und verbeugte sich geschmeidig, als Bernt, ohne weiter zu feilschen, das Geld dafür auf den Tisch warf und die kleine Waffe in der Brusttasche seines Rockes barg.

Rasch trat er wieder auf die Straße hinaus, und da stand er der Dame, die draußen auf ihn wartete, Auge in Auge gegenüber.

Taufgang. Nach dem Gemälde von H. Laukota.

Photographie-Verlag von B. Angerer in Wien.

Siehe Seite 160.

Sein Gesicht verzog sich krampfhaft. Unwillkürlich machte er einen Schritt zurück.

„Ich bitte Sie, hören Sie mich wenigstens einmal an!“ sagte jene sanft in beweglichem Ton. „Warum haben Sie mir nie Gelegenheit zu einer Aussprache gegeben, die allen Mißverständnissen zwischen uns ein Ende gemacht haben würde?“

Er schüttelte die Hand, welche sich auf seinen Arm legte, ab, wie ein lästiges Insect.

„Ich glaube nicht, daß von Mißverständnissen zwischen uns die Rede sein kann,“ erwiderte er hart, denn in ihm war in diesem Augenblick alles versteinert und kalt. Er empfand nichts als Zorn, daß sie sich ihm aufs neue in den Weg gestellt hatte. „Wir haben uns sehr gut verstanden, Fräulein Sandel, an jenem Abend, — Sie wissen wohl, — und ich denke, wir sind fertig miteinander.“

„Nein, nein!“ rief sie, und die Thränen traten ihr in die Augen. Sie sah jetzt erst, wie verfallen und verhärmt er ausschaute. „Es war ja nicht mein Ernst. Sie müssen das doch gemerkt haben. Tausendmal habe ich seitdem meine Ungezogenheit bereut. Wenn ich mich nicht so sehr geschämt hätte, würde ich Ihnen geschrieben haben. O, warum that ich es nur nicht!“

„Es würde auch nichts an der Sache geändert haben. Sie hatten ganz recht. Ich kann mich nicht selbst ernähren, und vielleicht reichen meine Fähigkeiten nur so weit, um eine Haushälterin zu vertreten, aber ich habe nicht Lust, mich ruhig in diesen Standpunkt hinein zu finden. Ich bitte, lassen Sie mich meines Weges gehen.“

Er wandte den Kopf und sah beharrlich zur Seite, um nicht durch den Anblick ihrer Lieblichkeit weich und nachgiebig zu werden, und befreite dabei seinen Rockärmel, den sie angstvoll festhielt, aus ihrer Hand.

„Guten Tag, mein Fräulein. Genießen Sie Ihren Triumph!“

Ihre Arme sanken herab. Er sah nicht die zuckenden Lippen und schwimmenden Augen, sondern lief, wie von Furien verfolgt, heimwärts.

Anfänglich war es wohl seine Absicht gewesen, ganz ziellos ins Freie zu stürmen, weil er es allein mit seinem Jammer im Atelier nicht länger aushielt. Er fühlte und dachte nichts, als daß er die Qualen der letzten Wochen nicht länger zu ertragen vermochte und irgendwie ein Ende machen müsse. Dann war bei dem Anblick der im Schaufenster ausgelegten Waffen ein rascher Gedanke in ihm aufgeblitzt, den er, fieberhaft erregt wie er war, sofort zur That machen wollte. Aber draußen, in Gottes freier Natur sollte es geschehen. Er wollte sich noch einmal an all der Schönheit berauschen, mit der die Welt sich jetzt im Frühling so bräutlich geschmückt hatte. Nun war ihm dieses Geschöpf in den Weg gelaufen, um einen Sturm in ihm heraufzubeschwören, den er fürchtete, mit sich in das lebendige, Freude athmende Frühlingsweben hinauszutragen. Er fürchtete sich auch davor, daß sie ihm folgen könne, versuchen werde, ihn seinem Entschluß abwendig zu machen. Nur hinter der verschlossenen Thür des Ateliers war er sicher. Er konnte nicht schnell genug dorthin zurückkehren. Da war nichts Freundliches, Sonniges, Lebendiges, was ihn zu neuer Lebensfreude und Hoffnung hätte anregen können. Da war nur seine todte Kunst.

Lasset die Todten ihre Todten begraben!

Beide Hände gegen die hämmernden Schläfen gedrückt, rannte er wiederum auf und nieder.

Sollte er den Eltern schreiben und Abschied von ihnen nehmen?

Nein! Es war besser, wenn sie an einen unglücklichen Zufall glaubten und dem Sohn ein ungetrübtes Andenken bewahrten. Einem seiner Freunde wollte er hierüber genaue Instructionen hinterlassen.

Er schrieb sogleich, adressirte den Brief und legte ihn, allen sichtbar, auf den Bauerntisch am Fenster. Da auf einmal kam ihm der Gedanke, daß sein Körper vielleicht viele Tage hier im Atelier liegen könne, ehe ihn irgend jemand fand. Die Putzerin, die immer in der Frühe kam, würde denken, er sei verreist, wenn auf ihr Klopfen nicht geöffnet wurde, ebenso die Freunde, die ja ohnehin nicht allzuhäufig bei ihm vorsprachen.

Das war häßlich! Er vergegenwärtigte sich den Anblick, den er darbieten würde, wenn vielleicht nach einer Woche, vielleicht auch nach noch längerer Zeit irgend jemand Verdacht schöpfte und auf die Idee kam, mit Gewalt einzudringen. Ihm wurde übel bei der bloßen Vorstellung. Er legte den Revolver, den er schon in der Hand hielt, wieder fort, ging zur Thür und schloß diese auf.

Es kam ja immer viel herumvagabundirendes Volk, Bettler, Modelle u. s. w. Doch war schließlich nicht viel bei ihm zu stehlen, und ja, je eher er gefunden wurde, um so besser. Suchend blickte er im Atelier umher. Was konnte denn gestohlen werden? Er besaß wahrhaftig nicht viel, was die Habgier anderer reizen konnte! Die paar Kleider im Schrank waren nicht der Rede werth. Die goldene Uhr? Je nun, die trug er an seinem Körper, und an dem würde sich wohl niemand vergreifen. Vor den Todten pflegen die Lebendigen meist eine geradezu lächerliche Scheu zu haben. Seine unvollendeten Bilder? Es schien ausgeschlossen, daß sich ein Liebhaber dafür finden werde. Wahrhaftig, ein fideler Gedanke, der ihn noch in seinen letzten Augenblicken zu grimmigem Lachen reizte.

Da stand das Unglücksding auf der Staffelei.

Das wüthende Verlangen packte ihn, es zu vernichten, es so zuzurichten, daß kein Mensch mehr das ursprüngliche Motiv erkennen konnte. Dann mochte es weiter dastehen! Dann sagten die Leute vielleicht bedauernd: „Er war ein armer Irrsinniger und konnte nichts für seine Mißerfolge.“

Er riß den Farbenkasten auf und tupfte mit zornbebenden Fingern schreiende dicke Kleckse auf die Palette. Den dicksten Pinsel nahm er und warf grelles Roth auf die Stelle, wo die matte Sonne hinter den Kiefernstämmen leuchtete, und dann wieder Gelb und dann Violett.

„Da! Und da! Und da! Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!“

Jetzt konnten die Leute einmal rathen, was das ursprünglich vorgestellt hatte!

Das sollte Nebel sein, dieser leichte Dunst, der über dem Spiegel des Weihers schwebte? Ha, ha! Das konnte man vielleicht in der That dafür ansehen! Fort auch damit! Und wüthend schleuderte er Weiß und Grau und Braun und Grün gegen die durchsichtigen Gebilde, daß sie wie ein Höllenbrodem sich der klaffenden Tiefe zu entringen schienen. Und immer wieder strich er darin herum, übermalend, zusammenwischend. Jetzt noch von dem Roth, dem Gelb und dem Violett in den Wasserspiegel, nur recht grell und kraß aufgetragen! Nur die Farbe nicht gespart. Für wen auch noch sparen? Da! Die Kiefernstämme konnten auch noch von dem Ueberfluß etwas abbekommen. Man hätte sie ja sonst wirklich für das halten können, was sie sein sollten.

In all seiner Raserei arbeitete er doch unwillkürlich als Künstler mit künstlerischen Effecten; nur daß er glaubte, eine Caricatur der Natur herzustellen. Und ohne daß er es recht merkte, tobte sich damit der innere Sturm aus, die hochgradige Spannung seiner Nerven ließ nach. Er arbeitete sich allmählich in eine ruhigere, weichere Stimmung hinein, in eine körperliche Erschöpfung, wie sie nach all den wochenlangen vorausgegangenen Erregungen und Entbehrungen erklärlich war. Schließlich warf er die Pinsel weg, ließ die Palette achtlos zur Erde fallen und stürzte vor dem Divan in die Kniee, das Gesicht in die harte Polsterung drückend. Sterbensmüde war er und dachte doch nicht mehr ans Sterben. Vielleicht war es ihm überhaupt nicht ernst damit gewesen. Vielleicht hatte er vorhin in seiner furchtbaren Aufregung und Verzweiflung mit dem Gedanken als mit einem möglichen Ausweg nur gespielt. Hätte er wirklich Ernst machen wollen, so wäre ihm wohl nicht die Idee gekommen, an seinem Bilde noch einen Rache-Akt zu vollziehen, dann wäre er über all das hinaus gewesen.

Wie er so dalag, wurde hinter ihm die Thür geöffnet. Er hatte das leichte Klopfen, das vorausging, überhört. Den knarrenden Ton, mit dem jene sich in den Angeln drehte, vernahm er wohl, achtete indessen nicht darauf. Es war ihm ja alles so gleichgültig! Mochte doch hereinkommen, wer da wollte!

Und mit einmal kniete jemand neben ihm auf dem Fußboden, und weiche Arme umschlangen seinen Hals.

„Schicke mich doch nicht fort!“ bat eine Stimme dicht an seinem Ohr. „Mir ist so angst um Dich, so furchtbar angst!“

Bernt glaubte an ein Spiel seiner überreizten Nerven, aber sein Kopf, den er mit unwillkürlichem Aufseufzen zur Seite neigte, blieb an einer zitternden Schulter ruhen. Es ruhte sich gut da, und wenn es Einbildung war, so war es wenigstens eine süße. Aber die bewegliche Stimme, die so sanft zu flüstern verstand, bat weiter: „Laß mich doch nur jetzt bei Dir bleiben. Ich liebe Dich ja so über alle Maßen, und Du liebst mich ja auch. Alle Deine barschen Worte vorhin waren doch nur Komödie. Wir waren beide eigensinnig. Keines wollte dem andern das erste gute Wort geben. Aber ich weiß ganz gut, daß es an mir ist, das Wort zu sprechen. Verzeih' mir doch und laß alles vergeben und vergessen sein.“

In seinen Adern begann neues, warmes Leben zu pulsiren. Groll und Bitterkeit waren im Augenblick wie ausgelöscht, und es blieb nichts zurück als Scham. Ja, er schämte sich vor ihr, die so demüthig zu ihm sprach, als wäre er ein Mensch, der Achtung und Ehrfurcht beanspruchen könne. Und heftig den Kopf schüttelnd, rief er: „Du weißt ja gar nicht, wen Du vor Dir hast. Ich bin nichts weiter als ein elender Komödiant, der nicht einmal mit dem Sterben Ernst zu machen verstand.“

„Da sei Gott dafür gelobt!“ sagte Dora Sandel nun ganz fröhlich, denn mit dem traulichen Du hatte er, ohne es zu wissen und zu wollen, die Zugehörigkeit zu ihr bekannt. „Ein Rest gesunden Menschenverstandes war Dir wenigstens geblieben. Wie kann man denn feige sterben wollen, jetzt im Frühling, wo es so schön in der Welt ist, besonders wenn man jemand so recht von Herzen lieb hat? Und wie kann man über jeden Mißerfolg gleich den Muth verlieren? Glaubst Du denn, daß nicht jeder mit Mißerfolgen zu kämpfen hat? Es hat Dir nur ein Mensch gefehlt, der Dir tröstend und aufrichtend zur Seite stand, und den hättest Du schon längst haben können, wenn Du ihm nur Gelegenheit gegeben hättest, das erlösende Wort zu sprechen. Aber jetzt ist er hier, der Mensch, der Dir gefehlt hat, und er wird Dich lehren, wieder an Dich selbst zu glauben. Mache doch nur die Augen auf, Du verträumter Junge Du, und gucke Dir die Natur an, und patze frisch darauf los, so wie Du denkst, daß es gut ist. Du hast doch das Zeug zum echten, rechten Künstler in Dir. Nur das Selbstvertrauen mangelt Dir. Du meinst immer, daß die andern es besser verstehen. So, wie man selbst es fühlt und sieht, soll man es machen, nicht wie andere fühlen und sehen.“

Es wurde Bernt zu Muth, als öffneten sich ihm die Pforten des Paradieses, nachdem er die Hölle durchschritten hatte. Stürmisch umfaßte er die beredte Trösterin, die ihm in der Stunde tiefster Niedergeschlagenheit aufrichtend zur Seite trat, und küßte ihr die Worte von den Lippen. Ein übermüthiges Glücksempfinden durchströmte ihn, umso energischer, je elender er sich vorher gefühlt hatte. Wie ein Kind trug er die Geliebte auf seinen Armen umher, konnte sich im Uebermaß des Freudenrausches nicht genug in Thorheiten thun. Und die Frauenrechtlerin, die in ihren Versammlungen den Mann im Princip bekämpfte, lachte glückselig dazu und war stolz, daß sie imstande war, so viel Glück über einen Menschen auszuschütten. Sie freute sich ihres Liebreizes, weil er Freude daran hatte, und es kam eine Ahnung über sie, daß der ganze Kampf um Gleichberechtigung, den der moderne Zeitgeist ins Leben gerufen, ein Unding sei, und daß das Weib damit die idealste Berechtigung verliere, die es immer besessen, um die es nicht mehr zu kämpfen brauchte, dem Manne das Ideale des Lebens zu verkörpern, das Erlösende, Lichte, Friede- und Freudebringende!

„Was hast Du denn da?“ fragte sie plötzlich staunend, auf das Bild deutend, das er vorher nach seiner Meinung zur Caricatur umgewandelt hatte. „Das ist eine ganz famose Arbeit! Ultramodern! Warum hast Du denn das nicht ausgestellt? Du würdest geradezu Furore damit machen.“

„Ach Kind!“ lachte er ganz leichtherzig. „Du siehst, die Farben sind noch naß und liegen fingerdick auf. Das ist mein Verzweiflungswerk. Laß uns nur nicht davon sprechen. Ich schäme mich meiner Raserei von vorhin. Aber sie hat mir gut gethan, und daher mag das Unding dort stehen bleiben, zur Erinnerung an die elendesten und schönsten Stunden meines Lebens.“

„Nein, nein!“ beharrte sie ernsthaft. „Das ist vortrefflich, das wirkt! Unbedingt mußt Du es im Kunstverein anmelden.“

„Unmöglich! Ich kann mich nicht lächerlich machen.“

„Aber davon ist keine Rede. So, wie es da steht, hier dicht vor unsern Augen, sieht es natürlich abscheulich aus. In der Fernwirkung ist es großartig. — Du weißt doch, daß der moderne Künstler immer nur für die Fernwirkung kleckst?“ fügte sie mit schalkhaftem Lächeln hinzu.

„Das haben die modernen Künstler mit der Frauenrechtlerei gemein, die auch nur auf die Fernwirkung berechnet ist und, in der Nähe, in den engen vier Wänden der eigenen Häuslichkeit besehen, zu einem Unding wird!“ gab er neckend zurück.

„Sie haben ja so recht, mein Herr!“ persiflirte sie ihn.

Und wieder fielen sie sich stürmisch in die Arme.

Es erwies sich indessen, daß Dora's klarer, praktischer Kopf das Richtige getroffen hatte. Bernt meldete das Bild beim Kunstverein an, nur seiner Braut zu Gefallen, ohne sich irgendwelche Illusionen zu machen; und wie es dort im Treppenhaus hing, jedem Besucher sofort in die Augen fallend, hatte es einen Erfolg, vor dem er selbst staunend, wie vor etwas Unbegreiflichem, stand.

Er war hingeschlichen, in der Ueberzeugung, eine neue Niederlage durchzumachen, und da sah er vor seinem von ihm selbst mißachteten Werk eine dichte Gruppe disputirender, aufmerksam prüfender Menschen stehen,

darunter einen bekannten Kritiker, welcher offenbar des Lobes voll schien und dem Publicum damit einen bestimmten Fingerzeig gab, was es davon zu halten habe.

Am nächsten Tage brachte das tonangebendste der Tagesblätter einen Artikel, der folgendermaßen begann: „Zu einer Zeit, in der die große Jahres-Ausstellung die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist es überraschend und erfreulich, im Kunstverein einem Bilde zu begegnen, das in seiner Frische und Originalität der Auffassung dazu angethan ist, dem jetzt arg vernachlässigten Kunsttempel erhöhte Anziehungskraft zu verleihen. Wir meinen den ‚Weiher mit Abendstimmung' von Bernt Mussow. Ein neuer Name unseres Wissens, der aber bestimmt scheint, Epoche und Schule zu machen. Der Künstler hat recht gethan, sich bis dahin in Verborgenheit zu halten, um gleich mit einer reifen, fertigen Arbeit an die Oeffentlichkeit zu treten, einer Arbeit, die neben glänzender Coloristik ein großes Können, geniale Begabung und eine kecke, sichere Hand verräth."

Dann folgte der Chor der anderen Zeitungen in derselben Tonart. Man pries den neuen Stern, der am Kunsthimmel aufgegangen sei, und am Schluß der Woche konnte man in den Abendblättern unter dem Strich die Notiz lesen: „Verkauft: Bernt Mussow's Weiher mit Abendstimmung. (Privat.)"

Bernt begriff es noch immer nicht, wie das so hatte kommen können, wie er, der bisher stets vergeblich Ringende, nun auf einmal 1500 Mark in der Hand halten und einen Namen haben konnte, der mit einem Schlage in aller Leute Mund war.

Unmittelbar nach Erscheinen der letzteren Zeitungsnotiz suchte ein Kunsthändler ihn auf, und dann noch einer. Sie ahnten die aufsteigende Berühmtheit und hätten sich gern seiner von vornherein bemächtigt. Er mußte sie indessen mit bedauerndem Achselzucken abweisen und auf die Zukunft vertrösten. Jetzt gehörte ihm ja die Zukunft. Nun wußte er, wie er es zu machen hatte, wo seine eigene individuelle Begabung lag. Mit einem Schlage hatte er sich selbst entdeckt. Also das wollten die Leute? Caricatur und Kleckserei, wenn es nur in der Ferne wirkte? Nun, denen konnte geholfen werden.

Und Schlag auf Schlag sandte er von jetzt an seine so schnell beliebt und bekannt gewordenen Werke in die Welt. Viel Zeit brauchte er ja nicht darauf zu verwenden. Es war ja so einfach. Keine sorgfältige, liebevolle Bearbeitung mehr. Nur frech und fröhlich fortgepatzt. Die vornehmsten Journale brachten in Stich und Schnitt Reproductionen seiner Bilder; photographische Firmen überboten sich um das Recht der Wiedergabe. Er war genöthigt, an der Thür seines Ateliers ein Placat anzubringen, mit der Inschrift: „In geschäftlichen Angelegenheiten nur von 12—1 Uhr zu sprechen." Sie hätten ihm sonst nicht die nothwendige Zeit zum Schaffen gelassen.

Frohen Herzens schlug er Kapital aus seiner neuen Berühmtheit, ein Kapital, das ihm mehr als reichlich die Mittel gab, den eigenen Hausstand aufs behaglichste zu gründen. Er wußte ja, daß er nur eine Eintagsfliege war, von der Laune der Kritik und des Publicums, von einer augenblicklich herrschenden Geschmacksrichtung wie auf Sturmesflügeln emporgetragen, und daß seine Zeit kurz sein werde, wie die der anderen Eintagsfliegen, deren Namen ein paar Jahre hindurch mit Flammenschrift am Kunsthimmel glänzten, bis sie in Dunkel und Vergessenheit verlöschten, bei Seite geschoben von neu auftauchenden Gestirnen, und er nahm diese seine Zeit wahr. Wozu hatte er auch eine praktische Frau, die ihm immer wiederholte: „Fordere nur Preise, bei denen Dir selbst ein Schwindel ankommt. Je höhere Forderungen ein Künstler stellt, umso höher wird er geschätzt. Und läßt Dich Deine Phantasie einmal im Stich, so gieb irgend etwas her, von dem man absolut nicht weiß, was es sein soll. Thu' einen kostbaren Rahmen darum und nenne es ‚Symphonie in Roth', oder ‚Lyrische Dichtung in Grün'. Nur keine Rücksicht auf den Beschauer!"

Ja, wenn er eben diese Frau nicht gehabt hätte, die immer auf dem Posten war, immer reizend, immer heiter, dann hätten ihn auch aller Ruhm und die Goldquellen, die jetzt so reichlich flossen, nicht gefreut. Mitten in geschäftlichen Verhandlungen packte ihn die Sehnsucht nach ihr, heimlich sah er nach der Uhr, die Minuten zählend, bis der Zeiger die erste Mittagsstunde meldete, welche ihm erlaubte, „die Bude zu schließen" und nach seiner nahe gelegenen Wohnung zu stürmen, wo Dora ihn mit rosigem, vom Küchenfeuer erhitztem Gesicht erwartete.

„Weißt Du," sagte sie einmal, „ich werde doch wohl mein Atelier aufgeben müssen. Es wird ohnehin nicht viel mit der Arbeit, wenn ich um elf Uhr schon heimlaufen muß, um nach dem Rechten zu sehen. Der Haushalt nimmt meine Kräfte vollauf in Anspruch, und wozu soll ich mich plagen, da mein Mann ja für mich arbeitet?"

Davon wollte er nun aber nichts wissen, denn er war doch ein wenig eitel auf die Leistungen seiner hübschen Frau, und es war ihr auch ganz lieb, daß er sie nicht beim Wort nahm, denn sie hätte ungern ganz auf ihre Thätigkeit verzichtet, auf die sie gleichfalls eitel war. So ging denn ein jedes von ihnen in der Frühe seiner eigenen Arbeit nach, und während ihr Mann seine modernen, vielbegehrten Bilder malte, besuchte Dora hier und da, nach wie vor Frauen-Versammlungen und rechtelte und protestelte, wenn sich die Gelegenheit bot, aus reinem Vergnügen, und nahm eine zustimmende Miene an, wenn es sich darum handelte, die Rechte der Männer zu verkürzen; und dann ging sie lachend heim, gab ihrem Manne einen Kuß und sagte: „Schatz, das war heute wieder ein Hauptspaß!"

„Ein recht modernes Ehepaar" hieß man sie. Insgeheim aber waren die beiden ganz altmodisch unvernünftig glücklich. Sie wußten ja, daß ihre Modernität nur Spiegelfechterei nach außen hin sei, und zuweilen am Sonntag nahm Bernt seine Frau unter den Arm und ging mit ihr in die alte Pinakothek, um sein Auge wieder einmal an den unsterblichen Meisterwerken einer vergangenen Zeit zu erquicken. Dann schritten sie stumm von einem Saal zum anderen, und Bernt wurde immer kleinlauter, bis er in den Schmerzensschrei ausbrach: „Mein Gott! Was sind wir denn, wir Nachgeborenen, die wir uns einbilden, die letzte Offenbarung der Kunst gehabt zu haben! Weiter nichts als Modefexen! Wir ergehen uns in Ungeheuerlichkeiten und fabeln von Genialität und blähen uns auf, um uns über unsere Unfähigkeit hinwegzutäuschen, es den alten Meistern gleich zu thun."

„Aber Ihr habt den Erfolg für Euch!" tröstete die verführerischste und praktischste aller Nothhelferinnen. „Und der ist doch ausschlaggebend!"

Nachdruck verboten.

Das Andreas Hofer-Spiel.

Von Dr. Felix Poppenberg in Charlottenburg.

Vor längerer Zeit konnte ich an dieser Stelle auf das Tiroler Freiheits-Kampfspiel hinweisen, das Karl Domanig zum Verfasser hat. Die ersten beiden Theile der Trilogie waren damals erschienen, jetzt ist der dritte Theil nachgefolgt. (Wie die ersten im Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung in Innsbruck.)

Drei Heldennamen sind mit dem Tiroler Freiheitskampf unlöslich verbunden. Der Name Speckbacher, der im Eisach- und Pusterthal den heiligen Krieg führte; der Name des Kronenwirthes von Hall, dessen Thaten im Unter-Innthal spielen, und der beste Name, — Andreas Hofer.

Mit kluger Oeconomie hat der Dichter dieser Trilogie die ersten beiden in den Mittelpunkt der ersten Theile seines Werkes gestellt; der Hauptheld, Andreas Hofer, der Sandwirth, steht zunächst durchaus zurück. Aber diese ersten beiden Theile sind nur eine stimmende Vorbereitung auf den dritten, in den nun mit beherrschender Macht der eigentliche Tiroler Freiheitsheld, Andreas Hofer, tritt.

Die Geschicke der beiden Männer, die seine Mitkämpfer waren, spiegelten die allgemeine Lage des Landes; in ihren Erlebnissen reflectirte sich die Geschichte ihrer Landsleute. Fühlen und Denken der Tiroler hörte man aus ihren schlichten Worten heraus. Die ganze Situation des Landes, das plötzlich, ohne es mit seinem einfachen, undiplomatischen Verstande einsehen zu können, sein Vaterlands-Empfinden wandeln und anderen Fahnen folgen soll, sprach klar und eindringlich zu Herzen.

Und nun, nachdem wir aus ihren Gestalten Eindruck und Bild der Zeit und ihrer Stimmung gewonnen, tritt auf die Scene der, der für das Wesen seines Volkes der Haupt-Repräsentant ist, der Bannerträger, der begeisternde Führer und der Märtyrer dieses Kampfes, der Sandwirth von Passeier. Wir gehen mit ihm durch seine Zweifel, Erfolge und bis zu seinem freudigen Opfertod.

Was von den ersten beiden Theilen, gilt auch von diesem. Karl Domanig hat den eigenthümlichen Ton eines Volksspiels getroffen, das primitive, gleichsam Holzgeschnitzte der Figuren, die natürliche volksthümliche Sprache, die übersichtliche Gliederung.

Die ersten Theile litten noch an mancher sentimentalen, theatralischen Ingredienz, das tritt hier im dritten viel mehr zurück; das Volksbuchmäßige, Herzhafte, Derb-Charakteristische überwiegt.

Sehr glücklich ist alles vermieden worden, was die Figur Hofer's ins Heroische, heldenhaft Stilisirte pathetisch erheben könnte. Das Menschliche an diesen Gestalten mit ihrem geraden Sinn ist die Hauptsache. So unverfälscht und kernig, ohne Schönfärberei in erzener Gliederstärke Heinrich Natter's Hofer vom Berge Isel herabschaut, so bäuerisch schlicht geht auch Domanig's Sandwirth einher.

In ihm ist vor allem, sinnbildlich für das ganze Volk, jenes gerade, reflexionslose Rechtsgefühl ausgebildet, jenes Rechtsgefühl, das nicht den Buchstaben klügelnd deutet, sondern auf die Stimme in der eigenen Brust hört; das elementare, primitive Rechtsgefühl des Otto Ludwig'schen Erbförsters und des Kleist'schen Michael Kohlhaas.

Die Tiroler empören sich gegen die Franzosen, weil sie an das Recht der Fremden nicht glauben können; in ihre undiplomatischen Köpfe will es nicht hinein, daß sie einfach abgetreten werden können. Die Stimme des Naturrechts ist bei ihnen viel stärker, als der Eindruck von Gesetzen und geschriebenem Obrigkeitsrecht. Sie fühlen sich in ihrem Gewissen nicht verpflichtet zu gehorchen; die Autorität der bloßen Macht hat keine Geltung bei ihnen. In einer für sie ganz selbstverständlichen Reaction lehnen sie sich dagegen auf.

Sie handeln ganz und gar im Rechtsbewußtsein und werden dennoch Schuldige, darin liegt die hohe Tragik dieses Kampfes.

Diese Tragik findet in Hofer ihren ergreifendsten Vertreter. Domanig zeigt, wie ein schlichter Mensch, durch die Ereignisse hervorgedrängt, in die erste Reihe gestellt wird; wie unter der großen Aufgabe eine Persönlichkeit wächst, wie so manche Zufälligkeit ihre Mithülfe leiht, und wie die Ereignisse der Weltgeschichte zerstörend sich abrollen, über die hinweg, die sie zu lenken und zu regieren glaubten.

So hat Domanig in fast allen Scenen das menschlich Schlichte, Kindliche Andreas Hofer's herausgearbeitet; das Naive, das selbst über die Aufgabe erstaunt, die ihm geworden ist, und das schwer an der Bürde und der Verantwortung trägt, aber doch nicht anders kann und müßte es daran sterben.

Die Stimmung der Müdigkeit und des Verzagens sind vor allem gelungen. Wie Hofer vor dem Posthaus in Schönberg mit dem Knaben des Posthalters spielt und hinaus auf die Felder sieht, wo die Kühe heim getrieben werden und von seinem eigenen Heimwesen spricht:

„O Lias, wenn ein End' herging! Wenn ich heim könnt', Lias, zu der Andl', zu den Kinderlen heim! Da, wo ich hin gehör', wo ich hin gehör'!"

Und dann, da es zu Ende geht, da er den Verräther schon hinter der Thür wittert:

„Mutter, bin ich denn jetzt nicht zuerst müd' g'nug, daß ihr mich alleweil so plagt? Ja, müd' wohl, — g'rad' zum Sterben! Schon auf der Gamsjagd ist mir einmal so gewesen, wie wir in Nebel gerathen sind, — ich bin noch ganz jung gewesen damals, und nicht heim g'funden haben wir ein vierzehn Stund' lang. — dort ist mir auch so g'wesen, accurat so wie jetzt öfter: daß ich mich hätt' hinlegen mögen und sterben, g'rad' nur, um rasten zu können!"

Das Nachspiel der Trilogie geht in der Franziskaner-Kirche zu Innsbruck vor sich, am Hoferdenkmal, im Hintergrund sieht man die Erz-Figuren vom Kaiser Max-Denkmal.

Die Freunde Hofer's treffen sich in gemeinsamem Gedenken und führen ihre Kinder an die geweihte Stelle.

Dies Nachspiel ist blasser ausgefallen und unlebendiger. Karl Domanig steht auf festerem Boden, wenn er mitten unter das Volk tritt, das Bäuerliche, Ländliche liegt ihm am besten; will er höhere Stände zeichnen, z. B. hier die französischen Offiziere, die Gräfin Baraguay, die Gemahlin des Oberbefehlshabers der französischen und italienischen Truppen in Tirol, so wird er hülflos. Ihm geräth die Gestalt nur in der alten nationalen Tracht, mit der derben Joppe und dem Stutzen und in der alten, kernigen, ungekünstelten Mundart. Und das ist für einen Volksspiel-Dichter die Hauptsache.

Nachdruck verboten.

Das versunkene Dorf.

Wenn die Sommerluft läßt drückend
Hängen ihrer Schwingen Paar,
Und des Himmels blaues Klar
Sonnengluthen schickt erstickend, —

Wenn der Fink zu träg' zum Singen,
Halm und Blüthe reglos steht, —
Durch die Todtenstille geht
Uebers Feld dann fernes Klingen.

Sind es Stimmen, sind es Glocken?
Doch nun tönt es anders drein, —
Sollt' es Menschensprache sein? —
Und Du hemmst den Fuß erschrocken.

Jetzo hallt's wie Sensendengeln,
Lauter wird's, — Geschrei und Ruf,
Kuhgeläut' und Rosseshuf,
Dumpfer Schall von Glockenschwengeln . . .

Wo Du stehst, vor manchem Jahre
Hier ein Dorf zur Tiefe sank:
Unterm Moore still und bang,
Ward ihm seine feuchte Bahre.

Und in stillen Sommertagen
Hörst Du, wie es heut' geschieht,
An die Arbeit alles geht,
Daß es lärmt von Roß und Wagen.

Und zur Zeit der gold'nen Ernte
Frohes Leben singt und klingt,
Bursch' und Maid den Reigen schlingt,
Tanzmusik ertönt, entfernte.

Sieh! Das Moor scheint sanft zu schwanken,
Und der Wald lauscht athembang;
Aus der Tiefe dringt der Klang
All' der Lust'gen, die versanken.

Keiner kennt vom Dorf den Namen,
Davon rings die Sage geht. —
Komm und sprich ein leis' Gebet
Für die Ruhelosen! — Amen!

Richard Zoozmann.

Nachdruck verboten.

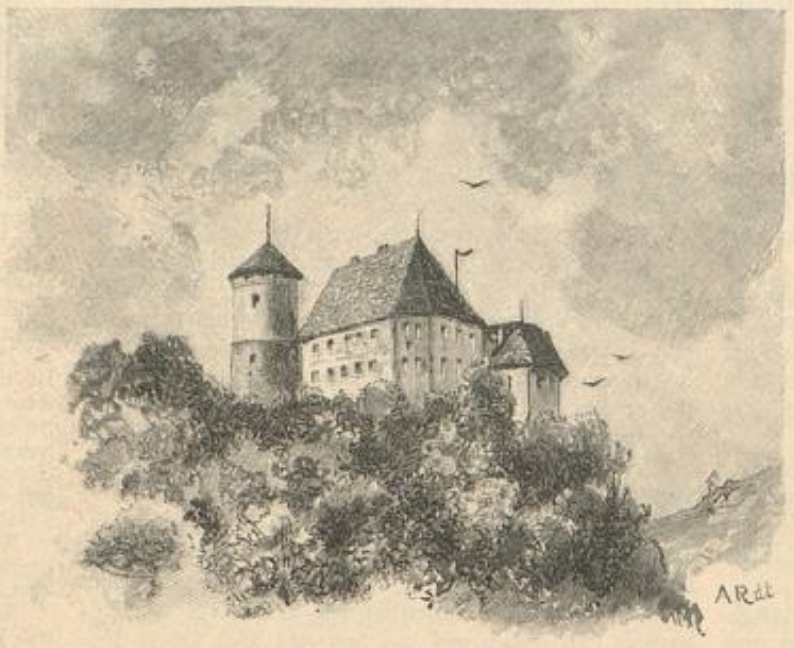
Durchs Müglitzthal.

Von Ferdinand von Wohldorf.
Mit Illustrationen von A. Reinhardt.

II.

Wie die Bahn ohne Hast im Thale weiter hinansteigt, kommt sie zwischen den zerstreuten Häusern und Mühlen neben allerhand Felspartien vorbei, deren eine geheißen ist: Bärenstein. Frau Sage, nie um eine Antwort verlegen, sagt uns prompt, warum sie so heißt: weil dort ein Jägersmann einen Meister Petz vom Felsen gestürzt hat. Schloß Bärenstein, das uns nun von der Höhe her anschaut, interessirt uns, auch ohne daß wir von seinen Sagen wissen, und auch nicht bloß, weil es der kleinsten Stadt Sachsens den Namen giebt, — denn es ist ein trotzig-charaktervoller Bau, sehr stolz dort oben hingepflanzt, wo es vom Thale mehr zu sehen bekommt, als es sich selber abgucken läßt.

Lauenstein soll soviel heißen, wie Löwenstein, — also hat der betreffende Jäger von diesem Felsen dereinst wahrscheinlich nach dem Bären einen Löwen in die Müglitz geworfen. Wie dem sei, wir preisen Dich, Löwen-Lauenstein, denn Du bist minder reservirt feudal, als der Stein der Bären: malerisch liegst, das wollt' ich meinen, auch Du auf Deiner Kuppe, aber doch gleichzeitig so gemüthlich und zugänglich, daß man's schnell begreift, wie Du so hurtig zu einer besuchten Sommerfrische aufblühen konntest, in der die Grundstücksbesitzer schon das Baustellen-Speculiren gelernt haben. Die alte schöne Kirche mit den Bildhauer-Arbeiten darin lockt zu Dir den Kunstfreund; die Schloßruine den Maler, das Waldleben rundum den Naturfreund, die kräftige Luft den Kranken, und wer ein Stückchen von all dem in sich hat, kommt natürlich am besten auf seine Kosten. Wird Lauenstein jetzt (die Mode spricht ja auch da mit) von manchen Leuten vielleicht gar zu begeistert gepriesen, ein reizendes Fleckchen Welt ist's eben wirklich. Und bequeme Promenaden sorgen dafür, daß sich's hier überall in der Runde gut gehen, behagliche Wirthshäuser dafür, daß sich's hier überall gut sitzen läßt.



Schloß Bärenstein.

Ließen wir nun die Bahn im Stich, um der sauberen Müglitz durch Wald und Wiesen weiter entgegen zu marschiren, so führte uns eine lohnende Wanderung bald auf die Höhe des Erzgebirges, und in zwei Stunden von Lauenstein erreichten wir des deutschen Reiches Grenze unweit des Mückenthürmchens, das eine schon von Vater Humboldt hoch belobte Fernsicht weit übers Böhmerland bietet. So schön der Weg schon auf den Schienen war, eines zum mindesten hat dieses obere Müglitzthal vor dem Müglitzthale weiter drunten voraus, eines, was doch sonst jeder ehrliche Berggrund in allen Landen hat, was aber das Müglitzthal unterhalb Lauensteins entbehrt: klares Wasser im Bach. Denn davon haben wir ja bisher nur deshalb nicht gesprochen, weil man einer sonst so respectablen Sache nicht gern ihre Mängel vorhält: die Müglitz ist unrein, undurchsichtig, trüb, und zwar auf eine ganz besondere Weise, nämlich ziegelroth. Wäre ich eine Forelle, ich siedelte aus der Müglitz wo anders hin um, zumal wenn ich, wie das den Müglitzischen nachgesagt wird, von der allgemeinen Ziegelröthe nennen. Merkwürdig, die Eisenbahn zieht's aber Dir selber vor, sie wendet sich ihm zu nach Geising und Altenberg hinauf. Das macht: die Eisenbahn ist ein Kind der Neuzeit, der Neuzeit geht nichts über die Industrie, und die rothe Wasserfarbe kommt von der Industrie.

Nur muß man mich nicht mißverstehen, als beschuldigte ich mit diesen Worten jene Gegend dort socialdemokratischer Gesinnung, die auf die Müglitz abfärbte. Ach nein, es ist ein ganz schlichtes, ganz conservatives, welt- und zeitfremdes Menschengeschlecht, das hier droben mühselig arbeiten muß, damit sich die Müglitz vom Zinnsande röthe. Der Zug hält in Geising, denn noch steiler bergauf klettern kann eine ehrliche Secundär-Bahn nicht. Komm, laß uns hinaufgehen nach Altenberg, weit ist es nicht, und es lohnt sich gar wohl, dem Völkchen dort guten Tag zu sagen.

Denn auf diesem hügeligen Hochlande hier, das sich so stimmungsvoll zwischen den Waldbergen hindehnt, wie ein nordisches Heideland, da oben ist das bedeutendste Zinnbergwerk des ganzen europäischen Continents. Wäre Zinn ein Metall, das man haben müßte, die Besitzer wären wohl steinreiche Leute, leider aber ist's kein gar wichtiger Bedarfs-Artikel, seit das milde, für jeden Verständigen wahrhaft edle Metall in den Haushaltungen durch leichtbrechendes Töpferzeug aus der Mode gedrängt ist. Im Jahr 1458 war's, da errichtete hier im Walde ein Köhler einen Meilerhaufen und setzte den Herd dazu aus dem rothen Gestein auf, das überall herumlag: als der Meiler erloschen war, fand er aus selbigem Gestein berglauteres Zinn ausgeschwitzt. Da ward der Köhler ein Bergmann, und von weit und breit zogen die Bergleute her, um aus dem Zinn Gold zu machen. Jetzt aber verwandelt sich's trauriger Weise zumeist nur in Nickel. Ein Jahrhundert nach dem ersten Fund sollen 380 Gruben hier oben gewesen sein. Jetzt fördert noch etwa ein halbes Tausend von Menschen hier oben Zinn an den Tag.

Wer andere und große Bergwerke kennt, dem erscheint das Altenberger Zinnbergwerk primitiv-mittelalterlich, möcht' ich fast sagen, obgleich es ehedem lange nicht so gescheidt betrieben worden ist, wie jetzt. Auf riesige Leitern zu Dutzenden gleichsam geklebt, gleiten die Menschen ruckweis bergab. Dreihundert Centner des zinnhaltigen rothen Porphyrs müssen die Hunte hinaufheben, soll nur ein einziger reinen Zinns daraus gewonnen werden. Und wie mühselig ist das Ausscheiden! In siebzehn Pochwerken stoßen an dreizehnhundert Pochstempel, in fünfzehn Wäschen arbeiten 80 Stoß-, Schüttel- und Waschherde, die Massen zu Sand zu zerbröckeln und den Sand zu schwemmen und zu waschen. Das ist's, was die Müglitz färbt. Als ein grauer Sand ist endlich das Zinnerz gewonnen, im Schmelzofen wird daraus das silbrige Metall. Was wird daraus? Meist geht es, man staunt darüber, nach Wien, um dort in Salzsäure wieder aufgelöst zu werden, zu Zinnsalz fürs Morgenland, wo man solches mehr noch als bei uns zum Rothfärben verwendet.

Die oft ganz wundersam charakteristischen Gestalten, die wir hier, rothbestäubt, ans Tageslicht steigen sehen, sind wenigstens insofern besser daran, als die Bergleute zumeist, da man in den Altenberger Gruben keine bösen Wetter kennt. Sonst aber ist ihre Arbeit schwer und immerhin auch gefahrvoll. Denn ganz tief unten ist nicht immer fester Bestand, langsam aber sicher bewegen sich unter ungeheurem Drucke die Lager des „schiebenden Gesteins", sodaß an den eigentlichen Abbau-Oertern die Gänge mit starken Pfosten versteift werden müssen. Da sehen wir wohl in verlassenen Gängen ganze Reihen von Stämmen zersplittert und zerborsten. Aber das kundige Auge erkennt doch fast immer zur rechten Zeit die Gefahr, denn, Gottlob, ist der Druck sehr gleichmäßig, der hier die Massen preßt. Und er erleichtert dem Bergmann sogar zuweilen, wie ein guter Kamerad, die Arbeit: er erlaubt ihm, „Schubörter" anzulegen, zu denen sich dann für geraume Zeit ganz von selbst die Erzmassen schieben, ihm zur Hand gleichsam, daß er nur abzufahren braucht.

Früher trieb man's bedenklicher. Da wurden in den „Zinnzwitter" kleine Höhlen gesprengt, in die machte man Feuer, welches alsdann die Decke zermürbte, daß sie einbrach. Auf den herabgestürzten Trümmern brannte man abermals Feuer an, bis neue Einstürze erfolgten, — und immer so weiter, daß mächtige Höhlen entstanden, Höhlen „wie ein Kirchengewölbe groß". Dabei aber gab's Unglücksfälle, den größten im Januar 1620. Ein Krachen, wie vom jüngsten Gericht, dröhnte damals durch die Winternacht: auf weite Strecken that sich die Erde auf, mit einem Dutzend Zechenhäusern ging der Boden in den Abgrund. Und im Bergwerke arbeiteten Menschen! Wunderbares Glück: Ein Treibschacht war heil geblieben, — hunderte rettete man, nur vier Mann fehlten! Und auch von diesen fand man nach drei Tagen noch drei am Leben, — ein

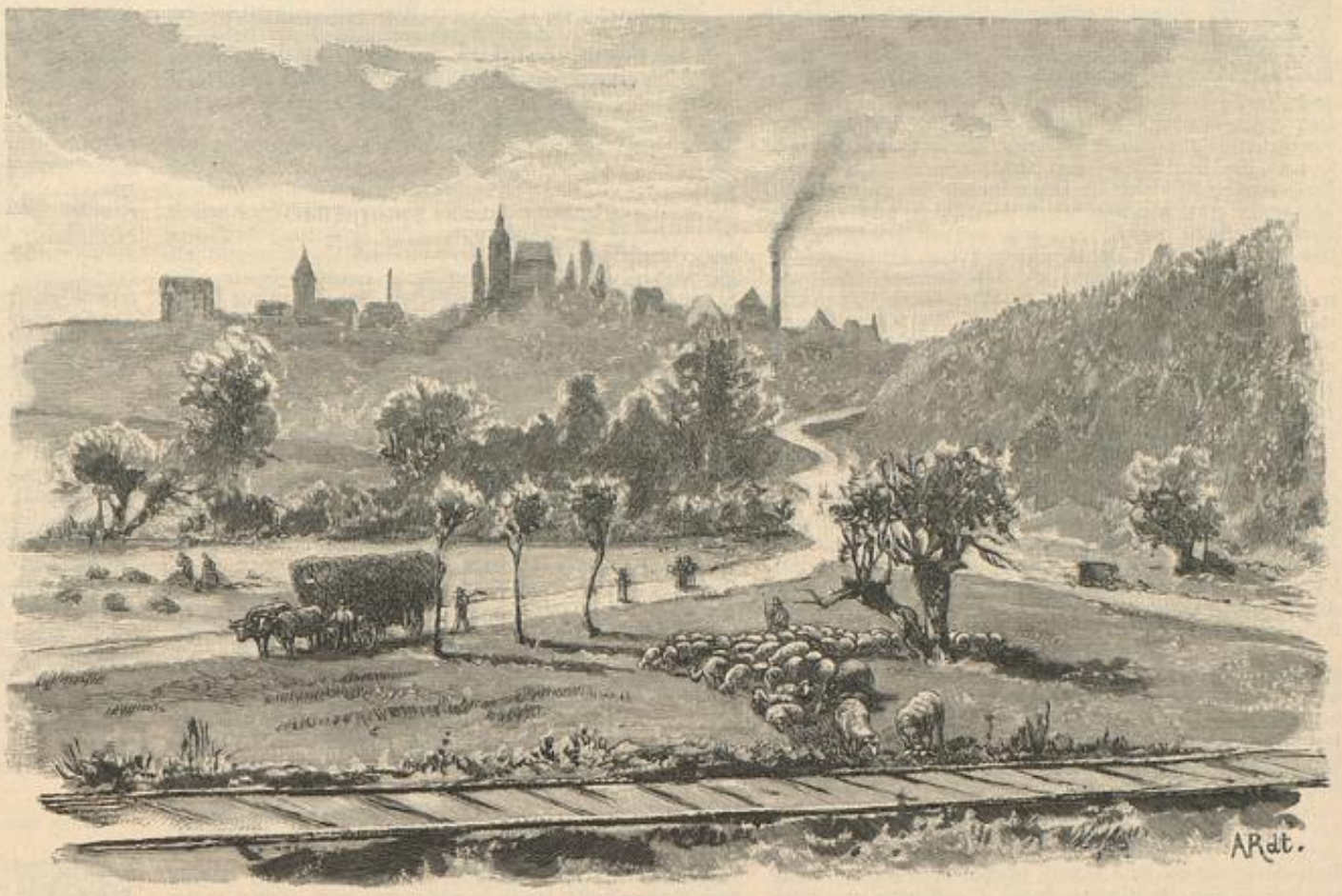
Schloß Lauenstein.

einziger nur ward niemals wiedergesehen! Die „Binge“, der unheimliche Abgrund, den wir bei Altenberg sehen, ist sein Grab, — sie zeugt von jenem Unglück für alle Zeiten.

Hat das Finden des Zinns in Altenberg dem Völkchen droben nun eigentlich wirkliches Glück gebracht? Die Frage, die uns so oft eine Weile nach dem Auftauchen mit Jubel begrüßter Glückszufälle bedenklichen Gesichtes anschaut, sie lugt auch hinter dem Denkstein hervor, den sie hier oben, unweit der Binge, zur Erinnerung an jenen Freudentag gesetzt haben. Wenn wir uns umsehen, spricht nichts von großem Wohlstande, — ärmlich gekleidete Menschen in ärmlichen Heimstätten! Spitzgiebliche Häuser, mit Schindeln gedeckt, an denen die langen Leitern lehnen zur Rettung bei Feuersgefahr, gegen die dann auch die großen Thüren helfen müssen, — und das alles nur selten einmal fröhlich bemalt, meist ganz verwittert im Grau der Dürftigkeit. Obst- und Getreidebau ist auch in diesen Höhen schon des Schnees und der Spätfröste wegen ein zu unsicheres Geschäft, als daß es recht wesentlich helfen könnte, das Los der Bergleute zu erleichtern. Und die langen und strengen Winter heischen mehr Feuerung als die milderen im Thal, aus dem dereinst die Ahnen, des Zinns wegen, heraufgezogen sind, soweit sie nicht heimloses Volk aus der Fremde waren.

Eine richtige Heimat freilich haben sie hier oben gefunden, eine Heimat, die sie lieben. Ueberall, wo eine Landschaft recht einfach ist, finden wir ja die Heimatliebe besonders stark ausgeprägt; die großen, schlichten Linien prägen sich tiefer ins Gemüth, als der kleinlicheren bunter Wirrwarr. Hat das Müglitzthal im ganzen genommen mehr den Charakter des Anmuthigen und Heiteren, so zeigt die Altenberger Gegend viel mehr den des Ernstes und oft sogar entschieden der Erhabenheit. Die Erinnerung an nordisches Heideland erwähnte ich schon. Steigt man freilich auf eine der Kuppen hinauf, die von hier aus so niedrig aussehen und sich ja auch nur wenig über die Hochebene erheben, die aber doch über dem Meeresboden eine ganz stattliche Höhe erreichen, so ändert sich der Eindruck: Man sieht, daß jene „Heide“ doch nur verhältnißmäßig kleine freie Strecken bedeutet innerhalb eines gewaltigen Wäldermeeres. In der That: Nur wenig unterbrochen breitet der hohe Fichtenwald mit wohlgehaltenen Staatsforsten überallhin sein dunkles Grün über Meilen und Meilen aus, und schön und schauerlich ist's, wenn das Echo der Jagdflinten zwischen den Waldbergen hin- und wiederrollt oder im Spätherbst das Röhren der Hirsche durch die nächtliche Einsamkeit stöhnt.

So ist die kleine Welt hier oben nicht ohne Größe. Gelüstet's einen aber, noch weitere Ausschau zu halten ins liebe Vaterland hinein, das sich um die emsigen, aber stillen Kinder seiner Berge hier droben höchstens zur lockenden Wanderzeit mehr als pflichtgemäß bekümmert, ei, so muß man eben hinaufsteigen auf den Geisingberg, auf dem jetzt noch ein Thürmlein die Fichten überragt. Kann man in Altenberg ohne Anstrengung glauben, so um der Jahre hundert früher zu leben, als um die Wende des zwanzigsten Jahrhunderts, — denn es ist so gar nichts „fin de siècle“ da, — auf dem Geising geht das schon nicht mehr leicht an, denn dort in der Ferne liegt Dresden, und es wird selbst für das Auge des Geising-Wanderers von etwas höchst Modernem beherrscht, von den riesigen Kasernenbauten der Albertstadt. Aber sie leuchten doch nur als schmale und kurze hellgelbe Striche im Bild, in einem Bilde, das aus Grün und Grün zusammengewebt ist, bis die Entfernung das Grün zum Blau umstimmt und das Gold der Felder es verdrängt, alles nicht gar zu oft vom Gewässer-Geglitzer oder vom Häuser-Geflimmer einer Ortschaft durchbrochen. Weit, hier bis in die Meißener, dort bis in die Bautzener Gegend, dort wieder bis an die Lausitz hinan, kann man sehen, und auf der anderen Seite bis zu den edelgeformten vulcanischen Bergen im Böhmerland, um die herum unser liebes Deutsch schon mit fremdem Idiome im Kampfe liegt.



Weg von Dohna nach Gamig.

Schmelzhütte der Zinnwerke Geising-Altenberg.

Der Geising.

Wer, „neuer Dinge begierig“, kein Freund davon ist, dieselbe Straße thalab zu ziehen, die ihn thalauf geführt hat, wer auch der starken Versuchung widerstehen mag, dem langsamen Aufstieg zum Erzgebirgskamme sächsischerseits den schnellen Abstieg nach Oesterreich hinunter folgen zu lassen, das ja nur eine halbe Stunde weit von hier seine Grenze hat, — der kann über Kipsdorf, Schmiedeberg und den Rabenauer Grund auf nicht viel weniger reizvoller Strecke wieder nach Dresden kommen. Also zu thun, ist ja eine so beliebte Sache im Lande der Gemüthlichkeit und des vergnügten Natur-Kneipens, daß die Bahnverwaltung trotz der Unterbrechung von Geising bis Kipsdorf Rundreisehefte dafür ausgiebt. Wer aber ganz weise nicht nur, sondern auch ganz gut zu Fuße ist, der meidet das Dampfroß, wie sanftmüthig es auch auf diesen schmalen Schienen hier sich von dannen bewege, und er meidet auch die großen Straßen, dieweil auf ihnen vom Geiste der Langeweile zum wenigsten ein Hauch doch leichtlich noch brütet. Nein, er schlängelt sich zum Elbthal nieder auf einem der zahllosen kleinen Wege, die an stillen Städtchen und verträumten Dörfern vorbei durch einsame Felder ziehen, über denen die Lerchen singen, durch dämmerige Wälder, durch welche Fuchs und Reh huschen, durch lauschige Gründe, durch welche Bäche schwätzen, denen selbst die Mühlenräder weiter drunten noch unbekannte Ungeheuer sind. Und wenn seine Wandertasche leer geworden ist vom mitgenommenen Proviant, so ist das Herz des Wanderers voll geworden von freundlichen Erinnerungen, an denen er viel längere Zeit schmausen kann. —

Große Binge bei Altenberg.

Freundliche Erinnerungen? — Ich lese diese Zeilen noch einmal, vier Wochen, nachdem ich sie geschrieben. Und wie eine bittere Ironie berührt mich das Wort, gebraucht in Verbindung mit dem Müglitzthal, denn über diese kleine Welt ist mittlerweile ein Naturereigniß niedergegangen, so furchtbar, wie sie wohl noch keines je erlebt hat. An anderer Stelle dieser Blätter ist von der furchtbaren Wassersnoth eingehender die Rede gewesen, die wie ein Höllenungeheuer in tiefschwarzer Nacht auch dieses friedliche Thal überfiel, seine Felder verwüstete, seine Straßen zerriß, seine Häuser zerbrach und Mensch und Thier ertränkte in wild hergezauberten neuen Seen von Berg zu Bergrand — unermeßlichen Schaden bringend und unsäglichen Jammer! So kann aus einem Idyll ein Trauerspiel werden, im eigentlichen Wortsinn „über Nacht“. Wer aber das Müglitzthal bewandern will, der darf sich nun sagen, daß er schon dadurch auch ein Scherflein beiträgt, unverschuldete Noth zu lindern.

Nachdruck verboten.

Privat-Eigenthum.

Eine lustige Geschichte aus der Sommerfrische.

Von Alwin Römer.

(Schluß.)

Fast eine Woche war in diesem gespannten Zustande ins Land gegangen, ohne daß sich die Situation auch nur im geringsten verschoben hätte.

Nun war es Sonntag geworden. Die Natur steckte wie in einem Feierkleide, so thaufrisch prangten die Wiesen, so weihevoll rauschten die Tannen. Im Hotel „Zur Waldheimath" freilich wußte man heute nicht viel von Feiertagsstille und Festfrieden. Ein Theil des Personals war in das nächste Dorf zum Schützenfeste beurlaubt. Dadurch war die Thätigkeit im Hause doppelt fieberhaft. Unvorhergesehene große Gesellschaften hatten Einkehr gehalten, keine Hand im Hause war müßig, und trotzdem gelang es nicht immer, die Hungrigen und Durstigen alle zu befriedigen.

Heinz Döring, abgestoßen von dem Sonntagstrubel, war in den Wald gepilgert, wo er am dichtesten und heimlichsten war, und hatte sich den müßigen, ach, so süßen Träumereien von der Göttin seines Herzens ergeben, die ihn so constant mit Verachtung strafte. Dabei hatte er sich auch sein ganzes Sündenregister wieder vorgehalten und machte sich immer von neuem Vorwürfe über sein vorschnelles brüskes Verurtheilen jenes aus der fröhlichen Laune des Zufalls gesungenen Rosenliedes. Wie oft und wie begeistert hatte er selbst es früher gesungen! Was für ein Egoist war er doch gewesen an jenem Nachmittag, daß er es anderen so verargt und vergällt hatte! Und wenn auch das verstimmte Klavier ihn vielleicht besonders gereizt hatte, Gisela Walrath's prächtige Stimme hätte ihn sofort dafür entschädigen müssen! Aber man ist eben nachher immer klüger, dachte er seufzend. Es ist wie mit den Rathsherren, wenn sie die Treppe zum Rathskeller hinunterwandeln!

Dabei hatte er leise, ohne es zu merken, angefangen, das Roquette'sche Lied vor sich hinzusummen. Immer lauter kam es von seinen Lippen, immer feuriger strömten ihm die Worte vom Munde. Er achtete es nicht, daß er langsam wieder in die Nähe des Hotels gelangt war. Schmetternd klang es hinauf, just zu dem Fenster, aus dem sich halb verwundert, halb entrüstet Fräulein Gisela herausgelehnt hatte:

„Noch ist die blühende, goldene Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!"

Nun warf er einen Blick hinauf, sehnsüchtig bewegt; er wußte ja, daß sie hier ihr Zimmer hatte. Da klirrten im gleichen Augenblicke heftig die Scheiben, und voll Hast und Empörung zog sich das junge Mädchen vom Fenster zurück. Er hatte ihr den Refrain offenbar zum Hohne hinaufgesungen, der abscheuliche Mensch! O, wie sie ihn haßte! Wie sie ihn haßte!

Leider war ihr bei dem heftigen Zuschlagen des Fensterflügels ein Unglück geschehen. Die Medicin-Flasche ihrer Tante, aus der diese alle zwei Stunden einzunehmen pflegte und dann allemal die deutlichste Linderung ihrer Gallenstein-Schmerzen zu verspüren behauptete, war heruntergefallen und hatte ihren Inhalt bis auf den letzten Tropfen über den Fußboden ergossen. Was würde das für eine Scene geben, wenn die Tante es merkte! Sie sah nach der Uhr. Es blieb ihr noch eine gute Stunde Zeit, Ersatz zu schaffen. Aber die Apotheke war vier Kilometer weit entfernt. Zur rechten Zeit konnte der heilsame Trank unmöglich an Ort und Stelle sein!

Und all dieses Ungemach durch diesen boshaften Menschen! Es war, um Thränen zu vergießen vor Zorn und Jammer!

Glücklicherweise dachte sie daran, daß davon die Flasche erst recht nicht vorschriftsgemäß gefüllt werden könne, und so kramte sie denn eilig das Recept hervor und stieg hinab in die Küche, um sich vom Wirth einen Boten auszubitten.

Aber da kam sie heute bös an. Alle Liebenswürdigkeit nützte nichts.

„Wir wissen nicht, wie wir's schaffen sollen, liebstes Fräulein!" ächzte er. „Sechzig Personen zum Abendtisch mehr und nur halbes Personal. Ich kann keinen Menschen entbehren, so leid es mir thut!"

„Aber der Kutscher hat doch nichts zu thun! So lassen Sie anspannen. Ich bezahle es!"

„Der Kutscher ist soeben nach Tannenhof gefahren. Kommt vor zehn nicht zurück!"

„Aber dort steht ein Fahrrad! Ihr Hausbursche kann gewiß radeln!"

„Der Hausbursche muß mit serviren!"

„Bis dahin kann er längst zurück sein, Papa Sieveking!"

„Nein, nein, es geht nicht. Außerdem gehört das Rad nicht ihm, mein Fräulein!"

„Schwindel!" dachte sie und trat hinaus, es zu betrachten. Es war ein sehr elegant gebautes Stahlrößlein, auf dem die Entfernung zu der dummen Apotheke ganz sicher in einer Viertelstunde zurückzulegen war.

„Wem gehört es denn?" fragte sie, wieder an das Küchenfenster tretend. Da antwortete ihr im Rücken an des Wirthes Statt eine Stimme: „Privat-Eigenthum, mein Fräulein!"

Sie fuhr herum und sah in das verlegen lächelnde Antlitz Heinz Döring's, dem diese etwas boshafte Anspielung eigentlich ganz wider Willen herausgeflogen war.

„Ah so, pardon!" sagte sie schneidend, reichte das Recept zur Küche hinein und gab dem Wirth Auftrag, es wenigstens noch nach der Abendtafel zur Apotheke zu schicken. Die Fluth der Vorwürfe, die von der Tante ob des Malheurs über sie hereinbrechen würden, mußte sie nun schon über sich ergehen lassen. Erhobenen Hauptes schritt sie davon.

Heinz biß sich auf die Lippen. Was hatte er wieder angerichtet?

„Wie kam denn Fräulein Walrath darauf, sich nach meinem Rade zu erkundigen?" fragte er den Wirth.

„Sie wollte gern ein Recept zur Apotheke besorgt haben und dachte, es gehörte unserem Hausburschen!"

„Ah . ., wenn ich nun einmal Ihren Hausburschen spielte?" fragte Heinz launig.

„Sie wollten doch Ihren Herrn Bruder auf dem Schützenfeste treffen, Herr Baumeister?" erinnerte ihn der Wirth.

„Das allerdings! Aber der kann warten. Schließlich weiß er ja, wo ich bin, und kann mich hier aufsuchen! Wenn er kommen sollte, sagen Sie ihm Bescheid! Und nun, her das Recept!"

Lachend reicht ihm der Wirth das schmale Zettelchen. Eine Minute später flog Heinz schon die Straße nach dem Städtchen hinab, wo er die nächste Apotheke wußte. Gisela konnte ihn erblicken, wie er um die zweite Waldecke bog und dachte dabei:

„Wenn er ein bißchen netter gewesen wäre, und ich auch, — dann, — ja dann wäre das ganze Unglück überhaupt nicht geschehen!"

Nach einer Weile wurde zur Abendtafel geläutet. Gisela hörte es mit heimlichem Mißbehagen. Stand ihr doch gleich nach dem Schlusse derselben der unangenehme Augenblick bevor, wo sie der alten, leicht verdrießlichen Erbtante, von deren Wohlwollen das Schicksal ihrer ganzen Familie abhing, gestehen mußte, was mit ihrer Arznei geschehen sei! Sie beschloß, die Tante recht lange bei Tische zu fesseln und auch nachher noch zu bewegen, unten zu bleiben, damit die Frist bis zur Entsendung des Hausburschen möglichst verkürzt würde. Wenn sie nachher sagen konnte, er sei schon unterwegs nach der Apotheke, so erstickte sie den Unwillen der alten Quälerin dadurch vielleicht im Keime. So bot sie denn nach der Abendtafel alle ihre Liebenswürdigkeit auf, die Tante unten zu halten. Die prächtige Aussicht, das schöne Wetter, die angenehme Gesellschaft, die Bereitwilligkeit, der Tante Lieblingslied „Behuet dich Gott," das Gisela sonst zu süßlich war, zu singen, vermochten im Verein schließlich, die Greisin zum Bleiben zu bestimmen.

„Aber," sagte sie ängstlich zu Gisela, als diese schon innerlich frohlockte, „meine Medicin möchte ich doch pünktlich nehmen, Du bist wohl so gut und springst hinauf, sie mir zu holen!"

O weh, an diese ganz natürliche Wendung der Dinge hatte der schlaue Blondkopf nicht gedacht. Ganz betreten entfernte sie sich aus dem Salon und erklomm, unzufrieden mit sich selbst, daß sie nicht doch lieber gleich die Wahrheit gesagt hatte, die Treppe zu ihren Zimmern.

Vor der Thür jedoch blieb sie plötzlich herzklopfend stehen. Bewegte sich nicht etwas hinter der Thür? Scholl nicht der Klang eines Schrittes heraus? Ein Dieb! dachte sie und drückte auf die Klinke, entschlossen, sofort um Hülfe zu schreien, wenn nicht vielleicht eines der Stubenmädchen darin sein sollte.

Der Sommerabend war hell.

Es war kein Stubenmädchen, das da eben ein Fläschchen mit einer langen papierenen Zunge am Halse auf den Tisch postirte. Es war ihr spöttischer Gegner, Herr Baumeister Heinz Döring. War es ein Widerschein des intensiven Abendrothes, der sich nun plötzlich über sein männliches Antlitz ergoß?

„O, gnädiges Fräulein," stammelte er, „das paßt schlecht! Sie sollten es ja gar nicht merken, daß ich —"

„Haben Sie mir die Medizin für meine Tante besorgt, Herr Baumeister?" fragte sie mit einem leisen Zittern in der Stimme, den er für verhaltenen Aerger hielt.

„Ich war so frei!" erklärte er trotzig. „Der Wirth bat mich darum, und da ich sowieso in dem Neste zu thun hatte, so . . ."

„Trotzdem bin ich Ihnen überaus verpflichtet!" sagte sie, nach den richtigen Worten ringend. „Es ist mir peinlich, daß gerade Sie . . ."

„O bitte," fiel er etwas sarkastisch ein, „ich habe nur den Hausdiener vertreten. Geben Sie ihm ein Trinkgeld und die Sache ist erledigt!"

Hinaus war er, während sie sich die Lippen blutig biß.

„Gisela!" hörte sie unten die Tante rufen, und seufzend griff sie nach der neuen Arzneiflasche. Den Vorwürfen der Tante entging sie jetzt wohl; aber dafür war sie um so niedergeschlagener über die Ursache dieser Rettung.

Im Salon unten fand sie den Baumeister am Fenster stehen. Mochte der Himmel wissen, über welch' neue Bosheit er da wieder nachgrübelte.

Auf einmal jedoch hörte sie einen leichten jugendlichen Schritt von der Thür her quer nach dem Fenster hineilen. Ein junger Radfahrer stürmte auf den Baumeister los und schlug ihn derb auf die Schulter.

„He, Heinz," rief er lachend, „heißt das Rendez-vous um sechs auf dem Liebenfelder Schützenfeste, was? Du bist mir ein netter Bruder!"

„Du mußt schon entschuldigen, mein Junge!" sagte Heinz. „Eben wollte ich . . ."

„O, ich weiß Bescheid, der Wirth hat es mir verrathen. Du übst Dich für holde Damen im Minnedienst! Da hat so 'n armer Kerl von Bruder natürlich zurückzustehen!"

„Der Wirth ist ein Klatschmaul!" erklärte Heinz mit einem scheuen Seitenblicke zu Gisela Walrath hinüber, der kein Wort von dieser Unterredung entgangen war. „Laß uns hinausgehen unter die Linden. Der Abend ist zu schön für das Zimmer!"

Und den Bruder mit sich fortziehend, schritt er der Thüre zu. Draußen saßen sie alsbald bei einer Flasche Steinberger und stießen herzlich mit ihren Gläsern an.

„Du," sagte plötzlich der Jüngere, „da war ein verdammt hübsches Mädel im Saale. Bei der alten, schiefen Urschel, weißt Du, mit dem ewigen Zahnschmerzen-Gesichte! Wer ist denn das? Kannst Du mich nicht vorstellen?"

„Thut mir leid," entgegnete der Baumeister, während ein leiser Schatten über seine Stirne huschte, „wir sind nicht bekannt miteinander!"

„Schade! . . . Aber Du gestattest doch, daß ich noch einmal ans Fenster trete und sie anschmachte? Es war ein zu süßer Käfer!"

„Thue deinen Gefühlen keinen Zwang an!" sagte Heinz innerlich empört über diesen grünen Jungen, der so obenhin von der königlich schönen Gisela zu plappern wagte.

Erich Döring stand auf, um im Schatten der mächtigen Lindenbäume unbemerkt nach den Fenstern des Salons vorzudringen. Heinz stützte den Kopf in beide Hände, ein Gefühl bitterer Unzufriedenheit niederkämpfend.

„Auf ein Wort nur, Herr Baumeister!" klang da plötzlich eine liebe, süße Stimme an sein Ohr. „Sie haben sich vorhin so ritterlich für mich geopfert und den Dank dafür absichtlich zurückweisen wollen. Aber das gelingt Ihnen nicht. Ich habe es wohl geahnt und nachher auch doppelt bestätigen hören . . . Nicht wahr, Sie . . . Sie sind mir nicht mehr böse und . . . Sie nehmen es an, daß ich Ihnen von Herzen . . ."

„Bitte, bitte, nicht weiter, gnädiges Fräulein ," flüsterte er weich. „Ich bin dreifach, vierfach, hundertfach in Ihrer Schuld. Sie erinnern sich gewiß nicht mehr. Aber schon im Sedan-Panorama vor vier Wochen fing es an!"

„Doch, doch!" nickte sie, leise lächelnd.

„Und dann hier erst," fuhr er fort, „was bin ich Ihrer Lieblichkeit und Lebenslust gegenüber für ein Boshart gewesen, trotzdem mir innen, tief innen im Herzen ein ganz anderes Gefühl wohnte, von dem ich mich nur nicht getraue zu reden, weil ich fürchten muß, den eben so schön errungenen Frieden zwischen uns sofort wieder zu stören! Denn ich liebe Sie, Fräulein Gisela, liebe Sie mit der ganzen Gluth meines Herzens . . ." flüsterte er, unlogisch wie alle Verliebten doch das Geheimniß preisgebend, das er im Grunde des Herzens für ewig zu bewahren beschlossen hatte.

Und da Fräulein Gisela Walrath auf ein so kühnes Geständniß hin nichts weiter, als halb bebend, halb jauchzend: „O Gott, Herr Baumeister!" stammelte, ohne indessen das Hasenpanier zu ergreifen, vielleicht, weil ihr der Schreck über diese unerwartete Botschaft allzu heftig in die Glieder gefahren war, so drückte Heinz Döring, kühner werdend, das blonde Köpfchen Gisela's an seine Brust und suchte mit seinem Munde zunächst ihre schöne weiße Stirn.

„Du, ich finde die kleine Hexe nicht mehr!" rief Erich verdrießlich und trat wieder in den Schatten der Linden, ehe die beiden Zeit gehabt hatten auseinander zu flüchten.

„Ja, zum Teufel, Heinz," fuhr der Jüngling erstaunt fort, „da ist sie ja! Und da sagst Du heimtückischer Kerl noch eben, Ihr wäret nicht bekannt miteinander? Das ist stark, höre!"

„Beruhige Dich, Kleiner!" lachte Heinz vergnügt. „Für Dich hatte die Sache ja doch keinen Zweck. Fräulein Gisela Walrath ist nämlich von diesem Augenblicke an — mein Privat-Eigenthum!"

Und damit faßte er seine schnell eroberte Braut beherzt um die Taille, so eifrig sie sich auch dagegen zu sträuben schien und küßte sie nun auch auf die Lippen.

„Alle Wetter!" murmelte Erich, dem das Wasser im Munde zusammenlief. Aber die beiden verliebten Ungeheuer dachten gar nicht daran, daß ein Bruder und künftiger Schwager auch gewisse Rechte habe . . .

So goß er denn trübselig ein Glas Rheinwein herunter und spülte damit den Neid weg, der in ihm aufsteigen wollte wegen dieses ganz widersinnig schönen Privat-Eigenthums eines anderen.

Nachdruck verboten.

Hohe Jagd.

Von Ludwig Ganghofer.

Alles unterliegt dem Wandel der Zeiten, das Große nicht minder, wie das Kleine, nicht minder der Ernst des Lebens, wie seine Freude und all seine jauchzende Lust. Diesen fließenden Wechsel hat auch das Waidwerk erfahren, nicht minder das prunkvolle Jagdvergnügen der fürstlichen Herren, wie die bescheidene Sonntagsfreude des Kleinjägers, der in müßiger Stunde sein Rebhuhn oder sein Häslein holt.

Vor einem Jahrtausend war die Jagd ein Kampfspiel, das heißen Muth, einen gestählten, allen Strapazen der Wildniß gewachsenen Körper und vollendete Uebung in allem Waffenwerk erforderte. Es war kühne Arbeit, einem anrennenden Bären den sicher tödtenden Fang ins Herz zu geben oder einen Urstier auf den gefällten Jagdspeer laufen zu lassen, ohne bei dem Ansturm des gewaltigen Thieres zu wanken. Solches Jagdspiel war den jungen Recken eine Vorschule für die ernste Stunde, in der es galt, den anrennenden Feind mit wuchtigem Schlag zu fällen. Solche Jagd versetzte jede Fiber in Gluth, befeuerte und berauschte, aber sie rührte auch alle Leidenschaften auf, den Jähzorn, die Eifersucht und den Haß; das Blut, das zu jenen Zeiten im Moos des Waldes verrann, war nicht immer nur der rothe Schweiß des Wildes. Siegfried wurde bei der Eberjagd erschlagen, und

„Die bluomen allenthalben
Von bluote waren naz."

Neben solcher Tragik entsprangen der Jagd jener grauen Zeiten aber auch Ereignisse, welche durch Jahrhunderte für abertausende von Menschen zu einem sprudelnden Quell des Segens wurden. Karl der Große, der als leidenschaftlicher Jäger die wildreichsten Jagdgebiete der fränkischen und deutschen Lande zu seinem kaiserlichen Leibgeheg ernannte, entdeckte bei der Verfolgung eines verwundeten, in die Wildniß geflohenen Hirsches die heißen Quellen von Aachen, Kaiser Karl IV. die Quellen von Karlsbad. Berühmte Salzlager und Bergwerke wurden von Jägern entdeckt, und weidmännischen Abenteuern verdankten zahlreiche Klöster ihre Gründung, wie die Klöster Wessobrunn, Polling, Kremsmünster, Ebersberg, Thierhaupten, Metten, Sulzbach und andere mehr.

Die Zeit der Minnesänger, welche das höfische Leben verfeinerte und den Verkehr der Großen zu zierlichen Formen schliff, begann auch das wilde, urwüchsige Jagdgetobe der alten Zeiten in eine nach strengen Regeln ausgebildete Kunst des Waidwerks zu verwandeln. Tristan, „der ellende knabe", gewann durch seine vielseitigen Jägerkünste und durch seine Kenntniß der Waidmannssprache und aller höfischen Jagdgebräuche die Gunst des greisen Königs Marke, dessen ungeschulte Jägerei er in der Kunde der Parforce-Jagd unterrichtete, in der Arbeit des Leithundes und im jagdgerechten Zerwirken des Wildes.

„Sinen mantel zôch er abe
und leite den ûf einen stoc:
er zôch höher sinen roc.
sin ermel vielt er vorne wider;
sin schoene hâr daz streich er nider,
uf sin ôre leite er daz. — —
er greif den hirz mit handen an
unde wolte in ûf den rucke legen."

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert standen Parforce-Jagd und Reiherbeize in ihrer Blüthezeit, während das sechzehnte und siebenzehnte Jahrhundert die hohe Jagd des Waldes zu vollendeten Formen ausbildete und das „eingestellte Jagen" kultivirte, bei welchem große Waldgebiete mit „Zeug" umgrenzt und durchzogen wurden, um ein Ausbrechen des Wildes zu verhindern und den Lauf desselben gegen die fürstlichen Stände zu richten. Dieses „Zeug" bestand aus den „hohen

Tüchern" und aus den „Lappen", welch letztere entweder aus weißen oder bunten Tuchlappen bestanden, die das Wappen und den Namenszug des fürstlichen Herren trugen und in kurzen Zwischenräumen an Stricke gereiht waren, oder aus den „Federlappen", die übrigens keine Erfindung der deutschen Jägerei sind, sondern bereits bei den Jagden der alten Römer in Verwendung kamen.

„Pennae in lineam contextae dicuntur formido." *)

Mehrere große, buntgefärbte Federn wurden, — jedes Büschel eine Spannenlänge vom andern entfernt, — an Schnüre geknotet, die man an Stangen aufrichtete oder über die Aeste der Bäume legte. Man brachte wohl, um die scheuende Wirkung zu steigern, zwei und drei solcher Lappenschnüre übereinander an, aber sie hielten das Rothwild, — namentlich das halb zahme Wild der Parkwälder, — nicht lange vor dem Ausbrechen zurück und versagten ihre Wirkung völlig auf das Schwarzwild, das immer lustig „durch die Federn" ging. Gegen diese Ausreißer halfen nur die „hohen Tücher", — schwere, drei Meter hohe Gewebe und starke Netze, die mit gegabelten Stellstangen aufgerichtet und straff gespannt wurden.

Diese „eingestellten Jagen" unterschieden sich in das „Hauptjagen", bei dem das Wild in meilenweitem Umkreis aus riesigen Waldbeständen auf einen kleinen, für das Jagen ausgewählten Bezirk zusammengetrieben und hier mit Tüchern eingeschlossen wurde, — in das „Contra-Jagen", bei dem man das Wild von zwei entgegengesetzten Seiten gegen die in der Mitte des Jagdgebietes errichteten Stände trieb, — und in das „bestätigte Jagen", bei dem das eingestellte oder freie Wild vor Beginn der Jagd mit Leithunden genau bestätigt wurde, meist zu dem Zweck, um nur einen einzigen, besonders starken Hirsch oder einen schweren Keiler vor den fürstlichen Stand zu bringen oder mit Hunden zu „forciren". Diese schwierige Jagd-Methode erforderte vor allem eine tüchtige, tadellos geschulte und völlig hirschgerechte Jägerei; sie erfreute sich zu allen Zeiten der besonderen Vorliebe fürstlicher Waidmänner und erfuhr um dieser Ursache willen eine Ausbildung, die den Namen waidmännischer Kunst mit vollem Rechte verdient. Der Zauber des Waldes und seines Thierlebens vereinigte sich hier mit der Waidmannsfreude und dem tiefen, nach jauchzender Aussprache drängenden Empfinden des Jägers zu blühender Romantik. Uralte, gereimte Sprüche, die sich vom Vater auf den Sohn vererbten und von einem dichterisch veranlagten Enkel geändert und vermehrt wurden, markirten jede Phase einer solchen Jagd. Da wurde der Morgen mit Hörnerschall und mit dem Ruf begrüßt:

„Wohlauf Ihr Fürsten und Herren, Ritter und Knecht,
Und all ihr schönen Jungfrauen,
Heut wöllen wir jagen recht
Und wöllen den edlen Hirsch anschauen,
Wohlauf und habet Fleiß, ihr Waideleut',
Bis daß der edle Hirsch auf der Seiten leit'!"

Mit solch gereimtem Sprüchlein wird der Befehl, zum Bestätigen des Hirsches auszuziehen, an den Jäger ertheilt, der seinen Leithund also anspricht:

„Hin, hin, frisch ritterlich,
Der helle Tag scheint über dich!
Hoho, mein trauter Gesell, hin zu jener Buchen,
Dort wöllen den edlen Hirsch wir suchen!
Wohlan, wohlan, hin zu jener Linden,
Dort wöllen wir den edlen Hirsch heut finden!
Hoho, Gesell, hin zu jener Eichen,
Merk auf und schau des edlen Hirsches Zeichen!"

Das Auffinden der Fährte, jedes „gerechte Zeichen", jeder „Wiedergang" des Hirsches, wie die Entdeckung der frisch zurückgelassenen Visiten-Karte, — das alles hat seine Formel und seinen fröhlichen Spruch. In Reimen meldet der Jäger seinem fürstlichen Herrn das Ergebniß der Suche und legt ihm, als unanzweifelbaren Beweis, auf Eichenblättern die frische Losung des bestätigten Hirsches auf die Tafel.

Das ist nun freilich Geschmack eines längst vergangenen Jahrhunderts, über den wir heute lächeln, doch ohne ihn schelten zu wollen. Die polirende Zeit hat von der Gestaltung der hohen Jagd alles Derbe fortgeschlissen, dabei aber auch manch ein Stück schönster Poesie beseitigt, welches werth gewesen wäre, daß es erhalten blieb.

Die Ausbildung der hohen Jagd zu solch complicirten Formen und unter Gebrauch solch eines vielgegliederten und kostspieligen Apparates war eine Wechselwirkung der unzulänglichen Jagdwaffen und dabei des Wunsches, großartige Schuß-Resultate zu erzielen. Aber alle kunstgemäße Entwickelung der fürstlichen Jagd hätte diesem Wunsche nicht entsprochen, wäre nicht in vergangenen Zeiten die Wildhege ein leichtes Spiel gewesen. Man ließ eben der Natur ihren freien Lauf, und das genügte. In Zeiten, in denen jeder Hofhund am Hals einen Knüppel tragen mußte, der ihn am Jagen verhinderte, und in denen das Wild die unumschränkte Herrschaft im Walde genoß und freien Zutritt zu jedem reifenden Getreidefeld und zu jeder blühende Wiese hatte, — in solchen Zeiten war mühelos ein Wildstand zu erziehen, dem es kaum merklichen Schaden brachte, wenn einer Seuche oder einem grimmigen Winter die Hirsche und Thiere zu tausenden zum Opfer fielen. Doch heutzutage, wo das Roth- und Schwarzwild aus den meisten offenen Wäldern verschwunden, in die geschlossenen Parke verbannt oder in die rauhen, schwer wegsamen Berge zurückgedrängt ist, — heutzutage, wo die Landwirthschaft und Forstkultur den berechtigten und gesetzlich begünstigten Vortritt vor aller Jagd genießen, heutzutage mußte sich die Wildhege zu einer Art von Wissenschaft entwickeln, wenn sie mit zäher Ausdauer und rastlosem Kampfe schöne Erfolge erzielen will, indem sie dem Wilde die ihm verschlossenen Nahrungsstätten durch waidmännische Fürsorge ersetzt. Dank dieser ausgebildeten und mit jedem neuen Jahre rastlos vorwärtsschreitenden Wissenschaft der Wildhege hat die fürstliche Jagd in Deutschland Reviere aufzuweisen, deren Wildreichthum den Vergleich mit den gerühmtesten Jagdgebieten vergangener Zeiten auszuhalten vermag, — so die Leibgehege der Könige von Württemberg und Sachsen, die Hochwild-Reviere des Herzogs von Coburg, der Fürsten von Pleß und Thurn und Taxis. Doch in erster Reihe zählen hier die mit Schwarzröcken, Schaufelwild und edlen, stolzgeweihten Hirschen reichbesetzten Reviere des deutschen Kaisers. Da ist vor allem der altehrwürdige Forst von Königswusterhausen zu nennen, — das Lieblings-Revier Kaiser Wilhelms des Großen, — die Schorfheide mit dem Jagdschloß Hubertusstock, das Jagdrevier zu Springe und in der Göhrde, das Hofjagd-Gehege im Grunewald und die wildreiche, in der Altmark gelegene Letzlinger Heide. Die Geschichte dieses letzteren Gebietes, das im Jahre 1843 zum Leibgehege erklärt wurde, hat eine historische Pikanterie aufzuweisen. Um dieses Jagdgebietes willen wären vor mehr als dreihundert Jahren die Urväter unseres Altreichskanzlers mit ihrem Landesherrn fast in ernstliches Zerwürfniß gerathen. In Fedor von Köppen's Bismarck-Biographie finden wir über diesen jagdrechtlichen Streitfall folgendes berichtet:

„Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wohnten auf Burgstall, dem Erblehnbesitz der Bismarcks, zwei Brüderpaare genannter Familie, Heinrich und Friedrich das ältere, Jobst und Georg das jüngere, einträchtlich beisammen. Da erhielten sie einen mächtigen Nachbar in dem Kurprinzen Hans Georg, dem damaligen Verweser des Havelberger Bischofssprengels, der in den Wäldern des Tanger zu jagen liebte und in Letzlingen ein eigenes Jagdschloß erbaute. Die Jagdreviere von Letzlingen und Burgstall grenzten dicht aneinander, und oft kam es zu Grenzstreitigkeiten zwischen dem kurfürstlichen Gefolge und den Bismarck'schen Jägern. Da fühlte der leidenschaftliche Jagdfreund Prinz Hans Georg sich versucht, auch Burgstall für sich zu gewinnen, um die herrlichen Waldungen des Tanger und der Oka zu einem weiten, fürstlichen Jagdreviere zu vereinigen, und ließ dem Bismarck'schen Brüderpaare Anerbietungen zu einem Tausche machen. Das war eine bittere Zumuthung für die ehrenfesten Getreuen auf Burgstall, daß sie dem jagdlustigen Herrn zu Gefallen ihren väterlichen Herd verlassen sollten. Vergebens stellten sie vor, daß ‚ihre Vorfahren mit Gut und Blut willig ihre Dienste dem Kurfürsten geleistet, daß sie lieber in dem althergebrachten zierlichen Stande bleiben, als leichtfertig denselben verrücken lassen wollten', — Kurprinz Hans Georg hatte sich's einmal in den Kopf gesetzt, die Jagd zu Burgstall müsse ihm zu eigen gehören, und ließ ihnen die Wahl zwischen der fürstlichen Ungnade und der Einwilligung zu einem Tauschantrage. Endlich, nach langem Zweifeln und Bedenken, entschlossen sich die Bismarcks, dem Frieden mit ihrem Landesherrn zuliebe, mit schwerem Herzen zu dem letzteren Schritt und unterzeichneten am 16. December 1562 im Jagdschlosse zu Letzlingen mit Kurprinz Johann einen Vertrag, demzufolge sie für ihr altes, liebes Burgstall das Amt und Dorf Schönhausen nebst dem früheren Tempelherrnhofe, das Dorf Fischbeck und das Kloster Crevese in Tausch nahmen."

Die Umgestaltung der Jagdwaffe von der Armbrust, dem „Stechlinbogen" und der Radschloßbüchse bis zum kleinkalibrigen Repetier-Stutzen mit dem Halbmantelgeschoß, die geänderten socialen Verhältnisse und der weitgehende Schutz, welchen Feld und Wald dem Wilde gegenüber genießen, haben nicht nur die Wildhege in den fürstlichen Revieren, sondern auch alle Formen der hohen Jagd auf das gründlichste geändert. An Stelle der hundertköpfigen Jägerei, wie sie die Fürsten vergangener Zeiten unterhielten, ist eine kleine Schar erprobter und geschulter Waidmänner getreten, die nicht mehr zur Hofhaltung gehören, sondern als Beamte die einzelnen Reviere verwalten. Und wird auch heute noch mit Lappen und hohen Tüchern, mit Findermeuten und Rüdemännern das „eingestellte Jagen" abgehalten, so hat sich die ganze Art dieser Jagd-Methode doch wesentlich vereinfacht.

Mehrere Tage vor dem für das Jagen festgesetzten Termin wird das Roth-, Dam- und Schwarzwild mit Heu, Kartoffeln und Eicheln in das Waldgebiet gelockt, in welchem die Jagd stattfinden soll. Hat sich das Wild in entsprechender Zeit gesammelt, so wird das Gebiet in aller Stille eingelappt und der von den Tüchern umschlossene Raum von einem Tag auf den anderen immer mehr verkleinert. Innerhalb dieses Raumes wird ein Theil des Wildes noch in feste, durch Falltücher verschlossene „Kammern" gesammelt, aus denen es auf den gegen die Fürstenstände gerichteten „Lauf" gebracht werden kann. Wird auf Schwarzwild gejagt, so werden an Stelle der freien Stände erhöhte, mit grünen Reisern verkleidete Kanzeln angebracht, um jede Gefährdung der Schützen durch angeschossene Sauen zu verhüten.

Schon am frühen Morgen des Jagdtages ist innerhalb des eingestellten Raumes alles in mustergültiger Ordnung; die Treiberkette ist aufgestellt, zwischen den Treibern sind zur Aufsicht die Förster und Jäger eingetheilt, und hinter der Treiberwehr harren die Rüdemänner mit der Meute, deren brennende Ungeduld kaum zu bändigen ist.

Schmetternde Hörnerklänge begrüßen die Ankunft des Kaisers und seiner fürstlichen Gäste. Der Jagdleiter erstattet den Rapport, und unter leisem Geplauder werden die Stände eingenommen. Nun kurze Stille und Schweigen im Wald, dessen Wipfel unter sachtem Winde rauschen, — dann wird mit Hörnerklang das Jagen angeblasen, das Tuch einer Kammer fällt, huschendes Leben regt sich im Wald, ein Hirsch mit mächtigem Kronengeweih jagt zwischen den Bäumen dahin, er stutzt und windet, er ahnt die Gefahr und fällt in rasende Flucht, — da hallt vom Kaiserstand der erste Schuß, und im Feuer bricht der stolzgeweihte Recke zu Boden. Rudel um Rudel flüchtet durch den Wald, eine Kammer nach der anderen wird geöffnet, über alle Stände hin krachen in lustiger Folge die Schüsse, und durch Horn-Signale geführt, setzt sich die lange, dichte Treiberkette in Bewegung. Erst gegen den Schluß des Jagens, wenn alles Roth- und Damwild auf den Lauf gekommen ist, wird die Findermeute zur Suche auf das im Dickicht steckende Schwarzwild und die Koppel der Saurüden zur Hetze gelöst. Das helle Geläut der Hunde erfüllt den Wald, und in das Gekläff der jagenden Meute mischen sich die befeuernden Rufe der Rüdemänner: „Ho Rito! — Horrido! Hu Su!" Immer spärlicher hallen von den Ständen die Schüsse, doch immer lauter kläfft und heult es in der Dickung, in deren grünem Genetz sich manch eine aufregungsvolle Jagd-Scene abspielt. Ein grober Keiler, der den Kaiserstand schwer angeschossen passirte, hat sich in die Büsche gedrückt, wo ihn die Rüden mit zornigem Eifer umläuten. Recht wagen sie sich nicht in die Nähe des schwarzen Ungethüms, dessen scharfe „Gewehre" ihnen drohend aus dem „Gebrech" entgegenblitzen. Der Keiler wetzt und schlägt die Büsche, daß sein Geifer und der schaumige Schweiß seiner Wunde nach allen Seiten spritzt. Unheimlich und tückisch funkeln die kleinen Lichter, und schon will er einen Ausfall gegen die ihn umringende Meute versuchen, aber da stürmt ein Jäger mit der Saufeder athemlosen Laufes einher. Sein Ruf und Anblick beseuert die Hunde, kläffend stürzen sie auf den Keiler los, um ihn festzulegen, — doch ein blitzschnelles Zucken der „Gewehre", und der erste der Rüden überschlägt sich heulend, um nie wieder aufzustehen. Unter Geprassel flüchtet das hauende Schwein durch die Büsche davon, läutend hetzt die Meute den Keiler, und dieser tobenden Jagd folgt mit langen Sprüngen der Jäger, dem der Jagdeifer und die Sorge um seine Hunde doppelte Kräfte verleihen. Endlich, in einer Ecke der Kammerzäune stellen die Rüden den Keiler, überfallen ihn und bringen ihn halb zu Boden. Er schüttelt sie ab und wird wieder hoch, — er sieht den Jäger kommen und stürzt diesem neuen Feind entgegen, — der aber tritt mit sicherer Ruhe einen Schritt zur Seite und bohrt die breite Klinge der Saufeder in das Herz des Keilers, der röchelnd niederbricht und im Stoß verendet.

Bei den Ständen sind die letzten Schüsse verhallt, der Pulverdampf kräuselt sich über die Wipfel der Bäume hinaus, und mit langgezogenen Horntönen wird das Treiben abgeblasen.

Ein paar Stunden später wird vor dem Jagdhaus auf grünem Rasen die Strecke gelegt, — die Strecke des Kaisers gesondert von der übrigen Beute. Während der Kaiser mit seinen Gästen die Strecke abschreitet, wird von der in Gala gekleideten Jägerei der „Tod" jeder erbeuteten Wildgattung und zum Schlusse das „Jagd vorbei" geblasen.

Bei solchen eingestellten Jagen, — wie in der Göhrde, in Letzlingen und in Springe, — werden neben zahlreichen Damhirschen und Rehen etwa 120 bis 140 Stück Rothwild und 150 bis 200 Stück Schwarzwild gestreckt. Die meisten und besten Stücke entfallen dabei auf die Schußliste des Kaisers, — nicht nur, weil der Kaiserstand an günstiger Lage und gutem Anlauf allen übrigen Ständen vorangeht. Der deutsche Kaiser ist ein Schütze, dem wenig andere sich an Treffsicherheit und raschgefaßter Ruhe vergleichen können. Dazu ein erfahrener Jäger, — ein Jäger im edelsten Sinn des Wortes. Das beweist seine Vorliebe für den einsamen, echt waidmännischen Birschgang. Nur von einem Jäger begleitet, der den Schweißhund führt, zieht er zur Birsch auf den Rehbock aus, wenn das junge Buchenlaub im Thau des Sommermorgens grünt, — und wenn sich im Wald die Blätter färben, zur Birsch auf den schreienden Hirsch.

Unter all den wildreichen Revieren, die ihm für ergiebige Birsche zu Gebote stehen, bevorzugt der Kaiser alljährlich um die Zeit der Hirschbrunst die wildherrliche Romintener Heide. Dieses Leibgehege, das sich der Kaiser selbst vor wenigen Jahren erst erwählte, und für dessen Aufblühen er mit Waidmannsfreude und sachkundigem Eifer sorgte, liegt im fernen Osten des Deutschen Reiches, in den Kreisen Goldap und Stallupönen, fast bis an die russische Grenze sich erstreckend. Auf waldiger Anhöhe, zu deren Füßen der Wildbach Rominte rauscht, ließ der Kaiser im Frühling 1892 ein Jagdschloß in norwegischem Stil errichten, einen lustigen, zierlich gegliederten Holzbau mit Altanen und Galerien, deren blinkende Dächer von den Wipfeln schlanker Föhren und Fichten überragt werden.

Rings um das lichte, leuchtende Schloß her dehnen sich weithin die dunkeln Wälder in einem Umfang von etwa vier Quadratmeilen. Fichten- und Föhrenbestände wechseln mit Erlenbrüchen, Moorflächen und saftigen Wiesen, — recht ein Revier, in dem sich der gekrönte König der Wälder, der edle Hirsch, eines Daseins erfreuen kann, das für seine kräftige Entwickelung nichts zu wünschen übrig läßt. Mit allen Vortheilen der Natur, welche der Aufzucht eines urwüchsigen Rothwildschlages entgegenkommt, verbindet sich noch eine erfahrene und sorgfältige Wildpflege. So hat sich in der Romintener Heide ein Schlag von Hirschen entwickelt, die in keinem anderen deutschen Wald ihresgleichen finden und durch Größe und Stärke der Geweihe an die Urhirsche vergangener Zeiten erinnern. Es wurden im Gebiet der Romintener Heide schon in früheren Jahren Hirsche von 16 und 18 Enden erlegt, welche 400 Pfund und darüber wogen. Im Jahre 1882 streckte Prinz Friedrich Karl in der Oberförsterei Theerbude einen Zwölfender, dessen starkes Geweih über 17 Pfund wog und in der Höhe 115, in der Ausladung 112, in der Länge der Augensprossen 40 und im Umfang der Stangen 23 cm maß. Während der letzten Jahre hat die Geweihstärke der Hirsche noch zugenommen und der gesammte Wildstand sich beträchtlich vermehrt, sodaß er heute auf etwa 1200 Stück Rothwild anzuschlagen ist, mit 500 geweihten Hirschen und 700 Thieren. Zur Zeit der Hirschbrunst hallt der Orgelschrei der capitalen Platzhirsche weithin durch alle Romintener Wälder, und vom Sinken der Sonne bis zum erwachenden Glanz des herbstlichen Morgens nimmt dieses dröhnende Waldkonzert kein Ende, — ein Jagd-Revier, so recht eines Kaisers würdig. Es lesen auch alljährlich alle deutschen Jäger mit gerechtem Staunen die Streckenberichte der Birschgänge, die der Kaiser zur Brunstzeit in der Romintener Heide unternimmt. So erlegte der hohe Waidmann in der Zeit vom 20. September bis 4. October 1895 neben anderen Hirschen in der Rominte zwei Hirsche von 18, einen Hirsch von 16 und drei Hirsche von 14 Enden. Die schönste und seltenste Jagd-Trophäe bescherte die Romintener Heide ihrem erlauchten Jagdherrn im Herbste 1896, — einen Hirsch von ungerad' 22 Enden, dessen Riesengeweih gegen 19 Pfund wog. Seit vielen Jahrzehnten wurde ein Hirsch von ähnlicher Geweihstärke in den deutschen Wäldern nicht zur Strecke gebracht. Wie schmuck und stolz muß der frische Bruch für so seltene Beute den schlichten grauen Jägerhut des Kaisers geziert haben! Möge die grüne Göttin dem höchsten Herrn aller deutschen Jägerei noch fröhliches und reiches Heil bescheren durch viele Jahre, — und möge sie zur Waidmannsfreude des Kaisers die herrlichen Jagdgefilde von Rominten mit ihrem ganz besonderen Schutz bedenken!

*) Federn, an eine Leine gereiht, werden „Scheu" genannt.

Nachdruck verboten.

Städte-Wahrzeichen.

Siehe die Abbildungen auf Seite 160.

II.

Unsere heutigen Abbildungen zeigen uns drei Wahrzeichen der alten Hansastadt Lübeck: die Maus und den Opferstock in der Marienkirche, sowie den Kamin in der Brautstube des Raths-Weinkellers.

Lübeck hat den Vorzug, sehr reich an Wahrzeichen zu sein; außer den drei genannten gelten der Löwe in der Domkirche, das Zeichen Heinrichs des Löwen, Gründers der Kirche, ferner das alte Holstenthor, ein Hufeisen am

Erker eines Hauses in der Königstraße und das Steinbild an demselben Hause, sowie der Merkur auf der sogen. Puppenbrücke, welcher dem in die Stadt Hineinkommenden seine schönste Seite in pluris naturalibus zeigt (Geibel hat die Figur besungen), noch als Wahrzeichen. Die Maus in der Marienkirche ist das vornehmste Wahrzeichen der Stadt. Von ihr geht die Sage, daß ein Lübecker Bürgermeister das Steinbild, — es ist eine Scene aus der Leidensgeschichte Christi, umrahmt von einem Eichbaum, an dessen Stamm eine Maus nagt, — gestiftet und dabei gesagt habe: „Ehe nicht die Maus diesen Stamm durchnagt hat, wird Lübeck nicht untergeh'n." In Wahrheit ist die Maus nichts anderes als das Sinnbild des Todes, wie es in früherer Zeit häufig angewandt wurde. — Die Sage vom Rattenfänger von Hameln ist ja auch darauf zurückzuführen, daß in verschiedenen Städten, — nicht bloß in Hameln, — Votiv-Bilder zum Andenken an ein großes Sterben aufgestellt wurden, auf welchen der Tod

Die Maus in der Marienkirche zu Lübeck.

als Spielmann, die Kinder als sein Gefolge und Mäuse als Sinnbild der Seuche oder des Todes dargestellt sind. Alles andere ist Zuthat der schaffenden Volks-Phantasie.

Der Opferstock in der Marienkirche rührt der Sage nach von einem Fleischermeister her. Der Mann hatte den Gotteskasten bestohlen und mit diesem Gelde große Reichthümer erworben, sein Gewissen ließ ihm aber keine Ruhe, er erstattete das Geld reichlich zurück und errichtete sich selber zur Buße die Figur, welche einen Mann darstellt, der eine mit Geld gefüllte Fleischermulde hält.

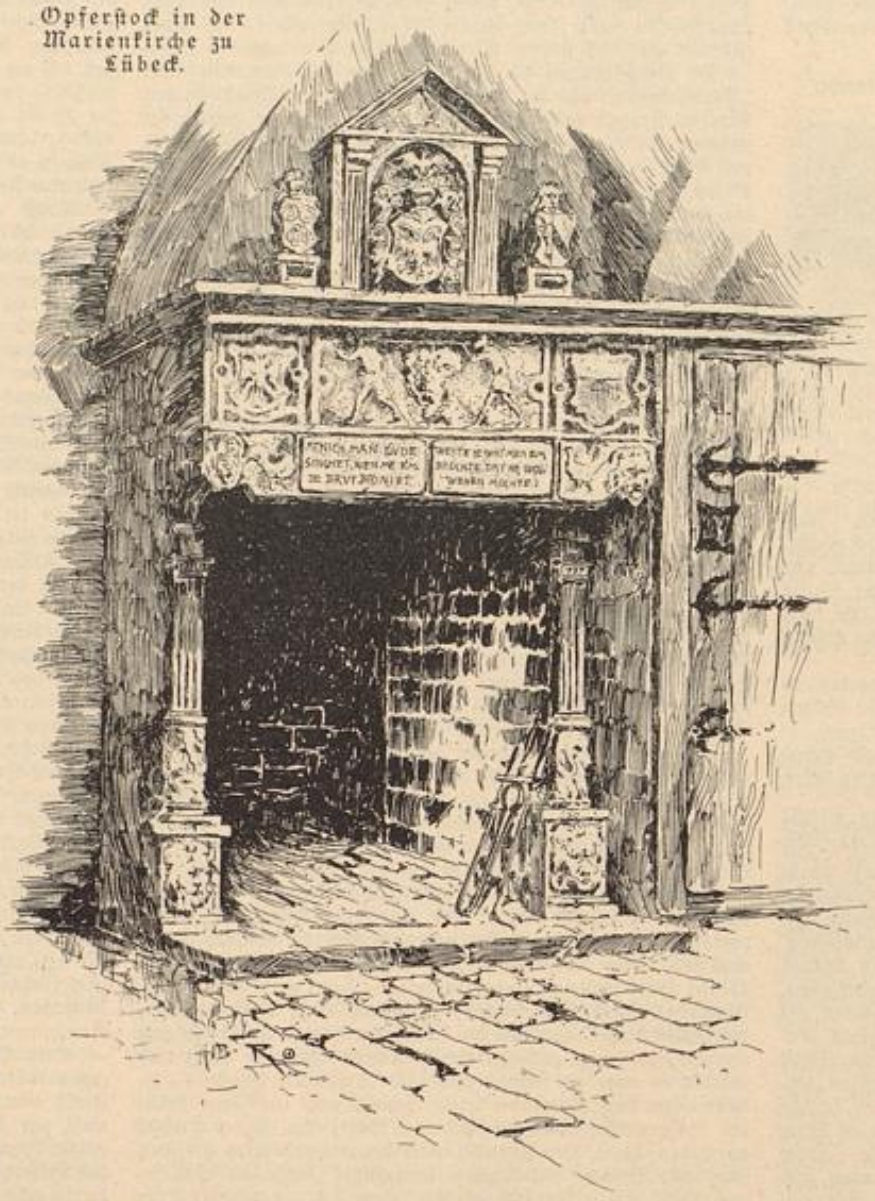
Interessanter ist die mit dem Kamin in der Brautstube in Zusammenhang gebrachte Geschichte: In alten Zeiten hatten die Feinde Lübecks sich verschworen, die Stadt dem Erdboden gleich zu machen. Alle Vorkehrungen waren getroffen und an zahlreichen Stellen Minen gelegt. Am Morgen des für die Zerstörung festgesetzten Tages kam einer der Verschwörer im schnellsten Galopp in die Stadt geritten, band sein Pferd vor dem Rathskeller an und ging in den Keller, um sich ein Glas Wein geben zu lassen. Um die frühe Stunde waren noch sehr wenige Gäste im Keller. Er suchte sich ein stilles Plätzchen und fand es in der Brautstube. Dem Wirth mochte das verstörte Wesen des Gastes aufgefallen sein; als er ihm den Wein gebracht hatte, blieb er noch vor der Thür stehen. Da hörte er drinnen sprechen: „Mein Eid bindet mich, keinem Menschen das Geheimniß zu vertrauen, aber Dir „mein Glas" kann ich es erzählen!" Und nun verrieth er den ganzen Verschwörungsplan, dann warf er das Glas auf die Erde, schwang sich aufs Pferd und stürmte davon. Als er durch die Königstraße kam, verlor sein Pferd ein Hufeisen; es flog an das Dach eines Erkers und ist dort noch heute zu sehen. Der Wirth aber berief schnell den Rath der Stadt und erzählte ihm das Gehörte, die Minen wurden entdeckt und vernichtet und damit die Stadt gerettet.

Nach anderer Fassung soll sich der ganze Vorgang an dem erwähnten Hause der Königstraße abgespielt haben, — das Steinbild, ein Reitersmann mit einem Glase in der Hand giebt hierzu die Veranlassung.

Wie dem aber auch sei, die Brautstube kann der Sage entbehren, sie ist interessant genug, um ihre Bedeutung als Wahrzeichen zu rechtfertigen. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden in diesem Zimmer die sogenannten „Brutköstен" (Hochzeitsfeier) abgehalten. Wer und durch wen der Kamin gestiftet wurde, darüber haben sich bisher keine Daten finden lassen, auf jeden Fall hat der Stifter keinen guten Beweggrund gehabt, davon giebt die recht bissige Inschrift ein beredtes Zeugniß. Sie lautet:

Manich (mancher)
Man lude (laut)
synghet,
Wenn me em de Brut
briniet (bringet),

Opferstock in der Marienkirche zu Lübeck.



Kamin in der Brautstube des Rathskellers zu Lübeck.

Weste he, wat men em brochte,
Dat he wol wenen mochte.

Vielleicht hat der Mann die mittelalterlich derb ausgesprochene Wahrheit des Spruches an sich selbst erfahren und sich damit zu trösten gesucht, sie auch anderen vor Augen zu halten.

Lübeck hat seiner Vergangenheit ein dankbares Andenken bewahrt, es hat pietätvoll, oft unter Aufwendung großer Opfer, Bau- und Bildwerke aus der alten Zeit vor dem Untergange geschützt, und so ist es nicht zu verwundern, daß man dort noch heute eine so reiche Zahl von Wahrzeichen vorfindet.

H.

Wir richten an unsere geehrten Leserinnen nochmals die höfliche Bitte, Umschau nach alten Wahrzeichen zu halten und uns, — so weit sie zu erreichen sind, — Abbildungen einzusenden. Wo keine Abbildungen existiren, sind wir für eine kurze Mittheilung sehr dankbar. Besonders erwünscht sind uns aber auch Sagen, welche sich auf die Wahrzeichen beziehen. Was unter Wahrzeichen zu verstehen ist, erklärten wir in unserem, in Heft 16 veröffentlichten Artikel: Die Büttelflasche, das Wahrzeichen der Stadt Bautzen. D. Red.

Nachdruck verboten.

Taufgang.

Nach dem Gemälde von H. Laukota.

Siehe Seite 153.

Die Taufpathen sind schon vor dem Altare versammelt, man wartet nur noch auf die Hauptperson, den kleinen Täufling. Da wird die Kirchenthür leise geöffnet und der neue Weltbürger erscheint. Man sieht ihn zwar nicht und er macht seine Anwesenheit auch nicht bemerkbar; in duftig weiße Linnen eingehüllt, ruht er auf den Armen seiner Mutter und schläft. Behutsam schreitet sie näher, sie hat kein Auge für das, was um sie vorgeht, ihr Blick ruht mit einer Zärtlichkeit auf ihrem Liebling, die über alle anderen Neigungen des Herzens geht. So wie sie ihr Kind jetzt behütet, wird sie es ihr Lebelang thun, — Mutterliebe vergeht nimmer. Der Vater schreitet ernst daneben, er gelobt sich, seine Pflicht getreulich zu erfüllen und seinen Sohn zu einem brauchbaren guten Menschen heranzubilden. „Mutterliebe und Vatertreu'" könnte man unser Bild auch nennen, die Künstlerin hat die schwere Aufgabe gelöst, beides trefflich zu charakterisiren, daneben aber hat sie auch verstanden zum Ausdruck zu bringen, daß diejenige die liebenswürdigste der Frauen ist, die in der Glorie der Mütterlichkeit die Demuth der Jungfräulichkeit bewahrt hat.

Redactions-Post

Frau Gertrud in Rotterdam. — Der Ausdruck basta (und damit basta!) ist vermuthlich während des dreißigjährigen Krieges in die deutsche Sprache eingedrungen. Basta ist eine Imperativform von dem spanischen Zeitwort bastar (ital.: bastare), d. h. hinreichen, hinreichend sein.

Frieda P. in Osnabrück. — Ein derartiges Wiederkehren eines Ausspruches kann man häufig beobachten, ohne indessen berechtigt zu sein, an ein Plagiat zu denken. Kürzlich schrieben die Tageszeitungen, daß der s. Z. vom Hofprediger Frommel benutzte Spruch, „die Nacht ist keines Menschen Freund" in Seume's Spaziergang nach Syrakus zu finden sei, der es wahrscheinlich von Gellert (Die Frau und der Geist) entlehnte. Wir können noch hinzufügen, daß das Wort auch in Körners „Toni" enthalten ist: „Diese Schreckensnacht ist keines Menschen Freund" (1. Akt, 1. Auftr.). — Viel leichter kommen solche Wiederholungen bei Tondichtern vor: In Mozart's Zauberflöte z. B. finden wir eine ganze Arie aus Himmel's Fanchon Note für Note wieder, das Schwanenmotiv in Wagner's „Lohengrin" kann man zurückverfolgen bis ins Mittelalter, und die ersten beiden Takte von Carl Wilhelm's „Wacht am Rhein" finden sich in der Kantate „Gott und die Natur" von Meyerbeer.

Sorgsame Hausfrau in Tilsit. — Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Krankheits-Erscheinungen bei Ihren Kindern darauf zurückzuführen sind, daß zur Bereitung der Sandtorte verdorbenes Eiweiß verwendet wurde. Sie sind diesmal noch mit dem Schrecken davongekommen, wir warnen Sie aber, Eiweiß längere Zeit aufzubewahren. Vor einiger Zeit wurde in einer Berliner Familie Eiweiß zu einer Pudding-Sauce verwendet, welches etwa sechs Tage im Kaltschranke aufbewahrt worden war. Beim Quirlen dieses Eiweißes fiel es auf, daß es etwas trüb war, fade roch und erst nach Zusatz einiger frischer Eier Schaum bildete. Die Speise war von tadellosem Geschmack und wurde mit Appetit verzehrt. Ungefähr eine Viertelstunde später zeigten sich aber bei den Personen, welche davon genossen hatten, lähmungsartige Schwäche der gesammten Körpermuskulatur, starker Brechreiz u. s. w., und eine schnelle ärztliche Behandlung machte sich nothwendig.

Helene B. in München. — Sie sind im Recht, wenn Sie dem elektrischen Lichte eine wohlthuende Wirkung zuschreiben, Ihre Freundin hat aber auch Recht, wenn sie behauptet, daß es unerträglich sei. Dies hat seinen Grund darin, daß dieses Licht neben seiner bedeutenden Leuchtkraft und geringen Wärme-Ausstrahlung eine wesentliche nervenanregende Wirkung hat. Es wirkt dadurch wohlthätig auf nervenstarke Personen, die in einem elektrisch beleuchteten Raume sich beschäftigen, während dagegen nervenschwache Personen die länger dauernde Einwirkung als unbehagliche Nervenaufregung empfinden und sich dadurch besonders in ihrer geistigen Leistungsfähigkeit beeinträchtigt fühlen, weil die geistige Spannkraft geschwächt und die Gedankensammlung erschwert wird.

L. W. in Rostock. — Wir können, ohne die Stickerei gesehen zu haben, kein Urtheil abgeben, halten es aber für möglich, daß sie echt ist. Der Doppeladler ist seit dem Jahre 1433 beständiges Symbol des deutschen Kaiserreiches bis zu dessen Verfall, er stammt aber bereits von König Konrad III. (1093—1152) her. Konrad schloß mit dem griechischen Kaiser Emanuel in Konstantinopel ein Bündniß; um diesem auch äußerlich einen sinnbildlichen Ausdruck zu geben, ließen beide Fürsten ihre Bannerzeichen, die Adler, in einen Doppeladler vereinigen, der nun weiterhin in Deutschland und im griechischen Reiche galt. Der deutsche Doppeladler ist an das Haus Oesterreich gekommen, während der griechische unter dem Czaren Iwan Wasiljewitsch von Rußland angenommen wurde. Beim österreichischen Doppeladler sind Schnabel und Fänge golden, beim russischen roth.

B. v. D. in Kaima (Rußland). Wir möchten Ihnen empfehlen, sich an den Direktor des Kensington-Museum in London zu wenden.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Hein, für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 21, 1. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. November 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Rose Buch.

Von Cäsar Magnus.

„Sehen Sie doch 'mal, Herr Sanitätsrath, da ist gar schon eine Sommerblume!“ sagte Frau Helene von Buch und bückte sich zur Erde nieder, um die flammend rothe, zierlich gefiederte Blüthe zu betrachten.

Der Sanitätsrath Drescher setzte den goldgerandeten Kneifer auf, legte den Kopf leicht auf die rechte Seite, wie er meistens that, wenn er etwas aufmerksam musterte, und sagte dann:

„Dianthus barbatus. Schade um die hübsche Blume!“

„Warum ‚schade‘?“

„Muß erfrieren, gnädige Frau, ohne Rettung erfrieren. Hat sich zu zeitig entwickelt und ist nun den Anforderungen nicht gewachsen, die das launische Frühlingswetter an sie stellt.“

„Es ist doch wunderbar, daß eine einzelne Blüthe so von dem allgemeinen Naturgesetz gewissermaßen eigenmächtig abweichen kann.“

„Ist es auch; ist es sicherlich. Kommt aber nicht bloß bei Blumen vor.“

Aus der anderen Ecke des Gartens, wo die junge Welt „Dritten abschlagen“ und „Anschlag“ spielte, kam in eiligem Lauf ein Mädchen heran.

„Halt den Heinrich auf!“ rief sie athemlos schon von weitem; „er darf mich nicht fangen!“

Nun war sie herangekommen; ihr Blick fiel auf die rothe Nelke. Im Augenblick beugte sie sich nieder und pflückte die Blume noch im Laufen. Jetzt blieb sie stehen und hob die leuchtende Blüthe hoch empor, indem sie mit heller Stimme rief:

„Heinrich! Eine rothe Nelke! Du bekommst sie aber nicht!“ Dann wandte sie sich von neuem zu eiliger Flucht, denn in bedrohlicher Nähe bereits tauchte ihr Verfolger auf, ein langer blonder Junge.

„Prächtiger Kerl, der Heinrich,“ sagte der Sanitätsrath, indem er wohlwollend dem Jungen nachsah, der mit energischer, kraftvoller Bewegung vorwärts stürmte. „Er paßt so gut zu Ihrer Rose; ich sehe die beiden immer gern zusammen.“

„Sie sind auch unzertrennlich,“ sagte Frau von Buch lächelnd. „Kaum hat Rose ihre Schularbeiten beendet, da ist sie auch schon verschwunden. Dann läuft sie stundenlang mit Heinrich in den Feldern umher, sodaß ich mich schon manchmal gefragt habe, ob es denn ganz richtig ist, die Kinder so ohne alle Aufsicht allein herumstreifen zu lassen. Aber dann lasse ich's doch immer wieder gehen, denn ich glaube fest, daß Rose eins von den Mädchen ist, die sich selbst behüten, — soweit das bei den Kindern überhaupt schon in Frage kommt.“

Inzwischen war Rose doch von Heinrich ereilt worden; mit ziemlich derbem Schlag hatte er ihre Schulter getroffen. Nun standen sie vor einander, tief athmend, und sahen sich lachend in die Augen.

„Jetzt bist Du's, Rose,“ sagte Heinrich.

„Ja, jetzt muß ich's wieder sein. Ach, und das bringt einen so außer Athem. Ich kann schon garnicht mehr.“

„Du bist aber auch gelaufen! Ich habe mich ordentlich zusammen nehmen müssen, um Dich einzuholen.“

Rose lachte.

„Wenn ich nicht über den Buchsbaum gestolpert wäre, hättest Du mich überhaupt nicht bekommen.

„Doch! Ich wollte die rothe Nelke haben, und das hätte ich unter allen Umständen durchgesetzt.“

Anton Rubinstein. Nach dem Gemälde von P. Meyerheim in Berlin. — Siehe Seite 168.

„Du hast sie ja noch gar nicht."

Heinrich ergriff des Mädchens Hand und sah ihr mit seinen guten blauen Augen bittend ins Gesicht.

„Rose!" sagte er leise.

Rose erröthete leicht.

„Na, dann will ich sie Dir nur geben," sagte sie, und zog in leichter Verlegenheit ihre Hand aus der seinen.

Heinrich nahm die Nelke und steckte sie in das Knopfloch seines Rockes.

„Nun trag' ich heut' Abend Deine Farben."

„Roth? Ist niemals meine Farbe! Meine Farbe ist Blau, himmelblau; das solltest Du lange wissen."

„Denkst Du dabei an unsere himmelblauen Husaren?"

„Vielleicht auch. Da sieh 'mal selbst, ist das nicht ein wunderhübsches Bild?"

Rose hatte recht. Die Husaren brachten einen heiteren Ton in die dunkel gekleidete Gesellschaft. Denn noch trugen die Damen fast alle ihre Winterkleidung. Nicht wie ein siegreicher König hatte der Frühling seinen Einzug gehalten, schüchtern, wie ein Bittender, war er in diesem Jahre ins Land gekommen. Heute war eigentlich der erste Tag gewesen, der wie eine Ahnung seligen Lenzes über die Erde zog, aber nicht mit einem Male hatte die Sonne das Leben wecken können. Noch lag alles grau und farblos da. Kaum, daß die Stachelbeersträucher die ersten grünen Blattspitzen zeigten, und in den Rabatten, die die Gartenwege einfaßten, hob der Crocus seine weiß, gelb und violett gefärbten Kelchblätter. Ein feiner, weißlicher Dunst stieg aus dem lockeren, glänzend braunen Erdreich auf, und jetzt, da die Sonne hinter dem Agathenberge verschwand, wurde es mit einem Mal empfindlich kühl. Graue Dämmerung breitete sich rasch über dem Garten aus, und aus der eintönig dunkeln Umgebung leuchteten die himmelblauen, mit dicken Silberschnüren besetzten Pelze einiger Husaren-Offiziere zu Heinrich und Rose herüber.

Sie kehrten jetzt Hand in Hand, wie zwei Kinder, zu der Gesellschaft zurück, die eben im Begriff war, den Garten zu verlassen und ins Haus einzutreten.

„Fräulein Rose!" rief ihnen der Rittmeister Bornstedt entgegen, „kommen Sie doch 'mal her! Sie haben sich heut' den ganzen Tag noch nicht um mich gekümmert. Oder haben Sie etwa gar vergessen, daß wir uns am letzten Sonnabend allen Ernstes verlobt haben?"

Und Bornstedt lachte, daß sein riesiger Schnauzbart sich emporsträubte und die gutmüthigen kleinen Augen in dem rothen Gesicht fast verschwanden.

„Ach Gott, Herr von Bornstedt," schalt Frau Helene Buch, „lassen Sie mir doch das Kind in Ruhe! Sie wird noch ganz eitel werden, wenn ein Reiter wie Sie, dem alle Frauenherzen entgegenfliegen, sich mit ihrer unbedeutenden kleinen Person überhaupt abgiebt."

„Wenn aber doch das Herz spricht, gnädigste Frau?!" betheuerte Bornstedt mit komischem Ernst, und dabei zwinkerte er lustig mit den Augen.

Frau von Buch antwortete nicht. Sie schüttelte nur den Kopf und sah ihn freundlich lächelnd an. Dann wandte sie sich zu ihrer Tochter.

„Wir wollen nun gleich mit unserem Theater anfangen. Geh hinein und sag' Tante Marie Bescheid! Wir kommen gleich."

Rose Buch nickte, winkte Heinrich Randow mit dem einzigen Wort: „Theater!" und verschwand in der Thür, die durch einen Glasvorbau in das Innere des Hauses führte.

„Tante, es geht los!" rief sie einer hochgewachsenen, schlanken Dame entgegen. „Mama läßt sagen, sie kommen gleich."

„Dann mach' nur, daß Du mit Deiner Toilette fertig wirst," sagte Tante Marie, die eben dabei war, an eine weiße Atlastaille ein paar Gaze-Flügel festzunähen. „Die anderen sind alle schon angezogen, aber Du hast Dich natürlich wieder bis zum letzten Moment mit Heinrich herumgejagt."

„Es war so hübsch draußen, Tante. Und wir kommen ja noch lange nicht dran."

„Wenn's erst angefangen hat, dann geht's fix hinter einander weg, also beeile Dich nur. Und Sie, Monsieur Heinrich, kommen Sie 'mal gleich mit; ich will Ihnen zeigen, wo ich Ihre Sachen hingelegt habe."

Die Bühne war in der einfachsten Art dadurch hergestellt, daß die Thüröffnung zwischen zwei Zimmern mit einem Vorhang verschlossen war. In dem einen Zimmer saßen die Zuschauer, in dem anderen wurde gespielt. Die Thüröffnung bildete den Rahmen für die Bühne. Zur Seite des Bühnenzimmers diente ein weiterer Raum als Garderobe. Zwei große Spiegel, ein paar Stühle und eine spanische Wand bildeten das ganze Meublement.

„So, lieber Heinrich," sagte Tante Marie, „hier ist alles, was Sie brauchen. Und Sie sind so freundlich, sich auf diese Seite des Zimmers zu beschränken. Das ist nämlich die Herren-Garderobe. Sollten Sie noch etwas brauchen, so setzen Sie nur diese Klingel in Bewegung; ich schicke Ihnen dann jemand. Uebrigens komme ich ohnedies selbst noch 'mal nachsehen, ehe Ihr Bild dran kommt. Aber nun muß ich das Zeichen zum Anfang geben, das Publicum wird mir sonst ungeduldig."

Gedämpft tönte das Rücken von Stühlen, das schwirrende Geräusch durcheinander sprechender Stimmen aus dem Zuschauerraum herüber. Nun plötzlich tiefe Stille. Und dann eigenthümlich klar der Klang einer einzelnen Kinderstimme. Es spielten nur Kinder heute abend. Heinrich und Rose waren bei weitem die ältesten und paßten eigentlich gar nicht mehr zu der übrigen kleinen Gesellschaft.

„Du, Heinrich," tönte Rose's Stimme von der anderen Seite der spanischen Wand, „horch 'mal, das ist Trude Sellin! Ich glaube, die ängstigt sich. — Und nun Erich Buddenbrock. Hör' 'mal, wie der Rittmeister Bornstedt lacht! Der ist nett. Nicht? Wie dumm, daß ich mich nicht eher angezogen habe; nun kann ich gar nichts von den anderen Sachen sehen. Und etwas mehr Licht könnte hier auch sein. In meinem Spiegel ist's miserabel finster. Da soll sich ein Mensch einen Rosenkranz im Haar zurechtstecken!"

Eine Weile war's still. Heinrich war fertig angekleidet und lehnte an der Thür, um auf Rose zu warten.

„So geht's wirklich beim besten Willen nicht," klang dann wieder des Mädchens helle Stimme. „Heinrich, hast Du nicht da drüben noch ein Licht? Gieb's 'mal her!"

Lebhaftes Bravo-Rufen und Händeklatschen tönte vom Zuschauerraum herüber. Tante Marie kam eilig in die Garderobe.

„Na, Kinder, seid Ihr fertig? Jetzt kommt nur noch ein lebendes Bild, — dann seid Ihr dran," hatte sie eigentlich sagen wollen, aber sie vollendete den Satz nicht, sie blieb verstummend in der Thür stehen.

Der eine Flügel der spanischen Wand war zurückgeschoben, und in der Oeffnung stand Rose Buch. Sie hatte die Oberkleidung, die sie im Garten getragen, abgeworfen und ihr Kostüm noch nicht angelegt, da sie zunächst mit dem Feststecken des Kranzes beschäftigt war. Und so stand sie denn in Strümpfen, um die schmalen Hüften ein kurzes weißes Röckchen, und von den glänzenden Schultern war das Spitzenhemdchen halb herunter geglitten. Entzückend schön sah das süße Kindergesichtchen aus unter dem vollen Kranz frischer Rosen.

„Na, wo ist mein Licht?" rief sie lachend Heinrich zu.

„Aber Rose," sagte Tante Marie ernst, „wie kannst Du Dich so sehen lassen!"

Heinrich, der das Mädchen regungslos mit großen, glänzenden Augen betrachtet hatte, wurde blutroth. Er trat hastig zum Fenster und sah durch die Vorhänge hinaus. Draußen war aber nichts zu sehen. Es war stockfinster im Garten.

Rose lachte unbekümmert.

„Na, Tante, wenn ich doch nicht genug Licht habe!" rief sie, und dann sprang sie, da Heinrich sich abgewendet, rasch an den kleinen Tisch, ergriff einen Leuchter und war im nächsten Augenblick wieder hinter der spanischen Wand verschwunden.

Dort aber lachte sie nicht mehr.

Ganz still setzte sie sich hin und saß lange regungslos. Eine brennende Röthe stieg langsam in ihr liebliches Gesichtchen und breitete sich bis unter die feinen Haarwurzeln. Und dann schob sie mit scheuer Bewegung den halb herabgeglittenen Aermel des Hemdchens wieder auf die Schulter und bedeckte den bloßen Hals mit den beiden flachen Händen, als schämte sie sich vor sich selbst.

Heinrich war leise nach der Bühne hinüber gegangen.

„So, nun kommt Euer Bild," sagte Tante Marie. „Sind die Schäfchen auch da und der Hirtenstab? Ja! Und wo bleibt denn nur Rose? Ich muß wahrhaftig wieder gehen und sie holen."

Heinrich und Rose sollten Goethe's „Haideröslein" nach Kaulbach stellen.

Es war alles zurechtgestellt und Heinrich auf seinem Platz, aber Rose kam lange nicht.

Der Vorhang theilte sich, Oberst Buch kam aus dem Zuschauerraum auf die Bühne.

„Woran liegt's denn, daß es nicht weiter geht?" fragte er kurz. „Wo ist Rose?"

Und als in diesem Augenblick das Mädchen eilig hinzutrat, sagte er ziemlich scharf:

„Du darfst nicht warten lassen, Rose, das ist unpassend! Und nun vorwärts, damit wir zu Tisch gehen können."

Tante Marie gab Rose noch die letzten Anweisungen: „Den rechten Arm noch ein wenig höher. So. Und den Fuß etwas mehr vor. Aber die Augen mußt Du vom Boden heben, Kind; das ist ja ganz unnatürlich, wenn Du so vor Dich hinsiehst! Also nun still stehen. Ich gebe gleich das Zeichen mit der Glocke. Jetzt!"

Rose hörte das leise Geräusch des zurückgehenden Vorhangs und hob zaghaft, wie ein schuldbewußtes Kind, die Augen zu Heinrich auf. Sie scheute sich fast, ihn anzusehen.

Wovor fürchtete sie sich denn eigentlich?

War es die Furcht davor, daß er in seiner manchmal noch recht knabenhaften Art sie auslachen würde wegen der Schelte, die sie von Tante Marie bekommen?

Nein, das nicht. Im Gegentheil. Wenn er sie anlachte, würde sie auch lachen, und alles war wieder gut.

Aber nun diese dumme Befangenheit.

Wenn sie doch wo anders hinsehen könnte!

Aber das durfte sie nicht, — und sie konnte es auch nicht. Heinrich hielt ihre Augen fest mit seinem Blick. Wie schöne Augen er hatte! Und wie seltsam er sie ansah. So hatte er sie noch nie angesehen. Doch, — einmal, — vorhin . . .

Und Rose fühlte, wie das heiße Blut ihr Gesicht und Nacken mit dunkelm Roth überfluthete. Mit leisem Beben schien ihre ganze Gestalt scheu zurückzuweichen, erschreckt, verwirrt von dem unbekannten Verlangen, das aus den großen blauen Augen vor ihr sprühte . . .

Keine halbe Minute standen die beiden sich so gegenüber, und doch schien es ihnen eine Ewigkeit. Ein neues, fremdes, banges Gefühl war in ihnen emporgestiegen und stand nun zwischen ihnen wie ein süßes Grauen.

Der Vorhang ging wieder zu.

Einen Augenblick noch Stille. Und dann ein Sturm des Beifalls.

„Noch 'mal! Noch 'mal! Unbedingt noch 'mal! Vorhang auf!" Die Wiederholung machte den Eindruck nicht mehr. Die beiden standen auch nicht mehr so gut. Der Zauber war gebrochen. In das Zuziehen des Vorhangs klang geräuschvoll der Aufbruch der Gesellschaft zum Souper.

„Nun sagen Sie mir bloß, gnädige Frau," wendete sich der Hauptmann Zedtwitz an Frau von Randow, „wie ist es denn nur möglich, daß zwei halbe Kinder dies Bild in solcher Vollendung stellen? Der stürmische Knabe, das ängstliche Mädchen, — es war doch viel schöner als das Kaulbach'sche Bild. Ich möchte sagen: so könnte Kaulbach es sich gedacht haben."

„Ja, ja," sagte Frau von Randow. „Und Rose sah auch recht niedlich aus."

Sie hatte nur ihren Jungen gesehen.

Oberst Buch trat auf Frau von Randow zu.

„Darf ich um Ihren Arm bitten, gnädige Frau? Wir haben nur ein ganz einfaches Buffet vor uns. Lieber Zedtwitz, wenn Sie Fräulein von Sellin führen wollen!"

Frau Helene Buch wich ihrem Tischherrn noch aus.

„Entschuldigen Sie mich noch einen Augenblick, Herr von Randow, „ich muß erst sehen, ob alles in Ordnung ist. Sie helfen mir, Herr von Bornstedt, nicht wahr? Die Kinder alle ins Nebenzimmer. So, und nun hier die Bowle auf den Tisch. Nein, um Gotteswillen, die nicht! Das ist ja die Kinder-Bowle. Da würden die Herren ein schönes Gesicht machen. Aber nun haben Sie ja keine Dame, Herr von Bornstedt. Dann kommen Sie an meine rechte Seite, dort am Fenster. Wenn ich jetzt bitten darf, Herr von Randow."

Schwirrend ging die Unterhaltung hin und her durch den Saal. Anfangs war fast nur vom Theater und von den lebenden Bildern die Rede.

„Wir wollen aber 'mal was anderes sprechen," sagte Oberst Buch über den Tisch hinüber zum Rittmeister Bornstedt, der mit wirklicher und echter Begeisterung von der kleinen Rose gesprochen hatte. „Kinder haben gute Ohren, wenn von ihnen die Rede ist, und es taugt nichts, die kleinen Mädchen vor der Zeit eitel zu machen. Sie werden's ohnedies früh genug. — Wie ist denn das? Kommt nicht morgen Königsmarck mit seiner Frau vom Urlaub zurück?"

„Ja, Gott sei Dank, Herr Oberst. Mir ist schon ganz bange geworden ohne die gewohnten Hausgenossen. Wenn man so wie ich, — als Junggeselle, — einsam haust, dann ist es eine Freude, wenigstens auf der Treppe täglich das liebe Gesicht einer hübschen kleinen Frau zu sehen!"

„Und das sagen Sie so in meiner Gegenwart," rief Frau von Buch, „nachdem Sie mir vor fünf Minuten feierlich versichert haben, meine Rose müßte Ihre Frau werden?"

„Das ist ganz 'was anderes, gnädigste Frau. Für Frau von Königsmarck habe ich nur kameradschaftliche Gefühle. Wir sind die intimsten Freunde."

„Das scheint so," mischte sich der Oberst Randow ins Gespräch. „Wenigstens ist mir erzählt worden, daß Frau von Königsmarck ihren ganzen Haushalt, mit Dienstboten und allem, während ihrer Abwesenheit Ihrer persönlichen Leitung unterstellt hat."

„Das ist auch der Fall," sagte Bornstedt nicht ohne

Würde. „Jeden Morgen begebe ich mich in die Königsmarck'sche Wohnung, begieße die Blumen und füttere den Kanarienvogel. Dann gehe ich in den Stall, sehe nach den Pferden und mache der Mops-Familie eine Morgen-Visite. Auch vergesse ich nicht anzuordnen, daß täglich der Bursche die Köchin eine Stunde an der Hand um den Markt bewegt."

Frau von Buch lachte.

„Das sind nun wieder Ihre wunderlichen Redewendungen. Warum sagen Sie denn nicht einfach, ‚der Bursche führt die Köchin spazieren'?"

„Weil das dem Sachverhalt nicht entsprechen würde," entgegnete Bornstedt mit völligem Ernst. „Im Spazierengehen liegt etwas willkürliches. Spazieren geht der Mensch zu seinem Vergnügen. Hier aber handelt es sich um eine von mir angeordnete, aus hygienischen Rücksichten erforderliche, gewissermaßen dienstliche Bewegung."

Währenddessen saßen Heinrich und Rose im Nebenzimmer ziemlich still bei einander. Es war heute entschieden nicht so lustig, wie sonst, obgleich nicht recht einzusehen war, warum nicht.

Glücklicherweise waren sie beide noch in dem beneidenswerthen Alter, in dem man seine Eindrücke ganz unverhohlen ausspricht.

„Ich finde es heute so langweilig," sagte Rose Buch nach einer längeren Gesprächspause.

Heinrich fühlte sich nicht im mindesten beleidigt durch diese Aeußerung.

„Ich auch," entgegnete er einfach. „Die kleinen Kinder machen aber auch solchen Lärm, daß man gar nichts Vernünftiges sprechen kann."

Wieder eine Pause.

„Weißt Du, Heinrich," sagte Rose endlich, „es ist immer langweilig, wenn große Gesellschaft ist. Am besten ist's doch, wenn wir zwei allein sind. Komm mich morgen abholen!"

„Gut. Um welche Zeit?"

„So früh Du willst. Ich stehe zeitig auf."

„Wenn doch das Wetter morgen so wäre wie heute! Dann gehen wir hinunter nach den Wiesen. Ich weiß einen Graben, da giebts Salamander."

Rose nickte. Selbst ihre Spaziergänge, von denen sie sonst stundenlang sich unterhalten konnten, machten sie heute Abend nicht gesprächig.

Drüben war indessen die Tafel aufgehoben worden, und in dem großen, saalartigen, nach dem Garten zu gelegenen Zimmer begann nach den Klängen des Klaviers ein improvisirter Tanz.

„Komm," sagte Heinrich Randow, und faßte Rose's Hand, „wir wollen tanzen."

So gingen sie zusammen durch die Zimmer. Als sie den Saal betraten, bemerkte Rose, wie Bornstedt nach ihr herüber sah, und unwillkürlich entzog sie Heinrich ihre Hand.

Heinrich sah sie an.

„Willst Du nicht mit mir tanzen?"

„Doch."

Und nun tanzten sie.

Rose hatte immer gern getanzt. Aber so schön wie heute hatte Tante Marie doch noch nie gespielt. Da, — jetzt, — das Trio, wie wundervoll. Aber nun war es schon keine Melodie mehr, sondern ein allgemeines Tönen und Klingen, von dem sie getragen wurde, wie die Möve von der Brise. Es war ihr, als bewegten sich ihre Füße nicht mehr, als schwebe sie leicht, so leicht, immer weiter . . . die Wände, die Gesichter der Menschen waren längst verschwunden . . .

„Halt Dich einen Augenblick fest an mir," sagte Heinrich Randow. „Du bist etwas schwindelig geworden."

Rose legte leicht den Kopf auf Heinrichs Schulter. Nur zwei, drei Herzschläge stand sie so, dann hob sie den Kopf wieder und sah ihn an.

„Das war schön," sagte sie tief athmend.

Heinrich drückte leise ihre Hand.

„Darf ich auch um die Ehre bitten?" fragte der Rittmeister Bornstedt.

„Wenn ich Ihnen nicht zu schlecht tanze . . ." und Rose flog mit dem Rittmeister davon.

„Wissen Sie," sagte Bornstedt nachdenklich zu dem Sanitätsrath Drescher, „die kleine Rose tanzt ganz brillant. Und gar nicht mehr wie ein Kind. Man hat schon ordentlich 'was im Arm."

Der Sanitätsrath liebte es, alle Fragen mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu erörtern.

„Ich will Ihnen 'was sagen, lieber Herr Rittmeister," begann er. „Aber erst kommen Sie 'mal her. Ich werde Ihnen zu einem tadellosen Tropfen Rothwein verhelfen."

„Danke verbindlichst," sagte Bornstedt. „Trinke niemals Rothspohn in Gegenwart von Vorgesetzten."

„Aber warum denn? Das ist doch sehr solide."

„Eben. Zu solide. Hat einen ältlichen Anstrich. Für einen ganz jungen Mann ist das egal. Aber wenn man in meine Jahre kommt, muß man vorsichtig sein."

„Sie mit Ihren Jahren! Und dabei tanzen Sie wie ein Fähnrich. Aber, um wieder auf die kleine Buch zu kommen, — das ist ein ganz interessanter Fall. Da können Sie 'mal beobachten, wie in der Puppe der kommende Schmetterling schon vorgebildet ist. Der kindliche Körper zeigt nur gerade die erste Andeutung jungfräulicher Formen, aber achten Sie darauf, wie sie tanzt. Sie bewegt nicht mehr, wie ein Kind, nur die Füße; sie ist dabei mit Leib und Seele. Sehen Sie 'mal dort hinüber, wie sie aufsteht und zur Thür hinausgeht. In dem gleichmäßigen, gelassenen Fluß der Bewegungen, in der Art, wie sie mit der Hand die Falten des Kleides zusammenhält, zeigt sich schon das seiner selbst bewußte Weib. Und doch ist sie ein Kind. Sie sollten nur 'mal sehen, wie sie draußen im Garten auf die Zäune klettert."

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Ein Gedenktag in der Küche.

Von Dr. Wilhelm Stoß.

Daß Kessel plaudern können, — wer hätte es nicht schon selbst erlauscht? Wer hätte nicht, ohne erst von dem englischen Humoristen belehrt zu werden, die geheimnißvollen Weisen, all die heiteren und traurigen Geschichten verstanden, die wir aus dem Singen und Summen der Kessel heraus, oder besser in sie hineinhören? Nicht jedem Kessel aber ist das Recht gegeben, zu plaudern. Einem besonders, der es gerade in diesem Jahr hätte, ist gewaltsam der Mund verschlossen: dem Schnell- und Dampfkocher. Bei festlichen Gelegenheiten läßt selbst der Schweigsamste sich einmal hören. Schon bei silbernen und goldenen Hochzeiten, bei fünfundzwanzig- und fünfzigjährigen Gedenktagen, wie viel Reden werden da gehalten! Was ist das aber gegen fünfmalfünfzig Jahre, gegen ein ganzes Viertel-Jahrtausend? Einen zweihundertfünfzigjährigen Gedenktag kann unser Dampfkocher in diesem Jahre feiern, die zweihundertfünfzigste Wiederkehr des Geburtstages seines Erfinders. Kein Wunder, wenn es da in ihm drängt und brodelt, auch einmal zu Worte zu kommen und den Parvenüs in der Küche, die blitzblank von den Regalen auf den schwarzen, fettigen Gesellen verächtlich herunterblicken, mit der Jahrhunderte alten Geschichte seiner Ahnen zu imponiren. Oeffnen wir ihm einmal sein Ventil und hören, was er uns zu erzählen hat.

„Der erste meiner Art," — so hebt er an, — „erblickte in London das Licht der Welt. Nicht in dem London von heute, von wo aus die halbe Welt regiert wird, sondern in dem alten London der Stuarts, just zu der Zeit, da die Whigs und Tories entstanden, die nachmals so viel von sich reden machten. Wir haben es immer mit den Tories gehalten, wir sind immer conservativ geblieben. Wir haben uns nicht geändert, nicht verbessert und nicht verschlechtert, zweihundert Jahre und darüber nicht. — Unter den Gelehrten des damaligen London war einer der ersten Robert Boyle. Zu ihm, dem großen Experimentator, wie ihn seine Landsleute nannten, kam eines Tages ein Franzose, ein Protestant. Er hieß Denis Papin. Er war kein Abenteurer, kein Flüchtling. In seiner Tasche trug er das Diplom als Arzt, das er sich an der Universität Angers erworben. Werthvoller noch war der Empfehlungsbrief, den ihm der berühmte Huygens, bei dem er in Paris Physik und Mechanik studirt hatte, an seinen englischen Collegen mitgegeben hatte. Boyle nahm den Fremdling als Gehülfen in seinem Laboratorium auf. Das war ein glückliches Ereigniß. Ihm verdankt die Menschheit mein und meiner Vorfahren Dasein. Ob nun Papin auf der Suche nach einer Dampfmaschine, oder, wie man sagt, durch die Absicht, Knochen zu kräftigen Suppen für die Krankenhäuser auszukochen, oder gar durch die eigennützige Zubereitung einer Taubensuppe den Anstoß zu seiner weltberühmten Erfindung erhalten hat, darüber hat sich Bestimmtes nicht ermitteln lassen. Genug, wir wissen, daß er uns gleich in unserer jetzigen vollkommenen Form in die Welt gesetzt hat. Darüber läßt unsere älteste Familien-Urkunde, im Jahre 1681 von Papin verfaßt, keinen Zweifel. Wasser kann in offenen Gefäßen nur bis zu einer bestimmten Temperatur erhitzt werden. Und legte man ganze Holzstöße und Kohlenberge unter so einen gewöhnlichen offenen Blech- oder Kupferkessel, es wäre vergebene Mühe. Ueber 100 Grad C. hinaus ist die Temperatur nicht zu bringen, alle übrige Kraft des Feuers wird zur Verwandlung des Wassers in Wasserdampf verbraucht. Was aber wird geschehen, fragte sich Papin, wenn man das Wasser daran verhindert, als Dampf davonzufliegen? Er befestigte den Deckel auf einem inwendig verzinkten kupfernen Topfe durch Schrauben, sodaß kein Dampf mehr entweichen konnte, und siehe da, die Temperatur des Wassers stieg weit über den gewöhnlichen Siedepunkt hinaus, nahezu auf das Doppelte, sodaß sich sonst unlösbare thierische Stoffe, wie Knochen, vollständig zersetzten. Um eine Explosion durch allzugroßen Druck der Dämpfe auf die Wände des Topfes zu verhüten, brachte Papin an dem Deckel ein Sicherheits-Ventil an. Ja, um ganz sicher zu gehen, versah er den Deckel noch mit einer kleinen Vertiefung, brachte einen Tropfen Wasser hinein und zählte die Secunden, die dieser zum Verdampfen brauchte. Fünf Secunden entsprachen einem Drucke, der zehnmal größer war, als der Luftdruck. Nun, wir in der Küche und meine in der Industrie dienenden Brüder haben solche übertriebene Vorsicht nicht nöthig. Zwanzig bis dreißig Grad über den gewöhnlichen Siedepunkt genügen, um das zäheste Fleisch weich zu kochen und Knochen auszuziehen, um Fleisch-Extract zu fabrizieren, um Bacillen zu tödten, Milch und andere Flüssigkeiten zu sterilisiren.

Aber ich will mir selbst heute kein Loblied singen, unserem Erfinder soll es gelten. Er verdient es, hat er doch noch viel berühmtere Dinge, als uns, erfunden. Ich will nur die Dampfmaschine und das Dampfschiff nennen. Ihr lacht? Ihr meint, das sei nicht wahr, weil nichts davon im Conversations-Lexicon steht. Ich sage euch aber, es ist wahr. Lange hat man's verschwiegen, angezweifelt, vergessen, bis ein Landsmann von ihm daran gegangen ist, alles, was Papin erfunden, geschrieben und erlebt hat, haarklein niederzuschreiben, — acht dicke Bücher voll sollen es werden! Ja, die Dampfmaschine hat er erfunden, wenn auch nicht gleich so fix und fertig, wie sie jetzt auf den Eisenbahnschienen läuft oder in den Fabriken arbeitet. Papin war, nachdem er sich zwölf Jahre lang in London, dazwischen zwei Jahre in Venedig, aufgehalten hatte, vom Landgrafen Karl von Hessen als Professor der Mathematik an die Universität Marburg berufen worden. Hier war es, wo er mit seinem Vorschlage, die Dampfkraft zum Heben von Wasser und zur Fortbewegung von Wagen und Schiffen zu benutzen, hervortrat. Schon im Jahre 1690 hat er eine solche Maschine genau beschrieben, zur Ausführung kam sie aber nicht. Auch nicht, als ihn der Landgraf von seinem Lehramt befreite und ihn zu sich nach seiner Hauptstadt Cassel berief. Dazu war er ein viel zu unruhiger Kopf. Eine Erfindung verdrängte die andere. Bald hat er Maschinen ersonnen, um Wasser aus den Bergwerken und Flüssen zu heben, bald will er die Elasticität verdichteter Luft benutzen, Wagen und Schiffe zu treiben und Granaten zu schleudern, bald will er die Kraft des Schießpulvers zu ähnlichen Leistungen verwenden. Kam es wirklich zur Ausführung eines Projectes, so wurde sie so hastig und unvorsichtig betrieben, daß sie mißglückte, wie z. B. der Versuch, das Wasser der Fulda mit Maschinen so hoch zu heben, daß Fontainen und Wasserfälle in den Gärten des Landgrafen damit gespeist werden könnten, ferner das Experiment mit einer Dampfkanone, das mehreren Menschen das Leben kostete. Gewiß wäre Denis Papin heute jedem Kinde als Erfinder des Dampfschiffes bekannt, wenn er nicht auch mit dieser Erfindung besonderes Unglück gehabt hätte. Schon dampfte, — es war im Jahre 1707, — sein kleines Schiff die Fulda hinab in die Weser hinein, als es plötzlich, nicht von Piraten, sondern von ehrsamen Schiffern der Weser gekapert wurde. Vergeblich berief sich Papin auf seinen Beschützer, den Landgrafen, um den man sich auf hannoverschem Gebiete, auf das er sich leichtsinniger Weise gewagt hatte, nicht kümmerte. Vergeblich bat er in seinem und der Wissenschaft Interesse um Schonung, — die eifersüchtigen Schiffer zertrümmerten Fahrzeug und Maschine und damit alle Hoffnungen des Erfinders. Das fortwährende Fehlschlagen seiner Projecte raubte ihm schließlich auch das Zutrauen des Landgrafen. Noch in demselben Jahre ging der schon sechzigjährige Papin wieder nach England. Hier aber erfuhr er erst recht das traurige Los des Erfinders: er gerieth in Noth. Mit Nahrungssorgen kämpfend, immer vergeblich bemüht, mit seinen Erfindungen doch noch durchzudringen, wanderte er schließlich wieder nach Cassel zurück. Hier ist er verschollen. Ueber die letzten Jahre seines Lebens, von seinem Ende wissen wir nichts. Daß aber sein Name nie vergessen wird, dafür werden wir sorgen, die bleibenden Zeugen seines Genies, die Dampfkocher."

Nachdruck verboten.

Aniela.

Eine Erzählung aus alter Zeit von Anna von den Eken.

Spätnacht ist's. Ueber die weiten, schneebedeckten Ebenen der Ukraine jagt der Sturm und treibt ein wildes Spiel mit den weißen, wirbelnden Flocken, dazu singt er ein uraltes schauriges Lied, das bald wie Kriegsgebraus klingt, bald wie das Weinen eines Kindes. Eine fahlgraue Dämmerung liegt über der schier endlosen Ebene, nirgends ein Lichtpunkt, nirgends die Contouren eines Baumes oder Hauses, und wehe dem Wanderer, der vor dem Herabsinken der Nacht kein schützendes Dach erreichte. Nimmer findet er heim aus diesem wallenden Flockenmeer, das Entsetzen packt ihn, so allein und verlassen zu sein zwischen Himmel und Erde, er flieht vorwärts und hetzt sich müde im tiefen Schnee, bis er zusammensinkt um auszuruhen, — nur einen Augenblick. —

Und dann kommt der Wind und singt ihm so seltsam süße Weisen, — Weisen, die er einstmals gehört, als Kind vielleicht, da ihn die Mutter in den Schlaf sang, — schlafen, ja, nur einen Augenblick!

Und die müden Lider fallen zu, die schaurige Einöde versinkt vor seinen Blicken, er träumt von einem knisternden Herdfeuer, von mitleidigen Menschen, die ihm warme Speisen reichen, und einem weichen Lager von trockenem Laub, worauf er seine müden Glieder ausstrecken kann und schlafen. — —

Aber in die Melodie des Sturmes mischt sich plötzlich etwas Anderes, Fremdes: schrille, abgerissene Töne, noch schauriger als das Heulen des Windes, weil sie unbegreiflich sind. Vielleicht ist es der Klageruf der Wölfe, die Nacht und Hunger aus den Wäldern lockt! Oder sind es die Seelen der hier gefallenen Polen und Tartaren, die aus ihren Gräbern auferstehen, ruhelos, um den alten, erbitterten Kampf von neuem zu beginnen? Und was kriecht da in der Ferne über das Schneefeld wie eine Riesenschlange mit feurigem Haupt?

Es kommt näher und wird immer größer, deutlicher, es kriecht nicht mehr, es saust, es fliegt heran! Voran ein unförmlicher Schlitten, mit sechs struppigen Pferdchen bespannt, und darauf wimmelt es von fidelnden, abenteuerlichen Gestalten mit braunen Gesichtern und blitzenden Augen, umflattert von nachtschwarzem Haar. Zigeuner sind's, phantastisch beleuchtet von den halb verlöschenden Fackeln. Wie die Geigen schwirren! Dazwischen klingt das Schellengeläute der Pferde, knallen die Peitschen. Und hinterdrein eine lange Reihe von kleinen Schlitten mit sonderbaren, pelzverhüllten Gestalten, an denen nichts Menschliches zu sehen, denn die Gesichter sind mit Masken bedeckt.

Den Zug beschließt ein Reiter. Mühsam nur zügelt er sein Roß und seines eigenen Herzens Ungeduld, welche allen vorbei jagen möchte, mit dem Sturm um die Wette, der erste am Ziel!

Drei Stunden schon fliegt der gespenstische Zug so dahin über die Steppe, nun noch am Walde entlang und dahinter liegt das Ziel, das Schloß des Wojwoden.

Auf Ueberraschung ist es abgesehen, ganz unerwartet wollen die Gäste eintreffen. Aber der Thürmer hat beide Augen offen, — wehe ihm, wenn es anders wäre! — und stößt dreimal ins Horn, daß es weithin schallt, und es ist merkwürdig, wie munter plötzlich die faule, schläfrige Dienerschaft geworden!

In unglaublich kurzer Zeit ist die Festhalle von zahllosen Kerzen erleuchtet, lodern in den Kaminen gewaltige Holzblöcke. Das Schloß, das vor einer Viertelstunde noch still und dunkel dalag, gleicht nun einem aufgestörten Ameisenhaufen.

Die Pelzhüllen sind gefallen, und ein farbensattes Bild entrollt sich den Blicken. Kostbare Stoffe, flimmernde Juwelen, silberne Harnische und dazwischen Mönchskutten, Bauernkittel und allerlei fremde Trachten.

Der einzige Unmaskirte ist der Woywode; mit königlicher Würde bewegt er sich zwischen den Gästen. Sein langer Schnurrbart und das im Nacken ganz kurz geschorene Haar sind schneeweiß, aber das Gesicht zeigt, gleich dem markig gebauten Körper, fast jugendliche Frische.

Da erscheint am Eingange der Halle die Gestalt einer Greisin in kostbare, pelzverbrämte Gewänder gehüllt. Sie stützt sich schwer mit der linken Hand auf den Arm ihres Pagen, mit der rechten auf einen Krückstock; sie ist die Mutter des Woywoden, eine Fürstentochter. Langsam bewegt sie sich vorwärts, denn sie ist alt, sehr alt und von Gicht fast gelähmt. Das hagere Gesicht mit der welken, runzligen Haut, die zusammengepreßten Lippen über zahnlosem Munde, — wer sollte darin die einst so gefeierte Schönheit erkennen, der die Männerwelt Polens huldigend zu Füßen lag? Wo ist die schimmernde weiße Haut, der stolze Mund, wo die köstliche Fülle der schwarzen Haare! Und die Augen, diese strahlenden, siegesgewissen Sterne, deren Gluth so manche unheilvolle Flamme entzündete! Noch ist ihr Feuer nicht ganz erloschen, und haben sich auch die Lider wie Trauerflore halb darüber gesenkt, — es giebt Momente, in denen sie noch funkeln und sprühen, und das geschieht immer, wenn die Greisin sich der Jugend und ihrer Triumphe erinnert. —

Ehrfurchtsvoll neigen sich die Masken vor der Fürstin, welche den gekrümmten, schmerzenden Rücken möglichst aufzurichten sucht. Aber es gelingt ihr nicht, auch nicht das Lächeln, mit dem sie einst die Herzen bezaubert. Nur in der Art, wie sie grüßend das greise Haupt neigt, liegt noch ein Schimmer früherer Anmuth.

Der Woywode ist seiner Mutter entgegen geschritten und geleitet sie nun selbst zu einem erhöhten Sitze, von dem aus sie die ganze Halle übersehen kann.

„Wo ist Aniela?" fragt er leise.

„Sie kleidet sich noch an, gieb ihr Zeit. Ich sandte ihr mein Brautkleid mit dem Diadem, und sie wird Freude daran haben, sich noch ein Weilchen im Spiegel zu bewundern. Doch wer sind Deine Gäste?"

„Ich weiß es noch nicht. Nur einen kannte ich gleich an seiner Größe, sowie an dem herrlichen Viergespann, das seines Gleichen sucht im weitesten Umkreise. Sehen Sie ihn nicht über alle hinwegragen, Mutter? Es ist der Fürst Olgierd Budry aus Litthauen."

Ein freudiger Ausruf entfährt den Lippen der Greisin, und mit funkelnden Augen sucht sie die Gestalt des Fürsten. „Bring' ihn her zu mir, Waclaw, gleich! Ich kenne ihn gut, sehr gut, er ist der beste Tänzer, der kühnste Reiter! O, es ist lange her, daß ich ihn gesehen!"

„Er zählt kaum fünfundzwanzig Jahre, Mutter."

„Fünfundzwanzig Jahre!" seufzt die alte Frau enttäuscht, „dann war es sein Vater."

„Seinem Vater haben die Tartaren einen Fuß abgehackt, als er noch nicht zwanzig Jahre alt war, so muß es wohl sein Großvater gewesen sein."

„Bin ich denn schon so alt?" Das Feuer in ihren Augen erlischt, und sie starrt gedankenvoll vor sich hin. Jetzt giebt der Haushofmeister das Zeichen zum Beginn des Tanzes, denn soeben hat die Tochter des Woywoden die Festhalle betreten. Ihr Gewand von schimmerndem Silber-Brokat, mit der schweren Goldstickerei und kostbarem Pelzwerk besetzt, paßt wenig zu der zarten Mädchengestalt, aber das eitle Herz der Großmutter wollte, da sie sich selber nicht mehr in solch strahlenden Putz kleiden kann, ihre Schätze wenigstens an dem Enkelkinde bewundern lassen. Perlenschnüre und Edelsteine umschlingen den feinen, weißen Hals, und das diamantenfunkelnde Diadem ist mehr als ein Grafengut werth. Vor bald fünfundsechszig Jahren trug die junge Fürstin an ihrem Hochzeitstage zum ersten Male diesen Schmuck!

Trotzdem eine Maske das Gesicht verhüllt, weiß doch jeder im Saale, daß die Trägerin derselben Aniela ist, des Woywoden schönes, einziges Kind.

Aber wer ist der Pilger an ihrer Seite, der sie zum Tanze führt? Wie sonderbar sein einfaches Gewand von der strahlenden Gestalt seiner Dame absticht! Aber es ist ja Carneval, die Geigen der Zigeuner schwirren und locken so süß, wer hat da Zeit und Lust zum Denken! Der Woywode vielleicht und seine Mutter!

Der Name Olgierd hat eine Fluth von Erinnerungen in dem Herzen der alten Frau wachgerufen. Olgierd! Wie oft haben ihre Lippen in Schmerz und Reue diesen Namen gerufen! Er, der einzige, den sie wahrhaft geliebt, er war stolz, sehr stolz und ertrug es nicht, daß sie mit ihm spielte, daß ihr Herz nicht genug hatte an dieser einen Liebe und noch allerlei Unkraut daneben wachsen ließ. In wilder Eifersucht verzehrte sich seine leidenschaftliche Seele, — sie aber lachte dazu, der Macht ihrer Schönheit vertrauend, lachte, bis es zu spät war und sie ihn für immer verloren hatte! — Ihre Augen irren suchend durch die Halle. Ja, da steht er, an eine Säule gelehnt, — warum tanzt er nicht? Unbewußt haben ihre Lippen die letzten Worte ausgesprochen und, als hätten Mutter und Sohn denselben Gedankengang, antwortet der Woywode:

„Er scheint die Tanzlust seines Großvaters nicht geerbt zu haben." Und weiter gleiten die Augen der beiden zu Aniela's lichtvoller Erscheinung, die am Arme des Pilgers einem Nebensaale zuschreitet. Jetzt kommt plötzlich Leben in die unbewegliche Gestalt des Fürsten, er bahnt sich einen Weg durch die Reihen der Tanzenden und ist in wenig Augenblicken neben dem Paare. Tief beugt er sich zu Aniela herab, spricht einige Worte, dann führt er sie zurück und, — er ist doch ein echter Budry, — nun fliegen sie dahin im tollen, wirbelnden Tanze! Ein freudiges „Ah!" entschlüpft den Lippen der Großmutter, und mit triumphirendem Lächeln schaut sie ihnen nach.

Auch der Woywode hat die kleine Scene beobachtet, und wie nun seine Augen denen der Mutter begegnen, welche ihn so erwartungsvoll fragend ansehen, nickt er nur leicht mit dem Kopfe, während ein stolz zufriedenes Lächeln seinen Mund umspielt.

„Seit wann?" fragt die Fürstin.

„Vor noch nicht einer Woche tanzten sie zum ersten Male zusammen beim Grafen Zubanowski, dessen Gast er ist."

„Und davon wußte ich nichts!"

„Wozu? Der Fürst wollte schon in einigen Tagen heimkehren."

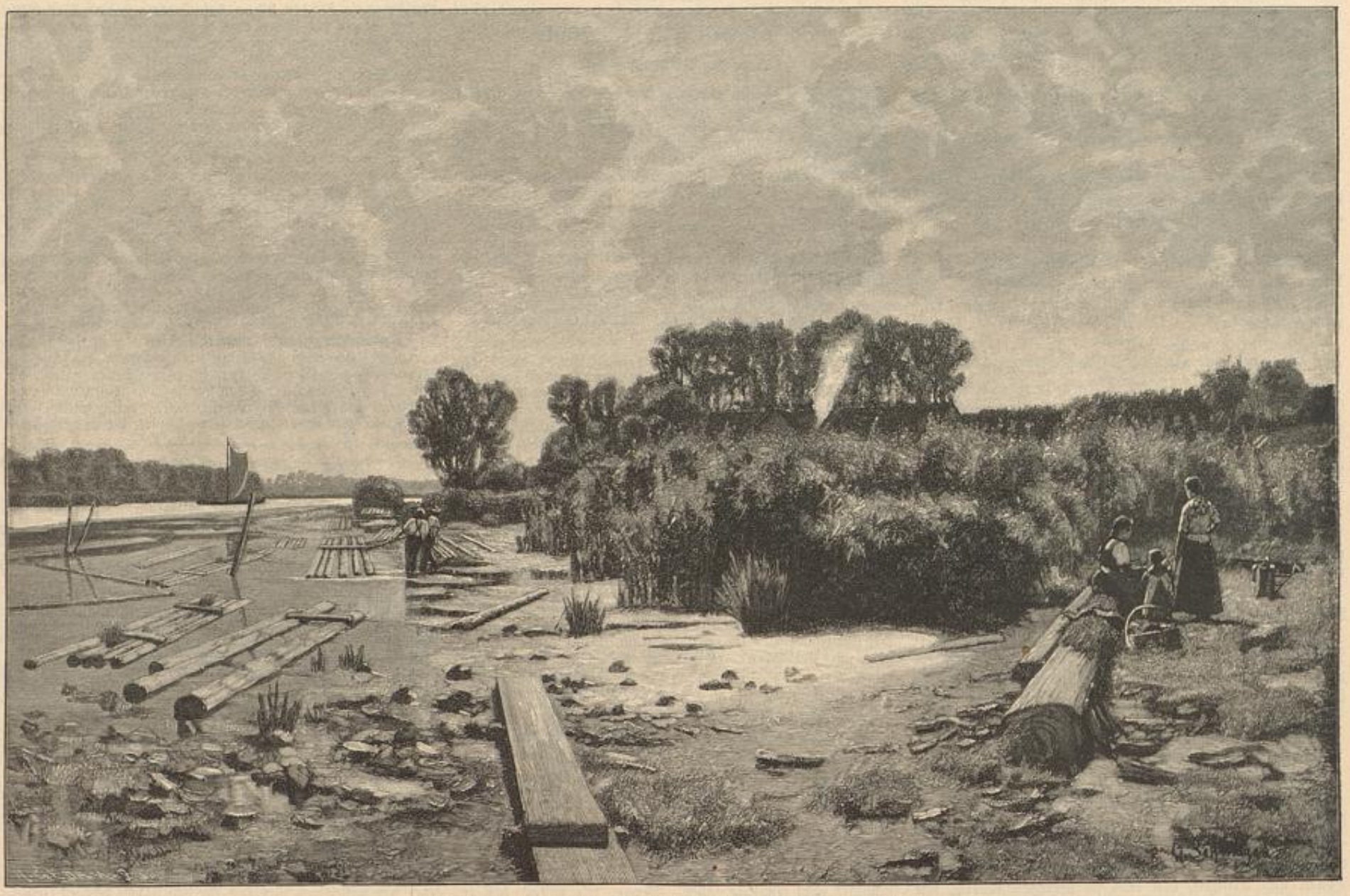
„Und ist nun doch geblieben," sagt die alte Frau mit einem sonderbaren Lächeln.

Der Pilger steht noch auf demselben Fleck, wo Aniela ihn verlassen. Ungeduldig erwartet er den letzten Geigenstrich Endlich! Aber seine Qual steigt, wie der Fürst Aniela zu ihrer Großmutter führt. Andere Masken drängen sich in ihre Nähe, man scherzt, plaudert, dann beginnt ein neuer Tanz. Die schöne, reiche Tochter des mächtigen Woywoden hat mehr Tänzer, als sie braucht!

Die Augen des Pilgers folgen ihr überall; er hat sich in eine der tiefen Fensternischen zurückgezogen, von dort aus kann er alles beobachten, ohne selbst gesehen zu werden. Hier wartet er, bis kurz vor Beginn des Mazur Aniela die Halle verläßt. Es ist der letzte Tanz vor Mitternacht, und mit ihm erreicht die ausgelassene Fröhlichkeit ihren Höhepunkt; sind erst die schützenden Masken gefallen, so richten sich mit einem Schlage alle die unsichtbaren Schranken wieder auf, die keiner ungestraft übersteigen darf. Aber noch ist man frei, und diese letzte Stunde soll gut ausgenützt werden. —

Die Zigeuner haben die allezeit durstigen Kehlen mit dem reichlich gespendeten Meth und feurigen Ungarwein genetzt, in ihren Augen glüht es wie heiße Sehnsucht, das wilde Blut kreist rascher unter der braunen Haut und läßt die Pulse klopfen. Nun stimmen sie die Geigen, und einige Augenblicke herrscht ein Durcheinander von fröhlichem Suchen und Finden, nun beginnt die Musik, und bei dem Commando: „do Mazura" fliegen die Tänzer dahin wie der Sturmwind über die Steppe. Wie die Augen blitzen und die Herzen höher schlagen! Selbst der Graukopf vergißt seiner sechszig Jahre und all der kleinen Leiden, welche das Alter so mit sich bringt, wirbelt den langen, weißen Schnurrbart kühn in die Höhe und sucht noch eine Tänzerin zu gewinnen. Welche gesunden Polenfüße vermöchten auch bei den Klängen dieses feurigen, lebensprühenden Nationaltanzes ruhig am Boden zu wurzeln! Selbst die knöchernen Hände der alten Fürstin bewegen sich nach dem Takt der Musik auf der Lehne ihres Sessels, und mit gespannter Aufmerksamkeit folgt sie den einzelnen Figuren des Tanzes. „O, noch einmal jung sein!" flüsterten die welken Lippen. Aber wo ist Aniela?

Vergeblich suchen die Augen der Großmutter zwischen den Tanzenden, bis sie, unangenehm überrascht, Fürst Budry's Gestalt sieht, der eine fremde Maske am Arme führt. Nur ein Paar tanzt jetzt, — es ist der Pilger und seine Dame, — eine zierliche Krakowianka. Niemand kennt diese beiden, und



Sägemühle. Nach dem Gemälde von Georg Schmitgen in Berlin.

Photographie-Verlag von B. Reiffenstein in München.

Politik auf dem Lande. Nach dem Gemälde von Otto Heichert in Düsseldorf. — Siehe Seite 168.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

bisher hat sie auch keiner beachtet. Jetzt aber, in der Mitte des Saales, kniet der Pilger plötzlich nieder und zieht, — nach altem Brauch, — einen Schuh von dem Fuß seiner Dame, welchen der eilig herbeigeeilte Schenke bis zum Rande mit funkelndem Ungarwein füllt. Der Pilger leert ihn auf einen Zug, und während er das zierliche Ding geschickt wieder befestigt, umbraust ihn der Beifall der leicht erregten Gemüther. Es ist eine Huldigung, welche der Mann nur der Dame seines Herzens bringt, und mit heimlichem Verlangen richtet sich manch Mädchenauge auf die glückliche Krakowianka.

Wer sind die beiden? Diese Frage beschäftigt einige Augenblicke alle Anwesenden, aber auch nur einige Augenblicke, denn neue Paare tanzen jetzt, und jeder Tänzer sucht es dem andern an Geschicklichkeit hervorzuthun. So bemerkt niemand, daß der Pilger mit seiner Dame die Halle verläßt, niemand, als der Woywode, der das Paar nicht aus den Augen verlor. Er winkt einen Pagen herbei.

„Du sorgst dafür, daß vor Mitternacht kein Schlitten den Schloßhof verläßt. Bei meinem Zorn!" fügt er drohend hinzu.

Währenddem hat das interessante Paar die Vorhalle erreicht. Es ist dies ein weiter, gewölbter Raum, mit den im Kriege erbeuteten Waffen und Harnischen reich verziert. Von den Wänden herab blicken die lebensgroßen Bilder der Vorfahren des Woywoden, und dazwischen sind die in Stein gemeißelten Wappen angebracht. In der Mitte der Halle steht ein gewaltiger Tisch, aus Eichenholz geschnitzt, mit einer Menge halbgefüllter, silberner und goldener Pokale darauf, sowie verstreut liegender Karten und Würfel. Hierher hatten sich die alten Edelleute zurückgezogen, welche die Freuden des Tanzes der jüngeren Generation überließen. Der Mazur aber hat alle herausgelockt, und so ist dieser Raum augenblicklich leer. An den Wänden entlang stehen Ruhebänke, mit Wolfs- und Bärenfellen bedeckt, und auf einer derselben hat sich das Paar niedergelassen. Vorsichtig schaut sich der Pilger um, es ist kein Mensch in der Nähe, und so lange die verlockende Musik aus der Festhalle schallt, wird auch wohl niemand kommen. Er nimmt die Maske ab, und ein Gesicht mit kühn blickenden, dunkeln Augen kommt zum Vorschein. Die Nase ist schmal, leicht gebogen, und der lange, schwarze Schnurrbart beschattet einen Mund, dessen schön geschwungene Linien gut mit dem energischen Kinn harmoniren.

„Endlich!" Die ganze Ungeduld eines liebenden Herzens zittert in diesem einen Wort. Er preßt das Mädchen fest an sich, dann hebt er ihre Maske auf, schaut einen Augenblick tief in die blauen Kinderaugen und, ehe es sich dessen wehren kann, drückt er rasch einen Kuß auf die frischen Lippen. Purpurgluth übergießt das reizende Gesicht.

„Ich bitte Dich, Stefan, sei nicht so unvorsichtig, Du hast mich schon beim Mazur so erschreckt."

Einen Augenblick blitzt der Uebermuth aus den Augen des Mannes: „O, sie sollten es sehen, alle, alle, daß ich Dich liebe, daß Du mein bist! Hätte ich es nur stolz und frei aller Welt zurufen dürfen, aber ich muß mich ja hinter einer elenden Maske verstecken," fügte er bitter hinzu. „Doch lange soll das nicht mehr dauern, ich schwöre es, hier, unter dem Bilde Deiner Mutter! Aniela, Liebling, erschrick nicht, ich kam, Abschied zu nehmen, aber nicht heute, nicht hier. Sieh, Dein Vater ist stolz, er würde sein einziges Kind nie einem Manne geben, der durch des Königs Ungnade fast allen Besitz verlor. Haben nun mächtige Freunde zu meinem Gunsten gesprochen oder schmolz des Königs Zorn seit dem Tode meines Vaters, — ich weiß es nicht, genug, — er sendet mich mit geheimer Botschaft zu fremden Fürsten. Kehre ich glücklich heim, oder vielmehr," — verbesserte er rasch, — „bringe ich gute Botschaft heim, so schenkt der König mir alle Güter zurück, die er einst meinem Vater genommen. Dann bin ich reich und darf es wagen, Dich zu begehren. Und nun mein Lieb, mein alles, sei tapfer und mach' mir das Scheiden nicht schwer, es soll ja zu unserem Glücke sein. Nur wenige Minuten bleiben mir noch an Deiner Seite, dann läutet die Glocke Mitternacht, und ich muß fort, denn niemand darf mich hier erkennen. Aber morgen, mit Tagesanbruch kehre ich zurück, willst Du mich dann erwarten unter dem Kreuz am Walde? Du kennst es ja!"

„Ich komme, Stefan. Aber Du darfst nicht fort, jetzt, in der Nacht. Denkst Du denn an keine Gefahr, an keine Wölfe! Das Schloß ist groß und hat gar manchen Raum, der Dir ein sicheres Versteck gewährt, ich bitte Dich, bleib' hier!"

„Unmöglich! Ich wäre ein Elender, wollte ich so die Gastfreundschaft mißbrauchen! Aber sei ohne Furcht, mein Roß ist schneller als der Wind, und meine Kugeln fehlen nie ihr Ziel, auch reite ich nicht weit. Eine Meile von hier liegt ein Bauernhof, eine elende Hütte, aber die Menschen darin sind mir treu ergeben aus alter Anhänglichkeit an meinem Vater, dessen Leibeigene sie einst waren. Morgen kehre ich dann zurück, um — Abschied zu nehmen! Und nun weine nicht, mein Liebling, ich darf nicht länger zögern, leb' wohl!"

„Die heilige Jungfrau beschütze Dich!" — In demselben Augenblicke verklangen die letzten Töne des Mazur, Stimmengewirr und lustiges Lachen ertönte lauter, und dann verkündeten zwölf dröhnende Schläge die Mitternacht.

Auf dem Hofe ist kein Mensch zu sehen, die zahlreiche Dienerschaft ist, soweit sie nicht in den Festräumen gebraucht wird, in der Küche beschäftigt; ist es doch keine Kleinigkeit, in wenig Stunden ein reiches Mahl für so viele Personen herzurichten; aber welcher Koch wäre im Carneval nicht auf solche Ueberfälle vorbereitet!

An den weiten Stallungen vorüber schreitet der Fremde bis zum anderen Ende des Hofes, wo er die Thür eines Holzschuppens öffnet. Ein freudiges Wiehern tönt ihm entgegen, aber ein kurzer, warnender Laut seines Herrn läßt das Thier augenblicklich verstummen; schmeichelnd nur reibt es den Kopf an der Schulter des Mannes. Dieser nimmt ihm den Mantel ab, womit er es vorsorglich bedeckt hatte, und streicht liebkosend über die glänzend schwarze Haut des edlen Pferdes, dann führt er es über den Hof bis vor das Thor, — es ist verschlossen! „Teufel," murmelt der junge Mann, „das fehlt noch!" Mit schnellem Blick mißt er die Höhe der Mauer, — da hinüber kann kein Pferd! Aber zehn Schritte weiter, die kleine Pforte, sie ist nur verriegelt. Also doch nicht gefangen! —

Inzwischen hat die alte Fürstin vergeblich nach ihrer Enkelin ausgeschaut, unmuthig, denn sie zürnt Aniela. Endlich schickt sie einen Pagen, seine junge Herrin zu suchen. Auch der Woywode scheint zornig, als er zu seiner Mutter kommt mit der Frage: „Wo ist Aniela?"

Da legt sich schüchtern eine Hand auf seinen Arm:

„Hier bin ich, Vater."

„Warum tanztest Du den Mazur nicht?" fragt die Fürstin streng.

„Ich war so müde, Großmutter."

„Müde," wiederholt die Greisin, und es klingt Spott und zornige Verachtung aus diesem einen Wort, „müde!" lacht sie schrill und höhnisch, „wann wäre eine echte Polin müde, wenn Mazur getanzt wird? Aber das ist das träge Blut Deiner Mutter, welches in Deinen Adern fließt."

Das gesenkte Haupt des jungen Mädchens richtet sich jäh auf, und in den sanften Kinderaugen blitzt der Zorn, wie sie die Fürstin stolz anschaut: „Großmutter, schmähen Sie die Todte nicht, Sie haben kein Recht dazu! Und außerdem, — ich tanzte nicht, weil ich nicht wollte!"

Aus dem Gesicht der alten Frau ist plötzlich aller Unmuth verschwunden. Sie sieht Aniela lächelnd an:

„So mag ich's leiden, das ist mein Blut! Hab's nicht so bös gemeint, Täubchen! Und nun noch ein freundlich Gesicht, sieh, dort kommt Fürst Budry."

— — — — — — — — — — — — — —

Der Aschermittwoch ist angebrochen, und ein fahlgrauer Winterhimmel scheint die ganze Welt in ein Büßergewand hüllen zu wollen. So weit das Auge reicht, alles todt, öde, selbst der Sturm, der lustige, nimmermüde Geselle, ist eingeschlafen. Lautlos wirbeln feine weiße Flocken vom Himmel und verschleiern die Fernsicht.

Am Waldessaum entlang schreitet Aniela, hastig, und zuweilen sich scheu umblickend, ob auch niemand ihr folge. Ihr zur Seite mit bedächtigem Schritt, Sultan, ihr Lieblingshund und steter Begleiter. Noch eine Biegung des Weges, dann muß sie das Kreuz vor sich sehen. Da hebt Sultan den mächtigen Kopf und horcht, will dann mit gesträubtem Haar vorwärts stürzen, aber ein Wort seiner Herrin hält ihn zurück. Noch wenig Schritte, da steht sie vor dem Manne, dem ihr ganzes Herz gehört, da umschließen sie seine Arme, als wollte er sie nimmer lassen. Und dann sitzen sie unter dem Kreuz auf der Moosbank und fühlen keine Kälte, haben sich so viel zu sagen und sprechen doch gar wenig. Aber die Zeit verfliegt, und es muß geschieden sein!

„Weine nicht, mein armes Lieb! Der Sommer vergeht gar schnell, und wenn der erste Schnee fällt, bin ich längst bei Dir, hier unter dem Kreuz, — willst Du mich erwarten?"

„O ich will! Alle Tage komme ich hierher, an Dich zu denken, die Zeit zu verträumen. Wärest Du erst zurück! Mir ist so bang, so sterbenstraurig."

Ihre blauen Augen schwimmen in Thränen, und das junge Herz zittert in nie gefühltem, heißem Weh.

Endlich macht sich Stefan frei von den ihn umschlingenden Armen, noch einen Kuß, einen letzten! Dann ein kurzes Pfeifen, worauf sein Rappe freudig wiehernd herbeitrabt. Der Reiter schwingt sich hinauf, und keines Wortes mächtig schwenkt er die Czapka zum letzten Gruß. — „Halt, Stefan! Den Sultan nimmst Du mit, er ist stark, stärker als ein Wolf und wird Dich beschützen. Geh' Sultan, geh' mit!"

Zögernd steht das treue Thier und schaut auf seine Herrin, dann zu dem Fremden. Er läuft eine Strecke mit, kommt winselnd zurück, als könne er sich nicht trennen, aber er muß gehorchen und dem Reiter folgen. Aniela steht und schaut ihm nach, bis der wirbelnde Schnee den Geliebten in undurchdringliche Schleier gehüllt, dann sinkt sie schluchzend vor dem Kreuze nieder. „O, Du Allmächtiger, führ' ihn glücklich zurück!" — —

Wie träge die Tage dahinschleichen! Aniela zählt die Wochen, die vergehen müssen, bis es Sommer und dann wieder Winter geworden. — Fürst Budry ist ein häufiger Gast im Schlosse, spielt mit dem Woywoden, hört geduldig die Erzählungen der Großmutter an, aber seine Gedanken sind nur bei Aniela, — was jeder sieht, nur sie selbst nicht, aber das glaubt niemand. Ihr jetzt so träumerisches Wesen, das Erschrecken und Erröthen wenn sie angeredet wird, — was könnte das anderes sein, als eine stille Liebe? Am glücklichsten darüber ist die Fürstin, kann sie doch jetzt an seinem Enkel sühnen, was sie einst an dem geliebten Mann verschuldet. Und sie hat sich nicht getäuscht, es kommt der Tag, wo er sie zur Vertrauten seiner Liebe macht und um ihre Fürsprache bittet. Merkwürdig, der stolze, ungestüme Mann, er fühlt sich dem kleinen Mädchen gegenüber so unsicher! — Aniela hört sie an mit bebenden Lippen und stockendem Athem.

„Schicken Sie ihn fort, Großmutter, denn ich liebe ihn nicht." Die Alte starrt sie ungläubig an, — einen Budry nicht lieben, scheint ihr unmöglich. Dann redet sie ihr zu, erst in Güte, dann streng, aber vergebens, Aniela beharrt bei ihrem Ausspruch: „Ich liebe ihn nicht, schicken Sie ihn fort!"

„Als ob das nur so ginge! Dein Vater gab dem Fürsten sein Wort und wird Dich zwingen."

Ein jähes Erschrecken malt sich auf Aniela's Zügen.

„Mich zwingen? Das darf nicht sein, ich gab einem anderen mein Wort und werde es halten."

Mehr ist aus ihr nicht herauszubringen.

Arme Aniela! Nun kommen schlimme Tage, denn der Woywode kennt keinen anderen Willen, als den eigenen. Aber Fürst Budry will eine Frau, die ihn liebt, er will warten, geduldig warten, bis sich ihr Herz ihm zugewandt, will sie nur zuweilen sehen und um ihre Liebe werben, — von einem Nebenbuhler erfährt er nichts! Grollend fügt sich der Woywode, aber unter einer Bedingung, — ist jener Unbekannte, dessen Namen ihr selbst kein Zornesausbruch des Vaters entreißen kann, über ein Jahr nicht zurückgekehrt, so heirathet Aniela den Fürsten, das muß sie feierlich geloben. Lange sträubt sie sich dagegen, aber es hilft ihr nichts, sie muß sich fügen.

In sechs Monaten wollte Stefan zurückkehren, sie hat also noch sechs Monate Frist, für den Fall, daß er länger ausbleibt. Und doch, sie weiß nicht warum, aber eine unsägliche Angst preßt ihr das Herz zusammen.

So vergeht der Winter. Die Moosbank unter dem Kreuze hat ihre Schneedecke verloren, die dunkeln Tannen des Waldes stecken frischgrüne Lichter auf, und die weite Steppe prangt im vollsten Frühlingsschmuck. Viele Stunden verträumt Aniela nun unter dem Kreuze; den Blick in die Ferne gerichtet, begleitet sie den Geliebten auf seinem Wege durch fremde Länder und zittert vor erträumten Gefahren. Wie langsam schleicht doch die Zeit, wäre nur erst der endlose Sommer dahin, mit dem ersten Schnee wollte er ja zurückkommen! —

Aber auch der Fürst leidet. Je hoffnungsloser seine Liebe scheint, desto mehr wächst sie und wird zur unheilvollen Flamme, zur Leidenschaft, die ihn verzehrt. Er denkt an keine Heimkehr mehr, er will Aniela als Gattin, auch wenn sie ihn nicht liebt. —

Endlich, endlich ist der Sommer vorüber, endlich fallen die ersten gelben Blätter! Mit fiebernder Ungeduld zählt Aniela die Tage, und je näher der Winter rückt, je mehr steigt die zitternde Unruhe ihres Herzens. —

Bleigraue Wolken decken den Himmel, und der Wind singt eine sonderbar klagende Weise. Es ist Allerseelen. Da fallen die ersten weißen Flocken — — Mit hochklopfendem Herzen eilt Aniela hinaus zum Kreuze, jetzt muß er ja kommen! Aber der Tag vergeht wie alle anderen, — kein Hufschlag, kein freudiges Bellen tönt an ihr Ohr. — Und wie dieser Tag, vergehen noch viele in unnennbarer Qual! Ihr rosiges Gesicht ist schmal und blaß geworden, und um die großen Augen lagern sich dunkle Schatten. Das frohe Kinderlächeln, sie hat es verlernt, und statt dessen zittern jetzt häufig Thränen in den Augen. — Des Woywoden Gesicht beginnt sich aufzuhellen, da der unbekannte Freier auszubleiben scheint, aber die Großmutter sieht besorgt aus, denn ihren scharfen Augen entgeht die Veränderung nicht, welche mit der Enkelin vorgeht. Wenn sie ihre Schönheit verliert, so wird sich vielleicht der Fürst zurückziehen, fürchtet die Alte. Aber sie kann unbesorgt sein, Fürst Budry denkt an keinen Rückzug! — —

Wie grauenvoll schnell nun plötzlich die Zeit verfliegt! Aniela kann nicht mehr zum Kreuze hinaus, tiefer Schnee deckt alle Wege; ein eisiger Nordost braust über die Steppe dahin und Wölfe machen selbst bei Tage die Gegend unsicher. —

Das Christfest ist vorüber, der Carneval beginnt und bringt neue Foltern für das arme, gequälte Herz. Nur wenige Wochen noch, dann ist sie die Braut eines anderen! Von früh bis spät sitzt sie am Fenster und starrt in die öde Winterlandschaft hinaus, und wenn der Schatten eines lebenden Wesens sich in der Ferne auf dem Schneefelde zeigt, so springt sie auf, das Herz klopft hörbar, — aber es ist nichts, immer nichts, kein Stefan naht ihr.

So vergeht ein Tag nach dem anderen, und Aniela's fiebernde Unruhe wandelt sich in dumpfe Verzweiflung. So kommt Fastnacht heran, ihr Verlobungstag!

Aniela hat sich ihrem Vater zu Füßen geworfen und um Gnade gefleht, nur einen Monat Frist, nur wenige Tage noch, — vergebens! —

Die Zofen schmücken sie mit einem weißen, silbergestickten Brautkleide und flechten in ihr Haar das funkelnde Diadem, das Geschenk der Großmutter.

Sie schickt die Gespielinnen und Dienerinnen fort und ist nun endlich allein, für wenige Stunden noch. Das Schloß ist voll von Gästen, kein Wunder, es gilt ja das Verlobungsfest der einzigen Tochter des mächtigen Woywoden!

Aniela hört von dem allen nichts, für sie ist die Welt versunken. Sie sitzt vor dem lodernden Kaminfeuer und starrt in die Flammen, in ihrem Kopfe giebt es nur noch einen Gedanken: Heute noch soll sie die Braut eines anderen sein, während Stefan vielleicht todt in fremder Erde liegt, oder, — — wenn er doch noch käme! Bei dem Gedanken springt sie auf, ein verzehrendes Feuer rast in ihren Adern, sie preßt die glühende Stirn an die kalten Fensterscheiben und starrt hinaus auf die leuchtende Schneedecke. „Da drüben, das ist der Wald und dort steht auch das Kreuz, unter welchem ich ihn erwarten sollte!" Sie preßt die kleinen Hände gegen die hämmernden Schläfen, — wie konnte sie nur so vergeßlich sein und ihn warten lassen! Sie muß hinaus, gleich!

Aber nicht durch die große Vorhalle, dort ist ja ihr Vater und wird sie festhalten. Nein, niemand soll sie halten, sie muß fort, durch die Zimmer ihrer Mutter, dann die schmale Treppe hinab und den Gang, welcher ins Freie führt. Aber schnell, ehe man kommt, sie zu holen. Jetzt ist sie draußen, fühlt nicht die eisige Nachtluft, nicht die Schneeflocken, welche der Sturm ihr ins Gesicht treibt. Lautlos, wie ein Gespenst, gleitet sie über den Hofraum dahin, dann, durch die kleine Pforte ins Freie gelangt, schlägt sie den Weg zum Walde ein. Da wirft sich der Sturm ihr entgegen, bläst ihr schweres Gewand auf, wie ein Segel und raubt ihr den Athem. Was will er, hat er Mitleid mit dem armen Kinde? Aber Aniela trotzt seinem Drängen; mit der Kraft der Verzweiflung arbeitet sie sich durch den tiefen Schnee bis zum Walde. Da steht das Kreuz, nun ist sie gerettet! Mit zitternden Knieen sinkt sie zu Boden, das Haupt mit dem schweren Diadem beugt sich herab; sie will beten und vermag es nicht, in ihrem armen Kopfe klopft und hämmert es, und die Gedanken wirbeln darin herum wie Schneeflocken. So bleibt sie bewegungslos, lange, lange. — —

Eine Flocke nach der anderen senkt sich auf das schimmernde Gewand, bis auch der letzte Silberflitter erloschen. Der Sturm erinnert sich eines alten, süß schmeichelnden Wiegenliedes und singt es leise, ganz leise — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Ueber die weite Steppe daher fliegt ein Reiter. Er spornt sein müdes Roß zu rasender Eile, und in mächtigen Sätzen, bald vor, bald neben ihm, ein Hund. Vor dem Kreuze zieht er grüßend die Czapka und stürmt vorbei. Nicht so sein Gefährte, er bleibt zurück beim Kreuz, erst zögernd, dann plötzlich ein seltsames Geheul ausstoßend. Nun fliegt er wie ein Pfeil dem Reiter nach, springt hoch an dem Pferde hinauf, sodaß sich das erschreckte Thier wild aufbäumt und der Reiter nur mit Mühe im Sattel bleibt. Zornig hebt er die Peitsche, um sie auf dem Rücken des Hundes niedersausen zu lassen. Aber das Thier weicht aus und läuft kläglich heulend ein paar Schritte zurück, bleibt stehen und sieht, ob sein Herr ihm nicht folgt, dann kehrt er winselnd zum Kreuze zurück. Der Reiter hat kopfschüttelnd sein Pferd gewandt, ungeduldig über die Verzögerung. Nun ist auch er beim Kreuze angelangt, steigt ab und schaut verwundert dem Hunde zu, welcher eifrig im Schnee scharrt. Wie seltsam das flimmert und leuchtet! Er bückt sich und tastet mit der Hand, — das ist kein Schnee! Sein Herz hört plötzlich auf zu schlagen, — er fühlt eine kleine, eiskalte Hand in der seinigen und jetzt, — ein furchtbarer Schrei durchzittert die Luft, — Aniela! seine Aniela, todt, erfroren! In wahnsinnigem Schmerze wirft er sich neben der Geliebten in den Schnee, und ein Schluchzen, ein dumpfes Stöhnen entringt sich seiner Brust. Aber nur wenige Minuten dauert diese Schwäche, dann ermannt er sich, nimmt die starre, leblose Gestalt in seine Arme und schwingt sich damit auf das Pferd, und das edle Thier trägt die doppelte Last, als kenne es keine Müdigkeit. Die Zähne des Reiters knirschen vor Ingrimm, als die festlich erleuchteten Fenster des Schlosses vor ihm auftauchen.

Eine Schar Männer mit Fackeln kommt ihm entgegen. Sie sind ausgezogen, die Entflohene zu suchen. Nun sehen sie den

Reiter und das wehende weiße Gewand und wollen ihn anhalten, er aber stürmt an ihnen vorbei, in den Schloßhof hinein. Dort gleitet er mit seiner Last vom Pferde herab und trägt die leblose Gestalt der Geliebten, von dem winselnden Sultan gefolgt, in die Festhalle, mitten zwischen den schreckensbleichen Gästen hindurch. Drohend tritt ihm der Woywode entgegen, will die Geliebte aus seinen Armen reißen, aber ein furchtbarer Blick aus den Augen des Fremden trifft ihn.

Erst in ihrem Schlafgemach übergiebt der Fremde die leblose Gestalt den Dienerinnen und überwacht selbst die Wiederbelebungsversuche. Aber es ist zu spät; die starren, bleichen Lippen werden nie mehr lächeln, kein Athemzug hebt die Brust des armen Kindes.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein Jahr ist vergangen und wieder ist es Fastnacht.

Ueber die winterliche Steppe sprengt ein Reiter und hält auf dem Platze, wo einst das Kreuz gestanden. Jetzt erhebt sich dort eine Kapelle mit dem Grabmal Aniela's, und auch das schmucklose, halb verwitterte Kreuz, sowie die kleine Bank haben Platz darin gefunden. — Lange verweilt der Reiter an diesem Ort, bis auch der letzte Tagesschimmer erloschen.

Tief deckt der Schnee die schlafende Steppe und immer noch rieseln die Flocken hernieder, lautlos, als lauschten sie den süß klagenden Weisen des Windes, die geheimnißvoll klingen, wie uralte Märchen.

Nachdruck verboten.

Körperübung für Mädchen und Frauen.

Von Dr. Fr. Dornblüth in Rostock.

Die neuere Hygiene betont nachdrücklich, daß neben den üblichen Schutzmaßregeln gegen die äußeren Ursachen von Siechthum und Krankheit die Stärkung der im Körper vorhandenen und zu erzeugenden Widerstandskräfte nicht zu vernachlässigen sei: sie sei oft zuverlässiger als jene, weil sie, immer wachsam und bereit, auch dann in Thätigkeit trete, wenn jene versagen. Darauf beruht die allgemein bekannte Thatsache, daß von vielen Menschen, welche der gleichen Ansteckungsgefahr oder anderen Krankheitsursachen ausgesetzt sind, immer nur ein oft recht kleiner Theil erkrankt. Cholera, Typhus und Diphtherie, wie jede Erkältungskrankheit, liefern die unbestreitbaren Beweise.

Jedermann weiß, daß gute und reichliche Nahrung keinen gesunden und kräftigen Leib erzielt, wenn sie nicht ordentlich verdaut, dem Blute angeeignet und von den arbeitenden Organen aufgenommen und verwendet wird.

Die beste Luft in unseren Wohnungen und Sommerfrischen, am Meer und im Gebirge kann uns wenig nützen, wenn unsere Lungen sie nicht in gehöriger Menge aufnehmen, wenn das Blut nicht den nöthigen Sauerstoff einsaugt und den Organen zuführt, andererseits aber die durch deren Arbeit erzeugte Kohlensäure nebst Ermüdungsstoffen wegschwemmt und durch die Absonderungs-Organe aus dem Körper entfernt.

Die Arbeit der Muskeln, deren Zusammenziehungen unseren Körper und seine Theile bewegen, entsteht durch Verbrennung von aus der Nahrung stammendem Kohlenstoff und Wasserstoff mit eingeathmetem und durch das Blut ihnen zugeführtem Sauerstoff zu Kohlensäure und Wasser; mit der Bewegung entsteht zugleich Wärme, und in der nachfolgenden Ruhe gewinnt der Muskel an Masse und Kraft. Die Muskelübung steigert demnach die Fähigkeit, Lasten zu bewegen, Widerstände zu überwinden, und erhöht dauernd die Eigenwärme des Organismus, die ihn befähigt, Wärmeverluste, Abkühlung und Erkältung zu ertragen und zu überwinden. Muskelschwache und mangelhaft erwärmte Menschen sind aber nicht nur Erkältungskrankheiten, sondern auch Krankheit erzeugenden Bacterien zugänglicher und leichter verfallen. Mit Steigerung der Muskelkraft und des krafterzeugenden Stoffwechsels werden zugleich Abwehrstoffe erzeugt, die den eindringenden Krankheitskeimen bekämpfend und vernichtend entgegentreten.

Wie durch Uebung unsere Sinne scharf und geschickt werden, so macht Uebung unsere Bewegungs-Organe stark und willfährig, den durch das Nerven-System ihnen zugeleiteten Befehlen des Geistes in Maß und Schnelligkeit zu gehorchen. Wie das Kind nur durch Uebung lernt, die zappelnden Bewegungen seiner Glieder zu beherrschen, um endlich Arme und Hände zum Ergreifen und Führen der Gegenstände, wie schließlich zu den wunderbarsten Handfertigkeiten, die Beine zum Stehen und Gehen, zum Laufen, Hüpfen und Springen, zum rhythmischen Marsch und Tanz zu gebrauchen, die begleitenden, unbeabsichtigten Mitbewegungen, wie Gesichtsverzerrungen und Athmungsstörungen, auszuschließen, so macht Uebung den Geist zum Herrn des Leibes und stärkt rückwirkend ihn selbst, indem sie ihm ein gehorsames und brauchbares Werkzeug schafft.

Muskelarbeit, indem sie Stoffe verbrennt, die Wärme und Bewegungskraft erzeugen, nöthigt und befähigt die Organe der Verdauung und Blutbereitung zu größerer Thätigkeit, erregt das Herz zu kräftigeren Schlägen, um den stärkeren Bedarf an Blut zuzuführen, und zwingt die Athmung zu tieferen und schnelleren Athemzügen, um genügend Sauerstoff herbei- und Kohlensäure fortzuschaffen. Alle geübten Organe werden stärker und erzeugen durch ihr harmonisches Zusammenwirken jenes Wohlgefühl, das den durch Uebung seiner Kräfte leistungsfähigen Körper durchdringt und mit Lebenslust erfüllt.

Deshalb verlangt die Erziehungskunst aus gesundheitlichen und nationalen Gründen für die gesammte Jugend, nicht bloß für den Theil derselben, der zur Erwerbung seines Unterhalts vorzugsweise auf seine Körperkräfte angewiesen ist, Ausbildung und Pflege des Leibes neben der des Geistes. Denn durch sie wird der Körper zu einem willigen und starken Diener des Geistes erzogen, der diesen für höhere Aufgaben frei macht, statt durch des Fleisches Schwäche ihn zu fesseln. Was aber der Jugend durch Körperübungen gewonnen wird, das soll freiwillig erhalten und weiter gebildet werden, denn auch von Gesundheit und Kraft darf man sagen:

„Erwirb sie, um sie zu besitzen."

Und brauchen etwa das Mädchen, die Jungfrau und Frau weniger einen dem Geiste unterthanen, gesunden, kräftigen und ausdauernden Körper als ihre Brüder und Männer? Selbst die verhältnißmäßig geringe Anzahl, der es beschieden ist, ohne große Anstrengungen und Leistungen durchs Leben zu gehen, kann Gesundheit, das höchste der Güter, und volle Lebensfreudigkeit nur durch übende Arbeit erringen.

Mit Recht hat die Erziehungskunst als bestes und zur harmonischen Ausbildung von Leib und Geist vorzüglich geeignetes Mittel, das deutsche Turnen, unter die allgemein verbindlichen Unterrichtsfächer aufgenommen. Denn es ist so reichhaltig in seinen Uebungen für alle Körpertheile, so anschmiegend an alle verschiedenen Kräftezustände und -Anlagen, so entwicklungsfähig in verschiedenen Richtungen, so befriedigend in sich selbst, durch die bloße Ausführung, wie keine andere Art von Körperübungen. Es ist auch besonders geeignet zur Vorstufe und Vorschule für die verschiedenartigen Bewegungsspiele und deren sportsmäßige Ausübung, deren Siegeszug durch die deutschen Gaue am besten zeigt, wie sie unserem Volke naturgemäß sind.

So wesentlich die Pflege der Leibesübungen durch Gemeinsamkeit gefördert werden kann, so wichtig ist es, das für die durchschnittliche Leistungsfähigkeit der Uebenden berechnete Maß der Kräfte-Aufwendung den vorhandenen Kräften anzupassen. Dazu dienen Uebungsgruppen und Uebungsstufen für verschiedene Altersklassen, für Kinder, Heranwachsende und Erwachsene, für Knaben und Mädchen u. s. w., auch für Schwächliche und mit gewissen Krankheitsanlagen Behaftete, denen oft durch genügende Uebungen größere Leistungsfähigkeit und sogar verhältnißmäßige Gesundheit geschaffen werden kann.

Mädchen und Frauen sollten umsoweniger von den Wohlthaten des Turnens ausgeschlossen werden, als sie vorzugsweise mancherlei Krankheiten ausgesetzt sind, die von mangelhafter Energie des Stoffwechsels infolge zu geringer Muskelthätigkeit begünstigt werden. Auch jene Nervenschwäche, die in den mannigfaltigen Erscheinungen der Nervosität und Neurasthenie eine Hauptplage unserer Zeit geworden ist, entwickelt sich am ehesten, wo der Wille nicht Herr geworden ist des Fleisches, und ist durch angemessene Uebung des Bewegungs-Apparates mit zu bekämpfen. Das bereits erkrankte Nerven-System allerdings bedarf, wie jedes andere kranke Organ, zunächst der Ruhe, um, — wie der körperlich Schwache und Darbende, — erst die Grundlagen der Kraftentwicklung wieder zu gewinnen und alsdann erst durch vorsichtig geordnete und abgemessene Uebungen wieder zur Gesundheit und Leistungsfähigkeit geführt zu werden.

Besonders vorsichtige und ängstliche Mütter fürchten wohl noch hier und da, daß ihre Töchter durch das Turnen große Hände und Füße, ungeschlachte Glieder mit schwellend vortretenden Muskeln, kraftstrotzende, aber schwerfällige Bewegungen sich aneignen könnten. Diese Furcht ist ganz unbegründet: jede Turnstunde und jedes Schauturnen in einer Mädchenschule kann sie vom Gegentheil überzeugen, und wenn sie jugendliche Tänzerinnen beobachten, so werden sie unschwer herausfinden, daß gute Turnerinnen durch Anmuth und Leichtigkeit der Bewegungen sich auszeichnen. Denn die Muskelübung giebt ihnen eben jene vollkommene Sicherheit und Zierlichkeit der Bewegungen, das Maßvolle des nicht zu viel und nicht zu wenig, von dem der Dichter sagt:

„Nur die vollendete Kraft giebt die vollendete Anmuth."

Unter solcher Furcht sind die Kraftübungen aus dem Mädchenturnen, vielfach mehr als gut ist, zurückgedrängt worden. Frei-Uebungen sollen die Gelenke beweglich, Ordnungsübungen und Reigen die Bewegungen anmuthig und leicht machen. Daß diese Art Turnen den Mädchen, die auch nach Kraftübung und Abwechslung verlangen, das ganze Turnen verleidet und sie veranlaßt, unter allen möglichen und unmöglichen Vorwänden sich davon dispensiren zu lassen, jedenfalls mit der Schule auch dem Turnen für ewig Lebewohl zu sagen, darf der falschen Methode zur Last gelegt werden. Die in Mädchenschulen und sogar von Turnlehrer-Bildungsanstalten vielfach bevorzugten Ordnungsübungen sind oft mehr Gedächtniß- als Körperübungen, und nichts weniger als geeignet, zwischen und nach anderen Unterrichtsstunden zu entlasten und zu erfrischen. Das Stehen und Gehen, sowie die Kunstschritte der Reigen und Tänze werden erst dann leicht und schön, wenn durch Hüpfen, Springen und andere Muskelübungen die Gelenke beweglich und die Glieder frei geworden sind: dies bewirken aber richtig ausgewählte Geräthübungen leichter, schneller und wegen der Abwechslung und merkbaren Fortschritte weit angenehmer als die Frei-Uebungen.

Selbstverständlich sind vom Turnen der Mädchen und Frauen alle eigentlichen Kraft- und Kunststücke, Voltigir-Uebungen und dergl. m. ganz ausgeschlossen. Die Hang- und Schwingübungen an den Ringen und Recken, ferner Rundlauf, sowie einfachere Stützübungen und leichtere Kletterübungen an Leitern und Stangen gewähren eine reiche Fülle von Uebungsstoff. Bei sämmtlichen Uebungen der Mädchen und Frauen ist aber bedingungslos auf gute Körperhaltung und leichte Ausführung zu halten: eine Forderung, welche dazu zwingt, das jeweils vorhandene Kräftemaß niemals voll in Anspruch zu nehmen und noch weniger zu überschreiten.

Durch solche Anordnung des Turnens werden in der That Muskeln und Gelenke so kräftig, geschmeidig und der leisesten Willensregung unterthan, daß Haltung und Bewegung dies unverkennbar wiederspiegeln: das aber ist es, was bei gehöriger Geistesbildung der weiblichen Erscheinung Anmuth und Würde verleiht, denn nur in einem Körper, der allen Regungen eines edlen Geistes willig und leicht folgt, kann dieser voll zur Erscheinung kommen.

Vor nicht langer Zeit ist in Bezug auf die beabsichtigte Reform der Frauenkleidung gesagt worden, die Stütze des Rückens (durch Stahlstangen) sei dem weiblichen Körper wegen der Schwäche seiner Muskeln unentbehrlich! Nun, das Turnen ist geeignet, solche Schwäche, die man bei Kindern doch nicht bemerkt, gar nicht aufkommen zu lassen, sie aber schnell zu beseitigen, wenn sie durch Vernachlässigung der Muskeln mit Hülfe des Corsets herangezüchtet ist. Junge Mädchen und Frauen, die ihre Streckmuskeln nicht vernachlässigt haben, verschmähen, — wie mich reiche Erfahrung gelehrt hat, — jene Zwangsstütze und erfreuen sich ohne solchen, gleichsam den Krustenthieren abgelernten Panzer, jener Freiheit und Leichtigkeit der Haltung und der Bewegungen, die in den schlanken und biegsamen Hüften so anmuthig zur Erscheinung kommt.

Wenn wir nun das Turnen als Schule der Muskel- und Nervenkräfte, die doch auch an und für sich im Leben nicht unnütz sind, als bestes Förderungsmittel der Gesundheit und Widerstandskraft, als Erziehungsmittel zu Schönheit und Anmuth, wie als Erreger reinster Lebensfreude ansehen dürfen, so ist die Nothwendigkeit regelmäßigen Turnunterrichts für alle Mädchenschulen, hohe wie niedere, damit außer Zweifel gestellt; wer seine Töchter dem Turnen entzieht, beraubt sie nicht nur einer Wohlthat für ihr ganzes Leben, sondern enthält ihnen eine der sichersten Grundlagen der Gesundheit, der Leistungsfähigkeit und der Widerstandskraft gegen schädliche Einflüsse vor.

So wenig aber die Geistesbildung mit der Schule abgeschlossen sein soll, ebensowenig darf die körperliche Erziehung damit als fertig angesehen werden. Wo die eigentliche Schule aufhört, sollen einerseits Fortbildungsschule und Seminar, andererseits freie Vereinigungen einsetzen. Besser als Lawntennis- und Radfahr-Clubs ꝛc., die ohnedies immer nur einzelnen Bevorzugten zugänglich sind, eignen sich Vereinigungen zu gemeinschaftlichem Turnen zur Fortbildung der körperlichen Erziehung, zur Festigung von Gesundheit und Lebensfreude. Die überall vorhandenen Turnhallen werden sich gern den Turnlustigen öffnen, die ja, indem sie am eigenen Wohl arbeiten, nicht weniger als die Knaben auch im Spiel fürs Vaterland streben, denn, um kräftige Männer zu erziehen, sind, wie das berühmte Gutachten der elsaß-lothringischen Sachverständigen-Commission für das Schulwesen ausspricht, starke und gesunde Frauen nöthig, oder mit anderen Worten: Wer seiner eigenen Vervollkommnung, der leiblichen wie der geistigen, zustrebt, der arbeitet zugleich für das allgemeine Wohl des Volkes und Vaterlandes, und weder Erfolg noch Freude daran werden ihm fehlen!

Nachdruck verboten.

Ein neuer Prophet.

Von Dr. Käthe Schirmacher in Paris.

In einer kleinen Sackgasse an einem abgelegenen Boulevard der Stadt Paris kann man seit einigen Wochen ein ganz seltsames Treiben sehen: dunkelfarbige, Turban tragende Männer im weißen Burnus, Jünglinge in hellblauen, türkischen Hosen, den rothen Fez auf dem Haupt, eine bunte Schärpe als Gürtel, gehen dort ein und aus und verschwinden lautlos in einem großen Hausthor. Sie grüßen sich nach Sitte der Muhammedaner und sprechen, obgleich sie alle französisch verstehen, hauptsächlich arabisch. Steigt man mit ihnen die Treppe hinauf, so sieht man sie durch ein Vorzimmer in einen einfach möblirten Raum treten. Dort empfängt sie mit schlichter Höflichkeit ein gleichfalls weiß gekleideter Mann im Turban. Sein heller Teint jedoch unterscheidet ihn von seinen orientalisch braunen Genossen, und er spricht ausschließlich französisch mit ihnen. Hat er diesem eine Empfehlung oder einen Rath gegeben, dem anderen eine Bittschrift aufgesetzt, so greift er in den freien Augenblicken zu Bibel oder Koran und läßt sich mit seinen europäischen Besuchern, — und deren hat er viele, — in ein Gespräch über religiöse Dogmen, Auslegung der Offenbarung, die Natur der Seele, über die Zukunft des Islams und Frankreichs ein.

Dieser Mann, den ich an einem Sonntag Vormittag in seiner Häuslichkeit, von ausgedienten, algerischen Soldaten, jungen arabischen Gelehrten, Pariser Journalisten und einem muhammedanischen Diener umgeben, fand, ist der Doctor der Medicin Grenier, Abgeordneter für Pontarlier in der französischen Kammer.

Seine seltsame Erscheinung hat den Parisern vollauf Stoff zum Staunen, Lachen und auch Spotten gegeben. Die Kinder auf der Straße sind seinem weißen Mantel nachgelaufen, die Erwachsenen haben ihn angestaunt, wenn er seine Fußwaschungen am Seine-Ufer vornahm; im Abgeordnetenhaus machten sich die Collegen den kindlichen Spaß, bei Dr. Grenier's Erscheinen: „Allah, Allah," zu rufen.

Die großen Boulevards sahen ein lächerliches Spielzeug auftauchen, das den muhammedanischen Abgeordneten beim Gebet, — jedoch in etwas profaner Umgebung, — darstellte. Die Witzblätter machten ihn zu ihrem Eigenthum; er war ihnen „der Mann mit den reinen Füßen", der, um zum Ziel zu kommen, „reinliche" Mittel angewendet hatte. Endlich tauchte er im diesjährigen Carnevals-Zug auf; der junge Mann, der ihn darstellte, warf sich mit großen, übertriebenen Gesten auf dem Wagen, der ihn trug, zu Boden, und die Pariser Menge fand den weißen Turban-Mann sehr amüsant.

Dr. Grenier darf wohl auf eine höhere Schätzung Anspruch machen. Interessant ist dieser etwa 35jährige Franzose, dieser Gelehrte und Arzt, der sich zum Islam bekehrt und dann seine Kammerwahl durchgesetzt hat, sicherlich zu nennen. Schon das seelische Problem, das er verkörpert, ist außergewöhnlich.

Er hat sich liebenswürdiger Weise ein wenig über die Motive, die ihn bei seinem Glaubenswechsel bestimmt, äußern wollen. Kindheits-Erinnerungen scheinen einen gewissen Antheil daran zu haben. In der Familie Grenier, die Pontarlier bewohnt, hat eine Muhammedanerin als Dienstmädchen gelebt. Diese „Dinah", die den Dr. Grenier, als er ein Kind war, pflegte, die ihre Gebete vor ihm verrichtete, brachte zuerst dem französischen Knaben den Islam nahe. In seiner Einbildungskraft dadurch angeregt, begann er früh für alles Orientalisch-Muselmännische sich zu interessiren.

Familien-Beziehungen in der französisch-muhammedanischen Colonie Algier verstärkten dieses Interesse. Ein Bruder des Dr. Grenier war dort beim Militär; so machte es sich, daß der eine der Brüder den anderen in seiner kleinen Garnison, — ich glaube mehrfach, — besuchte. Nach und nach, vielleicht von religiösen Zweifeln gequält, von sittlichen Problemen gedrängt, als junger Arzt noch mitfühlend und oft rathlos dem großen, menschlichen Leiden gegenüber, hat ihn die tiefe Frömmigkeit, die sittliche Festigkeit der Wüsten-Araber, der gläubigen Moslem, gefesselt und zuletzt begeistert. „Je me disais", sind seine Worte, „qu'il y avait là pout-être quelque chose de bon."

Dieses „quelque chose de bon" suchte Dr. Grenier durch aufmerksames Studium des Koran, durch Vergleichen mit der Bibel sich zu eigen zu machen. Er ist in Bezug auf den Koran zu folgenden Schlüssen gekommen. Dieses Buch, meint er, giebt die Anleitung zur verständigsten aller Kleidungen; es lehrt ein völlig gesundheitsmäßiges Leben; es hat die muhammedanischen Völkerschaften vor dem Fluch des Alkohols bewahrt; es verlangt die hauptsächlichsten, sittlichen Tugenden von seinen Gläubigen: Gerechtigkeit, Wahrheit und Barmherzigkeit. Der Fanatismus ist darin nicht befohlen. Der Krieg gegen die Ungläubigen ist zu verstehen als ein Kampf gegen die Schlechten, die Ungerechten, Unwahren und Unbarmherzigen.

Als Dr. Grenier zu diesen Ansichten gekommen war,

wurde er Muselmann. Wie er sich mit der durch den Koran gesetzlich erlaubten Vielweiberei abfindet, davon noch später ein Wort. Hier gehen uns vorläufig andere Bestimmungen des Koran und deren Einfluß auf den Abgeordneten von Pontarlier an.

Wenn er sich als Mediciner von der Vortrefflichkeit der arabischen Tracht überzeugt hatte, so war es kein Wunder, daß er sie annahm. Die weiße Tunica aus Shirting, der weiße Burnus aus Wolle über den Tricot-Unterkleidern und dem europäischen Beinkleid, die unser Klima und unsere Sitte fordern, machen sich recht würdig und stehen dem Dr. Grenier, der kein unvortheilhaftes Aeußeres hat, sehr gut.

Das primitive Kleid und der arabische Turban lassen im Gespräch mit dem Gelehrten oft vollkommen vergessen, daß man mit einem Franzosen zu thun hat. Man sieht unwillkürlich in Dr. Grenier einen Primitiven; und wenn er seine Ueberzeugung von der göttlichen Offenbarung des Koran ausdrückt, wenn er es im vollen Ernst ausspricht, Muhammed sei nur eine Wiederverkörperung Christi, unsere Seele sei unsterblich und nur auf die Welt geschickt, um sich in diesem Jammerthal zu läutern, so leistet die Propheten-Tracht Dr. Grenier einen sehr großen Dienst. Wer würde ihm zuhören, wollte er das Gleiche im schwarzen Gehrock und Cylinder sagen?

Die orientalische Tracht dient außerdem auch noch der Propaganda: Dr. Grenier ist nämlich fest davon überzeugt, daß der Islam in Frankreich selbst eine Zukunft hat; er glaubt, in den Massen die Achtung vor dem Koran als der Offenbarung Gottes verbreiten, glaubt, das religiöse Gefühl Frankreichs wieder beleben, die sittliche Kraft seiner Nation durch den Islam wieder heben zu können.

Wie das? Dr. Grenier erklärt, der Koran lehre nichts, was nicht die volle Billigung der exacten Wissenschaften und des kritischen Verstandes enthalte. Eine derartig rationelle Religion aber müsse die Billigung selbst so skeptischer Leute, wie der Franzosen, erhalten und dann auch günstig auf ihre Moral wirken.

Angesichts dieses festen Glaubens fühlte ich mich etwas kleinlaut. Meine koranische Unwissenheit gestattete mir nicht, dem Dr. Grenier eine Stelle des heiligen Buches zu citiren, die mit den Forderungen der Wissenschaft und des Verstandes in besonderem Widerspruch gestanden hätte. Ich entsann mich zwar, daß Muhammed am Anfang seiner Laufbahn einmal bis in den siebenten Himmel gereist war, und zwar so rasch, daß ein Krug Wasser, den er bei seiner himmlischen Abreise umgestoßen, bei seiner irdischen Rückkehr noch nicht ausgeflossen war. Das schien mir wenig rationell, aber ich war nicht ganz sicher, daß dieses Wunder im Koran erzählt sei, und schwieg, — wie ich merkte, zu meinem Heile; denn Dr. Grenier sagte mir gleich darauf im Gespräch, daß man den Koran interpretiren müsse, um ihn recht zu verstehen. Mit Interpretationen geht es nun, wie mit Taschenspieler-Stücken: Wasser wird Wein, eine Uhr löst sich in Goldstaub auf, und ein Cylinder wandelt sich in eine Maus. Greift man zur Interpretation, so ist mir um die Uebereinstimmung des Koran mit dem kritischen Verstande und den exacten Naturwissenschaften nicht bange.

Die Ideen des Dr. Grenier von der unsterblichen Seele, der principiellen Verschiedenheit von Leib und Geist hatten mich, ich gestehe es, vorher etwas stutzig und an seinem Rationalismus zweifeln gemacht. Hat doch Voltaire, der gewaltigste Rationalist der Vergangenheit, sein ganzes Denken, Wollen und Schreiben darauf gerichtet, um als einzig sicheres Wissen den engen Zusammenhang von Geist und Körper einzustellen, um alle kühnen Behauptungen und alle Prophezeiungen von dem Wesen der Seele abzulehnen. Will diese Bescheidenheit vor den wahrscheinlich stets unlösbaren Fragen der Menschheit uns doch gerade als eine Haupterrungenschaft der exacten Naturwissenschaften erscheinen.

Aber eine Bemerkung des Dr. Grenier lehrte mich bald, daß er und ich unter exacten Naturwissenschaften nicht ganz dasselbe verstanden. Er rechnet auch den Spiritismus dazu und sieht in den Geistern, von denen der Koran spricht, einen neuen Beweis von der göttlichen Offenbarung dieses Buches.

Auf metaphysischem und spiritistischem Gebiet geschlagen, — denn ich bin seit zwei Jahren mit dem Gift Voltaire'schen Rationalismus durchtränkt und habe meinem speculativen Denken resolut die Flügel durchgeschnitten, — bat ich nur noch um einen kleinen Streifzug auf ein mir bekannteres Gebiet: die Frauenfrage.

Bereitwillig ging Dr. Grenier darauf ein. Vielleicht ahnte er nicht, welch eine Ketzerin vor ihm saß, und sagte daher alles, was er dachte. Jedenfalls wären wir uns über die Frage der Polygamie fast in den Turban gerathen. Dr. Grenier, ich schicke das voraus, ist selbst verheirathet; er hat eine, nur eine, wie man mir sagte, sehr hübsche, liebenswürdige und gescheidte Frau. Daß ich sie nicht gesprochen, thut mir innig leid, denn ihre Ansichten wären mir als Ergänzung der Ideen ihres Mannes werthvoll gewesen.

Dr. Grenier, der von den Orientalen die freimüthige Art, mit Fremden zu verkehren, angenommen hat, sagte mir ganz unumwunden, daß die Ehe mit einer Frau ihre Vorzüge habe, die Vielweiberei aber nicht absolut zu verwerfen sei. Der Koran, meinte er, gestattet dem Manne vier legitime Frauen, er empfiehlt aber die Einehe, falls der Mann fürchtet, nicht all seinen Frauen gerecht werden zu können.

„Es ist entschieden für den Mann, für den häuslichen Frieden, für die Kinder besser, wenn nur eine Frau da ist," setzte Dr. Grenier hinzu. — „Ei," dachte ich, „und für die Frau? Auf die kommt es wohl gar nicht an?" Ich gab meinem Gedanken laut Ausdruck.

„Ich denke, der Mann soll gütig und gerecht gegen die Frau sein, die unter seinem Schutze zu leben bestimmt ist," antwortete Dr. Grenier.

Auf meinem Antlitz muß sich wohl ein großes Staunen über diese mittelalterlich-orientalische Ansicht ausgedrückt haben; Dr. Grenier bemühte sich seitdem vergebens, mir klar zu machen, daß die gesetzliche Polygamie wahrscheinlich auch noch folgende sociale Rolle zu spielen bestimmt sei:

Erstens, die Klassen einander zu nähern, indem derselbe Mann eine Bäuerin, eine Arbeiterin, eine Bürgerliche und eine Adelige heirathen kann. Zweitens, indem die Frauen, wie ich es manchmal geschmackvoll habe nennen hören, — dadurch „aufgeheirathet" werden und so einem schlimmeren Schicksal entgehen. Hier wurde unsere Debatte lebhaft, und Dr. Grenier's Turban kam in Gefahr. „Herr Doctor," sagte ich, „die Männer können heute zuweilen nicht 'mal eine Frau ernähren, und Sie wollen ihnen vier aufladen? Wo denken Sie hin? Sie leben doch in Frankreich, wo man aus Princip nur kleine Familien hat. Wie wollen Sie dieses ganze nationale Herkommen umändern? Wie wollen Sie die ökonomische Lage der Männer derart bessern? Wie wollen Sie vor allem die Frauen, die sich gerade jetzt als Persönlichkeiten zu fühlen beginnen, wie wollen Sie die in eine so große, so völlige und gesetzlich anerkannte Abhängigkeit vom Manne bringen? Sie haben sich gewiß noch nicht viel mit der Frauenfrage beschäftigt, Herr Doctor."

„Sie scheinen das ja ganz besonders gethan zu haben, Fräulein Doctor", entgegnete der Muselmann, und so doctorten wir eine Weile hin und her, ohne jedoch unserem Kranken, — der Ehe- und Frauenfrage auf vielbeweibter Basis, — Heilung bringen zu können.

Als ich mich verabschiedet und mit einem arabischen Gelehrten, der mich bei Dr. Grenier eingeführt hatte, die stille, sonntägliche Straße hinunterwandelte, verhandelten wir darüber, welche Rolle Dr. Grenier in nächster Zukunft voraussichtlich spielen werde.

„Man hat ihn in Pontarlier gewählt, weil er aus alter, angesessener Familie, dabei als sehr gut und wohlthätig bekannt war. Er hat oft Arme unentgeltlich gepflegt," sagte mein Begleiter. „Sein Einfluß kann ein großer werden, wenn er von Frankreichs zwölf Millionen muhammedanischer Unterthanen oder Schutzbefohlenen als Vertreter ihrer Religion, Moral und ihrer Interessen betrachtet wird. Er ist jetzt schon der Rathgeber derjenigen seiner Glaubensgenossen, die sich über eine Unbill zu beklagen haben. Sie sahen ja, es ging bei ihm, wie in einem diplomatischen Cabinet zu. Außerdem aber kann er durch Verbindung mit der muhammedanischen Colonie in Paris gleichfalls eine Bedeutung erlangen. Diese Colonie steht im Begriff, eine große Kulturbewegung im Orient anzuregen."

Und als ich weiter nach dem Charakter dieses neuen Planes forschte, wurden mir einige Aufklärungen so praktischer, lichtvoller Art, daß es vor meinen Augen wie ein Nebel von der verwickelten, durch Rauch und Blutdampf verhüllten Orientfrage wegglitt und ich dreihundert Millionen Muhammedaner in die Reihen der modernen Kulturentwicklung einrücken sah. Davon jedoch, wenn meine Leser wollen, ein anderes Mal mehr.

Nachdruck verboten.

Zwei Gedichte.

Von P. G. Busse in Antwerpen.

I.

Die letzte Sonne lag im Laub der Bäume,
Und müde schlossen meine Augen sich; —
Auf blauer Barke durch das Meer der Träume
Trieb meine Sehnsucht, und sie suchte — Dich.

Als dann, mit reichem Sternenglanz gesegnet,
Die Nacht sich senkte aus des Ew'gen Hand,
Ist eine and're Barke ihr begegnet,
In der das Sehnen Deiner Seele stand.

II.

Sei nicht so traurig! Du auch wandelst einst
Aus Sturm und Streit zu kühlen Palmengärten;
Die Du ersehnst und bitterlich beweinst,
Die harren Dein im Frieden der Verklärten.

Wenn lichtgesprengt in weißer Vollmondnacht
Purpurne Knospen ihren Duft verbreiten,
Wird stillen Aug's ein Bote höh'rer Macht
Dich durch die Pforten dieses Lebens leiten.

Empor, empor, hoch über Gras und Grund
Trägt Dich sein Flug zu himmlischen Gezelten,
Und voll Erbarmen küßt er Dir vom Mund
Die Leidensspuren weit entschwund'ner Welten.

Nachdruck verboten.

Anton Rubinstein.

Nach dem Gemälde von P. Meyerheim in Berlin.
Siehe Seite 161.

Wer das Glück hatte, Anton Rubinstein spielen zu hören, dem wird der Eindruck, den der vielbewunderte Meister auf ihn machte, für immer unvergeßlich bleiben. Rubinstein wußte nicht allein den Hörer durch die Macht der Töne hinzureißen, er fesselte auch durch seine äußere Erscheinung, ja, man war leicht versucht, das Bild des gewaltigen Beethoven in Rubinstein neu aufleben zu lassen: dieselben wallenden Locken, dieselbe eherne Stirn, dieselben scharfgeschnittenen Gesichtszüge wie bei Beethoven; nur das Auge Rubinstein's blickte anders als jenes des großen Symphonikers. Wenn Rubinstein am Klavier saß, wie sinnend vornübergebeugt, dann schienen die Augen nur nach innen zu schauen, dann vergaß der Künstler die äußere Welt, er lebte nur in den Tönen, ein wahrer Priester seiner Kunst.

Rubinstein wurde am 30. November 1830 als Sohn eines Bleistift-Fabrikanten zu Wechwotynez bei Jassy in Rußland geboren. Schon sehr früh zeigte sich bei ihm ein großes musikalisches Talent, und seine Mutter, die ihm den ersten Unterricht ertheilte, sah sich sehr bald veranlaßt, einen tüchtigen Lehrer zur weiteren Ausbildung des Knaben heranzuziehen. Die Resultate waren glänzend, bereits im zehnten Jahre konnte der kleine Pianist eine Kunstreise unternehmen, die ihn auch nach Paris führte. Dort hörte ihn Franz Liszt, der die große Begabung des jungen Virtuosen erkannte, ihm jedoch den Rath gab, noch eine Zeitlang in Berlin ernste Studien zu machen, welchen Rath Rubinstein auch befolgte; der ausgezeichnete Theoretiker Professor Siegfried Wilhelm Dehn wurde sein Lehrer.

Nun begann eine Zeit der angestrengten, ernsten Arbeit. Dehn nahm sich seines Schülers sehr an, und seinem Einflusse hat Rubinstein in erster Reihe die Erfolge seiner späteren Compositionen zu danken. Lange sollte der junge Titane den Unterricht Dehn's aber nicht genießen: Als eine Erkrankung des Vaters die Mutter und den jüngeren Bruder Nicolaus nöthigten, nach Rußland zurückzukehren, da ließ sich auch Anton nicht mehr in Berlin halten. Er unternahm eine nochmalige Konzertreise, auf der er auch nach Wien gelangte. Da kam das Jahr 1848 mit seinen politischen Wirren und zwang Rubinstein, ebenfalls in seine Heimat zurückzukehren, er ließ sich in Petersburg zu dauerndem Aufenthalte nieder, und hier entstanden die ersten größeren Compositionen, unter anderem die Opern „Dimitri Donskoi" und „Toms der Narr". Der Name Rubinstein's begann jetzt einen Weltruf zu erlangen, seine Compositionen wurden überall gespielt, seine Lieder gesungen, und er selbst feierte auf seinen vielen Konzertreisen die größten Triumphe.

Ueber seine Compositionen etwas zu sagen, dürfte überflüssig sein; wer gute Musik pflegt, wird sie kennen und schätzen. Die großangelegte Oper „Die Maccabäer", seine Ocean-Symphonie, die dramatische Symphonie, eine prächtige Bratschen-Sonate, sein markiges D-moll-Konzert und seine herrlichen Lieder bezeichnen die Höhepunkte seines vielseitigen Schaffens.

Eine schöne Eigenschaft des genialen Künstlers dürfen wir nicht unerwähnt lassen: er war sehr wohlthätig! Nicht nur, daß er viele angehende Künstler mit Rath und That unterstützte, er machte auch unzähligen Wohlthätigkeits-Anstalten namhafte Geschenke, und in den letzten Jahren seines Lebens spielte er nur noch zum Besten der Letztgenannten. Er starb am 20. November 1894 in Paris in Folge eines Herzschlages.

Nachdruck verboten.

Politik auf dem Lande.

Nach dem Gemälde von Otto Heichert in Düsseldorf.
Siehe Seite 165.

Wie sie dasitzen, die Honoratioren des Dorfes, und die wichtigsten Ereignisse der letzten Tage besprechen. Wie sie die Köpfe zusammenstecken und sich ihre Weisheiten zuflüstern! Ein jeder von ihnen ist überzeugt, daß es in der Welt ganz anders aussehen würde, wenn die Machthaber auf ihn hören und seinen Rath befolgen wollten. Der Schmied, die Verkörperung der rohen Gewalt, ist fürs Dreinschlagen, der Schneider aber straft ihn mit Verachtung, er hält freundliches Zureden für besser. Wenn er zu sagen hätte, wäre der griechisch-türkische Krieg schon längst zu Ende und auch auf Kreta wäre der Friede eingekehrt. Mit den Aufständischen auf Cuba wollte er schon fertig werden, das wäre nicht so schwer! — Aber wie er's machen würde, das verschweigt der Brave wohlweislich.

Der alte Großvater sagt kein Wort. Er schmaucht gemüthlich seine Pfeife und schaukelt sein jüngstes Enkelchen, die Tochter der Wirthin, auf seinen Armen, damit es nicht erwacht. Was versteht er von Politik? Zu seiner Zeit gab man sich mit solchen Sachen nicht ab, da bebaute man seinen Acker und hielt Haus und Hof in Ordnung, das Regieren aber überließ man anderen. Heute ist es anders, die Leute sind klüger geworden und wissen's besser, — aber die Welt wird immer schlechter.

Redactions-Post.

Anna R. in Schleswig. — Auf anonyme Anfragen geben wir keine Antwort, wir möchten auch annehmen, daß Sie inzwischen schon gewählt haben.

Frau v. St. in Karlsruhe. — Die Geschichte kam uns gleich sehr unwahrscheinlich vor, und nach hier eingezogenen Erkundigungen ist kein wahres Wort daran. Wir werden uns bemühen, zu ergründen wie die Legende entstanden ist, denn aus der Luft gegriffen dürfte sie kaum sein.

Helene W. in Voltenhagen. — Grimm deutet zwar den in früheren Zeiten üblichen Brauch des Hundetragens so, daß damit ausgedrückt werden sollte, der dazu Verurtheilte wäre werth, wie ein Hund aufgehängt oder erschlagen zu werden, wir glauben indessen, daß der Strafe ein tieferer Sinn beigelegt wurde. Der Hund ist bekanntlich das Sinnbild der Treue, und der des Landfriedensbruchs Angeklagte und zum Tode Verurtheilte mußte den Hund daher von einem Gau in den anderen tragen.

Hausfrau in Prag. — Leinöl-Firniß ist, wenn in einer dünnen Schicht auf den Fußboden aufgetragen, durchsichtig und dürfte daher Ihren Zwecken vollkommen genügen. Um das Trocknen zu beschleunigen, thun Sie am besten, dem Firniß eine entsprechende Menge borsaures Manganoxyd beizumengen. Fünf bis sechs Gramm genügen für fünf Kilo Firniß.

J. L. F. in Hirschberg. — Es war zwar sehr verführerisch, die Glocken von Vineta damit zu erklären, daß die brandenden Wogen des Meeres zu Zeiten Töne hervorbrächten, die man für Glockenklang halten könne. Noch wahrscheinlicher wurde die Geschichte, als der Erklärer darlegte, daß zu der frühen Morgenstunde, in welcher er die Töne gehört habe, auf keinen Fall Kirchenglocken geläutet worden wären. Haben Sie aber die Erklärung dieses „Naturwunders" nicht gelesen? Die Töne wurden von einer der Glockendosen hervorgebracht, welche zur Warnung der Schiffer in der Nordsee ausgelegt sind.

Julie G. in Erlangen. — O, armes Herze, sei nicht bang, es läßt sich alles, alles wenden!

Frau Anna B. in Schwerin. — Marco Polo hat seine „Wunder der Welt" in französischer Sprache aufgezeichnet, oder vielmehr dictirt. Das steht nach neueren Forschungen unbedingt fest. Als der berühmte Reisende kurz nach seiner Rückkehr aus China und Asien, wo er vierundzwanzig Jahre verweilt hatte, von den Genuesen gefangen genommen worden war, dictirte er seine Reisebeschreibung einem Mitgefangenen, Rustiano aus Pisa. Nach diesem französischen Originale sind alle späteren Ausgaben bearbeitet worden: Man zählt 23 italienische, 9 englische, 8 lateinische, 7 deutsche, 5 französische, 3 spanische, 1 portugiesische und 1 holländische.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den litterarischen Theil: Hugo Hein, für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 22, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. November 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Rose Buch.

Von Cäsar Magnus.

(Schluß.)

Rose Buch schlief tief und fest nach den Ereignissen dieses Abends. Zögernd ging der Mond am Fenster vorüber. Es wurde ihm schwer, sich loszureißen von dem lieblichen Bild, das er durch die weißen Vorhänge erblickte. Und wie er eben mit dem letzten Strahl ihr Bett noch streifte, da sah er das Kindergesichtchen lächeln; ihre Lippen öffneten sich, und sie sagte leise, aber ganz deutlich: „Ja, Heinrich, ich komme.“ Und dann hob sie den linken Arm, legte ihn unter den Kopf und wendete das Gesicht, — aber nun sah der Mond nichts mehr.

Heinrich Randow lag lange wach, ehe er einschlief. Endlich fielen ihm die Augen zu, und im halben Schlummer mischte sich alles wunderlich durcheinander: er tanzte mit Rose auf einer großen Wiese, und mit einmal schlug eine Glocke an, und er mußte ganz still stehen und Rose ansehen. Aber da war's Tante Marie. Und sie schüttelte ernst den Kopf und sagte: „Aber Rose!“ Heinrich erwachte wieder. Wie dumm man doch träumen kann. Aber es war so hübsch, von Rose zu träumen. Wenn nur nicht immer die Secunda dazwischen käme, und Publius Vergilius Maro und die Oster-Censur! Und nun fiel ihm ein, daß er heute Abend sein Nachtgebet noch nicht gesprochen. Da faltete er die Hände, aber er war schon so müde, und indem die müden Lider sich wieder über die Augen senkten, faßte er all seine wirren Gedanken in ein Gebet zusammen und flüsterte leise: „Lieber Gott, ich will ja gern sitzen bleiben, wenn ich doch nur einmal der Rose einen Kuß geben könnte.“ Und dann schlief er ein.

* * *

Am anderen Morgen schien die Sonne hell und warm, und es war der letzte Tag der Osterferien.

Heinrich Randow stand im Garten und sah durch das offene Fenster zu, wie Rose Buch drinnen die feinen Gläser wusch und abtrocknete, die ihre Mutter nicht gern den Dienstboten anvertraute.

„Das steht Dir gut, Rose,“ sagte er, „die große Schürze und die aufgestreiften Aermel. Du siehst ganz aus, wie eine kleine Frau.“

Rose seufzte.

„Ich glaube, wenn man eine Frau ist, ist man nicht mehr so ungeschickt mit Glas und Porzellan. Ich habe immer eine schreckliche Angst, eins von Mama's besten Gläsern zu zerbrechen.“

„Du bist doch nicht ungeschickt!“ sagte Heinrich in ehrlicher Bewunderung.

Rose Buch und ungeschickt, das klang allerdings wie ein vollendeter Widerspruch.

„Ging nicht eben die Gartenthür?“ fragte sie durchs Fenster hinaus. „Wer kommt denn?“

„Der Bursche vom Rittmeister Bornstedt.“

„Bringt er 'was?“

„Er hat 'was in der Hand, ich kann aber nicht sehen, was es ist.“

Rose trocknete eilig und flüchtig ihre Hände und trat dicht ans Fenster.

„Guten Morgen, Dubra!“ rief sie hinaus. „Wollen Sie zur Mama?“

Der Husar nahm die Front nach dem Fenster und stand militärisch still.

„Der Herr Rittmeister von Bornstedt läßt sich dem gnädigen Fräulein gehorsamst empfehlen, und hier schickt er 'was für den Laubfrosch vom gnädigen Fräulein.“

Vorsichtig hielt Dubra ein zusammengefaltetes Papier empor.

„Was ist denn da drinn?“ fragte Rose.

„Fliegen,“ sagte der Husar und grinste übers ganze Gesicht.

„Sieh 'mal, Heinrich,“ rief Rose, „das finde ich nun wieder himmlisch von dem guten Rittmeister. Komm, wir wollen die Fliegen dem Laubfrosch bringen.“

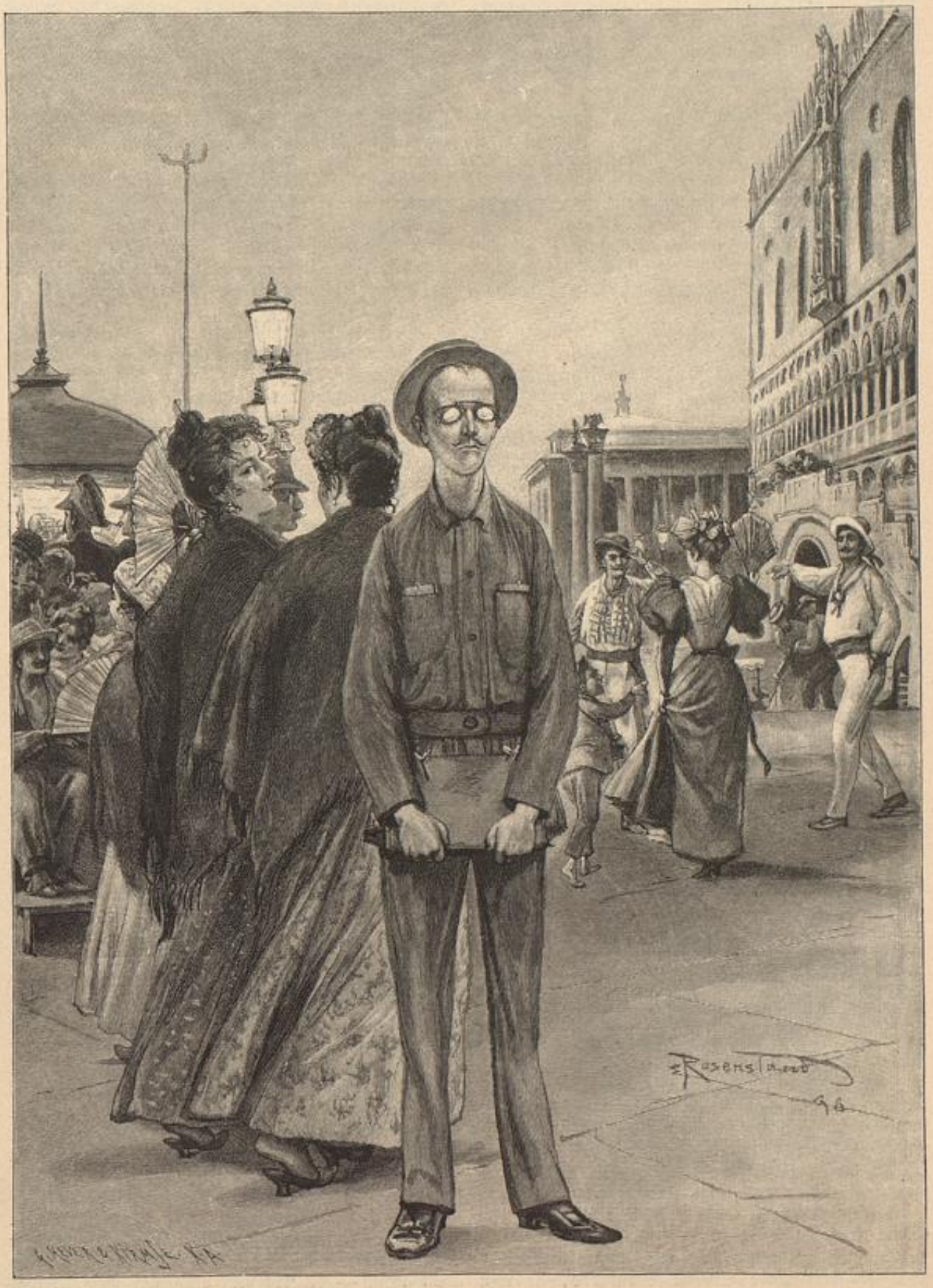
„Machen gnädiges Fräulein nicht auf,“ warnte Dubra, „sonst fliegen sie weg! Sie sind alle noch lebendig.“

„Haben Sie die alle gefangen, Dubra?“

„Die hat alle der Herr Rittmeister selbst gefangen, an der Fensterscheibe. Heute früh ganz zeitig hat er damit angefangen.“

Rose lachte.

„Einen schönen Gruß an den Herrn Rittmeister und ich ließe mich recht, recht sehr bedanken. Der Frosch würde sich sehr freuen. Aber nun komm, Heinrich, wir wollen hinauf gehen.“



Venetianisches Straßenbild. Nach der Original-Zeichnung von E. Rosenstand. — Siehe Seite 176.

Als Heinrich die Thür von Rose's Zimmer öffnete, flogen von dem heftigen Luftzug die weißen Fenstervorhänge wie große Flügel weit ins Zimmer hinein.

„So ist's recht," sagte Rose, „so hab ich's gern, wenn gleich beim Eintreten helles Licht und frische Luft mir entgegen weht."

Und damit band sie die große Schürze ab und warf sie unbefangen auf ihr Bett, das links an der Wand stand. Einfache weiße Mull-Vorhänge hüllten das Bett ein, und zu den Füßen stand ein großes Kreuz aus Alabaster.

„Sieh 'mal, Rose," rief Heinrich Randow vom Fenster aus, „wie schön der Agathenberg daliegt in der Morgensonne. Da müssen wir heute hin."

„Freilich müssen wir! Ich habe über den dummen Gläsern unseren Spaziergang vertrödelt. Es muß ja schon spät sein. Richtig, da kommt Musik vom Johannesthor her. Die Schwadronen rücken schon vom Exerciren ein, und da kommt auch Papa gleich zurück. Machen wir, daß wir fortkommen."

Zehn Minuten später ritt Oberst Buch auf den Hof und trat gleich darauf ins Frühstückszimmer.

„Na, Helene," rief er seiner Frau entgegen, „die lange erwartete Nachricht ist da. Und nun rathe 'mal, wohin Randow gekommen ist!"

„Wie soll ich das rathen! Nach Berlin?"

„Nach Erfurt."

„Das ist weit von hier."

„Ja," sagte Buch, sich an den Tisch setzend, „es ist weit genug, sodaß man sich so bald nicht wiedersehen wird. Mir thut es sehr leid. Ich hatte mich an den Verkehr mit Randow so gewöhnt, daß ich ihn schmerzlich vermissen werde."

Frau von Buch sah zum Fenster hinaus, wo kleine weiße Wolken langsam am blauen Himmel vorüberschwammen.

„Was wird nur Rose dazu sagen," sprach sie leise, wie für sich.

Der Oberst legte ungeduldig Messer und Gabel aus der Hand.

„Thu' mir den einzigen Gefallen," sagte er gereizt, „und laß solche Bemerkungen!"

Frau Helene sah ihn ruhig an.

„Was habe ich denn wieder gesagt?"

Der Oberst spielte nervös mit dem silbernen Servettenring neben seinem Teller.

„Ich weiß ganz gut, was Du sagen wolltest. Das dumme Ding, die Rose, wird ja schon ganz als junge Dame behandelt, und ihr unschickliches Herumlaufen mit dem Heinrich soll nun womöglich zu einer Herzens-Affaire aufgebauscht werden."

„Aber lieber Mann! Du weißt, daß die Kinder sich gern haben, daß sie Jahre lang täglich zusammengewesen sind, und da ist es doch wohl natürlich, daß ich denke, Rose mit ihrem weichen Herzen wird die Trennung schwer empfinden."

„Das ist ganz gut, wenn sie endlich einmal etwas schwer empfindet. Das gehört auch zur Erziehung des Menschen. Bis jetzt hat sie alles leicht genug genommen."

Der Oberst spielte schweigend noch eine Weile mit der Gabel auf dem Teller herum, ohne recht etwas zu essen, trank hastig seinen Moselwein und ging dann hinüber in sein Ankleidezimmer.

Frau von Buch aber war erstaunt und sehr beruhigt, als Mittags ihre Tochter ihr mit den Worten entgegentrat:

„Habt Ihr schon gehört, daß Oberst Randow General geworden ist in Erfurt?"

Sie sprach ganz unbefangen, wie immer, und schien durchaus nicht betrübt oder niedergeschlagen über diese Nachricht.

* * *

General Randow pflegte kurz und energisch zu handeln, oder, wie er selbst sagte: „er liebte keine halben Maßregeln."

So war er auch durchaus nicht für ein allmähliches Uebersiedeln in die neuen Verhältnisse. Er war sofort abgereist, um sich zu melden, hatte bei dieser Gelegenheit gleich eine Wohnung gemiethet und kam nun mit der Nachricht zurück, daß der Umzug am Donnerstag beginnen solle. Am Abend desselben Tages sollte die Familie ihre alte Garnison auf immer verlassen.

Das Wetter war umgeschlagen. Die Sonne hatte sich versteckt, und über der Erde lagerte die feuchtwarme Luft, die im Frühling so müde macht und die eine so unsägliche Sehnsucht weckt.

Auf dem von Gaslaternen dürftig erhellten Bahnsteig waren zahlreiche Offiziere mit ihren Damen versammelt, um dem scheidenden General und seiner Gemahlin noch einmal Lebewohl zu sagen.

„Ungeheurer Verlust für uns, meine Gnädigste," klang die schnarrende Stimme Bornstedt's, „werden Ihr reizendes Haus niemals vergessen."

Der Sanitätsrath gab seine letzten Ermahnungen: „Seien Sie vorsichtig mit dem Aufenthalt im Freien nach Sonnenuntergang. Sobald da in Erfurt die Sonne hinter dem Steiger verschwunden ist, kommt vom Thüringerwald eine ganz empfindlich kalte Luft herunter. Also immer hübsch für den Abend 'was mitnehmen, auch wenn es am Tage heiß ist."

Rose Buch und Heinrich Randow standen sich gegenüber. Rose war leichenblaß, und auch Heinrich war einen Schein bleicher als gewöhnlich. Seit der ersten Begrüßung war kein Wort zwischen ihnen gefallen. So standen sie Minuten lang in beklommenem Schweigen.

„Ist Dir kalt, Rose?" fragte Heinrich endlich.

Sie schüttelte stumm den Kopf, ohne den Freund anzusehen. Immer sah sie gerade vor sich hin, wo am Ende des Bahnsteigs eine rothe Signal-Laterne die Station abschloß.

„Du bist so blaß."

Rose rührte sich nicht. Nur ein leises Zittern lief über ihre Gestalt.

Ein Bahnbeamter trat höflich salutirend an den General heran.

„Darf ich bitten einzusteigen! Der Zug ist fertig zur Abfahrt."

Heinrich faßte des Mädchens Hand.

„Rose!" sagte er einfach.

Und nun hob Rose die thränenumflorten Augen und sah ihn an. Unbekümmert um all die Herren und Damen um sie her standen die beiden jungen Menschenkinder Hand in Hand, in ihren Anblick versunken.

Rose fühlte, wie Heinrichs Hand sich leise aus der ihren löste, sie hörte das harte Zuschlagen der Wagenthür, — nun ein greller Pfiff, ein Hurrah der auf dem Bahnsteig Versammelten, ein letzter, langer Blick, und langsam rollte der Zug hinaus in die feuchte Frühlingsnacht.

Rose Buch aber sank auf die hölzerne Bank, die neben dem Ausgang auf dem Bahnsteig stand und weinte, — weinte bitterlich.

Tante Marie trat zu ihr heran und legte, ohne ein Wort zu sprechen, den Arm um ihre Schulter, während die Offiziere mit ihren Damen an ihnen vorbei dem Ausgang zuschritten. Mancher freundliche, theilnehmende, und mancher mißbilligende Blick streifte das schluchzende Mädchen. Die mißbilligenden Blicke kamen meist von den Damen.

Draußen vor dem Bahnhof bildeten sich große Gruppen, die laut plaudernd und schwatzend durch die nächtlich stillen Straßen gingen. Die Familie Randow und Rose Buch bildeten das ausschließliche Gesprächs-Thema.

„Ich kann dieses Mädchen nicht begreifen," sagte die blaßblonde Frau des Lieutenants Bogen, die seit zehn Jahren in kinderloser Ehe lebte, „und die Eltern noch weniger. Das sollte meine Tochter sein! Wie kann man sich so unpassend betragen. Aber ganz abgesehen von dem äußeren Benehmen, — es läßt doch tief blicken, wenn ein Schulmädchen so außer sich geräth, weil ein Secundaner abreist."

Der Hauptmann Zedtwitz und der Rittmeister Bornstedt gingen unmittelbar hinter der sittenreinen blonden Dame.

Zedtwitz faßte den Rittmeister am Arm und zog ihn hinüber nach der anderen Seite der Straße.

„Kommen Sie, Bornstedt," sagte er, „ich kann dies Geschwätz nicht mehr mit anhören. Da sind zwei junge Menschen, fast noch Kinder, die mit echtem, tiefem Empfinden an einander hängen, ohne all die jämmerlichen Nebengedanken, die später auch der Beste haben muß, von Gehalt, Ausstattung, Zulage, Carrière und weiß Gott was für Zeug, — von all dem wissen die Kinder noch nichts. Sie lieben sich, — das ist alles. Es hat mich im tiefsten Herzen gepackt, wie sie so Hand in Hand vor einander standen und sich selbst und die ganze Welt vergaßen über dem Weh der Trennung. Ich will Ihnen ehrlich sagen, — durch meine Seele zog bei diesem Anblick der schmerzliche Wunsch, noch einmal so rein empfinden zu können wie diese Kinder. Und nun kommt diese Bogen und schwatzt 'was von ‚unpassend'. Ich möchte 'mal! — aber lassen wir's lieber, wir werden's doch nicht ändern! Gehen Sie mit zu Hansen?"

Bornstedt drückte den Hauptmann fest die Hand. „Brav von Ihnen, daß Sie Sich der kleinen Rose so annehmen! Ist mir ans Herz gewachsen, das Kind. Wünschte, ich könnte ihr 'mal 'was sein. Auf den Händen wollt' ich sie tragen. — Natürlich geh' ich mit zu Hansen. Haben Sie Feuer für meine Cigarre?"

Frau von Buch sprach an diesem Abend, ehe sie sich zur Ruhe legte, noch lange mit ihrer Schwester Marie.

„Wer kann wissen," sagte sie endlich, „ob aus dieser Kindergeschichte nicht doch noch eine Heirath wird; und wenn nicht, — die Zeit heilt alles, und Rose wird es vergessen."

„Niemals," sagte Tante Marie ruhig. „Ueberwinden kann sie es; vergessen nicht."

Frau von Buch stand schon in der Thür, nachdem sie der Schwester gute Nacht gewünscht.

„Dem Heinrich ist es auch bitter schwer geworden," sprach sie leise vor sich hin.

Mariens feine Züge nahmen einen eigenthümlich starren Ausdruck an.

„So schwer," sagte sie hart, „wie eben ein Junge oder ein Mann an so etwas trägt. Bis Berlin wird er sich grämen; vielleicht auch noch ein paar Stationen weiter, — dann hat er's vergessen."

* * *

Jahre sind vergangen.

Der Major Bornstedt sitzt am späten Nachmittag auf dem Balcon seines Hauses; er liest seiner jungen Frau vor.

Rose hat das feine Köpfchen an die Wand gelehnt und sieht träumend hinaus über blühende Gärten der kleinen Vorstadt, hinaus ins weite Land mit seinen wogenden Kornfeldern, auf denen die Schatten der weißen Sommerwolken kommen und gehen. Ganz hinten, wo der Wald das Bild abschließt, dreht eine Mühle langsam ihre Flügel. Um das kleine Haus herum fliegen mit ihrem lauten, schrillen Ruf die Schwalben.

Bornstedt liest Jensen's „Karin von Schweden". Es ist die Geschichte eines Mädchens, die, angezogen und fortgerissen von der großen, edlen Natur Gustaf Eriksons, dem Könige die Hand reicht zu treuem Ehebunde. Aber tief verborgen im innersten Herzen, ihr selbst kaum bewußt, lebt ewig eine stille Jugendliebe, die erste duftige Blüthe ihres Mädchenlebens.

Regungslos lauscht Rose der rührend einfachen Erzählung. Nun liest Bornstedt den Schluß.

Der König beugt sich zur Nacht über sein schlafendes Gemahl und wacht über ihrem Schlummer, da regt sich leise das junge Weib, und ihre Lippen sprechen im Traum:

„König Gustaf lieb' ich gewißlich sehr,
Doch Gustaf Rosen vergeß' ich nimmermehr."

Rose steht auf.

Sie tritt vor Bornstedt hin und legt leicht die Hand auf seine Schulter.

Da blickt er empor und liest im Gesicht seines Weibes eine tiefe Bewegung.

Er legt das Buch nieder und zieht sie sanft an sich. „Magst Du mich denn wirklich so wie ich bin?" fragt Rose mit leiser Stimme.

Bornstedt küßt ihre gesenkten Augenlider und sie erröthet unter seinem Kuß.

„Bleib Dir selber treu, meine Rose," sagt er ernst und warm. „So wie Du bist, bist Du meines Lebens Sonnenschein."

Sie hebt lächelnd die Augen zu ihm auf, und er küßt sie auf den Mund.

Die Abendglocke der kleinen Kirche vor ihrem Haus beginnt zu läuten, und wie ein Wahrzeichen innigen Hausfriedens tönt noch immer am verblassenden Himmel der langgezogene Ruf der Schwalben.

Nachdruck verboten.

Vertrauen.

Novelle von Eva Treu in Lübeck.

Der Quartett-Abend ist zu Ende.

Es ist wieder einmal allen das Herz warm geworden, denn die acht Menschen, die sich da allwöchentlich zum Gesange zusammenfinden, sind alle so durchaus musikalisch, daß ihnen diese Abende beinahe unentbehrlich geworden sind seit der kurzen Zeit, während der sie bestehen.

Das letzte Lied ist verklungen, und nachdem man noch ein kurzes Weilchen plaudernd beisammen gesessen hat, mahnen die Damen zum Aufbruch.

„Wenn ich nur wüßte, Hanna, weshalb Sie uns immer die Freude so früh stören müssen," sagt die junge, blonde Frau des Hauses, die vorhin einen glockenhellen Sopran gesungen hat, ein wenig vorwurfsvoll. „Jedesmal sind Sie es, die zuerst vom Fortgehen spricht."

Die mit Hanna Angeredete, ein großes, schlankes, nußäugiges Mädchen, welches das lange, braune Haar in zwei reichen Flechten um den fein geformten Kopf gelegt trägt, lächelt, indem sie sich erhebt.

„Ich will niemanden veranlassen, ebenfalls aufzubrechen; lassen Sie Sich, bitte, alle ja nicht durch mich stören! Ich weiß aber, daß Mutter nicht einschläft, ehe ich zu Hause bin, da ist es wohl am Ende selbstverständlich, daß ich die kleine Rücksicht nehme, nicht gar zu spät zu kommen."

Sie spricht, wie sie singt, mit einem schönen, weichen und tiefen Alt. Es giebt wenig Stimmen, die so sympathisch berühren, wie die ihrige, wie denn auch die ganze Erscheinung des Mädchens eigenartig angenehm ist, ohne regelmäßig schön zu sein.

Der erste Jugendschmelz ist von ihrem Gesichte bereits hinweggewischt, ohne daß sie doch im mindesten den Eindruck des Verblühtseins macht. Sie kann sieben- oder achtundzwanzig Jahre zählen, und was dem Antlitze an kindlicher Rundung abgeht, das ist vollauf ersetzt durch einen Ausdruck schöner, vornehmer Abgeklärtheit und Güte.

„Bleiben Sie ja alle, wo Sie sind; den kurzen Weg nach Hause finde ich leicht allein."

Aber man hat sich schon erhoben; ein paar Minuten später giebt es ein allgemeines Händeschütteln und Abschiednehmen, und dann steht man draußen im flimmernden Schnee auf der Straße.

„Gute Nacht, gute Nacht!"

Die eine Gruppe wendet sich hierhin, die andere dorthin.

„Wir gehen wohl wieder zusammen, Fräulein Hanna, nicht wahr? Wir haben ja denselben Weg," sagt der einzige Herr, der neben dem Mädchen zurückbleibt, ihr den Arm bietend, als sei das etwas Langgewohntes und Selbstverständliches, und sie nimmt ihn in derselben Weise an.

In der That ist es ihnen zur Gewohnheit geworden, den Heimweg zusammen zu machen; ihnen beiden würde der beste Theil des Abends zerstört sein, wenn ihnen dieser gemeinschaftliche kleine Spaziergang durch die Nacht genommen würde.

Die Quartett-Abende haben diese beiden Menschen zusammengeführt. Hanna Wilbrandt hat viele Jahre fern der Heimat zugebracht und ist erst vor einigen Monaten dauernd in das mütterliche Haus zurückgekehrt, nachdem sie seit ihrem achtzehnten Jahre bei einer jetzt verstorbenen Tante gelebt hat. Fast entfremdet ist sie der Heimat gewesen, doch hat sie sich bis zu einem gewissen Grade bald wieder eingelebt, wenn es ihr auch anfangs ein wenig schwer geworden ist, sich in den kleinstädtischen Verhältnissen wieder zurecht zu finden, nachdem sie so lange Großstadtluft geathmet hat.

Den Doctor Amsing hat sie als einen Zuwachs zur heimatlichen Gesellschaft bei ihrer Rückkehr vorgefunden; er wirkt als Lehrer an dem Gymnasium des Städtchens.

Hanna hat der etwas eng begrenzten Verhältnisse im mütterlichen Hause wegen nicht Gelegenheit, sich an der Geselligkeit des Ortes lebhaft zu betheiligen, denn die alte Räthin Wilbrandt scheut mit Recht die Ausgaben für größere Gesellschaften, denen ihre Witwen-Pension und der Zins ihres bescheidenen Vermögens nicht gewachsen sind. Sie hat zwei Söhne durch die Universitäts-Jahre hindurchgebracht und drei Töchter verheirathet, trotzdem sie den Mann schon vor vielen Jahren verlor, und sie hat sich deshalb von Jahr zu Jahr mehr einschränken müssen, ohne daß man dies doch nach außen hin bemerken durfte.

Jedoch die Theilnahme an den Quartett-Abenden hat sie der Tochter nicht versagen mögen. Dergleichen kostet auch nicht viel, die Musik ist da Hauptsache, die Bewirthung nur etwas nebenher Laufendes. Für die anderen Töchter hat sie einen gewissen Aufwand gemacht, ehe sie heiratheten; Hanna gegenüber ist sie der Ansicht, daß sie ihr Gutes in diesem Leben genossen habe während des Aufenthaltes bei der reichen Tante. Ueberhaupt steht sie unter ihren Kindern dieser so lange ihr entfremdeten Tochter am fernsten. Hanna artet mehr nach dem ruhigen, in seiner ganzen Weise etwas vornehm zurückhaltenden Vater, als nach der lebhaften Mutter, und sie ist dieser deshalb oft unverständlich.

Hanna und ihr Begleiter gehen ziemlich schweigsam neben einander her, aber es ist nicht deshalb, weil sie nichts mit einander zu sprechen wissen. Im Gegentheil, sie fühlen beide, daß sie sich nur zu viel zu sagen hätten, und daß oberflächliche und gleichgültige Worte zwischen ihnen nicht mehr ausreichen.

Sie sind verwandte Naturen, beide feinfühlig, nach außen hin ein wenig kühl zurückhaltend, aber mit einem tief innerlichen Erfassen dessen, was sie einmal lieb gewonnen haben, beide geistigen Interessen und besonders der Musik auf das Lebhafteste zugewendet, — beide große Ansprüche an sich selbst und an die Gesinnung derer stellend, denen sie nahe treten sollen, — zwei Menschen, wie für einander geschaffen.

Und sie fühlen, sie wissen es. Nie ist ein Wort von Liebe zwischen ihnen gewechselt worden, aber sie wissen beide, daß eine Vereinigung für immer ihnen unbeschreibliches Glück gewähren würde.

Seit Wochen fühlt das Mädchen mit heimlichem, glücklichem Bangen, daß eine Aussprache näher und näher heranrückt, und es ist keinen Augenblick im Zweifel, was es antworten wird.

Hanna Wilbrandt ist nicht siebenundzwanzig Jahre alt geworden, ohne auch schon früher empfunden zu haben, was Liebe ist. Es sind dem reichbegabten, anziehenden Mädchen im Hause der begüterten Verwandten, für deren Erbin sie von manchen gehalten worden ist, zahlreiche Huldigungen dargebracht worden, aber sie hat nie vorher etwas empfunden, das dem ruhigen, reinen Vertrauen, welches sie in den ernsten Mann setzt, der sie jetzt geleitet, und dem unverrückbaren Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihm geglichen hätte.

Und auch der Mann, der die Hand, welche so leicht auf seinem Arme ruht, ein wenig fester an sich drückt, während sie dahinschreiten, ist sich ganz klar darüber, daß er dieses Mädchen innig liebt und es ihr sagen wird, bald, vielleicht in wenigen Tagen, vielleicht das nächste Mal, wenn sie so mit einander heimgehen.

Er zählt dreiunddreißig Jahre; auch für ihn ist dies nicht die erste Liebe seines Lebens, aber er weiß gewiß, daß es die letzte sein wird. Vor Jahren ist er einmal, wo er fest vertraute, gekränkt, hintergangen, ja verspottet worden. Das hat ihn für lange Zeit gegen alle Frauen mißtrauisch, selbst oft ungerecht gemacht, und erst jetzt, da Hanna Wilbrandt ihm begegnet ist, kommt ihm die Ueberzeugung, daß es auch Mädchen anderer Art giebt, wie jenes, welches ihm einst so weh that, daß es traurig ist, einsam seinen Weg zu wandeln, und daß nichts über das Glück geht, ein getreues Herz zu wissen.

Ob sie, Hanna, ihn lieb hat, — gefragt hat er sie bis jetzt nicht darum, aber er meint es sicher zu wissen. Ein paar Mal schon hat er das entscheidende Wort sprechen wollen, und nur die Furcht, es könne dennoch trotz allem ein Nein zur Antwort kommen und das ganze, auch so wie es jetzt ist, schon beglückende Verhältniß ein Ende haben, hat ihn immer wieder schweigen lassen. Aber jetzt soll es geschehen. Wie sie so traulich nahe neben ihm herschreitet, wie er ihre reine, holde Nähe so beglückend empfindet, meint er, es müsse jetzt endlich ausgesprochen werden, was ihn so warm durchströmt.

„Hanna!" sagt er leise und faßt nach der schmalen Hand, die auf seinem Arm liegt.

Sie antwortet nicht. Eine heiße Blutwelle steigt ihr in das Gesicht. Sie fühlt die warme Berührung der geliebten Hand, wie einen eine entzückende, leise Melodie durchrieselt, ihr Herz schlägt, daß sie meint, man müsse es hören können. Wird er es jetzt sprechen, mit solcher sanften, weichen Stimme sprechen, das Wort, von dem sie seit Wochen ahnt, daß es ihm auf den Lippen schwebt? Einen Augenblick schließt sie die Augen. Aber sie sagt nichts.

Noch sucht er, immer ihre Hand in der seinen haltend, nach dem richtigen Ausdruck. Wunderlich, daß das so schwer sein kann, wo man doch seines eigenen Gefühls so sicher ist! Nun treten sie aus dem nächtlichen Straßendunkel der Kleinstadt in den hellen Lichtkreis einer der sparsam am Wege vertheilten Laternen, und dicht vor ihnen tauchen laut sprechende Menschen auf, seltene Spätlinge um diese Zeit des Abends. Hastig läßt er ihre Hand los. Der Zauber ist gebrochen.

„Nicht jetzt," denkt er bei sich, „in den nächsten Tagen; ohnehin sind wir jetzt dem Hause zu nahe." Und schweigend geleitet er sie bis an die Thür ihrer mütterlichen Wohnung. Beklommen schweigsam, wie er, geht sie neben ihm.

„Wollen Sie mich Ihrer Frau Mutter empfehlen?" sagt er, ihre Hand noch einmal mit langem, festem Druck in die seine nehmend und ihr tief in die Augen sehend, als er die Hausthür für sie aufgeschlossen hat.

„Danke, und Sie mich der Ihrigen?" denn auch er lebt mit einer alten Mutter zusammen.

„Gestatten Sie, daß ich in den nächsten Tagen zu Ihnen komme, Hanna?"

Sie nickt und fühlt, wie ihr wieder das heiße Blut in die Wangen steigt. Dann macht sie schnell ihre Hand frei und eilt in das Haus.

Die Lampe auf den Flur brennt noch. Sie löscht sie aus und tritt leise in das Schlafgemach zu ebener Erde, welches Mutter und Tochter mit einander theilen.

„Bist Du das, Hanna?"

„Ja, Mutter."

„Mein Gott, wie spät wieder! — Meinetwegen magst Du Licht anzünden, ich schlafe nicht. Ich schlafe nie, wenn Du aus bist. Die halbe Nacht liege ich hier wach, — Stunden und Stunden. Muß denn diese Singerei immer bis spät in die Nacht hinein dauern?"

„Es ist elf, liebe Mutter," sagt das Mädchen mit einem leisen, aber schnell unterdrückten Lächeln. Sie weiß, es würde die alte Dame tödtlich beleidigen, wenn sie die Vermuthung ausspräche, daß die Mutter seit zehn Uhr ruhig geschlafen habe, und erst jetzt durch den Klang der Hausthürglocke wieder erweckt worden sei, obschon sie überzeugt ist, daß es sich so verhält.

„War es denn nett?" fragt die alte Dame neugierig, während das Licht aufflammt und die kleine in ein allersauberstes, weißes Nachtgewand und altmodisches Nachthäubchen gehüllte Figur im Bette beleuchtet. Man sieht selbst jetzt in dieser Gewandung, daß die Räthin mit dem schneeweißen, jetzt für die Nacht zu dünnen, festen, vorn unter der Haube hervorsehenden Zöpfchen geflochtenen Haar und dem feinen, spitzen, lebhaften Gesicht eine alte Dame ist, die etwas auf ihre äußere Erscheinung hält.

„Ja, es war sehr nett, wie gewöhnlich," sagt das Mädchen, und indem es sich schnell entkleidet und dann beginnt, das ungewöhnlich schöne Haar für die Nacht auszubürsten, erzählt es von den verschiedenen Vorgängen des Abends.

Hanna Wilbrandt ist herzlich wenig danach zu Muthe, einen Gesellschaftsbericht zu erstatten, ihr Sinn ist von ganz anderen Dingen erfüllt, aber sie kennt die kleine Schwäche ihrer Mutter, eine brennende Neugierde. Die alte Dame hat in früheren Jahren an der Geselligkeit und allen nur irgend besprechenswerthen Vorgängen der kleinen Stadt einen sehr reichlich bemessenen Antheil genommen, und sie kann es immer noch nicht verwinden, daß sie nach und nach durch ihre Vermögens-Verhältnisse, ihr zunehmendes Alter und die Einwanderung neuer, junger Familien immer mehr von der persönlichen Betheiligung an alledem ausgeschlossen wird. So läßt sie sich wenigstens von der Tochter und guten Freunden erzählen, was nur irgend bis zu ihr dringen will, immer nur beklagend, daß es nicht mehr ist, und stets mit einem Urtheil über alles und wohlgemeintem, gutem Rath für alles bei der Hand.

Auch heute muß sie alles wissen, bis herab zu den allerkleinsten Einzelheiten der Bewirthung. Es ist ihr steter Verdruß, daß die Tochter auf dergleichen nicht genug achtet und sich alles mühsam abfragen läßt. Hanna's jetzt verheirathete Schwestern sind darin anders, der Mutter ähnlicher und ihr darum viel sympathischer gewesen.

Das Mädchen ist innerlich gerade jetzt von all diesen kleinen Dingen so weit entfernt, ihre Seele ist so ganz bei anderem, daß sie sich einen Zwang anthun muß, um der Mutter ausführlich und freundlich Rede und Antwort zu stehen. Sie athmet erleichtert auf, als sie das Licht gelöscht hat und den Kopf in das Kissen drückt. Die alte Dame schläft im Dunkeln stets sofort ein, und Hanna hört bald ihre regelmäßigen und friedlichen Athemzüge neben sich.

Sie selbst schläft noch lange nicht. Sie liegt und grübelt, wie man es wohl in glücklicher, sicherer Hoffnung thut. Er wird kommen, der Mann, den sie liebt, er wird kommen und um sie werben. Ist auch kein Wort gefallen, das es ihr verbürgt, sie weiß es dennoch. Und sie werden sehr, sehr glücklich mit einander sein im stillen, reinen, vollständigen Verstehen.

Eine große Dankbarkeit erfüllt ihr Herz, — sie hat nicht mehr geglaubt, daß das Leben ihr noch einmal so viel Glück bringen würde.

Es ist lange her, sie war damals noch ganz jung, da hat sie schon einmal ihre Hand in die eines Mannes gelegt und ihm gelobt, ihm treu zu sein.

Niemand hat je davon erfahren. Es war, nachdem sie das Elternhaus verließ, draußen in der großen Welt. Die Musik hatte auch jenen anderen Mann und sie zusammengeführt. Sie besuchten zusammen das Conservatorium, sie nur, um ihr schönes Talent zu eigener Freude auszubilden, er, um ein Künstler zu werden.

Und er wäre es geworden. Ihm waren so reiche Gaben verliehen, wie wenigen Menschen. Nur warten mußte sie auf ihn, bis sein Ziel erreicht war, und bis dahin wollten sie schweigen.

Sie hat jenen Mann lieb gehabt, warm und treu, wenn auch in anderer Art wie denjenigen, dem jetzt ihr Herz gehört. Vielleicht wären sie, hätte das Schicksal sie wirklich für immer zusammengeführt, dauernd nicht glücklich mit einander geworden; jetzt, wenn sie daran zurückdenkt, will es ihr so scheinen. Er war eine hochbegabte Künstlernatur, aber sie weiß jetzt, daß, davon abgesehen, seine Neigungen und Gewohnheiten, ja seine ganze Erziehung zu der ihrigen vielleicht wenig gepaßt haben würden. Damals aber ist es ihr nicht entfernt in den Sinn gekommen, dergleichen zu denken.

Gern hat sie ihm versprochen, auf ihn zu warten, bis er „etwas geworden sei" und es wagen dürfe, sie von ihren Angehörigen für sich zu fordern, denn damals war er noch nichts.

Ach, und er ist auch nichts geworden! Während eines ganzen Jahres, nachdem er die Lehranstalt verlassen hatte, hat er ihr geschrieben, man hatte bereits begonnen, den Namen des genialen jungen Geigers hier und da mit Interesse zu nennen, und mit Stolz und Hoffnung hat sie es vernommen, bereits fingen er und sie an, von einer nahen Vereinigung zu träumen, — da war auf einmal alles aus.

Seine Briefe blieben aus; — aus den Zeitungen hat sie erfahren, daß eine Lungenentzündung den vielversprechenden jungen Künstler dahingerafft hat.

Still hat sie's getragen. In ihrem Herzen hat sie um ihn getrauert, wie eine Braut um den Verlobten, obgleich sie kein äußerliches Zeichen des Schmerzes zur Schau tragen durfte; — erfahren hat niemand, was ihr geschehen ist. Wie sie ihr Glück verschweigen mußte, so hat sie auch ihr Weh verschweigen müssen, und es ist ja auch gegangen. Man kann viel, wenn man will und muß.

Lange Zeit hat sie daran innerlich zu ringen gehabt. Aber dann, nach und nach, ist es ihr gegangen, wie anderen Menschen auch, — sie hat's verwunden, und schon Jahre bevor sie in die Heimat zurückkehrte, hat sie auf dies alles zurückgeblickt als auf etwas ganz Vergangenes, ja wie auf einen Traum, von dem es vielleicht gut gewesen ist, daß er nicht greifbare Wirklichkeit wurde.

Wie lange, wie ganz lange her scheint es alles zu sein! Wie sie da liegt und in die Finsterniß hineinblickt, die sie umgiebt, kommt es ihr fast vor, als lese sie dies alles in einem Buche. Acht Jahre, seit er starb! Wie jung hat sie damals empfunden, wie viel reifer, beherrschter ist sie seitdem geworden, wie viel mehr hat sie jetzt zu geben, wie völlig abgeschlossen scheint jene Lebens-Periode, obgleich sie selbst im Grunde noch ganz dieselbe ist, wie damals.

Ganz ohne Reue darf sie auf jene Zeit zurückblicken. In allem, was sie damals erlebte, war nichts, dessen sie sich zu schämen hätte. Einer ehrlichen Liebe zu jemandem, der ihrer nicht unwürdig war, braucht sich niemand zu schämen. Es ist alles so rein und klar in ihr gewesen, wie ein Spiegel. Und dennoch, wie lieb ist ihr der Gedanke, wie wohlthuend und beruhigend ist es ihr schon früher oft gewesen, daß keines dritten Menschen Auge je in ihr Geheimniß hineingeblickt hat, daß es ganz ihr alleiniges Eigenthum geblieben ist.

Immer ist sie so gewesen. Ein unberufenes Hineinspähen in ihr innerstes Seelenleben, ein Hineinzerren ihrer eigensten Angelegenheiten in den Klatsch und Tratsch des Alltagslebens hat sie stets gefürchtet, wie nur ein feinfühliger Mensch es kann.

„Ihm," wenn er nun kommt und um sie wirbt, wird sie natürlich davon sprechen; das muß ja sein, und ihm gegenüber wird es ihr auch nicht schwer fallen. Es würde ihr unnatürlich erscheinen, wenn nicht ihr ganzes Leben offen vor ihm daläge. Daß er auf die Vergangenheit nachträglich eifersüchtig sein könne, der Gedanke kommt ihr gar nicht.

Er, ein gereifter Mann, weiß doch, daß ein Mädchen nicht ihr Alter erreicht, ohne Liebe, — erwiderte oder unerwiderte, — kennen gelernt zu haben. Er selbst, sie ist davon überzeugt, ging nicht den Weg des Lebens so weit, ohne je ein Mädchen lieb zu haben. Wie könnte das denn sein? Sie sind ja doch beide Menschen mit warmem Blut, er und sie. Genug, wenn man ohne Reue zurückblickt, tausendmal genug, wenn man ehrlich sagen darf: „Diese letzte Liebe ist die größte."

Und endlich schläft sie ein, ein Lächeln und ein Gebet, halb Dank, halb Bitte, auf den Lippen.

Der nächste Vormittag vergeht unter gleichgültigen und alltäglichen häuslichen Verrichtungen. Hanna hat der Mutter die Mühen des Hausstandes aus den Händen genommen, sobald sie aus der Fremde heimkehrte, aber die alte Dame kann sich nicht dahin bescheiden, sich nun auch wirklich zur Ruhe zu setzen. Sie meint, immer noch alle Anordnungen allein treffen, jede Arbeit, welche die Tochter verrichtet, beaufsichtigen zu müssen, wenn sie auch selbst nichts mehr schafft, und das an völlige Selbständigkeit gewöhnte Mädchen hat oft einen Seufzer der Ungeduld zu unterdrücken, wenn die Mutter ihr in alles hineinredet und sich heftig ereifern kann, wenn irgend eine Verrichtung in anderer Weise, wenn auch eben so gut geschieht, als sie es bisher gewöhnt gewesen ist.

„Das sind die kleinen Schwächen des Alters," sagt sich das Mädchen dann, lächelt tapfer und thut der Mutter den Willen, auch dann, wenn sie glaubt, daß ihre Art die bessere ist.

Die alte Dame aber kann es nicht unterlassen, anderen alten Damen gegenüber sich zu beklagen, daß die Tochter wirklich noch recht viel zu lernen habe.

„Später mache ich es dann auf meine Art," denkt Hanna heute zum Trotze, als die Mutter wieder etwas an ihr tadelt, und bei dem „später" steigt ein warmes Roth in ihrem Gesichte empor. Sie sieht sich im Geiste im eigenen Heim als fröhliche, glückliche Hausfrau des Mannes, mit dem sie sich in völliger Uebereinstimmung weiß in großen Dingen, wie in kleinen.

Der Mutter gegenüber hat sie seinen Namen fast nie genannt; unmöglich würde es ihr sein, ihr von ihren Hoffnungen zu sprechen.

Denn nur zu deutlich steht es noch in ihrer Erinnerung, in welcher Weise die Verlobungs-Aussichten der Schwestern zu ihrer Zeit mündlich und schriftlich besprochen worden sind. Da ist jedes kleine Für und Wider im Familienkreise hundertmal durchgenommen worden, beinahe ehe noch irgend eine Veranlassung dazu vorhanden war, da ist das allmähliche Fortschreiten der großen Sache mit Argus-Augen beobachtet worden, und auch gegen ferner Stehende hat man nicht immer geschwiegen. Die ganze Familie hat immer die intimsten Angelegenheiten des einzelnen als Gemeingut betrachtet.

Alles, — nur das nicht! Alles in ihr sträubt sich dagegen. Sie weiß, wenn Doctor Amsing um sie wirbt, so wird die Mutter mit Freuden Ja sagen, denn an dem Mann ist nichts zu tadeln. Das genügt. So schweigt sie, bis die Stunde da sein wird.

Nach Tische pflegt sich die Räthin auf ein Stündchen niederzulegen und dann mit der sorgsam geschonten Nachmittagshaube und dem Strickzeuge wieder im Wohnzimmer zu erscheinen. Auch heute zieht sie sich nach ihrer Gewohnheit zum Mittagsschläfchen zurück.

Dem Mädchen ist diese Stunde des Alleinseins lieb, gerade heute. Hanna holt die alten Briefe, jene, die sie vor mehr als acht Jahren empfing, nach langer Zeit einmal wieder hervor.

Noch einmal will sie dieselben lesen und dann sie dem Feuer übergeben. Eigentlich hat sie das längst thun wollen, aber sie hat immer wieder damit gezögert, — sind sie ihr doch einst so unbeschreiblich lieb gewesen.

Nun, heute soll es sein.

Sie rückt ihren Stuhl und ein Tischchen zum Feuer, löst zögernd das Band, welches die halb vergilbten Blätter zusammenhält, und beginnt zu lesen.

Zwei, drei Blätter schon sind in den Flammen aufgelodert. Sie schiebt den Rest ein wenig beiseite, stützt den Kopf in die Hand und blickt in das Feuer hinein, wo noch die letzten Fünkchen auf der Papierasche eilfertig hin und her laufen, um dann, eins nach dem anderen, auch zu verglimmen.

Ja, ja, — es war doch eine schöne Zeit damals, so voll frischer, naiver Jugendhoffnung, so ganz ohne die leiseste Vorahnung, daß alles vor Jahresfrist vorbei sein sollte. Sie weiß, daß die Liebe, welche sie jetzt erfüllt, auf festerem Grunde steht, daß nichts sie erschüttern könnte, auch der Tod nicht, — aber wehmüthig, ach, so wehmüthig macht es doch, jenen alten, sonnigen Jugendtraum von Anfang bis zu Ende zu durchdenken!

Wo ist die Hand, die diese Blätter schrieb? Unterm Kirchhofsrasen, — verdorrt, verwest.

Und sie drückt das Gesicht in die schmalen Hände, heiße Thränen rinnen ihr durch die Finger.

Sie hat vergessen, wie die Zeit eilt, die freie Stunde, die ihr zugemessen war, ist verstrichen, und sie hat dessen nicht geachtet.

Die Thür zum anstoßenden Schlafgemach wird geöffnet, die Mutter tritt ein, und das Mädchen fährt erschrocken zusammen und in die Höhe, hastig die Hand nach den Briefen ausstreckend.

Aber gerade die ängstliche Bewegung hat die alte Dame aufmerksam gemacht.

„Was hast Du da?“ fragt sie neugierig, schnell näher tretend und nach dem nächsten Couvert greifend. „Was hast Du da, was ich nicht sehen soll?“

„Nichts, — nichts, Mutter,“ sagt das Mädchen, den Kopf abwendend, um die Thränen zu verbergen, die ihr noch über die Wangen rinnen.

„Nichts? — warum weinst Du denn?“

„Ich weine ja nicht.“

„Doch. Denkst Du, ich sehe es nicht?“ Die alte Dame sieht sie forschend an. „Was für Briefe sind das? Eine Männerhandschrift? Führst Du Correspondenzen mit Herren?“ Halb argwöhnisch, halb neugierig zieht sie das Briefblatt aus dem Couvert hervor, welches sie in der Hand hält.

„O laß, Mutter! es sind alte Sachen!“

Aber die Räthin ist schon einen Schritt zurückgetreten und hat die Brille aufgesetzt.

Nie hat sie es begreifen können, daß Kinder, zumal solche, welche man selbst auf die eigenen Füße gestellt hat, mit der Zeit der elterlichen Aufsicht und Zucht entwachsen, daß sie ihr eigenes Leben leben. In ihren Augen ist es kein Uebergriff in fremde Rechte, wenn sie die Briefe ihrer Tochter liest.

Das Mädchen ist sehr blaß geworden, aber es macht natürlich keinen Versuch, der Mutter das Blatt gewaltsam zu entreißen. Hanna weiß so genau, was nun kommen wird, als wenn sie es schon einmal durchlebt hätte.

„Nun, das muß ich sagen!“ Die alte Dame faltet den Brief zusammen und macht die Lippen schmal. „Das ist ja, unerhört, — ein Liebesbrief in Lebensgröße!“

„Bitte, liebe Mutter, gieb mir den Brief zurück,“ sagt das Mädchen, das Blatt an sich nehmend und das ganze Päckchen in die Tasche gleiten lassend. „Es sind alte, längst vergangene Sachen, wie ich Dir schon sagte. Ich stand im Begriff, die Blätter zu verbrennen, und es wird nachher gleich geschehen.“

„Nicht, ehe ich die übrigen auch gesehen habe!“ Die Stimme der Mutter klingt scharf.

„Ich muß sie Dir verweigern, liebe Mutter; sie sind ausschließlich für mich geschrieben. Und für mich sind es nur noch Erinnerungsblätter, welche für die Gegenwart gar keine Bedeutung mehr haben. Der sie schrieb, ist todt, schon seit vielen Jahren. Ich meinte, es als mein Geheimniß zu bewahren, aber ich sehe, daß ich das jetzt nicht kann. Er war ein junger Künstler, ein Geiger; wir gewannen uns lieb und wollten auf einander warten, bis er seinen Weg in der Welt gefunden hätte. Da starb er. Wenn es Dich beruhigt, laß Dir sagen, daß die Correspondenz eine einseitige war. Ich hatte ihm erlaubt, mir zu schreiben, aber ich antwortete ihm nicht.“

„Und das alles, — dieses ganze Liebesverhältniß,“ — die alte Dame athmet schnell, — „hinter dem Rücken Deiner Mutter.“

„Verzeih, liebe Mutter, ich war Dir damals seit Jahren schon entfremdet. Du kanntest die Verhältnisse, unter denen alles geschah, nicht, oder nur vom Hörensagen. Wären wir mit unserer Liebe zu Dir gekommen, Du hättest sie völlig aussichtslos genannt, im besten Falle verlangt, daß wir von einem eigentlichen Verlöbniß absehen und warten sollten. Und sieh, dahin beschieden wir uns ja schon von selbst, es bedurfte Deines Gebotes nicht. Es war ein so reines, schönes Verhältniß, daß alle Menschen es hätten sehen dürfen, aber wir waren beide so geartet, daß wir fremde Blicke und fremdes Dareinreden scheuten. Still und treu wollten wir zusammenhalten, ohne Dich zu beunruhigen, und einst, wenn mein Freund etwas geworden wäre in der Welt, zu Dir kommen und Dir alles sagen. Ich glaube nicht, daß dabei ein Unrecht war, wenigstens beabsichtigten wir keines.“

„‚Fremde Blicke, — fremdes Dareinreden‘ —!“ sagt die Mutter tief verletzt, „und das sagst Du mir!“

Das Mädchen schweigt eine Weile. „Du hast recht, es war kein gut gewähltes Wort, liebe Mutter,“ sagt es dann, die feine, junge Hand begütigend auf die alte legend, „ich hätte mich anders ausdrücken sollen. Selbstverständlich habe ich nicht an Dich gedacht, als ich von fremden Blicken sprach. Aber —“ Hanna stockt, — „aber, — ich kannte doch die in unserer Familie herrschende Gewohnheit, alles gemeinsam zu besprechen. Wir haben so viele Tanten und Cousinen, unsere Tanten und Cousinen haben so viele Freundinnen und Bekannte, — vielleicht that ich damals, jung wie ich war, unrecht daran, zu schweigen, wenn ich es aber that, so geschah es nur in der Furcht, vielleicht durch einen Zufall einmal das Gesprächs-Thema für alle diese lieben Freunde abzugeben. Du weißt ja, wie leicht ein einziges Wort alles verräth, und die ganze Sache lag ja noch in so weiter Ferne. Rathen konnte uns ja doch niemand.“

„Und das sagst Du mir?“ wiederholt die alte Dame, „mir, die ich verschwiegen bin, wie das Grab!“

Das Mädchen schweigt.

„Oder willst Du mir den Vorwurf der Schwatzhaftigkeit machen?“

„Gewiß nicht, Mutter,“ sagt Hanna schnell, der alten Frau den Arm um die Schultern legend. „Ich habe nur immer gefunden, daß es bei uns Gebrauch ist, jede Privat-Angelegenheit zum Gemeingut der ganzen Familie zu machen. Das zeugt ja gewiß von viel Familien-Sinn und ist in mancher Beziehung liebevoll und gut, meiner Eigenart entspricht es nun einmal nicht, und ich fürchtete mich schon damals davor. Du hattest mich doch aus Deinem Hause entlassen, liebe Mutter, mich auf meine eigenen Füße gestellt, da habe ich gedacht, ich dürfte auch mit meinen eigenen Augen sehen und meinen eigenen Weg gehen, den ich nach bestem Gewissen für recht hielt. Habe ich darin geirrt, so verzeihe mir, und laß es nun vergessen sein.“

Aber die Räthin schüttelt den freundlich umschlingenden Arm ungeduldig ab. Zu tief fühlt sie sich verletzt, um so schnell verzeihen zu können.

Stets hat sie es als selbstverständlich betrachtet, daß ihre Kinder sich ihrer Leitung blindlings anvertrauten. Das ist nach ihrer Anschauung Mutterrecht. Vollständig hat sie vergessen, wie oft sie in der That, und keineswegs immer zum Nutzen, die innersten Angelegenheiten der Familie mit guten Freunden durchsprochen hat. Nur dessen, daß sie stets das beste gewollt hat, ist sie sich bewußt. Und sie hat es gewollt. Sie liebt alle ihre Kinder herzlich, wenn auch vielleicht diese ihr lange entfremdete Tochter nicht ganz so sehr, wie die übrigen. Ihre Mutterliebe fühlt sich eben so sehr gekränkt, wie ihre Eitelkeit, ihre Eitelkeit eben so sehr, wie ihr Streben, alles zu wissen, ihre Hand in allem zu haben, was in ihrem Bereiche liegt.

„Es ist gut,“ sagt sie, sich frei machend, „es ist ja wohl nun zu spät, sich noch darüber zu ereifern. Die Sache ist ja vorbei. Aber, daß meine eigene Tochter kein Vertrauen zu mir gehabt hat, daß mein eigenes Kind mir sagt, man könne mit mir nichts besprechen, ohne daß ich damit bei Gevatter Schneider und Handschuhmacher herumlaufe, — ich mit meiner Verschwiegenheit, die ich meine Worte so vorsichtig abwäge —“

„Liebe Mutter, dergleichen habe ich doch nicht gesagt. Wie dürfte ich das wohl?“

„Ja, das frage ich auch, — wie darfst Du das wohl? Und ich werde es niemals vergessen, — nie!“

Sie setzt sich an das Fenster, an welchem der kleine seitwärts befestigte Spiegel das Bild der ganzen Straße wiederzugeben pflegt, nimmt ihren Strickstrumpf aus dem dort

Buchenwald im Schnee. Nach dem Gemälde von Adolf Thamm in Dresden. — Siehe Seite 176.

Bei der Zigeunermusik. Nach dem Gemälde von F. Paczka. — Siehe Seite 176.

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

stehenden Korbe und beginnt zu stricken mit vor Erregung anfangs etwas zitternden Fingern, aber doch die feinen Maschen des mühsamen Werkes sorgsam und perlengleich an einander reihend.

Was Hanna auch sagen mag, sie zu begütigen, sie setzt allem ein hartnäckiges Schweigen entgegen, bis endlich das Mädchen sich aus dem Zimmer entfernt, um für den Nachmittagskaffee zu sorgen Da erst zieht die alte Dame ihr Taschentuch hervor, trocknet Augen und Brille ab und schüttelt wiederholt halb erbittert, halb wehmüthig den Kopf. „Ach ja, die Welt, — die Welt dreht sich. Alles wird anders, als es früher war. Alte Leute können die Gegenwart nicht mehr verstehen und passen nicht mehr hinein. Es wäre gut, im Grabe zu liegen!“ Und hastiger klappern die Stricknadeln, um einen Strumpf für Hanna, die „undankbare, die kaltherzige, die untöchterliche Hanna,“ zu vollenden.

Das Mädchen aber giebt es für jetzt auf, die Mutter zu versöhnen. Ein Weilchen später wird es gelingen, sie weiß es, wenn die alte Dame die erste Erregung überwunden hat. Es ist noch immer so gewesen, denn wenn sich die beiden auch nicht immer ganz verstehen, so verbindet sie ja doch herzliche Liebe. Hanna weiß, wenn die Mutter ruhiger geworden ist, wird sie auch gerecht sein.

Draußen in der Küche wirft sie mit einem raschen Griff die Briefe in das Herdfeuer, alle auf einmal, und sieht zu, bis sie emporgeflammt und verglommen sind. Nun ist er aus, der lang gehegte Traum, ihr liebes Geheimniß, das sie doch nicht bis zum Ende hat wahren können. Sie streicht sich mit der Hand über die Stirn und lächelt trübe. Der Mißklang, mit dem das alte, halb vergessene Lied austönte, hat ihr weh gethan.

Schweigsam sitzen sich die beiden Frauen beim Kaffee gegenüber, die junge bedrückt und die alte beleidigt. Es ist einmal wieder eine jener Stunden, wo beide fühlen, daß sie trotz ehrlicher Liebe tiefinnerlichst nicht zu einander stimmen.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Der Unheimliche.

Von W. Noeldechen.

Am 27. Juli heurigen Jahres stand ich morgens fünf Uhr im Hotel „Victoria“ von Luzern auf dem Balcon meines Zimmers und schaute nach dem Wetter und dem mir gegenüberliegenden Bergrücken. Das Wetter war freilich nur so so. Der, oder, wie andere sagen, die Rigi, dieses internationalste Fleckchen der ganzen Welt nahm sich aber ganz nett und verständig aus, trug keinerlei neblichtes Schlafhäubchen, sondern zeigte leidlich scharfe, frische Umrisse, obgleich diese nicht von dem wünschenswerthen Himmelblau umgeben wurden. Und zu des Berges Füßen vor mir Luzern!

„Die wahre Perle und das rechte Kleinod des einzigen Vierwaldstädter-Sees! Das Herzblatt der ganzen Schweiz! Die Sammellinse naturfreudiger Touristen!“ so heißt die Stadt in dem rothbraunen, von dem officiellen Verkehrs-Büreau herausgegebenen Büchlein, das jedem an der ausströmenden Reuß rastenden Fremden mit Widerstand ausschließender Wärme in die Hand gedrückt wird. Seien wir weniger schwungvoll und schwülstig, aber wahr: Luzern ist eine schöne Stadt und verschönert, dem Urtel der Natur-Fexe, der Urnatur-Fexe, die auf ihren Reisen von Kultur und Menschenwerk nichts wissen wollen, zum Trotz, das Gestade des herrlichen Vierwaldstädter-Sees unzweifelhaft.

Die Fremden-Kasernen am Quai mit ihren Riesen-Fronten und entsprechenden Preisen überlassen wir dem rothen Bädeker, dessen Verdienste (auch um mich) ich damit keineswegs schmälern möchte. Malerisch wirken außer Berg und Wasser, daran die Menschenkinder unschuldig sind, vor allem die alten und neuen Brücken, sowie die zahlreichen Thürme von verschiedenartiger Bestimmung. Da ist das schlanke Doppelpaar von St. Leodogar, der Rathhaus- und Wasserthurm, dann die vielen viereckigen, kurzen Kastelle in der einstigen Schutzmauer, die von der alten Feste Musseg ihren Ausgang nimmt. Von diesen letzteren ist das eine, hart an der Reuß gelegene, zu einem Uhrthurm gemacht, dessen bunt bemaltes, breitstiriges Zifferblatt weithin nach dem See sichtbar wird.

Als die Zeiger dieses Zifferblattes an dem oben genanntem Tage genau neun Uhr zwanzig Minuten mitteleuropäischer Zeit bekundeten, betraten wir (unter dem „wir“ ist ein Ehepaar zu verstehen; meine Frau hatte mich als geübten Reisemarschall in die Schweiz mitgenommen) das Deck der Helvetia, die eben als zweiter Tagesdampfer nach Vitznau und Flüelen abgehen sollte. Wir wollten unser Heil mit dem Rigi versuchen, obgleich die Aussicht auf Aussicht seit fünf Uhr eher ab- als zugenommen hatte.

Mit dem letzten Signal-Geheul der Dampfpfeife, — ein Pfeifen ist dieses entsetzliche Fauchen kaum noch zu nennen, — stachen wir in den Vierwaldstädter-See. Wenn sich die Ohren von diesem schnöden Lärm, der wie der Scheidegruß eines verendenden Ungeheuers klingt und gegen den ein schriller Locomotiven-Pfiff wie Sphären-Musik sich ausnimmt, allmählich erholt haben, hört man auf derartigen Dampfern in der deutschen, französischen und italienischen Schweiz meist englische Laute. Die Inhaber oder Vertreter dieser Sprache von jenseits des Aermelmeeres, die eigentlichen Engländer fallen mehrfach durch anspruchsvolles Wesen unangenehm auf, geradezu unerträglich sind aber erst die gleichfalls englisch redenden Amerikaner; mir war oft, als ob Bruder Jonathan nur reich gewordene Schlächtermeister, die ja übrigens auch recht nette, nützliche Leute sein können, über den Ocean zu seiner Vertretung geschickt hätte. Amerika trägt als besonderes Kennzeichen, — nebenbei gesagt, — durchweg noch längere, spitzere Schnabelschuhe, denn England.

Aber der dort, — der finstere und dabei quecksilber-unruhige, mittelgroße und hagere Mann kann nicht aus Albion stammen, der muß wohl ein heißblüthiger Südländer sein, denn landsmännisch schaut er wahrhaftig auch nicht drein.

Der Unbekannte mit dem wachsbleichen Gesichte und den grauen stechenden Augen hatte einen schwarzen, kurzgeschorenen, nach unten zwickelartig auslaufenden Vollbart, an dem seine Finger vielfach nervös drehten. Auf seinem Haupte saß ein breiter Schlapphut, der an einen Maler oder Bildhauer erinnerte, übrigens kleidete ihn ein einfacher, dunkler Touristen-Anzug nicht häßlich. Nur trug er seltsamerweise bei der Sonnenhitze einen schwarzen, halblangen Radmantel mit einer kaffeebeutelartigen Kapuze, wie solchen die Franzosen und Italiener lieben, und ließ das Kleidungsstück während der ganzen Fahrt nicht von den Schultern.

„Vielleicht ist er brustkrank und reist auf gute Luft,“ sagte ich mit einem Erklärungsversuche zu meiner Frau. — Aber was mochte der Finstere, der mich beim ersten Erblicken an den schwarzen Mann aus Chamisso's rechtem Barbier erinnerte, unter dem Radmantel verbergen? Rechts in der Gürtelgegend bildete das Mäntelchen einen Buckel, ein Stück schwarzen Lackleder-Riemens wurde dann und wann über der Brust des Mannes bei dem vorderen Spalt des Mantels sichtbar. Für eine Umhängetasche erschien das verborgene Ding zu eckig.

Auf der Stirn unseres Mitreisenden drückte sich neben unverkennbarem Ingrimm eine geradezu fieberhafte Unruhe aus, die sich auch intensiv auf sein Beinwerk, wie auf Kopf- und Nacken-Muskulatur übertrug. Bald drehte er das Haupt nach den Bergen und dem gräulich, grauen Himmel, bald senkte sich sein Blick auf die Ufer und die mäßig bewegte Wasserfläche; eben stand er am Bugspriet, gleich darauf auf dem Hinterdeck, Back- und Steuerbord waren vor ihm gleich unsicher, nur das Sitzen schien er verschworen zu haben.

Indessen, — wir reisen ja eigentlich nicht zur Bereicherung an Menschenkenntniß, sondern zur Erholung von des Jahres Arbeit, — was kümmert uns der Unheimliche? Nehmen wir also mit, was uns an schönen Bildern rechts und links am Gestade geboten wird! Trotz aller uns umlagernder Naturschönheit war nun allerdings auch für uns ein kleiner Grund zu halber Mißstimmung vorhanden: Nur Uferbilder, keinerlei Fernsicht, das Wetter wetterwendisch nach der abschüssigen Linie hin! Von Sonnenschein kein Schimmer, die Wolken schoben sich recht dicht und hübsch zusammen.

In Vitznau, wo das Dampfboot mit der Zahnradbahn als Beförderungsmittel vertauscht wird, kam uns der Unheimliche ganz aus dem Auge; bei seiner Unruhe hatte er wohl den ersten Wagen sicher erreicht, während wir erst fünf Minuten später im dritten folgten.

Aufwärts ging's; der Nebel kam uns auf halbem Wege fast entgegen. Meine Feder ist nicht darauf zugeschnitten, eine halb verunglückte Rigifahrt zu schildern. — Nebelbilder! — Wer getreu wissen will, wie es bei gutem Sonnenschein ausgesehen haben könnte, schlage im Bädeker nach; wie man nichts sieht, ist nicht zu beschreiben. Oben angekommen schwebten wir durch grauen Dunst und wurden allmählich hübsch feucht. Jedennoch: die Menschen suchen und suchten von je in solcher Lage Beruhigung:

„Weil vielen das geschah und noch geschehn wird.
In dem Gedanken finden sie dann Trost,
Ihr eignes Unglück tragend auf dem Rücken
Von andern, die zuvor das Gleiche traf.“

So läßt der süße „Schwan vom Avon“ seinen unglücklichen König Richard im Kerker von Pomfret sprechen, — und wir saßen, Gottlob! noch nicht einmal in einem Gefängniß, sondern in dem Riesenbau von Schreyber frères, wo sich das reiselustige Europa und nöthigenfalls die anliegenden Erdtheile bei angemessenen Preisen „Guten Tag“ sagen können.

Ohne uns von der table-d'hôte-Seuche ankränkeln zu lassen, wählten wir im Restaurant des Erdgeschosses eine leidlich behagliche Ecke, — von einer stillen Ecke kann da oben bei Schreyber im Juli selbst bei Regenwetter keine Rede sein, — und stärkten uns, frei von unnützem Nebelzorn, bei einer guten Cotelette und einer noch besseren Flasche weißen Yvorners, — da huscht plötzlich der schwarze Radmantel durch die Thür, überfliegt mit flackernden Augen die Schar der Gäste und macht hastig bei der Büffet-Dame eine Bestellung, ohne daß ich bei dem herrschenden Gesumme seine Nationalität an der Sprache feststellen kann. Er setzt sich nicht; neben ihm auf kleinem, rundem Tischchen am Fenster steht eine halbe Flasche rothen Landweines, davon er dann und wann wie geistesabwesend nippt. Düster stiert sein Auge durch die Scheiben in den dicken Nebel, seine Hand knipst dabei nervös an einer unsichtbaren Feder oder dergleichen unter dem Mantel.

Unwillkürlich und plötzlich mußte ich an einen Pistolenkasten denken. Mir kam eine alte Jugenderinnerung in den Sinn. Da ich, ein krasser Fuchs, das bunte Band über der Brust, das erste Semester studirte, erzählte man mir von einem wunderlichen Cartell-Bruder, der sich mit einem Pistolenkasten auf Reisen begab, um einen Gegner aufzusuchen und vor die Mündung zu fordern, der irgendwo irgend etwas Häßliches wieder ihn geredet haben sollte. Was aus der seltsamen Reise ins Blaue damals geworden, vermag ich nicht zu sagen; aber unser heutiger Isegrimm mit seinem unsichtbaren Gegenstand rief mir die Geschichte wach. Vielleicht bestand eine kleine Aehnlichkeit mit jenem Sonderling aus meiner Jugend, — kurz ich glaubte fast fest an einen verborgenen Pistolenkasten.

Der Düstere reiste einem Widersacher nach, war einem Todfeind auf der Spur. Was konnte das für einen Auftritt geben, wenn er den Gesuchten, Gehaßten vor dem Fenster dort auftauchen sah? Item, — die Entwicklung der freilich noch etwas hypothetischen Sache ließ vorläufig durchaus auf sich warten; alles blieb so dunkel und unaufgeklärt, als der Rigi-nebel. — Hinab! Den Berg hinab! Jeder mußte sich sagen, daß für die nächsten vierundzwanzig Stunden keine Wettergunst zu erwarten sei; in dem Grau konnte auch das geübteste Auge keine Feinde finden. Uebrigens hatte sich zum Abstieg der unangenehme Nebel in einen noch unangenehmeren Hochgebirgsregen verwandelt.

Auf dem Dampfboot, das uns von Vitznau nach Luzern zurückführte, wurde freilich der derbe Regendraht wieder etwas feiner, doch hatte sich der größte Theil unserer Schicksalsgenossen unter Deck zurückgezogen. Wir beide, meine Frau und ich, gerade wetterhart genug, um unter guter Schiffsleinwand einem Sprühregen zu trotzen, blieben oben, um mit dem Auge von dem verlorenen Tage so viel als möglich zu retten. Wieder pendelt der Unheimliche vor uns auf und nieder, rechts und links, von vorn nach hinten und umgekehrt; der Mensch beginnt bereits für meine Blicke etwas Magnetisches zu haben. Da lehnt er plötzlich in meiner Nähe über Bord, das Auge zum aschfarbigen Himmel gerichtet, und murmelt in verständlichem Deutsch zwischen den Zähnen: „Sie kommt nicht in meinen Gesichtskreis! Kein Glück! Wieder ein verlorener Tag heute!“

Da haben wir die Geschichte: Ein unglücklicher Landsmann, ein Deutscher, dem seine Frau oder Geliebte, — wer soll das sagen in unseren Tagen? — allein oder in Begleitung durchgegangen ist! Er ihr nach, — will die Treulose abfangen, — bestrafen, — der sorgsam vor Regen geschützte Gegenstand unterm Mantel enthält ein paar Pistolen, — vielleicht ist ein Revolver dabei, — er beabsichtigt, sie zu tödten, — sich hinterdrein. — — Beklagenswerther Mann! Vielleicht auch beklagenswerthes Weib! Denn dieser hier ist sicher ein Tyrann, — an Eifersucht viel schlimmer als Othello gewesen. Danach sieht er aus —

Man brauchte nur ein Dutzend Romane, zwei Dutzend Novellen heurigen oder eines früheren Jahres gelesen zu haben, was ja bei jetziger Massen-Produktion nicht gerade viel sagen will, und die eben kurz gegebene Fabel lag nach den Worten des finstern Fremdlings auf der Hand.

Im ganzen war ich ohne weiteres Besinnen recht froh, daß er sie nicht gefunden hatte, denn ich liebe auf Erholungsreisen keine aufregenden Scenen. Eins nur erregte meine Bedenken: der Mensch geberdete sich so verzweifelt, daß man auf bevorstehenden Selbstmord gefaßt sein mußte. Da wäre es nun Menschenpflicht gewesen, ihm in den Arm zu fallen, ehe der Schuß fällt, aber welche häßlichen Geschichten können dabei passiren? Wohin geht just die Kugel? Pfui! Kein Bangen! Also Bereitschaft zur Intervention! Ich war zum Sprunge bereit wie ein Panther, der sich zu wohlthätigen Zwecken anschickt.

Luzern ist in Sicht, in zehn Minuten müssen wir anlegen. Recht angenehm ists, daß der Regen ganz aufgehört hat, der Himmel überhaupt etwas lichter und vernünftiger erscheint. Wie wir auf gute Sehweite herangekommen sind, daß am schönbemalten Uhrthurm der Reußstadt schon genau das Zifferblatt zu erkennen ist, brechen mit eins neben dem alten Pilatus die Wolken, ein Bündel Sonnenstrahlen schießt von oben wie aus einem Scheinwerfer gerade auf dieses Zifferblatt und läßt es im herrlichsten Glanze neben dem matten Grau der Umgebung erglühen.

Ein prächtiges, überraschendes Bild!

Da kraspelt und knackt es verdächtig neben mir, mein Auge sucht sofort den Radmantel. — Was muß ich sehen? Nie habe ich auf einem Menschenangesichte einen so grellen Uebergang gesehen vom tiefsten Ingrimm zu voller Befriedigung, von Schmerz zu Lust, von Jammer zu Wonne, von Elend zu Entzücken, von Verzweiflung zu Jubel. Dieser Schwarzmantel war ganz ausgetauscht: Augen, Stirn, Mund, sogar der Zwickelbart, fast möchte ich behaupten die Kapuze, alles schien zu lächeln, zu lachen, zu triumphiren.

Eine Feder knapst, der Kasten springt auf, — er, der Besitzer, richtet, — nicht die ergriffene Pistole gegen die Stirn, — nein, den linsenbewehrten Tubus eines lichtbildenden Apparates gegen den Uhrthurm!

Der Mann war Amateur-Photograph, reiste nur auf Momente und Aufnahmen, — — und die treulose Dame, die nicht kommen wollte, die er rastlos suchte, war unsere lichte, liebe Sonne.

Nachdruck verboten.

Die Schutz- und Trutzfärbung im Thierreiche.

Von Dr. Paul Behrend.

Das Leben der Thiere ist ein ununterbrochener Kampf aller gegen alle, ein fortwährendes Streben, dem anderen überlegen zu sein. Viele Thiere, denen die Natur Angriffs- und Vertheidigungswaffen versagt hat, sind in diesem Kampfe auf List und Täuschung angewiesen. Das verbreitetste aller Trugmittel ist die Farbe. Die Beispiele hierfür werden meist aus der Pflanzen- und Thierwelt der Tropen, wo sie sich bei dem Farbenreichthum der Urwälder besonders bemerkbar machen, herbeigeholt. Aber auch bei uns sind sie so zahlreich, daß sie jedem Wanderer, jedem Spaziergänger, wenn er sich nur zu sehen bemüht, auf Schritt und Tritt begegnen. Man achte nur darauf, wie die Färbung zahllose Thiere befähigt, sich zu verbergen, ihren Feinden zu entgehen oder unbemerkt ihre Beute zu überfallen, wie sie zur Abschreckung der Feinde dient und wie sie zur Maskierung und Verstellung benutzt wird, um den Feinden gefährliche Eigenschaften vorzuspiegeln. Bald wird man einsehen, warum Eidechsen, Laub- und Grasfrösche, Grashüpfer, Blattläuse und viele andere, zwischen Blättern und im Grase lebende Insekten grün gefärbt sind; warum Vögel und Säugethiere, die zwischen Steinen, welkem Laube und auf Baumstämmen leben, braun und grau schattiert sind; warum zahllose Meeresthiere glashell und farblos, wie das Wasser sind, das sie bewohnen. Ihnen allen dient im großen Concurrenzkampfe um das Dasein ihre der Umgebung angepaßte Farbe als Schutzmittel. Ja, man wird bei genauerer Beobachtung diese Schutzfärbung noch viel weiter ausgedehnt finden. Unzählige Thiere ahmen absichtlich die Farbe ihrer Umgebung, mehr noch die anderer gut bewaffneter Thiere nach, um sich durch diese Maskierung vor Verfolgung zu schützen. Da stellen sich Thiere steif und unbeweglich, daß sie einem Stamme oder Zweige zum Verwechseln ähneln, hier ahmt ein fliegendes Thier ein trockenes Blatt nach, das der Wind durch die Luft führt. Waffenlose Thiere nehmen Farbe und Gestalt solcher an, die mit Zähnen, Krallen, scharfen Kiefern, giftigen Stacheln, festem Panzer, stachlicher Haut und übelriechenden Flüssigkeiten ausgerüstet sind. Ungiftige Nattern copieren giftige Schlangen, indem sie deren Hautfarbe annehmen. Schmetterlinge ahmen auf ihren Flügeln die Farben und Zeichnungen solcher Arten nach, die ihres übelriechenden Saftes wegen vor Nachstellungen von Vögeln und Eidechsen sicher sind. Andere Schmetterlinge, die Glasflügler, schütteln, wenn sie aus den Puppen schlüpfen, die Schuppen von ihren Flügeln, sodaß diese durchscheinend werden, und sie selbst stechenden Insekten, Wespen und Hornissen, gleichen. Gewisse Borkkäfer ahmen Form und Farbe der Bienen, zahlreiche Fliegen die von Wespen, wehrlose Spinnen beißende Ameisen nach, immer also gut bewaffnete Thiere.

Geht man im Walde etwas abseits vom Wege in das Dickicht hinein, so schwirren bei jedem Schritte Scharen kleiner, bisher nicht bemerkter Thierchen in die Höhe. Sie waren auf der gleichfarbigen Unterlage nicht zu erkennen, so wenig, wie die zahllosen grünen, braunen und grauen Raupen, Schmetterlinge, Hautflügler, Glasflügler und andere Insekten. Beugen wir uns zur Erde, so finden wir unzählige Insekten, die kleine Holzstückchen, verwelkte, halbzerfressene und zusammengerollte

Blätter, Spelzen von Gräsern und Nadeln von Fichten und Tannen täuschend nachahmen. Schmetterlinge auf Stämmen mit grauen Flechten copieren kleine Flechtenbündel, andere die Excremente von Vögeln. An einem Halme sehen wir eine Spinne hinaufkriechen, plötzlich ist sie verschwunden. Sie hat durch Einziehen der Vorderbeine und Ausstrecken der Hinterbeine eine kleine Aehre täuschend nachgeahmt. Es giebt Spinnen, die eine weiße, rosenrothe oder grüne Farbe annehmen, je nachdem sie weiße, rothe oder grüne Blumen besuchen, und zwar nimmt jede Spinne, wenn sie auf eine anders gefärbte Blume gebracht wird, in kurzer Zeit die neue Farbe an. — Auch am Meeresstrande giebt es zahlreiche Beispiele der Schutzfärbung. Das Kaninchen, das in den Dünen haust, die Vögel, die im Sande nisten, sie haben alle die sandgraue Farbe angenommen. Die Kreuzkröte beklebt sich mit Sand, daß sie einem kleinen Erdballen gleicht, Käfer, Raub- und Stilettfliegen sind grau oder weiß, wie der Sand. Die Feldheuschrecken, die die Meeresufer zu Tausenden beleben, werden erst sichtbar, wenn sie der Fuß des Wanderers aufscheucht. Sie liegen, kleinen Holzstückchen ähnlich, über den Sand verstreut. Und nun erst die Thiere im Meere selbst! Wenn unser Kahn langsam durch das ruhige Wasser streicht, wir jeden Gegenstand auf dem Boden genau erkennen, aber außer einigen festsitzenden Polypen nichts Lebendes bemerken, so sind wir versucht, die Berichte über den Thierreichthum der Meere für Märchen zu halten. Ziehen wir aber ein Bündel von den Algen, durch die wir hindurchfahren, herauf, so wimmelt es von grünfarbigen Quallen, Seenadeln, Lippfischen und anderen Thieren. Wir finden darunter auch einen grünen Kopffüßler, einen Tintenfisch. Was aber ist das? Eben noch grün, nimmt er die dunkle Farbe des Holzes an, auf das wir ihn legten. Wir werfen ihn ins Wasser, und siehe da, seine Haut wird wasserhell. Ein anderes Mittel, sich der Beobachtung zu entziehen, wendet der große kriechende Seepolyp an. Er häuft auf seinem Rücken kleine Steine auf, ähnlich wie die Krabben, die sich mit Algen bedecken und dadurch schwimmenden Blättern gleichen.

Zu diesen und ähnlichen Beobachtungen sind kürzlich noch ganz neue hinzugekommen. Bisher hatte man die Schutzfärbung der Thiere nur am Tage beobachtet. Aber gerade die Nacht ist die Zeit des Raubens und Mordens. Kein Wunder, daß sich da die verfolgten Schwächeren allmählich eine Färbung erworben haben, die sie vor nächtlichem Ueberfall schützt. Man mache sich nur einmal auf zu einer Wanderung am späten Abend durch Wald und Wiese. Da raschelt und zirpt es zu unseren Füßen im Laube und im Grase, da rauscht und knistert es neben und über uns in den Zweigen, — aber nichts ist zu sehen.

Wie aber, wenn das Mondlicht Wälder und Felder durchfluthet? Gerade da kann man die schützende Eigenschaft der dunkeln Farbe aller Nachtthiere erkennen. In dem starken Schatten, den die Dinge im Mondlicht werfen, bemerken wir die graue Feldmaus nicht, obschon das Knabbern und Nagen neben uns ihr Vorhandensein in Scharen verräth. Wir treten an einen vom Monde voll beleuchteten Teich, ob wir nicht einen schlafenden Fisch belauschen können. Alles still. Vom erleuchteten Grunde heben sich deutlich die Schatten der Halme und Blätter ab, aber kein Fisch ist zu sehen. Wir werfen einen Stein in das Wasser, und siehe da, die scheinbar feststehenden Schatten huschen schnell davon. Jetzt erst bemerken wir, daß wir schwarzgestreifte Fische und hellgefleckte Salamander vor uns hatten. So wie sie uns täuschten, täuschen sie die ihnen nachstellenden Räuber. Wir schreiten weiter am Ufer entlang. Wie anders ist es doch am Tage! Farbenprächtige Falter schaukeln sich auf den Blüthen, tummeln sich in der Luft, lassen sich einen Augenblick auf einem Blatte nieder, um im nächsten nach einem anderen zu flattern. Nichts davon in der Nacht. Aber man schüttele nur einmal an den Zweigen einer Weide oder streiche mit dem Stocke durch die Gräser und Kräuter: aus dem Schlafe aufgescheucht fliegen Schmetterlinge nach allen Seiten davon. Die in der Ruhe zusammengeschlagenen Flügel sind auf der Unterseite dunkel, unscheinbar grau, schwarz gefleckt und gestreift. Am Tage, wo die Schmetterlinge mit Hülfe ihres hundertäugigen Sehorgans und ihres behenden Fluges den Nachstellungen entgehen können, zeigen sie die weiß, blau, gelb und orange gefärbten Oberseiten der Flügel. In der Nacht aber, im Schlafe, muß sie die dunkle Farbe der unteren Seite schützen. Gerade unsere buntesten Tagfalter, die Füchse, Pfauenaugen, Thurmfalter u. a. kann, wenn sie die Flügel aufgerichtet haben, das schärfste Auge nicht von trockenen Blättern unterscheiden. — Wir passieren einen Sandweg. Ein Ast wirft seinen Schatten darüber. So scheint es uns, aber kein Baum ist in der Nähe. Wir sehen genauer hin und bemerken, daß der scheinbare Schatten lebt: in dichtgedrängten Scharen ziehen schwarze Ameisen über den Weg und verschwinden sogleich im Schatten der Halme und Gräser. Sie sowohl, wie viele andere Insekten, Grillen und Erdwespen, verlassen erst in der Nacht ihre Schlupfwinkel, in dem sie sich des Tages über verbergen müssen, wenn sie nicht ihren zahlreichen Feinden zum Opfer fallen wollen.

Einige Thiere haben sich sogar die Fähigkeit erworben, sich in der Nacht in andere Farben zu kleiden, als am Tage. Von manchen Reptilien, Fischen und Kopffüßlern wissen wir, daß sie ihre Farbe willkürlich verändern können. Sollten diese Thiere, so fragte man sich, die Fähigkeit des Farbenwechsels nicht auch zu ihrem Schutze in der Nacht gebrauchen? Man beobachtete sie in Aquarien zur Nachtzeit bei so schwachem Lichte, daß es gerade zur Unterscheidung der Farben noch ausreichte, und fand, daß viele Fische von heller Farbe zur Nachtzeit dunkel gefärbt sind. Erleuchtete man plötzlich das Aquarium, so nahmen die Fische sofort ihre helle Tagesfarbe an. So hat die silberfarbige Goldforelle während des Nachtschlafes eine dunkle Bronzefarbe, deren Tiefe noch durch schwarze Querbänder verstärkt wird. Flundern, Eltritzen, der Königsfisch u. a. verdunkeln sowohl ihre Grundfarbe, als auch ihre aus Punkten oder Bändern bestehenden Zeichnungen. Der Nutzen dieser Färbung ist sofort ersichtlich. Am Tage ist die im klaren Wasser pfeilschnell dahinschießende silberfarbige Forelle kaum zu sehen, in der Nacht aber, wo sie zwischen dunkeln Gräsern schläft, wäre sie allen Räubern sogleich bemerkbar, nähme sie nicht die dunkle, den Gewächsen gleiche Färbung an. — Damit sind die Beispiele der Schutz- und Trutzfärbung im Thierreiche noch lange nicht erschöpft. Die hier gegebenen sollen nur den Leser anregen, auf seinen Wanderungen selbst sorgsam Umschau zu halten. An neuen interessanten Entdeckungen wird es ihm dann nicht fehlen.

Nachdruck verboten.

Vom Schreibtisch aus.

Von Clara Biller.

I.

Nein, mein Jettchen, da bist Du doch im Irrthum, wenn Du meinst, daß ich Trübsal spinne, weil ich diesen Sommer an meine einsame Stube gefesselt bin! Freilich kann ich nicht wie Du mit einer Gala-Vorstellung der Londoner Jubiläums-Feier aufwarten, in einem ganz mit frischen Rosen tapezirten Theater, wo die erlesensten Nachtigallen, — natürlich ohne Flügel, — sangen. Auch nicht mit einem Musikfest in Chester, bei dem meines Jettchens süßes Gesicht unter einem pikfeinen, weißen Federhut strahlte, während ihre Ohren acht Konzerte in nur drei Tagen genossen. Zu einer Spritzfahrt von Llandudno nach Beaumoris in Lord Wynn's „gottvoller Yacht", auf der ein Cotillon getanzt wurde, bei dem Jettchens Hände die Blumensträuße nicht einmal alle fassen konnten, die sie erhielt, — der kleine Beigeschmack von Seekrankheit scheint den Tanz allerdings etwas verdüstert zu haben, — hätte ich aber wenig getaugt. Solche Vergnügungsschauer, wie die englische Reise sie Dir gewährt, erfordern die Spannkraft Deiner achtzehn Jahre. Und selbst in der Jugend genossen, lassen sie meist ein gewisses Mißbehagen zurück, wie andere vergängliche Räusche auch. Ich gönne Dir die Lust von Herzen und freue mich darauf, wenn Du mir später davon erzählen wirst und Dein liebes, bewegliches Gesichtchen mit den leuchtenden Augen ergänzen wird, was der Mund verschweigt. Aber zu beklagen brauchst Du mich nicht. Ich hab' meine Stunden, wo ich trotz aller Einsamkeit mich köstlich amüsire, über allerlei, was mir einfällt, besonders aber auch über die sonderbaren Begebenheiten, die mich in meiner Stube aufsuchen, anstatt daß ich ihnen nachgehe. Da lernt man Menschen kennen — ganz eigenthümliche, die aus einer ärmlichen Tages-Existenz heraus sich ein Thürchen öffnen, durch das sie sich die Welt einmal von einer anderen Seite ansehen. Ja, ich erlebe ganze Geschichten, — das beste ist, ich erzähle Dir gleich 'mal eine, die mir passirt ist: Du kannst dann selber urtheilen.

Vor längerer Zeit, — nachdem ich kurz vorher in einem weitverbreiteten Familien-Blatt eine Erzählung veröffentlicht, — erhalte ich einen Brief aus einer größeren Stadt Ungarns. Ich wende ihn hin und her, wie man wohl mit einem Briefe thut, der einen fremd anmuthet, ehe ich ihn öffne. Er trägt oben in der Landessprache ein kurzes Motto, ist auf feines Papier geschrieben und lautet wie folgt:

„Gnädige Frau!

Als letzten Donnerstag in unserem Mädchen-Club Ilga von L. Ihre Novelle vorlas (folgt eine etwas jugendlich-überschwängliche Kritik), machte Präses, Baroneß Lydia, den mit Acclamation angenommenen Vorschlag, Ew. Hochwohlgeboren zu dem am vierten dieses Monats stattfindenden Stiftungsfeste unseres Clubs um eine Photographie oder ein Autograph für das Club-Album zu ersuchen. Als Schriftführerin des Vereins nehme ich mir die Freiheit, Ihnen, gnädige Frau, diese Bitte, wie unsere Liebe und Verehrung hiermit auszudrücken. —

Nachdem ich hiermit," fuhr die Schreiberin fort, „meine ehrenvolle Mission erfüllt, will ich Ihnen, die ich mir so lieb und gut vorstelle, wie Sie mir heut' Nacht im Traum erschienen sind, mein Herz ausschütten. Ich möchte zu gern wissen, ob Sie mich verdammen, — möchte wissen, wie Ihre Lisa (die Heldin meiner Erzählung) in meinem Fall gehandelt hätte. Sie blickten mich diese Nacht so ernst und doch so liebevoll an, daß ich Ihnen alles, alles vertraute. Aber leider, als Sie antworten wollten, bin ich erwacht!

Es war nämlich der Geburtstag meiner Freundin Felicie, und ich bekam von Mama Erlaubniß, dem kleinen thé dansant, das ihr zu Ehren stattfand, in Gesellschaft meiner englischen Gouvernante beizuwohnen. An demselben nahmen außer unseren gemeinsamen Freundinnen, — alle Club-Mitglieder, — auch deren Brüder und Cousins theil, sowie der Freund des einen Bruders, ein Bürgerlicher, Herr B. Vor dem Tanzen war ein Pfänderspiel arrangirt worden, bei welchem ich den Ring, den Mama mir am letzten Namenstage schenkte, hergeben mußte. Beim Einlösen wurde ich dazu verurtheilt, von meinem Nachbar, der zufällig dieser Herr B. war, einen Kuß zu bekommen. Als Herr B. sich zu mir neigte und seine Lippen flüchtig meine Wange berührten, schwindelte mir so, daß ich mich gar nicht wehren konnte, was doch auch eine große Unschicklichkeit gewesen wäre, nicht wahr? Unsere Gouvernanten saßen in demselben Zimmer. Die meine warf mir gleich aus ihren meergrünen Augen einen sehr strafenden Blick zu. Darauf fürchtete ich mich sehr vor Mama, die es doch erfahren würde, obgleich ich es doch nicht verhindern konnte.

Am nächsten Tage war Tante Carola schon sehr früh bei uns zu Besuch. Sie mußte vorher mit Papa von mir und dem gestrigen Abend gesprochen haben; denn als Papa mit ihr hereintrat, lachte er und fragte mich, ob ich seit gestern nicht einen Schnurrbart bekommen hätte? Darauf wurde ich sehr roth, Tante aber machte eins ihrer reichsgräflichen Gesichter und sagte zu mir: »Es ist unverantwortlich, diesen bürgerlichen B. zu einem so intimen Cirkel zuzulassen. Ich begreife nicht, wie Dein Papa zu einem solchen Kuß noch lachen kann. Du hättest aber an Deine Ahnen denken und dem unverschämten Menschen den Weg weisen sollen.« Ich sagte nur, alles wäre so schnell gekommen, da hätte ich gar nicht erst nachdenken können. Mit einem verachtungsvollen Blick rauschte Tante ab. Aber Mama weint jetzt, weil ich sie mit ihrer Schwester entzweit habe, und meine Gouvernante soll auch fort. Oh, — I despair! Meine unbekannte, doch mütterliche Freundin, finden Sie auch, daß ich unrecht habe? Worin liegt meine Schuld? Was hätte ich thun sollen? Ach bitte, antworten Sie mir! Könnte ich dem Brief nur Flügel leihen und recht bald Ihren klugen Rath hören.

Ihre Sie verehrende und Ihnen aufrichtig ergebene
Alice von . . .

Nachschrift. Julie, die dem Postboten die Briefe abnimmt, wird mir Ihren schon geben, — ich hoffe darauf. Mit Handkuß und Gute Nacht
Ihre traurige
Alice."

Dieser Backfischbrief, — offenbar gehörte Alice dem entsprechenden Alter an, — amüsirte mich außerordentlich. Ich vergegenwärtigte mir die Club-Sitzung der jungen Aristokratinnen, vor allem aber schwebte mir meine junge Verehrerin, die vertrauensvolle Schriftführerin desselben, vor. Und mich zurückversetzend in die eignen jungen Jahre, malte ich mir das Vergnügen aus, das wir am Stiftungsfest unseres damaligen Lesekränzchens gehabt haben würden, wenn wir auf eine ähnliche Anfrage aus fernen Regionen, — das Unbekannte hat ja immer besonderen Reiz, — eine Antwort erhalten hätten. Da ein Autograph zu dem Festtage nicht mehr rechtzeitig eintreffen konnte, — die Clubistinnen hatten mir ihren Brief durch die von meinem Wohnort ziemlich entfernte Verlagshandlung jenes Familien-Blattes zugehen lassen, das meine Erzählung enthielt, — sandte ich einige Worte des Dankes und der guten Wünsche per Draht. Nachdem das Telegramm an den Club aber besorgt, beantwortete ich die mir von Alice so zuversichtlich gestellten Fragen, wie es mir für ihr Alter und den besonderen Fall angemessen schien, in einem längeren Briefe.

Darauf erfolgte keine Antwort, die ich eigentlich erwartet hatte. Alice schien mein Eingehen auf ihre Bekümmerniß schweigend hingenommen zu haben, und die Erinnerung an die Clubistinnen und ihre vertrauensselige Schriftführerin verwischte sich bereits in meinem Gedächtniß, als mehrere Wochen später ein zweiter Brief mit demselben Postzeichen bei mir eintraf. Wie staunte ich, als der Inhalt desselben das Bild der offenherzigen, jungen Aristokratin nicht allein zerstörte, sondern auch, — doch ich lasse den Brief selbst seinem Wortlaut nach ebenfalls hier folgen:

„Gnädige Frau!

In dichten Flocken webt der Schnee durch die Straße, in der nur selten, gleich dunkeln Punkten, mühsam gegen das Stöberwetter kämpfend, die Menschen auftauchen, um sogleich unter dem weißen, wallenden Vorhang wieder zu verschwinden. Behaglich prasselt das Feuer im Ofen, und Lohe und Schatten, seltsam gemischt, zeichnen sonderbare Streiflichter auf Wand und Diele. Nur dies Prasseln und das Ticken einer alten Wanduhr, — sonst unterbricht nichts die Stille, in der an meinem inneren Auge hoffnungsvolle Bilder künftiger Tage vorüberziehen. Nein, — noch etwas macht sich bemerkbar, — ein Etwas, das wir alle schon empfunden haben, ohne es beschreiben zu können; etwas, das niemand verschont, weder den kleinen zaghaften Näscher, noch den verstockten Mörder, — das Gewissen. Und diese Stimme, die so plötzlich, so dunkel und geheimnißvoll durch die verschlossensten Thüren in die verschlossensten Herzen dringt, — sie ruft mir jetzt zu: »Willst Du einst, wie Du es hofft in Deinen kühnen Träumen, ein Steuer der Wahrheit sein, dann gestehe jetzt zur Steuer der Wahrheit, was Du gethan hast.« Gnädige Frau, — die Worte jenes Briefes, die Sie jüngst an mich und doch auch wieder nicht an mich richteten: »Wir sind nur zu oft geneigt, uns durch den Erfolg einer Handlung über ihren moralischen Werth täuschen zu lassen,« — so unbewußt und zugleich so treffend, haben jene Stimme in mir geweckt. Nur Ihre Vergebung kann sie wieder verstummen lassen. Wie der achtzehnjährige Judenjüngling, der den Tag über in einem kleinen Laden Band und Spitzen abmißt, dazu kam, sich in die Situation eines jungen, schwärmerischen, hochadligen Fräuleins christlich germanischer Nation hinein zu denken? Gnädige Frau, — diese Welt ist ein Theater, in dem nicht alle Schauspieler passende Rollen erhalten haben. Obwohl die ewigen Worte unseres Rückert: . . . »Dem ringe nach! Es kann mit rechter Kraftanwendung, der Mensch auf jeder Stuf' erreichen die Vollendung,« — auch mir im Herzen geschrieben stehen, hatte ich eine so große Lust, auch einmal aus einem anderen Fenster in die Welt zu gucken. Ihr liebenswürdiges Telegramm hätte selbst unter einem Dutzend sechzehnjähriger, leichtgekleideter Mädchen mit blonden, braunen oder schwarzen Haaren, blauen, braunen oder schwarzen Augen und küßlichen Lippen keine solche Aufregung hervorbringen können, wie in mir. Und erst Ihr Brief! Selbst das absichtslos verstreute Samenkorn schlägt Wurzel und soll hier Früchte tragen." — —

Nun, mein Jettchen, was sagst Du zu diesem kleinen Schwank? Obgleich ich mich in der Lage einer Angeführten befand, war es mir doch nicht möglich, dem Verfasser des Briefes zu grollen, was ich ihm auch in ein paar Worten mittheilte. Uebrigens hatte das Stückchen noch einen ganz netten Schluß, bei dem ich mir kein Verdienst beimessen kann. Beide Briefe, — die ich wörtlich mit Hinweglassung von ein paar Stellen, wie Discretion es gebot, wiedergegeben habe, — zeigte ich nämlich einer Bekannten, die mehr that, als sich darüber zu amüsiren. Sie zog vielmehr nähere Erkundigungen nach dem Schreiber ein, welche das End-Resultat hatten, daß dessen nächster Brief aus einer Universitäts-Stadt datirt war, wo ihm Gelegenheit geboten werden sollte, seine Anlagen in anderer Weise zu verwerthen, als durch solche Fastnachtsspiele.

Sage nun selbst, mein Jettchen, ob diese kleine Begebenheit nicht eine Deiner glänzenden Vergnügungen aufwiegt, und ob Du wirklich Ursache hast, mich um meiner Zurückgezogenheit willen zu beklagen? Wenn dies Beispiel nicht genügt, stehen Dir noch andere zur Verfügung. Obwohl nicht ganz so phantastisch, wie das eben erzählte, haben alle einen gewissen Reiz für den, welchem an der Kenntniß des menschlichen Herzens gelegen ist.

Nachdruck verboten.

Unterhaltungen über die Sterne.

Von Dr. Herm. J. Klein in Köln.

III.

Wie wir gesehen haben, übersteigt die Anzahl der Sterne jede Vorstellung: je mächtiger die Sehwerkzeuge sind, um so mehr Sterne tauchen aus dem Dunkel des unermeßlichen Raumes auf. Ganz von selbst tritt dabei die Frage an uns heran: Was sind denn diese Sterne? Woher stammt ihr Licht? Und in welcher Entfernung von uns befinden sie sich? Daß die Fixsterne keine goldene und silberne Knöpfe am Himmelsgewölbe sind, wie die Alten glaubten, braucht man heute niemandem mehr zu versichern, dagegen ist auch gegenwärtig bei uns noch hier und da die Meinung verbreitet, die Fixsterne seien Weltkörper, welche von unserer Sonne erleuchtet würden. Diese Meinung ist indessen vollkommen

irrig; die Fixsterne sind vielmehr selbstleuchtende Himmelskörper, Sonnen gleich unserer Sonne, die nur deshalb so lichtschwach erscheinen, weil sie unermeßlich weit von uns entfernt sind. Diese Thatsache ist heute so sicher erwiesen als irgend eine Wahrheit erwiesen werden kann, und zwar läßt sich dieser Nachweis auf verschiedene Art führen. Am einfachsten kann man sich auf folgende Weise davon überzeugen: Es giebt einen Krystall, den sogenannten isländischen Kalkspath, durch welchen alle Gegenstände doppelt erscheinen. Wird aus diesem Krystall ein Prisma geschliffen, und bringt man vor demselben ein sehr dünnes Gipsplättchen an, so hat man in diesem einfachen Apparat ein untrügliches Mittel, selbstleuchtende Körper von erleuchteten zu unterscheiden. Wenn man nämlich durch denselben in die Sonne schaut, so sieht man zwei weiße Bilder der Sonne, ebenso erblickt man, wenn man die Flamme einer Kerze betrachtet, diese doppelt, gleichgefärbt und gleich hell, kurz, alle selbstleuchtenden Körper zeigen zwei völlig gleich helle und gleichfarbige Bilder. Betrachtet man aber mit dem nämlichen Apparat erleuchtete Körper, z. B. das vom Wasserspiegel zurückgestrahlte Sonnenbild, so erscheinen beide Bilder in den lebhaftesten Farben: ist das eine grün, so ist das andere roth, überhaupt zeigen sich immer ganz entgegengesetzte Farben. Man hat also in dem kleinen Apparat ein untrügliches Mittel, eigenes von erborgtem Lichte zu unterscheiden. Auf den Mond angewendet, zeigt es sogleich zwei entgegengesetzt gefärbte Bilder, zum Beweise, daß der Mond in erborgtem Lichte leuchtet; ähnlich ist es mit den Planeten, aber die Fixsterne zeigen stets zwei gleich helle, weiße überhaupt gleichfarbige Bilder, und dadurch ist in aller Strenge bewiesen, daß sie selbstleuchtend sind, genau wie unsere Sonne. Aber freilich, welch ungeheurer Unterschied in der Helligkeit: hier unser strahlendes Tagesgestirn, dessen Glanz den directen Anblick unerträglich macht, dort die kleinen funkelnden Sternchen, von denen die meisten nur mit starken Ferngläsern gesehen werden können! Die Sonne ist nach den Messungen der Astronomen etwa sechshundertundzehntausend Mal so hell als der Vollmond, und dieser wiederum sechsundsechzigtausend Mal heller als der glänzende Stern Capella im Bilde des Fuhrmann. Sonach ist die Sonne vierzigtausend Millionen Mal so hell als Capella, und genau ebensoviele Sterne von der Helligkeit des letzteren wären erforderlich, um unsere Nächte so zu erleuchten, daß sie taghell würden. Nehmen wir jetzt an, unsere Sonne sei doppelt so weit von der Erde entfernt, als sie wirklich ist, so würde sie uns natürlich weniger hell erscheinen, und die Erde würde nur ein Viertel des Lichts erhalten, welches ihr jetzt zu theil wird. Rückte die Sonne in eine dreimal größere Entfernung von uns, so würde uns nur ein Neuntel der gegenwärtigen Helligkeit zu theil; in tausend Mal größerer Entfernung würde uns nur ein Millionenstel des heutigen Sonnenlichtes zu theil, und, damit sie schließlich uns so hell erschiene als der Stern Capella, müßte die Sonne zweihunderttausend Mal so weit von uns entfernt sein, als sie wirklich ist. Wir können daher annehmen, daß die Fixsterne uns nur deshalb so lichtschwach erscheinen, weil sie außerordentlich weit von uns entfernt sind, und diese Annahme fand durch die Messungen der Astronomen ihre vollständige Bestätigung. Man hat nämlich die Entfernung des Sternes Capella von uns zu messen versucht und dabei gefunden, daß derselbe mindestens vier Millionen Mal weiter von uns entfernt ist als die Sonne; in dieser Entfernung würde uns die Sonne aber vierhundert Mal lichtschwächer erscheinen als Capella, folglich ist dieser Stern eine Sonne, die vierhundert Mal mehr Licht ausstrahlt als unsere Sonne. Dieses ist ein geradezu überraschendes Ergebniß, aber es läßt sich nicht daran rütteln, die Thatsache steht fest. Auch von anderen Sternen hat man gefunden, daß sie in ihrer Heimath Sonnen sein müssen, welche unsere Sonne an Licht bedeutend übertreffen, wieder andere sind weniger hell, kurz, unsere Sonne ist ein Fixstern unter Millionen anderer Fixsterne, der weder zu den großen noch zu den kleinen gehört, ein Mittelding in Bezug auf Helligkeit und Größe.

Der nächste von allen Fixsternen steht am südlichen Himmel und ist der hellste im Sternbilde des Centauren. Den übereinstimmenden Messungen mehrerer Astronomen gemäß, ist er zweihundertfünfundzwanzigtausend Mal so weit von uns entfernt als die Sonne. Der glänzende Stern Sirius, den man seines großen Glanzes wegen für verhältnißmäßig nahe halten möchte, ist rund eine Million Mal so weit von uns entfernt als die Sonne; er übertrifft diese daher sehr erheblich an Lichtfülle und, wie die neueren Untersuchungen gezeigt haben, auch an Größe oder Gewicht. Das Licht gebraucht, um den Weg von der Sonne bis zur Erde zu durchlaufen, — eine Distanz von zwanzig Millionen Meilen, — acht und eindrittel Minuten, daher bedarf es, um vom Sirius bis zu uns zu gelangen, volle sechszehn Jahre! Die funkelnden Strahlen dieses Sternes, die wir heute sehen, gingen von ihm also bereits im Jahre 1881 aus. Wenn man nun erwägt, daß die Fixsterne nicht nur so unermeßlich weit von unserer Sonne entfernt sind, sondern durch ähnliche Entfernungen auch untereinander getrennt sein müssen, so erhält man eine Ahnung von der jeder Vorstellung spottenden Größe des sternerfüllten Himmelsraumes. Wer vermag zu sagen, wie weit jene kleinsten Sternchen entfernt sind, welche auf den photographischen Platten nur eine Spur ihres Daseins verrathen? Niemand kann diese Entfernungen in bestimmten Zahlen ausdrücken, kein Sterblicher ist imstande, den Maßstab bis in die entferntesten Regionen des Weltalls zu tragen; nur so viel dürfen wir behaupten, daß jene Entfernungen über alle Vorstellungen hinaus groß sind, und daß von manchen Sternen erst heute Lichtstrahlen bei der Erde anlangen, die zur Zeit von Christi Geburt von jenen Sternen ausgingen, ja vielleicht zur Zeit, als Babylon blühte und an den Ufern des Nil die Pharaonen herrschten. Von diesen fernsten Sternen aus gesehen, würde selbst in mächtigen Ferngläsern unsere Sonne völlig unsichtbar sein, unsere Erde kann sogar selbst von den nächsten Fixsternen aus nicht mehr gesehen werden. Dort würden also lebende und denkende Wesen niemals eine Ahnung davon haben können, daß es einen dunkeln Weltkörper giebt, der, vom Monde begleitet, um die Sonne rollt und auf welchen uns die Hand der Allmacht gestellt hat. Ebensowenig können aber auch wir etwas darüber wissen, ob um jene fernen Sonnen dunkle Weltkörper, Planeten, gleich unserer Erde, kreisen. Aber vermuthen dürfen wir dies schon, gestützt auf den Grund, welchen der alte Hebel im „Schatzkästlein" in seiner Weise vorführt, indem er sagte: „Wenn man in der fremden Stadt auf einer Pilgerreise über Nacht ist und sieht zum ersten Male durch das Fensterlein der Schlafkammer heraus, rechts und links und über zwanzig Häuser hinaus, sieht man noch viele solche Lichter brennen, wie in dem Schlafstüblein auch eins schimmert. Geneigter Pilger, diese Lichter sind nicht wegen Deiner angezündet, daß es in dem Schlafstüblein lustig aussehe, sondern jedes dieser Lichter erleuchtet eine Stube, und es sitzen Leute dabei und lesen die Zeitung oder den Abendsegen, oder sie spinnen und stricken." Gewiß, die himmlischen Lichter droben, die seit Jahrtausenden auf die Erde herabschauen aus unermeßlichen Entfernungen, sind sichtlich nicht unsertwegen angezündet worden, denn die größten und zahlreichsten sehen wir mit unbewaffnetem Auge gar nicht einmal. Jene Sterne haben eigene Zwecke ihres Daseins, und unsere Sonne ist nichts anderes als ein einzelner unter den zahllosen Sternen des Himmels. Wie daher um die Sonne unsere Erde und mancher andere Planet kreist, so können auch wohl um jene fernen Sonnen dunkle Planeten kreisen und von ihnen Licht und Wärme empfangen. Und vielleicht sind diese die Heimat lebender und denkender Wesen, die gleich uns ihre Blicke fragend auf den Himmel richten und gern wissen möchten, ob auch fern von ihnen im Weltall Herzen schlagen.

Nachdruck verboten.

Venetianisches Straßenbild.

Nach der Original-Zeichnung von E. Rosenstand.

Siehe Seite 169.

Wie er dasteht, der angehende Musensohn, und auf das bunte Getriebe in den Straßen blickt! Er braucht nur hineinzugreifen, um eine reiche Ausbeute für sein Skizzenbuch zu machen, aber es hat ihn übermannt, dieses farbenprächtige Gewimmel, sodaß er zu keinem Entschluß kommen kann. Wie es an ihm vorüberwogt, hier eine Gruppe schwarzäugiger Schönen, die mit ihm kokettiren oder, — sich über den Inglesen lustig machen, dort Landleute mit prächtigen Blumen und Früchten, dann vornehme Damen, Gondoliere in ihrer malerischen Tracht, oder ein Märchenerzähler, um den sich Jung und Alt drängt. Ja, Venedig ist eine schöne Stadt und seine Bewohner sind lebensfrohe Leute. Ob der Maler wohl daran denkt, daß zur Blüthezeit Venedigs hier die größten Meister seiner Kunst geweilt haben — Gian Bellin, Cima, Palma, Pordenone, und der unvergleichliche Tizian? Wir wollen's zu seiner Ehre annehmen. Ob er aber vor den Alten in Ehren bestehen würde? — Das ist eine andere Frage.

H. W.

Nachdruck verboten.

Buchenwald im Schnee.

Nach dem Gemälde von Adolf Thamm in Dresden.

Siehe Seite 172.

Wenn im Sommer die Sonne heiß auf den Dächern liegt, wenn es in den Straßen der Städte staubig und schwül ist und Mensch und Thier schier zu verschmachten drohen, dann flieht der Städter gern in den kühlen Wald, um im Schatten der Bäume Erquickung und Ruhe zu suchen. Sobald aber der Herbst ins Land kommt, die Tage kürzer werden und ein rauher Nordost das Laub von den Bäumen schüttelt, dann wird es einsam im Walde: Die Zugvögel sind längst ihrer südlichen Heimat zugeflogen, und die Städter lassen sich nur noch vereinzelt sehen. Es sind meistens Leute, welche die Poesie des Herbstes zu genießen verstehen. Schweigend gehen sie durch den Wald und lassen ihr Auge auf dem in so wunderbaren Farbentönen prangenden Laub der Bäume ruhen, sie athmen den würzigen Erdgeruch und sehen dem Gethier zu, wie es noch eifrig damit beschäftigt ist, sich für den Winter zu versorgen. Sobald aber die ersten Schneeflocken den Einzug des Winters anzeigen, verschwinden auch die letzten Spaziergänger. Unaufhörlich und leise fallen die Flocken und hüllen die Bäume und Sträucher ein in ein weißes, weiches Kleid, sie legen sich auf Gras und Moos, und wenn sie die geschwätzigen Blätter der Buchen und Eichen, die noch vor kurzem im Wirbelwinde einen wilden Reigen tanzten, erst zugedeckt haben, dann ist es still im Walde, kirchenstill.

Wie wenige kennen den Wald im Winter, und doch ist er so schön! Willst Du die Sorgen des täglichen Lebens abschütteln und Deine Seele ausklingen lassen in einem ruhigen, göttlichen Accord, dann gehe in den winterlichen Wald. Wie weihevoll ruhig umfängt Dich das athemlose Schweigen des Forstes, — ruhiger schlägt Dein Herz, wenn Du den Frieden athmest, der sich vor Dir aufthut. Ein leichtes Dämmerlicht liegt zwischen den Bäumen, und die Sonne steht blutroth am Himmel. Der murmelnde Bach, der zur Sommerszeit so lustig dahineilt, er ist stumm, der Winter hat ihm eisige Fesseln angelegt. Alles schweigt, nur der Schnee knirscht unter Deinen Füßen. Kommst Du auf Deiner Wanderung wohl einmal an das Haus eines Försters, so klopfe ruhig bei ihm an, Du bist ihm willkommen, denn der Alte sieht nur selten fremde Gesichter, er fühlt es auch, daß Du seinen Wald liebst wie er selbst. Langeweile kennt der Alte freilich nicht; sieh nur hinaus zu seinem Fenster, da holen sich Fink und Meise, Goldammer und Rothkehlchen ihr Futter von dem reichlich gedeckten Tisch, den ihnen der Förster beschert. Meister Specht ist auf sich selbst angewiesen, dort sitzt er am hohlen Buchenstamm und pocht. Und hast Du gute Augen, so erkennst Du zwischen den Tannen die Rehe, welche das duftende Heu aus den Reusen zupfen und es mit Appetit verzehren. Dein Gastfreund macht Dich auf einen Hirsch aufmerksam, einen prächtigen Sechzehnender. Dabei leuchtet es in seinen Augen vor Stolz, — er kennt sie alle, seine Schützlinge. Wenn Dich die hereinbrechende Nacht endlich nach Hause treibt, dann reichst Du dem Alten die Hand und sagst „auf Wiedersehen!" denn heute ist Dir die alte Wahrheit aufs neue bewußt geworden: der Wald ist immer schön, zu jeder Jahreszeit. Aber merkwürdig ist es, Du magst den Wald im Frühling, Sommer, Herbst oder Winter besuchen, er erscheint Dir immer am schönsten in der Jahreszeit, in welcher Du gerade lebst.

A. N.

Nachdruck verboten.

Bei der Zigeunermusik.

Nach dem Gemälde von F. Paczka. — Siehe Seite 173.

Sie saßen im „Hotel zu den vier Jahreszeiten" und sprachen dem edlen Rebensafte fleißig zu. „Trinkt, Kinder, trinkt!" ermunterte der Maler Volkhard, „Ihr wißt ja, heute kann ich's bezahlen. Wenn ich 'mal wieder auf dem Trocknen sitze, — na, daran will ich heute nicht denken!"

Volkhard war heute Mittag ganz aufgeregt ins Hotel gekommen, wo er mit den vier Freunden zu speisen pflegte. „Seht, was ich hier habe," rief er triumphirend und zeigte den Freunden eine mit Banknoten gefüllte Brieftasche. Dann holte er noch eine Handvoll Goldstücke hervor, welche er lustig klimpern ließ. „Feine Musik, was? Wissen Sie, was das bedeutet?"

„Sie haben Ihr Gemälde verkauft," riefen alle vier, wie aus einem Munde.

„Sind Sie aber scharfsinnig!" meinte Volkhard lachend, „die Sache stimmt! Kam da so ein reicher Amerikaner, sah mein Bild und — bezahlte! Denken Sie, er hat nicht einen Pfennig abgehandelt!"

„Sie Glückspilz!"

„Nicht wahr! Und nun lade ich Sie alle für heute Abend zu einem guten Tropfen ein, wollen den braven Amerikaner 'mal leben lassen."

Das hatten sie denn auch gründlich besorgt, davon gab die auf dem Tische stehende stattliche Anzahl geleerter Flaschen ein beredtes Zeugniß. Volkhard namentlich war sehr aufgeräumt, er erzählte den Freunden, daß er den Amerikaner beinahe grob angefahren, als dieser vor seinem Bilde gestanden und gefragt hätte, was es denn vorstellen solle. Alles lachte, und Doctor Petersen, der Redacteur des Tageblattes, meinte, der Mann stehe auf der Höhe der Zeit, — man müsse es sich heutzutage immer erst sagen lassen, was ein Gemälde darstelle. Am besten sei es, man frage einen „Kenner", ob es schön sei.

„Beim nächsten soll mich keiner mehr darnach fragen," rief Volkhard. „Das wird überhaupt großartig, ich habe die Idee schon fertig im Kopfe. Gleich Morgen gehe ich an die Arbeit; man muß die Inspiration benutzen!"

„Die Macht der Musik," sagte der Bankier Heller mit seinem Lächeln, indem er den Freund copirte, wie er heute die Goldstücke klingen ließ.

„Sie Prosaiker!" grollte Professor Werner, „wie können Sie nur denken, daß unser Freund sich durch schnöden Mammon zum Schaffen anregen läßt? Betrachten Sie nur sein letztes Gemälde, und dann sagen Sie mir, ob es den Beschauer nicht empor trägt in eine höhere Welt der Ideale, wo es keine Sorge, keinen Neid, keinen Haß, keine Verzweiflung giebt!"

„Nun hören Sie aber auf, lieber Professor," unterbrach ihn der Assessor Martin, „so etwas giebt es ja gar nicht! Ich sehe mir auch gern ein gutes Bild an, höre gern gute Musik, aber mich davon bis zur Ekstase hinreißen lassen, — niemals!"

„Abwarten, lieber Freund, abwarten!" entgegnete der Professor. „Wer überhaupt begeisterungsfähig ist, dem passirt's auch früher oder später, daß die Begeisterung mit ihm durchgeht. Wird bei Ihnen auch noch 'mal kommen, Sie sind nicht im entferntesten der nüchterne Mensch, für den Sie Sich ausgeben!"

Das Gespräch wurde durch den Kellner unterbrochen, der dem Doctor Petersen mittheilte, es sei vor einer Stunde eine Zigeuner-Kapelle im Hotel abgestiegen, und der Kapellmeister hätte sich nach dem Redacteur des Tageblattes erkundigt, er habe Empfehlungen an ihn.

„Die kann ich ja gleich hier in Empfang nehmen," meinte Doctor Petersen, und ging, um den Kapellmeister aufzusuchen. Als er zurückkehrte, brachte er die Nachricht, die Leute hätten sich erboten, etwas vorzuspielen, sie würden sogleich kommen.

Das wurde mit großem Jubel begrüßt.

War man vorher lustig gewesen, so wurde man bei den feurigen Weisen der Pußta-Söhne noch animirter. Zuerst summten die Zuhörer leise mit, als dann ein Mazur ertönte, sang man lauter, stieß mit den Gläsern an und agirte mit den Armen. Bei einem Czardas aber sprang der Assessor plötzlich auf, breitete die Arme aus, warf den Kopf in den Nacken und tanzte mit einem Feuer, als hätte er von Jugend an unter Zigeunern gelebt und Czardas und Mazur getanzt.

Die anderen trauten ihren Augen kaum. Das also war der kühle Assessor, der noch vor einer halben Stunde behauptete, sich niemals hinreißen zu lassen. Stumm saßen sie da und betrachteten das eigenartige Schauspiel. Da raunte Doctor Petersen seinem Nachbar leise zu: „Ich muß in die Redaction, — die letzten Depeschen. Dann aber werde ich noch schnell ein Feuilleton für die nächste Nummer schreiben über die Macht der Musik. Die Zigeuner sollen zufrieden sein!"

Volkhard bemerkte das Verschwinden des Freundes nicht, er saß in Gedanken versunken da, die Hände unters Kinn gestützt, und betrachtete den Assessor. Vielleicht hatte er eben ein Motiv für ein neues Gemälde gefunden.

H.

Redactions-Post.

Frau von N. in Budapest. — Ihre Anfrage hat uns einigermaßen in Verlegenheit gesetzt, indessen haben wir den Ursprung der von Ihnen citirten Stelle „vom abretten Schuhzeug" doch gefunden. Sie schreiben allerdings hochdeutsch, das Original ist aber plattdeutsch und in Fritz Reuter's „Woans ick tau 'ne Frau kamm" enthalten.

Rathlose in Hamburg. — Da Sie keinen Contract gemacht haben, können Sie gegen die Kündigung keinen Einspruch erheben, trotzdem Ihnen beim Abschluß des Engagements dauernde Stellung zugesagt worden ist. Nach einem landgerichtlichen Urtheil vom 7. Januar 1888 ist die allgemeine Zusage dauernder Stellung beim Abschluß von Engagements-Verträgen ganz werthlos und ohne jede Wirkung; Sie hätten, da Sie hierauf besonderen Werth legten, beim Eintritt in das so angebotene Dienstverhältniß die Zeitdauer, die hierunter verstanden sein soll, genauer feststellen müssen. Im anderen Falle unterwerfen Sie Sich den gewöhnlichen Kündigungsfristen.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den litterarischen Theil: Hugo Hein, für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 23, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. December 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Handlanger des Genies.

Von Johanna Klemm.

„Semplicetta tortorella
Che non vede il suo periglio“ —

Die junge Sängerin hielt inne. Die Thür des großen „Berliner Zimmers“, in dem sie ihre Morgenübung hielt, ward geräuschvoll geöffnet, und eine Dame im Straßen-Kostüm trat ein. Sie trug einen großen Blechkasten und verbreitete einen Duft von Terpentin und Oelfarben; flüchtig nickend eilte sie am Klavier vorüber, riß eine Zeitung vom Tisch und ging dann zur anderen Thür wieder hinaus.

Das junge Mädchen am Klavier sang weiter, um gleich darauf wieder gestört zu werden durch ein Wirthschafts-Fräulein, das mit rasselnden Schlüsseln sich am Büffet zu thun machte, während durch die offene Thür allerlei Küchendüfte drangen, die der kleinen Sängerin in die Kehle stiegen. Sie räusperte sich und fing tapfer wieder an: „Semplicetta“ — — kam aber nicht weiter, denn abermals ging die vordere Thür, und eine Dame trat ein mit den Worten:

„Nun, kleine Tortorella*), lassen Sie Sich einen Augenblick stören, ich muß Ihnen erzählen, — denn ich weiß, Sie kleine Semplicetta sind noch die einzige, die Ohr und Herz hat. Wir anderen jagen nächstens blind und taub aneinander vorüber, in der Sucht, etwas zu erreichen!“

Die Sprecherin hatte sich auf einen Stuhl neben dem Pianino gesetzt, ihren Hut abgenommen und einen Augenblick Athem geschöpft nach dem raschen Steigen der drei Treppen. Es war eine kleine, unscheinbare Gestalt, sah man ihr aber ins Gesicht, war der Ausdruck von Intelligenz und frischer Energie unverkennbar. Und dennoch hatte Annca Markehnen mit all ihren Gaben, Kenntnissen und Erfahrungen bis jetzt nichts erreichen können! Was in der fernen ostpreußischen Heimat geschätzt, bewundert, ausgenutzt war, — das galt in Berlin für nichts Besonderes, das war für jede, die hier vorwärts wollte, etwas Selbstverständliches, das noch zu keinerlei Erwartungen und Ansprüchen berechtigte in dem täglichen Wettbewerb auf allen Gebieten.

*) Turteltaube.

Der Burgstein im Altmühlthal. Original-Zeichnung von M. Zeno Diemer.

Siehe Seite 184.

Und doch kannte Anncka keinen höheren Wunsch, als sich in Berlin heimisch zu machen. Nachdem sie ihre nächsten Angehörigen verloren, litt es sie nicht mehr in der kleinen abgeschiedenen Welt an der russischen Grenze; auch sie eilte dem Brennpunkt alles Lebens und Strebens zu, auch sie setzte alle Hebel in Bewegung, um dort etwas zu erreichen, auch sie erlebte unzählige Enttäuschungen und lernte vor allem: warten, warten!

Aber heute schien sie etwas gefunden zu haben, denn sie fing jetzt freudig an: „Wissen Sie, Gabriele, was ich jetzt werde? Secretärin bei einem Schriftsteller! Ich bekam in dem Vermittlungs-Büreau, wohin ich seit drei Wochen ja unermüdlich wandere, diese Adresse: Dr. Brandenburg, Lützowstraße 5. Ich gehe hin, finde einen feinen, alten Herrn mit einem liebenswürdigen Patriarchen-Gesicht, wir besprechen uns, in fünf Minuten sind wir einig. Ich werde also täglich auf zwei Stunden zu ihm gehen, nach Dictat schreiben oder Copien machen, vielleicht auch etwas Correspondenz, was sich so findet. Dafür bekomme ich monatlich 30 Mark. Wenig, freilich! Aber es ist ein Anfang. Freuen Sie Sich, Kleine? Ich seh's Ihrem Gesicht an."

„O, von Herzen," erwiderte die junge Sängerin, „so ist doch endlich all Ihr Mühen belohnt. Und ganz interessant kann diese Thätigkeit sein, glauben Sie nicht?"

„Möglich, noch weiß ich gar nicht, was Doctor Brandenburg schreibt. Aber jetzt muß ich gehen, will versuchen, einen Augenblick zu schlafen, denn ich bin ganz zerschlagen von dem Umherrennen in den letzten Tagen. Nun üben Sie nur weiter, Kindchen, Sie wissen, ich lasse mich von Ihrem Stimmchen gern in den Schlaf singen, lieber als wenn Miß Perkins neben mir noch so beschwichtigend singt: „Ao-h hush thee, my baby!" Anncka ging, aber Gabriele packte doch ihre Noten zusammen, denn das Mädchen kam, um den Tisch zu decken.

Das große „Berliner Zimmer", die Verbindung zwischen Vorderhaus und dem langen Flügel, diente, wie meistens üblich, als Eß- und Versammlungs-Zimmer des sehr besetzten Pensionats von Fräulein Gaßner; eine halbe Stunde später versammelten sich in diesem Raum sämmtliche Hausgenossen zum Mittagessen, und es ging sehr lebhaft zu. Da waren Malerinnen, Conservatoristinnen, Stellensuchende, kunstbummelnde Damen, Ausländerinnen, — eine bunte Gesellschaft, in deren Unterhaltung viel Amüsantes und Anregendes, aber auch Sorgenvolles und Bedrückendes zu Tage kam.

Heute hatte Anncka hauptsächlich das Wort, und ihr endlicher, wenn auch bescheidener Erfolg erregte Freude und sehr lebhafte Erörterungen, denn Anncka war eine allgemein beliebte Persönlichkeit. Nur eine Dame des Kreises, die auf ihr Wissen ganz extra stolz war, ohne doch Besonderes zu erreichen, konnte sich die etwas spitze Bemerkung nicht versagen, daß Anncka's neue Thätigkeit doch gar zu untergeordnet sei.

Anncka aber entgegnete gleichmüthig: „Freilich! Es ist nur ein Handlangerposten, aber wir wissen alle aus Erfahrung, — auch Sie, Fräulein Berg, — daß Kunst und Wissenschaft heute so zu sagen auf der Straße liegen, daß wir auch mit untergeordneter Arbeit vorlieb nehmen müssen! Und wenn wir nicht Kleider machen können, oder Hüte und Schleifen, — denn auch dazu gehört Talent, liebes Fräulein, trotz Ihres Naserümpfens, — so ist es das Schlechteste noch nicht, Handlanger bei geistiger Arbeit zu sein. — Mahlzeit, meine Damen! — Liebes Fräulein Gaßner, Sie entschuldigen, wenn ich schon aufstehe, ich habe nothwendig zu thun."

Schnell erhob sich Anncka, die Müdigkeit von vorhin schien vergessen, und mit ihrer ganzen elastischen Rührigkeit ging die kleine Dame ihren neuen Bestrebungen nach. Bald löste sich auch die Tischgesellschaft auf, und die „Arbeit" ging weiter. In die Ateliers, in die Vorlesungen, in die Klassen zerstreuten sich die Damen, um theilweise am Abend, theils auch erst am nächsten Mittag hier wieder zusammenzutreffen.

Gabriele allein hatte nichts vor. Singstunde war heute nicht, Besuche zu machen, dazu hatte sie keine Lust, sich zum Theater zu rüsten, wie sie brennend gern gethan, — kein Geld. So saß sie in ihrem Zimmer, dem kleinsten und bescheidensten der großen Wohnung, und beschäftigte sich mit einer feinen Weißstickerei. Hin und wieder sah sie dabei in ein vor ihr liegendes Notenheft, bewegte die Lippen und tippte mit den Fingern, wie um sich einen Rhythmus einzuprägen, — dann zählte sie die Languetten und Löcher an ihrer Weißstickerei und blickte zum Fenster hinaus. Dies ließ wenig Licht und Sonne herein und gewährte nicht die geringste Aussicht, denn es ging nach dem engen, rings umschlossenen Hof, der nicht viel mehr war, als ein Lichtschacht.

Gabriele seufzte. Sie hatte eben ausgerechnet, daß sie noch zwölf Stunden sticken müßte, bis diese Stickerei fertig abgeliefert werden konnte. Dann würde sie allerdings drei Mark einnehmen. Drei Mark! Im Verhältniß zu dem, was sie täglich gebrauchte, waren diese in ungefähr zehn Tagen verdienten drei Mark gar nichts! Und wenn sie sie hingab für einen einzigen Abend im Deutschen Theater, dann war sie mit ihren Finanzen wieder genau so weit, wie vorher. Und doch war auf diesen Theaterabend ihre ganze Sehnsucht gerichtet. Aber es ging nicht! Zu viel Opfer wurden schon von den Ihrigen gebracht, um diesen Aufenthalt in Berlin für Gabriele zu ermöglichen.

Und so kam es, daß sie, die bisher in ihrer kleinstädtischen Welt keine Ahnung gehabt von den ungeheuern Ansprüchen, die der Begriff „Leben in Berlin" umfaßt, sich schon lange den schönen kleinen Kopf zerbrach, wie sie wohl selbst etwas verdienen könnte. Sie sah es ja rings um sich her, was für Versuche und Anstrengungen gemacht wurden zu selbständigem Erwerb, — so wurde auch sie von dieser allgemeinen Strömung mit fortgerissen, studirte die Zeitungen, bemühte sich um alles mögliche, aber umsonst. Das einzige, was sie erreichte, war ein Auftrag von Weißstickereien, und dabei saß sie jetzt und stichelte und rechnete, um jenes erwähnte großartige Resultat herauszubringen.

Anncka's neue Thätigkeit lag ihr sehr im Sinn, und sie wünschte sich brennend etwas Aehnliches. Mit ihrer Handschrift konnte sie sich sehen lassen, das wußte sie, sie schrieb deutlich und sehr schnell, denn sie hatte es stets gern und viel gethan. Briefe, Tagebücher, Uebersetzungen, — poetische Auszüge, — Gabriele seufzte wieder ein wenig, denn es fielen ihr auch ihre eigenen poetischen Versuche ein, ihre heimlichen Träume, daß diese einst mehr werden könnten, als nur Versuche.

Das waren so sechzehnjährige Gefühle gewesen. Seither hatte sie sich ernstlich mit anderen Dingen beschäftigt, aber wenn sie es auch nicht mehr in Reime kleidete, das Gefühl für Poesie war ihr geblieben, das mischte sich in alles, das schien ihr so natürlich, wie die Luft zum Athmen.

Auch ihr Gesangsmeister hatte das erkannt und von ihr gemeint: „Hätte das Mädel eine größere Stimme, eine kräftigere Constitution, es würde 'was Recht's, denn es singt Poesie." Zu ihr selbst sagte er freilich nur: „Ihre Stimme ist zu schwach, Fräul'n, geben's die Carrière auf, Sängerin können's nicht werden. Basta!"

Aber damit war Gabriele nicht gedient; dies „Basta" wurde nicht sein letztes Wort, die Ausbildung zur Lehrerin mußte er ihr zugestehen. Und nun war sie schon ganz hübsch vorgeschritten, fürchtete nur immer, die Mittel von zu Hause würden ausbleiben, ehe ihre Studien beendet wären.

Anncka Markehnen erzählte ihr in den nächsten Tagen viel von ihrer Thätigkeit, besonders von einem zweiten „Schreiberposten", den sie durch Doctor Brandenburg's Empfehlung dazu bekommen, der noch leichter und vergnüglicher als der erste sei. Diesmal war's bei einem jüngeren Herren, der viel beschäftigt, aber sehr ungleich disponirt war. „Manchmal geht er eine halbe Stunde im Zimmer auf und ab," erzählte sie lachend, „macht ein tiefsinniges Gesicht, knackt Nüsse und sagt schließlich: 'Mir fällt heut' nichts ein. 'n Morgen, Fräulein!" verschwindet im Nebenzimmer, und ich kann gehen."

Gabriele ging jetzt auch in aller Stille täglich in jenes Vermittelungs-Bureau, und wirklich, nach acht Tagen brachte sie eine Annonce mit, in der eine ähnliche Stelle angeboten wurde. Ohne jemandem etwas zu sagen, machte sie sich auf den Weg.

Die angegebene Wohnung lag weit draußen, im äußersten Westen, in einer von den neu angelegten, rasch wachsenden Straßen, die doch noch einen so öden Eindruck machten. Sie erstieg zwei Treppen des in billig elegantem Stil gebauten Hauses, dann fand sie neben dem Porzellan-Schild an der Etagen-Thür eine Visitenkarte: Hermann Rupert, Schriftsteller. Den Namen desjenigen, der eine Secretärin suchte. In dem Moment, als sie klingelte, fiel es Gabriele ein: Nach der Karte zu urtheilen, wohnt der Herr hier Chambre garnie, — ist vielleicht unverheirathet —! Aber diese Erwägung kam zu spät, denn schon stand ein Dienstmädchen vor ihr und fragte nach ihrem Begehr.

„Herr Rupert zu Hause?" fragte sie zaghaft.

„Will 'mal nachsehen, bitte treten Sie hier ein."

Sie wies auf die offene Thür eines großen, hellen Zimmers, und obgleich Gabriele auf der Schwelle stehen blieb, übersah sie mit einem Blick den ganzen, interessant anmuthenden Raum. Es war ein Herrenzimmer, in dem allerdings gearbeitet wurde, darauf deuteten der mächtige Schreibtisch am Fenster, die Bücher und Schriften auf Tischen und Stühlen, und zwar mit Erfolg gearbeitet, denn schöne bequeme Möbel, an denen ein Duft von Cigaretten hing, schöne Bilder und ein offenes Klavier in der Ecke zeigten, daß der Besitzer dieses Raumes sich in beschaulichen Stunden einer gewissen Behaglichkeit erfreuen durfte.

Das Mädchen kam jetzt zurück aus einem hinteren Zimmer. „Herr Rupert ist nicht zu Hause, wenn Sie vielleicht wegen der Schreibstelle kommen, — ich soll die Adressen annehmen."

Gabriele war so bestürzt über dies alles, daß sie kaum wußte, was sie that und ganz mechanisch ihre Adresse auf das Blatt schrieb, welches das Mädchen ihr vorhielt. Dann fand sie sich auf der Treppe und sagte sich plötzlich ganz nüchtern: Gabriele, Du hast einen dummen Streich gemacht! Sei froh, wenn nichts Unangenehmes darnach kommt!

In der Pension angelangt, eilte sie sofort zu Anncka, die eben nach Hause gekommen war und wohlgemuth ihr „Schreiber-Kostüm" mit einem bequemen Hausrock vertauschte. „Aber Kindchen, Kindchen," sagte sie lachend und kopfschüttelnd zu Gabrielens Bericht, „was machen Sie denn! Da fragen Sie doch erst gescheidte Leut' um Rath! Was sich für die alte Anncka schickt mit ihren achtunddreißig Jahren und ihrem, — na, eben mit ihrem Gesicht, das paßt darum doch noch nicht für so'n Baby wie Sie!"

„Anncka! Ich bin zwanzig Jahre alt!"

„Na ja, Marjellchen, in Bezug auf den Arbeitsmarkt und seine wunderlichen Erscheinungen und Auswüchse sind Sie aber doch ein naives Baby, und ich wollte, Sie könnten's ewig bleiben! — Na, nun zeigen Sie aber 'mal die Adresse, vielleicht weiß ich etwas von dem Herrn. Was? Hermann Rupert?" Sie spitzte die Lippen wie zu einem Pfiff, und Gabriele sah sie ängstlich an.

„Na, hören Sie, Baby, Sie hätten einen schlechteren treffen können!"

„Aber ich habe ihn ja gar nicht getroffen!"

„Egal, oder desto besser! Habe nichts dagegen, wenn Sie ihn sonst irgendwie kennen lernen, denn er ist einer unserer meistversprechenden jungen Schriftsteller, aber, — sein Secretär können Sie nicht werden, denn er ist höchstens siebenundzwanzig Jahre alt und — hat keine Frau."

„Wie schade!" seufzte Gabriele aus tiefstem Herzen.

Anncka lachte. „Ja, sehr schade! Schade auch für mich, daß meine Zeit nun ganz besetzt ist, sonst versuchte ich es mit ihm, denn Hermann Rupert kennen zu lernen, gar mit ihm zu arbeiten, — das wäre mir ein Gaudium. Aber Sie, Kind, Sie schlagen Sich das aus dem Sinn."

„Ach, ich habe ja meine Adresse dagelassen," jammerte Gabriele, „wenn er nun gerade auf mich verfallen sollte?"

„Werden sich genug andere melden, wird nicht Ihnen gerade nachjagen!" tröstete die Freundin.

Aber die kluge Anncka behielt diesmal nicht recht. Entweder es hatten sich wenige gemeldet, oder dem Herrn eilte es ganz besonders, einen Secretär zu engagiren. Gewiß ist, daß Gabriele am nächsten Morgen eine Karte erhielt.

„Geehrtes Fräulein!

Bedaure sehr, Sie verfehlt zu haben. Werde heute bis zwei Uhr zu Hause sein, wenn Sie Sich noch einmal herbemühen und möglichst gleich mit der Arbeit anfangen wollen.

Hochachtungsvoll
Hermann Rupert."

Gabriele war starr! Nun, da sie es nicht wünschte, nicht wünschen durfte, hatte zum erstenmal eine Bemühung Erfolg! Anncka war nicht zu Hause, so schrieb sie, ohne sich mit jemand zu berathen, schnell entschlossen:

„Geehrter Herr!

Ich bedaure, auf Ihren Vorschlag nicht eingehen zu können. Eingetretene Umstände zwingen mich, heute auf die Thätigkeit, um die ich mich gestern bemühen wollte, zu verzichten. Ich bitte also, nicht auf mich zu rechnen.

Hochachtungsvoll
Gabriele Forstner."

Sie schrieb's mit schöner fließender Handschrift, couvertirte und trug den Brief selbst zum nächsten Kasten. So, das war vorbei!

Nun galt es, von vorn anfangen mit Suchen. Zunächst aber hieß es: Ueben! Denn das war in den letzten Tagen fast ein wenig vernachlässigt, und der Meister war gestern sehr ungnädig gewesen. So eilte sie ans Klavier und vergaß über einem schönen, neuen Schumann'schen Liede die letzten Eindrücke.

Fleißig übte sie auch am nächsten Vormittag und war mitten im „Nußbaum", als sie durch lautes Klingeln draußen und den Eintritt des Mädchens unliebsam unterbrochen wurde. Das Mädchen meldete: „Fräulein, da is 'n Herr, der will Ihnen sprechen."

„Mich? Was für ein Herr?"

„O, 'nen jungen, Fräulein, hier is seine Karte."

Ganz erschrocken blickte Gabriele auf das Blättchen in ihrer Hand. „Hermann Rupert" stand darauf, und

da in der Thür stand schon er selbst. Fast schien es, als wäre der Ankommende ebenso betroffen, wie das junge Mädchen am Klavier, denn als er rasch näher trat, malte sich auf seinem offenen, klugen Gesicht ein unverkennbarer Ausdruck der Verwunderung, ja, mehr noch, der Bewunderung. So hatte er sich die Situation nicht gedacht!

Er war eilig, geschäftsmäßig hier hinaufgestiegen, um den Versuch zu machen, jenes Fräulein Forstner doch noch als Secretärin zu gewinnen, da es ihm eilte, und merkwürdigerweise sich nichts Annehmbares weiter gefunden hatte bis jetzt. Aber daß er hier ein junges Mädchen finden würde, mit einem Gesicht „wie eines Dichters Traum" — nach Ada Negri, — das hatte er nicht erwartet.

Ehe er indessen ein Wort finden konnte, öffnete sich der Mund in diesem schönen Gesicht, und es klang ziemlich herbe und abweisend, als Gabriele sagte: „Haben Sie meinen Brief nicht erhalten?"

„Allerdings, mein Fräulein!"

„Dann bedauere ich, daß Sie Sich herbemüht haben."

„Ich dachte, — ich hielt es nicht für ausgeschlossen —"

„Bitte, mein Herr, ich habe mich ganz deutlich ausgesprochen." Gabriele war selbst ganz erstaunt über ihren sicheren, kühlen Ton, aber wie reizend sie dieser Stolz, diese abweisende Haltung kleidete, das ahnte sie nicht. Der Mann jedoch vor ihr, mit den hellen Augen, sah es und konnte sich nicht entschließen, den Blick gleich wieder von ihr zu wenden und seinen Versuch als gescheitert zu betrachten.

So verbeugte er sich einstweilen und sagte ernsthaft: „Allerdings, mein Fräulein, Sie haben Sich ausgesprochen. Da ich aber in Verlegenheit war, wollte ich versuchen, Sie umzustimmen. Außerdem, — Ihre Handschrift that es mir an!"

Gabrielens Gesicht erhellte sich ein wenig, und er fuhr rasch fort: „Aber ich sehe ein, daß die Graphologie barer Unsinn ist!"

„Wieso?" fragte Gabriele wider Willen.

„Ja sehen Sie, nach Ihrer Schrift erwartete ich eine energische, charaktervolle Dame —"

„Und wer sagt Ihnen, daß ich das nicht bin?" fiel Gabriele ein, und in den süßen braunen Augen blitzte es schelmisch auf.

„Mein kleiner Finger, gnädiges Fräulein! Sie wissen, ich bin ein Dichter, als Specialist: Charakter-Zeichner. Als solcher muß ich mehr Scharfblick, mehr dichterisches Ahnen im kleinen Finger haben, als manch' einer in seinem ganzen Menschen! Nicht wahr, das geben Sie zu?"

Gabriele wußte nicht, was sie sagen sollte, ihre überlegene Haltung kam schon sehr ins Schwanken diesen klaren, sonnenhaften Augen gegenüber, die aussahen, als ob sie alles in der Welt umfassen und durchdringen möchten. — Sogleich ersah er seinen Vortheil und fuhr lebhaft fort: „Also ich erwartete eine resolute, bebrillte, ältere Dame —"

Zum erstenmal lachte Gabriele, und er sprach kühner weiter: „Statt dessen finde ich ein singendes Mägdlein, das vom ‚nächsten Jahr' träumt."

„Mein Herr!" Die Rehaugen blickten schon wieder erschrocken, und die Röthe stieg bis unter das nußbraune Haar. Aber er ließ sich nicht stören.

„War's nicht so?"

Er saß plötzlich auf dem Klavierstuhl und griff leicht in die Tasten, dazu mit einem verschleierten Baryton leise angebend: „Das Mägdlein horchet, — es rauscht ein Baum, — Sehnend, wähnend sinkt es — lächelnd in Schlaf und Traum!"

„Bei der Stelle waren Sie ungefähr, als ich kam, — denken Sie, daß ich den lieben, alten Schumann nicht kenne?" Dabei blieb er ruhig vor dem Klavier sitzen, und während seine Hände leise weiche Accorde griffen, sah er unverwandt zu ihr auf und sprach weiter.

„Ich wollte, ich hätte Sie nicht zu stören brauchen, ich hätte Sie gern weiter singen gehört. Sie werden's mir natürlich abschlagen, das Lied jetzt noch einmal zu singen?"

„Natürlich werd' ich das!" antwortete Gabriele trotzig.

„Natürlich!" lächelte er, „aber erzählen Sie mir doch, was wollen Sie später mit Ihrem Gesang machen?"

„Ich wüßte nicht, inwiefern Sie das interessiren könnte, Sie kennen mich ja gar nicht!"

„Mich interessirt alles! — Ich möchte auch wissen, warum Sie gestern für mich schreiben wollten und heute nicht."

„Das können Sie Sich doch denken!"

„Das »heute nicht«, allenfalls. Aber wie sind Sie überhaupt dazu gekommen, wenn Sie doch eigentlich ein Singvogel sind, Sich zu einer so mechanischen, tristen Beschäftigung zu melden?"

„O, ich dachte sie mir gar nicht triste, und überhaupt —"

„Bitte sprechen Sie doch weiter, — Sie wissen, mich interessirt alles."

„Wohl als Schriftsteller? Ach so, darum machen Sie auch fortwährend so sonderbare Augen, als wollten Sie mich durch und durch sehen."

„Ja, das möchte ich in der That."

„O, aber ich nicht! Bitte, mein Herr, — zu einer Studie sitze ich Ihnen nicht!"

„Wissentlich nicht, mein Fräulein, aber unfreiwillig! Erschrecken Sie doch nicht, machen Sie lieber das Bild mit ein paar Strichen fertig und erzählen Sie mir noch ein wenig."

„Mein Herr, Sie machen aber sonderbare Ansprüche!"

„Ja, ich bin nun einmal so. Ich verlange viel, — vom Leben, — von den Menschen, — am meisten aber von mir selbst."

Da er hierzu sehr ernsthaft aussah, beruhigte sich Gabriele und bemerkte mit allerliebst weiser Miene: „Das letzte ist die Hauptsache! Bei der Regel bleiben Sie nur!"

„Nicht wahr, das weckt Ihr Vertrauen? Nun, da seien Sie gut, erzählen Sie mir, warum wollten Sie mein Secretär werden?"

„Ihr Secretär doch nicht," sagte sie ärgerlich, „ich dachte, ich fände es so, wie meine Freundin Annda, die bei einem alten Herrn mit weißem Bart arbeitet, die da ganz interessante Beschäftigung hat und sehr gut bezahlt wird!"

Er brach plötzlich das leise Spiel ab, mit dem er diese Unterhaltung melodramatisch begleitet hatte und fragte: „War es nur des Verdienstes wegen?"

Sie wurde glühend roth aber antwortete tapfer: „Nun natürlich, weswegen sonst? O, ich sehe ein, ich muß Ihnen doch etwas erzählen, denn sonst mißverstehen Sie mich, und Ihre neue „Studie" fällt ganz verkehrt aus. Also: Ich bin nicht zum Vergnügen in Berlin, ich muß hier sehr fleißig sein, damit das Opfer, das die Meinigen bringen, nicht umsonst ist, damit meine Musik einst wieder einbringen kann, durch Stundengeben nämlich, was sie jetzt kostet. Und sie kostet nicht wenig, das können Sie glauben, an irgend einen Luxus darf ich gar nicht denken!"

„Was wäre zum Beispiel so ein Luxus?" unterbrach Rupert.

„O, etwa ein Abend im Deutschen Theater. Sehen Sie, ins Opernhaus und in Konzerte komm' ich vielfach durch Frei-Billets, — Musik höre ich überhaupt genug, — aber ein Schauspiel, das, heißt es, hat mit meiner Ausbildung nichts zu thun! Und darum, — und überhaupt um vieles, was noch nöthiger ist, wollte ich gern etwas Geld verdienen. Ich wollte ja gern mit Schulkindern arbeiten, alten Damen vorlesen, billige Fächer malen, aber nichts glückte. Ich kam immer zu spät, oder sie wollten mich nicht, und nun —"

„Und nun, wo Sie zur rechten Zeit kamen, da wollen Sie nicht."

„Aber Herr Rupert!"

„Sie haben ja recht, mein Fräulein, ich trage keinen weißen Bart. Aber lassen Sie mich Ihnen einen Vorschlag machen." Er war aufgestanden und sprach jetzt ganz ernst und geschäftsmäßig.

„Ich brauche allerdings jemand, der nach Dictat schreibt, denn ich habe infolge einer Verletzung eine kleine Schwäche in der rechten Hand, sonst würde ich mir überhaupt noch keinen Secretär gestatten. Ich brauche aber auch jemand, der meine Arbeiten für den Druck abschreibt, und das kann überall geschehen, auch in einem Fräuleinstübchen. Darf ich Ihnen davon etwas zuschicken? Es liegen gerade zwei Manuscripte da, die Eile haben."

„O, mit Freuden," rief Gabriele lebhaft, und als er ganz ernsthaft hinzufügte: „Ich zahle für das Quartblatt mit breitem Rand fünf Pfennig," da machte die geschäftsmäßige und correcte Wendung der Dinge sie vollends wieder sicher. „Aber versprechen Sie Sich kein Vergnügen davon," meinte er warnend, „es ist doch ein mechanisches Geschäft, und manchmal sind recht trockene Sachen dabei."

„O, Geistesarbeit ist niemals trocken, und dann, — wir können nicht alle an erster Stelle stehen, und mir scheint es noch nicht das Geringste, Handlanger des Genies zu sein!"

Ueber diesen kleinen, weisen Ausspruch, den sie Annda nach that, der aus diesem jungen Munde aber noch ganz anders klang, lächelte Rupert noch einmal auf seine besondere Weise, hierauf noch ein Gruß der Sonnenaugen, und dann war er wirklich fort!

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Neues über die Kartoffel.

Von Dr. Otto Förster.

Neues von der Kartoffel? Von der Kartoffel, die vor länger als dreihundert Jahren aus Amerika zu uns gebracht wurde, die jetzt über die ganze Erde verbreitet ist, die bis zum äußersten ackerbaufähigen Norden und Süden, von Hammerfest bis Neuseeland, vom tiefsten Thale bis zur Höhe von 1800 Meter angebaut wird? Wer heute von einer so bekannten und verbreiteten Pflanze, wie die Kartoffel, noch etwas Neues berichten wollte, müßte ihr schon mit Röntgenstrahlen auf den Leib rücken!" — Sehen Sie, verehrte Hausfrau, da haben Sie es schon selbst getroffen! Gewiß, mit Röntgenstrahlen. Sogar bis in die Küche sind schon die verrätherischen, unsichtbaren Strahlen eingedrungen. Doch was sie verrathen haben, davon können Sie sich selbst auch ohne elektrische Apparate und photographische Platten überzeugen. Schneiden Sie nur aus einer Kartoffelknolle eine recht dünne Scheibe heraus und halten Sie den Schnitt gegen das Licht. Sie werden von der Schale bis zur Mitte deutlich drei verschiedene Schichten erkennen, von denen die innerste am durchsichtigsten, die äußerste am wenigsten durchsichtig erscheint. Daraus läßt sich schließen, daß die Dichte der Schichten von außen nach innen abnimmt. Die Photographien zahlreicher mit Röntgenstrahlen durchleuchteter Kartoffelschnitte bestätigen dies. Wodurch aber, so muß man sich weiter fragen, wird diese verschiedene Dichte der Schichten bewirkt? Durch verschiedene Gruppirung oder durch ungleichmäßige Vertheilung der Stoffe? Diese Frage mußten das Mikroskop und die Retorte beantworten. Zwei französische Forscher haben daraufhin nicht weniger als vierunddreißig Sorten untersucht, die auf demselben Boden gezüchtet worden waren. Wohl hatte man schon früher festgestellt, daß gute Speisekartoffeln über siebzig Prozent Wasser, über zwanzig Prozent Stärkemehl, vier Prozent stickstoffhaltige Stoffe und ein Prozent Eiweiß enthalten, die Vertheilung der Stoffe innerhalb der Knolle aber hatte man bisher nicht beachtet.

Die jüngsten Untersuchungen haben nun ergeben, daß die äußerste Rindenschicht die meiste Stärke enthält, die innerste Markschicht das meiste Wasser, aber auch die größte Menge stickstoffhaltiger Substanzen, und zwar enthält die innere Schicht etwa ein Zehntel mehr Wasser und ein Viertel mehr Stickstoffkörper als die Rindenschicht, diese dagegen beinahe um die Hälfte mehr Stärke als die innere Schicht. Daraus ergiebt sich, daß es bei Bereitung von Stärkemehl unpraktisch wäre, die Kartoffeln zu schälen, da dadurch ein Theil der stärkehaltigen Schicht verloren ginge. Es empfiehlt sich vielmehr, die Knollen mit der Schale in Scheiben zu zerschneiden, mit lauem Wasser zu begießen und solange aufeinandergeschichtet liegen zu lassen, bis sich die Wände der das Stärkemehl enthaltenden Zellen aufgelöst haben. Auf diese Weise wird die in Küche und Haushalt, in der Gewebe- und Farben-Industrie mannigfach verwendbare Stärke am reichlichsten gewonnen. Auch bei der Spiritus-Fabrikation und Branntwein-Brennerei kommt es darauf an, möglichst stärkehaltige Kartoffeln zu verwenden. Anders aber in der Küche. Bei den vierunddreißig untersuchten Kartoffelsorten stellte sich heraus, daß der Speisewerth, d. h. der Wohlgeschmack derselben um so größer ist, je größer der Gehalt an Stickstoffkörpern und je geringer zugleich der Stärkegehalt ist. Man kann daher aus dem Verhältniß dieser Bestandtheile den Speisewerth der Kartoffel beurtheilen, ohne sie zu kosten. — Nicht wenige Hausfrauen wird es überraschen, zu hören, daß sich durch diese Untersuchungen auch der landläufige Glaube, die besten Kartoffeln seien die, die beim Kochen aufplatzen, als irrthümlich erwiesen hat. Man nahm bisher an, daß das Zerfallen der Kartoffel durch das Quellen der Stärke verursacht werde. Es hat sich nun aber gezeigt, daß von Kartoffelarten mit ganz gleichem Stärkegehalte beim Kochen die eine platzt, die andere nicht. Nicht von der Menge der Stärke, sondern von dem Verhältniß der Eiweißstoffe zur Stärke hängt das Platzen und Zerfallen der Kartoffeln ab. Je größer dieses Verhältniß ist, d. h. je mehr Eiweißstoffe und je weniger Stärke zu gleicher Zeit vorhanden sind, um so größer ist auch der Widerstand gegen das Zerfallen beim Kochen. Die Eiweißstoffe aber sind es, die den Nährwerth jeder Pflanzenkost bestimmen. Sie sind es, die Blut und Muskeln bilden, während die Stärke vorwiegend Fett erzeugt. Deshalb ist auch die Kartoffel allein ein viel minderwerthigeres Nahrungsmittel, als jede an Eiweißstoffen reiche Hülsenfrucht. Ihren hohen Nährwerth erhält sie erst in Verbindung mit Fleisch, Milch, Eiern und anderen stickstoffhaltigen Substanzen. Untereinander verglichen ist diejenige Kartoffel die nahrhafteste, die die meisten Eiweißstoffe enthält; also auch diejenige, die dem Platzen am längsten widersteht. Es kann somit der Nährwerth einer Kartoffel schon durch das bloße Kochen derselben beurtheilt werden. Kurz zusammengefaßt: Die Kartoffel ist um so schmackhafter, je größer in ihr das Verhältniß der Stickstoffkörper zur Stärke, sie ist um so nahrhafter, je größer das Verhältniß der Eiweißkörper zur Stärke ist. Wohlgeschmack und Nährwerth lassen sich von vornherein durch chemische Analyse, letzterer auch durch bloßes Kochen der Kartoffel beurtheilen.

Nachdruck verboten.

Die deutsche Dogge, — der Apollo der Hundewelt.

Von E. v. Otto-Kreckwitz.

Mit 10 Illustrationen auf Seite 180 und 181.

Die edelste und schönste aller existirenden Hunde-Rassen ist ohne Zweifel die deutsche Dogge. Repräsentirt der St. Bernhardshund Mächtigkeit und Würde, der seidig behaarte russische Windhund Grazie und Flüchtigkeit, so verkörpert unsere Dogge in idealer Vereinigung Kraft und Eleganz. Das sammetartige, glänzende Haar, die imponirende Größe, die kraftvollen, geschlossenen Bewegungen, der lange, feingebogene und doch kräftige Hals, der nicht zu schwache und doch auch nicht plumpe, markige Kopf, die tiefe Brust und die aufgezogenen Weichen, die spitz coupirten Ohren, die, im Verein mit den feurigen Augen, dem gutartigen Ausdruck doch etwas Schneidiges

geben, all das vereinigt sich zu einem Gesammtbild, das als ein Meisterwerk menschlicher Züchtungskunst bezeichnet werden muß. Ein Bildhauer oder Maler könnte nicht zutreffender durch ein Ideal-Gebilde aus der Thierwelt Kraft und Schönheit verkörpern, als es die Züchtung mit dieser Rasse gethan hat.

Medaille des Nationalen Doggen-Clubs.

Münze aus dem fünften Jahrhundert vor Christi. Im Königl. Museum zu Berlin.

Unsere deutsche Dogge nennen wir sie voll Stolz. Allerdings deutschen Ursprungs ist sie eigentlich nicht, der Name deutsche Dogge ist sogar recht neuen Ursprungs. Die gebräuchlichste Bezeichnung aus diesem Jahrhundert war: Hatzrüde, Ulmer Dogge, Dänische Dogge, womit freilich verschiedene Schläge bezeichnet wurden. Mit Hatzrüde bezeichnete man den schweren, geströmten Hund noch vor wenigen Jahren in Württemberg. Ulmer Doggen hießen die weiß und schwarz gefleckten, in Württemberg und Bayern häufig vorkommenden, rauher behaarten, derben Hunde, als dänische Doggen galten die leichteren blauen und isabellfarbigen, die zweifellos Eleganz und Farbe einer neueren Beimischung von Windhundblut verdanken. Noch heute nennen die Engländer eben unsere Dogge, welche sie aus Deutschland importiren, Great Dane, die Franzosen Grand Danois. Der Name deutsche Dogge stammt aus dem Jahre 1878 und wurde von einer Commission gelegentlich einer Berliner Hunde-Ausstellung gewählt. Zugleich erfolgte auch die Festsetzung der Rassen-Kennzeichen, welche nur einen Typus für alle Farben-Varietät festlegte.

Champion „Bosko Colonia". Im Besitz von L. Dobbelmann in Rotterdam.

Es giebt keine Hunde-Rasse, von welcher nicht ihre Geschichtsschreiber und Anhänger behaupten, daß sie „eine der ältesten" sei. Das hochehrwürdige Alter der St. Bernhardshunde hat Rütimeyer durch Vergleich der Schädel mit Hundeschädelresten aus Pfahlbauten nachzuweisen gesucht. Den Ahn unserer Dächsel (Teckel, süddeutsch Dackel) suchte man auf einem altägyptischen Relief, auf welchem eine größere Jagdhündin mit einer Meute von Dachshunden sich befinden soll. Wir haben einen Abguß im britischen Museum zu London gesehen, konnten aber nicht umhin, die angeblichen, allerdings niedrigen Kleinen für die Jungen der Jagdhündin zu halten, und vermochten auch nicht einen Zusammenhang zwischen dem ägyptischen Wort tekal und dem süddeutschen Dackel zu finden. Hingegen ist es uns gelungen, eine Abbildung der Dogge, oder genauer gesagt, der Ururahne derselben, des Molosserhundes, zu finden, und wir hoffen dafür auch auf Anerkennung unseres Beweises. Im königlichen Museum in Berlin entdeckten wir eine Münze, von welcher Herr Director A. Gäbler die Güte hatte, uns einen Gipsabguß anfertigen zu lassen. Auf der einen Seite stellt der Silber-Didrachmen, der aus dem fünften Jahrhundert vor Christi Geburt stammt und in Panormos geprägt ist, den Kopf einer Nymphe dar, auf der Rückseite eine vollständige deutsche Dogge, wie sie noch heute leibt und lebt und auf Ausstellungen prämiirt wird. Ist auch die Münze stark abgenützt, so lassen sich doch deutlich die spitzen Ohren, die hohen Läufe, der kurze Rücken, der lange schlanke Hals darauf erkennen. Eine Verwechslung mit dem Windhund ist vollständig ausgeschlossen, ebenso mit dem schweren Molosser. Auch zwei assyrische Reliefs, von welchen wir Abgüsse in London sahen, zeigen scharf getrennt den massigen Molosser und den leichten Windhund mit seiner tiefen Brust und seinen hochaufgerippten Weichen, der dünnen Ruthe und den zurückgelegten Ohren, während der auf der Münze von Panormos abgebildete Hund genau die Mitte zwischen Mastiff und Windhund hält, genau so, wie es heute die offiziellen Rasse-Kennzeichen der deutschen Dogge fordern. Dieselben beginnen nämlich wie folgt: „Die deutsche Dogge hat nicht das Schwerfällige und Plumpe des Mastiffs oder des Bullenbeißers, ebenso wenig soll sie eine zu schlanke, (sogenannte spitzige) stark an den Windhund erinnernde Form haben, sondern genau die Mitte zwischen diesen beiden Extremen halten." Aus der gleichen Zeit, wie jene Münze stammt die erste schriftliche Ueberlieferung. Um dieselbe Zeit soll dieser Hund von den Kelten auf ihren Wanderzügen von den Ufern des schwarzen Meeres nach Irland verbracht worden sein. Von Irland kam er nach Deutschland; die allemannischen Gesetze aus dem 6. Jahrhundert nach Christi Geburt nennen ihn Bärenfänger. Mit einem weiteren Verfolg durch alle Jahrhunderte bis zu den unsrigen wollen wir die geehrten Leser nicht langweilen, wir glaubten indessen, es sei interessant, etwas über das Alter dieser Hunde-Rasse mitzutheilen.

Aber trotz des hohen Alters ist die deutsche Dogge in der heutigen Form durchaus eine moderne Züchtungsrasse. Die alten Hunde besaßen weder den Adel, den wir durch sorgfältige Zuchtwahl und Inzucht (Verwandtschaftszucht) erlangt, noch die Größe der heutigen Dogge, die wir durch rationelle Aufzucht, Anwendung von Knochenmehl ꝛc. zu erreichen gewußt haben.

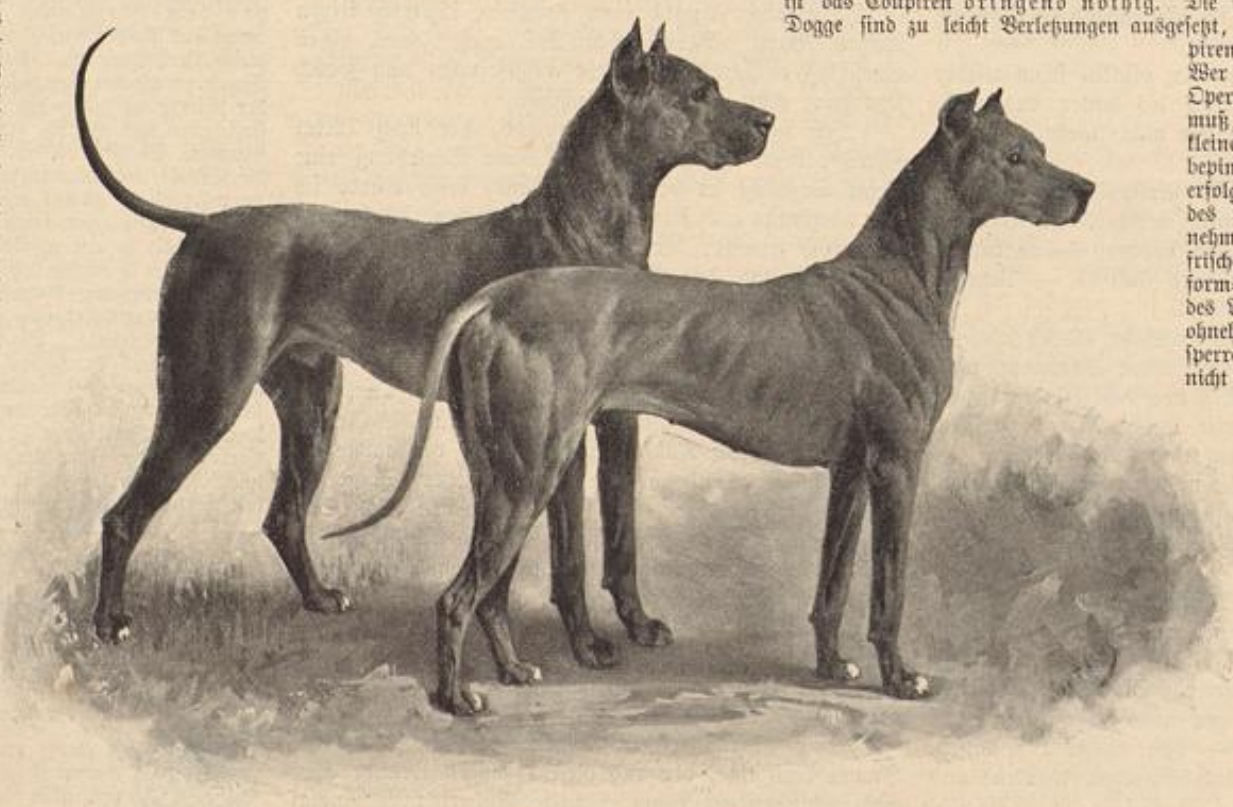
Ist es doch ähnlich bei Menschen. Man spricht von den ehemaligen Helden und Recken, die zweifellos kleiner waren als unsere heutige Generation. Lieh da vor achtzehn Jahren das Nationalmuseum zu München zu einem historischen Festzug Rüstung und Helme. Und siehe da, alle die Rüstungsstücke waren für unsere modernen Jünglinge — zu klein!

Deutsche Dogge.

Triller vom Schwalbennest. Im Besitz von E. Lücke in Leipzig.

Oft treten an uns brieflich oder mündlich Hundefreunde mit der Frage heran: „Welche Rasse soll ich mir anschaffen?" Unsere Antwort ist: „Das läßt sich ohne Kenntniß Ihrer Lebensverhältnisse nicht beantworten." — „Ja, es soll ein möglichst großer Hund sein." Dann haben wir die Wahl zwischen Bernhardiner und Dogge. Wer über einen Garten oder großen Hofraum verfügt, wer durch seine Spaziergänge in der Lage ist, seinem Hund auch genügend Auslauf zu verschaffen, der schaffe eine Dogge an, die er auch im Zimmer halten kann. Elegante und ausdauernde Bewegung zeichnen die Dogge aus, sie wird mit Leichtigkeit mit Pferd und Wagen laufen. Mit elastischem Gange gleitet sie auch bei nassem Wetter über die Straße, als scheue sie, sich zu beschmutzen, während langhaarige Hunde, die das Fell gegen directe Berührung mit der Nässe schützen, unbekümmert durch die Pfützen und Schmutzlachen patschen und viel länger Zeit brauchen, trocken und sauber zu werden. Das kurze, straffe Haar der Dogge trocknet rasch, der Schmutz fällt ab, mit einigen Strichen der Bürste über das Haar bleibt dieses immer glänzend. Eine weitere Annehmlichkeit ist, daß die Dogge, deren Lefzen kürzer sind und geschlossen anliegen, nicht so geifert wie der St. Bernhardshund. Ihr Fell dünstet nicht so aus, sodaß man sie beständig im Salon halten kann, während im gleichen Fall der Bernhardiner oder Neufundländer häufig Bäder benöthigen.

Andererseits — und das sei auch nicht verschwiegen — hat die Haltung der Dogge, sowie deren Zucht auch ihre Nachtheile. Bekanntlich werden die Ohren der jungen Doggen im Alter von $3^1/_2$ bis $4^1/_2$ Monaten coupirt, und das ist immerhin eine lästige Sache, wenn die kleinen Thierchen mit den blutenden Ohrlappen so hülfesuchend herumlaufen. Und doch ist das Coupiren dringend nöthig. Die feinen Ohrlappen der stürmischen Dogge sind zu leicht Verletzungen ausgesetzt, und man beugt durch das Coupiren jahrlangem Herumdoctern vor. Wer deshalb Doggen züchtet und die Operation am Ort vornehmen lassen muß, der scheue die Unkosten für ein kleines Fläschchen Cocain nicht und bepinsele die Stelle, wo der Schnitt zu erfolgen hat auf der kahlen Innenseite des Ohrlappens. Zur Blutstillung nehme man auch nicht das auf der frischen Wunde heftig brennende Jodoform-Kollodium, sondern ein ganz mildes Adstringens. Die Blutung hört ohnehin sehr rasch von selbst auf, man sperre nur die Hunde ein, damit sie nicht herumjagen und durch die Erschütterung die Blutung verstärken.



Faust und Perle. Nach dem Gemälde von H. Sperling.

Das andere Uebel der Doggen-Liebhaberei ist das leider so häufige Wundschlagen der Ruthenspitze (Schwanzende), was besonders bei zu schweren Hunden, die als Begleiterscheinung der dicken langen Ruthe lose Halshaut und faltige Lefzenpartie zeigen, vorkommt. Eine elegante Dogge, deren Gesammterscheinung mehr den Eindruck von Grazie und Adel, als massiger Kraft macht, schlägt sich nie die Ruthe wund. Hat man aber das Unglück, eine Dogge mit diesem Fehler zu besitzen, so verbanne man sie bis zur Heilung aus dem Zimmer, da sie sich beim Wedeln an Stühlen und Tischen immer aufs neue wund peitscht. Durch eine gesunde Zuchtrichtung, die leichte und dünne Ruthen anstrebt, möchte indessen diesem Uebel gänzlich abzuhelfen sein. In England geht man bei Ausstellungen sehr streng vor und schließt alle Hunde mit wund geschlagenen Ruthen von der Prämiirung aus. Das mag hart erscheinen, aber es hat geholfen.

Sehr schwierig wäre es, mit Worten scharf den Unterschied zwischen dem Exterieur von Dogge, Windhund und Mastiff zu schildern, wie eine edle prämiirungsfähige Dogge aussehen soll. Leicht wird dies hingegen an der Hand unserer Illustrationen gelingen. Zunächst muß eine Dogge, die auf Prämiirung Anspruch macht, eine Schulterhöhe von gut 78 bis 80 cm, eine Hündin eine solche von 74 bis 76 besitzen. Um die Höhe zu messen, stellt man am besten die Dogge nahe an einen Tischrand und mißt bloß, wieviel die Schulterpartie unter der Tischplatte steht. Der Abstand darf nur ein sehr geringer sein, da unsere Tische gewöhnlich eine Höhe von 78 bis höchstens 80 cm haben. Eine anständige Größe ist unerläßliche Bedingung für eine Doggenschönheit. Das nächste, worauf man sieht, ist die Behaarung; diese muß über den ganzen Körper kurz und fein sein, nirgends verlängert oder rauh, z. B. am Untertheil der Ruthe oder im Genick. Die Haut muß überall straff anliegen und darf vor allem am Hals keine Wamme (Kehlfalte) bilden.

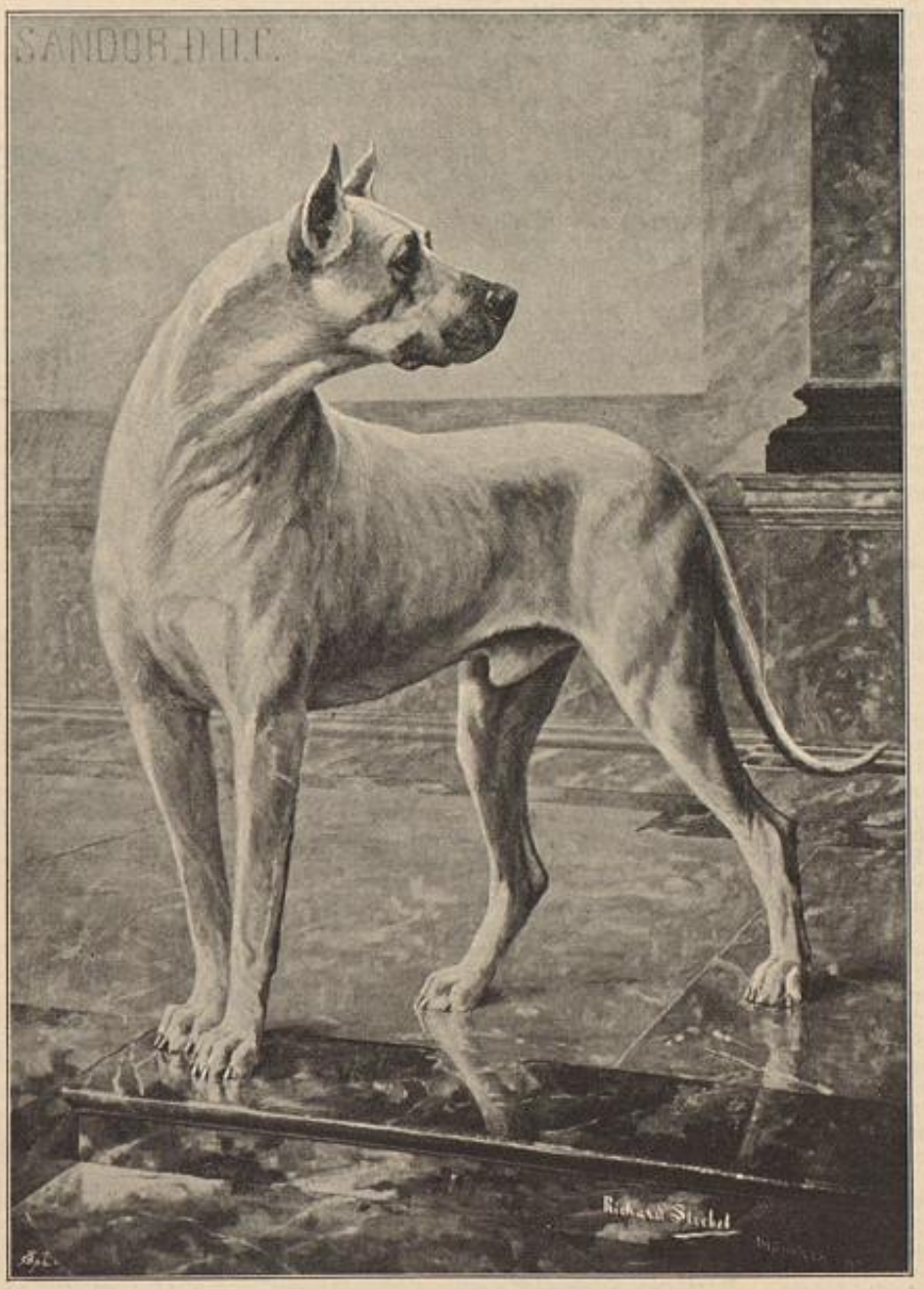
Welche Farbe man bevorzugt, ist Geschmackssache. Es existiren drei Farben-Varietäten, die sich im Werthe völlig gleich stehen, wenn nur die Farbe an sich scharf und rein ist. In Frankreich bevorzugt man allerdings die einfarbigen blauen, schwarzen und isabellfarbigen Doggen, nennt geströmte Thiere Metzgerhunde und legt

Holle II. Nach dem Gemälde von H. Sperling. Im Besitz von Max Hartenstein in Plauen.

im allgemeinen mehr Gewicht auf Eleganz, als auf Größe. In der That kann man sich wohl nichts Graziöseres denken, als z. B. eine kohlschwarze Dogge ohne weiße Abzeichen, deren wohlgepflegtes Haar wie Sammet glänzt, eine silberne Kette als Halsband um den zierlichen Hals. Die drei Farben-Varietäten heißen: einfarbig (Blau, Schwarz, Gelb, Isabell, Weiß), gefleckt (auf rein weißem oder hellsilbergrauem Grunde schwarze oder dunkelblauschwarze Flecke) und geströmt (auf gelbbraunem, grauhellem Grunde dunkelbraune oder schwarze Querstreifen). Weiße Abzeichen sind nur an Brust und Zehen gestattet. Ein grober Fehler, der leider oft vorkommt, ist das schlechte Tragen der Ruthe, welche nie über den Rücken gehoben (geringelt), noch nach rechts oder links gedreht werden darf. Selbst im Affect darf sie nicht höher gehoben werden, als es etwa die Dogge auf der abgebildeten griechischen Münze thut.

Schwieriger als die angeführten Punkte, welche jeder Laie zu unterscheiden vermag, ist die Beurtheilung der Gesammt-Harmonie, die der Dogge ihr elegantes und doch kraftvolles Wesen verleiht. Sie soll weder hochläufig sein, weil sie sonst zu leicht erscheint, noch zu niedrig und plump auf den Läufern stehen. Der Rücken muß kräftig und eher kurz als lang sein, die Knochen müssen stark, der Hals lang, gebogen, schlank, der Kopf langgestreckt, aber vorn in der Schnauzpartie gut abgestumpft sein. Ihr Schritt ist weit und elastisch, sodaß sie im leichten Trab einem ziemlich schnell laufenden Pferde zu folgen vermag.

Ihre energischen und raschen Bewegungen haben die Dogge in den Ruf gebracht, falsch zu sein. Nichts ist irriger als das. Wir haben in jedem Jahr mit Hunderten von großen Hunden auf Ausstellungen zu thun, und man pflegt uns zu holen, wenn ein Hund aus seiner Kiste nicht herauszubringen ist oder sich nicht anrühren zu lassen scheint. Beim Neufundländer und Bernhardiner lassen wir eine gewisse Vorsicht walten, diese lassen uns — scheinbar ruhig — an sich heran, und plötzlich schnappen sie nach der Hand. Eine Dogge knurrt uns aber schon bei der Annäherung an, oder sie läßt sich überhaupt alles gefallen. Bösartige und heimtückische Charaktere giebt es unter Doggen überhaupt nicht; wohl ist sie sich ihrer Kraft bewußt, und scharf fährt sie nachts auf den unbefugten Eindringling los, aber niemals



Sandor. Nach dem Gemälde von Richard Strebel.

Victor und Stella. Nach dem Gemälde von A. Sperling.

wird sie sich an Hausgenossen, Kindern, ja nicht einmal an kleinen Hunden vergreifen. Es steckt eine gewisse Noblesse, die Gutmüthigkeit des Riesen, in ihrem Charakter, die sich auf ihr Selbstvertrauen aufzubauen scheint. Die Anhänglichkeit und Liebenswürdigkeit der Dogge wird allseitig gerühmt. Ein bekannter Züchter erzählt von seiner Dogge: „An allen Familien-Erlebnissen nahm der Hund wie ein Mensch Antheil. Wurde z. B. jemand bettlägerig, so saß er stundenlang an dem Lager des Kranken, schaute unverwandt nach dessen Angesicht und legte seine Schnauze oder Pfote leise auf die ihm entgegengestreckte Hand, um sein Mitleid auszudrücken. Traf eine Postsendung von einem in der Ferne weilenden Kinde ein, so konnte er vor Freuden kaum die Zeit erwarten, bis der Inhalt ausgepackt wurde, ergriff dann den ersten besten, zum Vorschein kommenden Gegenstand und eilte damit zu allen Familien-Angehörigen im Hause, die beim Auspacken nicht zugegen waren, um sie auf diese Weise von dem frohen Ereigniß in Kenntniß zu setzen."

Selbstverständlich existiren zahlreiche Clubs und Vereine, die sich der Zucht der Doggen annehmen, so ein Great Dane Club in England, ein German mastiff Club in Amerika, ein Duitsche Doggen-Club in Holland, ein Deutscher Doggen-Club 1888/96 in Berlin, ein Württemberger Doggen-Club mit Sitz in Stuttgart, endlich ein Nationaler Doggen-Club dessen I. Vorsitzender zu sein Schreiber dieser Zeilen die Ehre hat. Der letztere Club belohnt mit einer prächtigen silbernen oder goldenen Medaille, die einen Durchmesser von 7 cm hat, auf unseren deutschen Ausstellungen hervorragend schöne Exemplare. Dieselbe ist von Herrn Bildhauer E. Wünsch in München modellirt.

Gleich dem St. Bernhardshund ist auch der deutschen Dogge eine Monographie gewidmet worden, ein reich illustrirtes Prachtwerk, dessen textlicher Theil in englischer, französischer und deutscher Sprache wiedergegeben ist, und das zahlreiche Portraits der besten Ausstellungssieger enthält. Das Buch ist im Verlag von J. Schön, München erschienen. Für Doggenliebhaber hat derselbe Verlag ein Kunstblatt, Kopfbild der berühmten Dogge Harras II, in Farbendruck von der bewährten Firma Jos. Albert in München, nach dem Oelgemälde von Prof. Sperling in Berlin herstellen lassen. Mit Vorliebe haben unsere Thiermaler die herrliche Dogge als Ideal-Gestalt der Thierwelt auf Gemälden verherrlicht. Proben davon legen unsere Illustrationen ab. Die blauen Doggen „Faust" und „Perle", der geströmte „Victor" und „Stella" sind von Herrn Prof. Sperling's Meisterhand verewigt. Besitzer dieser oftmals auf Ausstellungen prämiirten Hunde war Zwinger Plavia (Max Hartenstein) in Plauen i/V. Leider ist dieser Zwinger, der ehedem ein ganzes Dorf mit oft mehr als hundert vierbeinigen Insassen beherbergte, erheblich reducirt worden und beherbergt nunmehr die beiden idealschönen Doggen Holle und Primas, einige Neufundländer, sowie etwa vierzig deutsche rauhhaarige Pinscher. Wohl das beste Doggenbild, das Thiermaler Richard Strebel in München geschaffen, ist das von uns wiedergegebene Portrait der gelben Dogge „Sandor", ehemals im Besitz des Berliner Doggen-Clubs, jetzt in Amerika befindlich, wohin er für die enorme Summe von 4000 Mark wanderte. Unsere beiden Kopfbilder sind nach Naturaufnahmen gefertigt; das eine stellt den blauen „Triller von Schwalbennest", im Besitz des Herrn Ernst Lücke in Leipzig, vor, das andere den Champion „Bosko Colonia" des Herrn L. Dobbelmann in Rotterdam. Beide Hunde streiten um die Ehre, die besten Repräsentanten der Gegenwart zu sein, während „Holle II", im Besitz des Herrn Hartenstein in Plauen, diesen Vorrang in Bezug auf das schöne Geschlecht für sich in Anspruch nimmt.

Nachdruck verboten.

Vertrauen.

Novelle von Eva Treu in Lübeck.

(Schluß.)

Nachdem Hanna die Tassen fortgeräumt hat, verläßt sie das Haus für eine halbe Stunde, um eine Besorgung zu machen, und die alte Dame bleibt allein mit ihren Gedanken zurück.

Freilich, nicht lange bleibt sie einsam. Es klopft, und die Magd öffnet die Thür von außen.

„Ich störe Sie doch nicht, Liebe?“ sagt jemand schon vom Flur her, „Ihre Doris sagt, Sie sind allein, da wollte ich wenigstens einen Augenblick bei Ihnen hineinsehen. Ich bin zum Kaffee bei unserer lieben Helmstädt gebeten, aber es ist noch ein bißchen früh. Bei Ihnen ist es ja aber auch um diese Zeit schon gemüthlich. — Reizend behaglich haben Sie es doch bei sich, Liebste!“

Eine kleine, behäbige alte Dame ist eingetreten, läßt die blanken, runden Augen, die noch beinahe jugendlich aus dem gutmüthigen alten Gesichte hervorsehen, wie es ihre Gewohnheit ist, neugierig im Zimmer umherschweifen und drückt die Räthin, die sich aus ihrem Sessel zum Willkomm erhoben hat, wieder auf denselben nieder.

„Ruhig sitzen bleiben, Liebe, ganz ruhig sitzen bleiben! Nichts schrecklicher, als jemanden aufstören, — nein! Ablegen? Unmöglich! Nur den Mantel ein wenig öffnen, man wird sonst so heiß. — Was für einen reizenden Blumenflor Sie am Fenster haben! Das alles hegt und pflegt wohl Ihre Hanna? Ach ja, es ist wirklich eine rechte Freude für Sie, das liebe Mädchen wieder zu Hause zu haben.“

„O ja!“ sagt die Räthin gedehnt, die Lippen schmal machend. Es ist nicht ganz der richtige Augenblick, der Tochter ein Loblied zu singen.

Die andere merkt es nicht gleich. „Sie erleben doch wirklich recht viel Freude an Ihren Kindern, Liebe.“

„O ja!“ sagt die Räthin wieder, und ihre Lippen werden noch schmäler. „Man hat aber doch auch manchen Verdruß,“ fügt sie nach einer kleinen Pause mit merklicher Bitterkeit hinzu.

„Verdruß? Ach, der kann doch nicht schlimm sein bei so wohlgerathenen Kindern.“

Die andere schüttelt den Kopf ein wenig, eifrig dabei strickend. „Man hat nicht immer den Dank von seinen Kindern, den man nach allen Opfern, die man ihnen bringt, wohl erwarten dürfte,“ sagt sie, ohne von ihrer Arbeit emporzusehen. Dann folgt ein tiefer Seufzer.

„Aber Liebe, — ein so reizendes Verhältniß wie zwischen Ihnen und Ihren Töchtern —!“ ruft das alte Fräulein.

Die Räthin strickt mit unvermindertem Eifer. „Ach, liebe Freundin, es ist nicht immer alles so, wie es aussieht. Die Welt dreht sich. Wir älteren Leute passen nicht mehr hinein. Die Kinder wachsen uns über den Kopf. Das eine weiß ich, ich hätte zu meiner Zeit meiner Mutter die Dinge nicht sagen dürfen, die mir meine Hanna noch vor einer Stunde gesagt hat. Nein, eher hätte ich mir die Zunge abgebissen.“

„Ihre Hanna? Unmöglich! Ich hielt sie für so sanft, so liebenswürdig. Jedermann hält sie dafür.“ Die blanken Augen des kleinen Fräuleins funkeln förmlich vor Neugierde. Bei aller Gutmüthigkeit späht sie nun einmal für ihr Leben gern in anderer Leute Angelegenheiten.

„Ja, das glauben Sie wohl. Ich verstehe mich ja auch vielleicht nicht darauf, — ich meinestheils kann es aber nicht schön finden, wenn eine Tochter der Mutter vorwirft, sie sei klatschhaft und vertrauensunwürdig. Eine Tochter der Mutter, — stellen Sie Sich das vor! Ich kann es nicht hübsch finden, wenn ein junges Mädchen hinter dem Rücken der Mutter Correspondenzen mit Herren anknüpft und ein Liebesverhältniß jahrelang verheimlicht. Zu meiner Zeit war das nicht Mode. Aber, wie gesagt, die Welt ist ja wohl anders geworden.“

„Ein Liebesverhältniß, — Ihre Hanna? Unglaublich!“

„Nun ja, oder doch so etwas dergleichen. In dieser meiner rechten Hand habe ich vor einer Stunde die Correspondenz gehalten, — mit diesen meinen Augen habe ich einen der Briefe gelesen. Ein förmliches Verlöbniß hinter meinem Rücken, sage ich Ihnen, mit einem jungen Menschen, einem Geiger, den sie in Berlin kennen gelernt hat. Ach, ich kann nicht mehr davon sprechen. Die Sache hat mich dermaßen erregt, — ja, das hat man von seinen Kindern.“

Die alte Dame legt in ihrer Erregung den Strickstrumpf bei Seite und wischt sich die Augen.

„Aber Liebe, — in Berlin sagen Sie? — ein Geiger? — hinter Ihrem Rücken? — Natürlich, das muß Sie aufregen! Sprechen Sie Sich aus, Liebste, sprechen Sie alles vom Herzen herunter, das thut gut, und Sie wissen ja, wie sehr ich Ihre Freundin bin.“

Jedoch die Räthin besinnt sich plötzlich. Dem Bedürfniß der Aussprache ist Genüge geschehen, sie hat der Bitterkeit, welche sie so ganz erfüllte, Worte gegeben, aber nun, da es geschehen ist, kommt ihr doch ein Gefühl des Unbehagens. Die andere hat ihre Neugierde gar zu wenig beherrschen können.

„Es ist nicht der Mühe werth, weiter darüber zu sprechen,“ sagt sie merklich zurückhaltender. „Die Sache ist zu Ende, und ich verlasse mich natürlich überhaupt vollständig auf Ihre Verschwiegenheit, liebe Freundin. Was ich sagte, ist selbstverständlich ganz unter uns gesprochen.“

„Selbstverständlich, liebe Frau Rath! Meine Verschwiegenheit kennen Sie doch!“

„Und auch was ich über Hanna's Charakter sagte, — Du lieber Gott, ich bin begreiflicherweise augenblicklich ein bißchen verstimmt, da fährt einem wohl einmal ein Wort heraus, das so arg nicht gemeint ist! Im allgemeinen sind meine Töchter ja, Gott sei dank, wohl erzogen, und Hanna hat auch viel Gutes — wirklich sehr viel Gutes in ihrem Charakter. Sie hat ja etwas Verschlossenes, es ist wahr, solche Heimlichkeiten sollten nicht sein, aber im Grunde ist sie doch eine vornehme Natur, ganz wie mein seliger Mann.“

„Gewiß, ein recht liebes Mädchen,“ sagt die andere, nach der Uhr sehend.

„Ich bitte Sie nochmals dringend, was wir gesprochen haben, bleibt unter uns, nicht wahr!“

„Bleibt selbstverständlich unter uns!“ Das alte Fräulein bindet sich die Hutbänder und knöpft den Mantel zu.

„Kleine Mißverständnisse fallen ja überall vor. Meine Hanna ist sonst wirklich ein so prächtiges Mädchen, ich halte so unendlich viel von ihr. Auch ist die Angelegenheit, von der ich Ihnen sagte, abgethan, hat für die Gegenwart gar keine Bedeutung mehr. Ich hätte gar nicht davon gesprochen, wenn ich nicht erregt gewesen wäre.“

Das Fräulein steht auf, es ist die höchste Zeit, in den Kaffee zu gehen.

Mit einer gewissen Unruhe blickt ihr die Räthin nach, als sie gegangen ist. Ihr Unmuth gegen die Tochter ist jetzt, wo sie ihm gegen eine dritte Person Ausdruck gegeben hat, fast vollständig verflogen. Sie sieht auf einmal viel klarer, und vor allem weiß sie jetzt deutlich, daß sie lieber hätte schweigen, oder aber alles erzählen sollen, anstatt bloß anzudeuten. Schließlich ist es doch nicht ihr eigenes Geheimniß, welches sie preisgegeben hat. Zwar tröstet sie sich halbwegs damit, daß sie die alte Freundin sofort um Verschwiegenheit gebeten hat, aber sie will diese Bitte doch lieber morgen noch einmal dringend wiederholen, es wird wohl besser sein.

Als Hanna nach Hause kommt, begegnet ihr die Mutter aus einem Gefühl der Unsicherheit und des halben Schuldbewußtseins heraus so liebenswürdig, als wäre nichts zwischen ihnen vorgefallen, und das ahnungslose Mädchen freut sich dieser überraschenden, aber freundlichen Wandlung.

Das alte Fräulein hat inzwischen nichts Eiligeres zu thun gehabt, als ihrer Nachbarin zur Linken in der Kaffee-Gesellschaft im halblauten Flüsterton unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit zu erzählen, sie sei soeben bei der alten Räthin Wilbrandt gewesen und habe die alte Dame in tiefster Empörung und Betrübniß über das Benehmen ihrer Tochter Hanna gefunden, welche unter vier Augen einen nicht gerade sehr kindlichen Ton gegen ihre Mutter anzunehmen scheine. Die alte Dame sei wirklich recht zu beklagen, denn es lasse sich doch niemand gern von seiner eigenen Tochter tyrannisiren.

Auch scheine das Mädchen in Berlin in ganz eigenthümliche Verhältnisse und Gesellschaft gerathen zu sein. Die Mutter habe, — wohl etwas unbedacht, — allerlei Andeutungen gemacht über ein Liebesverhältniß, welches das Fräulein mit einem ganz obscuren Menschen angeknüpft habe und seit Jahren unterhalte, die Räthin habe sie überrascht, als sie eben einen Brief an den Herrn absenden wollte, und natürlich der Sache kurzweg ein Ende gemacht. Man könne wirklich gespannt sein, was sich hieraus noch entwickeln werde, etwas Gutes schwerlich. Sie selbst habe für Fräulein Hanna eine besondere Vorliebe nie gehabt, dergleichen von ihr zu hören, überrasche sie aber doch sehr.

Das alte Fräulein ist sich dabei einer besonderen Bosheit durchaus nicht bewußt. Sie fühlt sich nur stolz und wichtig in dem Bewußtsein, eine sehr überraschende Neuigkeit erzählen zu können und glaubt, der Wahrheit vollständig treu zu bleiben. „Kleine Ausschmückungen sind keine Lügen.“

Jedoch der Zufall will, daß ihre Nachbarin zur Linken, der sie ihr schönes, frisches Geheimniß mittheilt, die Mutter jenes Mannes ist, welchen Hanna Wilbrandt lieb hat. Sie lebt mit ihrem Sohne zusammen, den sie vergöttert, da er ihr einziger ist, und führt ihm den Haushalt.

Es ist ein gutes, herzliches Verhältniß zwischen den beiden, und obgleich der Sohn der Mutter keinerlei Mittheilungen über seine Absichten und Wünsche gemacht hat, sieht sie, die sich mehr in der Gesellschaft bewegt, wie die alte Räthin Wilbrandt, und scharf beobachtet, doch ziemlich klar in dieser Angelegenheit.

Sie hat Hanna Wilbrandt gern gehabt bis heute, ja sie hat sich dieses anmuthige und sympathische Mädchen zur Schwiegertochter gewünscht, mehr als irgend ein anderes, denn daß sie das Herz des Sohnes nicht immer für sich behalten kann, weiß sie ja. Ganz im Stillen hat sie beobachtet und gesehen, was niemand sonst sah, hat sich jedes Fortschrittes heimlich gefreut, den die Liebe dieser zwei Menschen zu machen schien; was sie nun hört, läßt ihr Herz gegen das Mädchen auf einmal erkalten.

Zur Enttäuschung des alten Fräuleins verschmäht sie es, viel auf die Mittheilungen desselben zu erwidern, aber in den Wind gesprochen ist kein einziges Wort, welches sie hört.

„Etwas muß ich Dir noch erzählen, Robert,“ sagt sie ganz beiläufig, als sie abermals beim traulichen Lampenschein mit ihrem Sohne am runden Tische sitzt, „etwas, was mir heute unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt worden ist, und was mich sehr überrascht, ja betrübt hat.“

Er blickt von seinem Buche empor, aber sie wagt nicht, ihn anzusehen, sondern steht auf und macht sich im Hintergrunde des Zimmers etwas zu schaffen.

„Die kleine Hanna Wilbrandt ist wohl kein so gutes Mädchen, wie wir immer gemeint haben; ihre Mutter hat sich heute gegen eine Dame sehr bitter über ihr liebloses Benehmen beklagt. Die Räthin hat, — es klingt ganz unwahrscheinlich, — einen Liebesbrief an einen Herrn in Berlin aufgefangen, mit dem das Mädchen schon seit Jahren heimlich halbwegs verlobt sein soll, und es hat wohl eine sehr unerquickliche Scene gegeben. Sie hat —“

„Das ist nicht wahr!“ ruft der Mann und wendete sich plötzlich nach ihr um, flammende Röthe im Gesicht.

„Leider ist es wahr; die Dame, die es mir erzählte, hatte es von der Mutter selbst. Unbegreiflich, daß sie in so unvorsichtiger Art über die eigene Tochter spricht. Mir thut es aufrichtig leid, ich habe Hanna Wilbrandt immer sehr gern gehabt.“

Er erwidert kein Wort. Schweigend verläßt er das Zimmer und kehrt erst spät am Abend zurück. Lange noch hört sie ihn in seiner kalten Studirstube rastlos auf und ab gehen.

Wie leid er ihr thut, wie unendlich leid! Aber sie bereut ihre Worte nicht. Ihr vergötterter Sohn ist ihr denn doch zu gut für ein Mädchen, an dem ein Tadel haftet. In ihrer Art ist sie eine kluge und gute Frau. Lieber ein Schmerz jetzt, da es noch Zeit, als nachher, wenn es zu spät ist. So urtheilt sie. —

Eine Woche ist vergangen, eine stille, ereignißlose Woche für die Räthin Wilbrandt und ihre Tochter, denn Doctor Amsing, der vor acht Tagen seinen Besuch ankündigte, ist ausgeblieben, obgleich Hanna täglich nach ihm ausgespäht hat. Er muß irgend eine besondere Abhaltung gehabt haben.

Der Abend, an dem sich das Quartett zu versammeln pflegt, ist wieder da, und fröhlich rüstet sich Hanna für diese ihre liebste Freude, das Herz voll glücklicher Hoffnung.

Des Mißverständnisses zwischen ihr und der Mutter ist nicht wieder Erwähnung geschehen, sie haben in völliger Eintracht mit einander gelebt. Hanna kennt das schon an der alten Dame, die sich leicht erregt, sich aber auch gern wieder versöhnt, ohne nachzutragen. Die Räthin selbst hat den Zwischenfall fast vergessen.

Gleich am nächsten Morgen hat sie an das alte Fräulein in ihrer etwas altmodischen, aber immer noch feinen und zierlichen Handschrift ein kunstvoll gehaltenes Billet geschrieben, mit der nochmaligen dringenden Bitte um Verschwiegenheit, und hat die Versicherung zurück erhalten, die lang bewährte Freundin werde „schweigen wie ein Grab,“ ein Versprechen, welches von da an auch wirklich gehalten worden ist. Damit ist für die Räthin die Sache abgethan, ihr Schuldbewußtsein gehoben.

Dann hat eine leichte Erkältung sie befallen, und nicht nur sie, sondern auch die Tochter um ihretwillen die ganze Woche an das Haus gefesselt. Heute zum ersten Mal verläßt Hanna die mütterliche Wohnung wieder.

„Heute vielleicht, — heute vielleicht wird es sein!“ denkt das Mädchen, dem die heiße, beklommene Erwartung des Glückes das Herz schneller schlagen läßt. „Heute vielleicht, wenn wir heimgehen, wird er mir sagen, daß er mich lieb hat,“ und als die Thür für sie geöffnet wird, sucht ihr Auge unwillkürlich verstohlen die geliebte Gestalt.

Noch nicht da, und es ist doch schon spät, schon ein wenig über die festgesetzte Zeit hinaus.

„Doctor Amsing läßt sich entschuldigen,“ hört sie da jemanden sagen, „er ist leider verhindert zu kommen.“

Ihr sinkt das Herz. Also heute nicht, — heute noch nicht.

„Und — ist es nicht unendlich schade? — er tritt überhaupt aus,“ sagt dieselbe Stimme wieder.

„Tritt aus? O!“ tönt es von allen Seiten. „Aber wir können ihn ja gar nicht entbehren!“

„Ja, das sage ich auch, er behauptet aber, die Quartett-Abende mit seinen Arbeiten nicht mehr vereinigen zu können, der Beruf dürfe doch nicht leiden unter dem Vergnügen. Was soll man dazu sagen? Aber schade, schade ist es! Solchen Bariton bekommen wir nie wieder.“

Sie sagen alle etwas, jedes hat ein herzlich bedauerndes Wort. Man hat sich so mit einander eingesungen gehabt, daß der Doctor auf das Schmerzlichste entbehrt werden wird.

Hanna allein sagt nichts. Sehr bleich ist sie geworden, und ein plötzlicher Druck liegt auf ihr, als könne sie nie wieder lachen. Sie fühlt ihre Hände eiskalt werden.

Obgleich es ihr niemand gesagt hat, obgleich sie nicht im Entferntesten ahnt, warum, weiß sie, daß alles aus ist, daß er nur austritt, um zwischen sich und ihr ein Ende zu machen. Sie weiß es so deutlich, als stände er da vor ihr, um es ihr zu sagen, und es ist, als wenn ein großes, hell strahlendes, wundervolles Licht langsam vor ihren Augen verlöschte und sie im Dunkeln ließe.

„Ihnen ist nicht ganz wohl, Hanna? Sie sind so blaß,“ hört sie eine Stimme wie aus weiter Ferne, und die Frau des Hauses legt ihr die Hand auf den Arm.

„Mir?“ sie lächelt. Sonderbar, sie kann lächeln. „Mir? O doch, mir ist ganz wohl. Mir ist nur noch ein wenig kalt von dem Wege hierher. Sollen wir anfangen?“

Und sie fangen an.

Nachdruck verboten.

Baroneß Ilse.

Weihnachts-Novelle von Gerhard Walter.

Der Abend dämmerte. Das Feuer im Ofen, genährt von trockenen Tannenkloben, knisterte und prasselte und warf zitternde, spielende Lichter auf die Wand. Draußen flogen einzelne Schneeflocken hin und her, vom Winde getrieben. Wie stille Feiertagsstimmung lag es über dem abgeschiedenen, rings von dunkelm Kiefernwalde eingefaßten Stück Erde. Es war ein einsames, weitgestrecktes Rittergut. Auf einer Anhöhe, das ganze Gelände beherrschend, stand das neue, aber im Stil einer alten Ritterburg erbaute Schloß Milgow. Einsam am Fenster lehnte der Candidat.

Heut, an diesem December-Abend, ganz nahe vor Weihnachten, war es noch stiller als gewöhnlich im Schloß. Die verwitwete Gräfin war mit ihren beiden Kindern schon abgereist auf das väterliche Gut, um nach alter Gewohnheit das Fest dort zu feiern, und der Candidat und die Erzieherin sollten morgen Nachmittag ihr folgen. Er träumte mit wachen Augen, als er so in den dämmernden Winterabend hinaussah, in dem hier und da auf dem großen Wirthschaftshofe ein Licht aufleuchtete in den Stallthüren, und durch diese Stille aus der gluthhell erleuchteten Thür der Schmiede jetzt das Klingen des schweren Hammers gedämpft herüberschallte. —

Er war ein sehr stattlicher Mann, der Hauslehrer, breit von Brust und Schultern, mit klaren, stahlblauen Augen und kurzem, blondem Vollbart. Besonders candidatenhaft sah er gerade nicht aus. Aber es lag etwas eigenartig Bezwingendes in seinem Gesicht und Wesen, und um seinen Mund ein Zug, der von vornherein für ihn einnahm. Er spielte, seit er die beiden Thurmzimmer bezogen hatte, eine gewisse Rolle im Schloß. Die Kinder schwärmten schon am zweiten Tage für ihn; das Stubenmädchen und der Bediente sagten, als sie auf der Treppe einander begegneten, wie aus einem Munde: „Netter Kerl!“ und der Bediente drohte der Liesbeth mit dem Finger: „Du —!“ Und sie rief lächelnd, den Gang hinuntereilend: „I wo!“

Die Gräfin, eine noch jugendliche Frau, hatte ihn gern. Sie unterhielt sich über Tisch mit ihm und ging ihm nicht aus dem Wege, wenn sie im Park ihm begegnete, und die junge Erzieherin, Fräulein Effert, das schlanke, braunäugige, herzliche Mädchen sagte eines Tages harmlos zur Gräfin: „Es ist mir gerade, als wenn Herr Funke schon seit Jahr und Tag hier wäre.“ Und die Gräfin lachte und sagte: „Ja, er hat ein glückliches Temperament!“ Jedenfalls war noch kein Hauslehrer allseitig so gut behandelt worden auf Milgow.

Er stand am Fenster und rauchte. Die Gluth der Cigarre schien wie ein kleiner, rother Stern durch die schnell zunehmende Dunkelheit. „Prächtig so!“ flüsterte er vor sich hin, „diese behagliche Winter- und Weihnachtsruhe.“ Und weich und warm legte sich ihm die Advents-Stimmung ums Herz.

„Und diesmal nicht so einsam!“ sann er weiter. „Ein Mensch, der kein Vaterhaus mehr hat und keine andere Zuflucht um die Weihnachtszeit, als die Verbindungskneipe, ist immer übel dran. Diesmal bin ich doch unter Menschen,

und sogar unter sehr feudalen Leuten. Es soll ja reizend sein auf Riepershagen. Solider, vornehmer Reichthum und gut adeliger Ton. Das wird schon gehen."

Er horchte auf. Das dumpfe Rollen eines Wagens kam näher und näher. Jetzt fuhr er die Rampe herauf im kurzen Galopp der Pferde.

„Fräulein Effert!" dachte er und streifte behaglich die Asche von seiner Cigarre. „Das kann ja reizend gemüthlich werden. Ein Prachtmädel!" Er pfiff leise vor sich hin.

Auf dem Gange wurden Schritte laut. Der Diener trat ein und stellte die Lampe auf den Tisch. „Fräulein Effert läßt fragen, ob der Herr Candidat auf der Stube speisen wolle, oder mit dem Fräulein in der Halle," meldete er mit Anstand.

„Natürlich mit dem Fräulein," antwortete er heiter; „ich werde gleich erscheinen." —

„Warum wollten Sie mich denn von Ihrem Angesicht verbannen?" fragte er, an ihrer Seite Platz nehmend an dem großen Speisetisch, auf dem heute nur für zwei gedeckt war. Er war im schwarzen Anzug wie immer.

Das Fräulein lachte ihn freundlich an. Sie hatte etwas unendlich Sympathisches. „Ich wußte nicht, ob es Ihnen besonderen Spaß machen würde, mit mir allein zu hausen. Ihr Vorgänger ließ sich in solchen Fällen das Essen immer aufs Zimmer bringen."

„Thörichter Kerl!" lachte der Kandidat; „ich rechne es dem Schicksal als eine Aufmerksamkeit an, daß es mich hier neben Sie gesetzt hat."

Sie sah ihn mit ihren braunen, tiefen Augen an. Wer es verstand, in ihnen zu forschen, der las aus dem Blick viel warme Freundschaft. Oder mehr noch.

„Und morgen bin ich Ihr Reisemarschall!" fuhr er fort. „Da wollen wir aber auch ganz gute Kameraden sein, nicht wahr? Zwei Stunden im Wagen; dann zwei Stunden Bummelbahn, dann wieder anderthalb Stunden per Achse: eine ganze Reise! Wissen Sie, ich freue mich riesig darauf. Auf gute Kameradschaft!" Er hob das Glas gegen sie. Sie stieß leise mit ihm an und sah ihm wieder, wie selbstvergessen, in das gute, freundliche Gesicht.

„Luhrssen, bringen Sie die Ente, und dann können Sie gehen!" wandte sie sich zu dem Diener mit anmuthig hausmütterlicher Art und Würde.

Als er aus der Thür war, sagte sie ernst: „Ich freue mich ja auch auf diese kleine Fahrt à la bohème; aber fällt Ihnen dabei nicht etwas auf? Wenn Baroneß Ilse an meiner Stelle wäre, und Sie wären ein blaublütiger Cavalier, — glauben Sie, daß man sie dann auch ohne „Elephanten" reisen ließe, wie man uns reisen läßt?"

„Desto mehr Glück, daß wir beide nicht stiftsfähig sind!" gab er heiter zurück. „Aber bitte, machen Sie mir doch ein Bild von dieser viel besprochenen kleinen Baroneß. Natürlich ein riesiger Grasaffe, wie?"

Das Fräulein lachte lustig auf. „Nein, ich sage Ihnen gar nichts! Sie sollen ihr ganz unvoreingenommen gegenübertreten. Und dann sagen Sie mir Ihr Urtheil."

„Nun, — qui vivra verra!" gab er leichthin zurück. „Also, nun das Programm für morgen! Darf ich Ihnen Vorschläge machen? Zunächst schlafen wir so lange wie möglich. Das ist einmal vornehm, und dann haben wir Ferien und nichts zu thun! Angenommen?" Sie nickte lächelnd.

„Nach dem Kaffee hole ich Sie zu einem Spaziergang ab; da bummeln wir so sachte und einträchtig durch den Wald bis zum Frühstück, — bitte, befehlen Sie dazu ein bischen 'was Gutes, — und dann, dann geht's los zu zweien!"

„Mir recht!" sagte sie im fröhlichen Einverständniß. „Ich glaube, es giebt Schnee, hören Sie, wie es in der Luft heult. — Gesegnete Mahlzeit und gute Nacht!"

Sie stand auf und reichte ihm die Hand, freundlich zu ihm aufschauend. Er hielt die zierlich-schmale Mädchenhand fest. „Darf ich denn nicht bei Ihnen bleiben und Ihnen etwas vorlesen? Und nachher spielen Sie ein wenig, und der Schneesturm heult dabei ums Haus, und die Wetterfahnen kreischen, und die Eulen klagen. —"

„Es geht ja nicht!" sagte sie; „ich möchte es ja auch gern, aber —"

„Dann gehe ich zum Inspector!" sagte er; „aber das geht doch, wie?"

Langsam hob er die kleine Hand der Erzieherin zu seinen Lippen; sie suchte ihm zu wehren, aber ohne Energie. Dann zog er ihren Arm unter seinen und führte sie ritterlich bis an die Thür ihres Zimmers: „Gute Nacht!"

Ihre Finger schlossen sich fest um die seinen.

Und dann saß sie über ihre Arbeit geneigt; und zuweilen ließ sie sie im Schoß ruhen und blickte sinnend in die Gluth des Kamins; und einmal seufzte sie tief auf. Draußen ging der Schneesturm heulend ums Haus.

Und unten beim Inspector saß der Candidat auf dem Sopha, rauchte aus langer Pfeife und sah zu, wie der ein Glas ausgezeichneten Arak-Grog braute, und mischte die Karten mit langsamem Behagen.

„Prost, Herr Candidat!" sagte der Inspector und hielt ihm das Glas hin; „daß Sie sich nur nicht in das Edelfräulein verlieben; ich sage Ihnen, das ist ein kleiner Satan. Aber soviel sage ich Ihnen, es ist meines Wissens schon im Alten Testament verboten, ein Pferd und einen Ochsen zusammen zu spannen. Heute nennen sie das ‚Mesalliance'. Prost! Sie geben."

Und draußen heulte der Schneesturm ums Schloß und warf prasselnd ganze Wolken von Schnee über das Land und gegen die Fenster. Drinnen war es tief gemüthlich. —

„Guten Morgen, Fräulein Effert!" — „Guten Morgen, Herr Funke!" klang es frisch herüber und hinüber. Sie reichten einander fröhlich die Hände. Draußen lag die Welt verschneit. Hohe Schanzen hatte der Sturm der Nacht aufgeworfen. Jetzt war's klar und licht.

„Werden Sie denn durchkommen können?" fragte er besorgt und sah ihr ins Gesicht, das unter dem weißen Pelzbarett heiter und vertrauend in die winterliche Welt hinaussah. Sie war eine schlanke, elegante Figur, wie sie da auf der Rampe stand und mit beiden Händen sich mühte, den Schleier im Nacken zuzubinden.

„Erlauben Sie, das kann ich thun!" sagte er bittend. Sie sah ihn von der Seite an, ließ die Hände sinken und ließ ihn gewähren.

„Johann Berner ist mit dem Schneepflug zurückgekommen," sagte sie, „da können wir gehen, wo er Bahn gemacht hat. Sie haben Ihre Kürassierstiefel an, und ich bin auch gut versorgt. Mit einem Fuß Schnee nehme ich es schon auf. Wollen wir denn?" Er war mit dem Schleier fertig. Er hatte sich nicht beeilt. Sie hatte so reiches, dunkles Haar.

„Vorwärts!" sagte er und schlug eine sausende Tiefquart mit dem dicken Handstock.

Weithin kein Klang und kein Laut in der großen Einsamkeit. Nur daß einmal eine Krähe von verschneiter Tanne aufflog und krächzend über das weiße Feld hintaumelte im schwanken, schweren Fluge. Aus der Fohlenkoppel hob sich dunkel der „Tannenbusch".

„Schauen Sie nur da hinüber!" bat der Candidat; „es sitzt sich so prächtig dort im Grünen auf den Steinen. Und dann erzählen Sie mir etwas, und ich rauche."

„Jedenfalls bequem für Sie!" lachte sie. „Mir recht, wenn der Schnee nicht zu tief ist!" Sie hatte ihr Kleid hoch geschürzt und schritt tapfer neben dem großen Kameraden aus. Ihr Gesicht, sonst von etwas zarter Farbe, leuchtete in frischem Roth, und die dunkeln Mädchenaugen schauten mit fröhlichem Blick hinaus in die stille, helle Welt um sie her. Nun kam, den Busch begrenzend, ein tiefer Graben, den die Nacht mit Schnee gefüllt hatte.

„O weh," klagte sie, „dazu reichen meine Schnürstiefel nicht aus!"

„Aber meine!" sagte er, und schritt hindurch, bis über die Knie einsinkend. Nun stand er drüben und reichte ihr lachend die Hände hinüber. „So, Fräulein Frieda —" er hatte sie noch nie bei ihrem Vornamen genannt, „nun reichen Sie mir die Fingerspitzen; sehen Sie, es geht. Noch etwas mehr, bis ich Ihre Hände ganz fasse, — nun ziehe ich zu und Sie geben sich einen Schwung, — eins, — zwei, — drei!"

‚Halb zog er sie, halb sank sie hin', und drüben war sie und — lag in seinen Armen.

„Lassen Sie mich los," bat sie und wehrte sich gegen seine Umarmung; aber ihr Herz schlug zum Zerspringen.

„Nicht böse sein!" bat er mit weicher Stimme: „es bleibt ja unter Kameraden."

Sie machte sich doch los, lachte ihn eigenartig an und wandte sich ab.

„Da liegen die Steine, ganz frei vom Schnee, die überhängenden Zweige haben sie geschützt. Kommen Sie, da halten wir Rast!" Er ging voran.

„Hier, setzen Sie Sich zu mir auf den Stein," bat er; „er hat Platz für uns beide. Wir sind ja beide zwei einsame Menschen auf dieser Welt; halten wir denn zusammen!" Er hielt ihr die Hand hin; tief gesenkten Hauptes legte sie die ihre hinein.

„Sehen Sie mich an, Frieda!" Da schlug sie die Augen auf. Es lag alles in dem einen Blick. So schauten sie einander in die Augen. Um sie her war die Welt wie todt.

Dunkle Röthe übergoß des Mädchens Gesicht. Und er neigte sich zu ihr: „Frieda, geh' nicht fort! Bleib hier! Lehn' Dich an mich!"

Sie lag zitternd an seinem Herzen und hatte die Augen geschlossen.

„Max, was thust Du?" klagte sie und that doch die Augen nicht auf „es wird Dir leid werden! Ich bin ein ganz, ganz armes Mädchen."

Er legte sein Gesicht an das ihre. Da richtete sie sich schnell auf. Mit brennenden Blicken sah er ihr in die verschleierten Augen.

„Hier hab' ich Dir gehört," sagte sie, „und ich weiß nicht, wie es kam. Und Du weißt es auch nicht. Darum will ich kein Versprechen von Dir, hörst Du? Du kannst ein ganz anderes Mädchen bekommen; Du sollst nicht mit Reue an den Tannenbusch denken! Willst Du mich nachher noch haben: nun, dann weißt Du, wo meine alte Tante wohnt —"

Er hatte sie an seine Brust gerissen.

Und die Flammen schlugen über ihren Herzen zusammen. Und sie waren beide allein in der großen Einsamkeit. —

* * *

Sie waren vom Tisch aufgestanden. Draußen knallte der Kutscher mit der Peitsche. Sie entwand sich Maxens Armen und stürzte auf ihr Zimmer und warf sich in die Knie vor ihrem Bett. „O Gott!" flüsterte sie; „wenn wir nur nicht nach Riepershagen gingen! Ich fürchte mich!"

Als sie sich schnell anzog, fegte sie mit den Handschuhen ein Brieflein zur Erde. Sie hob es auf und las es wieder durch und wurde blaß. Es war von Baroneß Ilse.

„Wie sehr freue ich mich, Sie zum Fest wieder bei uns zu sehen! Außerdem bringen Sie ja einen neuen Candidaten mit, auf den ich, — nach Beschreibung meiner Schwester, — wirklich gespannt bin. Im allgemeinen finde ich die Herren Hauslehrer alle greulich. Hüten Sie Ihr junges Herz bei dem langen tête-à-tête! Am besten wär's schon, Sie verlören den liebenswürdigen Schwerenöther unterwegs aus dem Wagen. Auf Wiedersehen! Ilse."

Sie seufzte tief auf.

Es ward eine eigenartige Fahrt voll süßen, geheimen Zaubers und verborgenen Sehnens. Ihre Hände lagen unter der Wagendecke ineinander, und heimlich stahl sein Arm sich wohl einmal um die Taille des hingebenden, wie im seligen Traum befangenen Mädchens, die leise ihr Haupt an seine Schulter lehnte. Als sie in dunkler Abendstunde dem Wagen entstiegen, da bot er ihr den Arm, und, zu ihm aufblickend, lehnte sie sich darauf, — da tönte ihnen helles Lachen aus dem dunkeln Kutschschlitten entgegen, der sie von der Station abholte. Frieda riß hastig ihren Arm aus dem seinen. Sie hatte die Stimme der Baroneß Ilse erkannt.

„Ich mußte 'mal heraus," rief das Edelfräulein lustig aus dem Kutschschlag heraus. „Ich war schon im Begriff anzuwachsen. Hier, Fräulein Effert, kommen Sie zu mir. — Ach so, — noch einer! Hoffentlich werden Sie nicht seekrank vom Rückwärtsfahren, Herr Candidat! So, — nun wird's gehen! Mein Urahn hat diesen Schlitten, — gesicherter Ueberlieferung nach, — in der Arche Noah's mit bergen lassen; daher riecht er auch so muffig. Unsere Familien-Urkunden sollen auf besonderen Befehl des Erzengels Michael darin verstaut gewesen sein. So, Johann! Nun los!"

Es war eine wohltönende, klare Mädchenstimme, die so lustig plauderte.

„Ihnen ist wohl nicht gut? Sie sitzen ja so still, oder graulen Sie Sich?" lachte sie leise. „Seien Sie unbesorgt, wir thun einem schutzlosen Candidaten nichts zu leide! Nicht wahr, Fräulein Effert?" — Der Candidat schwieg beharrlich.

Es war draußen dunkle Nacht und im Schlitten undurchdringliche Finsterniß. Ein süßer Duft von Veilchen strömte gerade jetzt durch den engen Raum. Der Candidat athmete mit Wonne den köstlichen Geruch ein.

Also das war Baroneß Ilse, die vielbesprochene. Sie sollte ja ein so verführerisches Weib sein. Nun, er war gefeit. Aber sehen mußte er sie. Schnell zog er sein Feuerzeug heraus und strich ein Wachskerzchen an. Heller, gelber Schein blitzte plötzlich auf durch den engen Raum. Ihm gegenüber leuchtete aus dem Dunkel ein reizender Mädchenkopf auf. Unter weißem Schwan quoll eine Fülle aschblonden Haares hervor, und das Licht spiegelte sich einen Moment in zwei wunderschönen, großen blauen Mädchenaugen, die tief erstaunt und erschrocken auf ihn blickten. Und daneben saß, müde zurückgelehnt, die Augen geschlossen, Frieda. Und das Lichtchen verlosch.

„Nun?" hörte er die Stimme der Baroneß, „Sie wollen wohl rauchen?"

„Nur um die Erlaubniß bitten, mich Ihnen bei Licht vorstellen zu dürfen."

„Das hätte im Dunkeln denselben Eindruck gemacht!" gab sie trocken zurück.

Es war nur ein ganz kurzes Leuchten gewesen. Aber ein einschlagender Blitz loht auch nur kurze Zeit auf. Und er hatte an drei Stellen eingeschlagen.

Nun war's wieder sehr still geworden. Das dumpfe Traben des Viererzuges, das Gleiten, Schurren und Poltern der Kufen, dann und wann ein scharfer Peitschenknall.

„Wie ist das Mädchen wunderseltsam schön!" dachte der Candidat.

Das Edelfräulein lächelte im Dunkeln vor sich hin: „Ein stattlicher Gesell' . . . und er hat Muth!"

Frieda deckte die Hand über die Augen: „Was bin ich neben ihr?" Sie wußten beide, warum er das Licht angezündet. „Sie stiehlt ihn mir und hat ihn mir schon gestohlen!" dachte Frieda. Das Herz that ihr weh.

„Fräulein Effert, Sie schlafen wohl?" fragte die Baroneß nach einer Weile.

„Nein," klang es leise, wie klagend, „ich fühle mich nicht wohl!"

„Nur Geduld! Wir sind bald da. Und Sie wissen: ‚Cognak, Geduld und Hafergrütz' ist zu allen Dingen nütz', wie mein braver Vetter, der Kapitän-Lieutenant, zu sagen pflegt."

Und sie fuhren weiter durch die Nacht mit ihren Gedanken. —

„Wie sehen Sie elend aus!" war das erste Wort, mit dem Frieda von ihrer Gräfin empfangen wurde.

Sie konnte sich kaum auf den Füßen halten. „Ja, Frau Gräfin, Sie haben recht. Darf ich mir den Thee auf mein Zimmer bitten? Ich möchte mich gleich zurückziehen."

„Er hat mit mir gespielt!" sprach eine klagende Stimme in ihr, „und nun will er's nicht gestehen, weil er Mitleid mit mir hat. Ja, wären wir allein geblieben! Aber die schöne Sirene thut's allen an!" Vor ihr in vollem Glanz der Jugend und blühender Schönheit stand die Baroneß und streichelte ihr die kalten, blassen Wangen. Wie in banger Scheu sah sie zu ihr auf. „Gute Nacht! — Gute Nacht!" — Die Thränen traten ihr in die Augen.

Und das Auge des Candidaten faßte den Gegensatz zwischen den beiden Mädchen mit Feuer auf. Arme Frieda!

Am Abend klebten sie goldene Ketten, und die schlicht braunen Nüsse zogen schimmerndes Festgewand an. Er saß bei der freundlichen Arbeit allein mit der Gräfin und der Baroneß am Tisch; die Rede ging behaglich unter ihnen hin und her, und die leuchtenden Augen des Fräuleins schauten in die seinen, wenn sie ihm liebenswürdige Anweisung gab, oder ihre zarten Finger rührten an seine Hand, wenn sie ihm zeigte, wie er den Tannenzapfen mit Watte betupfen sollte, um das Blattgold zierlich darauf zu befestigen. So wohl war ihm nie gewesen. Das war ein mächtiger Zauber eigener, ungekannter Art. Wie berauscht ging er spät den Gang zu seinem Zimmer hinab. Dort war Frieda's Thür. Behutsam, das Herz stürmisch bewegt, schritt er vorüber. Sie schlief nicht. Sie lag mit brennenden, wachen Augen und hatte die heißen, kleinen Hände vors Gesicht geschlagen. Und hinter der Thür dort am andern Ende des Ganges stand Baroneß Ilse vorm Spiegel und hatte die weißen Arme gehoben, um ihr Haar zu lösen, daß es in aschblonden Wogen um das süße, stolze Gesicht fluthete und um die runden Schultern; und ihre lächelnden Lippen sprachen leise: „Er gefällt mir wirklich! Aber was ist's nur mit dem armen Mädel? Sie hat sich unheimlich verändert gegen früher!" Gut war, daß der Candidat nichts sah und hörte aus beiden Stuben. Es hätte ihn die Nachtruhe gekostet. —

Es war am nächsten Morgen. Der Candidat saß unruhig und gedankenvoll in seinem Sopha. Es war nicht mehr ganz früh. Seine Zöglinge waren freudevoll mit dem Förster nach den Fischteichen gegangen. Duftig und bläulich zogen die Ringe des Cigarren-Rauches durchs Zimmer. Draußen schien die kalte Wintersonne licht und freundlich. Da kam ein leichter Schritt den Gang herab. Er hörte, wie drüben bei der Gräfin eine Thür geöffnet und geschlossen wurde; jetzt kamen die Schritte ganz nah', nun legte sich eine Hand auf den Drücker seiner Thür, und schnell wurde sie aufgethan; im Rahmen der Thür stand im schlichten Morgenkleid und in der Hausschürze, die Wangen frisch geröthet, Baroneß Ilse und sah ihn betroffen an.

„Bitte um Verzeihung," sagte sie schnell: „ich mache meinen Morgen-Inspections-Gang und hatte gehört, Sie wären mit den Jungens nach den Fischteichen gegangen. Aber da Sie zu Hause sind, kommen Sie nur herunter in den Saal und helfen Sie mir die Weihnachtsbäume aufputzen; sie reichen bis an die Decke, und Sie scheinen mir Garde-Maß zu haben. Wollen Sie?"

„Kein Vogelnest war ihm zu hoch, — für sie er hin zur Höhe flog!'" citirte er fröhlich.

„Aber eines sage ich Ihnen," sagte sie lachend, „mein Kopf gilt! Wollen Sie darauf eingehen? Widerspruch dulde ich nicht! Sonst zanken wir uns."

„Bedingungslos!" kam es zurück: „la mort sans phrase".

„Schön, dann kommen Sie und halten Sie Wort, und ich will Ihnen eine gnädige Herrin sein." Da ging er hin an der Seite des Edelfräuleins.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Schnee.

Skizze von Rudolf Greinz.

Endlich war es mir gelungen, meinen ersten großen Erfolg zu erringen. Die Mitte der Dreißiger hatte ich unter mannigfachen Lebenskämpfen schon erstiegen. Nun war meine neue Oper das Gespräch des Tages. Alle Zeitungen brachten glänzende Berichte. Ich war plötzlich ein gefeierter Componist geworden. Eine lichte Bahn hatte sich vor mir geöffnet. Der Weg zu weiterem Ruhm war geebnet und noch dazu mit recht ansehnlichen Tantièmen gepflastert.

Eine schmeichelhafte Einladung berief mich an eines unserer bedeutendsten Hof-Theater, wo ich mein Werk selbst einstudiren sollte. Eine nicht große, aber umso anmuthigere Rolle der Oper war für das Debut einer jungen, hochtalentirten Sängerin bestimmt. Fräulein Ella Waldeck wurde mir gleich in den ersten Tagen meiner Anwesenheit vom Intendanten vorgestellt. Ein herrliches Mädchen. Sie mochte kaum zwanzig Jahre zählen. Das verkörperte Märchen. Duft und Grazie in jeder Bewegung. Eine ungemein sympathische, liebe Stimme. Große fragende Augen, wie zwei reine Himmelslichter, voll Jugendglück, Sonnenschein und beseligender Hoffnung für die Zukunft.

Die junge Sängerin war mir vom Intendanten zur besonderen Obhut empfohlen worden. Unsere Seelen fanden sich merkwürdig rasch. Schon in der ersten Woche vereinte uns ein herzlicher und ungezwungener Freundschaftsbund. Sie vertraute mir alle die kleinen Erlebnisse ihrer Mädchenzeit an, ihre Begeisterung für die Kunst, die harmlosen Abenteuer am Conservatorium. Mir bereitete es ein eigenes Behagen, mich über alle meine Zukunftspläne mit dem schönen Mädchen ausplaudern zu können. Sie lauschte mir mit einer Andacht, als ob sie in der Kirche säße. Dabei wurde fleißig studirt. Ella besaß thatsächlich ein hervorragendes Talent. Ich konnte mir für meine Oper keine bessere Vertreterin wünschen.

So ganz harmlos war unsere Freundschaft allerdings nicht, — wenigstens auf meiner Seite. Ich begann mich bereits ernstlich zu fragen, ob das schöne Mädchen vielleicht doch mehr für mich fühle, als bloße Freundschaft und Verehrung. Ja, ich begann dieses mit ganzer Seele zu wünschen. Kurz und gut, ich hatte mich in meine schöne Schülerin ernstlich verliebt, — mit allen holden Jugendseleien, die derartige Ereignisse im Gefolge zu haben pflegen, so lange der Bartflaum erst keimt. Daß ich aber als Dreißiger solcher Dinge noch fähig war, ließ mir die ganze Sache in um so bedenklicherem Lichte erscheinen. Ich ertappte mich nach einander auf verschiedenen Delicten: Ich hatte ein kleines Spitzentüchlein entwendet, das ich bei ihr bemerkte. Dieser ersten Unthat folgte eine schwarze Sammetschleife, endlich ein Trinkglas . . . Wenn ich also nicht eine immerhin ganz lohnenswerthe Carrière als Gewohnheitsdieb einschlagen wollte, mußte bald auf irgend eine Weise Rath geschaffen werden.

In einigen klaren Momenten faßte ich den Entschluß, mir diesen Rath bei Ella selbst zu holen, dem schönen Mädchen meine Gefühle zu entdecken, — mochte das Urtheil ausfallen, wie es wolle. Lieber die einmalige Verdammung, als diese ewige Qual der Ungewißheit!

An einem herrlichen, frischen October-Morgen erhob ich mich mit dem endgültigen Entschluß, daß heute der entscheidende Tag sein solle. Ich kleidete mich mit einer gewissen Feierlichkeit an und widmete namentlich meiner Cravatte, die sonst zu meinen Schwächen gehörte, eine besondere Sorgfalt. Mein eleganter Herbstanzug saß tadellos. Die Probe vor dem Spiegel fiel zu meiner vollkommenen Zufriedenheit aus . . .

Doch was war das? Täuschte ich mich, oder war es Wirklichkeit? Ein breiter Sonnenstrahl fiel durch das Fenster gerade in den Spiegel. Ich glaubte sie zu deutlich bemerkt zu haben, — ich konnte mich unmöglich täuschen: sie waren da, — die ersten grauen Haare! Ein ganz leiser, silberner Schimmer an beiden Schläfen. Die Sonne hatte es an den Tag gebracht, — Schnee . . . Schnee . . .

Etwas angegriffen von dieser plötzlichen Entdeckung, ließ ich mich unwillkürlich auf einen Stuhl nieder. Also der erste Schnee war auf mein Haupt gefallen! Ich begann nachzudenken. Auf einmal fühlte ich mich ganz entsetzlich alt. Mein Vorsatz, mit dem ich aufgestanden war, erschien mir plötzlich ungemein lächerlich. Ich segelte entschieden in die Stimmung eines gehörigen moralischen Katzenjammers hinein. — Schnee . . . Schnee! . . Und ich wollte noch von Blüthen träumen!

Schier unbewußt sang ich eine Stelle aus meiner eigenen Oper vor mich hin, die auf meine gegenwärtige Situation paßte, als wenn sie eigens dafür geschrieben worden wäre:

„Wenn leis' Dein Haupt wohl über Nacht
Des Alters Schnee befällt,
Dann fliehet auch die Liebe sacht
Und aller Zauber junger Welt."

Jetzt erst fiel es mir ein, daß diese Verse in der Rolle Ella's standen. Und gerade heute sollte ich diese Partie mit dem angebeteten Mädchen einstudiren! Das war in meiner jetzigen Stimmung undenkbar, unmöglich! — Ich setzte ein Billet an Ella auf, um mich für heute zu entschuldigen. Ich zerriß es wieder, schalt mich selbst einen kindischen Thoren, maß mit erregten Schritten das Zimmer und blieb jede zweite Minute vor dem Spiegel stehen. Schnee . . . Schnee . . .! Das Glas konnte eben nicht lügen.

Endlich brachte mir eine echte Havanna einigermaßen meine Gemüthsruhe zurück. Während ich die blauen Wölkchen in die Luft blies, begann ich zu überlegen. Ich erwog alles Für und Wider mit dem Eifer eines Parlaments-Redners.

Die Stunde hatte geschlagen, die mich zu Ella rief. Plötzlich erfaßte mich eine nervöse Hast. Was würde sie von mir denken, wenn ich heute nicht käme! Sie hatte mir doch gestern an der Flurthür noch die Hand gedrückt, mir so lieb in die Augen gesehen, mir noch halblaut zugerufen: „Auf Wiedersehen! Auf recht baldiges Wiedersehen, morgen!"

Ich entschloß mich, zu ihr zu gehen. Rasch nahm ich Hut und Stock, warf noch einen letzten vorwurfsvollen Blick in den Spiegel . . . Schnee, — Schnee, — und eilte auf die Straße.

Ella empfing mich mit Schmollen. Ich war richtig eine Viertelstunde zu spät gekommen. Sie war aber doch von bezaubernder Liebenswürdigkeit. Ich setzte mich zu ihr ans Klavier und schlug die Begleitung an. Des Mädchens Nähe wirkte auf mich, wie heller fluthender Frühjahrs-Sonnenschein, der Eis und Schnee schmelzen macht in Thälern und auf Höhen. Alle meine düsteren Bedenken waren auf einmal vergessen. Meine Seele wiegte sich in den Tonwellen ihrer reinen Stimme. So hatte ich es mir gedacht. Dieser Ausdruck hatte mir bei jeder Melodie vorgeschwebt. Es war fast, als ob die Sängerin eins mit mir geworden, als ob sie meine verkörperte Seele sei.

Da begann sie mit ihrer weichen, melodischen Stimme:

„Wenn leis' Dein Haupt wohl über Nacht —"

Alle märchenhaften Illusionen waren für mich bei diesen Worten plötzlich verschwunden . . . »des Alters Schnee befällt« . . . Es war, als ob mir die Finger auf den Tasten des Klavieres erstarrten. Ich brach die Begleitung unvermittelt ab.

Sie sah mich erstaunt an. „Habe ich gefehlt?" fragte sie fast ängstlich.

„Sie nicht!" erwiderte ich gepreßt. „Aber ich befand mich in einem großen, großen Irrthum!"

Ich war aufgestanden und ans Fenster getreten. Unwillkürlich preßte ich die heiße Stirn an die Scheiben.

„Was ist Ihnen?" fragte sie, indem sie besorgt an meine Seite trat.

„Nichts! Nichts!" suchte ich auszuweichen. Sie faßte mich bei der Hand und sah mir tief in die Augen. Ich hielt ihren Blick nicht aus und schlug die Augen zu Boden.

„Sie verheimlichen mir etwas!" sprach sie halblaut, indem eine merkliche Erregung in ihrer Stimme zitterte. „Habe ich Ihr Vertrauen so wenig verdient?"

Was sollte ich ihr sagen? Ich nahm einen kräftigen Anlauf und brachte doch nichts heraus. Ein peinliches Schweigen herrschte zwischen uns. Endlich sprach ich: „Mein liebes, süßes Kind, foltern Sie mich nicht! Wir müssen heute Abschied nehmen!"

Ich sah, wie ein jähes Erschrecken sie durchfuhr. Sie war keiner Erwiderung fähig.

„Es waren herrliche Tage voll Sonnenschein und Glück!" sagte ich und nahm ihre beiden kleinen Hände in die meinigen. „Ich habe Sie nie zu fragen gewagt, was Sie für mich fühlen, ob ich Ihnen mehr bin, als ein Lehrer und Freund. Heute sollte die Entscheidung fallen. Heute wollte ich Ihnen gestehen, einziges, liebes Mädchen, — wollte Dir gestehen, wie unendlich lieb ich Dich habe, wie Du all mein Sinnen und Träumen warst die ganze Zeit. Nun ist alles zerstört, — für immer zerstört! Es war ein lichtes Märchen, dem nun finstere Nacht folgen soll."

Sie athmete tief auf. Bald war sie erröthet, bald erblaßt. Kein Laut kam über ihre Lippen.

„Bin ich nicht ein Narr gewesen, —" fuhr ich fort, „mir einzubilden, daß ich von Dir geliebt werden könnte? Du, die Jugend und Schönheit selbst, die aufblühende Rose, — und ich! — Es ist gut, Ella, daß es Spiegel giebt, die einen belehren, »wenn unser Haupt wohl über Nacht des Alters Schnee befällt« . . ."

Jetzt schien sie zu begreifen. Sie warf einen flüchtigen Blick auf mein Haar.

„Grau wird's! Grau wird's!" rief ich in komischer Verzweiflung aus. „Da! Und da und da! Und ich alter Esel konnte noch glauben, — es ist zu thöricht! Leb' wohl, mein Glaube, mein Alles, mein Himmelreich! Der Weg ist verschneit. Ich finde ihn nicht mehr zu Dir! — »Dann fliehet auch die Liebe sacht und aller Zauber junger Welt«! . . ."

Ich ließ ihre beiden Hände los. Thränen drohten meine Stimme zu ersticken. Da fühlte ich mich plötzlich zurückgehalten.

Sie faßte meinen Kopf mit beiden Händen und drehte ihn gegen das Licht. Wie alles Weitere kam, weiß ich nicht mehr. Ich fühlte, wie sich zwei weiche Mädchenarme um meinen Nacken schlangen . . . ich fühlte zwei heiße Lippen auf meinem Mund . . . Unwillkürlich schloß ich die Augen . . . Es mußte wohl ein Märchen sein. Und doch ist dies Märchen zur entzückenden Wirklichkeit geworden!

Schnee . . . Schnee . . . aber nicht kalter, winterlicher, — nein, Blüthenschnee hat den schmalen Pfad überstreut, auf dem sich unsere Herzen fanden, — Blüthenschnee mit lichten, duftigen Flocken, mitten im October, — Schnee . . . Schnee . . . O du lachende, blühende Welt in unserm Innern! Da ist es auf einmal entsprossen, das ganze süße Geheimniß, das nur ein Herz vom andern weiß, — entsprossen, wie ein lenzduftiger starker Baum, in dessen Zweigen die Vögel singen, der seinen Wipfel im Winde wiegt. Und der Wind weht aus seinem Reichthum in tausendfältigen Flocken die blühende Kunde über Berg und Thal . . . Schnee . . . Schnee . . .

Nachdruck verboten.

Der Burgstein im Altmühlthal.

Nach der Original-Zeichnung von M. Zeno Diemer.

(Siehe Abbildung Seite 177.)

Jedem aufmerksamen Beobachter, welcher die Strecke Ingolstadt-Nürnberg mit der Bahn durchfahren hat, wird in dem malerischen Altmühlthal zwischen Eichstädt und Dollnstein ein grotesker Kreidefelsen aufgefallen sein, welcher sich an einer starken Krümmung des Thales wie ein Eckpfeiler steil erhebt. Auf dem mit einem hölzernen Kreuze gekrönten Gipfel erblickt man noch spärliche Mauerreste einer längst verfallenen Burg, und es liegt eine eigenthümliche melancholische Stimmung über der großartigen Felsgruppe, welche so einsam aus dem bewaldeten Berghange an dem saftigen Wiesengrund hervortritt, durch welchen in trägem Flusse die klare Altmühl in unzähligen Windungen sich schlängelt. Auch die Gänseherde, welche der Maler im Vordergrunde angebracht, ist charakteristisch für diese Gegend. An den Burgstein, auf welchem die Jugend von Dollnstein und Breitenfurt mit Vorliebe ihre Kletterkünste versucht, knüpfen sich eine Menge Geschichten und Sagen, welche jedoch nur im Volksmunde zu hören sind und noch kaum in irgend einem Buche aufgeführt wurden. In erster Linie malt man sich die einstige Burg mit allen Schrecknissen eines Raubritterschlosses aus; eine Art Ritter Blaubart soll dort oben gehaust haben. Dieser „Zwingherr" soll alle schönen Bauernmädchen zu sich auf das Schloß entführt haben, aus dem dann keines mehr zurückkam, bis ihn sein Schicksal erreichte. Im vorigen Jahrhundert trieben vielfach Schatzgräber auf dem Burgstein ihr Unwesen. Diese Leute erzählten natürlich mit Eifer alle möglichen schaurigen Gespenstergeschichten, welche sie droben in den Neumondnächten erlebt haben wollten, damit es keinem Rivalen einfiele, ebenfalls auf dem Burgstein sein Glück zu versuchen.

Das wilde „Gjaig"*) erwählte auch den Burgstein zum Zielpunkte seiner mitternächtlichen Hatz, wenn es vom „Kappenzipfel" her gezogen kam.

*) Gjaig = Gejage (Jagd).

Nachdruck verboten.

Drei Gedichte.

Von Ernst Müllenbach.

I.

Die Lilien weiß mit gold'nem Heil'genschein,
Sie standen schön vor Deinem Kämmerlein.

Heut' sah ich, und hab' nie vordem geseh'n,
Ein Nelkenstämmchen bei den Lilien steh'n.

Das prangt und flammt in Blüthen, glühendroth; —
Willst Du mir sagen, wem dies Feuer loht?

II.

Will keiner uns lassen
Beisammen hier sein,
Steig' nach mir zu Walde,
Dort sind wir allein.

Bergan mußt Du klimmen
Im sonnigen Brand,
Die Wellen, sie rinnen
Vorüber ins Land.

Wohl über die Wellen,
Auf schwankendem Steg,
Auf moosigen Wegen
Zum stillsten Gehег!

Wo Füchslein und Häsin
Sich bieten die Zeit,
Ist auch wohl uns beiden
Ein Plätzchen bereit.

III.

Müssen wir nun scheiden, bleib' ich auch nicht hier:
Meine Seele wandert im Gebet mit Dir.

All' zu Gott die Bitten, die ich morgens sprach,
Fliegen mit den Wolken, mit dem Wind Dir nach.

Wenn am schwülen Mittag Dich ein Hauch erquickt,
War's ein Liebesbote, den ich Dir geschickt.

Siehst ob fremder Herberg Du die Sterne steh'n,
Wird mein Abendsegen traulich Dich umweh'n.

Und wenn wir entschliefen einsam und allein,
Werden doch im Traume wir beisammen sein.

Reactions-Post.

Frau von St. in Genua. Der Buchdrucker Ballhorn ist insofern unschuldig, als er es nicht auf dem Gewissen hat, dem Hahn auf dem Titelblatt der Fibel einen Korb mit Eiern an die Seite gesetzt zu haben. Ballhorn lebte von 1531 bis 1599 in Lübeck, es ist aber nachgewiesen, daß Fibeln mit der Abbildung des Hahnes erst im achtzehnten Jahrhundert üblich wurden. Ballhorn muß aber bei der Herausgabe des Lübecker Stadtrechts ungebührlich viele Druckfehler verbrochen haben, sonst würde das „Verballhornen" gewiß nicht in unseren Sprachschatz gekommen sein.

H. V. in Erfurt. Sie haben recht, Rubinstein ist nicht in Paris, sondern in St. Petersburg gestorben.

Hausfrau in Königsberg. Chlorkalk und Eau de Javelle unterscheiden sich dadurch, daß in dem letzteren an Stelle des Kalk Natron enthalten ist. Sie werden nicht mehr darüber zu klagen haben, daß nach dem Gebrauche dieses Bleich-, resp. Flecken-Entfernungsmittels die Wäsche zerstört wird, wenn Sie nachher Antichlor, d. i. ein wenig in Wasser gelöstes unterschwefligsaures Natron anwenden.

Elisabeth Fr. in Schandau. — Achten Sie darauf, daß Sie stets warme Füße haben, dann wird das Uebel schnell verschwinden. Zu diesem Zwecke legen Sie Kork- oder Filzsohlen in die Schuhe; Sie müssen die Sohlen aber alle zwei bis drei Tage wechseln, damit sie stets trocken sind. Häufige Fußbäder möchten wir Ihnen außerdem noch empfehlen.

Alpenveilchen in Zürich. — So gern wir Ihnen gefällig sind, es geht nicht, denn wir müssen doch darauf Bedacht nehmen, daß unsere Aufsätze allgemein interessiren. Wenden Sie Sich an ein Fachblatt.

Frau P. Br. in Myslowitz. — Wir theilen Ihre Ansicht in keinem Falle, und uns auf eine Polemik einzulassen, dazu fehlt uns hier der Raum.

Helene M. in Husum. — Wir haben bereits einen Aufsatz über das Thema veröffentlicht, sehen Sie bitte in Heft 8 auf Seite 32 des Modentheiles nach. Daß wir in Ihnen eine so eifrige Beschützerin der Singvögel kennen lernen, erfreut uns sehr. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß jede verständige Dame mit Ihnen gleicher Ansicht ist.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Hein, für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 24, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. December 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Handlanger des Genies.

Von Johanna Klemm.

(Schluß.)

An der Mittagstafel des Pensionats ging es heute sehr lebhaft zu. Gabrielens Erlebniß bildete den Unterhaltungsstoff, denn wenn sie auch durchaus nicht alles von diesem interessanten Besuch erzählte, so war's doch genug, um alle Gemüther und Zungen in Bewegung zu bringen. Ein Schriftsteller in der Pension, ein wirklicher, erfolgreicher Poet! Jede wußte irgend etwas von ihm, kannte eine Novelle, ein Gedicht, oder gar sein Bild; eine schöne Amerikanerin aber schoß den Vogel ab, indem sie erklärte: „Oh, dear me, auf den Ball von die Presse ich machte die Bekanntschaft von einen Mr. Rupert, oh, a very nice man indeed, sunny eyes he had!“

Diese letzte Bemerkung, über die die anderen lachten, hatte ganz Gabrielens Beifall, denn von der ganzen Erscheinung des jungen Schriftstellers hafteten hauptsächlich die großen, leuchtenden Augen in ihrer Erinnerung.

Anncka war natürlich voll Interesse für diesen Fall und hatte nichts dagegen, daß die kleine „Marjell“, wie sie auf gut Ostpreußisch sagte, Rupert's Arbeiten zu Hause copirte. Sie hatte nicht versäumt, bei ihrem alten Doctor Brandenburg das Gespräch auf Rupert zu bringen, und freute sich, als dieser bemerkte: „Ah, ein feiner Kopf, und ein Charakter, von dem zu hoffen ist, daß er das Talent stützt, anstatt es zu gefährden, was wir bei manchem vielversprechenden Anfänger erlebt haben.“

Am Tage nach Rupert's Besuch kam ein umfangreiches Packet an, und Gabriele ging mit Feuereifer an ihre Arbeit. Mitunter war es nicht leicht, die sehr geniale Schrift zu entziffern, manchmal liefen auch Flüchtigkeiten mit unter, fehlten Worte, und sie wagte es, mit Herzklopfen, eine geringfügige Ergänzung zu unternehmen. Das erste war die Schilderung einer norwegischen Reise, durchaus nicht trocken, sondern bei aller genauen Sachlichkeit voll Poesie. Damit war Gabriele in drei Tagen fertig.

Dann kam eine Novelle. Das wurde nun ein entzückendes Vergnügen! Aber die Arbeit ging nicht so schnell von statten, denn mit den lesenden Augen hielt die Feder nicht Schritt, und endlich legte Gabriele sie ganz hin, um erst mit glühenden Wangen zu Ende zu lesen. Ah, — das war ein Dichter, ein echter! Und sie kannte ihn! Da drüben am Piano hatte er vor ihr gestanden, — sie hörte beim Lesen einzelner Stellen genau seine Stimme, sie sah seine Augen, — — o ja, es lohnte sich doch, Handlanger zu sein!

In abermals drei Tagen war auch diese Arbeit fertig, und das Packet ging ab. Umgehend kam per Postanweisung der Betrag dafür: Zwölf Mark fünfzig Pfennig, und Gabriele war selig! Gleich darauf ein neues Packet mit einigen liebenswürdigen Zeilen von Rupert's Hand, in denen er für „die schöne, schnelle Erledigung seines Auftrags“ dankte und bat, auch Beifolgendes zu übernehmen.

Diesmal waren es kleinere Sachen, auch Verse. Diese letzteren las Gabriele zuerst, und da unter dem einen wunderschönen „Mägdleins Lied“ das Datum

Bang-Pa-in, ein siamesisches Versailles. — Siehe Seite 188.

des Tages stand, an dem Rupert sie am Klavier gefunden, wurde sie in aller Stille glühend roth und versteckte das Gesicht in den Händen. Daß sie von diesem Gedicht zwei Abschriften machte, und eine davon in ihrem geheimsten Schrein verwahrte, das — hätte der Autor wohl verziehen, wenn er es gewußt hätte.

Dann kamen allerlei Essays und zuletzt eine kurze Novellette, die aussah, als wäre sie eben erst geschrieben, die Tinte kaum trocken, und da, — was war das? Gabriele öffnete die Augen weit und las, — und las. —

O, die Heldin hatte keine Aehnlichkeit mit ihr, das bildete sie sich nicht ein, so liebreizend war sie nicht! Auch die Umgebung war ganz anders, erinnerte nicht im entferntesten an ein Berliner Pensionat, aber, — komisch war es doch, — die Sprache, die Ausdrucksweise kamen ihr so bekannt vor, als hörte sie ihre eigenen Worte, die sie neulich gebraucht, — ganz unschuldige Worte, ohne Consequenz, aber es war doch sonderbar, sie so festgehalten zu sehen! Und das sollte sie mit eigener Hand abschreiben für den Druck?

Gabriele sprang auf, denn es war ihr, als zeigte man plötzlich mit Fingern auf sie.

Dann kam auch noch das Mädchen und meldete, vorn sei Besuch. Gabriele hatte gar keine Lust, hinzugehen, und als Jette hinzufügte: „Der Herr von neulich," da wurde sie dunkelroth. Aber es half nichts, sie standen ja in „Geschäftsverbindung" mit einander, sie mußte ihn empfangen.

Da stand er wieder am Klavier wie neulich, und ebenso strahlend sah er aus, als er anfing: „Entschuldigen Sie mein abermaliges Eindringen! Haben Sie vielleicht schon etwas fertig von meinen Sachen? Mein Verleger drängt nämlich, und da ich gerade vorüberging, bin ich hier heraufgesprungen —"

„Das meiste ist fertig," sagte Gabriele ernsthaft, „nur die Novellette fehlt noch."

„Und die —?"

„Erhalten Sie morgen, ich bin schon dabei."

Er sah sie forschend an. „Die Geschichte gefällt Ihnen nicht?"

„O doch, — aber —" ihre ernsthafte Reserve hielt nicht stand, lebhaft und bittend klang es, als sie fortfuhr: „Aber es gefällt mir nicht, Herr Rupert, daß, — daß, — ich sagte doch, daß ich Ihnen nicht Modell stände! Sie müssen nicht meine armselige Redeweise copiren, das haben Sie doch bei Ihrem Talent nicht nöthig!"

„Meinen Sie nicht?! Aber Sie wollten doch mein Handlanger sein?"

„Ja, aber in dieser Weise nicht!"

„Liebes Fräulein Forstner," er faßte plötzlich ihre Hand, „ich thue es ganz gewiß nicht wieder! Kein Wort will ich ausplaudern von dem, was Sie sprechen, — es soll mein alleiniges Eigenthum bleiben, aber, — sprechen müssen Sie noch manchmal zu mir! Sie wissen gar nicht, was bei unsereinem alles mitwirkt, uns in Inspiration zu versetzen, uns zum Schaffen anzuregen!"

Nein, das wußte Gabriele nicht, begriff es auch jetzt noch nicht ganz, aber seine Augen machten sie völlig verwirrt, und sie sagte daher eilig: „Ich will jetzt die fertigen Arbeiten holen."

Als sie zurückkam, fand sie Fräulein Gaßner im Zimmer, die auch einmal Gelegenheit nehmen wollte, sich den interessanten Schriftsteller anzusehen. Jetzt ging sie übrigens wieder und hörte nur noch, wie Rupert ganz geschäftsmäßig sagte: „Den Betrag für diese Arbeiten erhalten Sie morgen, mein Fräulein."

„Hat gar keine Eile, Herr Rupert," fiel Gabriele munter ein, „ich bin ja jetzt schon so reich! Ich warte nur auf die nächste Ankündigung von „Romeo und Julia", dann geh' ich ins »Deutsche«! Endlich, endlich kann ich es!"

Diese Ankündigung ließ indessen noch etwas auf sich warten, und Gabrielens Fonds für dergleichen Extra-Ausgaben mehrte sich bedeutend.

Rupert sorgte immerfort für neue Arbeit, meistens brachte oder holte er sie selbst, und an die kurzen Unterhaltungen bei solchen Gelegenheiten knüpfte sich für beide bald so ziemlich die Zeitrechnung.

Endlich stand an den Anschlag-Säulen: Am 4. Mai: „Romeo und Julia".

Glückselig bestellte Gabriele ein Billet; Rupert that natürlich dasselbe. Er war im Deutschen Theater auf allen Plätzen heimisch. Bald saß er in der Schauspieler-Loge, bald mit Kritikern bei Premièren im Parkett, bald trieb er sich auf Stehplätzen herum, — heute vermied er jedoch jeden Anschluß, denn ihm war darum zu thun, Gabriele zu finden und zu beobachten.

Diese saß im zweiten Rang, nein, — sie schwebte eigentlich in einer ganz unirdischen Region, mit dem unklaren Gefühl, als würden ihre Füße nie wieder den Boden berühren. Im ersten Zwischenakt, als alles plaudernd und lachend ins Foyer strömte, blieb sie allein sitzen, zog sich sogar in die dunkelste Ecke der Loge zurück, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen.

Rupert, der sie längst gefunden, beobachtete dies alles und begriff ihre Stimmung. Dennoch machte er einen Versuch, sich ihr zu nähern, ließ sich ihre Loge aufschließen und trat leise ein. Gabriele richtete sich rasch auf, aber ihr Blick traf ihn wie aus weiter Ferne. Dann erkannte sie ihn aber und reichte ihm, wie unwillkürlich, die Hand.

„Ganz allein?" fragte er, „wollen Sie Sich nicht im Foyer etwas erfrischen?"

„Nein, ich mag jetzt nicht die geputzten, lachenden Menschen draußen sehen. Ich mag auch nicht sprechen."

„Auch mit mir nicht?"

Sie sah ihn an, wie um Entschuldigung bittend, und schüttelte den Kopf. Das respectirte er und ging, fast mit einer Anwandlung von Neid auf so ein selbstvergessenes, hingebungsvolles Genießen. — Aber nach Schluß der wirklich wundervollen Vorstellung, die auch ihn ergriffen, gelang es ihm, im Wirrwarr der Garderobe Gabriele noch einmal ausfindig zu machen, und auf der Treppe holte er sie ein.

„Sind Sie noch im Bann der Dichtung?" fragte er freundlich, ohne eine Spur von Ironie, „oder darf man ein profanes Wort wieder wagen?"

„O," sagte sie erfreut, daß er ihre Ablehnung vorhin nicht übel genommen, „ich habe selber schon ganz profane Gefühle, denn ich ängstige mich, die Pferdebahn zu verfehlen, ich muß sehr eilen."

Damit lief sie schnell vorwärts, und er versuchte kein Gespräch, bis sie den Halteplatz an der Ecke der Albrechtstraße erreichten. Der erste Wagen kam, aber er war vollbesetzt und hielt nicht.

„O weh!" sagte Rupert, „heute ist der Cirkus früher ausgewesen, als unsere Vorstellung, nun können wir lange warten." Eine kleine Weile standen sie schweigsam in einer größeren Gruppe von Wartenden, als aber auch der zweite Wagen vorüber fuhr, meinte Rupert: „Wenn Sie Sich meinem Schutz anvertrauen wollen, Fräulein Forstner, der Abend ist warm und schön, wir könnten dann wenigstens eine Strecke gehen, bis wir in einem Wagen Platz finden."

Gabriele nickte und schritt neben ihm her. Ob das recht und gut war, sie wußte es nicht, aber sie konnte es ihm nicht abschlagen. Sie hatte ein unklares Gefühl, als ob es das Natürlichste und Schönste wäre, so mit ihm vorwärts zu schreiten, mitten durch die Millionenstadt, und doch wie mit ihm isolirt durch die gleiche erhöhte, unaussprechliche Stimmung.

Und so wanderten sie durch Straßen und über Plätze und dachten nicht mehr daran, noch in einen Pferdebahnwagen zu steigen, so viele auch vorbeifuhren. Sie hatten einen weiten Weg bis zur Wilhelmstraße, aber sie fühlten keine Müdigkeit. Sie gingen in gleichem Schritt und redeten — und redeten. — —

Und zwar war Gabriele heute die Lebhaftere. Hingerissen von dem Zauber der Dichtung, die sie eben zusammen durchlebt, strömte sie rückhaltlos und ohne Bedenken ihr Entzücken aus, all ihre Beobachtungen, ihre Ueberraschungen und naiven Urtheile, und dem Schriftsteller an ihrer Seite ging die Ueberzeugung auf, daß in einem reinen Mädchenherzen mehr Dichtungsfülle liegen kann, als in manch' einem, den die Welt für einen Dichter hält.

Er selbst aber, Rupert athmete tief, er fühlte sich heute nicht vor der Welt, doch vor sich selbst, wie einer, von dem das Beste noch zu erwarten steht. Berührt von dem Flügelschlag eines unsterblichen Geistes, fühlte er in sich tausend neue Quellen springen. Dies Bewußtsein und dazu das immer wachsende Gefühl für das schöne Mädchen an seiner Seite machten ihn schweigsam.

Sie bogen jetzt in die Anhaltstraße ein, nun waren fast schon die Schritte zu zählen, die sie zusammen noch gehen konnten, denn dort an der Ecke lag Gabrielens Pension.

Es war eine regenfeuchte, warme Nacht, voll von dem Hauch, der die Erde zum Blühen bringt. Die Straße war menschenleer, und über die Mauer des prinzlichen Gartens, der sich an der linken Seite hinzieht, ragten regungslos die dunkeln Baumwipfel. Im Gezweig schlug jetzt ein Vogel an, leise wie im Traum.

Die beiden Wandernden hielten zugleich den Schritt an und horchten. Der fragende Vogellaut schien aus ihren eigenen träumenden Herzen zu kommen. Die jungen Gesichter waren einander so nah, und sein Blick zwang sie, den ihren nicht zu senken. So standen sie Aug' in Auge, und von seinen Lippen klangen die Shakespeare'schen Worte:

„Des Sommers warmer Hauch kann diese Knospe
Der Liebe wohl zur schönen Blum' entfalten."

Nichts weiter. Keine Frage, kein Gelübde, kein Kuß, aber Gabriele hatte verstanden, sein Ton klang wie eine Selbstbeschwörung. — — —

Aber es ist dafür gesorgt, daß „nicht alle Blüthenträume reifen," wenigstens nicht so schnell und sicher, wie man am ersten Frühlingstag für unausbleiblich hält.

Derselbe Maimonat, dessen erste lichte Pracht Gabriele noch in Berlin erlebt, und mit ihr zugleich die erste Blüthezeit ihres Herzens, fand sie bald darauf in der Heimat, an einem Krankenbett. Die Botschaft, die sie heimgerufen, lautete, daß ihren Vater ein Leiden befallen, das, wenn es ihn am Leben ließ, ihn zu fernerer Berufsarbeit jedoch untauglich machen mußte.

Es kam eine sorgenvolle, bewegte Zeit, in der niemand in der Familie an anderes dachte, als an den Leidenden. Auch Gabrielens Herz, das innig an dem Vater hing, ging auf in allem, was ihn und die Heimat betraf. Fern lag Berlin und ihre Musik, fern auch ihr wunderzarter Frühlingstraum, und nur manchmal schlug ein Ton in ihrer Seele an, leise und fern wie der träumerische Vogellaut in jener Frühlingsnacht.

Rupert hatte sie nicht wieder gesehen, denn schon wenige Tage nach jener Romeo-Aufführung war sie abgereist. Nun sah sie hier zu Hause am Krankenbett den Frühling wie von fern vorüberziehen. Allmählich aber genas der Leidende und erholte sich langsam, doch die Pensionirung des einst so thätigen Beamten war beschlossene Sache.

Dadurch änderte sich manches in der Familie, allerlei Einschränkungen waren das nächste. An Gabrielens Rückkehr nach Berlin war nicht zu denken, sie mußte ihre Studien als abgeschlossen betrachten und schon jetzt versuchen, selber Unterricht zu geben. Es gelang ihr auch; in der kleinen Stadt war noch keine Concurrenz, wie sonst überall, man hatte gewissermaßen auf sie gewartet, und bald hatte sie einen kleinen Kreis von Schülerinnen, die sich mit einer gewissen Schwärmerei um die junge Lehrerin scharten.

Als im Hause der Druck, den die Leidenszeit des Vaters ausgeübt, einigermaßen wich, fing Gabriele auch selbst wieder an zu singen, und wer sie hörte, bewunderte nicht etwa eine Kunst, eine Kehlfertigkeit, sondern empfand den geheimnißvollen Reiz dieses Gesanges, wie des ganzen Mädchens. Aber den Grund, das wirkliche Geheimniß Gabrielens, erfuhr niemand.

Und die Zeit verging. Die langen Sommertage waren vorüber, Herbstwinde fuhren durch die stillen Straßen, und endlich ließ der erste dichte Schneefall die kleine Stadt noch stiller und abgeschiedener erscheinen. Gabrielens Gedanken flogen oft und öfter nach Berlin, nicht in Qual und Zweifel, aber in heißer Sehnsucht.

Von Rupert hörte sie nichts. Sie suchte in Zeitungen und Journalen seinen Namen und fand auch oft Bemerkungen über seine reizvollen Novellen, seine echt lyrischen Gedichte. Jetzt im Winter richtete sich aber in den literarischen Besprechungen das Haupt-Interesse auf neue Bühnenwerke. Darunter war er nicht zu finden. Aber von einem Schauspiel, das am „Deutschen Theater" in Vorbereitung begriffen, dessen Verfasser noch nicht genannt sein wollte, las sie mehrmals und konnte sich einer Ahnung nicht erwehren.

Und nun kam es! An demselben Tage, als sie die erste Aufführung jenes Stückes in der Zeitung besprochen fand, und zwar in glänzendster Form von berufener Feder, und Hermann Rupert als der Verfasser genannt wurde, hielt sie auch seinen Brief in Händen.

„»Des Sommers warmer Hauch«", begann er, „Gabriele, erinnern Sie Sich jener Frühlingsnacht, wo wir mit diesen Worten von einander schieden? Doch wozu die Frage! Ich weiß, daß Sie Sich erinnern! Sie athmen noch, wie ich, den warmen Nachthauch, Sie hören mit mir des Vogels Traumruf, wissen und fühlen noch, was ich mit jenen letzten Worten sagen wollte, in festerer Form doch noch nicht sagen durfte!

Gabriele, des Sommers warmer Hauch hat manche Knospe zu schönen Blüthen sich entfalten lassen, Blüthen am Baum der deutschen Dichtung, wie ich heute sagen darf, als der glückliche Verfasser jenes Werkes, das in diesen Tagen einen beispiellosen Erfolg erlebt hat.

Und nun muß auch die letzte Knospe springen, die Rose Deines Herzens, süßes Kind, die mir gehören muß. Ich kann nicht fein bürgerlich um Dich werben, verzeih' dem Stürmenden! Bin ich zu sicher? Ach, mir kommt kein Zweifel, keine Frage! Dieser Brief ist nur mein Vorläufer, morgen bin ich selber da.

Und dann, wenn ich Dich habe, nehme ich Dich mit, und wir sehen mein Stück noch einmal zusammen. Dann sollst Du sehen, was für Theil Du daran hast, Du meine süße Muse, Du kleiner „Handlanger", wie Du Dich selber nanntest. Ja, Kind, das sollst Du werden und bleiben auf Lebenszeit, nicht wahr? Aber nicht, um meine Manuscripte abzuschreiben, Deine Hand werden wir zu 'was anderem brauchen! Auf alles sollst Du sie legen, was brennt, und drückt, und schmerzt, denn glaube nicht, daß nur Rosen zu pflücken sein werden im Garten Deines Dichters, wappne Deine Hand auch gegen Dornen, Kind, denn, — wäre er sonst ein Dichter?"

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer des Rentners Bündgen.

Von ihm selbst erzählt. Von E. R. Jahn.

So war sie endlich mein Eigenthum, die reizende alte Villa, deren Kauf mir so schwer gelungen war! Ich hatte sie sündhaft theuer bezahlt, aber sie war der einzige Ort, von dem aus ich meine Jeanne täglich sehen konnte. Das war die Tochter eines alten Franzosen. Ich hatte sie in einem Konzert in Straßburg kennen gelernt, dann nicht wieder gesehen, bis endlich einmal mit dem Alten am Bahnhof. Dort stiegen die beiden in einen nach dem Süden abgehenden Zug. Ich that dasselbe. Wohin ich reisen würde, wußte ich nicht; ich wußte nur, daß ich so weit reisen würde, wie Jeanne. Die beiden stiegen in einem oberelsässischen Neste aus; ich auch. Kurz, ich wohnte nun ihr gegenüber und konnte sie täglich am Fenster sehen. Zuweilen blickte sie herüber. Sie wurde sehr roth dabei, doch sie lächelte ein wenig. Das konnte ich trotz der Entfernung mit meinen guten Augen sehen.

Meine alte Villa hatte einer bejahrten Dame gehört, die nach der Annexion des Elsaß nach Paris ausgewandert war. Sie war ein wenig verfallen, — ich meine die Villa, — aber sie lag reizend, ganz alleinstehend in den Reben, an einer Berglehne, außerhalb der Stadtmauern. An heiteren Tagen konnte man vom Balcon aus sogar die Schneeberge des Berner Oberlandes erblicken. Nur noch ein Haus war einigermaßen in der Nähe, darin wohnte Jeanne.

Der erste Abend in meinem neuen Besitzthum war recht einsam! Mein Diener war noch in Straßburg zurückgeblieben, mit Einpacken eines Theiles meiner Hausgeräthe beschäftigt. Nicht einmal meine Bücher hatte ich hier. Ich beschloß daher, nachdem ich im Gasthofe des Städtchens zu Nacht gespeist hatte, mich frühzeitig zur Ruhe zu begeben. Bevor ich mich niederlegte, traf ich einige Anstalten zu meiner persönlichen Sicherheit, denn ich hatte jüngst in der Zeitung von mehreren Einbruchs-Diebstählen gelesen, die mit großer Verwegenheit ausgeführt worden waren. Ich bin zwar nicht so furchtsam, wie meine Freunde mich hinstellen möchten, aber was nützt einem alle Tapferkeit, wenn man im Schlaf überfallen wird? „Wenn ein Spitzbube von der Bergseite aus bei mir einbrechen will," so sagte ich mir, „hat er es sehr bequem. Er braucht nur durch die mannshohen Reben zu schleichen, die ihn allen Blicken entziehen, einen Fensterladen zu durchsägen und eine Scheibe einzudrücken, um im Hause zu sein. Niemand hört und sieht ihn hier bei seinem Werke." Ich rückte also mit unsäglicher Mühe einige große, schwere Schränke, die ich von der früheren Besitzerin übernommen hatte, vor die der Berglehne zugekehrten Fenster, und da die Schlösser der Thüren eine sehr fragwürdige Festigkeit hatten, ging ich schnell noch aus, um bei einem Eisenhändler einen Schraubenzieher, sowie einige Schrauben zu kaufen, denn ich wollte die Schlösser mit stärkeren Schrauben befestigen. Auch eine Blendlaterne kaufte ich bei demselben Eisenhändler, da meine Lampen noch nicht angekommen waren. Ich liebe nämlich, die ganze Nacht Licht zu brennen, kann aber bei greller Beleuchtung nicht schlafen.

Nachdem ich meine Sicherheits-Vorrichtungen vollendet hatte, begab ich mich zu Bette. Es herrschte in diesem kleinen Städtchen und besonders auf der Landstraße, an der meine Villa lag, schon um zehn Uhr eine merkwürdige Stille. Trotzdem konnte ich nicht gut einschlafen; das geht mir an fremden Orten immer so.

Es war noch vor Mitternacht, als ich ein eigenthümliches Geräusch, wie von Schritten, auf dem Kiesplatze vor der Veranda hörte. Ich erhob mich leise, spähte hinaus und glaubte den Schatten irgend einer Person durch das Gebüsch huschen zu sehen. Dann war alles wieder still. Etwas aufgeregt legte ich mich wieder zu Bette, fuhr aber alle Augenblicke wieder auf, da ich Geräusch am Fenster zu hören wähnte. Endlich, als ich ganz deutlich leises Hantiren am Fensterladen wahrnahm, sprang ich auf, kleidete mich nothdürftig an und spähte, geschützt durch das Dunkel, in welchem die geschlossene Blendlaterne das Zimmer ließ, durch einen Spalt des Fensterladens hinaus. Ich erblickte mir dicht gegenüber ein grimmiges Gesicht, einen struppigen Bart! Der Kerl, — ich sah ihn beim schwachen Scheine der Mondsichel ziemlich deutlich, — hielt einen derben, eisenbeschlagenen Stock in der Hand und prüfte, ihn krampfhaft auf- und niederschwingend, dessen Schwere.

Meine Freunde halten mich, wie erwähnt, für einen etwas ängstlichen Menschen. Aber bei naher Gefahr verläßt mich die Geistesgegenwart nicht. Ich beschloß, mich zunächst abwartend zu verhalten, und drückte mich, so gut dieses bei meiner ziemlich beträchtlichen leiblichen Rundung möglich war, an die Wand. Der Mensch draußen versuchte geräuschlos den Laden zu öffnen, aber ich hörte es wohl. Nun hatte ich zwar einen geladenen Revolver zur Hand, er lag während der Nacht stets auf meinem Bett-Tischchen; um aber unnöthiges Blutvergießen zu vermeiden, beschloß ich, dem Unholde das Terrain abzugewinnen. Ich rannte also in das obere Stockwerk des Hauses, wo ein kleines rundes Fenster dicht über dem Wellblechdache sich befand, das die Veranda beschirmte, zwängte mich glücklich, obschon mit Mühe hindurch, wobei meine ohnehin spärliche Bekleidung bedenkliche Risse erhielt, und gelangte auf das Wellblechdach. Im Bewußtsein meines nun erlangten Vortheils schrie ich dem Kerl, der (da das Blechdach unter meinen zwei Centnern einen klagenden Ton von sich gegeben hatte) um die Ecke des Gebäudes zu mir hinauf schielte, mit schrecklicher Stimme zu: „Mensch, packe Dich, oder Du bist des Todes!" Dabei richtete ich, wie ein lebender Wegweiser, den Arm möglichst weit ausstreckend, meine Schußwaffe auf den Unglücklichen. Schnell brachte er seine Physiognomie hinter der Ecke in Sicherheit, aber statt mich einer Antwort zu würdigen, pfiff er melodisch auf einer Pfeife. Eine andere Pfeife antwortete in der Ferne.

Also eine ganze Diebesbande, von der ich in meiner Noth „ausgepfiffen" wurde, in des Wortes verwegenster Bedeutung! Früher hatte ich die armen Mimen oft bemitleidet, denen man im Theater solchen Schimpf anthat. Wie gern hätte ich, der Rentner August Bündgen, in diesem Augenblicke mit einem armen Schauspieler die Rollen getauscht!

Was thun? Vorläufig hatte ich nur einen Gegner. Sollte ich den Kampf mit ihm aufnehmen oder sollte ich fliehen? Den Sprung vom Dache konnte ich ohne Gefahr trotz meiner Schwere und meines Körper-Umfanges wagen, den Kerl nöthigenfalls auch niederschießen. Was aber würde Jeanne dazu sagen, wenn ich ein Mörder würde? Wie würde die ungewöhnliche Art des Weges, den ich beim Verlassen des Hauses eingeschlagen hatte, — ich war, wie der Leser weiß, durch die enge Luke gekrochen, — mich in ihren Augen lächerlich machen, namentlich bei einem irdischen Wiedersehen, das ich doch hoffte! Denn das Gericht hätte, wenn ich den Kerl niederschoß, ohne Zweifel von allen Vorgängen Kenntniß erhalten, und infolge dessen auch sie, meine Angebetete! Nein, ich blamire mich nicht gern! Ich beschloß also, auf meinem Grund und Boden zu bleiben, mein Eigenthum zu behaupten, das Aeußerste in seiner Vertheidigung zu wagen. Nur in das Haus mochte ich auf demselben Wege nicht zurückkehren, denn erstens war das runde Fenster verwünscht eng, ich konnte möglicherweise diesmal stecken bleiben und von dem nachdringenden Einbrecher meuchlings ermordet werden, und zweitens: wie leicht konnte schon ein dritter Dieb im Keller versteckt sein! Der Keller! Es kam mir ein rettender Gedanke.

Ich sah mich um. An das schräganisteigende Wellblechdach stieß oben nur ein schmaler Streifen Hausmauer; kaum einen halben Meter über ihm begann das Ziegeldach des Hauses. „Je erhabener die Position, desto günstiger die Vertheidigung!" dachte ich. Ein guter Turnerschwung, — ich bin nämlich trotz meiner Stärke ein ganz guter Turner, — brachte mich auf das Ziegeldach und in die Nähe des Schornsteins, — ein tüchtiger Feldherr denkt auch an die Rückzugslinie.

Obwohl mich, wie gesagt, nur strategisch-defensive Rücksichten, nicht Furcht, veranlaßt hatten, den erhöhteren Standpunkt einzunehmen, bekenne ich doch, daß ich über die unerhörte Frechheit der Diebe staunte, als ich wahrnahm, wie sie nach einiger Berathung eine Leiter, die im Hofe aufbewahrt war, an das Wellblechdach anlegten. Richtig, da tauchte auch schon ein schwarzer Kopf am Rande auf. Jetzt war meine Geduld zu Ende. Wenn man nicht einmal auf seinem eigenen Dache sicher ist! . . . Ich gab Feuer auf den Kopf, und da ich, um mir den vermuthlich schrecklichen Anblick der Folgen meines Schusses zu ersparen, beim Abdrücken seitwärts sah, erspähte ich, — der Mond hatte sich inzwischen verkrochen, — beim Aufblitzen der Pulvergase in meiner Nähe den starken Ast eines Baumes. Ich ergriff ihn, schwang mich hinaus und stürzte mit dem sich unter Krachen vom Stamme ablösenden Aste, dessen Tragkraft ich überschätzt hatte, unsanft zur Erde. Meine Knochen knackten; eine furchtbare Wuth auf die Einbrecher kam über mich. Ich raffte mich auf und eilte mit gefälltem, — ich meine erhobenem, — Revolver um die Ecke des Hauses, entschlossen, keinen Pardon zu geben.

Am Wellblechdache stand die Leiter, auf ihr in halber Höhe eine Gestalt. „Nur zu!" schrie ich mit heiserer Stimme. „Ich bin jetzt da!"

„Ach, Du bist's, Sperberle!" antwortete der Mensch. „Gut, daß Du gekommen bist! Halt Wach' bei der Leiter! Muß doch sehen, ob's der Charles war, oder der Hallunk', der abgestürzt ist!"

Mit diesen Worten kletterte die fragwürdige Gestalt eilig die letzten Stufen der Leiter hinauf und verschwand auf dem Dache.

Wuthentbrannt riß ich die Leiter um, daß es krachte, und schrie: „Dem ersten von Euch Strandräubern, den ich erblicke, blase ich das Lebenslicht aus!" Und, theils zur Bekräftigung meiner Drohung, theils zur Stärkung meines Muthes, feuerte ich dabei die zweite Patrone meiner Waffe ab. Das Klirren mehrerer Fensterscheiben zeigte mir an, daß ich (wie gewöhnlich, wenn ich in Wuth gerieth) nur mein Eigenthum beschädigt hatte; es hörte sich aber recht stattlich an und erhöhte meine Tapferkeit.

Die Spitzbuben waren, — ich würde sagen: „wie vom Erdboden verschwunden", wenn sie nicht bereits auf dem Dache gewesen wären. Nichts rührte und regte sich mehr. Nur die Grillen, die mein Schießen erschreckt hatte, begannen wieder zu zirpen.

So fand ich mich denn, — sehr wenig feldmäßig, noch weniger salonmäßig gekleidet, daher etwas frierend und mit schmerzenden Gliedern, die Feuerwaffe in der Hand, neben meiner Villa wieder. Jetzt zum ersten Male warf ich einen Blick hinüber nach dem Hause, in welchem meine geliebte Jeanne wohnte. Mehrere Fenster waren drüben erleuchtet. Ich erkannte eine weißschimmernde Gestalt, — die Theure, die zu einem Fenster herausspähte.

Schreckliches hatte ich eben überstanden, aber der Gedanke, daß meine Jeanne mich jetzt erblicken könnte, flößte mir viel heftigeren Schreck ein, als die Nähe von Dieben und Einbrechern. Gewiß, ich wäre in diesem Augenblick in das Haus gegangen, — nur eines zerrissenen Schlafrockes wegen, — und wenn auch zehn Raubmörder darin gewesen wären, hätte ich nur Fenster und Thüren nicht selbst so entsetzlich solid verschlossen, verschraubt und verriegelt! Den Hausschlüssel hatte ich auch nicht: er stak in meinen Unaussprechlichen, und die waren eben im Hause! Zitternd drückte ich mich in die dunkelste Ecke der Mauer. Zu meinem Schrecken begann jetzt schon der junge Tag zu grauen, den ich zuvor so innig herbeigewünscht hatte. Da hörte ich eilige Schritte auf der Landstraße. Das konnte nur meine Jeanne sein! „Sie hat die Schüsse gehört," sagte ich mir, „sie eilt besorgt herbei, nach ihrem Getreuen zu sehen!" Doch ich erkannte im Dämmerlichte eine Uniform. Es war ein Stadt-Sergeant. „Hieher, guter Freund!" rief ich ihn an. „Hier giebts Spitzbuben! Großes Lager von Spitzbuben! Treten Sie nur näher!"

„Keine Zeit dazu! Muß die Nachtwächter suchen! Sind alle beide spurlos verschwunden!" brummte der Mann des Gesetzes.

„Hab's auch bemerkt!" sagte ich, und versuchte meiner Stimme Festigkeit zu geben. „Wenn Ihr in Eurem elenden Neste Nachtwächter hättet, brauchte ich mir hier nicht den Schnupfen zu holen! Bringt wenigstens einen Schlosser, wenn Ihr keine Spitzbuben mitnehmen wollt! Sonst ruf' ich mir einen aus meinem Vorrath vom Dache, daß er mir aufsperrt, und entlasse ihn mit einer fürstlichen Belohnung!"

Der Sergeant machte ein äußerst wenig intelligentes Gesicht. Er murmelte etwas von frühzeitig zu Bette gehen und neuem Wein, und der Scharfsinn seiner Bemerkungen gipfelte in dem Satze, daß es umso mehr seine dringlichste Pflicht sei, Nachtwächter zu suchen, als es bereits Tag werde.

Dieses Motiv seines gesteigerten Diensteifers leuchtete auch mir ein.

„Nun, so geht und sucht Eure Nachtwächter!" rief ich in heller Berserkerwuth, aus der Nische hervortretend. „Und wenn Ihr dazu eine Laterne braucht, will ich Euch eine geben. Was die zwei Einbrecher betrifft, die ich auf Lager habe, so kann ich sie nöthigenfalls auch noch am Tage hüten, nachdem ich sie die ganze Nacht gehütet habe!"

Dem braven Soldaten schien mein Zustand nun doch besorgnißerregend. Er trat näher. In diesem Augenblick ließ sich eine klägliche Stimme von oben herab vernehmen.

„O, Sergeant Meier, höret doch!"

Herr Meier leistete dieser neuen Aufforderung von neuer Seite Folge und schaute gewaltig nach dem Firmamente, sah aber vorläufig nichts, als einige verglimmende Sterne und Morgenwolken. Endlich schien er etwas zu erblicken, das seinem Verständniß einigermaßen nahe lag.

„Wa — was? Was macht Ihr denn da oben, Jean Baptiste? Ich such' Euch fortwährend seit ein Uhr!"

„O, Herr Meier, fragt nur jetzt nicht! Bringt eine Leiter!" rief jetzt eine zweite, nicht minder klägliche Stimme von Himmelshöhe.

„Herr des Himmels, da ist auch der Charles!" rief der Sergeant. „Also da oben schlaft Ihr gewöhnlich, in der Zeit, da Ihr die Stadt hüten sollt?!"

Ich muß gestehen, ich machte wohl in diesem Augenblicke ein ebenso dummes Gesicht, wie zuvor der Sergeant, und ein nicht viel weniger klägliches, als meine Arrestanten jetzt.

Ich hatte die beiden Hüter der öffentlichen Sicherheit des Städtchens, die Nachtwächter, in Haft gebracht, und noch dazu während ihrer angestrengten Thätigkeit, mein Eigenthum, in dem sie ungewohntes Licht gesehen hatten, vor Dieben zu bewahren! — Nun, ich hatte ihnen wenigstens den Genuß der frischen Luft nicht entzogen und sie nicht da gefangen gehalten, wohin Sonne und Mond nicht scheinen.

Ein sehr verwundertes Gesicht machte auch der Vater meiner geliebten Jeanne, der jetzt neugierig auftauchte. Ich berichtete ihm in Kürze mein Abenteuer. Er würde mir wenig Glauben geschenkt haben, wenn nicht die beiden Nachtwächter vom Dache herab als Zeugen von zweifellos höchster Glaubwürdigkeit alle meine Angaben bestätigt hätten. Glücklicherweise hatte der würdige Mann Verständniß für meine jetzt größte Sorge, — unter Dach zu kommen; er lachte dicke Thränen, und so wurden mir nicht nur die Pforten seines Hauses geöffnet, nicht nur bald die nöthigen Hüllen zu theil, sondern auch die geängstigten Wächter in Freiheit gesetzt. Ich schied von ihnen mit brüderlichem Händedruck. In den Kleidern meines liebenswürdigen Nachbarn nahm ich das Frühstück in seiner Villa.

Infolge meines Abenteuers wurde ich sehr populär im Städtchen und galt für den beherztesten und listigsten Mann daselbst, der ich doch leider nicht bin und für den mich sicherlich die beiden Nachtwächter nicht halten. Doch war ich listig und beherzt genug, jenen meinen Ruf bei Jeanne's Vater derart zu benutzen, daß er mir die Angebetete zur Frau gab. Die beiden Nachtwächter, die natürlich Zeit ihres Lebens viel Spott zu erdulden haben, den ich verdient hätte (so geht's in der Welt!), pflege ich oft für das Dach durch den Keller und die Küche zu entschädigen, und kein Haus ist nachts besser vor Spitzbuben behütet als das meine, was, — bei meiner bekannten schwachen Seite, — nicht wenig zur Vollkommenheit meines Glückes beiträgt.

Nachdruck verboten.

Weihnacht im Süden.

Von Anna Ritter.

Ueber duft'gen Bergeslinien, gold'nen Feldern, grünen Wogen
Blaut des Südens wolkenloser, weitgespannter Himmelsbogen.

Leuchtend steigen die Terrassen in der Sonne lichte Gluthen,
Und zum Strande drängen schäumend des Tyrrhener-Meeres Fluthen.

Nah an meiner Bank vorüber treibt ein Hirt die zott'ge Herde,
Mahnt mich an ein müdes, blasses, liebes Fleckchen Heimaterde;

Mahnt mich in dem Schönheitstaumel all' der Töne, all' der Farben
An des Nordens keusche Blumen, die wohl lange, lange starben.

Während von Messina's Thürmen die metall'nen Stimmen locken,
Denk' ich an den zärtlich leisen Feierklang der Heimatglocken;

An des Nachbars nied're Hütte, d'rin der Meister schafft und hämmert,
Bis der frühe Winterabend störend ihm ins Stübchen dämmert.

Weihnacht ist's! Ich seh' die Tropfen rinnen von den kleinen Fenstern,
Hör' die Alte heimlich rammen von Verwunsch'nen und Gespenstern;

Hör' der Kinder athemloses: „Muhme, ist's auch wahr?" dazwischen,
Spür' den Duft der Weihnachts-Aepfel, die in heißer Röhre zischen.

Wenn es draußen Nacht geworden in dem stillen Spiel der Flöckchen,
Wird der Strahl der Weihnachts-Kerzen zittern über gold'ne Löckchen;

Kinderstimmchen werden schallen, voller Jubel, voll Verlangen, —
Ueber meiner deutschen Heimat ist die Weihnacht aufgegangen.

Nachdruck verboten.

Bang-Pa-in, ein siamesisches Versailles.

Von Ernst v. Hesse-Wartegg.

Siehe die Abbildungen auf Seite 185 und 188.

So mancher Leser dürfte verwundert den Kopf schütteln: Versailles in Hinter-Indien! Wie käme ein so glänzendes, feenhaftes Königsschloß in die Dschungeln und Elephanten-bevölkerten Urwälder, welche das Thal des großen Menaam-Stromes erfüllen? Allenfalls könnte man dort, in dem erst vor einigen Jahrzehnten den Europäern erschlossenen Reiche der weißen Elephanten, indische Paläste und Pagoden von großer Pracht erwarten, aber ein europäisches Königsschloß, nach Art dessen, welches der Roi Soleil, Ludwig XIV, in der Nähe der französischen Hauptstadt geschaffen hat? Unmöglich!

Und doch ist es so. Selbst nachdem ich die Herrlichkeiten der königlichen Palaststadt von Bangkok gesehen, traute ich meinen Augen kaum, als ich das siamesische Versailles erblickte, mit seinen Marmorpalästen, Pagoden, Bassins, Canälen, Pavillons und Tempeln. König Tschulalongkorn, dieser Roi Soleil von Siam, hat es geschaffen, ohne jemals das Vorbild dieser großartigen Anlagen gesehen zu haben. Als er auf seiner Rundfahrt durch Europa vor kurzem wirklich nach Versailles kam, konnte er ausrufen, hier ist ein französisches Bang-Pa-in!

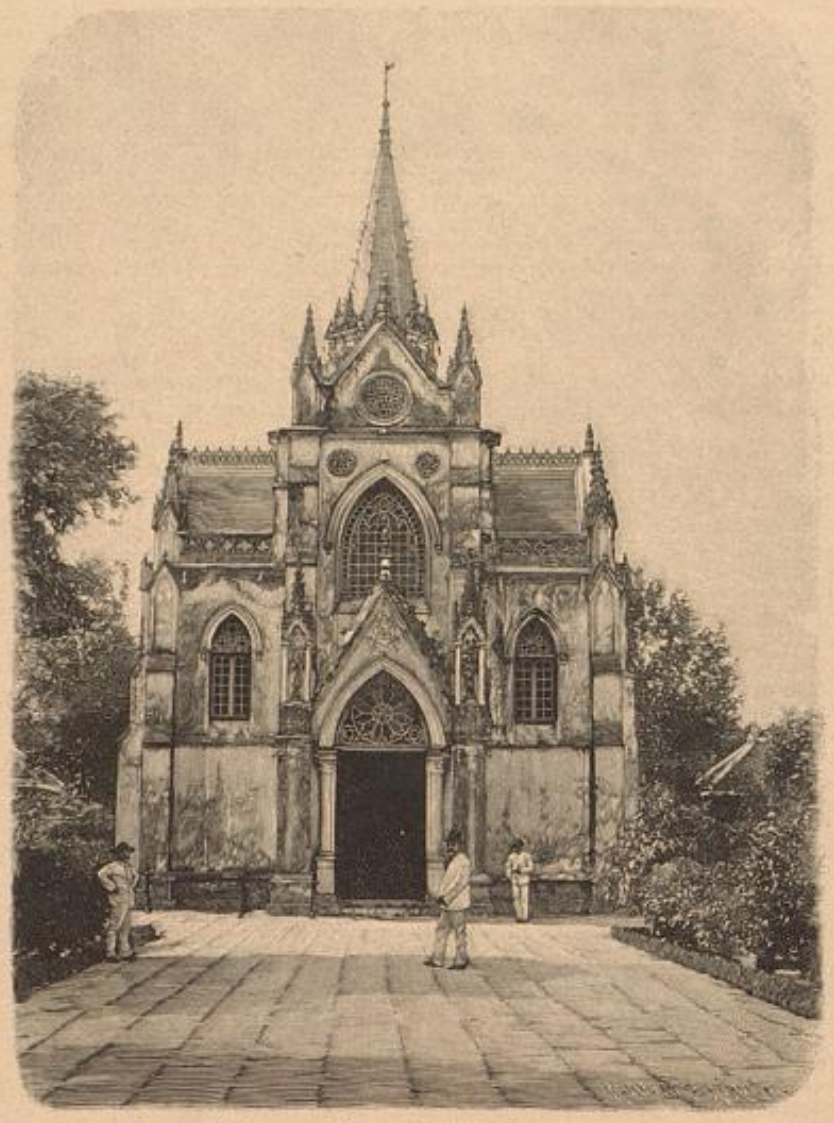
Freilich ist Bang-Pa-in nicht in dem weitläufigen Maßstab angelegt, wie Versailles oder Schönbrunn, aber dafür ist es in gewissem Sinne reizvoller, intimer; der entzückendste Aufenthalt, den man sich in einem tropischen Tieflande denken kann, der Schauplatz von Festlichkeiten, die in ihrer Art wirklich an jene erinnern, wie sie zur Zeit der Maria Antoinette im Trianon gefeiert worden sind. Bang-Pa-in liegt einige Stunden nördlich von Bangkok, zwischen der gegenwärtigen und der alten Hauptstadt des siamesischen Reiches, Ajutiah. Dank der Gnade des Königs standen mir und meinen Begleitern zwei Hofdampfer für den Besuch dieser Sommer-Residenz, sowie für die ganze Flußreise zur Verfügung. Auf dem einen richteten wir unsere zeitweilige Wohnung ein, der andere diente als Speisesaal und Küche, mit chinesischen Köchen, die in der Kunst Brillat Savarin's wohl bewandert waren und uns vorzügliche europäische Mahlzeiten, gewürzt durch französische Rothweine und reichlichen Champagner, alles auf Kosten des Königs, vorsetzten.

Den weiten, malerischen Menaam-Strom aufwärts fahrend, hielten wir überall an, wo es uns gefiel; bei einbrechender Dunkelheit wurden die Dampfer in der Mitte des Stromes verankert, sodaß wir uns hier bei der unter den Tropen so angenehmen Kühle bequem der Nachtruhe hingeben konnten, und für die Mahlzeiten kam der Speisedampfer dicht an uns heran, sodaß wir wie aus einem Zimmer in das andere treten konnten. Auf dem Rhein oder der Donau hätten wir nicht so bequem reisen können, und mir wäre es sehr erwünscht gewesen, wenn Bang-Pa-in und Ajutiah von Bangkok ebensoweit entfernt gelegen wäre, wie das Eiserne Thor von Donaueschingen.

Am Morgen nach unserer ersten Nacht auf dem Flusse sahen wir vor uns eine kleine Insel, aus deren dunkelm Baumwuchs ein Gebäude hervorleuchtete, das wir irgendwo in Europa oder America, nur nicht im fernen Hinter-Indien, in dem Lande des eifrigsten Buddha-Cultus', erwartet hätten: eine gothische Kirche! Ueber die Spitzbogen der Thüren und Fenster erhob sich ein gothisches Thürmchen, umgeben von mehreren anderen, und die ansprechende Haupt-Fassade zeigte ähnliche Statuen-erfüllte Nischen und Fensterrosen mit Glasmalereien, wie wir sie in unseren Christenländern zu sehen gewöhnt sind. Ich kann nicht sagen, welchen Eindruck dieser Anblick auf mich machte, nachdem wir so lange Zeit nichts als Buddha-Tempel und Pagoden gesehen hatten. Als wir in dem Flußarm zwischen dem Festlande und der Insel anhielten, bemerkte ich erst, daß auf der Kirche das erhabene Zeichen des Christenthums, das Kreuz, fehlte, und als ich mich darüber erkundigte, erfuhr ich, die vermeintliche Kirche sei ein — Buddha-Tempel!

Wie in America der groteske Geschmack hie und da christliche Gotteshäuser im indischen Baustil entstehen läßt, so hat die Laune des Königs von Siam hier einen Buddha-Tempel im gothischen Baustil entstehen lassen. Auf dem Altar kauerte ein vergoldeter Buddha mit untergeschlagenen Beinen, glänzend im Lichte der unzähligen Kronleuchter, die von der Decke herabhängen, und vor dieser Gottheit lagen eine Anzahl buddhistische Priester mit kahlrasirten Schädeln, in ihre langen, hellgelben Gewänder gehüllt und ihre Gebete ableiernd!

Eine hübsche Landungsbrücke mit kleinen Pavillons führte vom Flusse an das gegenüberliegende Ufer, auf dem sich eine Reihe von halb europäischen Gebäuden hinzieht, überhöht von einer Art hohen Leuchtthurms, dem Wahrzeichen von Bang-Pa-in. Der Schloßverwalter hatte von Bangkok die telegraphische Weisung erhalten, sämmtliche Gebäude dieser Königs-Residenz bei unserem Besuch zu öffnen, und er erwartete uns bereits, umgeben von seinem Stabe. Durch eine Säulenhalle tretend, sahen wir plötzlich die ganze, geradezu feenhafte Anlage vor uns liegen, und unwillkürlich mußte ich den Geschmack, dabei aber auch die Macht und den Reichthum des Königs bewundern, der diese Herrlichkeit aus dem Urwalds-Dschungel hervorgezaubert hat. Vor einem Jahrzehnt war die ganze Strecke in der That nichts als Sumpf und Urwald, das Versteck von Elephanten und Krokodilen, in das sich höchstens verwegene Jäger gewagt hätten. Heute sind Hunderte von Hektaren in einen Park verwandelt, mit sorgfältig gepflegten Blumenbeeten und Baumgruppen, welche die ganze Pracht der Tropen-Vegetation in ihrer größten Vollkommenheit und in reizvoller Zusammenstellung zeigen. Millionen müssen für diese Anlage geopfert worden sein. Tausende von Sklaven arbeiteten jahrelang an der Ausgrabung und Ummauerung der weiten, seeartigen Bassins und der Canäle, an dem Aufbau der herrlichen, weißen Paläste, an den Gloriettes, Pagoden, Säulenhallen, Villen und Sommerhäuschen, welche diese Fürsten-Residenz bilden. Den Mittelpunkt des Ganzen nimmt ein weites, ummauertes Bassin ein, aus dessen Mitte sich auf Steinsäulen ein entzückender Pavillon in Kreuzesform erhebt, mit aus- und übereinander aufsteigenden Dächern, deren Giebel seltsame, geweihartige Vorsprünge zeigen. Der ganze zierliche Bau wird von einem fünfstöckigen, in eine schlanke Spitze auslaufenden Thurm überhöht. Zur Zeit der Anwesenheit des Königs spielt hier zu verschiedenen Tageszeiten eines der königlichen Musik-Corps, während in goldstrotzenden Gondeln die Frauen des Königs auf der weiten spiegelglatten Wasserfläche umherfahren, oder in die verschiedenen, mit Blumenbeeten besetzten schattigen Canäle einlenken. Zahlreiche Fische, in allen Farben des Regenbogens prangend, tummeln sich in den klaren Fluthen. Im Hintergrund führt eine breite Marmortreppe zu einer Terrasse empor, auf welcher sich der eigentliche Palast des Königs erhebt, im modernen italienischen Renaissance-Stil erbaut. Den Hauptraum des unteren Stockwerkes nimmt ein prächtiger Thronsaal ein, mit hübschen siamesischen Gemälden und Stickereien an den Wänden. Im Hintergrund erhebt sich auf einer mit gelbem Sammet bedeckten Estrade der von einem rothen Sammet-Baldachin überhöhte Thron, mit Goldstickereien bedeckt. Die Rücklehne zeigt



Ein gothischer Buddha-Tempel.

den Namenszug des Königs mit der siebenstöckigen Krone. Hinter dem Thronsaal befinden sich der Speisesaal und ein ganz im europäischen Stil möblirter Billard-Saal. Das erste Stockwerk enthält die Privatgemächer des Königs, sein Schreibzimmer mit Bücherschränken, in welchen sich vornehmlich englische Bücher befinden, Badezimmer und Schlafzimmer mit breitem Himmelbett und gelbseidenem Ueberzuge. Als der Schloßmarschall bei unserer Führung durch diesen Palast beim Thron und beim Bette des Königs vorüberkam, warf er sich geradeso wie seine siamesischen Begleiter auf die Knie und hob die Hände wie zum Beten gefaltet, zur Stirn empor.

Ein anderer Palast enthält den prächtigen, mit europäischen Möbeln ausgestatteten Audienz-Saal, ein dritter dient als Kaserne für die königliche Garde, ein vierter ist zur Aufnahme fürstlicher Gäste aus Europa bestimmt, und in diesem wohnte vor einigen Jahren auch der gegenwärtige Kaiser von Rußland. Die ganze Einrichtung in diesem entzückenden Gebäude ist dieselbe, wie in irgend einem vornehmen englischen Landhause, sodaß europäische Gäste dort gewiß nicht vermissen dürften, an was sie gewöhnt sind, und dabei doch inmitten der üppigsten Tropen-Vegetation des seltsamsten Reiches des Erdballes wohnen. Im Inneren des Gebäudes ist alles europäisch, aber man braucht nur einen Blick aus den Fenstern zu werfen, um sich das Absonderliche seines Aufenthaltes zu vergegenwärtigen, denn gerade gegenüber, inmitten von herrlichen Palmen, erhebt sich das schönste Gebäude von Bang-Pa-in, der chinesische Palast. Ein chinesischer Crösus, der in Siam seine Millionen erworben, hat ihn hier erbauen lassen und dem König zum Geschenk gemacht. Der Kaiser des himmlischen Reiches dürfte keinen Palast von solcher Schönheit besitzen, und ich habe auf meinen Reisen in China nirgends ein Gebäude gefunden, das diesem zu vergleichen wäre.

Der ganze Bau, von dem wunderbaren Porzellan-Dache, welches das zweite Stockwerk überhöht, bis zu der Holz-Balustrade, welche die untersten Veranden umgiebt, ist im reinsten chinesischen Stil gehalten, mit herrlichen Holzschnitzereien, Bemalungen und Vergoldungen. Eben so reich ist die Einrichtung, die bis zu den goldenen und silbernen Tafel-Geräthschaften, Lampen und Gemälden das Schönste zeigt, was die chinesische Kunst und Industrie aufzuweisen haben.

In dem weiten Park verstreut, befinden sich die Wohnhäuser für die Königinnen und Harems-Damen, die zahlreichen königlichen Kinder und das Hofpersonal, dazu Pavillons für seltene Vögel, kleine Theater, Rutschbahnen, — eine Art Wurstelprater en miniature. Jenseits dieser Anlagen erhebt sich wieder der finstere Urwald, mit seinen ungeheuren, lianenumschlungenen Baumriesen, Rattan- und Bambus-Gestrüppen, dem Schlupfwinkel von Tigern, Krokodilen und Elephanten.

Schön, wie diese ganze Anlage sich uns auch zeigte, — in ihrem vollen Glanz kann man sie nur beurtheilen, wenn der König, und damit auch sein ganzer Harem und glänzender Hofstaat mit vielen Hunderten von Prinzen, Würdenträgern und Beamten, hier weilt. Allein kommt er niemals nach Bang-Pa-in oder irgend einem anderen seiner Sommersitze; nicht nur sein Hofstaat, die ganze Hofgesellschaft folgt ihm nach, und da selbst die weitläufigen Anlagen von Bang-Pa-in für die Tausende nicht hinreichend Unterkunft bieten, so fahren viele mit ihren schwimmenden Häusern den Menaam aufwärts und verankern sie an den Ufern zu Füßen des Königspalastes. Die königlichen Yachten und Ruderboote sind im Strom aufgefahren, dazu hunderte anderer, deren Besitzer sich im königlichen Glanze sonnen wollen, denn Königsgunst gilt in Siam alles.

Bei einer solchen Ansammlung von Glanz und Reichthum und Farbenpracht kann man sich auch nur eine schwache Vorstellung machen von den Festlichkeiten, welche zuweilen hier abgehalten werden. Der König liebt sie, und besonders in früheren Jahren benutzte er jede Gelegenheit, um Gartenfeste oder Tea parties zu veranstalten. Das glänzendste derselben fand vor einigen Jahren gelegentlich eines Jubiläums der Königs-Dynastie statt. Jeder der geladenen Gäste, — und es befanden sich darunter der ganze Hof, die Würdenträger, hohe Beamte und Militärs, das diplomatische Corps und die europäischen Großkaufleute, — mußten für dieses Nachtfest ein Lampion beistellen, das in Form oder Devise auf die Geschichte des Königshauses Bezug hatte. Ein Comité von Prinzen mußte die verschiedenen Lampions prüfen und den besten Preise zuerkennen. Theils weil man den hohen Werth der königlichen Preise kannte, theils wegen der thatsächlich großen Popularität des Königs bemühte sich alle Welt, das Schönste und Absonderlichste auszudenken. Als die Dunkelheit einbrach, bot der Park von Bang-Pa-in ein Bild, wie es wohl in Hinter- und Vorder-Indien noch niemals gesehen worden war. Nicht nur, daß jeder einzelne Baum und Strauch mit so viel farbigen Lampions behängt war, als er nur tragen konnte, auf den Rasen und Bassins, Canälen und Wegen erstrahlten noch andere Lampions der seltsamsten Art. Ganze Tempel, Pagoden, Häuser in natürlicher Größe waren aus farbigem Papier gebaut und erleuchtet worden, dazu Grotten mit leuchtenden Papierwänden und Papier-Stalaktiten, lebensgroße Elephanten, Drachen, Krokodile, Vasen, Statuen, Boote, mit einem Worte, alle erdenklichen Gegenstände waren in natürlicher Größe als Lampions nachgeahmt worden und leuchteten in den verschiedensten Farben durch die Dunkelheit.

Ein anderes Mal ließ der König seine Günstlinge und das diplomatische Corps zu einer Tea party laden. In Bang-Pa-in angekommen, fanden sie auf einer Rasenfläche große Zelte rings um einen mächtigen Baum aufgeschlagen, dessen Aeste und Zweige mit Hunderten von Packeten behängt waren, groß und klein, in hübsches Papier oder Seidenstoff gewickelt und mit Bändern umwunden. Nach dem Thee durfte jeder einzelne Gast ein Packet vom Baume lösen; da die Packete aber sämmtlich zu hoch hingen, um erfaßt zu werden, mußte jeder Gast, ob Prinz oder Minister, Herr oder Dame, einen Anlauf nehmen und so hoch wie möglich springen. Gelang es so, ein Packet zu erhaschen, so mußten die Herren vor den König treten und knieend die Umhüllung lösen. Der Inhalt war für die meisten sehr überraschend und häufig Anlaß zu unbändiger Heiterkeit. Ein Minister fand in seinem Packet eine Kinderpuppe, eine Dame einen Herrenhut, der Gesandte einer Großmacht die knoblauchartige Durianfrucht, in deren Innerem aber ein kostbarer Edelsteinring verborgen war. Jeder Anwesende wurde auf diese Weise beschenkt, und die meisten zogen befriedigt nach Hause, denn die Mehrzahl der Geschenke war in der That königlich.

Leider ist das siamesische Versailles in den letzten Jahren vom König gemieden worden. Er hat sich auf der Insel Kohsitschang im Golf von Siam ein neues Lustschloß gebaut, das augenblicklich von ihm bevorzugt wird, und das herrliche Bang-Pa-in geht möglicherweise demselben Verfall entgegen, wie das Lustschloß von Petschaburi oder der große Palast von Ratburi, eine Tagereise westlich von Bangkok, am Meklong gelegen. Wie für Bang-Pa-in, so mögen auch für Ratburi Millionen geopfert worden sein; der Palast ist aus Marmor erbaut, und um das Material zu befördern, wurde eine, mehrere Kilometer lange Eisenbahn vom Meklong-Fluß bis zu der Baustelle angelegt. Tausende arbeiteten an dem Schloß; die kostbarsten Mosaiken wurden zur Ausschmückung der Wände, die schönsten Möbel zur Einrichtung der zahlreichen Gemächer aus Europa bestellt. Eine Zeitlang schien der Palast dem König Freude zu machen, dann blieb der Monarch fort. Die Möbel und Kostbarkeiten verschwanden, das meiste, was nicht niet- und nagelfest war, wurde gestohlen, und der Palast dem Verfall überlassen, — man könnte darüber Thränen vergießen, denn in dieser feuchten, tropischen Natur geht alles doppelt rasch der Zerstörung entgegen. Der Park, die Gärten verwilderten zu einem dichten Dschungel, die Eisenbahn ist überwuchert und nur noch stellenweise erkennbar, und bald wird der Palast ein

Ein Feſt auf dem Eiſe. Nach dem Gemälde von J. Aureli. — Siehe Seite 192.

ähnlich trauriges Bild darbieten, wie jene der königlichen Ruinenstadt Ajutiah. Aber selbst wenn die Natur in diesen hinterindischen Tropen nicht mit so zerstörender Hand hausen würde, wären doch all die großartigen Bauten dieser buddhistischen Königreiche der Zerbröcklung geweiht, denn geradeso wie in den mohammedanischen Ländern wird daran nichts ausgebessert. Man baut neue Paläste, aber man erhält die alten nicht. Den Geistern der Vorfahren wird alle Verehrung gezollt, ihre Behausungen aber werden dem Verfall überlassen. Eine zerstörte Stadt wird nie wieder aufgebaut, sondern die Bevölkerung zieht an einen anderen Ort. So verschwand die im vorigen Jahrhundert von den Birmanen zerstörte alte Hauptstadt des siamesischen Reiches, und eine Tagereise südlich derselben gründete der Ahnherr der regierenden Dynastie die gegenwärtige Hauptstadt Bangkok.

Nachdruck verboten.

Baroneß Ilse.

Weihnachts-Novelle von Gerhard Walter.

(Schluß.)

Als Ilse und der Candidat das Eßzimmer durchschritten, saß Fräulein Effert bleich und abgespannt am Frühstückstisch. Die Baroneß eilte auf sie zu: „Aber mein lieber Schatz, wie schauen Sie denn aus! Das ist ja gar kein Weihnachtsgesicht! Nun machen Sie schnell, und dann helfen Sie uns bei den Bäumen!“

Frieda schüttelte den Kopf. „Ach bitte, lassen Sie mich! Ich kann mich vor Kopfschmerzen nicht lassen!“

Fräulein Ilse hob Frieda's blasses Gesicht und drehte es ins Licht. Lachend drohte sie ihr mit dem Finger. „Sie kleiner Narr, Sie!“ flüsterte sie ihr zu. Der Candidat stand am Fenster und sah hinaus. Er konnte sie nicht ansehen. Ihre Blicke mieden sich. „Kommen Sie, Herr Funke!“

Frieda saß allein und stützte den Kopf in die Hand. Er hatte sie gegrüßt wie eine Fremde. Und sie, sie hatte kaum das Haupt geneigt! Sie weinte still vor sich hin in ihr Tuch hinein.

Im Saal ging es sehr munter zu, und eigentlich auch sehr verständig. Die schöne, festliche Arbeit flog ihnen nur so von den Händen. Der Candidat stand auf der Trittleiter und schmückte den Gipfel der hohen Bäume; Fräulein Ilse reichte ihm hinauf, was er brauchte; dann und wann machte er wohl, kühn gemacht durch ihre Gunst, den Versuch, die feinen Fingerspitzen festzuhalten. „Was habe ich Ihnen gesagt?“ rief sie hinauf; „Sie sollen verständig und wohlerzogen sein, sonst hole ich Hülfe!“ Und das half.

Der letzte Baum war mit Lichtern besteckt. Er stieg die Leiter hinunter. Fräulein Ilse stand am Fenster und besah ein Buch.

„Sehen Sie hier, Herr Candidat, — kennen Sie das?“ Er sah ihr über die Schulter. Ihr üppiges Blondhaar, das ihr Haupt wie eine Glorie umgab, streifte leise seine Stirn. Sie wandte das Gesicht. Ihre Augen waren dicht an den seinen. Er wußte kaum noch, was er that. So sahen sie einander eine kleine Weile an.

„Baroneß!“ flüsterte er ganz, ganz leise. Es war ein kritischer Moment.

„Sprechen Sie nur laut; wir haben nichts leise zu verhandeln!“ lachte sie. „Setzen Sie Sich dorthin; ich nehme hier den alten Ahnensessel. So!“ Sie warf sich in den tiefen Lederstuhl und schlug die Füße übereinander. „Nun können wir noch ein Veilchen rauchen! Nehmen Sie erst ein Stück Pfefferkuchen und einen Cognak, und geben Sie mir auch eine Kleinigkeit zu knabbern, ein Arbeiter ist seines Lohnes werth! Und nun erzählen Sie mir aus Ihrem Leben! Da wir einmal Hausgenossen sind, will ich auch wissen, wen ich vor mir habe. Daß Sie Vice-Feldwebel der Reserve sind, genügt mir nicht. Chargirte Theologen mögen ja immerhin eine Seltenheit sein; aber das wirft noch kein Licht auf Ihren inneren Menschen!“

Er sah sie entzückt an. Da wurde die Thür geöffnet, und Frieda erschien. Ihr weißes Gesicht schaute so sonderbar ernst und fragend drein. „Kann ich noch helfen?“

„Das ist schön, daß Sie kommen, jubelte Ilse! Nun wollen wir Sie 'mal in die Mache nehmen. Jetzt sollen Sie wieder Mensch werden! Mündchen auf! Hier Cognak, Geduld und Hafergrütz'! Entschuldigung giebt es nicht!“ Und wie ein Opferlamm saß Frieda zwischen den beiden lustig Aufgeregten und ließ matt lächelnd alles mit sich aufstellen. Da schallte mit mächtigen Schlägen das Gong-Gong zum Frühstück durchs Haus.

Ilse sprang auf und reichte dem Candidaten die Hand. „Herzlichen Dank! Sie haben Ihre Sache gut gemacht! Und heute Abend wollen wir recht vergnügt sein! Nicht wahr, Friedachen? Sie auch? Erst wollen wir uns aber die Hände waschen nach der Zucker- und Tannenarbeit!“

Und Frieda nickte und lächelte wehmüthig. Der Candidat ging eigenthümlich angeregt neben ihr die Treppe hinauf. Das Herz that ihm mit einem Mal weh. Aber auf dem Gang blieb er stehen und reichte ihr die Hand: „Fröhliche Weihnacht, Frieda!“ sagte er leise. Sie legte ihre Hand hinein und sah ihn an. Es zuckte um ihren feinen Mund.

„Ja wohl, fröhliche Weihnacht!“ antwortete sie und wandte sich.

Ilse hatte ihnen nachdenklich nachgeschaut. —

Frieda sah heiterer aus bei Tisch. Der Candidat schaute ziemlich finster vor sich hin. Wohl hatte er noch seinen alten Platz, der jungen Herrin gegenüber, aber es war, als sei er plötzlich Luft für sie. Und das war dem in schneller Liebe Bethörten entsetzlich. Und als nach Tisch gar das Edelfräulein die Erzieherin bat, ihr beim Aufbauen der Bescherung für den großen Hausstand zu helfen, und er leer ausging bei der Einladung dazu, da ging er in tiefer Verstimmung auf sein Zimmer. Und während er mißmuthig und mit sich selbst und der Welt unzufrieden da saß und rauchte und sann und hinausschaute, wie draußen die Schneeflocken wieder anfingen zu tanzen und zu wirbeln und die hohe Cypresse, die aus dem Park an sein Fenster ragte, weiß zu schmücken, begaben sich unten im Weihnachtssaal seltsame Dinge.

Zunächst waren die Mädchen sehr eifrig bei der Sache und hantirten nach Herzenslust in der wundervollen Atmosphäre von Kuchenduft und Tannengeruch. Und daß letzterer so stark entströmte, das hatte seinen guten Grund. Außer den bis zur Decke reichenden Weihnachtsbäumen war der große Saal an den Wänden bis oben hin mit Tannenzweigen dicht besteckt und so zu einer gewaltigen Tannenbreite verwandelt. Am Abend mußte es eine große Pracht werden mit all' den Lichtern ringsum. Auf den Tafeln um die Wände her bauten nun die flinken Hände der jungen Mädchen auf. Da, als sie mitten in der Arbeit waren, rauschte es ein wenig in dem einen Baum; dann fiel etwas mit leichtem Aufschlag auf das Parkett des Fußbodens. Ilse lief hinzu und hob ein herunter gefallenes Lichtchen auf.

„Ach, da muß ich den Candidaten holen,“ rief sie; „wir hätten ihn überhaupt mit anstellen können; der faullenzt da, und wir müssen uns quälen; soll ich?“

Angstvoll blickte Frieda zu ihr auf.

„Bitte, bitte, nein!“ sprach sie in fast flehendem Ton.

Ilse sah ihr gerade in die Augen und sagte nichts. — Nach einer Weile eifrigen und stillen Schaffens waren sie fertig. „So,“ sagte Baroneß Ilse und setzte sich mit kühnem Schwung auf das breite Fensterbrett, schlug ein Knie über das andere und verschränkte die Arme. „So, es wird fast schon dunkel, nun kommen Sie her; wir plaudern noch ein wenig. Setzen Sie Sich auf den Hocker da; erst will ich mir eine Cigarette anstecken.“ — Frieda schaute auf sie, als das kurze Aufflammen das interessante Mädchengesicht schnell erhellte. „Wie ist sie schön!“ dachte sie wieder bekümmert.

„Nun sagen Sie mir 'mal, Friedachen,“ begann die Baroneß, „was haben Sie eigentlich gegen den Candidaten? Wenn er dabei ist, dann sind Sie die reine Karthäuser-Nonne, und eben wollten Sie ihn auch nicht holen lassen. Ich finde ihn sehr nett und hätte die größte Lust, mich in ihn auf Festdauer zu verlieben. Ist Ihnen noch nie so zu Muth gewesen? Seien Sie ehrlich, Kleine! Oder können Sie ihn nicht leiden?“

Frieda athmete tief und rang die Finger, außer Stande zu antworten. Sie hatte das Gesicht abgewandt.

„Keine Antwort? Nun, das ist auch immerhin eine!“ Sie sprang herunter und kniete neben Frieda hin. „Mein armes Kind, nun will ich Ihnen einmal etwas erzählen: Sie sind wahnsinnig in Ihren schönen Candidaten verliebt, und wir könnten uns nun ehrlich um ihn schlagen oder vertragen. Aber eines sollen Sie mir vorher sagen, Kleine. Haben Sie Sich von ihm küssen lassen? Und hat er Ihnen etwas versprochen?“

Frieda wollte aufspringen, aber die Arme des Edelfräuleins hielten sie fest.

„Nein, so entrinnen Sie mir nicht!“ lachte sie übermüthig. „Sehen Sie, ich bin ein tolles Ding und langweile mich hier meistens zum Sterben und sehe wirklich von meinem Standpunkt aus gar kein Unglück darin, mit einem liebenswürdigen Manne, der kein Dummkopf ist, einen kleinen Flirt zu machen; und Ihr Candidat gefällt mir ausnehmend. Ich habe ihn eben zwar etwas schlecht behandelt, damit er nicht übermüthig wird, denn er ist verwöhnt und eitel; — nun will ich aber von Ihnen wissen, wie Sie mit ihm stehen!“

Ein rother Strahl der untergehenden Sonne, der durch die Schneewolken gebrochen war, fiel durchs Fenster und gerade auf die Gesichter der beiden so verschiedenen Mädchen, auf den braunen Scheitel der ergeben leidenden Madonna und auf das krause, goldige Blondhaar des Weltkindes, das ihre Arme fest um Frieda geschlungen und die weiche, blühende Wange an die ihre gelegt hatte.

„Sie wollen mir nicht antworten? Nun, dann thue ich es. Also: er gehört Ihnen halb und halb, und Sie haben ihn rasend lieb! Sie haben das selbst noch nicht so gewußt, aber jetzt ist Ihnen das Licht aufgegangen, und mich hassen Sie zur Stunde. Aber nun hören Sie genau zu: Sie sollen ihn allein haben! Das verspreche ich Ihnen: So leichtherzig ich bin, Ihnen, Sie armes, liebes Kind, mache ich keine Concurrenz; so viel Gewissen habe ich auch noch. Heirathen kann ich ihn ja doch nicht; aber er soll Sie heirathen. Ich will es! Sind Sie nun zufrieden? Ich werde Ihnen beiden jetzt durch Seelengröße imponiren.“

Frieda lächelte unter Thränen und barg das Gesicht an der Schulter der Baroneß.

„Nicht wahr, es giebt doch noch edle Menschen,“ scherzte Ilse und strich ihr mit der Hand über Haar und Wangen, „und manchmal sogar da, wo man sie gar nicht vermuthet hat! Und nun seien Sie heute Abend nicht so schrecklich misepetrig, das lieben die jungen Herren am wenigsten. Behandeln Sie ihn so stolz und miserabel wie möglich; ich thu' es auch. Lassen Sie ihn nur gehörig zappeln! Allegro, dolce, presto! So, nun lachen Sie 'mal, Sie arme Schmerzensreiche: Sie glauben ja nicht, wie niedlich Sie dann sind, — die geborene reizende Pfarrersfrau! So, und nun kommen Sie! Ich habe noch viel zu thun!“

Und, den Arm um sie schlingend, tanzte sie mit der lächelnd Widerstrebenden um den Weihnachtsbaum herum.

Frieda rang sich los und hob bittend die Hände gegen Ilse: „Um Gotteswillen,“ flehte sie hastig athmend, „machen Sie mich nicht auf ewig unglücklich und sprechen Sie nicht mit ihm über mich, das wäre mein Tod! Ich kann ihn doch erst recht nicht heirathen! Es war ja schwere Sünde, daß ich mich von meinem Gefühl übermannen ließ und nicht stark war gegen ihn. Wohin soll das führen? Ich bin fast ebenso alt wie er —“

„Fürchterlich!“ fiel das Fräulein ein und schlug die Hände zusammen; „dann würden Sie ja sogar ihre silberne Hochzeit in demselben Jahre feiern!“

„Und, — und —“ fuhr Frieda stockend fort, — „und ich bin ja ganz arm. Und die Candidaten kommen jetzt so schwer an. Ich habe nicht einmal eine Aussteuer! Ein Mann wie er, der kann ja eine ganz andere Frau bekommen! Ich habe ja großes Unrecht gethan, für das ich nun büßen muß. Ich hatte ihn lieb, — ja, sehr; und es war ein halb unbewußter Trieb, daß ich auch einmal glücklich sein wollte, — die Versuchung dazu war so groß, so sinnbethörend, — er war so schrecklich gut gegen mich.“

„Ausgezeichnet!“ rief Ilse; „es wäre ja ewig schade, wenn Sie nicht Pastorsfrau würden; wenn der Gatte 'mal heiser ist, dann läßt er Sie predigen, statt daß der Küster liest! Und nun lassen Sie Ihr dummes, gewissenhaftes Köpfchen 'mal ganz aus dem Spiel und halten Sie ihn hübsch an der Leine, wenn er kommt!“

Und sie schlang den Arm um ihren Hals und küßte sie auf den weichen Mund: „So, den können Sie ihm nachher wiedergeben; ich habe nichts dagegen!“ Und hinaus war sie. Als Frieda ihr bekümmert nachsah, hörte sie das Edelfräulein draußen hell wie eine Lerche singen. Aber plötzlich brach der Gesang ab.

Sie war dem Diener auf dem Flur begegnet.

„Ist der Herr Candidat ausgegangen? fragte sie.

„Nein, gnädiges Fräulein, er ist auf seinem Zimmer.“

„Ist Papa zurückgekommen?“

„Jawohl, Herr Kammerherr sind auf seinem Zimmer.“

„Sagen Sie dem Herrn Candidaten, ich wollte ihn im Gartenhaus sprechen. Gleich!“

Sagte es und ging auf die Thür des Herrn Papa zu. Verblüfft sah der langjährige Diener ihr nach, und kopfschüttelnd stieg er eine Treppe höher, um seine seltsame Botschaft auszurichten.

Dem Candidaten fiel die Cigarre aus der Hand, als er die Kunde vernahm, und er starrte noch immer auf die Thür, die sich schon lange hinter dem Diener wieder geschlossen hatte. Dann begann er hastig zu bürsten und sich aufs beste zu schmücken und ging dann beflügelten Schrittes durch den tiefen Schnee auf das einsame Gartenhäuschen zu, das zwischen grünen Tannen verborgen lag. Das Herz schlug ihm gewaltsam. Und das Gewissen dazu.

Aber er mußte ziemlich lange warten. Und warm war's gerade nicht in dem unheizbaren Häuschen. Es fing schon an energisch zu dunkeln, — da unterschied er endlich die Umrisse einer schlanken Frauengestalt, die eilig näher kam.

„Bei Gott! Sie kommt!“ flüsterte er, und er hörte, wie das Blut ihm vor den Schläfen pochte. Es kam wie ein leichter Schwindel über ihn. War's denn möglich? Und was sollte daraus werden?

Da wurde die Thür schnell geöffnet; in ihr stand Ilse, in ihren weißen Pelz gehüllt. Sie blieb auf der Schwelle stehen. Sie sah blühend und bethörend reizend aus.

„Nun,“ lachte sie ihn an, daß er ihre weißen Zähne blitzen sah, „Sie wissen wohl nicht recht, was das bedeuten soll. Ich mußte Sie halt 'mal unter vier Augen sprechen, und hier sind wir sicher, daß uns keiner belauscht. Aber vor allen Dingen bilden Sie Sich keine Schwachheiten ein! Sie haben mir heute Morgen unbedingten Gehorsam versprochen; Sie sagten: la mort sans phrase. An Ihrem Tode ist mir nun gar nichts gelegen; Sie sollen vielmehr möglichst glücklich und anständig leben.“

Sie hatte die Thür hinter sich zugezogen und stand ihm ziemlich nahe gegenüber.

„Wenn Sie im Examen nicht klüger ausgesehen haben als jetzt, dann wundert's mich, daß Sie durchgekommen sind!“ spottete sie. „Uebrigens verdammt kalt hier; also machen Sie nur keinen unnöthigen Aufenthalt und gehorchen Sie möglichst sans phrase. Zunächst befehle ich Ihnen jetzt, die absolute Wahrheit zu sagen; ein Mann, der lügt, ist in meinen Augen einfach ein Lump. Also: Haben Sie Verpflichtungen gegen Fräulein Effert?“

Wie vom Blitz geschlagen stand der Candidat da.

„Ja oder nein?“ fragte das Edelfräulein mit heller Stimme.

„Ja!“ kam es gepreßt aus dem immer tiefer werdenden Dunkel heraus; „das heißt —“

„Larifari!“ unterbrach sie ihn; „das giebt's nicht! Wollen Sie Ihre Verpflichtungen erfüllen? Ja oder nein?“

Eine Pause. Sie hörte, wie sein Athem hastig ging.

Sie trat ans Fenster und hielt ihre Uhr dicht an die Augen.

„Ich gebe Ihnen noch eine Minute, um als Mann von Ehre zu handeln, — fünfzehn, sechzehn, — sieb —“

„Ja!“ klang es hell und klar von drüben her.

„Schön! Nun geben Sie mir die Hand! Brav so! Hätten Sie „nein“ gesagt, dann hätte ich Sie noch heut' Abend nach der Bahn fahren lassen. Sind Sie zufrieden mit meinem Weihnachtsgeschenk? Erstens eine reizende Braut, die Sie gar nicht verdient haben, und zweitens habe ich Sie Ihrem bessern Ich zurückgegeben und Ihrem guten Gewissen. Ich nehme an, daß das auch seinen Werth hat; und dann verspreche ich Ihnen zur Belohnung, zu Ihrer Hochzeit Ihnen einen Serviettenring aus Perlen in Blau und Weiß zu sticken. So, und nun kommen Sie, sonst könnte Karl denken, ich hätte Sie wirklich hierher zum Rendez-vous bestellt. Als Gegenleistung für Ihr etwas erzwungenes Vertrauen will ich Ihnen ganz freiwillig unter dem Siegel männlicher Verschwiegenheit erzählen, daß mein Vetter, der Garde-Husar, morgen kommt, der sich ein unbeschreibliches Vergnügen daraus machen würde, Ihnen das Genick zu brechen, wenn Sie einen einzigen Blick auf mich würfen: la mort sans phrase! Offen gestanden, bin ich auch mehr für die Cavallerie, als für die Theologie. So, nun ist Ihnen warm geworden, nicht wahr? — Aber mich friert's. Vorwärts!“

Wie im Traum ging er neben dem Fräulein durch den Schnee. Es war fast finster. Sie blieb stehen, legte die Hand auf seinen Arm und zeigte auf ein erleuchtetes Fenster. „Da oben sitzt die arme Frieda und hat keine Ahnung, daß sie jetzt etatsmäßige Braut ist, und Sie werden ihr nie einen Ton davon sagen, was zwischen uns vorgegangen ist; geben Sie mir die Hand und Ihr Ehrenwort darauf! — So ist's schön!“ Und nun gehen wir spornstreichs da hinauf, und Sie verloben sich und melden mir, ehe wir zur Bescherung gehen: „Befehl ausgeführt!“ —

Er küßte die kleine, kalte Hand, die in seiner lag.

„Gott lohn' es Ihnen!“ sagte er leise; „ja, Sie haben mich mir selbst wiedergegeben. Aber verurtheilen Sie mich nicht zu sehr. Sie nicht, Sie herrliches Mädchen!“

„Fällt mir nicht ein!“ lachte sie, und zog langsam die Hand aus seiner; „‚ich kenne die Beurtheilung der Verhältnisse', wie Onkel Bräsig sagt. Allons!“

Kopfschüttelnd sah Karl die beiden aus dem Garten kommen und die Treppe hinaufsteigen; dann hörte er eine Thür auf- und zugehen und sah die Baroneß wie ein Reh die Treppe herunter- und hineinstürmen ins Zimmer des Kammerherrn.

„Da werde einer klug daraus!“ murrte er. — Die Uhr schlug eine Viertelstunde um die andere. Und drinnen, in Frieda's Zimmer, lag einer auf den Knien und hatte den Kopf in ihren Schoß gelegt, und sie die Hände auf seinen Scheitel; so sah sie aus seligen Augen auf ihn nieder. Er hob das Haupt und blickte ihr in das liebe, verklärte Gesicht. Sie strich ihm das Haar aus der Stirn und neigte sich und küßte ihn.

„Nun geh', mein Weihnachtsbräutigam!“ bat sie mit leiser Stimme. Er stand groß und stattlich vor ihr und zog sie an sein Herz.

Stolz gehobenen Hauptes trat er hinaus, und mit festem, klingendem Schritt ging er auf sein Zimmer.

Der Saal erglänzte im hellsten Weihnachtsschein. Die mächtigen Licht-Pyramiden der Bäume ergossen ihren Schimmer, und Büschel von Kerzen brannten in dem grünen Behang der Wände. Köstlicher, würziger Tannenduft erfüllte den großen, lichtdurchflutheten Raum. Das Jauchzen der Enkelkinder war die rechte Musik zu all' der leuchtenden Pracht; und daß ab und zu der Schneesturm draußen aufheulte, und gegen die Fenster wetterte, das gab keinen Mißklang in die große, friedliche Weihnachts-Symphonie. Sie hatten's hellstimmig miteinander gesungen, Knecht und Herr und Magd und Edelfräulein: „Vom Himmel hoch, da komm ich her", und Frieda hatte dazu gespielt auf dem Harmonium, aber es war nicht nur der Widerschein der Kerzen gewesen, der aus ihrem Auge gestrahlt als sie „aus Herzensgrund den süßen Ton" mitgesungen hatte. Nun war das Gesinde gegangen, und die Herrschaften waren unter sich. Ilse stand unter dem einen Baum und ließ ihre Blicke durch den Saal schweifen, und in ihren glänzenden Augen leuchtete es auf: sie hatten gesehen, wie dort die zwei beisammen standen und wie ihre Hände sich heimlich fanden. Da löste sich die Gestalt des Candidaten aus der Gruppe. Er kam auf das Fräulein zu, die abgesondert dastand und trat dicht vor sie hin, und sich tief, wie vor einer Fürstin verneigend, sprach er leise: „Befehl ausgeführt!" Und ganz Königin neigte sie ein wenig das schöne Haupt: „Das hätte ich Ihnen auch rathen wollen!" Ganz leise setzte sie hinzu: „Nun machen Sie, daß Sie fortkommen! Frieda schaut hierher."

Nach einer Weile ging sie auf Frieda zu und nahm ihre Hand. „Nun, Kleine, darf ich wohl die erste sein, die Ihnen zu Ihrem Weihnachtsgeschenk Glück wünscht," sagte sie mit ihrem strahlenden Lächeln; er hat's mir anständiger Weise eben gesagt. Sie sind natürlich wieder verstockt und bösartig verschwiegen. Aber trotzdem habe ich hier noch eine kleine eigenhändige Handarbeit für Sie; vielleicht macht Ihnen die Kleinigkeit Freude."

Sie reichte ihr ein in Papier gewickeltes Päckchen. Frieda, die Glückberauschte, streckte ihr beide Hände hin. „Nun, machen Sie's nur erst auf! Es ist etwas Brauchbares zur Aussteuer!"

„Was ist denn das?" entfuhr es Frieda; sie entfaltete einen Folio-Bogen, und leise las sie, und immer größer wurden ihre Augen, und immer tiefer färbte sich das Roth ihrer Wangen! Und mit einem Male ließ sie das Papier fallen und flog Ilse in stürmischem Jubel um den Hals und rief jauchzend: „Das ist unerhört!"

Und da lag sie am Herzen der jungen Herrin und lachte und weinte vor seligem Glück.

Ilse hob ihr das glühende Gesicht mit der Hand: „Sehen Sie, Kleine, das geben Sie ihm nun als Ihre Mitgift. Nun sagen Sie noch, daß Sie zu arm sind! Es traf sich gerade so, daß es zu machen war."

Verwundert war der Candidat hinzugetreten und nahm das Blatt vom Boden auf. Er las: „Kraft des mir zustehenden Präsentations- und Vocations-Rechtes für die Pfarre zu Golleben ernenne und berufe ich Sie zum Pfarrer der dortigen Gemeinde zum ersten April kommenden Jahres. Das Einkommen beträgt rund neunhundert Thaler." So weit war es die Handschrift Ilse's. Der Kammerherr hatte unterschrieben und untersiegelt.

Der Candidat stand starr.

„Es liegt da hinten in der Altmark," sagte das Fräulein ruhig. „Der alte Herr hatte gerade seine Pensionirung beantragt. Ich gratulire zur Pfarre."

Er neigte sich tief ergriffen über die dargebotene Hand. Zwei warme Thränen fielen darauf. Ilse sah außergewöhnlich erregt aus.

„Morgen nach Tisch kann der Schlitten Sie zur Bahn fahren. Sie werden Sich sehnen, mit anderen Sich auszusprechen als nur mit uns. Nun gehen Sie zu Papa und bedanken Sie Sich. Meine Schwester hat auch für Sie gesprochen. Sie muß nun zu Ostern wechseln!" Sie sprach in gleichgültigem Ton, aber es lag ein eigenartiger Klang in ihrer Stimme, wie sie an ihm vorbei in das Licht des Tannenbaums blickte. —

„Es ist angerichtet," meldete der Diener mit lauter Stimme.

Frieda lehnte sich fest auf den Arm ihres Verlobten.

„Weißt Du, was das tobende Wetter mir draußen immer singt?" fragte sie, und ein Schein unsäglichen Glücks lag auf ihrem Gesicht, „ich höre nur immer: „Ehre sei Gott in der Höhe!"

Als letztes Paar schlossen sie sich dem Zuge der Familie zum Mahl an.

Es war großer Weihnachtsfrieden überall. Hinter ihnen her leuchtete hell der Weihnachtsglanz.

„»Du bist mein, — deß sollst Du gewiß sein!«" sagte er leise.

Baroneß Ilse ging vor ihnen am Arm eines Gastes. Sie hatte das Wort gehört. Sie wandte sich und nickte ihnen ernsthaft zu. —

Nachdruck verboten.

Der Schulranzen.

Von Dr. med. J. Atros.

Welch' ein stolzes Gefühl war das für uns Kinder, als uns an unserem sechsten Geburtstage die Eltern neben der Schiefertafel, dem Federkasten und der Butterbrodbüchse den Schulranzen auf den geschmückten Gabentisch legten! Etwas von einer Ahnung höherer Würde zog durch unser Gemüth, und liebkosend strichen wir mit der Hand über das rauhe Fell, in dessen Mitte aus rothem Leder ein zierliches Herzlein aufgenäht war. Dann wurde „gepackt". Vorschriftsmäßig hing der Tafelschwamm an seinem langen Bändchen an der rechten Seite außen herab; und fröhlich schlüpften wir in die Riemen und zogen ab, den Gespielen das neue Besitzthum zu zeigen, stolz wie der Germanenknabe auf sein erstes Schwert.

Der Schulranzen wurde schlapp und unansehnlich, aber wir blieben ihm treu, wenigstens eine Zeit lang, bis zur Quarta. Aber dann kam eine neue „Würde" über uns. Hätten wir selbst es nicht als unerträglich empfunden, so hätten uns die Kameraden darüber belehrt, daß es mit dem Ansehen eines wohlbestallten Tertianers, der mit Cicero auf dem „Du"-, und mit seinen Lehrern auf dem „Sie"-Fuße stand, durchaus unvereinbar sei, einen Tornister zu tragen, wie ein Klippschüler. Der alte, treue Ranzen ward verworfen, und die riemenlose Mappe trat an seine Stelle. Sie war sehr unbequem, um so mehr, als jede neue Schulstufe die Menge und das Gewicht der täglich mitzunehmenden Bücher vermehrte: aber sie wurde unter dem Arm getragen und das war „vornehmer". Weßhalb? Ja, du lieber Gott, warum hält der Chinese seinen Zopf für die einzig anständige Haartracht der Welt? Warum trugen die Frauen Reifröcke und die Männer Allonge-Perrücken? Warum hörten wir um dieselbe Zeit, blutenden Herzens fürwahr, auf, mit unseren Kameraden auf der Gasse Reifen und Kreisel zu spielen? Und warum mußten wir Bier trinken und Cigaretten rauchen?

Vanitas vanitatum! Sclaven der Tyrannin Mode waren wir eben, nichts mehr und nichts weniger, wir Kleinen ganz wie die Großen. Einen Sinn hatte der Unsinn natürlich nicht: denn man hielt uns Knirpse trotz der Tasche nicht für Studenten, trotz der Schnurrbarthaare, „auf jeder Seite drei", ebensowenig wie man unsere Schwestern mit ihren Hängezöpfen und halblangen Kleidern für „Conservatoristinnen" hielt, trotzdem sie ganz ebenso in den Fesseln der Tyrannin schmachteten und ihrer „Würde" zu Liebe ihre Schul-Utensilien in einer — Musikmappe schleppten. Aber es war eben „Stil"; und da niemand etwas dagegen einwendete, so blieb es eben bei der unter dem Arm getragenen Mappe.

Nun bin ich nicht nur sehr für Freiheit, sondern bin auch so durchaus von der Nutzlosigkeit jeder Opposition gegen Mode-Thorheiten überzeugt, daß ich keinen Athem verschwende, um sie zu bekämpfen — bei Erwachsenen! Was hat alles Predigen gegen den selbstmörderischen Unfug des Schnürens, gegen die rückenmarkverderblichen hohen Hacken genützt? Gar nichts!

Aber ich bin gar nicht dafür, Kindern die „Freiheit" zu lassen, sich gesundheitlich zu schädigen. Die ganze Erziehungskunst besteht darin, dem jungen Wesen alle Freiheit zu lassen, sich kräftig nach allen Seiten hin zu entfalten, „nach seiner Art"; und ihm gleichzeitig die Möglichkeit zu nehmen, sich Schaden zu holen, nach irgend einer Seite hin. Vor geistigen, gemüthlichen und körperlichen Gefahren haben wir unsere Kinder zu schützen durch Wachsamkeit und Lehre. Und darum sollen wir ihnen die Büchertasche fortnehmen und ihnen den Ranzen auf den Rücken schnallen. Denn die Tasche ist gefährlich!

Die mit Büchern bepackte Schultasche stellt eine im Verhältniß zum Eigengewicht des Schulkindes recht beträchtliche Last dar. Wird sie auf dem Rücken getragen, so ist das für den Körper mindestens nicht schädlich, meistens sogar, und für gesunde Kinder jedenfalls, dienlich! Denn die Rückenlast zwingt den ganzen Körper durch Vorwärtsneigung den Schwerpunkt wieder in die Unterstützungs-Ebene fallen zu lassen: das ist die elegante, zu Schritt und Sprung jeden Augenblick bereite Stellung des Herrenmenschen, der mehr auf den Ballen als den Absätzen steht, und dessen Körper selbst dann elastisch gespannt ist, wenn er ruht: es ist die Stellung, deren Ausbildung eines der vornehmsten Ziele des militärischen Drills, des Fechtmeisters und Turnlehrers darstellt. Und gleichzeitig zwingt die Rückenlast, den Kopf nach hinten, straff und stolz in's Genick zu werfen, und die Brust energisch nach vorn herauszuwölben; und der Druck des Tornisters, mit dem Zug der Schulterriemen zusammen, unterstützt die Athmung der Lungen, erzwingt ein tieferes Athmen, eine gründlichere Lüftung der Lungen, d. h. eine schnellere und kräftigere Sauerstoff-Versorgung des Blutes und der Gewebe, einen kräftigeren Stoffwechsel und damit ein proportionales Wachsthum des jugendlichen Körpers, nicht nur in die Länge, sondern auch in die Breite. Wer jemals unter dem vollgepackten „Affen" als Soldat oder unter dem leichteren Tornister des Turners und dem Rucksack des Alpensteigers Wochen lang marschirt ist, hat das alles am eigenen Leibe fröhlich erfahren.

Wie aber wirkt die Tasche, die unter einem Arme getragen wird? „Schaudervoll, höchst schaudervoll!" würde Hamlet klagen. Sie vermehrt das Gewicht auf einer Seite. Der Tragende würde umfallen, wenn er nicht den Schwerpunkt nach der anderen Seite hin verlegte. Das geschieht durch Krümmung der Wirbelsäule.

Dadurch wird die Lunge der einen Seite überdehnt, die der anderen zusammengepreßt, die eine Schulter gehoben, die andere gesenkt, das eine Bein im Beckengelenk höher, das andere tiefer getragen. Eine unfreie, gepreßte Haltung, ein häßlicher, stolpernder Gang ist das äußere Kennzeichen der fehlerhaften Vertheilung der Last. Aber es bleibt nicht dabei! Kinderknochen sind noch besonders weich und formbar, „plastisch". Läßt sich nach dem Gesetz der Knochen-Formation auch noch jeder erwachsene Skelettheil durch den Zug seiner eigenen Muskulatur fast beliebig, — natürlich in längeren Perioden — ummodeln, (darauf beruhen die ans Wunderbare grenzenden Erfolge der Heilgymnastik und Orthopädie), so ist das mit einem Kinderskelett vervielfacht der Fall. Das heißt, die einseitig beanspruchten Knochen wachsen stärker, als die lahm gelegten, und die zuerst nur durch die fehlerhafte Haltung zeitweilig erscheinenden Verkrümmungen werden zu dauernden Veränderungen des Skeletts. Ausbiegungen der Wirbelsäule, Hochstand einer Schulter, Ueberkraft der Muskulatur der einen, Schlaffheit der anderen Körperhälfte werden zu dauernden Mißbildungen des Körpers, namentlich wenn, was meistens der Fall, die Kinder sich daran gewöhnen, die Mappe stets unter demselben Arme zu tragen.

Gegen solche Schädigungen haben wir Eltern die Pflicht, mit aller Energie einzuschreiten; und die Lehrer sollten uns darin unterstützen! Wenn erst die Primaner mit dem Ranzen ins Gymnasium pilgern werden, dann wird er auch die Würde der Herren Tertianer nicht mehr verletzen. Heute, wo die vornehmen Lieutenants mit dem Tornister ins Manöver rücken, die Urbilder der Eleganz und Schneidigkeit!, wo Graubärte der führenden Volksschichten mit dem Rucksack in allen Gebirgen zu sehen sind, wird man es wohl auch bei unseren Herren Jungens und Fräulein Töchtern durchsetzen können, wenn man nur will! Richtiges Wollen fließt aus rechtem Erkennen, war der Wahlspruch des seligen Sokrates. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, in Eltern und Erziehern das richtige Erkennen zu vermehren.

Noch ein Wort zum Schlusse! Dem Reisenden in den Albanerbergen, in Andalusien und anderen südlichen Ländern drängt sich ein Gefühl der Bewunderung für die herrliche Haltung und die stolze Straffung des hoch getragenen Hauptes der Bevölkerung auf. Das kommt daher, weil das kluge Volk alle Lasten auf dem Kopfe trägt. Dadurch bekommen sie die wundervolle Haltung althellenischer Karyatiden. Auch das ist eine Art gleichmäßiger Belastung des Körpers. Aber alle Einseitigkeit ist vom Uebel! Darum: fort mit der Büchertasche, es lebe der alte Schulranzen! —

Nachdruck verboten.

Heinrich Heine.

Zu seinem hundertsten Geburtstage.

Von Fritz Döring.

Siehe das Portrait Seite 192.

Er hat es nicht verstanden, in seinem Leben stolz und groß zu sein. Aber er verstand es, stolz und groß zu sterben. Er hat viel Erbärmlichkeiten begangen, aber er hat so bitter dafür leiden müssen. „Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme", hatte er in altbiblischem Pathos hinausgerufen, — und anders, als er es gedacht, hat sich das Wort erfüllt. Gegen das Schwert setzen sich noch heut' die Schwerter. Sein Name ist fast ein Kampfruf geworden. Immer neue Heerscharen sammeln sich für ihn, immer neue wider ihn. Jedes Jahrhundert, jedes Jahrzehnt wird den gleichen Kampf sehen, so lange sein Name lebt. Ueber Wolfgang Goethe sind die Akten geschlossen. Immer größer ist er geworden, je weiter wir von seiner Zeit abkommen, so etwa, wie ein gewaltiger Dom, der aus der Ferne mächtig herüberwinkt und in der Nähe verstellt ist von hundert kleinen, winkeligen Straßen. Niemand ist, der Goethe nicht mit Ehrfurcht nahte. Diese Ehrfurcht haben wir vor Heine nicht, so sehr wir ihn bewundern, so viel wir von ihm lieben. Er hatte selbst zu wenig Ehrfurcht; er hat mit unehrlichen Waffen gekämpft gegen Todte, die nicht mehr reden konnten, — mit unehrlichen Waffen kämpft man heute oft gegen ihn. Und der Kampf wird nicht aufhören, weil seine Freunde recht haben und seine Feinde: seine Freunde, denn er war ein großer Dichter, der Unsterbliches vor uns ausschüttete; seine Feinde, denn es ist in seinem Charakter und also auch in seiner Dichtung ein Zug, der undeutsch, häßlich, ja erbärmlich ist. Und es ist nur ein Zeichen für das gesunde, sittliche Fühlen und damit für die historische Größe unseres Volkes, daß es diesen Zug nicht überwinden kann, daß es sich immer von neuem dagegen empört.

Es giebt viele Dichter, für deren Erkenntniß und Beurtheilung es wichtiger ist zu wissen, wo sie gestorben sind, als wo sie geboren wurden. Die beiden Antipoden Platen und Heine gehören dazu. Der vornehme, für die antike und klassische Formenschönheit begeisterte Graf mußte in Italien, der unruhige, moderne, elegante Dichter-Journalist in Paris sterben. Denn in Paris, wo man am radicalsten mit der Vergangenheit gebrochen hatte, mußte dem modernen Juden, der alles von der Zukunft erwartete, am wohlsten sein.

Die Stärke dieses jüdischen Elementes in Heine ist viel größer, als man zunächst glaubt. Das Judenthum, hatte er einmal gewitzelt, ist überhaupt keine Religion, sondern ein Unglück. Von der Religion kam er los, von dem Unglück nicht. Oder man möchte fast sagen: daß er seine Religion verließ, war sein Unglück. Als er es that, schämte er sich bis in sein tiefstes Herz. Gewonnen hat er nichts durch seinen Uebertritt, weder im Leben, noch im Tode, — aber sehr viel verloren. Denn es war ein Abfall nicht nur von der Väter Glauben, sondern es war ein Abfall von sich selbst, weil er log, weil er das Christenthum, zu dem er übertrat, haßte, weil er es nur als „Entrée-Billet zur europäischen Kultur" benutzen wollte. Und als dann die schweren Jahre kamen, wo er siech, elend, abgemagert in seiner sprichwörtlich gewordenen „Matratzengruft" lag, da kam der alte Glaube seiner Väter wieder, eine Sehnsucht nach der Jugend, nach den frommen, heiligen Festen, und machte ihm das Herz schwer.

In einer jüdischen Familie zu Düsseldorf wuchs Harry Heine (erst nach seinem Uebertritt nannte er sich Heinrich) heran. Er ist am 13. December 1797 geboren, nach anderen erst 1799. Sein Vater, Samson, war ein braver Mann, ohne irgendwelche Bedeutung, dabei äußerst, fast kindlich eitel. So ließ er die Gedichte von Goethe mit dem Namen „Ernst Schulze" umkleben, damit er mit gutem Gewissen die Verse seines Sohnes für bedeutender halten konnte! Von ihm hatte Heinrich Heine die noblen Passionen. Die Mutter wirkte, wie alle Dichtermütter, stärker auf den Knaben ein. Sie war fein gebildet, vernünftig, gesund empfindend, und man kann über viele Schattenseiten Heine's hinwegkommen, wenn man sich erinnert, mit wie viel liebevoller, rührender Sorgfalt er bis an sein Ende an der alten Frau hing, wie keine Nachricht von seiner Krankheit zu ihr dringen durfte, wie er ihr nur sein Bestes und Reinstes zeigte.

Der kleine Harry war ein guter Schüler, nur schon als zehnjähriges Bürschchen sehr nervös. Lautes Singen vertrug er nicht. Musik hat er sein Leben lang nicht gemocht und nichts davon verstanden. Dabei ist er vielleicht derjenige deutsche Dichter, der die am meisten musikalische Sprache besitzt. Auch das Tanzen war ihm verhaßt; seinen Tanzlehrer warf er zum Fenster hinaus. Von den Ereignissen und Erfahrungen der frühesten Jugend sind zwei unverwischbar geblieben. Zunächst der Besuch der Rintelsohn'schen Schule. Hier wurde der Grund gelegt zu seiner genauen Bibelkenntniß. Die Bibel blieb für ihn immer das größte der Bücher und wirkte mächtig auf ihn ein, — aber noch mehr Napoleon, den er in scheuer Bewunderung sehen durfte. Es ist eine Thorheit, diese Napoleon-Schwärmerei Heine's als Ausfluß einer undeutschen Gesinnung zu behandeln. In der Kleinlichkeit der Zeit ragte dieser Riese empor wie ein Held verklungener Zeiten. Vor dem Genie beugte sich Heine, wie Goethe sich vor ihm beugte. Und man spürt selbst den Schauer, wenn man Heine's Schilderung liest, wie der Kaiser, hoch zu Roß, mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperator-Gesichte, seine Garden vorbeidefiliren läßt, die schauerlich ergeben und todesstolz zu ihm aufschauen. Diese Schwärmerei hinderte Heine auch nicht, sich im Befreiungskrieg gleich anderen Schülern der Oberklassen als Freiwilliger anzubieten. Und man muß weiter bedenken, daß Napoleon den Juden die vollste bürgerliche Gleichberechtigung verlieh und deshalb jubelnd von ihnen allen empfangen wurde.

Es ist nicht nöthig, von nun an alle einzelnen Phasen des Heine'schen Lebens genauer zu durchwandern. Das Meiste ist zur Genüge bekannt: wie der junge Dichter so gern mit der schönen Scharfrichters-Tochter Josepha plaudert, deren Mutter ihm schauerliche Todtenlieder vorsingt; wie er Spinoza liest und daneben seine Lieblingsbücher, den Don Quixote und Gulliver's Reisen; wie er dann in Frankfurt Kaufmann werden soll und kein Talent dazu hat, — bis er schließlich in die Stadt kommt, die für seine Entwicklung so wichtig wurde: Hamburg. Hamburg, wo sein reicher Onkel wohnte, dem er so viel Aerger, wo

seine schöne Cousine Amalie wohnte, die ihm so viel Schmerzen machte. Mit diesen Schmerzen hat er sein Buch der Lieder gefüllt; mit den Thränen begoß er seine poetischen Nelkenbeete. Daß es mit dem Geschäft ebenso schlecht ging, wie mit der Cousinen-Liebe, daß der Onkel immer von neuem Geld geben mußte, daß Heine endlich die Universität beziehen durfte und sich schließlich den juristischen Doctor erwarb, um sich sofort, in der Hoffnung auf eine Anstellung, taufen zu lassen, — das ist alles bekannt genug. Nur darf man nicht vergessen, den Onkel Heine's ins hellste Licht zu setzen. Jeder andere hätte den gar zu sehr von sich eingenommenen Dichter nach all den vergeblichen Unterstützungen einfach sitzen lassen. Salomon Heine half immer von neuem. Und dabei wirthschaftete der Poet mit dem Gelde des Onkels entsetzlich. Machte dieser ihm Vorwürfe, so konnte es passiren, daß der Neffe ihm erklärte: „Weißt Du, Onkel, das Beste an Dir ist, daß Du meinen Namen trägst". Und da sollte der brave Mann nicht empört sein. Nach mannigfachen Irrfahrten warf den jungen Dichter dann die Juli-Revolution in andere Bahnen. Er ging nach Paris. Seine Bücher wurden verboten, machten trotzdem aber ein außerordentliches Aufsehen. Zwölf Jahre bezog er ein Gehalt von der französischen Regierung. Dann warf ihn ein schweres Rückenmarks-Leiden auf's Krankenbett. Jahre um Jahre lag er in seiner „Matratzengruft". Schon 1848, als er seinen letzten Besuch machte, mußte er sich von seinem Diener die Treppen emportragen lassen. Und 1856 erst starb er. Unsagbares hat er gelitten. Für 500 Francs Morphium hat er jährlich verbraucht. Schließlich wollte auch das nichts helfen. Und doch blieb sein Geist frisch, und doch lachte er, spottete er. „Ein armer, todtkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch, das bin ich jetzt", sagte er selber. Und auf die Frage eines Freundes nach der Wandlung, die er durchgemacht, gab er die Antwort: „Ich bin nicht zum Judenthum zurückgekehrt, denn ich habe es niemals verlassen". Seine Pflegerin in diesen Jahren der Noth war seine Frau, eine dicke, muntere, etwas alberne Person, die gern lachte und sich noch dümmer machte als sie war, um für naiv zu gelten. Und in der letzten Zeit stand an seinem Sterbebette noch ein anderes Wesen, jung, schön, abenteuerlich, die „Mouche". Er nannte sie so, denn sie führte eine Fliege im Petschaft. Schauerliche Gedichte, Liebkosungen eines Halbtodten sind an dieses merkwürdige Geschöpf gerichtet. Im Jahre 1856 ging es schnell zu Ende. Sein Körper war wie der eines zehnjährigen Kindes, seine Füße leblos und so verdreht, daß die Hacken vorn waren, wo der Spann hätte sein sollen, — ein schauerlicher Anblick. Und da, kurz vor seinem Ende, machte er noch einem besorgten Freunde gegenüber den Witz: „Dieu me pardonnera, c'est son métier". Seine letzten Worten waren: „Schreiben, — Papier, — Bleistift"... Am Morgen des 17. Februars 1856, um dreiviertel Fünf, entschlief er. Er soll im Tod eine marmorne Ruhe gehabt haben. Sein Gesicht war wie das einer Statue. Mignet, Gautier, Alexander Dumas folgten mit etwa hundert Personen dem Leichenzug. Auf dem Montmartre liegt die Sandsteinplatte, auf der Henri Heine steht.

Wenn man es recht betrachtet: ein großes Leben ist das gewiß nicht, im Gegentheil: ein Literaten-Dasein mit aller Kleinlichkeit, in dem Geldsorgen, Parteigezänk, ewige literarische Reibereien die Hauptrollen spielen. Es fehlt zweierlei in diesem Leben: die große Idee und die große Liebe. Die große Idee, — denn was war sie bei Heine? Die Liebe zur Dichtkunst? O, er hat die Poesie und sein Talent oft entwürdigt. Die Liebe zur Freiheit? Ach, er hat sie nur geliebt, wenn sie schön war und nicht lächerlich, wenn sie seine Bequemlichkeit nicht störte, und er schöne Verse darüber machen konnte! Es fehlt seinem Charakter, was wir mit dem herrlichen deutschen Worte „die Stäte" bezeichnen. Wenn er schlecht wurde, wurde er schlecht aus Leichtsinn, Genußsucht, aus Mangel an sittlicher Kraft. Viel lag an der Zeit, mehr an ihm selber. Er trug die Widersprüche, die unvereinbarsten, mit sich herum. Er war modern-demokratisch und mußte es sein als Jude, — er war Aristokrat und geborener Feind der Masse als Genie, als Dichter. Er liebte Deutschland, wenn er als Dichter träumte: und er haßte Deutschland und liebte Frankreich, wenn die moderne Seele in ihm die Oberhand gewann. Er haßte das Christenthum, nicht so als Jude, denn als „Hellene", wie er es nannte, und nahm es doch an. Er bejubelte die Revolution und bejubelte Napoleon, — alles durcheinander, alles ehrlich, wie gerade sein Temperament war, seine Stimmung. Börne hat nicht unrecht, wenn er behauptet, Heine hätte die heilige Würde des Absolutismus gepriesen, weil er wohl an jenem Tage einen deutschen Liberalen hätte Sauerkraut mit Bratwurst essen sehen und er athemreines Mundes bleiben möchte. In solchem Falle hatte Heine nicht die Kraft, seine Witze zu unterdrücken. Die Freiheit sollte in Flammen kommen, wie ein Sturm von den Bergen, — er hätte sie angebetet, aber er lachte sie aus, wenn dem begeisterten, schwarzrothgold-bebänderten Studenten hinten die Tabakspfeife hervorguckte. Die sittliche Energie fehlte ihm, — deshalb schwankt sein Bild, zeigt jenem ein Gottantlitz und diesem ein Faungesicht, zeigt beides zu gleicher Zeit, und die Grimasse läßt uns die Erhabenheit vergessen.

Ich sagte ferner: es fehlte ihm die Liebe. Wohl war da die Neigung zu seiner Cousine. Eine ernste, große Neigung, aber er hat sie poetisch zu sehr „ausgeschlachtet", als daß sie sein Herz ganz hätte durchglühen können. Er hat von dieser einen Herzens-Erfahrung Jahrzehnte gezehrt, aus der echten ward eine reine Phantasie-Liebe, eine Liebe für Gedichte. Deshalb dieses Leere, Geistlose, Unwahre in Heine's Liebesauffassung. Er selbst glaubte nicht recht, — wie sollen wir ihm glauben? Und als dann ein Strahl Frauenhuld auf ihn fiel, da war er schon der Todtkranke, der Krüppel, und es entstanden die ewig merkwürdigen und bedeutenden und ewig kranken und unheimlichen Lieder von der Marterblume, die mit dem Todten kost. Seine erste Liebe war eine Traum- und Phantasie-Blume, seine letzte eine Passions-Blume. Was dazwischen lag, war überhaupt nicht blumenhaft.

Aber sein hundertster Geburtstag ist ein schlechter Tag zum Richten. Es ist besser, wir denken daran, was wir ihm verdanken. Und das ist doch so unendlich viel. Wir können seine Dramen vergessen und seine Schmähschriften gegen Börne und Platen; wir können seine großen Satiren vergessen und seine witzfunkelnden Briefe, vergessen können wir seine koketten Sprünge und Grimassen. Es wird jedem Deutschen das Blut in den Kopf steigen, wenn er an den „Sold" denkt, den Heine von Frankreich bezog, wenn er an die wüste Verunglimpfung Preußens denkt, — aber hört unsere Kinder singen! Die Loreley singen sie, und das müßt' ein schlechter Deutscher sein, dem dieses Lied mit zärtlicher Gewalt nicht ans Herz greift, daß er so voller Sehnsucht ist nach seiner Jugend und den deutschen Fliedernächten im Vollmond. — Ich glaube, Heinrich Heine wird erst dann ganz unser sein, unbekämpft und ungehaßt, wenn wir ihn selbst einmal ganz vergessen haben über der Loreley.

Heinrich Heine. Nach dem Gemälde von Julius Giere. — Siehe Seite 191.

Nachdruck verboten.

Ein Fest auf dem Eise.

Nach dem Gemälde von J. Aureli — (Siehe Seite 189.)

Wohl bei keiner anderen Sport-Ausübung sieht man so fröhliche Gesichter wie beim Schlittschuhlauf. Das hat seinen Grund darin, daß der Eislauf eine der gesundesten Körper-Uebungen ist, keine Plage, sondern ein Genuß. Alle Kräfte werden zwar energisch angespannt, aber man empfindet die Anstrengung kaum, so lange sie dauert. Hat man den Schlittschuh unter den Füßen und gleitet über die glänzende Eisfläche leichtbeschwingt dahin, dann braucht man kaum des Vogels Flug zu beneiden. Man fühlt sich gewissermaßen losgelöst von der Scholle, und dieses Bewußtsein verleiht dem Geiste Schwung und Fröhlichkeit. Hierbei ist es gleichgültig, ob man auf großen Seen weite Strecken zurücklegt, oder auf künstlicher Eisbahn sich dem Kunstlaufe hingiebt.

Der Kunstlauf ist erst neueren Datums, er entwickelte sich mit der Vervollkommnung des Schlittschuhs und ist heute so weit gediehen, daß fast jeder Schlittschuhläufer auch zugleich in größerem oder geringerem Maße Kunstläufer ist. Früher sah's freilich um den Schlittschuhlauf anders aus. Man hat lange Zeit nicht gewußt, in welches Zeitalter man die Entstehung des Schlittschuhs verlegen sollte, und nahm an, daß der Eislauf zuerst in Skandinavien und Holland geübt worden und der Schlittschuh erst das Product des Zeitalters des Eisens sei, da dieses das Material zum Schlittschuh lieferte. Aber man hat sich getäuscht! Im Anfange der sechziger Jahre unseres Jahrhunderts fand man in Pfahlbauten der reinen Steinperiode Geräthschaften aus Pferdeknochen, die so zugeschliffen und an beiden Enden derart durchlöchert sind, daß die Pfahlbauern sie an ihre Leder-Sandalen schnüren und sich ihrer offenbar als Eisschuhe bedienen konnten. Diese höchst primitiven Geräthe waren selbstverständlich nicht dazu angethan, so benutzt zu werden, wie unsere Eisen-Schlittschuhe, denn die Kante der Knochen-Schlittschuhe greift zu wenig in das Eis ein, um ein selbständiges Laufen zu gestatten. Die Pfahlbauern mußten sich also solcher zugespitzter Stücke bedient haben, wie z. B. heute noch die Bauern am Bodensee sie benutzen, wenn sie auf den Kufen ihrer Schlitten stehend, sich mit langen Eisstöcken fortstoßen und mit großer Schnelligkeit über die Eisfläche dahinsausen. Daß man mit dieser Annahme das Richtige getroffen hat, wurde neuerdings durch eine Stelle aus einer alten Beschreibung der Stadt London bewiesen. Es heißt dort, daß die Jugend noch im siebzehnten Jahrhundert oft auf den unter den Wällen der City von London liegenden zugefrorenen Mooren zu spielen pflegte. „Einige nehmen einen Anlauf und schleifen auf dem Eise," sagt der Chronist, „andere binden Knochen unter die Füße und gleiten, indem sie sich mit einem gespitzten Stab stoßen, so schnell über das Eis, wie der Vogel durch die Luft." —

Welch großer Unterschied ist zwischen damals und heute! Damals war man bestrebt, weite Strecken, oft mit schweren Lasten auf dem Rücken, in möglichst kurzer Zeit zurückzulegen, die Beschaffenheit des Schlittschuhes aber setzte Schranken. Heute, wo der Schlittschuh eine große Schnelligkeit gestattet, ist der Eislauf in der Hauptsache zum Sport geworden, und man legt den Schwerpunkt auf Kunstfertigkeit und Eleganz. Wie anders sieht daher heute ein Eisfest aus, bei denen Damen und Herren auf zierlichen Schlittschuhen bald einzeln, bald paarweise auf der glatten Bahn sylphidenartig einherschnellen. Tänze werden nach dem Klange der Musik aufgeführt, und zwar begnügt man sich nicht mit dem einfachen Walzer, sondern tanzt Quadrille, Lancier, Galoppade, Mazurka u. s. w. Der Höhepunkt aber wird erreicht, wenn ein Kostümfest bei elektrischer Beleuchtung arrangirt ist. Theilnehmer der weltberühmten Petersburger Eisfeste z. B. können nicht genug erzählen von dem feenhaften Anblick, den diese Feste gewähren. Tausende von Schlittschuhläufern in der Tracht aller Nationen, in Fantasie-Kostümen und humoristischen Masken tummeln sich auf dem Eise umher, humoristische Aufführungen wechseln ab mit Tänzen, an denen hunderte von Paaren theilnehmen, und wenn dann die gesamten Schlittschuhläufer, farbige Lämpchen an Mütze und Gürtel, in raschem Laufe um den aus Eisblöcken erbauten und glänzend erleuchteten Eispalast dahinschwirren, dann möchte man an ein Märchen aus Tausend und eine Nacht glauben. Es bedarf aber nicht einmal solcher Feste, das Auge des Beschauers ergötzt sich jederzeit an den schönen Bewegungen der Laufenden, zugleich aber freut man sich, daß dieser gesunde Sport jetzt so viele Anhänger gewonnen hat und daß selbst die Behörden damit beginnen, den Schülern Gelegenheit zu verschaffen, sich auf dem Eise herumtummeln zu können und Fröhlichkeit und Gesundheit mit nach Hause zu bringen.

Redactions-Post.

Hausfrau in Basel. — Der eigenthümliche Geruch des Juchtenleders rührt vom Birkentheer her, mit dem man das Leder von der Fleischseite aus getränkt hat.

Amalie P. in Flensburg. — Die Deutung des Vergißmeinnicht als Sinnbild der Erinnerung, der Freundschaft und Liebe ist verhältnißmäßig neueren Ursprungs dichterischer Phantasie. Die Symbolik des Vergißmeinnicht als Erinnerungsblume stammt aus alter Zeit. Sie gehört zu den in den altdeutschen Sagen vorkommenden Wunderblumen, welche dem, der sie findet und auf seinen Hut steckt, den Eingang zu den in den Bergen verschlossenen Schätzen öffnen. Steckt nun Einer das Vergißmeinnicht auf seinen Hut, so hat er dadurch freien Zutritt zu diesen Schätzen, er darf aber, daselbst angekommen, seinen Hut nicht ablegen, weil sonst alles für ihn verloren ist. Thut er es aber doch, so erschallt eine Stimme „Vergiß das Beste nicht", diese Stimme kommt von der Blume selbst, die daran mahnt, daß mit ihrem Verlust auch ihre Wunderkraft verloren geht. — Sehr sinnig ist Baumbach's Märchen von dem Wasser des Vergessens (Sommermärchen), wir empfehlen es Ihnen zur Lectüre.

Frau v. St. in Königsberg. — Das beste Ylang-Ylang-Oel wird von deutschen Apothekern geliefert, die sich auf den südasiatischen Inseln niedergelassen haben. Der Baum, dessen Blüthen das duftende Oel liefert, heißt Cananga adorata. De: Duft ist indessen kein Geschenk der Natur, sondern ein Werk des menschlichen Fleißes, denn die wilden Cananga-Bäume treiben im Urwalde fast geruchlose Blüthen; erst aus den Kulturpflanzen gelang es, das ätherische Oel herzustellen. Die Arbeit ist mühselig, denn aus 5 kg Blüthen erhält man etwa 25 g Oel, aber immerhin nicht so umständlich wie die Herstellung des Rosenöls, da man 50 bis 100 kg Rosenblätter gebraucht, um 25 g Rosenöl zu erhalten. Ylang-Ylang eignet sich vor allem zur Herstellung gemischter Taschentuch-Parfüme. Es steht sehr hoch im Preise, der um 500 bis 600 Mark für das Kilo schwankt. Nach Europa werden jährlich im Durchschnitt gegen 1500 kg Ylang-Ylang-Essenz eingeführt. Das ist nur einer der berühmten Düfte des Orients! Sie sehen, daß wir jährlich Millionen für Wohlgerüche ausgeben.

Backfisch in Jena. — Stellen Sie Ihr Licht nicht unter den Scheffel, Sie haben ein prächtiges Zeichentalent, welches nur noch ausgebildet werden muß.!

Gertrud M. in Bamberg. — Wir können Ihnen nichts Genaueres sagen, wenn wir nicht wissen, welchem Ziele Sie zustreben. Was für das Haus ausreicht, genügt noch lange nicht für die Oeffentlichkeit. Schreiben Sie uns bitte ausführlicher.

Helene S. in Altona. Leider nicht geeignet.

Treue Abonnentin in Meißen. — Ihr Wunsch wird erfüllt werden, schon im ersten Hefte des neuen Jahrganges beginnt ein sehr spannender Roman „die Thalkönigin" von Hermine Villinger. Ihr liebenswürdiger Brief hat uns viele Freude gemacht, wir haben ihn unserer Mitarbeiterin eingeschickt. Besten Gruß.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Hein, für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.